Lehrbuch

der

Weltgeschichte

von

Dr. J. B. Weiß
k. k. Regierungsrath,
o. ö. Professor an der k. k. Universität zu Graz.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Siebenter Band.

Die französische Revolution.

1. Hälfte:

Ursachen und Vorspiele. Ihr Verlauf vom 4. Mai 1789 bis zum Ausbruch des Krieges 1792.

Graz, 1888.
K. k. Universitäts-Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung „Styria“.

K. k. Universitäts-Buchdruckerei „Styria“ in Graz.

Die Vorspiele der französischen Revolution.

Die Begründung der nordamerikanischen Freistaaten wirkte mächtig auf Europa zurück, am meisten auf das Volk, welches ihnen beim Kampfe gegen das Mutterland helfend zur Seite gestanden, auf die Franzosen.[1]) Die Krieger verbreiteten in der Heimath die Ideen, für deren Siegen sie am Delaware gestritten hatten. Aus Zuständen, die ihnen unerträglich schienen, hatten sich die Nordamerikaner durch Berufung auf die ewigen Menschenrechte und durch Einsetzen aller ihrer Kraft dafür gerettet, waren zu den einfachsten Grundlagen des Lebens zurückgekehrt und hatten mit Umsicht und Muth ein ihnen würdiger scheinendes Dasein erstritten. Sollte dies den Franzosen nicht auch möglich sein? — Damals wurde ein Blatt verbreitet, das auf der einen Hälfte die Menschenrechte der Nordamerikaner enthielt, auf der anderen Hälfte nur die Ueberschrift „Die Menschenrechte der Franzosen" und darunter einen leeren Raum. — Sollten nicht auch die Franzosen ihre Menschenrechte erkämpfen? — Kein Volk ist bewegungslustiger als das französische, keinem war es in seinem Zustande unbehaglicher, keines ist geneigter für eine Idee den Kampf zu beginnen, bei keinem ist der Weg vom Kopf bis zur Faust kürzer. — Einfluß Nordamerikas auf Frankreich.

So wirkte denn der neue Welttheil mächtig zurück auf den alten und regte an zu der gewaltigen Bewegung, welche da die französische Revolution heißt, einer der merkwürdigsten im Leben der Menschheit, die nach und nach die meisten Völker Europas ergreift. Alles Alte wird in Frage gestellt, für hohe Ideen wird gestritten mit Feuer und Schwert, zu Land und zur See, wie mit den Waffen des Geistes, in Rathsverhandlungen und in Reden an das Volk. Um den ganzen Erdkreis schlingt sich nach und nach der blutige Gürtel des Krieges. Große Talente entfalten ihre von Gott verliehene Kraft, Ehrgeizige ringen nach Herrschaft, edle Herzen wagen Alles für hohe Ziele, Schwärmer eilen auf Wegen zum Ziele der Freiheit, auf welchen kein Glück zu finden ist; Verbrecher rütteln mit titanischer Kraft an den Grundsäulen, auf welchen das sittliche und geistige Leben Europas bisher ruhte. Es ist eine Bewegung merkwürdig durch ihre Tiefe und durch ihre Weite, durch die — Die Revolution.

[1]) Vgl. die Einleitung zu Bd. VII dieses Werkes, S. 923—1174.

Fülle von Talenten, durch Siege und Niederlagen, durch Schläge und Rückschläge, in denen sie immer neu sich gestaltet, immer frisch und lehrreich bleibt, wenn sie auch schrecklich ist. Wir alle sind noch in ihre Wellenschläge hineingezogen.

Fassen wir zunächst die Ursachen und die Vorspiele dieser urgewaltigen Bewegung ins Auge! Da ist zunächst zu schildern

Die französische Gesellschaft vor 1789.

Man berechnete damals das französische Volk auf 25,000.000 Seelen. Es gab Hörige, Gemeinfreie und Privilegirte, Klerus und Adel — der erste der Privilegirten war der König. Die Vorrechte der Privilegirten waren groß; sie haben ihren Grund in der Geschichte. Vorrechte sind zu allen Zeiten nur durch Leistungen erkauft worden, denn der Mensch, von Natur selbstsüchtig und neidisch, haßt jeden Vorzug und gesteht ihn nur für entsprechende Dienste zu und meist nur so lange, als diese Dienste empfunden werden. Da nun Frankreich Jahrhunderte hindurch diese Vorrechte gelten ließ, so müssen diese Leistungen groß gewesen sein, aber auch die Gründe wichtig, aus denen man auf einmal ihnen die Anerkennung versagte.[1])

Die Geschichte Frankreichs gibt die Lösung des Räthsels. Wie war es durchdrungen von römischer Cultur, durchzogen von Heerstraßen, reich besetzt mit Städten, mit Villen, in den drei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung! Und wie brauste dann verheerend der Sturm der Völkerwanderung darüber! Fast kein Volk, das nicht dort Beute suchte, fast keine Stadt, die nicht öfter erstürmt, geplündert, verbrannt wurde! Wie viel Schlachten sind nicht auf seinen Fluren geschlagen worden — bis ein mächtiges Frankreich erstand! Wo einst Städte und Gärten und Felder, da wuchs der Wald und hauste das Wild. Und diesen Wandel hat Frankreich zweimal durchgemacht, denn nachdem unter den gewaltigen Männern aus dem Hause Pipins Ordnung geschaffen und Bildung verbreitet worden war, besonders unter dem großen Karl, zerfiel unter seinen Nachfolgern wieder das Frankenreich und hausten die Normannen, wie einst die Alanen und Vandalen, Heruler und Hunnen, und es trat Wald und Wildniß an die Stätten, wo einst Ackerbau und Kunstfleiß geblüht hatten. Frankreich hat eine eigene Geschichte des Waldes, seines Vordringens und Zurückweichens im Laufe der Zeiten. Die Hausthiere verwilderten zweimal und mußten zweimal neu gezähmt werden.[2]) Alle Ordnung hatte sich aufgelöst. Der Einzelne wurde eine Beute des Man-

[1]) Taine, Les origines de la France contemporaine. I. L'ancien régime. Paris 1876, p. 1–9.

[2]) Alfred Maury, Histoire de la forêt aux temps anciens et pendant le moyen-âge, Paris. — Montalembert, Die Mönche des Abendlandes. Bd. II, S. 351–428.

gels, der Raubthiere, des Feindes, wenn er sich nicht einem muthigen Manne anschloß, der ihn schützte. Aus diesen Tapferen, welche Muth hatten, als Alles verzagte, welche die Ordnung zu erhalten wußten, wo Alles in Trümmer ging, wo keine Regierung, keine Sicherheit mehr war, aus diesen Kriegern (milites) ist der Adel entstanden, aus Jenen, welche bei ihnen Schutz suchten und fanden, die Hörigen, aus den gegebenen Verhältnissen — die Rechte des Adels. Ursprung der Adelsrechte.

Taine bemerkt sehr gut: [1]) „Damals war ein Adeliger, wer tapfer, stark und waffenkundig war, wer statt zu fliehen oder Lösegeld zu zahlen standhielt und seinen Winkel Erde mit Brust und Schwert vertheidigte. Um das zu thun, bedurfte es keiner Ahnen, sondern des Muthes, und man war zu froh der Vortheile, die der Adelige bot, als daß man nach seinem Titelbrief hätte fragen sollen. Jeder Gau hat zuletzt seine Krieger, seine ständige Truppe, die dem Angriff der Fremdlinge widerstehen kann und den Gau schützt. Und am Schlusse eines Jahrhunderts ist dasselbe Europa, das vorher von Flottillen zweisegliger Barken verheert werden konnte, im Stande, ein Heer von 200.000 Mann nach Asien zu werfen und sich im Norden und Süden, angesichts von Mohammedanern und Heiden, als Eroberer zu geberden. Die Kreuzzüge. Zum zweiten Male entsteht eine ideale Gestalt, zu der des Heiligen die des Helden: sie besteht in einer beharrlichen Gendarmerie: Jedermann vom Vater auf den Sohn und vom Sohn auf den Enkel ist ein erblicher fortwährender Gendarme. Jedermann wird mit seinem erblichen Range, seiner localen Stellung, seinem Solde in Grundstücken in diese Gesellschaft hineingeboren; Jedermann hat die Gewißheit, sein Häuptling werde ihn nicht verlassen, dafür aber habe er bereit zu sein, sich im Nothfalle für seinen Häuptling tödten zu lassen. In solchen Zeiten unaufhörlichen Kampfes ist nur das feudale Regiment brauchbar. Eine spanische Chronik sagt: ‚Damals hielten Könige, Grafen und Ritter, um jeden Augenblick bereit zu sein, ihre Pferde in den Zimmern, die sie mit ihren Frauen bewohnten.' Man schlief mit den Waffen in der Hand, wie der amerikanische Lieutenant im Blockhaus inmitten der Sioux. Die Häuser waren Feldlager und Zufluchtsorte. Geschmack und Gefühle ordneten sich dem Dienste unter: hier mußte ein vierzehnjähriges Kind marschiren, dort eine sechzigjährige Witwe sich wieder verheirathen. Dank dieser Tapferkeit ist der Bauer geschützt, man wird ihn fortan weder tödten, noch als Gefangenen wegführen, oder ihm den Hals ins Joch stecken; er wagt es zu ackern, zu säen, auf eine Ernte zu hoffen; er weiß, daß er, wenn eine Gefahr herannaht, für sich, seine Familie, sein Getraide eine Zuflucht innerhalb der Palissaden der Festung findet. Allmälig bildet sich zwischen dem Befehlshaber und den älteren Ansiedlern ein stiller Vertrag heraus, der zum anerkannten Gewohnheitsrecht wird. Die Rechte des Herrn. Sie arbeiten für ihn, bewirthschaften sein Feld, versehen seine Frohnfuhren und, da er seine Soldaten erhalten muß, zahlen sie ihm Grundsteuern, Haus-, Vieh-, Erbschafts- und Verkaufssteuern. — Andern gewährte er nur Schutz, Samen und Arbeit unter Bedingungen, die ganz in seinem Belieben standen, denn der Boden, auf dem sie arbeiteten, gehörte ihm. — Unter dem doppelten Titel eines Herrschers und Besitzers behielt der Herr die Wiesen, die Wälder, Flüsse und das Jagdrecht für sich. Da Niemand anderer die Mittel dazu besaß, war er allein im Stande,

[1]) Taine, l. c. p. 9—14.

Mühlen, Backöfen, Weinpressen, Fuhrten, Brücken zu errichten, Straßen zu erbauen, Teiche zu graben, Stiere anzuschaffen — zur Entschädigung erzwang und besteuerte er die Benützung dieser Dinge. — Gewohnheit, Nothwendigkeit, freiwillige oder unfreiwillige Ergebung in die Umstände machten zuletzt aus Herren, Leibeigenen und Bürgern eine durch gemeinsame Interessen verbundene Familie." —

Zahl der Bevorrechteten. Die Zahl der Privilegirten belief sich in Frankreich auf 270.000, wovon 140.000 dem Adel, 130.000 dem Klerus angehörten. Das ergibt ungefähr 25.000 bis 30.000 Familien, 23.000 Mönche in 2500 Klöstern, 37.000 Nonnen in 1500 Klöstern, 60.000 Pfarrer und Vicare. Es fällt somit auf jede Quadratmeile Landes und auf je 1000 Einwohner eine adelige Familie und die Klöster stehen in Zwischenräumen von sechs oder sieben Meilen neben einander. Die Gesammtbevölkerung Frankreichs ward auf 25 bis 26,000.000 veranschlagt.[1])

Vertheilung des Landes, Unter diese ist das Besitzthum so vertheilt: ein Fünftel gehört der Krone und den Gemeinden, ein Fünftel dem dritten Stand, ein Fünftel den Landbewohnern, ein Fünftel dem Adel, ein Fünftel dem Klerus.

der Steuern. Taine, einer der gelehrtesten, umfassend gebildetsten, wahrheitsliebendsten Geschichtschreiber, hat den socialen Zuständen des alten Frankreichs jahrelange Studien und einen ganzen Band gewidmet.[2]) Wir geben hier einige Züge und Zahlen aus ihm.

Die Privilegirten besaßen die reichste Hälfte des Landes. Das Vermögen der todten Hand ward auf vier Milliarden Francs veranschlagt, das Jahreseinkommen auf 80 bis 100 Millionen, mit dem Zehnten, welcher 123 Millionen Francs eintrug, auf 200 Millionen Francs. Nicht minder groß war das Vermögen des Adels. Die Prinzen von Geblüt hatten ein Jahreseinkommen von 24 bis 25 Millionen, der Herzog von Orleans allein von 11,500.000. Die Apanagen der königlichen Prinzen waren ein Siebentel des ganzen Territoriums werth.

Dabei sind Adel und Klerus ganz oder theilweise steuerfrei,[3]) die Taille oder Grundsteuer trifft nur die Pächter. Sobald ein Privilegirter sein Gut selber oder durch einen Beamten bewirthschaftet, macht er es frei von der Taille. Alle sollten die Kopfsteuer (Capitation) und fünfpercentige Einkommensteuer (Vingtième) erlegen, aber die Geistlichkeit gibt als Corporation eine freiwillige Gabe (Don gratuit) und beschatzt sich selber. Der Adel zahlt nicht Steuern nach demselben Maßstab wie ein Bürgerlicher, er ist frei vom Militärdienst, von Einquartirung, von Straßenbau und Frohndienst. Steuerfreiheit ist ein Rest der alten Unabhängigkeit.

Andere Rechte des Adels und Klerus. Daneben haben sie aus ihrer früheren Unabhängigkeit her auf ihren Gütern noch manche Rechte: die Prinzen ernennen zum Beispiele die Justizbeamten und Pfründenbesitzer; das Haus Orleans erhebt Accise von Getränken, Gold- und Silberarbeiten, Karten, Papier und Stärke. Der Gutsherr hat in der Kirche seine Ehrenbank, das Recht des Weihrauches und der Bestattung im Chor; er

---

[1]) Vgl. die verschiedenen Berechnungen bei Taine, l. c. im Anhang p. 529—530.

[2]) Les origines de la France contemporaine. Tom. I. L'ancien régime. Paris 1876.

[3]) Sur les droits féodaux et sur l'état d'une domaine féodal en 1773 im Anhang zu Taine, l. c. p. 531—538.

wählt den Pfarrer und bestimmt die Stunde des Gottesdienstes; er ist Oberrichter, ernennt die Beamten und erhält als Ersatz für seine Mühe und Kosten in Ausübung der Rechtspflege das Vermögen der zum Tod oder zur Confiscation Verurtheilten; er erbt, was ein Bastard hinterläßt, der ohne Testament und legitime Kinder stirbt. Gefundene Sachen, ein Drittel aller vergrabenen Schätze gehören ihm und alle aufgegebenen Landstücke, welche seit zehn Jahren nicht mehr bebaut wurden. Er bezieht Taxen für den allgemeinen Schutz, Ohmgelder, Herdsteuer, Triftgelder, ein Sechstel vom Erlös aller verkauften oder auf mehr als neun Jahre verpachteten Güter, die Acapte, den doppelten Zins beim Tode des Herrn oder des Zinsmanns in Form des einjährigen Fruchtertrages. Er erhebt Zölle auf Brücken, Fuhrten; er bezieht die Marktsteuer; die Einwohner müssen gegen Abgaben sich seiner Weinpresse, seiner Mühle, seines Schlachthauses bedienen. Er darf von seinen Leibeigenen die Grundsteuer verlangen und sie zum Frohndienste anhalten; sie müssen ihm seine Felder beackern, besäen und abmähen. Die Kinder beerben ihre Eltern nur unter der Bedingung, daß sie bei denselben bleiben, also bei ihrem Tode anwesend sind, sonst erbt der Gutsherr. Er bezieht die Weidesteuer, er hat das Fischrecht, das Jagdrecht, den Weinbau, das heißt 30 bis 40 Tage nach der Lese darf er allein Wein verkaufen. Er darf sein Vieh auf den Wiesen der Unterthanen weiden, seine Tauben auf ihre Felder zur Fütterung fliegen lassen, er hat seinen Antheil an der Weinlese, an der Ernte seiner Unterthanen, in einigen Gegenden ein Viertel, in andern ein Zwölftel. Les beaux droits.

Leibeigene gab es in Frankreich noch ungefähr 1,500.000. Ludwig XVI. hatte 1778 auf seinen Gütern die Leibeigenschaft aufgehoben, mehrere Große waren seinem Beispiele gefolgt; andere hatten für die Ablösung so hohe Preise gefordert, daß die Armen außer Stand waren sich loszukaufen.[1]) Leibeigene.

Das waren Rechte, die in früheren Zeiten von den Geschützten ihren Schützern willig zugestanden und von den Herren in der Regel mit Mäßigung gebraucht wurden — durch Härte schadeten sie nur sich selber — dies zeigt ihre lange Dauer. Die Bauern betrachteten ihren Gutsherrn als ihren Vater; er hingegen nahm Antheil an allen ihren Unfällen, die ja auch ihn angingen; er besuchte sie auf ihren Gehöften, plauderte mit ihnen, war bei den Hochzeitsfesten ihrer Kinder, trank mit den Gästen. Die Vertraulichkeit schadete der Achtung nicht. Die gute patriarchalische Zeit.

So war es vor Ludwig XIV. und noch nach ihm beim Adel, der auf seinen Gütern, inmitten seiner Unterthanen, hauste. Man kannte sich von Jugend auf, hatte gemeinsame Interessen, Beschäftigungen und Vergnügungen. Das war die gute patriarchalische Zeit, von welcher Montaigne bemerkt, der französische Edelmann habe das Gefühl eines Königs. —

Das war die Zeit, von welcher Marquis Mirabeau[2]) bemerkt: „Der einstige ländliche Adel führte freiwillig ein heiteres, abgehärtetes Leben, verursachte dem Staate wenig Kosten und brachte ihm dadurch, daß er zu Hause wohnte und sich mit dem Dünger abgab, mehr ein, als wir ihm heute mit unserem Geschmack, mit unserer Wissenschaft, mit unserer Kolik und Migräne einbringen. Man weiß,

---

[1]) Taine, l. c. p. 30—31.

[2]) Es ist der Ami des hommes, Victor Riquetti, Marquis von Mirabeau.

daß die Bauern die Manie hatten, ihren Herren fortwährend Geschenke zu bringen." — Aber er bemerkt über die veränderte Zeit auch: „Ich habe diese Gewohnheit überall aufhören sehen, und zwar geschah dies mit vollem Rechte. Die Herren sind den Leuten zu Nichts mehr nütze, und es ist ganz begreiflich, daß sie von ihnen vergessen werden, wie sie selbst sie vergessen haben. Da Jedermann den Herrn fern weiß, plündert ihn Jedermann — und damit geschieht ihm Recht." — In ähnlicher Weise haben die geistlichen Grundherren durch ihr Walten die Liebe ihrer Untergebenen erworben: sie waren die Väter der Armen, die Wohlthäter

Geistliche Grundherren.

ihres Gebietes und waren als solche verehrt. Der Franzose sagt mit Recht: „Was das Auge sieht, prägt sich dem Gemüthe ein; man kann nicht kalt bleiben beim Elende eines armen Mannes, mit dem man seit Jahren Grüße wechselt, dessen Leben man kennt, der für die Phantasie keine Abstraction oder statistische Ziffer ist, sondern eine leidende Seele und ein leidender Leib." [1])

Aenderung der Zeit.

Die Zeiten hatten sich allerdings verändert: der König und sein Heer leisteten jetzt für Aufrechthaltung der Ordnung, was früher die kleinen Gaukönige geleistet hatten. Die Lage war eine neue: wenn sie aber als locale Magistrate und als Vertreter ihres Cantons bei der Centralgewalt wirkten, durften sie der Zuneigung ihrer ehemaligen Unterthanen gewiß sein wie der Fortdauer einer ehrenhaften Stellung. In diesem Sinne hat sich der englische Adel zu behaupten vermocht.

Ein rechter Adel ist nützlich.

Taine bemerkt sehr gut,[2]) wie es eine Lehre der Geschichte ist, daß ein Fortbau leichter sei, als ein Neubau; namentlich wenn die Mehrheit ungebildet ist, bewährt es sich als vortheilhaft, daß die Leiter des Volkes durch erbliche Gewohnheit und besondere Erziehung und Bildung im vorhinein bestimmt sind. Man braucht sie nicht lange zu suchen, sie sind längst da, kenntlich durch Namen und Vermögen, durch Uebung, Tradition, Bildung, Familienstolz zur Regierung geeignet.

An Talent, an Vermögen, an Bildung hat es dem französischen Adel nicht gefehlt, aber seine ganze Stellung war seit der Centralisation eine verfehlte geworden — er verlor seine Wurzeln im Herzen des Volkes. Die

Ludwig XIV.

Regierung — namentlich Ludwigs XIV. — hat ihn lahmgelegt, entnervt, arm, abhängig gemacht und dem Hasse des Volkes ausgesetzt.

Die hervorragende Stellung ist durch das Recht einer Wirksamkeit und durch das Leben unter dem Volke bedingt. Die Wirksamkeit unter den Unterthanen hörte

nimmt ihm die Grundlage.

jedoch auf, seit die Regierung ihren Intendanten alle Macht gegeben, seit sie die Verwaltung jedes Dorfes, die Rekrutirung, die Vertheilung der Steuern, die Ausbesserung der Kirchen, die Errichtung von Straßen und Wohlthätigkeitsanstalten an sich gerissen, seit sie jede Versammlung von zwanzig Edelleuten verboten hatte. Alle Gewalt hat jetzt die Regierung, der Edelmann dagegen nur den leeren Titel. An diesen klammert er sich, verliert aber die Liebe der Unterthanen, für welche er Nichts mehr leisten kann, während er doch noch immer Steuern von ihnen erhebt. Er verliert die Liebe zu seiner alten Stellung, er zieht an den Hof; der

---

1) Taine, l. c. p. 38—52.
2) Taine, l. c. p. 34—35.

Aufenthalt in Versailles ist theuer, er macht Schulden. Um sie zu decken, verkauft er ein Recht, ein Feld nach dem andern — und wird so arm; oder er macht seine Rechte mit Härte geltend — und die Folge ist der gründliche Haß seiner Bauern.

Das Königthum hat diese kleinen Cantonalsouveränitäten nach und nach alle zu Einem Ganzen verschmolzen — wir sahen in den früheren Bänden, wie viel Mühe, List, Gewalt, Tapferkeit aufgewendet werden mußte,[1]) bis Frankreich geeint war, bis Ludwig XIV. sagen konnte: „Der Staat, das bin ich!" Einst konnte Montaigne mit Stolz sagen: „Jeder französische Edelmann ist König auf seinem Gute und hat sich um Niemand zu kümmern." Jetzt ist diese Selbständigkeit des Adels gebrochen und ist der Edelmann nur ein Diener des Königs und der König der erste Edelmann. Alles Leben, alle Feinheit, aller Glanz, alle Huldigung drängt sich um den Thron. — Der König.

Der Hofhalt des Königs.

Versailles[2]) ist der eigentliche Königssitz, nur durch das Leben des Königs bewohnt und bevölkert, denn die 70.000 bis 80.000 Einwohner sind nur da, um dem König zu dienen oder zu huldigen. Mit Recht sagt ein Franzose, seit den Zeiten der Cäsaren habe kein menschliches Wesen so viel Raum eingenommen. Chateaubriand erzählt: „Man hat Nichts gesehen, wenn man nicht die Pracht von Versailles (selbst nach der Verabschiedung des alten königlichen Hauses) gesehen hat. Ludwig XIV. war noch immer da!"[3]) In breiter Majestät liegt das Schloß da und die großen Avenuen scheinen die Arme, welche die Huldigungen Frankreichs entgegennehmen wollen. Der Palast hat 153 Millionen gekostet (nach heutigem Gelde wenigstens 700), wie viel erst dieser Park, diese Wasserwerke! — Alles der Ausdruck, was der König vermag: auf den Sand hat seine Macht diese Gärten hingezaubert, selbst der Natur Gewalt angethan, den Bäumen besondere Gestalt gegeben, den Rasen in geblümte Teppiche verwandelt! Versailles.

Der Würde des Königs entspricht die Größe seines Haushaltes. Er hat eine Wache von 9050 Mann (Garde, Infanterie, Cavallerie, zwei Schweizer Garden, Gardereiterei, Garde-Gendarmerie, Thorwache), die ihn jedes Jahr 7,681.000 Livres kosten. Er hat einen Marstall von 3000 Pferden und 217 Wägen, mit 38 Ehrenstallmeistern und 1458 Dienern, deren Livreen allein jährlich 540.000 Francs kosten. Er gibt jährlich 500.000, seit 1786 noch 250.000 Franken aus für neue Pferde: 287 werden täglich in den zwei Reitschulen eingeübt, ein Stall enthält 437, ein anderer 443 Sattelpferde — der ganze Hofstall kostet jährlich 6,200.000 Francs.[4]) Haushalt.

Der König ist der vollendete Cavalier: wie er die Pferde liebt, so auch die Jagd, die ihn jährlich 1,200.000 Franken kostet. Die Jagdhunde und die Pferde kosten jährlich 233.000 Francs. Er hat seine Eber-, seine Wolfs-, seine Reh-, seine Hasen-, seine Hühnerjagd. Der größte Theil der Umgebung von Jagd.

[1]) Vgl. Bd. II d. W. S. 816—817 und an vielen Stellen der folgenden Bände.
[2]) Taine, l. c. p. 116 ff.
[3]) Mémoires d'outre tombe, I, p. 221: On n'a rien vu, quand on n'a pas vu la pompe de Versailles.
[4]) Taine, l. c. p. 119.

Paris ist reservirter Jagdgrund. Der Park von Versailles umfaßt zehn Meilen, der von Rambouillet hat 25.000 große Morgen (Arpents). Die französischen Könige sind gewaltige Nimrods: Ludwig XV. erlegt in einem Jahre 6400 Hirsche, Ludwig XVI. erlegt an einem Tage 60 Stücke, im Laufe von 14 Jahren 1254 Hirsche und 189.251 andere Thiere.[1])

Kapelle. Aehnlich ist der Aufwand in anderen Dingen. Die Kapelle des Königs ernährt 75 Almoseniere, Kapläne, Beichtväter, Prediger, Küster, Ausrufer, Träger, Sänger, Notenschreiber, Compositeure von Kirchenmusik. Seine medicinische Abtheilung zählt 48 Aerzte, Chirurgen, Apotheker und dergleichen. Sein weltliches Musikcorps umfaßt 128 Sänger und Instrumentisten. Seine Bibliothek. Bibliothek beschäftigt 43 Bibliothekare, Vorleser, Dolmetscher, Graveure, Geographen, Buchbinder und Buchdrucker. Sein Ceremonienpersonal besteht aus 62 Herolden, Schwertträgern. Ueber seine Wohnung haben die Aufsicht Küche. 68 Marschälle, Fouriere. Sein Küchenwesen hat drei Abtheilungen: 1. für den König und die unmündigen Kinder; 2. die Cavalierküche, für den Großmeister und die beim König wohnenden Prinzen; 3. die Marschallsküche für die dienstthuenden Edelleute. Es gibt 383 Küchenbeamte und 103 Aufwärter. Die Ausgaben belaufen sich auf 2,178.000 Livres, dazu kommen 389.000 für den Tisch von Madame Elisabeth, die doch so sehr die Einfachheit liebte; 1,000.000 für Mesdames de France. Der Weinhändler erhält 300.000, der Wildprethändler und Fischhändler 1,000.000. Das Trinkwasser aus Ville d'Avray herbeizuholen kostet 70.000 Francs jährlich. Die Fische kosten für die Prinzen und Prinzessinen jährlich 175.116 Francs. Den inneren Innerer Dienst. Dienst versehen zwei Großmeister, jeder mit etwa hundert Beamten, 198 im Ganzen. Der Dienst ist sehr getheilt: es gibt Mantelträger, Stockträger, Aufseher über die Maulthiere, welche das Bett des Königs von einem Schloß zum andern schaffen, Angestellte, um dem König die Cravate zu bringen und zu binden. Alle diese haben jährlich mindestens 20.000 Francs. Fast in jeder Ecke in Versailles stehen einige betreßte Diener.

Aber Versailles ist ja nicht seine einzige Wohnung, er residirt bald im Louvre, bald in den Tuilerien, in Chambord, Trianon, La Muette, Meudon, Choisy, Fontainebleau, Saint-Cloud, Saint-Hubert, Saint-Germain, Compiegne, Rambouillet. Das Erneuern und Aus- Kosten. bessern der Möbel kostet ihn jährlich 2,000.000 Francs. Der Diener sind mehr denn tausend. Die Wanderung von einem Schlosse zum andern kostet mindestens 120.000 Francs — mit dem Volk von Dienern und Handwerkern. — Kurz der civile Haushalt des Königs zählt 4000, der militärische 9000 bis 10.000 Personen; der seiner Verwandten 2000, in Summa 15.000, die jährlich 40 bis 45 Millionen verschlingen.[2]) —

Der Hofhalt ist glänzend und der König ein gütiger Herr — es regnet Schenkungen. Gnaden auf seine Umgebung. Die Söhne seiner Höflinge erhalten Domherrenstellen, Ordenspfründen, die mindestens 20.000 Livres eintragen — er verleiht 1500 große und kleine geistliche Stellen. Und wie viele weltliche Stellen, Statthaltereien, die 35.000 bis 160.000 Livres jährlich abwerfen, Generallieutenantsstellen mit wenigstens 16.000 Livres jährlich! Sein erster Küchen-

---

[1]) Taine, L'ancien régime, p. 420—21.
[2]) Taine, l. c. p. 127.

meister hat ein Jahreseinkommen von 84.000 Livres, sein Geheimsecretär kommt jährlich auf 200.000 Livres, die königliche Gouvernante auf 115.000 Livres und nimmt bei jedem neuen Kinde des Königs um 35.000 Livres zu; die Superintendanten des königlichen Hauses, der General der Schweizergarde 30.000 Francs! Der König hat Mitleid mit seinen Getreuen, wenn sie in Verlegenheit sind: in einer einzigen Woche weist er Pensionen von 128.000 Livres an; er steuert ihre Töchter aus und hilft den Söhnen. Das Der Hof. gilt noch mehr von den königlichen Prinzen: dem Grafen Artois hilft er einmal mit 56, dem Grafen der Provence mit 25, Condé mit 12 Millionen auf. Zusammengerechnet kostet diese Umgebung des Königs ungeheure Summen,[1]) daher der Ausdruck: im Hof seien alle Uebel, der Hof sei das Grab der Nation. Darum konnte das Parlament zu Dijon 1764 an Ludwig XV. die Vorstellung richten: „Die Trümmer unserer Finanzen werden verschwendet als unverdiente Geschenke, als übertriebene Belohnungen, als Mitgiften und Leibgedinge, als Bezahlung für unnütze Stellen. Früher oder später wird das Volk diese gierigen Hände zurückstoßen, die sich fortwährend öffnen und nie voll zu werden scheinen; diese unersättlichen Leute scheinen nur geboren zu sein, um Alles zu nehmen, und Nichts zu haben, und sind eben so herzlos als unverschämt.“ [2])

Also groß ist der Glanz am Hof — aber um so größer das Dunkel und Elend, das auf der Mehrzahl des Volkes liegt.

„Der Staat, das bin ich“, sagte Ludwig XIV. Frankreich ist sein Ludwig XIV. Eigenthum. Die Großen sind seine Diener, er ist der Hausherr, sie drängen sich zu seinem glänzenden Hofhalt, dem Orte schönen Lebens, dem Orte der Gnaden und Auszeichnungen. Der König wacht eifersüchtig darüber, daß man an den Hof kommt und ihm huldigt, lange Abwesenheit ist ein Zeichen von Unabhängigkeit und Gleichgiltigkeit. Wer nicht kam, war der Ungnade sicher. So wurde aus dem kriegerischen stolzen Adel Frankreichs ein dienender Zieradel.[3])

Von Ludwig XIV. heißt es: „Beim Aufstehen und Schlafengehen, während der Mahlzeiten in seinen Gemächern und im Garten machten seine Augen die Runde; Niemand entging ihm, selbst Jene nicht, welche nicht gesehen zu werden hofften.“ [4]) Es galt als Vergehen für jeden hervorragenden Mann, nicht fortwährend bei Hofe zu sein oder selten dahinzukommen, ansonst konnte der König einen Bittsteller anfahren: ‚Wer sind Sie? Ich sehe Sie ja nie bei mir?‘ Man galt als Abtrünniger, wenn man nicht oft zu Hofe kam. Die Intendanten berichteten, welche Edelleute es lieben zu Hause zu bleiben und dem König die Huldigung zu verweigern. Der Adel ist gehalten, das Gefolge seines Generals zu bilden; der König ist beim Spaziergang, auf der Jagd, beim Spiel von 20 bis 50 Edelleuten umgeben. Die Edelleute sind des Königs Diener und Gäste. Darum

---

[1]) Taine, l. c. p. 87—92.
[2]) Taine, l. c. p. 92.
[3]) Taine, l. c. p. 127—134.
[4]) Saint-Simon, Mémoires, XVI, p. 456.

ist am Hofe immer das Gedränge groß und der Haushalt theuer. Wenn der König Gesellschaft gibt, sind in der Regel 400 bis 500 Personen eingeladen. Sein Salon ist der glänzendste. „Von der mit den schönsten Gemälden geschmückten Decke schütten große Leuchter den Strahlenglanz, der von hohen Spiegeln zurückgeworfen wird. Dieses Licht fällt in Strömen auf Vergoldungen, Diamanten, geistvolle heitere Köpfe, schöne Büsten, enorme, schöne guirlandengezierte Kleider. Die Schleppen der Damen bilden ein reiches Spalier, bedeckt mit Perlen, Blumen, Früchten, künstlichen Erdbeeren, Himbeeren und Kirschen, Gold, Silber und Edelsteinen. Die Pracht dieses gigantischen, lebenden Bouquets blendet das Auge. Keine schwarzen Anzüge stören die Harmonie, wie es heute geschieht. Die Herren sind eben so herausgeputzt wie die Damen: sie sind frisirt, gepudert, tragen das Haar in Locken und Knoten, Cravaten und Manchetten aus Spitzen, Röcke und Gilets aus rosenrother oder blauer Seide mit Verzierungen aus Goldborten und Tressen. Es ist wahrlich eine gewählte Gesellschaft, eine Elite; sie besteht aus lauter vollendeten Weltleuten, die mit aller Anmuth ausgestattet sind, welche ihnen Abkunft, Erziehung, Vermögen, Muße und Gewohnheit verleihen können; in ihrer Art sind sie vollkommen. Da ist jede Toilette, jede Kopfbewegung, jede Redewendung das Meisterwerk weltlicher Cultur, die destillirte Quintessenz raffinirter Geselligkeitskunst. So fein auch die Pariser Gesellschaft ist, der Versailler kommt sie nicht gleich, mit dem Hofe verglichen erscheint Paris provinziell."

Der Salon des Königs.

„Der Staat, das bin ich." Was der König thut, ist bedeutsam. Sein ganzes Gebahren ist von Wichtigkeit. Wenn er schläft, ist er von seinem Adel bewacht; sobald er sein Auge öffnet, erscheinen seine Getreuen, um ihm zu dienen.

Lever des Königs.

Sein Aufstehen nennt ein Franzose [1]) nicht mit Unrecht ein Drama in fünf Aufzügen. „Zuerst kommt die vertrauliche Gruppe (Entrée familière), die königlichen Kinder, Prinzen und Prinzessinen von Geblüt, der erste Arzt, der erste Chirurg und andere nützliche Personen. Dann kommt die große Gruppe (Grande entrée), der Großkämmerer, der Großmeister, der Meister der Garderobe, die ersten Kammer-Edelleute, die Herzoge von Orleans und Penthièvre, einige besonders begünstigte Seigneurs, die Ehren- und Kammerdamen der Königin und Prinzessinen, die Barbiere, Schneider und verschiedene Diener. Man gießt dem König etwas Franzbranntwein auf die Hände und reicht ihm das Weihwasser; er bekreuzigt sich und betet. Dann erhebt er sich, zieht die Pantoffeln an und den Schlafrock, die ihm der Großkämmerer reicht, und setzt sich auf den Ankleidesessel. — In diesem Augenblicke wird die dritte Gruppe eingelassen, Günstlinge, Dienstleute, Aerzte, Chirurgen, Vorleser, Besorger von Lustbarkeiten. Zugleich nennt ein Kammerherr die vor der Thür wartenden Edlen, die dann eintreten: die Almoseniere, der Kaplan, der Prediger, der Hauptmann und Major der Leibgarden, der Oberst und Major der französischen und der Schweizergarde, der Oberjägermeister, Oberwolfsjäger, Großpropst, Großceremonienmeister, der Maitre d'Hotel, der Oberbrotmeister, die Minister, Gesandten, Marschälle, andere Große vom Adel und Klerus. Der König wascht sich und entkleidet sich. In weißer Taffethülle wird ein frisches Hemd hereingebracht, das seine Söhne und Enkel, in deren Ermanglung die Prinzen oder der Großkämmerer, ihm überreichen dürfen. Ist der König angezogen, so begibt er sich in seinen Alkoven, kniet nieder und betet. Dann bestimmt er die Tagesordnung und gibt seine Befehle. Die Uebrigen warten

[1]) Taine, l. c. p. 133—142.

auswärts, bis er zur Messe kommt. „Etwa hundert Seigneurs von Bedeutung haben zwei Stunden getödtet mit Gehen, Kommen, Warten, Eintreten, leichte und ehrfurchtsvolle Mienen zu machen; ein Theil von ihnen thut dasselbe bei der Königin. Dafür aber hat der König dieselbe Folter, auf die er Andere gespannt, ebenfalls erlitten und ist eben so unthätig gewesen wie die Anderen. Auch er hat eine Rolle gespielt. Festgesetzt waren im Vorhinein jeder Schritt und jede Bewegung. Er hat seine Miene, seine Stimme abzirkeln müssen, seine Blicke und Kopfneigungen bemessen, gar Nichts oder nur von der Jagd sprechen dürfen und seine geheimsten Gedanken verbergen müssen. Er hat wie auf der Bühne weder zerstreut, noch nachdenklich sein dürfen. Aehnlich verbringt er fast den ganzen Tag außer wenigen Stunden, die er im Rath oder bei der Arbeit zubringt." — Für einen Abkömmling Ludwigs XIV. heißt essen, trinken, aufstehen und schlafengehen soviel als Gottesdienst abhalten. Sein Benehmen ist also eine Last, die er jeden Tag in bestimmter Weise zu tragen hat. Begreiflich, daß Friedrich II. von Preußen, ein Mann von einfacher und thätigster Art, meinte, wenn er König von Frankreich wäre, so würde er zu allererst einen Andern zum König von Frankreich ernennen, welcher an seiner Stelle Hof halten müßte." [1]) Etiquette.

Das Salonleben.

Das Beispiel des Königs ahmen die Großen nach, und den Großen folgen die Kleinen, die es vermögen; man repräsentirt und empfängt, macht Staat und verbringt seine Zeit in Gesellschaft. Von Einsamkeit, von stillem Familienleben will man Nichts wissen, man liebt es sein Licht bis zum letzten Fünkchen öffentlich brennen zu lassen. Die reichen Leute setzten ihren Stolz darein, für alle Welt offene Tafel zu halten. Es gehört zum guten Ton, seit Ludwig XIV. es so gewollt, von dem es heißt: Man gefiel ihm, wenn man sich in Galla warf und in jeder Beziehung prunkte, sei es mit der Tafel, mit Equipagen, mit Bauten oder im Spiel. Prunksucht.

Die Menschen wurden nach Maßgabe ihres Aufwandes geschätzt. Die Gesandtenbezüge sind von da an doppelt und dreifach, damit sie Aufwand machen können.[2]) Auch die Minister sind genöthigt, auf großem Fuße zu leben, desgleichen die Statthalter und die Generäle. Man gibt darum Regimenter nur an die Söhne hoher Familien, weil diese Etwas zusetzen können; ein Regiment ist also nicht die Belohnung für geleistete Dienste, sondern der Gegenwerth für eine Summe, welche der zum Befehlshaber Erhobene für eine offene Tafel aufzuwenden hat. Gastfreundschaft zu üben erscheint als erste Pflicht, und sich in Gesellschaft zu befinden als erstes Bedürfniß. Taine faßt diese Richtung sehr passend in den Worten zusammen: „Frankreich ist ein von Salonmenschen bevölkerter Salon. Ueberall sind aus rauhen Anführern mit Autorität Hausherren mit Anmuth geworden. Das große Talent des Adels besteht nur noch im Savoir vivre und seine Beschäftigung darin, zu empfangen und empfangen zu werden." Aufwand nothwendig.

Diese Richtung entsprach der Begabung und der Neigung der Franzosen. Derselbe Schriftsteller bemerkt: „Dem Franzosen ist die Neigung für Gesellschaft

---

[1]) Taine, l. c. p. 141.
[2]) Taine, l. c. p. 146—154, 160.

[Französische Plauderlust.] angeboren und er kommt leicht und mühelos ihren Anforderungen nach. Er plaudert nach Herzenslust und das Plaudern macht ihm Vergnügen. Plaudern heißt Andere amüsiren, indem man sich selber amüsirt. Für den Franzosen ist die bewegliche, sich schlängelnde Conversation, was der Flug für den Vogel ist. Dieses Plaudern ist am feinsten, am angenehmsten in den Salons. Talleyrand pflegte zu sagen: ‚Wer nicht vor 1789 gelebt hat, kennt nicht die Wonne des Lebens.‘ — [Liebenswürdigkeit.] Jeder sucht nicht bloß geistreich, sondern vor Allem liebenswürdig zu sein. So gab Ludwig XIV. den Ton an, von dem Saint-Simon sagt:[1] „Niemals sagte er Jemandem etwas Unverbindliches, niemals that er in Gesellschaft etwas Unschickliches oder Gewagtes; sein Gang, seine Haltung, seine Mienen waren bis ins kleinste Detail gemessen, anständig, edel, majestätisch und doch ganz natürlich.“ — Zum gutmüthigen Ludwig XVI. sagte der Marschall von Richelieu: „Unter Ludwig XIV. wagte man es nicht zu sprechen, unter seinem Nachfolger sprach man leise und unter Ihnen spricht man ganz laut.“ Die Großen wollten gefallen; [Fröhlicher Ton.] liebenswürdig zu sein, war Ziel Aller. Der Ton wurde frei und fröhlich. In seiner witzigen Art sagte Voltaire: „Die Götter haben die Könige nur eingesetzt, damit sie täglich Feste geben und zwar mannigfaltige. Das Leben ist zu kurz, als daß man es anderes verwenden könnte. Die Prozesse, die Kriege, die Religionsstreitigkeiten, die das menschliche Leben in Anspruch nehmen, sind lächerliche und schreckliche Dinge. Der Mensch ist nur zur Freude geboren und unter den Nothwendigkeiten des Lebens gebührt dem Ueberflüssigen der erste Rang.“[2] —

Es fehlte aller Ernst. Man lebte nur dem Vergnügen, das Leben war ein Spiel, Frankreich feierte einen großen Carneval, auf den ein entsetzlicher Aschermittwoch folgen mußte.

[Schattenseiten.] Sich ernstlich um seinen Hausstand zu bekümmern, gilt für gemein. Da wird natürlich von den Untergebenen riesig gestohlen.[3] Wo bliebe das Vergnügen, wenn man vernünftig wäre! Sparen ist gemein; nobel ist, das Geld zum Fenster hinauszuwerfen. Man lebt ja nicht für sich, sondern für die Gesellschaft. Dies geht so weit, [Die Ehe locker.] daß man es dem Manne übelnimmt, wenn er sich in Gesellschaft viel um seine Frau kümmert — das heißt „sich zu Zweien isoliren, während man sich Allen schuldet“. Das eheliche Leben wurde locker. Wie der Mann seinem Vergnügen nachging, so auch die Frau. Sie sehen einander nicht, man begegnet ihnen niemals in demselben Wagen, in demselben Haus oder beisammen an demselben Ort. Dagegen knüpfen beide Theile leicht anderweitige Verbindungen an und üben gegenseitig Toleranz. Von wahrer Ehe keine Spur. In gleicher Weise ist zwischen [Eltern und Kinder.] Eltern und Kindern eine große Kluft. Die Söhne überläßt man Hofmeistern, die Töchter schickt man ins Kloster. Früh werden die Kinder ins Gesell- [Erziehung.] schaftsleben eingeführt und verlieren den Blüthenstaub ihrer Seele. Der Tanzlehrer ist in der Erziehung Hauptfactor, die Kinder tragen früh falsche Haare, werden geschminkt und gelehrt Complimente zu machen und glatte Antworten zu geben.

---

[1] Saint-Simon, Mémoires, XII, p. 461.

[2] Voltaire, Princesse de Babylone.

[3] Für Madame Elisabeth werden jährlich für 30.000 Francs Fische verwendet, 70.000 Francs für Fleisch und Wildpret, 60.000 Francs für Kerzen aufgerechnet; bei der Königin werden 157.000 Francs für Kerzen bestimmt; für die kleine Dauphine wöchentlich vier Paar Schuhe, täglich zwei Ellen Taffet zur Bedeckung des Handschuhkörbchens. Der König schuldet 1778 seinem Weinhändler 800.000 Francs, seinem Wildprethändler 3,500.000 Francs.

Der Unsinn der Kinderbälle ist damals ausgeheckt worden. Nicht früh genug glaubt man den Kindern den Schliff beizubringen, wegen dessen Paris von Fremden gesucht wird und für die Schule Europa's gilt. „Nichts", sagte Voltaire, „gleicht dem süßen Leben, das man dort in dem Schooß der schönen Künste führt; es ist ein ruhiger, zarter Hochgenuß. Ausländer und Könige haben diese angenehme Ruhe, die bezaubernde Beschäftigung ihrem Vaterlande, ihrem Throne vorgezogen. Das Herz wird dort weich und schmilzt, wie die Gewürze an einem schwachen Feuer schmelzen, um in die köstlichsten Düfte überzugehen." — Man wollte um jeden Preis gefallen und liebenswürdig erscheinen. „Damals", sagt die Tochter des Marschalls von Sachsen, „damals wurde man niemals alt; die Revolution erst hat das Alter mit sich gebracht. Damals verstand man es zu leben und zu sterben, man hatte keine zudringlichen Gebrechen. Hatte man die Gicht, so ging man dennoch und schnitt keine Grimassen; man verhielt seinen Schmerz, wenn man gut erzogen war. Keine geschäftlichen Voreingenommenheiten belasteten das Gemüth oder machten den Geist schwerfällig. Man wußte sich zu ruiniren, ohne daß es den Anschein hatte, etwa wie Spieler, die verlieren, ohne Unruhe zu zeigen. Man hätte sich halb todt zu einer Jagdpartie tragen lassen; man hielt dafür, daß es besser sei auf dem Ball oder im Theater zu sterben, als in seinem Bette zwischen vier Kerzen und bei häßlichen schwarzen Männern. Man war philosophisch, man spielte die Erhabenheit nicht; man besaß sie zuweilen, ohne es zu zeigen. War Jemand weise, so spielte er oder sie nicht den Pedanten oder die Prüde. Man genoß des Lebens und, wenn die Zeit kam es zu verlassen, versuchte man nicht es den Anderen zu verleiden. Das letzte Wort meines alten Gemahls war der Wunsch, ich möge ihn lange überleben und mir das Leben angenehm machen." —

Kinderbälle. Paris die Stadt der Freuden.

Noth auf dem Lande.

Am schwersten lastete der Druck dieser Mißverhältnisse auf den Bauern und hier war auch der Haß gegen die Bessergestellten am ingrimmigsten.[1]

Die Bauern.

Das 18. Jahrhundert zählt viele Nothjahre — die Kartoffel, die so oft den Ausfall des Getreides deckt, wurde damals nur wenig in Frankreich angebaut. Frankreich führte in Einemfort Kriege und dies hatte der Bauer am schwersten zu empfinden. Schon Saint-Simon schreibt von Ludwig XIV: „Der erste König in Europa kann kein großer König genannt werden, denn sein Volk besteht aus Bettlern allerlei Art, und sein Reich gleicht einem Spital von Sterbenden, die man mitten im Frieden geplündert hat." — Nach dem so kostspieligen spanischen Erbfolgekrieg,[2] 1715, soll ein Drittel der Bevölkerung, 6,000.000, an Hunger und Elend zu Grunde gegangen sein. Auf die Frage des Königs nach dem Befinden seines Volkes antwortete der Bischof von Chartres: „Die Menschen essen Gras wie die Schaafe und kommen um wie die Fliegen." Nicht besser ging es unter Ludwig XV. Massillon schrieb an Fleury: „Unser Landvolk lebt in furchtbarem Elend: es fehlt an Betten und Möbeln; die Meisten entbehren das halbe Jahr hindurch sogar das Gersten- und Haferbrot, das ihre einzige Nahrung bildet, weil sie es sich absparen müssen, um die Steuern zu zahlen. Das geht so

Nothjahre. Armuth.

[1]) Vgl. die mit den Beweisstellen belegte Auseinandersetzung von Taine, L'ancien régime, p. 429—522.

[2]) Vgl. Bd. V d. W., Schluß, (zweite Auflage).

weit, daß die Neger auf unseren Inseln dagegen noch glücklich sind, denn wenn sie arbeiten, so werden sie und ihre Familien wenigstens auch genährt und gekleidet. Unsere überfleißigen Bauern können bei aller Anstrengung und Ausdauer nicht die Steuern zahlen und zu gleicher Zeit das trockene Brot verdienen." —

Auswanderung. In vielen Landschaften gab es Aufstände, aus anderen wanderten die Bauern heimlicher Weise nach Spanien und Italien aus und hätten noch viel mehrere ihre Heimath und Alles im Stiche gelassen, hätten sie entfliehen können. Verwilderung. In anderen Provinzen wollten die Bauern keine Ehen mehr schließen, um nicht Unglückliche in die Welt zu setzen. Der Ackerbau, heißt es, war wegen der Steuern und der unerbittlichen Art, mit der diese eingetrieben wurden, ein Zustand unaufhörlicher Entbehrung und Seelenangst. Tausende von Menschen vegetirten nur mühselig.

Ludwig XVI. **Ludwig XVI.** war milde, die Grundsteuer wurde gleichmäßiger bemessen, der Frohndienst leichter, das Elend geringer, aber die Folgen der früheren Mißwirthschaft ließen sich nicht so leicht heben. Ein Viertel des früher bebauten Bodens lag brach, Tausende von Morgen Haidelands lagen nebeneinander. Große Gebiete in den Provinzen glichen einer Wüste. Das war die Folge des früheren Druckes und der Verzweiflung. Der Unternehmungsgeist war wie entschwunden.

Den Hunger zu stillen, hatte der **Bauer** das halbreife Getreide abgeschnitten und am Ofen getrocknet; jetzt war er zu arm, um Samen zu kaufen. Der **Edelmann** litt darunter wie der Bauer. Dieser konnte keine Pacht mehr Halbpacht. übernehmen und Jener mußte froh sein, wenn er einen **Halbpächter** fand; er findet aber nur Unglückliche, die Nichts haben als ihre Hände zur Arbeit; er muß ihnen Geräthe, Zugthiere, Sämereien kaufen und noch einen Vorschuß geben, damit sie bis zur Ernte leben können. Begreiflich, daß Engländer [1]) aus dieser Zeit den Zustand des französischen Bauern mit dem des irischen vergleichen und vom niedrigen Ertrag französischen Bodens schreiben: ein englischer Morgen erzeuge 28, ein französischer dagegen nur 18 Scheffel; ein Gut, das in England 36 Pfund ertrage, bringe in Frankreich nur 25 ein; die französischen Bauern seien um 76 Procent schlechter gestellt, das heißt genährt, gekleidet, behandelt, als die engRasche Sterblichkeit. lischen. Die rasche Sterblichkeit kam vom Hungertyphus, von den Blattern, von der schlechten Nahrung, von der elenden Wohnung — Hütten aus Stampf-Erde —, von der strengen Arbeit kam das frühe Altern. Selten vermochte der Bauer Fleisch zu erschwingen; schwarzes Brot aus Roggen- und Gerstenmehl, von Hafer, Rüben, Kastanien waren seine Nahrung. Ward der Bauer auch Grundbesitzer, so nahm ihm die Höhe der Steuern alle Lust zur Arbeit, denn der König bezog so viel vom Grundbesitz, als der Bauer selber, fünfmal so viel, als heute der französische Bauer bezahlt. —

Die Steuern. Aber viel widerwärtiger als die **Steuer** selber ist die Art der Einhebung. Die Steuern sind verpachtet und diese Pächter und ihre Werkzeuge plagen die Steuerpflichtigen bis aufs Blut. „Die alljährliche unbegrenzte Plünderung ertödtet sogar das Bedürfniß nach Wohlstand. Man hält das Vieh, die Geräthe und die Düngerhaufen in schlechtem Zustande selbst dann, wenn man wohlhabend ist. Die Meisten sind kleinmüthig, mißtrauisch, verdummt, verthiert, unterscheiden sich wenig von den ehemaligen Leibeigenen und ähneln sehr ägyptischen Fellahs und

[1]) Arthur Young, Travels in France, II, p. 112—115.

den indischen Parias. Der Staatsschatz macht durch die Willkür und Ungeheuerlichkeit seiner Ansprüche jedes Besitzthum precär, jeden Erwerb vergeblich, jedes Ersparniß illusorisch und, wenn Jemand dennoch Etwas hat, so kann es nur Etwas sein, das er dem Fiscus heimlich vorenthält." — Nicht minder drückend und verhaßt ist die Weinsteuer: es zahlt, der ihn erzeugt; mehr noch, wer ihn kauft; nicht minder, wer ihn zu Land oder Wasser verführt. Die Wege, welche der Wein zu gehen hat, sind genau vorgeschrieben; wird er auf einem anderen betroffen, so wird er weggenommen. Die Beamten haben jederzeit das Recht, die Keller zu besuchen, die Menge des vorhandenen Weines aufzunehmen, dem Producenten vorzuschreiben, wie viel er trinken darf, und ihn für den Rest und das Mehrgetrunkene zu besteuern. Die Scherereien sind unsäglich, Weinbauer und Elend gelten als gleichbedeutend. Wenn der Wein theuer wurde, wollte ihn Niemand kaufen, sollte also der Producent ihn in Einemfort versteuern. — Weinsteuer.

Die Salz-[1]) und die Weinsteuer reizen am meisten auf; aber alle Steuern reizen, weil nur ein Theil der Bevölkerung, und zwar der ärmste, sie tragen muß, weil die Steuerbefreiungen allzu ausgedehnt sind. Adel und Klerus sind frei von der persönlichen Taille, von der Taille für ihre Domänen, die sie selbst oder durch ihre Beamten bewirthschaften. Die Kopfsteuer sollte Jeder nach Maßgabe seines Vermögens bezahlen, aber der Klerus löste sie ab, der Adel wußte durch seine Verbindungen sie leicht zu machen. Den Starken wird die Last leichter, den Armen schwerer gemacht. Ebenso ist es mit dem Zwanzigstel. Der größte Theil der Last fällt auf die bedürftigste und fleißigste Kaste, auf die Handwerker und Kleingrundbesitzer. Salzsteuer. Steuerbefreiung.

Die Städte haben von der Regierung das Recht erkauft, sich selber zu besteuern, und in ihnen wälzen die Reichen die Last auf die Armen. Die Wohlgestellten zahlen gar Nichts und die Unglücklichen sind überlastet. Viele wissen sich den Titel von Aemtern zu verschaffen, die mit Steuerfreiheit verbunden sind. Taine faßt die in den Cahiers ausgedrückte Stimmung der Steuertragenden in den Worten zusammen:[2]) „Ich bin in elender Lage, weil man mir zu viel nimmt, und man nimmt mir zu viel, weil man den Privilegirten zu wenig nimmt. Ich muß nicht nur an Stelle der Letzteren zahlen, sondern ihnen auch noch separat kirchliche und herrschaftliche Steuern geben. Wenn ich von 100 Francs meines Einkommens dem König 53 entrichtet habe, muß ich noch über 14 dem Seigneur und über 14 dem Steuerberechtigten zahlen und von den 18 oder 19 Francs, die mir bleiben, habe ich noch den Salzmann und den Verzehrungs- Die Städte. Doppelte Steuer.

---

[1]) Die Salzsteuer zum Beispiel war verpachtet. Wohlfeiles Salz ist für einen Landwirth so wesentlich. In Frankreich mußte jedoch damals der Bauer das Pfund Salz mit 13 Sous bezahlen, im Detailankauf sogar mit 15 und 17 Sous. Dazu kam noch, daß jede Person, die sieben Jahre alt, verpflichtet war, jährlich sieben Pfund Salz zu kaufen, und daß Viele gepfändet wurden, weil sie kein Salz kaufen konnten. Diese sieben Pfund durften aber nur zum Kochen und bei Tisch verwendet werden. Würde Jemand es zum Einsalzen eines Schweines verwenden, so würde ihm das Schwein weg- und eine Strafe von 300 Francs zuerkannt. Zum Schwein muß er Extrasalz kaufen. Zum Kochen und bei Tisch darf kein anderes Salz, als das obligate verwendet werden. Aus dem Meer oder den Salzquellen darf man kein Wasser schöpfen, bei Strafe von 300 Francs kein Vieh an salzhaltigen Orten trinken lassen! — Taine, l. c. p. 468—70.

[2]) Taine, L'ancien régime, p. 484.

Zwei Regierungen. steuerbeamten zu befriedigen. Ich armer Mann muß zwei Regierungssysteme füttern; das eine, das frühere, das locale, existirt gar nicht mehr, ist unnütz, unbequem, erniedrigend, und macht sich nur noch durch Scherereien, Rechtsübergriffe und Abgaben bemerklich; das andere, das neue, das centrale, ist allgegenwärtig und nimmt alle Dienstleistungen auf sich, daher hat es ungeheure Bedürfnisse und fällt mit seinem vollen Gewichte auf meine mageren Schultern." — Darum stieg die Gährung in allen Klassen der Gesellschaft; ein Funke genügte, um einen Brand anzufachen. Darum konnte der Bischof von Nancy vor Ludwig XVI. predigen: „Das Volk, das Sie beherrschen, hat unzweideutige Proben seiner Geduld gegeben. Es ist ein Volk von Märtyrern, denen das Leben nur gegeben zu sein scheint, damit sie noch länger leiden." [1])

Noth der Bauern. Schwer liegt also der Druck der Zeit auf dem gemeinen Mann, seine Lasten scheinen ihm unerschwinglich. In den Beschwerdeschriften kurz vor der Zusammenkunft der Stände heißt es: „Die Steuern gehen über unsere Kräfte und drücken uns zu Boden; wir gehen an den Opfern zu Grunde, die man von uns verlangt. Wie soll man bestehen können, wenn man drei Viertel der Ernte hergeben muß! Der Eigenthümer nimmt ein Viertel, der Zehentberechtigte und der Schnitter je ein Zwölftel, der Steuersammler ein Zehntel, abgesehen von dem Schaden, den das zahllose Wild den Feldern zufügt. Dem unglücklichen Landmann bleibt somit nur die Pflege und der Schmerz." [2])

Alle Heiterkeit des Lebens war dahin unter den Landleuten, von der witzigen Fröhlichkeit des ehemaligen Jacques le bon homme war keine Spur mehr da. „Die Landbewohner", schreibt d'Argenson 1751, „sind Nichts als arme Sclaven, als Zugthiere, die man in ein Joch spannt, die nach der Pfeife tanzen und die sich um Nichts bekümmern, wenn sie nur zu essen haben und schlafen dürfen." — Das Volk, das Ludwig den Heiligen so opferwillig liebte,[3]) kümmert sich um Nichts mehr, was Hof und Regierung angeht — oder glaubt höchstens das Aergste. — Als unter Ludwig XV. einige Kinder verschwanden, verbreitete sich das Gerücht, sie seien zu Gunsten des Königs abgefangen und abgeschlachtet worden, welcher Blutbäder brauche, Zeichen der Zersetzung. um seine Gesundheit wieder herzustellen.[4]) — Ein stets zitterndes Mißtrauen herrscht auf dem Lande, heißt es in einem Berichte an die Regierung. Tausende und Tausende, denen dieses Leben unerträglich wird, kämpfen, so gut sie es verstehen, gegen diese Ordnung der Dinge: sie werden Wilderer und hausen in Banden in den Wäldern, die trotz der schrecklichen Strafen der Schauplatz eines unaufhörlichen kleinen Krieges sind; sie sammeln sich in Schmuggel. Schaaren und schmuggeln Salz. 50.000 Menschen, darunter 23.000 Soldaten, schützen vergebens die Zöllner. Große Banden, die mit eisernen Stöcken, Pistolen und Flinten bewaffnet sind, suchen sich mit Gewalt den Weg zu

[1]) Taine, l. c. p. 484.
[2]) Taine, l. c. p. 485—488.
[3]) Vgl. Bd. III d. W., S. 578 (zweite Auflage).
[4]) Mercier, Tableau de Paris. XII, p. 83.

bahnen. Eine Menge von Frauen und Kindern im zartesten Alter überschreiten die Linie der Brigaden und ganze Heerden von Hunden werden ausgehungert, um dann mit Salz beladen zu werden, das sie ihren Herren zuführen. Das Volk hält es für keine Sünde mehr, die Regierung zu bestehlen und zu bekämpfen. In ähnlicher Weise geht es mit dem Schmuggel des Tabaks. Das Volk nimmt überall Partei für die Verbrecher gegen die Wächter des Gesetzes. Die Noth nimmt die Lust an der Arbeit und Viele, die Hab und Gut verloren haben, werden Räuber. Man schlug damals die Zahl der Räuber und Vagabunden in Frankreich auf 10.000 an, gegen die natürlich die Straßenpolizei, welche ungefähr aus 4000 Mann bestand, nicht ausreichte. Es ward unsicher auf dem Land und in den Städten. Letztere waren derart mit Bettlern überfüllt, daß alle Maßregeln dagegen nur das Bettelwesen vermehrten. Räuber.

Man kam dahin, Jeden, der bettelte, für drei Jahre auf die Galeeren zu schicken und beim zweiten Betretungsfalle auf neun Jahre, beim dritten auf Lebenszeit einzusperren. Ein von der Polizei ergriffener Bettler darf nur dann freigelassen werden, wenn zahlungsfähige Leute sich für ihn verbürgen, ihm Arbeit und Nahrung zu geben. Von den Galeeren kehrten sie nur verwildert zurück, in der Berührung mit Schurken sind sie noch größere geworden. Diese Vorkehrungen gegen die Bettler erheischten bedeutende Summen und vergrößerten die Steuerlast. „Bis zu einem gewissen Grad gleicht das Elend einem kalten Brand, bei dem die kranken Theile die gesunden allmählig auffressen; der Mensch, der kaum sein eigenes Leben fristen kann, wird vom Menschen, der gar Nichts zu essen hat, lebendig benagt.“ [1]) — Je näher es gegen das Jahr 1789 ging, um so größer ward die Zahl der catilinarischen Existenzen. In Paris zählte man 200.000 Menschen, die nicht einen Werth von 50 Francs besaßen. Eine Geschäftsstockung, ein Hungerjahr — und sie waren eine Gefahr für die Besitzenden. Grauengestalten mit Diebsgesichtern, in zerlumpten Kleidern, Stöcke in der Hand, schienen aus der Erde zu wachsen. Die Raubmorde waren an der Tagesordnung. — Bettler.

Schwinden der Religiosität. Neue Ansichten. Voltaire und seine Einwirkung auf die Geister.

Zeiten der Noth sind auch über andere christliche Völker gekommen, aber im Geist der Ergebung, des Glaubens, der Bruderliebe standhaft ertragen worden, und sind dann zum Heil, zur Größe, zum Ruhme eines Volkes ausgeschlagen. In Frankreich schien aber im 18. Jahrhundert die Lehre des Evangeliums keine Kraft mehr zu haben. Der Geist und der Sieg waren auf der Seite seiner Gegner. In der Nationalversammlung finden wir nur einen einzigen Geistlichen, der mit Geist und mit Muth die Sache der Kirche vertritt, den Abbé Maury.[2]) Welche Reihe glänzender Prediger und theolo- Der Klerus.

[1]) Taine, l. c. p. 506.
[2]) Hergenröther, Cardinal Maury. Ein Lebensbild. Würzburg 1878.

gischer Schriftsteller hatte nicht die Zeit Ludwigs XIV. aufzuweisen, wie arm ist dagegen die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts daran! Nicht ohne Schuld am Mangel der Wirksamkeit des Klerus ist der Umstand, daß hohe Kirchenwürden nach Gunst an Söhne gewisser Familien und nicht nach Verdienst an begabte Männer vergeben wurden, wie der Geist unserer Religion es verlangt. Zwischen dem hohen und niederen Klerus herrschte überdies Zwiespalt in Folge schreiender Mißverhältnisse.

Einkommen der Bischöfe.

Das Vermögen der todten Hand war auf 4,000,000.000 Francs geschätzt, dazu kam ein Jahreseinkommen vom Zehenten mit 1.231,000.000.[1]) Die 131 Erzbischöfe und Bischöfe besaßen eingestandenermaßen ein Einkommen von 6,800,000 Francs, in Wirklichkeit von 14,000.000. Das Bisthum Toulouse war mit 90.000, Rouen mit 100.000, Albi, Auch, Metz mit 120.000, Narbonne mit 160.000, Paris und Cambray jedes mit 200.000 Francs dotirt. 33 Abteien warfen ihren Aebten je 25.000 bis 120.000 Francs ab.[2]) Der Abt von Clairvaux hatte ein Jahreseinkommen von 400.000 Livres. Eine große Anzahl von Bischöfen bezog dabei noch Nebeneinkünfte aus Abteien, der Cardinal Rohan zum Beispiel Beneficien im Werthe von 400.000, im Ganzen ein Jahreseinkommen von einer Million; der Erzbischof von Toulouse hatte Beneficien mit 678.000 Livres Rente. Diese Würden wurden mit Ausnahme von drei bis vier Lakaienbisthümern dem Adel vorbehalten. Die Bischöfe, welche 100.000 Livres Gehalt bezogen, hießen Grandseigneurs.[3]) Um so schlimmer war es mit den Pfarrern und Vicaren bestellt: ihr Gehalt war meist sehr gering, 300 bis 700 Francs, die Vicare mit 200 Francs, und inmitten einer Bettlerbevölkerung waren sie auf das Betteln angewiesen. Dabei war ihr geringes Einkommen noch hoch besteuert. Wie die Pfarrer,[4]) so waren die vielen Kirchen in einem kläglichen Zustand. Schulen in Dörfern gab es sehr wenige. So wird erklärlich, daß die Pfarrer, als es zu den Wahlen kam, die Würdenträger ausschlossen und 208 Pfarrer zu Abgeordneten wählten, und daß diese, welche die Noth des gemeinen Mannes kannten, bald zum dritten Stande übergingen. —

(Margin: Die Pfarrer.)

Abneigung gegen die Kirche.

Der Ernst der christlichen Religion ist dieser vornehmen Gesellschaft zuwider, die nur an Vergnügen und an Unterhaltung denkt; seine hohe Lehre, die einen unreinen Blick schon für Ehebruch erklärt, ist den Leuten verhaßt, welche die Ehe nur für ein Vorurtheil halten und zügellos leben wollen. Sie freuen sich, wenn Jemand gegen das Christenthum schreibt und, weil Voltaire es mit so viel Witz thut, ist er der Gegenstand allgemeiner begeisterter Huldigung. Die jubelnde Aufnahme bei seiner letzten Reise nach Paris zeigt, daß das gebildete Frankreich vom Christenthume abgefallen war.

Voltaire.

Wir verließen den Mann diabolischen Witzes, der wie kein Anderer die gesammte Negation in kleine tragbare, Jedermann faßliche Sätze zu verwandeln versteht, der wie kein Anderer streitlustiger und hinreißender Natur, „in Explosionen denkt, in Gemüthsbewegungen blitzartige Bilder gleich Funken aussprüht

---

[1]) Taine, L'ancien régime, p. 18—19.
[2]) Ibid., p. 538—540.
[3]) Ibid., p. 54.
[4]) Ibid., p. 94—99.

und die Leser ansteckt, indem er sich ihnen ganz hinzugeben scheint",[1]) als Schloßherrn in Ferney. Negiren und den Glauben an Gott und Christus in Anderen erschüttern war seine Lust. Welche Mühe gab sich dieser Großsprecher der Gottlosigkeit nicht, die Jugend der Stadt Genf, die ihn wohlwollend aufgenommen hatte, zu verderben! In Genf war damals kein Theater, aber auch in den unabhängigen Freistaaten der Schweiz überhaupt nicht eines, dagegen waren die Sitten rein, die Liebe zum Vaterland glühend und der Sinn für Freiheit erleuchtet.[2]) Voltaires Bemühungen, in Genf ein Theater zu errichten, scheiterten anfangs — er mußte sich begnügen die Genfer in sein Theater zu Ferney einzuladen. Bald eröffnete er dort auch eine Tanzhalle, worin die Genfer bis zum frühen Morgen ihre Lust genossen. Schließlich erreichte er mit Hilfe der Gesandtschaft, daß eine Komödiantentruppe in Genf selber auftreten durfte, und jubelte nun: „Das Theater ist in Genf selber eingedrungen. Die Prädicanten wagen es nicht mehr den Kopf zu erheben: als man den „Tartuffe" gab, verstand das Volk vortrefflich die Anspielungen." 1768 brannte jedoch das Genfer Theater und Niemand eilte den Brand zu löschen. Rousseau war gegen Errichtung eines Theaters gewesen, weil es die Sitten seiner Vaterstadt verderbe, und Voltaire klagte ihn an, den Brand gestiftet zu haben. Im Artikel „Genf" hatte Voltaire das calvinische Rom verhöhnt wegen seiner Sittenstrenge und daß es noch keine theatralischen Vorstellungen habe, Rousseau dagegen in seinem Brief gegen die Schauspiele alle Gründe gegen das Theaterunwesen beredt hervorgehoben. Von da an war Feindschaft zwischen dem Patriarchen der Gottlosigkeit und dem Propheten der Natur. Voltaire gab Rousseau Ehrennamen wie Erznarr, Seele aus Galle und Koth zusammengeknetet, Affe der Philosophie, Judas unter den Jüngern der Aufklärung, Abkömmling des diogenianischen Hundes und der erosistratischen Hündin, reif für den Schandpfahl oder noch besser für das Narrenhaus;[3]) er verstümmelte Säße aus seinem „Gesellschaftsvertrag", um ihn besser verhöhnen zu können; er bewirkte durch seinen Freund, den Minister Choiseul, daß der Magistrat von Genf Rousseaus „Emil" verbrennen ließ; er beantragte unter falschem Namen, daß nicht bloß Rousseaus „Brief vom Berge" unterdrückt, sondern daß auch der Verfasser als gemeiner Empörer mit dem Tode bestraft werde. Das ist Voltaires Toleranz! Auf der andern Seite mochte er doch nicht Rousseaus Feder ferner gegen sich haben und ließ ihm einen Zufluchtsort in Ferney anbieten. Der Verfasser des „Emil" sah zu scharf und war zu stolz, um dies Angebot anzunehmen; lieber wanderte er nach England aus![4]) Den Genfern aber ließ Voltaire nicht bloß seine Blasphemieen gegen die christliche Religion, wie Gesangbücher gebunden, auf ihre Plätze im Gotteshaus legen; er stiftete auch Parteiung unter ihnen an, um eine Auswanderung von Uhrenmachern auf sein Besitzthum Ferney zu veranlassen, und es gelang ihm. 1200 Arbeiter nahmen auf seinem Gute Wohnung.[5])

[Randnoten: Genf. — Das Theater. — Rousseau]

So war der Patriarch der Philosophen und, je älter er wurde, um so mehr nahm er zu an Haß gegen die positive Religion, an Falschheit,[6]) an

[Randnote: Voltaire als Greis.]

---

[1]) Taine, L'ancien régime, p. 342.
[2]) Worte Fr. L. Stolbergs. Vgl. Janssen, Fr. L. Graf zu Stolberg, II, S. 149.
[3]) Vgl. Kreiten, Voltaire. II, S. 295. Freiburg 1878..
[4]) Vgl. Bd. VI d. W. S. 860—61.
[5]) Kreiten, Voltaire. II, S. 295—99.
[6]) Wie er die Zeitschrift des gelehrten, geschmackvollen und geistreichen Fréron unterdrückte, bloß weil dieser seine Gebrechen nicht übersehen wollte, ist eingehend behandelt bei Kreiten, l. c. II, S. 346—361.

Eitelkeit und Größenwahn und Verfolgungswuth gegen Jeden, der ihm nicht unbedingt huldigen und an dieser Sonne Flecken finden wollte.

„Ich bin müde", sagte er eines Tages, „daß man mir immer wiederholt, zwölf Menschen hätten genügt, um das Christenthum einzuführen, und bin gewillt ihnen endlich zu beweisen, daß ein Einziger genügt, um es zu zerstören." Bruder Hérault antwortete: „Die christliche Religion werdet Ihr nicht zerstören." — „Das wollen wir sehen", entgegnete Voltaire, und machte sich mit unermüdlichem Eifer an die Arbeit. Er mahnte d'Alembert, die Philosophen sollten einmal einen Bund von Eingeweihten bilden, um die Infame zu zertreten. Fortan findet sich in seinen Briefen an die Brüder beharrlich das Ecrlinf, die Abkürzung für Écrasez l'infame, vernichtet die Ruchlose, das heißt die katholische Kirche. Er hatte den Plan, eine klösterliche Genossenschaft von Freidenkern in der Schweiz oder in Preußen zu gründen, die für ihre irreligiösen Arbeiten eine eigene Presse zur Verfügung haben sollten. Die Reichen sollten das Geld beisteuern, um nützliche Sachen drucken zu lassen. Diese Schriften müßten kurz, einfach, anziehend geschrieben sein, so daß sie jeder Schuhmacher verstehen könne. Als er 1765 Friedrich II. um Ansiedlung dieser Atheistengesellschaft in seinen Staaten anging, bot der König das Maillandische Haus bei Cleve an, meinte aber, daß weder Voltaire, noch alle Philosophen der Welt die Menschheit vom Aberglauben befreien könnten, der einmal in der menschlichen Natur liege. Doch Voltaire mahnte seine Jünger vergebens, ja nicht länger in Paris unter dem Schwerte zu leben und unter dem Fanatismus zu kriechen; sie wollten nicht dulden für das, was sie für wahr hielten: sie waren zu sehr in die Schmeicheleien und das gute Leben zu Paris verliebt, als daß sie sich auf das Wort ihres Meisters nur vom Fleck rührten. Holbach gründete allerdings ein Philosophenkloster, eine Loge atheistischer Schriftsteller, aber in Paris. Das feuerte Voltaire, der sich Christemoque, das heißt Christusspötter, unterzeichnete, wieder zu neuer Thätigkeit an. Ueber 150 Brochuren, voll des bittersten Hohnes über den Gottmenschen und seine Heilsanstalt, ließ er unter den verschiedensten Namen, bald als Homilien, bald als Uebersetzungen aus dem Englischen drucken und auf die listigste Weise über die Grenze schmuggeln — alle voll des bittersten Witzes. „Das Lächerliche verdirbt Alles", meinte er, „das ist die beste aller Waffen" — und ein Neuerer sagt mit Recht: [1]) „Wer einmal mit voller Seele den Spott und Hohn aufgenommen, für den war künftig jede ernstere Betrachtung der religiösen Gegenstände, jede Ehrfurcht und heilige Scheu vor ihnen außerordentlich erschwert und nicht selten durch anhaltendes Lesen seiner Pamphlete vollkommen unmöglich gemacht. Es ist bekannt, wie Nichts den künstlerischen Genuß eines edlen Meisterwerkes so sehr stört als eine Parodie. — Was will gegen Witz und Schmutz eine vernünftige Belehrung!" Auf den Vorwurf, er schreibe in seinen vielen Büchern sich selber ab, entgegnete der Philosoph von Ferney: „Nun gut, ich werde mich wiederholen, bis man sich bessert." — Dabei ließ sich Voltaire, um in Paris zu täuschen, Massillon vorlesen, lud fremde Mönche nach Ferney ein, beichtete und schickte sich am Ostermorgen feierlich zum Gang nach der Kirche an, die er selber hatte bauen lassen [2]) und für die er Reliquien vom Papste erbeten hatte, welchen er unter Vertrauten einen Seiltänzer nannte. Nachdem er so 1776 die heilige Communion empfangen hatte, verstieg er sich sogar zu einer Predigt an das Volk gegen den Diebstahl und wendete seine Rede insbeson-

Marginalien: Écrasez l'infame. — Friedrich II. — Holbach. — Atheistische Flugschriften. — Macht des Spottes. — Voltaire's Sacrilegien.

---

[1]) Kreiten, l. c. II, S. 334—35.

[2]) Sie trug die Aufschrift: Deo erexit Voltaire.

dere gegen einen Bauer, den er im Verdacht hatte. Vom Priester verlangte dann Voltaire die Bescheinigung über erfüllte Osterpflicht und kehrte in Procession in sein Schloß zurück. Es war der reinste Hohn, der ihm aber übel bekam, als ihn der Bischof Biord aufforderte: an das Ende zu denken, an das ihn sein ausgedörrter und durch die Last der Jahre gebeugter Körper mahnen müsse, und sein Christenthum durch unverkennbarere Zeichen darzuthun, als durch eine oder zwei Communionen, durch welche die Welt mehr geärgert als erbaut werde. In der That trug ihm diese Verhöhnung des Heiligen nur Nachrede ein: die Einen verabscheuten ihn als Gottesräuber, die Anderen verlachten ihn als Feigling. Voltaire antwortete auf die Vorwürfe der Gesinnungsgenossen, mit den Wölfen müsse man heulen, in Indien wollte er mit dem Kuhschwanz in der Hand sterben; er ging von neuem an Abfassung und Verbreitung seiner Spottschriften, deren Urheberschaft er jedoch „mit gewohnter Wahrhaftigkeit" verläugnete. Um Gläubige zu täuschen, unterschrieb er sich oft „unwürdiger Bruder" und hing ein Diplom auf, das ihn zum Pater temporalis des Capuzinerordens ernannte. Er hatte jedoch nie eine solche Ernennung von Rom erhalten, sich nur das Diplom durch einen Notar fälschen lassen.

1778 feierte der quecksilberartige Mann seinen Triumph, fand jedoch dabei sein Ende in Verzweiflung.

Letzte Reise nach Paris. Seine Nichte, die sich aus der Schweiz weg und nach einer Heirath in Paris sehnte, bewog ihn durch Aussichten auf die Schmeicheleien der Hauptstadt und Huldbeweise sogar des Hofes, daß er am 5. Februar 1778 nach Paris abreiste, nach dem er sich längst gesehnt hatte. Länger als ein Jahr hatte Voltaire von seiner Reise gesprochen, um zu erfahren, ob er kommen dürfe oder nicht; man hätte ihm leicht bedeuten können, er soll ferne bleiben, und er hätte nicht gewagt zu kommen. Doch so viel Muth hatte Maurepas nicht: und der Hof überließ ihn der Bewunderung der Pariser, gewährte ihm aber keinen Zutritt und stellte sich somit in zaghaften Widerspruch mit der öffentlichen Meinung. Eine Regierung ohne Muth wird bald verhöhnt und geht elend zu Grund. Als Voltaire an der Barriere nach der Contrebande gefragt wurde, antwortete er, es sei keine da, als er selbst. Seine Ankunft setzte Paris in Bewegung, als wäre ein siegreicher Feldherr oder ein ruhmgekrönter Fürst angekommen: die Akademie sandte durch den Prinzen von Beauveau eine Begrüßung; die Schauspieler erschienen vollzählig; wer konnte, suchte ein geistreiches Wort von ihm zu erhaschen. Die eifrigsten waren die Damen und am geneigtesten zu bewundern. Als er einer hochgestellten Frau gegen Magenweh Eierdotter, Erdäpfelmehl und Wasser anrieth, rannte sie wie bezaubert davon: „Welch ein Mann! auch kein einziges Wort aus seinem Munde entbehrt des Witzes!" [1]) — Auch die Gräfin Dubarry machte ihm ihre Aufwartung. Edelleute von altem Namen bedienten ihn als Kellner verkleidet, nur um einen Blick oder ein Wort von ihm zu erhaschen. Voltaire gab Audienzen wie ein König. Der Graf von Artois sandte Zeichen seiner Theilnahme. Selbst die Königin hätte den Wundermann gerne gesehen, doch hielt sie ihr Gemahl zurück vor einer Unbesonnenheit, er selber hatte eine unauslöschliche Abneigung gegen den Spötter, wie sein Vater; am liebsten hätte er ihm den Aufenthalt in Paris verboten, nachdem aber Maurepas feige war und unbesonnen die Reise nach Paris nicht verwehrt hatte, konnte man, ohne den Vorwurf der Inhumanität dem greisen

Voltaire in Paris — bewundert.

[1]) Kreiten, l. c. II, S. 364.

Verfasser der Henriade in der rauhen Jahreszeit nicht die Abreise gebieten, die für ihn tödtlich werden konnte. Auch hätte damals manche Regierung sich beeilt dem Verwiesenen ein Asyl anzubieten.

Der Klerus. So strafte sich denn bitter die Halbheit. Der Erzbischof von Paris bat ihn auch, dem Aergerniß im Hotel Vilette ein Ende zu machen. Auch der Pfarrer von Saint-Sulpice, in dessen Sprengel Voltaire wohnte, wollte ihn besuchen, um mit ihm ein ernstes Wort zu reden, wurde aber nicht vorgelassen. Das Letztere Abbé Gaultier. gelang aber einem ehemaligen Jesuiten Gaultier, der ihm frei erklärte, er sei gekommen, um an ihm dieselbe Heilung vorzunehmen, die ihm wenige Tage vorher an einem durch seine Liederlichkeit verrufenen Dichter mit Gottes Gnade gelungen wäre.[1]) „Ich liebe Gott", entgegnete Voltaire. „Aber kann eine Liebe, die nicht thätig ist, wohl aufrichtig sein?" erwiderte der Abbé. Da trat ein Vertrauter Voltaires ein: „Herr Abbé, so endigen Sie doch! Sie sehen wohl, daß Herr von Voltaire Blut speit." Gaultier brach auf. — „Wie waren Sie mit dem Pfaffen zufrieden?" fragte der Vertraute. „Er ist ein guter Schafskopf!" meinte Voltaire. Jeden Tag kam fortan der Priester, wurde aber nicht vorgelassen, obschon ihn Voltaire in einem Briefe um seinen Besuch bat; die Freunde ließen ihn nicht vor. Die Aufregung verursachte beim alten Manne im März ein Blutbrechen. Gaultier wurde jetzt gerufen. „Erschrecken Sie ihn nicht!" mahnten ihn im Vorzimmer die Einen. „Vernachlässigen Sie ihn nicht!" bat der alte Richelieu. Voltaire's Beichte Der Kranke drückte dem Abbé die Hand und bat ihn, seine Beichte zu hören. „Sehr gerne", entgegnete Gaultier, „ich habe dazu alle nöthige Vollmacht; aber bevor wir damit beginnen, bedarf es eines Widerrufs". — Voltaire schrieb nun unter des Priesters Auge: er habe diesem Priester gebeichtet, den ihm der Pfarrer von Saint-Sulpice gesendet, da er sich nicht zur Kirche habe schleppen können; würde Gott über ihn verfügen, so wolle er in der katholischen Kirche sterben, wie er darin geboren sei, und hoffe von der göttlichen Gnade, sie werde ihm all seine Fehler verzeihen; sollte er je die Kirche geärgert haben, so bitte er deswegen Gott und die Kirche um Verzeihung. Er unterzeichnete und nach ihm zwei Freunde als und Widerruf. Zeugen. Dann schrieb er noch die Erklärung: „Da Herr Gaultier mich aufmerksam gemacht hat, man behaupte in gewissen Kreisen, ich habe im voraus gegen Alles protestirt, was ich im Sterben thun würde, so erkläre ich, daß ich dergleichen niemals gesagt habe, daß dieses eine mir schon längst angedichtete Scherzrede ist, welche man gleichfalls auf Rechnung anderer viel gelehrterer Männer schrieb, als dieses zu sein die Ehre hat — Voltaire." „Sie werden die Erklärung in die Zeitung setzen lassen", schloß der Kranke, „ich habe Nichts dagegen. — Sind Sie damit zufrieden?" „Nicht ganz, sie ist nicht deutlich genug, ich muß sie der mir zuständigen Behörde vorlegen, ehe wir weiter vorgehen." Der Pfarrer wie der Erzbischof fanden sie ungenügend. Jeden Tag kam Gaultier in das Haus des Kranken, wurde aber lange nicht mehr vorgelassen. Seinen Freunden, die ihm über diese Nachgiebigkeit gegen die Infame Vorwürfe machten, sagte Voltaire, er wolle nicht auf den Schindanger geworfen werden, sondern ein Todtenamt bei den Cordeliers empfangen, und habe darum seine Christenpflicht erfüllt. Der alte Lügner schämte sich eben nicht, noch auf dem Todbette zu lügen.

Indeß erholte sich der Kranke: er fühlte, wie er der Ruhe bedürfe, und wäre gerne nach Ferney zurückgekehrt; aber die Nichte, welche nicht in den Schweizerthälern ehelos versauern wollte, setzte Himmel und Erde in Bewegung, um ihn in

[1]) Kreiten, l. c. Bd. II, S. 365.

Paris festzuhalten. Am 16. März fand die erste Aufführung seiner mittelmäßigen, aber nichtsdestoweniger bewunderten Tragödie „Irene" statt; viele Großen, auch die Königin, wohnten ihr bei, nur der König fehlte und Voltaire. Die Begeisterung für den „ersten Dichter, den Verbreiter der Aufklärung", war im Steigen. Unter den Besuchern war auch Franklin, der seinen Enkel mitbrachte. Voltaire legte seine Hand auf das Haupt des knieenden Knaben und sprach feierlich: „Gott, Freiheit, Toleranz!" — Endlich am 30. März — es war zur siebenten Vorstellung der „Irene" — erschien Voltaire im Theater. Er kam aus der Akademie, wo d'Alembert in der Lobrede auf Despréaux seinen Ruhm verkündet hatte und wo der Dichter zum Director gewählt worden war. Der Wagen, in dem der Philosoph von Ferney saß, eingehüllt in einen Zobelpelz, den ihm Katharina II. geschenkt hatte, konnte kaum vor der Menge Neugieriger, die bald auf den Tritt hinaufstiegen, in die Räder griffen, um den Heros des Jahrhunderts zu sehen, vorankommen. Tausendstimmig erscholl der Ruf: „Da ist er! es lebe Voltaire!" — Als er in der Loge erschien, erhoben sich alle Damen in ihrem Schmuck und riefen ihm ihr Willkommen zu; das Parterre war voll von den vornehmsten Männern, die Beifall klatschten. Der Schauspieler Brizard nahte und setzte ihm einen Kranz auf das Haupt. „Sie wollen mich unter Kronen ersticken!" rief Voltaire, berauscht von Ruhm und in Thränen ausbrechend, und gab den Kranz der Enkelin Corneilles, die neben ihm saß. Aber der Prinz von Beauveau setzte ihn wieder auf sein Haupt. Vor seiner Loge lag man förmlich auf den Knieen. Nach dem Schlusse des Stückes erhob sich der Vorhang wieder, man sah eine große Marmorbüste des Dichters: die Schauspielerin Vestris trat vor, sprach einige Verse und drückte dann einen Kranz auf die Büste, und die anderen Schauspieler folgten ihr und drückten einen Kuß auf den Marmor, während Aller Augen auf den Dichter sahen. Als er das Theater verließ, wurde er mehr getragen, als er ging, Viele küßten seine Hände, seine Kleider, ja sogar seine Pferde. Alle wollten ihn sehen, Viele seinen Wagen ziehen. Von allen Seiten erscholl der Ruf: „Es lebe Voltaire! es lebe der Dichter der ‚Henriade', der ‚Pucelle', es lebe Voltaire!" — Das ist Voltaires Apotheose. „Sodoma hätte ihn gesteinigt, Paris krönte ihn", schreibt de Maistre. Man sieht, was in den Herzen der damaligen Franzosen lebte.

„Irene."

Apotheose.

Als Marmontel am andern Morgen ihn fragte: „Haben Sie jetzt Ruhmes genug?" — antwortete Voltaire: „Ach mein Freund, Sie reden von Ruhm, und ich liege auf der Folter und sterbe unter entsetzlichen Qualen." Die Anstrengung war zu groß gewesen für die Kräfte des alten Mannes. Doch schien das Lob ihm bald wieder neue Lebenskraft einzuhauchen. Am 1. April setzte er in der Akademie den Beschluß einer neuen Ausgabe des Dictionnaire durch, er selber nahm den Buchstaben A auf sich; er hoffte, seine Werke sollten vorzugsweise als mustergiltig dabei verwendet werden. Am 7. April ließ er sich nach dem neuen Ritual in der Loge zu den neun Schwestern noch einmal in den Freimaurerorden aufnehmen. Ruhe war für ihn nöthig, er aber überarbeitete sich. Richelieu gab ihm ein Elixir, welches die Nerven stärke und beruhige, und Voltaire trank es auf einen Zug aus, statt es tropfenweise zu nehmen. Die Folgen waren schrecklich. Tronchin, sein Arzt, ein Genfer, ein Ehrenmann, schreibt darüber an Bonnet: „Hätten meine Grundsätze nöthig, daß ich sie zusammenfasse, so hätte der Tod des Mannes, den ich unter meinen Händen enden sah, einen gordischen Knoten daraus gemacht. Gleicht der Tod eines guten Menschen dem heiteren Abend eines schönen Tages, so glich der Tod Voltaires einem Sturmwetter. Ich habe ihm immer die Wahr-

Elend.

Krankheit.

Tronchins Urtheil.

heit gesagt und zu seinem Unglück war ich es allein." — „Ja, mein Freund", sagte er oft zu mir, „nur Sie haben mir guten Rath gegeben; hätte ich ihm gefolgt, so wäre ich nicht in dieser entsetzlichen Lage, ich wäre nach Ferney zurückgekehrt, ich hätte mich nicht berauscht mit Rauch, der mir den Kopf verdrehte. Ja, ich habe nur Dunst verschluckt und Sie können mir jetzt nicht mehr helfen. Haben Sie Mitleid mit mir, ich bin verrückt." Er hätte gleich am Tage nach seiner Krönung in der Comédie Française abreisen sollen, aber da kam noch die Akademie und beschwor ihn, sie noch mit seiner Gegenwart zu beehren. Er wurde zum Director mit Zuruf gewählt und nahm die Wahl an und von da an war sein Leben nur noch ein Orkan des Wahnsinnes. Er schämte sich, wenn er mich sah; er bat mich um Verzeihung, um Mitleid. — Ich kann nicht ohne Entsetzen an sein Ende denken. Der Tod stand immer vor seinen Augen. Denk an die Raserei des Orestes, eine ähnliche bemächtigte sich seiner Seele! Furiis agitatus obiit." [1] — Gaultier und der Pfarrer von Saint-Suipice kamen noch an das Krankenlager, aber Voltaire lag schon im Delirium; er starb 30. Mai 1778, gerade zwei Monate nach seiner Apotheose, 84 Jahre alt. Da der Pfarrer von Saint-Sulpice sich weigerte, die Leiche in geweihter Erde zu bestatten, so brachte sie sein Neffe in der Stille schnell in die Abtei Scellières, wo sie beigesetzt wurde, ehe das Verbot des Bischofs eintraf. 1791 wurde der Sarg im Festzug durch Paris geführt und im Pantheon beigesetzt. Jetzt ist er leer; wohin die Leiche kam, weiß Niemand. Die Nationalbibliothek zu Paris besitzt sein Herz, die Kapsel trägt die Aufschrift: „Sein Herz ist hier, sein Geist ist überall." In der That schien Voltaires Geist damals die Gebildeten aller Länder zu beherrschen.

Wahnsinn. — *Ende in Schrecken*

Jean Jacques Rousseau und seine Einwirkung auf Frankreich.

Rousseau

Fünf Wochen nach ihm starb sein Nebenbuhler an Ruhm und Einfluß, Rousseau (3. Juli 1778), aber nicht umwogt von einer beifallspendenden Menge, sondern arm, einsam, in sich zurückgezogen, von Kummer, von Unruhe, von unbefriedigtem Stolze verzehrt, in sich so unglücklich, daß man davon sprach, er habe im Kaffee Gift genommen. Für Frankreich war, wenn es sich auch damals um den finsteren mißtrauischen Mann, der übrigens muthiger, offener und tiefer als Voltaire war, wenig zu kümmern schien, sein Einfluß doch folgenschwer.[2] Es hat für den Glauben an seine Lehre bitter gebüßt. —

in England. — *Hume.*

Wir verließen ihn auf der Reise nach England.[3] In London wurde er anfangs mit Begeisterung aufgenommen. Bald aber trübte sich sein Verhältniß zu Hume. Den Grund finden die Vertheidiger des letzteren in Rousseaus mißtrauischem, verdüstertem Charakter; sein Fehler war seine Eigensucht, ein wahrer Hunger nach Lob. Frau von Genlis nahm ihn mit in das Theater und er wünschte vollkommen incognito zu bleiben. Pitt kam in die Loge und sprach deßhalb nicht mit ihm, was ihn sehr erbitterte und für den ganzen Abend mißstimmte, und die Gräfin sah klar ein, daß der Grund war, daß man ihn nicht mit Beifall be-

---

[1] Der Brief wieder abgedruckt in Bd. 46 der Biographie générale, p. 442.

[2] Droz, I, 242: „Man möchte sagen, daß die Natur sie gleichzeitig auftreten ließ, um alle Mittel zu vereinigen, ihr Jahrhundert zu großen Veränderungen fortzureißen; der eine vermochte die frivolsten Geister zu fesseln, der andere sich der denkendsten zu bemächtigen."

[3] Vgl. Bd. VI d. W., S. 861.

grüßte, sobald man ihn erblickte.[1]) Die ganze Natur des Mannes war vergiftet, ingrimmige Absonderung und Laune. Er konnte mit Niemand auskommen, so auch mit Hume nicht, und verließ die neue Heimath, die ihm dieser verschafft hatte, Wootton in der Grafschaft Derby, und klagte seinen Wohlthäter der Falschheit und Treulosigkeit an, während ihn dieser des Undankes zieh und der Unverträglichkeit. Die Vertheidiger Rousseaus dagegen behaupten, Hume habe Rousseau nur deßhalb zu sich eingeladen, um in seinem Vaterlande mit dem Schutze zu prahlen, den er dem berühmten Manne angedeihen ließ. Gewiß ist, daß etwa drei Monate nach Rousseaus Ankunft in England eine Reihe von Artikeln in Zeitungen erschienen, die ihn bitter anklagten, ein angebliches Sendschreiben Friedrichs II., das jedoch Walpole verfaßt hatte, und viele andere Angriffe, und aus dunklen Anspielungen schloß Rousseau, daß sein angeblicher Beschützer ihnen nicht ganz fremd sei, und forderte ihn mit seinem ungeschickten Freimuth auf, sich zu rechtfertigen, wenn er es vermöge. Hume antwortete mit zweideutiger stolzer Mäßigung, während er kurz vorher ein Schreiben an Holbach mit den Worten begonnen hatte: „Lieber Herr Baron, Rousseau ist ein Schurke!“ — also offenkundig in das Lager der feindseligen Spötter Rousseaus übergegangen war.[2]) Eilig kehrte Rousseau im Mai 1776 nach Frankreich zurück, wo er auf dem Gut Trye bei Gisors, das dem Fürsten Conti gehörte, eine Zuflucht fand. Aber auch hier war seines Bleibens nicht. Sein Trübsinn war unheilbar: er sah Absicht, wo nur Zufälligkeiten eine Rolle spielten; er sah Gefahren, wo keine drohten; er machte sich Vorwürfe, daß er trotz seiner demokratischen Gesinnung die Gastfreundschaft der Großen annehme, und doch lauerte er beständig, indem er sie annahm, ob man nicht seiner persönlichen Würde in irgend Etwas zu nahe trete, ihn gar geringschätzig behandle: da konnte er dann recht undankbar und grob sein. So verlangte er vom Fürsten Conti die Bestrafung von drei Bedienten, die seinem Befehle getrotzt hätten, und zog sich nach Burgoin, einer kleinen Stadt in der Dauphiné zurück, als dies nicht geschah, und von da nach Monquin, einem Dorfe bei Grénoble. Ueberall fühlte er sich verfolgt: „Wenn ich reise, bereitet man Alles vor, um überall über mich verfügen zu können; man bezeichnet mich den Vorübergehenden, den Kutschern, den Gastwirthen; man sorgt dafür, solch' schauderhafte Sachen über mich zu verbreiten, daß mit jedem Schritt, den ich thue, und bei jedem Gegenstand, den ich sehe, meine Seele zerrissen werde: was doch über meine Begriffe geht, ist, daß Alles mit Zustimmung der ganzen Nation geschieht, und daß nicht nur meine angeblichen Freunde, sondern selbst ehrbare Leute an diesen Verfolgungen Theil nehmen.“ — Tasso,[3]) meinte er, habe prophetisch seinen, Rousseaus, Seelen-

Bruch mit Hume.

Wieder in Frankreich.

Geisteskrank

---

[1]) Carlyle, On heroes, hero-worship and the heroic in history, III edit. 1846, p. 292.

[2]) In den Briefen, welche von ihm 1820 in London erschienen, gesteht ja Hume, daß er an der Abfassung des angeblichen Sendschreibens Friedrichs II. nicht ohne Antheil gewesen sei — sagt Musset-Pathay in den Oeuvres inédites de Rousseau. Vgl. Biographie générale, vol. 42, p. 752.

[3]) In der 77. Stanze des XII. Gesanges:

So leb' ich denn in Marter und in Qualen,
Die als gerechte Furien mich bedräu'n.
Die Nacht, wenn sie herabsteigt zu den Thalen,
Wird ewig mir den ersten Wahn erneu'n.
Der Sonne Licht, das mit verhaßten Strahlen
Die That enthüllte, werd' ich bebend scheu'n.
Mir selbst ein ew'ger Schrecken, werd' ich immer
Mich selber flieh'n, doch mir entfliehen nimmer.

Wieder in Paris. zustand geschildert. Müde dieser vermeintlichen Verfolgungen kehrte Rousseau unter seinem eigenen Namen 1776 wieder nach Paris zurück (in Trye hatte er sich Renou genannt) und lebte in der Straße, die jetzt seinen Namen führt, ein trauriges Dasein, mit Notenabschreiben sich nährend, in Zerwürfniß mit Therese, die ihm das Leben sauer machte, im Kampf mit der Noth. Seine Gespräche und Träumereien [1]) lassen die Schmerzen seiner Seele in dieser Zeit erkennen: selten sah man ihn im Theater oder in gelehrten Kreisen. Besuche wies er grob zurück. Vornehme mußten sich oft verkleiden, um zu ihm zu gelangen, ihm Noten zum Copiren bringen. Zum Tonkünstler Gluck, der ihn öfter besucht hatte, sagte er: „Kommen Sie nicht wieder, ich will Ihnen die Mühe ersparen, immer Treppen zu ersteigen." Seine Erholung waren Ausflüge in die Umgegend. 1778 nahm er das Angebot in Ermenonville. des Marquis von Girardin an und zog auf dessen Gut Ermenonville, denn die Freude an der Natur war ihm geblieben; wie fühlt er ihre Schönheiten, wie weiß er ihr Stillleben zu genießen! Hier fand er auch seine letzte Ruhe, bis an das Ende überzeugt, daß seine Feinde nicht müde würden ihn zu verfolgen, und daß trotz seiner Fehler kein Mensch besser sei als er. So schreibt er noch 1778 an den Herrn von Malesherbes: „Ich kenne meine großen Fehler und ich fühle lebhaft meine Laster; trotz alledem aber werde ich sterben voll Vertrauen zum höchsten Wesen, überzeugt, daß von allen Menschen, welche ich in meinem Leben beobachtet habe, keiner besser war als ich." So schrieb er an Madame de la Tour: „Wer sich nicht für mich begeistert, ist meiner nicht würdig."

So war Rousseau, vielgelobt und vielgetadelt, bewundert und gehaßt. Taine Einseitigkeit. spricht heute das harte Urtheil: er sei ein Handwerker, ein zur eleganten feinen Welt schlecht passender Volksmann, der im Salon außer Fassung gerathe, von niedriger Herkunft, schlecht erzogen, durch frühzeitige häßliche Erfahrungen befleckt, hitziger Sinnlichkeit, krank an Leib und Seele, ein Opfer hoher widersprechender Eigenschaften; es fehle ihm an Tact, er verpflanze den Schmutz seiner Phantasie, seines Temperaments und seiner Vergangenheit in seine erhabenste Moral und seine reinsten Idyllen. Die Gedanken flossen ihm nicht leicht in die Feder, aber bei seinem steten Feilen und Wiederfeilen und unaufhörlichen Nachgrübeln, habe sein Stil eine seltene Dichtigkeit und Härte erlangt; Frankreich habe seit lange keine so volle und kräftige Prosa gesehen, keine, in der die Bewunderung, der Zorn, die Entrüstung und die Leidenschaft so concentrirt waren. Er sei ein strenger Logiker, seine Beweisführung knüpfe sich Masche um Masche, bändelang, zu einem riesigen Netze zusammen, in dem man, da es keinen Ausgang habe, wohl oder übel gefangen werde; er sei ein Systematiker, der, in sich gekehrt, die Augen beharrlich auf seinen Traum oder sein Princip richte, sich jeden Tag mehr hineinvertiefe, Schluß auf Schluß, Masche um Masche abhasple und stets das ganze Netz in Händen halte.[2]) „Man rühre ja nicht daran; wie eine menschenscheue einsame Spinne hat er es ganz aus eigenem Mark, mit seinen theuersten Ueberzeugungen, mit seinen innigsten Herzensregungen geflochten. Beim geringsten Stoß zittert er und vertheidigt sich, furchtbar außer sich, schäumend, mit verhaltener Bitterkeit; wird seine Empfindlichkeit verletzt, so wüthet er gegen den Feind und erstickt ihn in den zähen Fäden seines verwickelten Netzes; gleichzeitig aber verwickelt er sich selbst darin und die Wirkungen sind für ihn furchtbarer als für seine Widersacher, denn er bildet sich ein, daß Frankreich und das ganze Weltall gegen ihn verschworen

---

[1]) Dialogues und Rêveries.
[2]) Taine, L'ancien régime, p. 352—58.

seien, bringt mit wundervoller Feinheit die Beweise für diese chimärische Verschwörung vor, verzweifelt schließlich über seinen allzuplausiblen Roman und stolpert über die bewunderungswürdige Falle, die er sich selbst mit zu viel Logik und Phantasie gelegt hat."

Rousseau hatte einen Namen, nicht bei den Fürsten, welche Schmeicheleien verlangten wie von Voltaire, sondern bei bedrängten Völkern. In der Denkschrift über die Regierung in Polen [1]) gibt er diesem Volke den guten Rath: „Macht, daß ein Pole nie ein Russe werden kann, und ich stehe dafür, daß Rußland niemals Polen unterjochen wird." Er fürchtete, es könnte sich in diesem Lande eine administrative Centralisation herausbilden, die das Volk unterdrücken möchte. Er zieht eine Wahlkrone, selbst wenn sie mit unumschränkter Gewalt ausgerüstet ist, einer Erbkrone vor; am liebsten möchte er den König durch das Loos ernannt wissen. Aber sein Rath nützte den Polen so wenig, als die Verfassung, welche Paoli von ihm erbat, den Korsen. Um so stärker wirkte er auf Frankreich, auf Frauen wie auf Männer. Mit Stolz hebt er hervor, wie die Frauen von seinem „Emil" entzückt seien, und wie er selbst in den höchsten Kreisen Herzen erobert habe; sie hörten auf seine Worte, wie auf die eines Propheten oder Erlösers. Die Geschichte von der Dame, welche im Begriff auf den Opernball zu fahren, auf ihrem Ankleidetisch die „Neue Heloise" findet, darin zu lesen beginnt, den Wagen stundenlang warten und um 4 Uhr Morgens, ohne auf den Ball gefahren zu sein, abspannen läßt, und die ganze Nacht beim Buche zubringt und Thränen vergießt, weil sie zum ersten Mal einen Menschen gefunden hat, der wahrhaft liebt — zeigt die Gewalt, welche Rousseau auf jene Zeit ausübte. —

Verfassung für Polen, für Korsika.

Dieses Salonleben war auf den ersten Anblick glänzend, aber unnatürlich und herzlos, trocken, Ziererei und Künstelei; man tändelte mit den Gefühlen und spielte mit den Herzen und endete mit Leichtfertigkeit. Es fehlte die Naturwahrheit. Nun hörte man in Rousseau auf einmal wieder die Kraft des Gefühls, das nicht abgezirkelt ist, das allerdings nicht nach der vorgeschriebenen Art zu fühlen, zu denken, zu leben berechnet, sondern urkräftig ist, und fand sich ergriffen. Es hieß, keine wahrhaft fühlende Frau könne der Leidenschaft Rousseaus widerstehen, wenn sie nicht mit höherer Tugend ausgestattet wäre. Nicht minder wirkte er auf die Mütter durch seinen „Emil".[2]) Man fühlte jetzt das Bedürfniß, sich mit den eigenen Kindern, die früher der Kammerfrau oder dem Hofmeister überlassen waren, wieder abzugeben; man fand es unnatürlich, daß die Mutter ihr Kind nicht selber säuge, daß die Kinder eine Schnürbrust tragen, frisirt und geschminkt seien, daß die Frau von ihrem Manne getrennt lebe und der Mann von seiner Frau. Rückkehr zur Natur ward die Losung und zum natürlichen Gefühl. Nur war die Natür-

Unnatur des Salonlebens, der Erziehung. Rückkehr zur Natur.

[1]) Considérations sur le gouvernement de la Pologne.
[2]) Vgl. Bd. VI d. W., S. 857—60.

lichkeit oft bloß Sache des Kopfes und nicht des Herzens, der Mode, Empfindelei, und nicht des wahren Gefühls, es war Sache der Sentimentalität, man wollte sich als schöne Seele zeigen; man prunkte mit Gefühlen und Thränen, die man mit gestickten Taschentüchern trocknete. Es ward Mode, bei Rührungsstücken zu schluchzen und in Ohnmacht zu fallen. Es war die Zeit der Schönseligkeit, der Tagebücher, in denen man sich selber lobte.

Sentimentalität.

Rousseau hatte ein tiefes Gefühl für die Schönheit und Größe der Natur, während Voltaire keinen Sinn dafür hatte und den Aufenthalt am Genfersee langweilig fand. Mit welcher Zartheit empfand dagegen Rousseau den Zauber der Waldeinsamkeit, die Erhabenheit der Alpen, die Schönheit des tiefblauen Sees! Ihm ist nicht wohl in der Stadt, ein Gang in der Natur ist dagegen seine Erholung, seine Wonne. „Wie jauchzte ich im Wald auf", erzählt er uns im „Emil", „ich suchte mir irgend einen wilden Ort, wo Nichts mir die Hand der Menschen zeigte, wo kein Dritter trennend zwischen mich und die Natur trat. Das Gold des Ginster, der Purpur der Sonnenstrahlen erfüllte mein Herz und Auge mit Entzücken; die Majestät der Bäume, die mich mit ihren Schatten bedeckten, die Zartheit der Sträuße, welche mich umgaben, die überraschende Mannigfaltigkeit der Kräuter und Blumen, welche sich unter meinen Schritten beugten, hielten meinen Geist in unausgesetzter Spannung und Bewunderung. Meine Einbildungskraft bevölkerte diese schöne Erde mit Wesen, die nach meinem Herzen waren; ich bildete mir eine Gesellschaft, deren ich mich nicht unwürdig meinte; ich träumte mir ein goldenes Zeitalter und erweichte mich zu Thränen über diese wahren Vergnügungen des Menschenlebens, über diese köstlichen reinen Vergnügungen, welche so nahe und doch jetzt der Menschheit so weit entrückt sind."

Sinn für die Natur.

Das ist Rousseau, der die Welt flieht, weil sie nicht nach seinem Herzen ist, und trunken von der Schönheit der Natur den Wald mit einer erträumten Welt bevölkert. Sein Wort schlug ein bei einer Gesellschaft, die bloß bei Kerzenlicht und in vergoldeten Zimmern zu leben, und Nacht zu Tag zu machen und bis Mittag zu schlafen gewöhnt war: er zeigte ihr die Schönheit des Morgenroths und die Reize ungefälschter Natur. Jetzt sank der Geschmack an französischer Gartenkunst, an geradlinigen Alleen künstlich zugestutzter Bäume, an Springbrunnen, und fand man die englischen Parkanlagen schön, vor Allem aber die ungefälschte Natur, Berg, Wald und Wasser. Rückkehr zur Natur — in der Erziehung, im häuslichen und Staatsleben wurde der Ruf der Zeit.

Bernardin de Saint-Pierre und Salomon Geßner.

Freude an der Natur, deren Schönheit er tief empfand, und Rückkehr zur Einfalt uranfänglicher Naturzustände ist auch die Seele eines anderen berühmten Schriftstellers dieser Zeit, der mit Rousseau geistesverwandt, sein

Freund wurde und geblieben ist, des Bernardin de Saint-Pierre. Nur einige Sätze über diesen merkwürdigen Mann, der wie Rousseau ein Spiegelbild seiner Zeit geworden ist. Bernardin de Saint-Pierre.

Jacques Henry Bernardin de Saint-Pierre hat vor Rousseau voraus das Glück, daß er seine Jugend rein verlebte und von tüchtigen Lehrern erzogen wurde; an Reichthum der Phantasie und Eigenwilligkeit war er Rousseau gleich. Geboren 19. Jänner 1737 in Havre, zeigte er frühe schon die Vorzüge und Fehler, die später seinen Ruhm begründeten und sein Lebensglück trübten. Er war ein schöner, träumerischer Knabe, schüchtern, aber auch eigensinnig; er liebte die Einsamkeit, das Spiel der Wellen, er pflegte die Pflanzen im Garten seines Vaters; er konnte weinen, wenn er ein Thier mißhandeln sah. Das Buch von Rosweyde „Die Väter in der Wüste" machte solchen Eindruck auf ihn, daß er, als sein Lehrer ihm eines Tages mit der Ruthe drohte, in den Wald entlief, um da wie die Väter der Wüste als Einsiedler in Gesellschaft der Bäume, der Vögel und der Blumen zu leben — man fand ihn aber noch am gleichen Tage und brachte ihn wider seinen Willen zurück. Man that ihn nun nach Caën zu einem Pfarrer, bei dem er Latein und Griechisch lernte, aber auch „Robinson Crusoe" mit solcher Gier verschlang, daß er schon im zwölften Jahre mit seinem Oheim, einem Schiffscapitän, nach der Insel Martinique zu fahren beschloß, wozu die Eltern endlich die Zustimmung gaben. Mit Jubel bestieg der Knabe in seinem Drang nach der weiten weiten Welt das Schiff, ward aber bald enttäuscht, als ihn die Seekrankheit befiel und er wie ein Matrose gehorchen sollte, und suchte wieder bald zurückzukommen. Die Eltern thaten ihn nun zu den Jesuiten nach Caën, dort hörte er von den Missionen und sogleich war sein Entschluß gefaßt, als Glaubensbote nach dem Oriente zu gehen und mit dem Opfer seines Lebens die Seelen von Sinesen und Japanesen zu retten. Der Vater aber brachte ihn nach Rouen, daß er Mathematik und Philosophie lerne. Von da kam er als Ingenieur zur Armee und that sich bei der Belagerung von Düsseldorf hervor und wurde daselbst verwundet. Seine Fähigkeiten verhießen ihm eine glänzende Laufbahn, sein Stolz und seine Unverträglichkeit warfen ihm aber Hindernisse in den Weg. 1761 ging er als Ingenieur nach Malta, wo man einen Angriff der Türken befürchtete; diese kamen aber nicht — und so kehrte Bernardin nach Paris zurück, wo er durch Unterricht in der Mathematik sich seinen Unterhalt zu erwerben hoffte. Seine Pläne zu Reformen im Militärwesen, sein Angebot, in einem Nachen alle englischen Küsten auszukundschaften, wurden vom Ministerium nicht berücksichtigt; doch ihn vermochte kein Hinderniß zu entmuthigen: er dachte an Gründung einer großen Kolonie am Aralsee und wollte deßwegen nach Rußland, wo damals unter Katharina II. so viele wagsame Ausländer ihr Glück machten. Da er kein Reisegeld besaß, so verkaufte er Bücher und Instrumente und kam damit bis Amsterdam. Dort fand ein französischer Refugié, ein Redacteur, Gefallen an seinem Wesen, unterstützte ihn und wollte ihn für seine Zeitung gewinnen — er aber konnte den Aralsee und die dort zu gründende Kolonie nicht vergessen und fuhr nach Petersburg ab. Dort aber vernahm er, der Hof weile in Moskau, und ihm war das Geld ausgegangen, er konnte seine Wirthin nicht bezahlen. Doch verzweifelte er nicht, und richtig — ein Zufall verhalf ihm zur Bekanntschaft mit dem Marschall Münnich, damals Gouverneur von Petersburg, welcher ihn mit einer Empfehlung an den General Dubosquet, einen Franzosen, nach Moskau sandte, der ihn als Landsmann wohlwollend aufnahm und ihm eine Stelle im Geniecorps verschaffte und sogar eine

Jugend. Zur See. Pläne. Ingenieur. In Petersburg.

Audienz bei der Kaiserin. Bernardin hoffte sie für den Plan einer Ansiedelung am Aralsee zu gewinnen, wo unter der Herrschaft der Freiheit und Gleichheit alle guten und unglücklichen Menschen eine Zuflucht finden könnten. Aber die Sääle, die Menge *Bei Katharina.* der Bittsteller und der Höflinge, schüchterten ihn ein und, als die Kaiserin kam, murmelte Bernardin bloß einige Worte und Katharina ging mit einem Lächeln an ihm vorüber. Auch Orlow hatte keinen Sinn für die Kolonie der Tugend und Freiheit am Aralsee, was er als jugendlichen Traum ansah, sandte aber Bernardin *In Finnland,* als Artillerieofficier an die Grenze von Finnland, um dort Plätze zu Verschanzungen zu bestimmen. Der Eindruck der traurigen, aber großartigen Natur war ihm unvergeßlich, und der Plan der Kolonie am Aralsee und die Begeisterung für Rußland verrauchte und Bernardin verließ dieses Land, um mit Radizwil ein un- *in Polen.* abhängiges Polen zu gründen. Er kämpfte tapfer für die Polen, bis ihm die Leidenschaft für eine schöne und vornehme Polin den Krieg verleidete und die Geliebte ihm den Abschied gab. Im Zorn ging Bernardin nach Dresden und ließ sich zum Kampf gegen Polen anwerben. Doch zum Krieg kam es nicht. Die Officiersstelle, welche ihm Friedrich II. anbot, mochte er nicht annehmen, die Strenge preußischer Disciplin war ihm unerträglich. —

1766 finden wir ihn wieder in Havre, reich an Reiseeindrücken, aber ohne feste Stellung und noch immer von dem Trieb in die weite weite Welt geleitet. Er geht nach Paris, übergibt dem Ministerium die Schilderung seiner Reisen im Norden, doch sie wird verlegt. — Da verschafft ihm Breteuil eine Stelle als In- *In Isle de France.* genieur in Isle de France, von wo er mit Gelegenheit nach Madagascar gehen und eine Handelsniederlassung begründen sollte. Mit Freude schiffte sich Bernardin ein: als ihm aber der Befehlshaber andeutete, daß es sich vorzugsweise um den Negerhandel drehe, zog er sich von ihm zurück, trat in den Dienst des Oberingenieurs von Isle de France und bereiste von da die Insel Bourbon und das Cap der *In Paris.* guten Hoffnung. 1771 war er wieder in Paris, beschäftigt mit den Schilderungen der Tropenwelt und der Eindrücke, welche die Bevölkerung auf ihn gemacht hatte, und bemüht den entsittlichenden Einfluß darzustellen, den die Sclaverei auf die Herren wie die Sclaven hervorrufe. Das sind die glänzenden Schilderungen, die, als „Etudes de la nature“ gesammelt, so berühmt geworden sind. D'Alembert *Die Salons.* führte den Schriftsteller in den Salon der Mademoiselle Espinasse. In dem Kreise der Spötter ward es aber dem Manne, der von Jugend auf den Glauben an Gott bewahrt und in wunderbaren Schicksalen und großen Gefahren zu Land und auf dem Meere die Einwirkung der Vorsehung gesehen hatte, nie recht wohl — und auf der anderen Seite stießen sie sich an seinem frommen Sinn, an seiner Eigenwilligkeit und Entschiedenheit; wahrscheinlich hatten sie auch erfahren, daß er *Freund Rousseau's.* Rousseau besuche, mit ihm Ausflüge mache und sehr vertraut sei. So war es in der That. Beide zogen sich an, Beide haßten die Unnatur des Salonlebens, Beide hatten ihre Freude an Berg und Wald. Auch im Salon der Madame Necker hatte Bernardin kein Glück, er las die Erzählung vor, die, als sie veröffentlicht war, allgemeine Bewunderung erntete wegen der Tiefe des Gefühls und des Zaubers *„Paul et Virginie“.* der Darstellung, nämlich „Paul und Virginie“, auf welcher die ganze Farbenglut der Tropenwelt ruht. Die Gesellschaft hatte für diese Leistung keinen Sinn und Bernardin ohne Zweifel wenig Begabung zum Vorlesen — es ging ihm wie Schiller in Mannheim, als er „Cabale und Liebe“ vorlas. Zuerst hört man ihn stillschweigend an, dann mindert sich die Aufmerksamkeit, Einer zischelt dem Andern ins Ohr, man gähnt und hört nicht mehr zu. Buffon schaut auf seine Uhr und fragt nach seinem Wagen: Derjenige, welcher am nächsten der Thüre ist, schlüpft

hinaus, Einer schläft ein. — Necker lächelt, da er die Damen weinen sieht, und diese schämen sich ihrer Thränen und wagen nicht zu gestehen, daß die Vorlesung sie gefesselt habe. Bernardin aber wurde krank und noch mehr menschenscheu über Krank. diesen Mißerfolg — es war ihm unmöglich in einem Zimmer zu bleiben, wo Mehrere beisammen waren, selbst nicht in einer Allee, wenn er darin mehrere Spaziergänger sah. Der Anblick des Wassers machte ihm Ekel und Schrecken. Er, der Stürme am Cap der guten Hoffnung bestanden, bekam Zittern, wenn er in einem Nachen über die Seine fuhr. Es kam ihm vor, als habe ihn ein wüthender Hund gebissen. Nur der Anblick von Kindern beruhigte und erquickte ihn. Mit Rousseau allein ging er von Zeit zu Zeit aufs Land, sie hielten ihr Mahl unter einem Baume und kehrten erst Abends in die Stadt zurück. Die Natur, Gott und die Unsterblichkeit bildeten den Stoff ihrer Gespräche. —

Der Erfolg seiner Werke heilte Bernardins Herzenswunde. Die Handschrift der „Studien der Natur" kamen in Didots Hände und dieser erkannte ihren Werth Études und ließ sie drucken. Diese herrlichen Schilderungen des inneren Lebens der Natur de la nature. und ihrer äußeren Erscheinung, dieser Beziehungen zwischen Geist und Natur, der Schönheit der Schöpfung als des Abglanzes der urschönen Gottheit, die den Menschen frei und gut geschaffen habe, diese Ursprünglichkeit, Frische und Kraft der Sprache übten einen unsäglichen Zauber. Aehnliches hatte neben Rousseau noch kein Schriftsteller in Frankreich geleistet. „Paul und Virginie" erlebte in einem Jahre fünfzig Nachdrücke — und doch ist die Geschichte so einfach, aber sie ist vom Hauch des tiefsten Gefühls durchzogen; die Sprache ist frisch und die Charakterschilderung so warm, so treuherzig, kein Strich am Gemälde zu viel oder zu wenig, das Ganze eine fortlaufende Reihe schöner Bilder und süßer Gedanken. „Die indische Hütte",[1]) welche 1791 erschien, ist die Hütte eines Paria, der, von aller Gesellschaft ausgestoßen, den Europäer lehrt, daß Anfang und Ende aller Glückseligkeit ein reines Herz sei. Bei aller Anmuth fehlt es diesem Schriftsteller nicht an Kraft und Glut. Alles las ihn und Viele lernten bloß aus ihm noch an Gott glauben, welche mit der Kirche gebrochen hatten. Ludwig XVI. ernannte den Verfasser zum Director des „Jardin des-Plantes" und sagte ihm: „Ich habe Ihre Werke gelesen, sie sind von einem Ehrenmann, und ich glaube in Ihnen einen würdigen Nachfolger Buffons zu ernennen." — Diese Stelle bekleidete Bernardin bis zu seinem Tode 1814. Von der Revolution ward er nicht behelliget. Die Gunst, welche ihm die Mächtigen bewiesen, benutzte er nur zum Vortheile des botanischen Gartens und ähnlicher wissenschaftlicher Anstalten. Napoleon I. bewies ihm Aufmerksamkeit, ja sogar Freundschaft.

Rousseau und Bernardin de Saint-Pierre sind die begabtesten Gegner des damaligen Atheismus und Materialismus und die kräftigsten Mahner an naturgemäße Zustände. Ein Deutscher, der aber in der Uebersetzung in Frankreich mehr gelesen wurde, als im Original in Deutschland, stimmte ihren Ansichten bei und ließ gleichfalls den Ruf nach naturgemäßen Zuständen vernehmen. Es ist der Züricher Landschaftsmaler Salomon Geßner (1730 Salomon Geßner. bis 1787), er besitzt nicht die revolutionäre Kühnheit Rousseaus und nicht die gestaltende Kraft Bernardins de Saint-Pierre, aber er spricht dieselbe Ansicht aus. Rousseau schwärmte für seine Idyllen und mit ihm Frankreich und

[1]) La chaumière Indienne.

von dem Entsetzen der Schreckenszeit suchten Viele Erleichterung im Lesen Geßnerischer Bilder schuldloser Menschen.

Im Eingange zum „Tode Abels" sagt der Dichter: „Oft reiße ich mich aus der Stadt los und fliehe in einsame Gegenden; dann entreißt die Schönheit der Natur mein Gemüth allem Ekel und allen den widrigen Eindrücken, die mich außer die Mauern verfolgt haben; ganz entzückt, ganz Empfindung über ihre Schönheit, bin ich dann glücklich wie ein Hirt im goldenen Weltalter und reicher als ein König. Die Ekloge gibt uns Züge aus dem Leben glücklicher Leute, wie sie sich bei der natürlichsten Einfalt der Sitten und Neigungen betragen. Sie sind frei von allen den sclavischen Verhältnissen und von allen den Bedürfnissen, die nur die unglückliche Entfernung von der Natur nothwendig macht; sie empfangen bei unverdorbenem Herzen und Verstand ihr Glück gerade aus der Hand dieser milden Natur. — Diese Scenen passen nicht für unsere Zeiten, wo der Landmann mit saurer Arbeit unterthänig seinem Fürsten und den Städten den Ueberfluß liefern muß und Unterdrückung und Armuth ihn ungesittet und schlau und niederträchtig gemacht haben." — Auch der Dichter Florian (1755 bis 1794) gehört in einigen seiner Arbeiten zu dieser Richtung.[1]) Doch fehlt ihm die gestaltende Kraft. Maria Antoinette nannte seinen „Numa Pompilius" mit Recht einen süßen Milchbrei.[2])

Florian.

Rousseau und die Edlen.

So erweckte Rousseau in den höheren Klassen wieder den Sinn für die Natur, mahnte an die großen Pflichten im Familienleben, lehrte den Kindern die Kindlichkeit erhalten, Mitleid haben mit den niederen Klassen der Gesellschaft. Und es ward Mode, sein Wohlwollen zu äußern gegen die unteren Klassen, Lebensmittel zu vertheilen in Zeiten des Mangels, Spitäler zu bauen, den Kornhandel zu fördern, den Frohndienst zu beschränken. Ludwig XVI. ging mit dem guten Beispiel voran, er schenkte den Leibeigenen auf seinen Gütern die Freiheit, er vertheilte Unterstützungen im Betrage von 40 Millionen. Aber die höheren Stände gewöhnten sich durch Rousseau auch an den Gedanken einer vollständigen Aenderung des Staatslebens. Man sprach allgemein von einer neuen Staatsverfassung als einer leichten Sache oder einem natürlichen Ereigniß, einer Aera des Glücks für Alle. Es schien, als würde man nach langem Winter plötzlich im Frühling erwachen und nur Blumen der edelsten Art sehen.

Ludwig XVI.

Rousseau und der dritte Stand.

Bei den Mittelklassen erregte Rousseau durch seinen „Gesellschaftsvertrag" das Gefühl des Stolzes und der Empfindlichkeit gegenüber den höheren Ständen. Die Industrie Frankreichs war vorgeschritten und zwang noch immer die Völker Europas zum Tribut. Im Jahre 1720 betrug die Ausfuhr Frankreichs 106 Millionen, im Jahre 1748 schon 192, im Jahre 1755 gar 257 und 1788 sogar 388 Millionen. Domingo sandte Producte im Werthe von 131 Millionen. Der Pariser Buchhandel allein ward 1774 auf 47 Millionen geschätzt. Königthum und der Adel dagegen waren, was das Vermögen anlangte, im Rückschritte begriffen. Der König war froh,

Die Industrie.

[1]) In seiner Galatée, in Estelle, in Numa Pompilius.

[2]) Vgl. Oeuvres complètes par Renouard, 1820.

Capitalien zu zehn Procent Zinsen zu erhalten. Die Interessen der Staatsschuld fielen meist in die Hände bürgerlicher Capitalisten: sie betrugen 1745 nur 45, 1776 schon 106 und 1789 gar 206 Millionen. 1759 beliefen sich die Steuervorschüsse auf 80, 1783 gar auf 170 Millionen. Die öffentlichen Angelegenheiten hören damit auf, bloß Sache des Königs zu sein; Diejenigen, welche dem Staate Geld geliehen haben oder erst noch leihen wollen, kümmern sich jetzt gar sehr um die Höhe der Ausgaben und Einnahmen, denn ein Staatsbankerott macht sie alle unglücklich. Seit Heinrich IV. bis auf Loménie sind ja sechsundfünfzigmal die öffentlichen Verbindlichkeiten nicht eingehalten worden. 1770 betrug nun das Deficit 70, im Jahre 1783 schon 80 Millionen. Die Rentiers haben aber vom Staate jährlich 44 Millionen zu erhalten. Wer zahlt? wer verliert? Der dritte Stand fühlt sich. Der Nivellirung der Stände. zweite ist ihm schon längst entgegengekommen, trägt keinen Degen mehr auf der Straße, keine Stickereien und Tressen mehr, sondern geht in einfachem Leibrock und fährt in Cabriolets, die man selber kutschirt; „die alte Weise des Benehmens dagegen bekundete Ernst, Würde und Befehlshaberschaft". Jetzt thut die Regierung Alles, der Adel hat Nichts mehr zu thun und läßt sich zum dritten Stand herab, dagegen haben die Plebejer jetzt die Mittel, sich als Weltleute zu benehmen. Reiche Plebejer wissen sich Stellen mit Adelsrang zu erschwingen, sie halten Salons, sie sind fein erzogen, der Adel sucht den Umgang mit Bürgerlichen, wie mit einem Diderot, Rousseau. Während die Hohen im Salon lebten, haben die Bürgerlichen die Geschäfte, die Ehrenämter übernommen. — Die Großen ahmen sogar die Schriftstellerei nach und man denkt unwillkürlich an die Römer, welche nach dem Sturze der Republik, da sie in der Monarchie keine Beschäftigung fanden, sich mit Mühe aufs Versemachen verlegten:[1]) sie schreiben Stücke und führen sie in ihren Privattheatern auf. Die Bürgerlichen sind aber hierin den Adeligen längst voran. So sind die Adeligen in Kunst und Wissenschaft und in Amt und Leben überholt — und der Bürgerliche fragt, wozu die Privilegien da seien. —

Während sie in dieser Stimmung sind, erhebt Rousseau die Frage nach den Gründen der Ungleichheit und findet, daß von Natur aus Alle die gleichen Ansprüche an alle Güter des Lebens haben, und daß der einzige Souverän das Volk ist. Diese Stimme ist willkommen, sie wird das Evangelium dieser Zeit. Rousseau hat in den mittleren Klassen hundertmal mehr Leser als Voltaire.[2]) Die Advocaten führen seine Aussprüche als Naturwahrheit in Das neue Evangelium, ihren Reden an, die Professoren erklären ihn in ihren Vorträgen, auf öffentlichen Plätzen wird er vorgelesen, man vernimmt seine Freiheits- und Gleichheitslehren in Theaterstücken, in Romanen, in Liedern auf der Gasse; sie weit verbreitet. gehen über in das Denken und Fühlen, sie werden allgemeine Ueberzeugung.

---

[1]) Vgl. Champagny, Die Cäsaren. Bd. IV, Kap. 3.
[2]) Mallet-Dupan, Mercure britannique, II, p. 360, bei Taine, l. c. p. 414

Die Dorfnotare, die Schulmeister bringen sie unter die Bauern und machen sie auch den Ungebildetsten mundgerecht; sie bringen unter die Soldaten und lockern die Disciplin. Die Regierung Ludwigs XVI. hat die wohlwollendsten Absichten, Viele vom Adel sind erleuchtete Männer, die es mit den niederen Klassen gut meinen und mit Opferwilligkeit ihnen zu helfen bereit sind; aber ihre Herablassung, ihre Bemühung wird nicht mehr mit Dank aufgenommen, sie gilt als Pflicht, als Abschlagszahlung. Der Geist der Eitelkeit ist aus Rousseau in die unteren Klassen gekommen, der Hochmuth, der Groll. Man spricht von dem Tage der Abrechnung, an dem man Rückersatz fordern wird für Jahrhunderte des Druckes und des Elends. Gründliche Kenntniß der Geschichte, und wie die Einen zu den Vorrechten gekommen und Jahrhunderte lang mit Zustimmung und zum Wohle der Andern sie genossen haben, war damals in Frankreich selten, ja man kann sagen, gar nicht vorhanden — ließ sich doch selbst ein Montesquieu historische Irrthümer zu Schulden kommen. Man fragte auch gar nicht nach der historischen Begründung, denn die neue Philosophie lehrte Menschenrechte, auf welche die Einen nie hätten verzichten, und welche die Anderen nie hätten antasten dürfen, unveräußerliche Menschenrechte. Jeder ist stolz darauf, ein Philosoph zu sein. Darum weg mit dem historischen Staat, weg mit seinem Steuerdruck, weg mit seinen Vorrechten, weg mit seinen Bankerotten und Niederlagen! Die große Umänderung der Dinge wird Alles wieder ins rechte Geleise bringen.

Stolz auf die Menschenrechte.

Hoffnung auf die Revolution.

Alles glaubt an die große Revolution, die gewiß kommen wird — aber nicht so, wie Viele wähnen, im Säuseln der Liebe, als ein schöner Frühlingstag mit Blumen und kosenden Lüften; sie wird kommen, aber im Wehen des Sturmes, unter Strömen von Blut, mit Jammer und Elend ohne Maß. Unrecht ist auf allen Seiten und Jahrhunderte altes Unrecht soll gebüßt werden. Die Geburtswehen einer neuen Zeit werden die schmerzlichsten sein.

Was Laharpe erzählt.

Laharpe erzählt eine Scene in einem Salon im Winter 1788, die, ob nun von ihm verschönert, erweitert, oder nicht, doch die Stimmung bezeichnet, mit der man die große Revolution erwartete:[1] „Es kommt mir vor, als wäre es erst gestern geschehen — wir waren zu Tische bei einem unserer Mitbrüder von der Akademie, einem vornehmen und geistreichen Manne. Die Gesellschaft war zahlreich und aus jedem Stande, Leute vom Hofe, aus dem Richterstande, Schriftsteller, Akademiker. Beim Nachtisch hatten die Weine die Heiterkeit schon bis zu jenem Grade gesteigert, wo der Freimuth keine Schranken mehr kennt und man über Alles lacht. Champfort hatte uns seine gottlosen und unzüchtigen Erzählungen vorgelesen und die hohen Damen hatten zugehört, ohne von ihrem Fächer Gebrauch zu machen. Darauf folgte eine Fluth von Späßen über die Religion, der Eine führte eine Stelle aus der „Pucelle" an, der Andere sagte einige philosophische Verse Voltaires her — und wie ward Beifall geklatscht! . . . Dann aber wird das Gespräch ernster und man ergeht sich voll Bewunderung über die

Salonreden.

[1]) Man sehe darüber Saint-Beuve, Causeries du Lundi, VIII, p. 113.

Voltaires Erfolge

Revolution, die **Voltaire** bewirkt hatte, und man gesteht zu, daß sie sein vornehmster Anspruch an seinen unsterblichen Ruhm ist. Er hat seinem Jahrhundert die Färbung gegeben und bewirkt, daß er im Vorzimmer wie im Salon gelesen wird. Einer der Gäste erzählte, indem er vor Lachen bersten wollte, sein Friseur habe ihm, indem er ihn einpuderte, gesagt: „Sehen Sie, mein Herr, obschon ich nur ein armseliger Schlucker bin, so habe ich doch nicht mehr Religion, als irgend ein Anderer." — Man schloß daraus, daß die Revolution bald kommen werde, und daß Aberglauben und Fanatismus vor der Philosophie weichen müssen, und man machte sich daran, die Zeit zu berechnen, da sie wahrscheinlich kommen werde, und welche aus der Gesellschaft den Sieg der Vernunft erleben werden. Die Aeltesten klagten darüber, daß sie sich damit nicht schmeicheln dürften, und die Jüngern freuten sich, gewiß darauf rechnen zu dürfen, und man wünschte insbesondere der

in der Akademie.

Akademie Glück dazu, daß sie das große Werk vorbereitet habe und daß sie der Hauptort, der Mittelpunkt, das Triebrad der Gedankenfreiheit gewesen sei." —

Was Cazotte prophezeit,

„Nur einer der Gäste nahm keinen Antheil an der allgemeinen Heiterkeit — es war **Cazotte**, dieser liebenswürdige und originelle Mann, aber leider angesteckt von den Träumereien des Illuminismus. Er ergreift das Wort und spricht in ganz ernstem Ton: „Meine Herren, seien Sie zufrieden, Sie werden diese große Revolution sehen, die Sie so sehnlich herbeiwünschen; Sie wissen, ich bin ein wenig Prophet, aber ich wiederhole es, Sie werden diese Revolution erleben... Wissen Sie, was geschehen wird mit dieser Revolution und was Sie für alle von Ihnen für Folgen haben wird?" — „Ha, ein Philosoph ist nicht ungehalten,

über Condorcet,

wenn er einem Propheten begegnet", sagte **Condorcet**, mit seiner duckmäuserischen und dummen Miene. — „Sie, Herr von Condorcet, werden Ihr Leben an dem Fußboden eines Gefängnisses aushauchen; Sie werden an Gift sterben, um sich der Hand des Scharfrichters zu entziehen, an dem Gift, welches das Glück dieser Zeit Sie zwingen wird bei sich zu tragen." — Zuerst großes Staunen, dann lacht man um so herzlicher. Denn was kann all das mit der Philosophie und mit der Herrschaft der Vernunft zu thun haben? — „Gerade das sage ich Ihnen, daß Sie im Namen der Philosophie, der Humanität, der Freiheit, das heißt unter der Herrschaft der Vernunft derart endigen werden, denn diese wird ihre Tempel haben, und es wird in ganz Frankreich keine anderen als Vernunfttempel geben. — Sie Herr von **Champfort** werden sich mit 22 Schnitten des Rasirmessers die Adern öffnen, und werden deßungeachtet erst einige Monate später daran sterben. — Und Sie, Herr **Vicq d'Azyr**, Sie werden sich die Adern nicht selber öffnen, aber Sie werden Sie sich sechsmal des Tages in einem Anfall von Gicht öffnen lassen, um der Sache sicherer zu sein, und Sie werden in der Nacht darauf sterben. Sie, Herr von **Nikolai**, enden auf dem Schaffot; Sie,

Malesherbes, Roucher.

Herr **Bailly**, auf dem Schaffot; Sie Herr von **Malesherbes**, auf dem Schaffot; auch Sie, Herr von **Roucher**, auf dem Schaffot." — „Wir werden also von den Türken oder Tartaren unterjocht werden?" — „Durchaus nicht, Sie werden bloß von der Philosophie und der Vernunft regiert sein. — Diejenigen, die so mit Ihnen verfahren werden, sind nur Philosophen und werden jeden Augenblick die Redensarten im Munde führen, die Sie seit einer Stunde hier hören lassen, werden all Ihre Grundsätze wiederholen und Verse aus Diderot und der „Pucelle" anführen." — „Und wann wird all das geschehen?" — „Sechs Jahre sind nicht ganz vorüber, so ist all das, was ich hier prophezeie, schon in Erfüllung gegangen." — „Wunder übergenug, und mich lassen Sie ganz aus dem Spiel?"

Laharpe.

fragte **Laharpe**. — „Sie werden selbst für ein großes Wunder gelten, denn Sie

sind dann ein Christ." — „Ach", sagte Champfort, „dann bin ich sicher; wir leben ewig, wenn wir erst sterben, sofern Laharpe ein Christ wird." — „In der Beziehung", sagte die Herzogin von Grammont, „sind wir doch gut daran, wir anderen Frauen, daß wir in Revolutionen Nichts gelten. Es ist angenommen, daß man sich an uns und unserem Geschlecht nicht vergreift." — „Ihr Geschlecht", antwortete der Prophet, „wird Sie dieses Mal nicht schützen ... Sie werden ohne Unterschied ganz wie die Männer behandelt werden ... Sie, Frau Herzogin, werden zum Schaffot geführt werden, Sie, und viele andere Damen mit Ihnen, auf einem Karren und die Hände hinter dem Rücken zusammengebunden ..." — „Ach, ich hoffe dann doch wenigstens in einer mit schwarzem Tuche ausgeschlagenen Chaise zu fahren ..." — „O nein, Madame, viel höhere Damen als Sie werden in einem Henkerwagen fahren und die Hände hinten auf den Rücken gebunden ... Viel größere Damen!" — „Was, Prinzessinen von Geblüt? ..." — „Noch viel höhere Damen ..." — Man begann nun den Spaß etwas stark zu finden. Frau von Grammont bestand, um die Wolken zu verscheuchen, nicht auf dieser Antwort und begnügte sich in ihrem ganz leichtfertigen Ton zu sagen: „Sie sehen, er will mir nicht einmal einen Beichtvater lassen." — „Nein Madame, Sie werden keinen haben, weder Sie, noch irgend Jemand ... Die letzte Hinrichtung, bei welcher einer aus Gnade sein wird, ist ..." Hier hielt er einen Augenblick an ... — „Nun, wie heißt denn der Glückliche, der dieses Vorrecht haben wird?" — „Es ist das Einzige, das ihm noch bleiben wird! — Es ist der König von Frankreich." — Da stand der Hausherr rasch auf und alle Gäste mit ihm. Sich selber sagte Cazotte [1]) das Ende voraus. Er hielt Alles, was über Frankreich komme, für eine Strafe des Himmels zur Büßung und zur Läuterung. — Boulard hat diese Erzählung, welche Laharpe unter dem Directorium niederschrieb, als eine Erdichtung angegriffen; sie schildert aber wahrheitsgetreu das Treiben der Salons, die allgemeine Hoffnung auf das Glück der bevorstehenden Revolution, während nur tiefere Geister mit Bangen der Zukunft entgegensahen.

Faule Zustände

Ziehen wir aus diesen Zuständen das Resultat: die Kirche besteht dem Anscheine nach wie früher, aber die Herzen und die Geister sind von ihr abgewandt; die äußere Einrichtung des Staates steht noch, aber die Grundlagen sind locker und faul — man spricht im Hause auch unaufhörlich von der Nothwendigkeit eines Neubaues. [2]) Wenn ein Sturm kommt, so stürzt der ganze Bau zusammen und begräbt seine Bevölkerung unter den Trümmern.

[1]) Er endete bekanntlich 25. September 1792, als Anhänger des Königs und als Christ. Jacques Cazotte, geboren in Dijon 1720, gebildet bei den Jesuiten, zeigte früh schon Begabung für die schöne Literatur. Im siebenundzwanzigsten Jahre kam er als Marinecontroleur nach der Insel Martinique, wo er einige Jahre blieb. Nach seiner Rückkehr fertigte er auf Verlangen die schöne Romanze Tout au beau milieu des Ardennes und das heitere Schlaflied für den Dauphin Commère il faut chauffer le lit, welches ihn bekannt machte. Dann folgten Ollivier, Le diable amoureux, Lord impromptu. Seine Hellseherei vertheidigte er mit dem Verse der Bibel: „Die Jünglinge werden Träume haben und die Greise Gesichte." —

[2]) Wie sehr die Liebe zum König abnahm und der religiöse Sinn, sieht man aus einer Kirchenrechnung von Notre-Dame: 6000 Messen wurden verlangt, als Ludwig XV. in Metz 1744 erkrankte; 600, als ihn Damiens verwundete, nur 3, als er im Sterben lag. Vgl. Bd. VI dieses Werkes, S. 705.

Diesen Sturm erregt der immer näher rückende Staatsbankerott. Die ganze Regierung Ludwigs XVI. suchte vergebens Mittel ihn abzuhalten oder seinen Andrang zu mildern. Fassen wir zunächst die Regierung Ludwigs XVI. von 1774 bis 1789 ins Auge und ihren Streit mit den Parlamenten und ihr vergebliches Streben, Ordnung in die Finanzen zu bringen. —

Regierungsantritt Ludwigs XVI. Marie Antoinette.

Frankreich athmete auf wie von einem Alp befreit, als Ludwig XV. am 10. Mai 1774 nach schwerer Krankheit sein langes Leben und seine unglückselige Regierung schloß.[1]) Der neue König, sein Enkel, wie sein edler Vater, der vielbedauerte Dauphin, Ludwig genannt, 20 Jahre alt, hieß Ludwig August der Ersehnte.[2]) Doch wußte man wenig von ihm, er hatte wie sein 1765 im sechsunddreißigsten Jahre verstorbener Vater in der Stille gelebt. Erzogen war er vom Herzog von Vauguyon. Er war rein geblieben von der Verderbniß des Hofes, aber auch in Staatsgeschäfte nie eingeweiht worden. Er hatte Sinn für geistiges Leben, er las gern, besonders Bücher über Geschichte und Naturwissenschaft, wie sein Vater, der zu sagen pflegte: „die Geschichte gibt den Kindern Lehren, die man ihren Eltern nicht zu ertheilen wagte". Eine Kriegergestalt auf dem Thron hätte auf die Franzosen Eindruck gemacht — der neue König hatte Nichts vom Soldaten, seine Haltung war nichts weniger als stramm, militärisch und gebieterisch, sie war eher schüchtern und linkisch, der Ausdruck seines Gesichtes gutmüthig. In Allem war er ehrenhaft. Ein Tagebuch aus seiner Jugend zeigt sein inneres Leben, es führt die Aufschrift: „Meine Betrachtungen über den Unterricht des Herzogs von Vauguyon." [3]) — es zeugt für Gewissenhaftigkeit, gesunden Sinn, richtigen Blick; es spricht von Menschenkenntniß, von Charakter, ja von Entschlossenheit. Der Jüngling traut sich die nöthige Festigkeit zu. Das Schicksal Karls I. beschäftigt ihn ernstlich — wie eine Ahnung zieht diese Gestalt immer und immer durch seine Seele. Die unumschränkte Gewalt des Königs soll vom christlichen Geiste geleitet sein; er hat das Recht, Steuern aufzulegen, aber nur für öffentliche Bedürfnisse; er hat die Pflicht, ein guter Haushalter zu sein. Rousseauische Ideen sind aber schon bis zu ihm gedrungen, er hat auch das Gefühl, daß ganz anders regiert werden müsse. Als ihn

Louis le désiré.

---

[1]) Mit Ludwig XV. stirbt in Frankreich das Königthum von Gottes Gnaden. Als er die Sterbesacramente empfing, bedauerte der König, daß er seinen Unterthanen so viel Aergerniß gegeben habe, obschon er für sein Verhalten Gott allein verantwortlich sei (quoiqu'il ne dût compte de sa conduite qu'à Dieu seul). Ueber die schmachvollen vier letzten Jahre seiner Regierung berichtet ergreifend der österreichische Gesandte an die Kaiserin Maria Theresia, und schließt mit den Worten: „Sitte und Anstand ist dahin, es gibt keine Grundsätze mehr, Alles ist dem Zufall überlassen. Die Schmach, in welcher die Nation steckt, rief eine allgemeine Entmuthigung hervor. — Die heiligsten Pflichten sind vergessen." — Marie Antoinette, Correspondance entre Marie Thérèse et le comte de Mercy-Argenteau, par Alfred d'Arneth et Geffroy. II, p. 231.

[2]) Das beste Werk über die Regierung Ludwigs XVI. ist: Histoire de Louis XVI, pendant les années où l'on pouvait prévenir ou diriger la Révolution française. Par Joseph Droz de l'Académie française et de l'Académie des sciences, morales et politiques. Paris 1839. Deutsch hat es der Sohn Ludens herausgegeben und der Geschichtschreiber es mit einer Vorrede ausgestattet: „Geschichte der Regierung Ludwigs XVI. Jena 1842." — Manches Gute enthält auch das Werk von Félix Rocquain l'Esprit Révolutionnaire avant la Révolution 1715—1789. Paris 1878, p. 315—489.

[3]) Mes réflexions sur mes entretiens avec Mr. le duc de Vauguyon. Paris 1851.

die Höflinge einst fragten, welchen Beinamen er als König wählen würde, sagte er: „Der Gestrenge." Einen wohlwollenderen König hat Frankreich nie gehabt. Was ihm fehlte, war Selbstvertrauen, Entschiedenheit, Festigkeit des Willens und Ausdauer. Er konnte, trotz seines besseren Wissens und Wollens, einem Rath, mit dem man ihn drängte, nachgeben. Mit Bangen empfing er die Kunde, daß ihm die Last der Regierung zugefallen sei. Als die Höflinge von der Leiche Ludwigs XV. weg in den andern Flügel des Schlosses eilten, um den Dauphin und die Dauphine als König und Königin zu begrüßen, warfen sich beide auf die Kniee und riefen unter Thränen, von edlen Gefühlen überwältigt: „O Gott, leite und beschütze uns, wir sind zu jung, um zu regieren." Ernst erhoben sie sich und schritten langsam durch die Reihen der Huldigenden.

Le Sévère.

Marie Antoinette.

Nie hat Frankreich eine schönere und unglücklichere Königin besessen. Maria Antoinette[1]) ist geboren 2. November 1755, eine Tochter der großen Maria Theresia, welche der Erziehung des Kindes, das schön war wie ein Engel und viel Geist verrieth, die eifrigste Obsorge zuwandte. Sie war der Liebling Mozarts, sie sprach früh italienisch und lateinisch, am meisten aber geschah, sie in französischer Sprache und Literatur heimisch zu machen. Die große Kaiserin konnte nämlich den Verlust Schlesiens nicht vergessen. Thränen traten ihr ins Auge, wenn sie mit einem Schlesier sprach. Friedrich II. von Preußen, der ihr diese reiche Provinz entrissen hatte, hieß bei ihr nur der „böse Mann". Wenn Frankreich, das so oft gegen Habsburg gestritten hatte, dessen Eifersucht auf Oesterreich zwei Jahrhunderte hindurch Europa in Bewegung setzte und mit Kämpfen erfüllte, — wenn Frankreich nicht mehr zu den Gegnern Oesterreichs gehörte, dann war es möglich, Schlesien wieder zu gewinnen. Auf der anderen Seite fürchtete der damals allmächtige Minister Choiseul, die auftauchende Macht Rußlands werde das Gleichgewicht in Europa stören, und suchte Frankreich, das Oesterreich bisher nur zu schwächen getrachtet hatte, durch eine Familienverbindung mit eben diesem Oesterreich zu stärken. Der Familienpact mit Spanien und ein ernstes Bündniß mit Oesterreich waren die Ziele seiner Politik. Eine Familienverbindung sollte darum die Beziehungen beider Staaten inniger machen.

Bildung.

Ziel der französischen Heirath.

Abschied aus Wien.

So ward Marie Antoinette eigentlich das Opfer der Politik. 1769 wurde der Ehevertrag verhandelt, am 16. April 1770 erfolgte die feierliche Werbung, am 26. April verließ die Erzherzogin ihre süße Heimath. Die Wiener, deren Liebling Marie Antoinette war, begleiteten Stunden weit die Erzherzogin, und als endlich geschieden werden mußte, hörte man von allen Seiten lautes Schluchzen. Auf dem Wege durch das Reich — unsägliche Huldigungen, die der schönen Tochter und ihrer großen Mutter galten. Am 7. Mai that Marie Antoinette den ersten Schritt auf französischen Boden, bewegt, zitternd, in Thränen. Aber ihr erstes Auftreten war ein Triumph. Sie war wirklich zur Königin wie geschaffen: ein Bild der Schönheit, der Jugend, der Unschuld und geistreichen Anmuth, hochgewachsen, mit edlem Antlitz, edler großer Stirne, feurigen Augen vom reinsten Blau, fein gebogener Nase, zierlich geschnittenem Mund, mit einem leichten Anflug der habsburgischen Unterlippe; in goldenen Locken wallte ihr dichtes Haar auf die Schultern. Die Reinheit ihres Wesens, die Schüchternheit, die Verwirrung, der doch ein leises Gefühl des Glückes beigemischt war, der Zauber der Anmuth, der ihr

Gestalt.

[1]) Geschichte der Marie Antoinette, von Edmond und Jules de Goncourt, deutsch von Schmidt-Weißenfels. Prag 1859. Bedeutsam ist das Werk von Lescure, La vraie Marie Antoinette, Étude historique, politique et morale. II. édition. Paris 1867.

ganzes Wesen umfloß, die Seelenhoheit, die aus ihrem Blicke sprach, riß die Bevölkerung Straßburgs zum Entzücken hin. „Wie schön ist unsere Dauphine!“ riefen die Bauern; „wie freundlich ist unsere Dauphine!“ sagten die Bürger, denn sie redete mit Jedem, der ihrem Wagenschlag sich nahte; „wie gelehrt ist unsere Dauphine!“ sagten die Studenten, als Marie Antoinette ihre Anrede in zierlichem Latein aus dem Stegreif beantwortete; „wie fromm ist unsere Dauphine!“ sagten die Geistlichen, als die Prinzessin vom Bischofe am Portal empfangen, mit demüthig gesenktem Blick unter den rauschenden Klängen der großen Orgel durch die Hallen des erhabenen Domes zum Altar schritt. Der Zug von da bis Compiègne war ein rauschender Festjubel. Dort empfing sie 13. Mai der alte König Ludwig XV., hob sie auf, als sie vor ihm ein Knie beugte, umarmte und küßte sie mit väterlicher Güte, stellte sie seinem sechzehnjährigen Enkel Ludwig XVI. vor, der sie umarmte. Mittwoch den 16. Mai fand in Versailles die Vermählung statt, am 30. Mai der Einzug in Paris. —

Empfang in Straßburg.

Vermählung

Es war ein Siegeszug der Schönheit und des Ruhmes, von einer solchen Mutter abzustammen. Auch am Hof war der Eindruck gewaltig. Der alte Ludwig XV. fühlte sich erfrischt durch so viel Schönheit, Anmuth und Seelenreinheit. Seine besseren Gefühle erwachten wieder: sie schien ihn mit sich selbst wieder zu versöhnen. Er überbot sich in Artigkeiten und Geschenken, er führte sie selber durch die Wälder von Versailles. „Verzeihen Sie, meine Tochter“, sagte er eines Tages, als er sie über einen Haufen von Ruinen geleitete, „aber hier war einst eine Marmortreppe.“ Allerdings, denn seine Verschwendung war so groß, daß Versailles verfiel, daß selbst die Diener des Haushaltes nicht mehr bezahlt wurden. Ludwig XV. wurde nicht müde, jeden seiner Höflinge zu fragen: „Wie finden Sie die Dauphine?“ — „Reizend, reizend!“ war immer die Antwort. Die Pariser waren ob so viel Schönheit, Anmuth und Geist, wie von einem Taumel ergriffen. „Madame! 200.000 Liebhaber stehen unten“, sagte ihr Obersthofmeister, als er sie bat, vom Balkon sich dem Volke zu zeigen. Marie Antoinette hatte, nach Art ihrer Mutter, Freude an der Liebe des Volkes und kam gerne in Berührung mit demselben.

Ludwig XV.

Paris.

Aber dieser Traum des Glückes war von kurzer Dauer. Madame Dubarry die Maitresse Ludwigs XV., wurde bald eifersüchtig auf „den kleinen Rothkopf“ und erklärte ihrem königlichen Liebhaber: die Erzherzogin habe sich bei ihrer Mutter über die Anwesenheit ihrer, der Dubarry, am Hofe beschwert. Bald äußerte der alte Ludwig bitter: „Ich weiß es wohl, die Dauphine liebt mich nicht.“ — Die Töchter des alten Königs waren ganz aufgegangen in der Steifheit und Langweile der alten Etiquette und kritisirten bitter die jugendliche Lebenslust, das heitere, witzige, neckische Treiben der Dauphine. Mit einem Herzen voll Liebe war Marie Antoinette der feurigen Gegenliebe eines Gatten wie Karl der Große werth, aber ihr Gemahl war schwerfällig, von mattem Herzen, durch strenge pedantische Erziehung griesgrämig, durch böse Einflüsterung mißtrauisch geworden. Der Hof konnte es nicht verzeihen, daß sie durch die Gärten sprang und jagte und laut sang, daß sie bei einer gelungenen Scene in einem Lustspiel laut auflachen konnte, während sie nur steif sich bewegen und still lächeln sollte, daß sie, statt mit kalter Feierlichkeit ihren Gatten zu umarmen, ihm an den Hals flog. Es war ganz im Geiste ihrer Mutter, aber nicht im Geist der französischen Hofformen, daß die Dauphine auf einer Jagd ihren Wagen armen Landleuten gab, deren Vater verwundet worden war; daß sie selbst einmal einen ihrer Leute verband; daß sie, als an ihrem eigenen Wagen eines Tages ein Rad brach, den nächsten besten Fiaker nahm und nach Hause fuhr. Doch als unverzeihlich galt es, daß sie in einfachem Sommerkleid, einen breiten Stroh-

Dubarry.

Die Tanten Ludwigs XVI.

Bruch der Etikette.

hut auf dem Kopf, mit ihrer Freundin den Weg von Paris nach Versailles zu Fuß machte. Eines Tages bat eine Mutter bei ihr um Verwendung für Begnadigung ihres Sohnes. Ein Diener hatte die Bosheit zu bemerken, diese Frau habe sich schon an Madame Dubarry gewendet, sei aber von dieser zurückgewiesen worden. Da entgegnete Marie Antoinette freimüthig, aber zum Aergerniß der Favoritin: „Ach, wenn ich Mutter wäre, so würde ich, um meinen Sohn zu retten, mich selbst zu Zamores Füßen werfen.“ Zamore war ein kleiner Neger, welcher Madame Dubarry geschenkt worden war und mit dem sie wie mit einem Schoßhündchen sich die Zeit vertrieb. Es war ein wahres Scandal, als sie einst auf einem Ritte durch die Wälder vor ihren Hofdamen vom Maulthier sank und mit den Worten liegen blieb: „Rufen sie schnell Frau von Noailles, sie wird uns mittheilen, was die Etiquette befiehlt, wenn sich eine Königin von Frankreich nicht auf Eseln zu halten versteht.“ — Diese verhaßte Frau von Noailles. Oberſthofmeisterin, Frau von Noailles, hieß bei der Dauphine, welche an die freie Bewegung, wie sie am Hofe Maria Theresias Sitte war, sich gewöhnt hatte, in ihrem Aerger nur „Madame Etiquette“. Ihren in Harmonie sich wiegenden Gang nannten dagegen die Kritiker coquett, ihre leichten Linnenkleider ein Theatercostüme, ihre Art, das Haar zu tragen, die Frisur einer Bacchantin; ihr freier Blick hieß herausfordernd, ihre freundliche Miene unerträglich.

Marie Antoinette hatte also bittere Stunden, nur der Umgang mit verwandten Seelen, so mit der edlen Prinzessin Lamballe [1]) spendete ihr Trost. — Lamballe. Die Lamballe, eine geborene Carignan, ein Bild der Schönheit, war mit achtzehn Jahren schon Wittwe des Prinzen von Lamballe, dem seine Ausschweifungen einen frühen Tod bereiteten; der unglückliche Vater des Prinzen hatte dann die Schwiegertochter an Kindes Statt angenommen. In dieser Freundschaft fand Marie Antoinette Trost für die Kälte ihres Gemahls und den Haß der sogenannten altfranzösischen Hofpartei, welche die alte Politik des Hasses gegen Oesterreich und der steten Bekämpfung desselben hochhielt und es als eine Demüthigung Frankreichs ansah, daß eine Habsburgerin dereinst den französischen Thron besteigen sollte; Oesterreich sei falsch gegen Frankreich: es reize dieses gegen Preußen auf, sobald es sich auf Kosten des letzteren vergrößern wolle, und verbinde sich wieder mit Preußen, sobald es sich auf Kosten Polens erweitern wolle. Mit dem Nationalgefühl meinte diese Partei auch den Nationalhaß gegen Oesterreich und gegen die Oesterreicherin an der Seite Ludwigs XVI. anregen zu müssen. So hatte denn Marie Antoinette eine starke Partei gegen sich, noch ehe sie den Boden Frankreichs betrat. Die Losung war: die Dauphine hat ein österreichisches Herz. Von dieser Partei gingen auch die Verleumdungen aus, welche das Bild der Königin in der Anschauung der Menge besudelten und damals schon die Axt schliffen, die einst ihr Haupt fällen sollte.

Das Ministerium Maurepas.

Das erste Ministerium. Eine neue Regierung soll sich schnell der Geister bemächtigen, und durch eine weise Wahl der Minister kundgeben, was sie anstrebt. Paris erwartete auch eine rasche Aenderung des Ministeriums, namentlich daß das verhaßte Triumvirat sogleich entlassen werde, Maupeou, Terray, Aiguillon. Die junge Königin hätte

[1]) Lescure, La princesse de Lamballe, Marie Thérèse Louise de Savoie-Carignan, sa vie, sa mort 1740—1792, d'après des documents inédits. Paris 1864.

gerne Choiseul, unter dem die innige Verbindung Frankreichs mit Oesterreich abgeschlossen war, an der Spitze der Geschäfte gesehen. Allein die anti-österreichische Partei verstand es sogleich, den König seiner Gemahlin von Neuem zu entfremden und ihr abgeneigte Männer ans Ruder zu bringen.

Madame Adelaide hatte sich allein ihres Neffen, Ludwigs XVI., als er ein Waise, ohne Vater und Mutter, in seiner traurigen Kindheit angenommen, hatte er doch einmal im Spiel die Worte fallen lassen: „Und wen soll ich hier lieben, wo mich Niemand liebt?“ — Ludwig hatte ein dankbares Herz und hielt seine Tante hoch in Ehren. Nun kam sie schnell, obschon noch eben an den Blattern krank, um ihn an den Tod seines Vaters und an das Gerücht von dessen Vergiftung durch den „sittenlosen Choiseul“ und an des Vaters politisches Testament zu erinnern, der genau die Männer verzeichnet habe, welche den Thron seines Sohnes dereinst umgeben sollten. Gerne hätte Ludwig XVI. den einsichtsvollen und rechtlichgesinnten Machault um sich gehabt, schon war das Schreiben, welches diesen als leitenden Minister berief, gefertigt — da wurde er für den leichtfertigen, selbstsüchtigen, aber geistreichen Maurepas gewonnen, und der für Machault geschriebene Brief erhielt nur eine andere Adresse: so zeigte jene erste Wahl sein Wohlwollen und seine Schwäche. Vor 25 Jahren schon war Maurepas Minister gewesen, aber durch Stachelverse auf die Pompadour in Ungnade gekommen und von den Geschäften entfernt geblieben; mit Oper, Karpfen und Blumen hatte er seitdem seine Zeit ausgefüllt. Jetzt war er noch immer derselbe — wenn auch Tante Adelaide behauptete, das Alter habe ihn ernst und klug gemacht — ohne Geschäftsernst und Berufseifer, ohne daß ihm die Sorge, Frankreich und seinen jungen König auf der Bahn des Ruhmes zu leiten, eine schlaflose Nacht verursacht hätte. Ein gelungener Witz war sein Stolz. Der Marquis Mirabeau nannte ihn nur den Papagei der Regentschaft, der eine Revolution mit einem Witz abzuleiten hoffe und keine andere Staatskunst verstehe, als jene, nach welcher Ludwig XV. zu sagen pflegte: „So lange ich lebe, geht es noch!“ Für Maurepas war Alles recht, was ihn auf seinem Posten festhalten konnte: nicht das öffentliche Wohl war sein Ziel, sondern das Bleiben im Besitze der Macht. Leichtsinnig, aber witzig, entschied er die wichtigsten Fragen mit einem Epigramm. „Wir können es ja versuchen!“ [1]) — pflegte er bei einem ihm angerathenen neuen Schleichweg zu sagen. Die ihn kannten, nannten ihn nur den alten Fuchs. — Choiseul wurde von der Königin herzlich empfangen: „Ich bin glücklich, Sie hier zu sehen, und erfreut, dazu beizutragen. Sie haben mein Glück gemacht; es ist nur gerecht, daß Sie Zeuge desselben seien.“ Der König aber wußte ihm nur zu sagen: „Herr von Choiseul, sie sind sehr fett geworden“ — und dieser hatte schon Postpferde für die Rückfahrt bestellt. — Terray suchte sich um jeden Preis zu halten; er überreichte dem König eine geschickt abgefaßte Uebersicht des Standes der Finanzen: die Einnahmen habe er um 60 Millionen vermehrt, die Schuld um 20 Millionen vermindert, die Saiten ließen sich nicht höher spannen. Es sei jetzt Sache des Königs, die Last des Volkes zu erleichtern, die Ausgaben zu vermindern, Alles hänge von seinem gefühlvollen Herzen ab. Das hieß den geeigneten Ton anschlagen: Ludwig erklärte auch in seinem ersten Erlaß, daß das Glück der Volkes von einer weisen Leitung der Finanzen abhänge, daß der Staat seine Verpflichtungen den Gläubigern gegenüber einhalten und der Prunk der Hofhaltung ein-

Madame Adelaide.

Maurepas.

Choiseul.

Terray.

Erster Erlaß.

---

[1]) „Nous-en-essayerons!“

geschränkt werde. Zugleich verzichtete er auf die Steuer, die bei der Thronbesteigung üblich war.[1])

Aiguillon. Unter den Ministern, die gehen mußten, war der erste Aiguillon; er hatte die Verbreitung von Spottliedern gegen die Königin zu offenbar begünstigt, als daß sie nicht hätte auf seiner Entlassung bestehen sollen. Maurepas opferte ihn, um der Königin, die er jedoch von der Regierung fern halten wollte, seine Ergebenheit zu bezeigen. Von Aiguillons beiden Ministerien ward das des Krieges dem Grafen Muy übertragen, einem ehrlichen aber unbeugsamen Manne; das Aeussere erhielt

Vergennes. der geschmeidige und kühne Vergennes, früher Gesandter in Constantinopel, dann in Schweden, wo er den Staatsstreich Gustavs III. gefördert hatte,[2]) eifriger Anhänger der altfranzösischen Lehre vom ausschließlich herrschenden Einfluß Frankreichs in Europa und Gegner Oesterreichs. Der Fall Terrays und Maupeous erregte in der Hauptstadt namenlosen Jubel. Terrays Bild wurde am Galgen aufgehängt, Maupeous Figur gerädert. Terray war in Person in Gefahr in die Seine geworfen zu werden; seine Abreise auf sein Landgut glich einer Flucht. Die Fischweiber von Compiègne riefen dem König zu, sein Großvater habe nie so schön (fort)gejagt (chassé). Maupeou ertrug mit Würde die Ungnade. Kurz vor seinem Tode 1792 vermachte er dem Staate ein Geschenk von 800.000 Livres. Mirosmenil ward Großsiegelbewahrer. Sartine bekam das Seewesen, Turgot 20. Juli 1774 die Finanzen.

Minister Turgot.

Turgot. Ein Schüler Quesnays, hatte Turgot als Intendant von Limoges durch Abstellung der Mißbräuche, der Wegfrohnden, durch billigere Steuerumlegung die Aufmerksamkeit auf sich gezogen; man sagte damals, seine Intendanz gleiche einem kleinen glücklichen Staate, der von einem großen und elenden Reiche umschlossen sei; er hatte durch Arbeitshäuser und Einführung freien Getreidehandels das Elend von drei Hungerjahren gemildert. — Er war der bedeutendste Mann, während ihn Maurepas nur gewählt hatte, weil er er ihn für einen unschädlichen Träumer hielt, der ihm nie entgegentreten könne; er war ein sittenreiner, unermüdlich thätiger, hochgebildeter Mann — Klopstock hatte er ins Französische übersetzt. Für die Encyclopädie lieferte er im Anfang einige Artikel, zog sich aber bald von ihr zurück, angeekelt von ihren hohlen Sophismen und ihrem Parteigeist. Kein Bankerott, keine Erhöhung der Steuern, kein neues

Programm. Anleihen, lautete sein Wahlspruch, aber auch keine neuen Gunstbezeugungen durch Steuererlaß; gleichmäßige Vertheilung der Steuern und Einführung einer Grundsteuer[3]) statt der Kopfsteuer; Abschaffung der Salzsteuer, der Frohnden, der Feudallasten, Hebung des Ackerbaues, unbeschränkte Handelsfreiheit im Innern, Aufhebung des Zunftzwanges, Aufhebung einer bestimmten Anzahl von Klöstern, allgemeine Glaubensfreiheit. —

[1]) Le droit de joyeux avénement hatte unter Ludwig XV. 23 Millionen eingetragen, wofür die Darleiher 41 Millionen versichert erhielten. Desgleichen ward verzichtet auf die Steuer, die la ceinture de la Reine, die Steuer für den Gürtel der Königin, hieß.

[2]) Vgl. die Einleitung zu Bd. VII d. W., S. 486—87.

[3]) Subvention territoriale.

„Ich bitte Eure Majestät", sagte Turgot zum König, „meine Pläne zuerst zu prüfen und, wenn sie richtig befunden sind, mit Festigkeit auszuführen, ohne sich durch den Haß, den sie erregen müssen, erschrecken zu lassen. Ich bin allein im Kampfe gegen Mißbräuche aller Art, gegen die Menge von Vorurtheilen, die sich jeder Besserung entgegenthürmen, und die ein so mächtiges Mittel in den Händen Derer sind, die einen Vortheil haben, wenn die Unordnung ewig bleibt. Ich werde gegen die Herzensgüte, gegen den Edelmuth Eurer Majestät und Derer zu kämpfen haben, die ihr am theuersten sind. Ich werde vom größten Theil des Hofes gefürchtet und gehaßt sein. Jede abschlägige Antwort wird man mir zuschreiben, man wird mich wie einen hartherzigen Mann hinstellen, weil ich Euerer Majestät gerathen habe, sie solle selbst Diejenigen, welche sie liebt, nicht bereichern auf Kosten des Volkes. Dieses Volk, dem ich mich opfern will, ist so leicht zu betrügen, daß ich vielleicht gerade durch die Maßregeln, welche ich zu seiner Vertheidigung ergreife, seinen Haß gegen mich errege. Ich werde verläumdet werden und mit solcher Wahrscheinlichkeit, daß man mir selber das Vertrauen Euerer Majestät raubt. — Doch ich übernehme diese riesige Aufgabe nur im Vertrauen auf das Wort des Königs, oder vielmehr des guten und gerechten Ehrenmannes eher, als des Königs." — Ludwig war überwältigt und gerührt, umarmte Turgot und versprach, treu zu seinem Minister zu stehen. Turgot vor dem Krieg.

Turgots Pläne zielten auf eine gänzliche Umgestaltung des Reiches ab. In einer Denkschrift [1]) stellte er weitreichende Forderungen. „Das Volk", sagte er, „hat keine Verfassung und hierin besteht sein Unglück. Seine Glieder sind nicht unter einander verbunden, fast Niemand kennt seine Pflichten gegen die Gesammtheit.[2]) Man erwartet Alles vom König, er soll Alles entscheiden, selbst Dinge, die weder er selber verstehen kann, noch sein Minister. Man fühlt sich nicht als Mitglied des Staates, sondern ist viel lieber im Streit mit dem Staate; den Einzelnen fehlt die bewußte Stellung und die Zuversicht, sie suchen sich, wo sie können, ihrer Verpflichtung an den Staat zu entziehen. Die Regierung selber hat den öffentlichen Geist im Keime erstickt, indem sie den Landgemeinden verbot, sich für die öffentlichen Lasten selber zu beschatzen. Man muß spontane Regungen für das Gemeinwohl nicht unterdrücken, sondern überwachen und leiten. Man muß einen nationalen Unterricht begründen. Man hat Schulen für Maler, für Geometer, für Physiker, aber keine, um Staatsbürger heranzubilden; man hat keine Bücher, in denen die Pflichten des Staatsbürgers klar und überzeugend auseinandergesetzt sind. Man gebe in jedem Ort den nöthigen Unterricht, und in zehn Jahren wird Frankreich ganz anders aussehen. Gebrechen und Heilmittel.

Die Dörfer sind jetzt bloße Anzahlen von Häusern, man muß **Gemeinden** daraus machen. Diese Gemeinden müssen sich selber regieren, die Steuern vertheilen, Straßen bauen, für die Armen sorgen, sich mit den Nachbargemeinden in Verbindung setzen; dann erst kann man ein Grundbuch anlegen und die Steuern nach Billigkeit umlegen und die Armen durch öffentliche Arbeiten beschäftigen. Da **nur der Boden productiv ist**, so haben auch nur die Grundbesitzer das Recht, über Gemeindeleben.

---

[1]) Mémoire au Roi sur les Municipalités.
[2]) Henri Martin, Histoire de France. XVI, p. 322.

die ökonomischen Interessen der Gesellschaft zu entscheiden, und zwar nach der Größe ihres Besitzthums. So ist denn der Boden vertreten und nicht der Mensch — und ist Turgots System nur eine Umbildung des feudalen Systems.[1]) Rechte sind nur da, wo Pflichten sind, und die Eigenthümer müssen allein bezahlen und müssen alle bezahlen. In den Städten stimmen die Hausbesitzer und zwar nach dem Maßstab ihres Besitzes; sie wählen eigene Beamten für die Verwaltung ihrer Angelegenheiten. Die Zölle sollen aufhören, die Vorrathshäuser deßgleichen, und die Versorgung der Städte mit Lebensmitteln Sache des freien Verkehrs sein. Ueber den Stadt- und Dorfgemeinden stehen die Bezirksgemeinden, und diese Beamten wählen wieder die Vertreter des Kreises, und über diesen stehen die der Provinz und die Vertreter der Provinz wählen die des Reiches. Bei den Versammlungen der Letzteren haben die Minister Sitz und Stimme. Bei ihrer Eröffnung fordert der König oder der von ihm bevollmächtigte Minister die Summe, deren er für die gemeinsamen Angelegenheiten des Staates, für die öffentlichen Arbeiten, für die nothleidenden Provinzen bedarf. Die Versammlung spricht dagegen ihre Wünsche für das Wohl der Gesammtheit aus. Für ihre Zeit und Mühewaltung erhalten die Abgeordneten der Reichsversammlung und der Provinzialversammlungen eine Entschädigung. Nach Turgots Plan wäre Frankreich zu einer neuen Reichsvertretung gekommen. Zuerst sollten die Dorf-, einen Monat darauf die Stadtgemeinden, drei oder vier Monate später die ganze Hierarchie der Vertretungen ins Leben gerufen, Freiheit und Einheit zugleich gewahrt werden. Die Gemeinden sollten unabhängig in ihren eigenen, ans Ganze dagegen angewiesen in den allgemeinen Angelegenheiten sein. Jeder sollte nach seinen Kräften selber für seine Bedürfnisse sorgen; wer arbeiten könne, sollte nicht die Hilfe Anderer ansprechen. Ist er aber dazu genöthigt, so wende er sich zunächst an seine Verwandten und Freunde und dann erst an seine Gemeinde; die Gemeinde aber, welche die Hilfe bedarf, zuerst an ihren Bezirk, und der Bezirk an den Kreis, und so von Stufe zu Stufe! —

Provinzvertretung.

Reichsvertretung.

So war der Plan Turgots; er wollte die Kräfte entfesseln, den Einzelnen die geziemende Freiheit und dem Staat doch die nöthige Kraft bewahren, und statt einer bureaukratischen eine lebendige Einheit erzeugen. Sein Fehler war, daß er nur den Boden und nicht jede Arbeit für productiv erklärte, dann daß er, gleich der Mehrzahl seiner Zeitgenossen, „den Staat nicht als ein Ergebniß von Gott gefügten Schicksals der Nationen und dadurch begründeten heiligen Herkommens und Rechtes, sondern als eine indifferente Substanz ansah, an deren Gestaltung sich die Theorie auf das Kühnste versuchen dürfe".[2]) — Bisher hatte das Mercantilsystem im Staate gegolten und waren die industriellen und mercantilen Bevölkerungsklassen künstlich gehoben worden; sie hatten höheren Reichthum, höhere Bildung, höhere gesellschaftliche Stellung gegenüber dem Adel und Klerus errungen. Nun trat man auf einmal zum entgegengesetzten System über, das viel Gutes hatte, aber nur durchzuführen war, „wenn man einen jeder Prüfung und jedem Opfer gewachsenen Willen besessen hätte und Geld genug oder ein Mittel, die ersten zehn Jahre der Umgestaltung in Einer Nacht zu überspringen".[3]) —

Fehler im Plan.

[1]) Henri Martin, l. c. XVI, p. 326—28.
[2]) Leo, Universalgeschichte. IV, S. 103.
[3]) Ibid., IV, p. 102.

Die Parlamente.

Ehe jedoch diese Reformen mit Ernst in Angriff genommen werden konnten, mußte ein Beschluß hinsichtlich des Parlaments gefaßt werden; die öffentliche Stimme verlangte es, ein Hauptgrund der Unzufriedenheit mit der letzten Regierung lag ja gerade in ihrem Verfahren gegen das Parlament. Wie früher gezeigt wurde,[1]) entstanden die Parlamente aus den Hoftagen, aus den Versammlungen der Großen, mit denen der König die wichtigsten Regierungsmaßregeln persönlich besprach; zugleich waren diese Großen die Beisitzer, wenn der König selber Recht sprach. Von Rouen ging der Name Parlament mit den Normannen nach England hinüber. Während aber in England die Entscheidung über die wichtigsten Reichsangelegenheiten dem Parlamente verblieb, das Rechtsprechen aber besonderen Gerichtshöfen übertragen wurde, sind in Frankreich die Parlamente bloß auf die richterliche Thätigkeit beschränkt worden; über große Angelegenheiten entschieden die Generalstände, über die Angelegenheiten der einzelnen Länder die Provinzialstände. Je größer die Macht des Königs wurde, um so unbedeutender die Macht der Großen an den Hoftagen: er ernannte Räthe und Beisitzer bei diesen Gerichten. Die Großen sandten Stellvertreter, nur ausnahmsweise erschienen sie in ganz besonders wichtigen Angelegenheiten. Wegen Häufung der Rechtsfälle entstanden auch in den Provinzen Parlamente, die aber als abhängig vom Parlament in Paris galten. Oefter sprach sich die Ansicht aus, daß eigentlich alle Parlamente in Frankreich nur ein Parlament seien. In den Zeiten der Mißregierung Ludwigs XV. wurde das Parlament die einzige Schranke gegen königliche Willkür; wenn es sich weigerte, die Einregistrirung eines Erlasses der königlichen Regierung zu vollziehen, so konnte auch in keinem französischen Gerichtshof darnach erkannt werden. Die Regierung half sich bei einem solchen Widerstand gegen ihren Befehl durch ein Lit de Justice, das heißt, der König kam selber in die Sitzung und befahl die Eintragung in die Register des Parlamentes. Da nur er und sein Kanzler das Recht hatten zu reden, so konnte Niemand widersprechen. Sein Befehl war also jetzt eigentlich Gesetz, es mußte bei den Gerichten darnach erkannt, wer dagegen sich verging, als der Strafe verfallen erklärt werden. Sehr oft setzte aber das Parlament, sobald der König abgetreten war, seinen Widerspruch fort, und schrieb hinter den eingetragenen Befehl des Königs seinen Protest mit Berufung auf altes Recht, auf die Grundgesetze des Reiches. Wenn nun die Regierung eine Steuer angeordnet hatte und das Parlament widersprach, so konnte Der nicht gerichtlich verfolgt werden, welcher nicht zahlte. Erzwingen konnte die Regierung die Einzahlung einer Steuer nicht, wenn die anderen Parlamente wie

Ursprung. — England und Frankreich. — Lit de justice. — Schranken der Willkür.

---

[1]) Vgl. Bd. II d. W., S. 570, 921; Bd. III, S. 892, 896, 1256, 1455—56.

das Pariser handelten, und das Volk zum Parlamente hielt. Der Regierung blieb dann in ihrer Noth kein anderes Mittel, als sich mit dem Parlamente zu vergleichen. Derart wurde das Parlament der letzte Hort gegen Gewaltthat der Regierung und kam in seine Räthe ein stolzes Gefühl.

Geist der Stänkerei.

Daß eine Schranke gegen Unrecht sich bildet, ist ein Glück für ein Volk, ein Unglück aber, wenn diese Abwehr einen stänkerischen Geist erzeugt, der auch da Opposition macht, wo die Regierung in ihrem Rechte ist. In dieser Beziehung sagt Niebuhr [1]) sehr richtig: „Das schlimmste Element in einem Staate ist das einer Widerspenstigkeit, welche kein bestimmtes Object hat und nichts Positives finden kann, aber Alles tadelt und Allem hindernd entgegentritt.“ In einen solchen Zustand war Frankreich durch seine Parlamente gerathen. Bei ihrer Opposition gegen die Finanzverwaltung fragten sie nicht: „Ist das Bedürfniß, für welches die Regierung Geld verlangt, ein nothwendiges?“ und sagten dann: „ists nothwendig, so muß man zu den äußersten Mitteln, selbst zu schlechten Mitteln seine Zuflucht nehmen!“ — sondern ihre Kammern widersprachen bloß. Dies führte zu beständigen Remonstrationen; man gewöhnte sich daran, jede Opposition mit Beifall und als Beweis von Patriotismus anzusehen, in jeder Verordnung der Regierung aber eine Ungerechtigkeit zu erblicken. Dazu kamen nun die unendlichen Blößen, welche die Regierung sich wirklich gab.“ — Ein solcher Geist pflanzte sich um so leichter fort, als die Stellen erkauft und erblich wurden. Der Sohn eines Parlamentsrathes erhielt in der Regel die Stelle seines Vaters, hörte vom vierzehnten oder fünfzehnten Jahre an den Debatten zu und gewöhnte sich an die Behandlung der Rechtsfälle. In ähnlicher Weise wohnten die jungen Patricier in Rom den Verhandlungen des Senates bei.

Ludwig XV.

Zwischen Ludwig XV. und dem Parlamente war seit 1753 ein nahezu beständiger Hader, namentlich trat es gegen das gewaltthätige Verfahren des Herzogs von Richelieu und des Kanzlers Maupeou entschieden auf und erklärte alle französischen Parlamente als Eine Corporation, nur in verschiedenen Klassen, wogegen der König in einem Lit de Justice 7. December 1770 erklärte: er wisse Nichts von dieser Einigkeit und die Quelle des Rechts und der Gerechtigkeit sei er selbst, wogegen das Parlament Verwahrung einlegte: der König könne nicht Unrecht zu Recht umwandeln, und in seinem Widerstreben so weit ging, daß es seine Thätigkeit einstellte: seine Mitglieder seien durch das Stattgehabte so niedergedrückt, daß sie unmöglich Recht sprechen könnten. Dadurch trat in ganz Frankreich ein Stillstand der Rechtsgeschäfte ein, weil das Obergericht seine Thätigkeit einstellte; aber gerade dadurch wollte das Parlament die Regierung zur Nachgiebigkeit zwingen. Der Kanzler Maupeou erfaßte aber das Parlament an diesem Fehlgriff, um die Regierung für immer von dieser Fessel zu befreien: er erklärte, der König habe sich des Volkes anzunehmen, die Justizbeamten seien Nichts als königliche Dienstleute und der königliche Wille sei das Recht des Landes. Am 19. Jänner 1771 wurden alle Parlamentsräthe amtlich befragt, ob sie ihres Amtes walten und

Das Parlament suspendirt sich selbst.

[1]) Niebuhr, Vorlesungen über die Geschichte der französischen Revolution. I.

von der Suspension abstehen wollten, und Vierzig, welche mit Nein antworteten, für abgesetzt erklärt, auf ihre Güter verbannt oder in Festungen gesteckt, und aus denjenigen, welche zustimmten, und anderen fügsamen Beamten ein neues Obergericht, das sogenannte Parlament Maupeou zusammengestellt; [1] sein Rechtsgang war rascher, die Kosten billiger. Aber die Gutachten waren auch minder sachgemäß und bald ward über Bestechlichkeit geklagt, welche insbesondere durch den Schriftsteller Beaumarchais schreiend dargestellt wurde. So wurde das neue Parlament der Gegenstand des Spottes und Abscheues. [2]

Parlament Maupeou.

Daher kam gleich im Anfang seiner Regierung an Ludwig XVI. die Frage, ob er das neue oder das alte Parlament wolle, ob er nur den verhaßten Kanzler Maupeou entlasse oder ob er auch auf sein Werk verzichte. Vor Letzterem warnten tiefer blickende Männer.

Kaunitz.

Fürst Kaunitz meinte, Maupeou möge viele Feinde haben, aber er sehe nicht ein, wie man ihm im königlichen Kabinet als ein Verbrechen zur Last lege, daß er der Krone einen höchst wesentlichen Dienst leistete, indem er ein wichtiges Vorrecht neu begründete, welches jetzt wieder aufzugeben höchst unklug wäre. Der englische Gesandte meldete: [3] wenn man das alte Parlament wiederherstelle, so sei das Ansehen des Königs dahin, der es mit zunehmenden Jahren schon spüren werde; aber dann sei es nicht mehr an der Zeit, eine Macht wieder zu gewinnen, die er jetzt leichtsinnig von sich werfe. Maurepas sei entweder ein sehr flacher Kopf oder er sei falsch an seinem Herrn, wenn er ihm rathe, das alte Parlament wieder herzustellen. Dieses werde zwar anfangs von den stärksten Versicherungen der Gesetzlichkeit und Unterwürfigkeit überfließen, aber sobald es sich sicher fühle, die frühere Beleidigung rächen oder sich in eine Stellung zu bringen suchen, welche es dem König unmöglich macht, es wieder zu vernichten. — Der Kriegsminister Muy betonte: „Das alte Parlament kann nicht zurückberufen werden, ohne alle Grundsätze aufzugeben, wegen deren man die Veränderung vornahm, und ohne all' die wilden und ausschweifenden Lehren anzuerkennen, welche das alte Parlament aussprach und worauf es ein System zu gründen suchte, das sich am Ende erweisen muß als gefährlich für die Krone, verderblich für das Land, und zerstörend für jeden Grundsatz der Verfassung.“ [4] Auch Turgot war gegen die Wiederherstellung: seine Liebhaberei, sich in die Politik und in die Gesetzgebung zu mischen, sei ein Quell ewiger Unordnung; es sei gar kein Bollwerk gegen Gewaltthat und Willkür, deren Hemmschuh er im großen Reichsrath zu schmieden suchte; es werde sich jeder wahren Reform aus Eigensucht entgegenstellen, denn jede Neuerung sei ihm zuwider. [5] Dasselbe sagte Lord Chesterfield zu Montesquieu in den Worten: „Euer Parlament kann Barrikaden bauen, aber nie Barrieren errichten.“ Vergennes, der für absolute Monarchie war, überreichte dem König

Muy. Turgot. Vergennes.

[1] In dem Lit de Justice, welches 15. April 1771 das neue Parlament installirte, machten einige Prinzen von Geblüt, namentlich die des Hauses Orleans, stillschweigend dadurch Opposition, daß sie von der Sitzung wegblieben. Auch sie wurden auf ihre Güter verbannt, flehten aber bald wieder die Gnade des Hofes an.

[2] Vgl. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts. III, S. 1 ff.

[3] Bericht des englischen Gesandten. Raumer. Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen und französischen Staatsarchive. V, S. 139.

[4] Raumer, l. c. V, S. 125.

[5] Oeuvres de Turgot. I, p. 89. — Henri Martin, l. c. XVI, p. 333.

eine Denkschrift gegen die Parlamente, worin er drei Fragen aufstellt: „Hat das alte Parlament die von Ludwig XVI. ausgesprochene Strafe verdient? Hat der König es aufheben können? Wird es nicht gefährlicher sein, dieses Parlament zurückzurufen, als das neue bestehen zu lassen?“ — Die Denkschrift beantwortete die drei Fragen insgesammt bejahend.

Parlament Maupeou. Bretagne.

Auch die Mitglieder des Parlamentes Maupeou regten sich. Sie verlangten Gerechtigkeit, sie anzuhören, ehe er über ihr Schicksal entscheide, und ihnen nach ihrer Wiederversammlung zu erlauben, die Wahrheit an den Fuß des Thrones zu bringen. Die Bretonen aber warnten den König, in seinem obersten Gericht nicht unabhängige Beamte, Republikaner, grundsätzliche Feinde der Monarchie wieder auftreten zu lassen, die in beständigem Kampf gegen die Autorität ihre Macht neben der Macht des Königs zu erheben suchen würden. Alle besonnenen Männer erklärten, das Benehmen des alten Parlamentes sei bei vielen Gelegenheiten schwach, leidenschaftlich und ungerecht gewesen und nur zu oft habe es alle nationalen Gegenstände aus dem Auge verloren und an Nichts gedacht als an sich selbst. — Es gab aber auch damals schon Stimmen, die betonten, nicht in einem Gerichtskörper, sondern in der Nation beruhe die höchste gesetzgebende Gewalt, und an die Einberufung der Reichsstände mahnten.[1])

Maurepas.

Der Wind der öffentlichen Meinung blies jedoch für das alte Parlament und das war für den leichtfertigen Maurepas genug. „Wir können's ja versuchen“, meinte er. Ludwig XVI. erklärte: die Herstellung sei vielleicht tadelnswerth vom Standpunkte der Staatsklugheit, aber man scheine sie allgemein zu wünschen — und er wolle beliebt sein! — Armer König! —

Maurepas verhandelt mit den Räthen.

„Wenn der König den Prozeß, den ich ihm gewonnen hatte, wieder verlieren will“, sagte der alte Kanzler Maupeou gelassen, „so ist das seine Sache“. Maurepas handelte nur leichtsinnig, ohne Garantie zu haben. 22 Mitglieder zeigten sich bereit, auf seine Bedingungen einzugehen: sie sollten die königlichen Verfügungen eintragen, bevor sie Gegenvorstellungen machten; sie sollten nie öfter als einmal reden, sich nie mit religiösen Angelegenheiten befassen und unter keinem Vorwande ihre gerichtlichen Geschäfte unterbrechen. Aber die Hauptanführer verwarfen diese Bedingungen als unzulässig und erklärten, sie wollten mit allen alten Bedingungen zurückkehren oder gar nicht, da sie keine Vollmacht zu Veränderungen hätten oder von der Linie abweichen dürften, welche ihnen die Verfassung vorschriebe. —

Das alte Parlament.

Nichtsdestoweniger war am 12. November 1774 das feierliche Lit de Justice, zu welchem die alten Parlamentsräthe entboten waren. Der König kam mit großer Pracht, die Prinzen, die Pairs und Alle, denen ihre Titel das Recht der Sitzung verlieh, waren erschienen. Der König verkündete den Versammelten feierlich, er wolle die alte Magistratur wieder einsetzen. Darauf wurden die verwiesenen Parlamentsräthe in den Saal geführt. — Ludwig XVI. redete sie scharf an: „Der König, mein Großvater, hat durch Euern Widerstand gegen seine wiederholten Befehle genöthigt gethan, was die Erhaltung seiner Autorität und die Pflicht, seinen Völkern Gerechtigkeit zu

---

[1]) Raumer, l. c. V, S. 137.

gewähren, von seiner Weisheit erheischten. Ich setze Euch heute in die Aemter wieder ein, die Ihr niemals hättet verlassen sollen. Erkennt den Werth meiner Güte und vergeßt sie niemals." — Nun wurde die neue Dienstordnung verlesen, die Kammern der Supplicanten, in welchen die jungen Räthe am hitzigsten sprachen, waren darin abgeschafft; die Versammlungen der Kammern sollten außer der gewöhnlichen Dienstzeit nicht stattfinden und nur vom ersten Präsidenten berufen werden; wenn er sich jedoch weigere, so sollte von der großen Kammer erkannt werden können. Das Parlament habe das Recht Gegenvorstellungen zu machen, solle aber im Falle einer abschlägigen Antwort zur Protokollirung schreiten, wenn auch mit dem Vorbehalt, in der Folge seine Gegenvorstellungen zu erneuern; niemals dürften sie jedoch die Verwaltung der Justiz unterbrechen. Wenn alle Räthe ihre Entlassung geben und sich weigern würden, ihres Amtes zu walten, so sollten sie eines Verbrechens schuldig sein und von einem vollständigen Gerichtshof, der aus Männern mit Sitz und Stimme in dem Lit de Justice bestehe, gerichtet werden. In dem Fall dieses Verbrechens sollte der große Rath an die Stelle des Parlamentes treten und sich dessen auf den ersten Befehl des Königs nicht weigern dürfen. — Neuordnung.

Das waren ja zum Theil die Anordnungen Maupeous. Sollten die verwiesenen Parlamentsräthe ihre Meinung und ihr ganzes Leben Lügen strafen? Ein Murren ging durch die Versammlung, doch wurde die Verordnung protokollirt. Der König sagte zum Schluß: „So lange die Mitglieder des Parlamentes die Grenzen der ihnen anvertrauten Macht nicht zu überschreiten versuchen, dürfen sie auf meinen Schutz rechnen."

Die Räthe schwiegen zwanzig Tage hindurch, um sich nicht den Vorwurf der Uebereilung und der Undankbarkeit zuzuziehen. Dann aber luden sie die Prinzen und Pairs zu einer Berathung ein. Der Graf von Provence warnte gegen jede Bemerkung wider die Befehle des Königs, aber nur der Graf von Artois und sechs Pairs stimmten ihm zu; dagegen bemerkten der Prinz von Conti und der Herzog von Orleans, es sei Pflicht des Parlaments, die Wahrheit an den Fuß des Thrones gelangen zu lassen, der König habe Gegenvorstellungen zugestanden und ihr Schwur verpflichte sie, die Gesetze der Monarchie zu vertheidigen — und das Parlament beschloß die Gesetze der Monarchie gegen alle Neuerungen aufrecht zu erhalten. Mit anderen Worten: man war also wieder beim alten Parlament. Der Kanzler Maupeou hatte der Monarchie umsonst den Prozeß gewonnen — er ging durch Maurepas' unbesonnene Halbheit verloren. Conti und Orleans wollten durch ihren Widerspruch nur Aufsehen erregen und Volksgunst gewinnen, sie wurden auch beim Herausgehen vom Volk mit Beifall begrüßt, die Grafen von Provence und Artois dagegen mit Kälte aufgenommen und der Erzbischof von Paris ausgezischt. — Einsprache. Conti und Orleans. Rückkehr zum Alten.

Eitel war also die Hoffnung auf Dankbarkeit, eitel die neue Dienstordnung, täuschend der Beifall, den Maurepas und der König ernteten. Schon daß der Minister mit dem alten Parlamente unterhandelt hatte, war ein Fehler; die unmittelbare Wiederherstellung hätte weniger geschadet,[1] die Maßregel wäre als großmüthiges Geschenk des Königs erschienen, dargebracht aus großen Rücksichten für das Wohl des Reiches, während sie jetzt als durch die Noth abgepreßt da-
Bedenken. stand. Vergebens hatte man Maurepas aufmerksam gemacht, daß das Volk hinfüro mit Recht glauben werde, es müsse viel eher dem Parlamente als dem Könige gehorchen; es sei thöricht, eine mächtige Partei, welche so oft den Thron erzittern machte, wieder herzustellen; die Statthalter, die Anführer des Heeres würden in Zukunft nicht wagen, königliche Befehle zu vollziehen, wenn sie den Aussprüchen des Parlamentes entgegen wären.[2] Vergebens hatte man ihm die Fragen nahe gelegt, mit welchen Mitteln der König die Bedingungen zum Vollzug bringen wolle, die er dem Parlamente vorgelegt, was er überhaupt noch gegen das Parlament vermöge, ob man dann noch überhaupt einen König habe.

Was Viele befürchteten, geschah also schon am 3. December 1774: die alte Stänkerei war wieder da. Das Parlament griff die neue Dienstordnung an. Der Präsident Gourgues bemerkte sogar: des Königs Lit de Justice sei an sich eine gesetzwidrige Handlung der Regierung, welche auch die Wiederherstellung des Parlamentes null, oder doch ungehörig machen würde, wenn es nicht schon durch seine Natur und unabhängig vorhanden wäre. Welche Aenderungen sollten aber stattfinden! Der Graf Artois rieth, die Sache bittweise dem König vorzulegen, die übrigen Prinzen verlangten jedoch vollstän-
La Rochefoucauld. dige Berathung. Der Herr von La Rochefoucauld aber stellte den wichtigen Antrag: man müsse die Nationalversammlung herstellen, ohne welche Alles
Nationalversammlung. unvollständig und gesetzwidrig sei, welche Parlament, Prinzen und Pairs nicht ersetzen könnten. Im Januar waren auch die beiden Kammern wieder da. — So stand man nach achtmonatlicher Regierung wieder, wo man 1770 gestanden. Die Berufung Maurepas' war der erste Fehler der Regierung Ludwigs XVI., die Wiederherstellung des alten Parlamentes der zweite! —

Gährung der Geister. Der englische Gesandte machte auf die große Erregung der Gemüther aufmerksam. Damals hieß es in einer Schrift über den Gehorsam, welchen das Heer dem Könige schuldig sei: es müsse sich weigern, offenbar ungerechte Befehle zu vollziehen, doch möge sein Widerstand nur ein leidender sein. Wer entschied
Maurepas aber, wann ein Befehl ein ungerechter sei? — Etwa das Parlament? Maurepas sah den Abgrund nicht, der sich aufthat — wenn nur für den Augenblick keine Umwälzung eintrat, wenn er nur beklatscht wurde, wenn ihn nur Niemand aus seiner Stellung verdrängte! Er fürchtete Choiseul, noch mehr den Einfluß
gegen die Königin. der Königin, und sie von allen öffentlichen Geschäften, vom Staat und vom Throne ferne zu halten, war sein stetes Bestreben, und den König mißtrauisch

---

[1] So urtheilt der britische Gesandte ganz richtig. Raumer, l. c. V, S. 142.

[2] Auch Voltaire (Corr. gén. XV, p. 229—30) wunderte sich: qu'on voulût sacrifier le nouveau Parlement, qui n'avait su qu' obéir au Roi, à l'ancien qui n'avait su que le braver.

zu machen auf den Einfluß Oesterreichs. Ludwig XVI. war eifrig in den Honigwochen der Regierung, sein Minister warnte ihn, zu viel zu arbeiten, suchte ihn zu zerstreuen, statt ihn zu unterrichten, seine Aengstlichkeit zu vermehren, statt sein Selbstbewußtsein zu steigern.

Turgots Reformen. Der Mehlkrieg.

Turgot

Um so angestrengter arbeitete Turgot. Er kam endlich zur vollen Einsicht in die Lage der Finanzen. Das jährliche Deficit betrug 22.000,000 Livres, die Vorgriffe beliefen sich auf 78.250,000 Livres. Der Finanznoth abzuhelfen, erfolgte eine Reihe wichtiger Verordnungen.

schafft Mißbräuche ab.

Die Generalpächter wurden zu milderer Behandlung der Unterthanen angehalten, und bald zeigte es sich, daß sie besser dabei führen. Abgethan ward der Gebrauch, die Rückstände der zahlungsunfähigen Einwohner einer Gemeinde durch Verhaftung der vier am höchsten Besteuerten beizutreiben — ein ähnlicher Gebrauch bestand in dem römischen Kaiserthum, er war die gewaltigste Fessel des Aufschwungs des Ackerbaues. Bei Anleihen der Landschaften, Städte, Gemeinden, Hospitäler, mußte zugleich für die Tilgungsmittel gesorgt werden. Zweckmäßiger ward das Münzwesen geordnet, strenger die Prüfung öffentlicher Rechnungen. Gelehrte wurden bestimmt für den Plan, das ganze Reich mit Kanälen zu durchziehen; zwei neue Lehrkanzeln, eine für das Natur- und Völkerrecht, die andere für französische Literatur wurden gegründet. Das Verbot des Einlasses ausländischer Bücher ward aufgehoben. Eine Klinik ward errichtet. Eine wichtige Anordnung war die einer Reserve-Armee von 60,000 Mann, die durch das Loos in den Dörfern ausgehoben, nur einige Zeit des Jahres, wo die Feldarbeit ruhte, in den Garnisonen eingeübt, die übrigen Monate aber in ihrer Heimath verbleiben durften.

Fall der Zollschranken

Das Wichtigste war, daß am 2. November 1774 der Getreide- und Weinhandel im Innern Frankreichs ganz freigegeben und die Sperrung einer Landschaft gegen die andere ganz aufgehoben wurde; nur das Verbot, Getreide ins Ausland zu führen, bestand noch fort.

Der englische Gesandte schreibt darüber: [1]) „Niemand kann umfassender und freisinniger über diese und andere wichtige Punkte der Staatswirthschaft denken, Niemand ist tiefer und systematischer in der Erörterung über diese Punkte, Niemand erhielt sein Amt mit einem größeren Rufe der Geschicklichkeit und Ehre.“ Aber gerade an diese Verordnung hing sich der erste Versuch an, Turgot zu stürzen. Turgot hatte mit seinen Anordnungen in ein Wespennest gestochen und von allen Seiten kamen Angriffe gegen ihn. Derselbe Engländer bemerkt weiter über ihn: „Trotz all dieser Vortheile und Vorzüge zweifle ich, ob er sich genug umgetrieben hat, um zu wissen, wie er kämpfen müsse gegen alle Kunststücke, Betrügereien, Bestechungen und Räubereien, welche einem Finanzminister von allen Seiten entgegentreten und welche nicht allein mit Gefühl, Ehre und Wahrheit zu unterjochen sind. Er kennt besser die Geschäfte als die Menschen. Alle Finanzleute leben mit

[1]) Raumer, l. c. V, S. 161.

ihm in offenem Widerspruch und Alle, die vom heimlichen Raube leben, trachten ununterbrochen darnach, ihn im Dunkeln niederzustoßen." [1])

Guerre des farines. Unruhen brachen aus am 18. April 1775 in Dijon, 1. Mai in Pontoise, 2. Mai in Versailles, dann in Paris. Bäckerläden wurden geplündert, manche Ausschweifungen begangen. Die Vertheidiger Turgots behaupten, diese Unruhen seien nicht durch die Noth des Volkes entsprungen, sondern von seinen Gegnern angestiftet gewesen. Die Meuterer seien wie nach militärischer Anordnung eingetroffen, sie hätten das Getreide in den Fluß geworfen, ihre Frevel unter Lachen und Scherzen verübt, sie hätten Gold bei sich gehabt; in den Orten, wo die Unruhen ausbrachen, habe kein eigentlicher Mangel geherrscht. Wer diese Meutereien angestiftet habe, ist jedoch niemals nachgewiesen worden. Gewiß ist — Turgot hatte für Ankunft von Getreide aus Amerika Sorge getragen; der Aufstand dehnte sich aber gerade entlang der Seine aus und schien das Fortschaffen des Kornes auf dem Flusse hindern zu wollen. Die Meuterer drangen sogar in den Schloßhof zu Versailles, der König kam in Sorge und versprach vom Balkon herab billigeres Brot. Es war dies die Schwäche der Gutmüthigkeit. Am 3. Mai begannen die Unruhen in Paris. Der Vorstand der Polizei, Le Noir, ein Gegner Turgots, that seine Pflicht nicht und bewies sich schwach. Einzelne Beamte zwangen die Bäcker, Das Parlament. ihre Läden zu öffnen und Brot zu vertheilen. Das dem Minister feindselige Parlament beschloß, den König zu bitten, daß er veranlasse, daß das Brot billiger werde. Turgot forderte strenges Einschreiten — zwei überwiesene Frevler wurden gehenkt und es trat Ruhe ein. Der Beschluß des Parlamentes wurde cassirt, entlang der Seine der Belagerungszustand verkündet. Die Wege und Märkte wurden sicher. Die Großhändler wurden gemahnt, keine zu hohen Preise zu stellen, und in kurzer Zeit ging Alles seinen gewöhnlichen ruhigen Gang.

Unter denen, welche meinten, die Ursache alles Unglücks sei der Mangel an Verfassung, war der frühere Präsident des Obersteuer-Collegiums, Malesherbes. Malesherbes' Er hielt eine Verfassung für das sicherste Mittel, um das Glück der Franzosen zu sichern und theilte mit Turgot die Ueberzeugung, daß große Reformen nothwendig seien, und daß Ludwig XVI. bei seiner Güte und dem Wunsch, gerecht zu sein, diese Reformen einführen werde, wenn man ihn nur mit den Mängeln bekannt mache. Er überreichte am 6. Mai 1775 dem König Denkschrift. eine Schilderung des fiscalischen Elends, an welcher er fünf Monate gearbeitet hatte. Er war überzeugt, daß diese Reformen sich nicht an einem Tage bewerkstelligen ließen, daß man aber von der aufgeklärten Humanität des Königs alle möglichen Erleichterungen erwarten dürfe. —

Maurepas. Maurepas wollte diese Vorstellungen vereiteln, sie sollten jedoch auch nicht verworfen werden; er sagte Ludwig XVI., man müsse von einem Uebel erst in dem Augenblick sprechen, da man es heile. Das Gutachten Malesherbes wurde jedoch heimlich gedruckt und verbreitet, ohne daß der Verfasser Schuld daran war. Malesherbes, der 25 Jahre Präsident des Obersteuer-Collegiums gewesen war, meinte seine Pflicht gegen das Vaterland erfüllt zu haben und wollte sich in die Ruhe des Landlebens zu Studien, die er liebte, zurückziehen. Sein Wunsch ging jedoch nicht in Erfüllung. Ludwig schätzte seine Redlichkeit und seine Liebe für das

[1]) Raumer, l. c. V, S. 157—58.

Gemeinbeste und Turgot empfahl ihn zum Minister, da La Brillière damals austrat. Zweimal lehnte Malesherbes die Einladung ab, erst als ihm Turgot bedeutete, daß alle Reformen von seinem Eintritt ins Ministerium abhingen, nahm er an. Er bekam nun die Verfügung über die Lettres de Cachet und über die Gefängnisse. Der neue Minister besuchte sofort die Bastille, Vincennes, Bicêtre, gab ungerecht Verhafteten die Freiheit wieder, schlug aber vor, die Lettres de Cachet nicht mehr in der Hand eines Ministers zu lassen, sondern einem Gericht aus geachteten Beamten zu übertragen, welche gegen das Mitglied einer Familie nur einstimmig die Gefangennahme beschließen könnten, wenn sie die Parteien angehört hätten. Der König sollte die Macht behalten, unter wichtigen Umständen einen angeschuldigten Menschen verhaften zu lassen, aber der Minister müsse schon am ersten Tage beim neuen Gericht die Anzeige machen, damit der Angeklagte ohne Verzug vernommen werde und, wenn seine Unschuld erkannt worden, solle er das Recht des Regresses gegen seine Ankläger haben, wessen Standes sie auch sein möchten. Ludwig billigte diese Ansichten, desgleichen die Aufhebung der Fristdekrete[1]) für mächtige Schuldner. Auch diese Dekrete sollten einem Rath übertragen werden und der seinen Gläubigern entzogene Schuldner, so lange er von der erhaltenen Gunst Nutzen ziehe, in der Verbannung fern von Paris leben müssen. Auch die Ersparungen am königlichen Hof fielen in den Machtbereich Malesherbes. Doch zeigte er in dieser Beziehung nicht die Energie noch die Zuversicht, die man von ihm erwartete, sondern wurde wegen seiner Gutmüthigkeit selbst der Schwäche geziehen. Auch die Angelegenheiten der Geistlichkeit gehörten in das Ressort Malesherbes. Auf einer Synode 1776 erklärte sie das System der Natur[2]) und „Das Buch von dem gesunden Menschenverstand“ [3]) für verderblich und betonte, „der abscheulichste Atheismus sei die herrschende Meinung geworden.“ Das Parlament ließ auch beide Werke durch Henkershand verbrennen.

Lettres de Cachet

Fristen.

Ersparungen.

Synode.

Damals trat ein Kämpe mit einer Schrift vor den Minister, der Schweizer Jacques Necker, der in der Geschichte dieser Zeit eine nicht unbedeutende Rolle spielen sollte.

Necker

Neckers Großvater, ein Magdeburger, hatte als Kaufmann in Genf sich niedergelassen und ein kleines Vermögen erworben; sein Vater war Professor des Staatsrechts an der Akademie zu Genf geworden. Necker (geboren 1732 zu Genf) war im Comptoir eines Kaufmannes aufgewachsen und hatte durch gute Speculationen, namentlich im siebenjährigen Kriege, auf durchaus ehrenhafte Weise in Paris sich ein bedeutendes Vermögen und den Ruf eines tüchtigen Bankiers erworben, war auch als Schriftsteller durch eine Lobrede auf Colbert[4]) und sein Mercantilsystem bekannt geworden. In der Getreidefrage war Necker ganz anderer Ansicht als der Minister und kam mit einer Schrift hierüber zu ihm und fragte, ob ihre Verbreitung der Regierung unangenehm wäre. Turgot antwortete stolz, seinetwegen könne das Buch schon erscheinen, er habe keine Angst davor, das Publicum werde schon urtheilen. Necker zog sich gleich stolz zurück, und das Buch gegen Turgot wurde gedruckt. —

In Necker trat ein Gegner auf, der nicht zu verachten war. Beide waren große Gegensätze, wie Theorie und Praxis. „Turgot glaubte, er könne und müsse

und Turgot.

---

[1]) Arrêts de surséance.
[2]) Le système de la nature.
[3]) Le bon sens.
[4]) Éloge de Colbert.

das Publicum zum Verständniß und zur Bestimmung bringen. Necker wartete als Kaufmann auf gefällige Nachfrage und suchte diese höflich zu befriedigen. Turgot wollte Lehren geben, Necker schien sie willig anzunehmen; daher konnte jener in Frankreich niemals, dieser nur eine Zeit lang beliebt sein. Denn zuletzt mußte ein Hauptirrthum seiner ganzen Weltansicht und Handlungsweise ans Licht kommen, daß nämlich das Gute und Wahre überall von selbst hervortreibe, durch eigene Kraft sich geltend mache und obsiege, und der Staatsmann Nichts thun könne und solle, als mit diesem stets vortrefflichen Wind der Vortrefflichkeit vorwärts segeln. — Geht Leben, Bewegung, Richtung nicht wesentlich und mit höchster Besonnenheit vom Staatsmann aus, so ist er nie der Herr, sondern immer der Knecht; er gibt nicht den Umgebungen Farbe, Haltung und Gestalt, sondern spiegelt nur ab, was sich auf der Oberfläche vor ihm hin und her bewegt. Necker sprach und handelte oft so, als sei das echte und rechte Herrschen nicht die höchste Wohlthat für Länder und Völker, sondern eine Art von Verbrechen oder wenigstens von Anmaßung, für welche man täglich oder vielmehr stündlich gewissermaßen um Verzeihung bitten müßte. Höchstens dürfe man hie und da ganz fein und ganz unmerklich andeuten, was man denke, meine, fühle und bezwecke. Das unbegreiflich negative Benehmen Neckers beim Anfang der französischen Revolution hat wesentlich zu ihrer Unheil bringenden Richtung beigetragen und erwiesen, daß guter Wille, mancherlei Kenntnisse und Reinheit der Sitten noch nicht hinreichen, einen großen Staatsmann zu erschaffen." [1])

Neckers Fehler.

Législation des grains.

Neckers beredt geschriebenes Buch [2]) sucht zu beweisen, daß die Bevölkerung einem Staate mehr Kraft verleihe als der Reichthum, daß die unbedingte Freiheit der Getreideausfuhr für das Aufkommen des Ackerbaues gar nicht nöthig sei, daß Fabriken den Absatz der Bodenerzeugnisse befördern. Die unbedingte Freiheit der Getreideausfuhr schade sogar der Industrie. Etwas Anderes sei der Vortheil der Getreidebesitzer und die Aufmunterung, welche der Ackerbau bedürfe. Die Ausfuhr von Fabrikaten trage sogar einem Staate mehr Nutzen ein, als die Ausfuhr von Getreide. Das Recht des Eigenthümers über die Frucht seines Bodens sei kein unbeschränktes. Der Staat müsse den Schwachen schützen gegen den Starken, das heißt Denjenigen, welcher nicht Grund und Boden besitze, gegen den Besitzer von Grund und Boden. Diese seien die Löwen, jene haben kein Mittel der Vertheidigung. Der Arme kümmere sich wenig um die Gesetze für Grund und Boden, denn er habe keinen, wenig um Gerechtigkeit, denn er habe Nichts zu vertheidigen, wenig um Freiheit, denn er sterbe Hungers, wenn er nicht arbeite. Man möge darum den Besitzern Manches einräumen, man dürfe aber nie die Armen und die Pflicht der Menschlichkeit gegen sie vergessen. Mit anderen Worten: die freie Ausfuhr erhöhe den Preis des Getreides und gebe dem Ackerbau Aufschwung, aber für den Armen werde dann das Brot zu theuer. Darum rathe er zur freien Ausfuhr erst dann, wenn das Getreide unter einem gewissen Preise stehe, den man alle zehn Jahre bestimmen solle; ferner sollen die Bäcker für die schwere Zeit vom ersten Februar bis zum ersten Juni mit dem nöthigen Vorrath versehen sein; im Inland könne man den freien Getreideverkehr gestatten, solange das Korn nicht die Hälfte des Preises überschritten habe, unter welchem die Ausfuhr ins Ausland gestattet sei. Sei dieser Preis überschritten, so solle man den Verkauf, außer auf Märkten, und das Aufspeichern verbieten. —

---

[1]) Raumer, Beiträge 2c. Bd. V, S. 226.
[2]) Traité sur la législation des grains.

Allen Einwürfen hielt Turgot entgegen, der Vorzug seines Systems werde erst dann Allen einleuchten, wenn es einmal vollständig durchgeführt sei. Er wollte darum jetzt die Bannrechte und die Erbunterthänigkeit auf den königlichen Domänen aufheben, für die adeligen Güter aber die Möglichkeit einer freiwilligen Ablösung lästiger Verpflichtungen herbeiführen; alles Grundvermögen sollte nach und nach freies Eigenthum werden. Die Pflicht der Wegverbesserung (Corvée) sollte in eine Steuer für Alle verwandelt werden. Mißbräuche bei der Getreidepolizei in Paris, bei den Waarenprüfungen sollten behoben, Meisterrechte, Zünfte und ausschließliche Handelsgesellschaften beschränkt werden. Turgots Reformen.

Das Parlament widersprach. Das Werk eines Freundes von Turgot, über die Nachtheile der Feudalrechte, wurde verbrannt, und doch hatte der Verfasser nicht gelehrt, daß man die großen Herren dazu zwingen sollte, sondern nur auseinandergesetzt, daß sie durch die Ablösung ihre Einkünfte verdoppeln würden. Adel und Klerus klagten, daß Turgot die Grundlagen des Staates umstürze. Briefe, angeblich von ihm, mit bitteren Auslassungen gegen König und Königin wurden übergeben. Gegen seinen Plan hinsichtlich der Wegsteuer hob man hervor, es sei ungerecht, einen Theil der hiezu nöthigen 12 Millionen dem Adel aufzulegen, der bisher davon befreit war. Viele fürchteten sogar, daß die Steuer für Wege von der Regierung anderweitig verwendet und dann gar Nichts für jene geschehen werde. Die öffentliche Meinung unterstützte den Minister wenig, denn damals galt nur Der für wahrhaft freimüthig, welcher gegen den Hof Opposition machte, während jetzt der König die Einhaltung der Anordnungen Turgots in einem Lit de Justice, 12. März 1776 befahl. Dieser Minister verstand jedoch nicht, auf die öffentliche Meinung einzuwirken; kümmerte sich nicht darum, er meinte, das Wahre und Gerechte müsse siegen. Das Parlament widerspricht. Lit de justice 1776.

Der englische Gesandte tadelt seine Unbekümmertheit um die allgemeine Stimmung und seinen Stolz, der die Beschaffenheit der Zeiten keiner Aufmerksamkeit werth halte; er sei ein völliger Neuling in allen Hofränken, denke nicht daran, daselbst Anhänger zu erwecken oder seine Verbindungen über ein Paar vertraute Freunde auszudehnen. Seine Kälte im Benehmen werde von Jenen, die ihn nicht näher kennen, als Hochmuth ausgelegt. Er verstehe nicht eine abschlägige Antwort zu begründen oder zu versüßen, und halte überdies nicht allein sehr fest an seinen Meinungen, sondern sei auch ungeduldig über den geringsten Widerspruch.[1]) —

Wie Turgot war auch sein Freund Malesherbes der Gegenstand der Angriffe. Bei dieser Menge von Feinden hätte der König ein Mann von tieferer Einsicht und eisernem Charakter sein müssen, um Turgot festzuhalten. — Zwei Monate widerstand Ludwig allen Klagen wider die beiden Minister, von denen es hieß, sie hätten aus ihm einen gottlosen Menschen, einen Philosophen gemacht. Am 12. Mai 1776 entließ er Malesherbes und Turgot. „Sie sind Turgot fällt mit Malesherbes.

---

[1]) Raumer, l. c. Bd. V, S. 163.

glücklicher als ich — Sie können abdanken", sagte er zu Malesherbes. Turgot aber schrieb ihm: „Ich wünsche Nichts mehr, als daß Sie immer glauben können, ich habe Ihnen nur erträumte Gefahren gezeigt." Malesherbes meinte von ihm, er habe das Herz de l'Hôpitals und den Kopf Bacos.

Der Kriegsminister Saint-Germain.

Als der Kriegsminister Muy im Herbst 1775 starb, kam auch in dieses Ministerium ein „Philosoph", Claude Louis Graf von Saint-Germain.

Lebensgang. Geboren 15. April 1707 im Schlosse Ventamboz bei Lons-le-Saulnier, gebildet bei den Jesuiten und anfangs voll Neigung zum geistlichen Stande, wurde Saint-Germain bald vom Geiste der Abenteuer ergriffen und vertauschte Buch und Soutane mit dem Schwerte. Ein Duell soll die Schuld gewesen sein, daß er die Heimath verließ und in den Dienst des Kurfürsten von der Pfalz trat und dann in einem Regimente in Ungarn einen Feldzug gegen die Türken mitmachte. Als Frankreich gegen Maria Theresia auftrat, diente Saint-Germain Kaiser Karl VII., bei dessen Tode er schon Feldmarschallieutenant war. Er ging nach Berlin, aber die Strenge preußischer Disciplin hielt ihn ab, unter Friedrich II. zu dienen, und so wandte er sich an den Marschall von Sachsen, welcher ihn mit dem Range eines Feldmarschalls in den Schlachten von Lawfeld, Raucoux und bei der Belagerung von Mastricht verwendete. Im siebenjährigen Kriege „floh er weniger als die anderen Franzosen", wie Lacretelle sagt. Seine Tapferkeit, sein Freimuth machte ihn beim gemeinen Manne beliebt, seine böse Zunge, sein Witz und Spott verdarb ihm die Stellung unter den Generalen. Reizbar, unbeständig, unzufrieden mit der Regierung und überall, wie Rousseau, nur Verräther und Feinde witternd, trat Saint-Germain in die Dienste Friedrichs V. von Dänemark, und wurde 1762 als Feldmarschall mit der Reorganisirung der dänischen Armee betraut. Beim Tode des Königs schied er mit einer Abfertigung von 100.000 Thalern, die er bei einem Hamburger Bankier anlegte, aus dänischem Dienste und zog sich auf ein kleines Gut bei Lauterbach im Elsaß zurück und beschäftigte sich hier mit dem Landbau, mit Abfassung seiner Denkwürdigkeiten und frommen Uebungen. Ludwig XV., dem er das rothe Band zurückgesandt hatte, war unzufrieden mit ihm, daß er sein Vaterland verließ, als es Unfälle erlitt, und erklärte, daß er ihn nie mehr in Dienst nähme.

Dennoch kam Saint-Germain in Frankreich wieder zu hohen Ehren. Der Hamburger nämlich, welcher sein Vermögen verwaltete, machte Bankerott — Saint-Germain ertrug sein Unglück mit großer Ruhe. Gerührt durch die Armuth des alten Generals, schossen die Officiere der deutschen Regimenter in Frankreich so viel zusammen, um ihm ehrenvollen Unterhalt zu sichern; als Ludwig XVI. davon hörte, verbot er die Pension der Officiere und warf ihm einen Gehalt von 10.000 Livres aus seiner Kasse aus. Zum Dank dafür reichte Saint-Germain dem Könige eine Denkschrift über die Mißstände in der französischen Armee ein.[1] —

Es war gerade die Zeit der Reformen. Malesherbes kannte ihn nicht, Turgot aber hatte Gefallen an seiner geschickt geschriebenen Denkschrift, weil er die Kriegsausgaben vermindert oder besser verwendet wissen wollte, und

[1] Mémoire sur les vices du système militaire français.

Maurepas schlug ihn als Mann allgemeinen Rufes und anerkannter Geschicklichkeit dem Könige zum Kriegsminister vor, zumal er keine Verbindung mit den verschiedenen Parteien und keinen Antheil an Hofränken habe. Ueberrascht von der schmeichelhaften Gunst des Königs nahm Saint-Germain, obschon 68 Jahre alt, die Wahl an. Unvorbereitet, je wieder am Hof zu erscheinen, und in der größten Zurückgezogenheit lebend, besaß er weder Kleider noch Fuhrwerk. Die Ernennung gefiel, die Officiere freuten sich, er war ja immer ein Liebling der nieder Stehenden; in Paris und Versailles war man entzückt über den neuen Cincinnatus, welchen der Bote des Königs beim Anpflanzen von Gemüsen getroffen habe. Der neue Cincinnatus.

Der englische Gesandte berichtet:[1] „Obschon hochbejahrt, besitzt der neue Kriegsminister doch noch volle Kraft des Geistes und Leibes: er ist ein Mann von einfachen Sitten und so wenig stolz über diesen außerordentlichen Glückswechsel, als er den Schein eines Mannes darbietet, der meint, er sei nicht an seiner rechten Stelle. Obgleich der Königin seine Ernennung mißfiel, empfing sie ihn doch sehr gnädig.“ Am 3. Jänner 1776 berichtet Ebenderselbe:[2] „Obgleich seine Pläne im Einzelnen viele Noth erzeugen und von den Leidenden streng getadelt werden, so läßt doch das Publicum im Ganzen seiner Geschicklichkeit wie der Ehrenhaftigkeit seiner Absichten Gerechtigkeit widerfahren. Er scheint ein Mann zu sein, dem das Wohl des Dienstes sehr am Herzen liegt, und dessen herrschende Leidenschaft dahin geht, sich durch eine große und wesentliche Abänderung in den Kriegseinrichtungen dieses Landes auszuzeichnen. Gewiß ist er über alle niedrigen Absichten erhaben und hat vor Kurzem einen neuen Beweis seiner Unabhängigkeit gegeben, indem er die Statthalterschaft von Blaye ausschlug. Als ihm der König dieselbe anbot, lehnte er sie mit den Worten ab: „Zu einer Zeit, wo er sich für verpflichtet halte, Maßregeln anzuempfehlen, welche das Einkommen Anderer verkürzen, halte er es für unschicklich, sein eigenes zu vergrößern.“ Gegen hohe Verwendungen hielt er Stand. Als ihm des Königs Tante Victoria einen Officier zur Beförderung empfahl, der ihm untauglich schien, bat er zu bedenken, daß nicht er, sondern der König dies abschlage. Allerdings möge er auf die Entscheidung des Königs Einfluß haben; allein was er für den Dienst schädlich halte, werde er immer abzuschlagen rathen, woher immer auch die Verwendung komme. Die Prinzessin billigte diese Antwort höchlich: sie werde nie von ihm verlangen, eine so gerechte und weise Regel zu brechen.[3]) Gute Absicht.

Saint-Germain hatte unläugbar einen richtigen Blick, wenn er nur auch Festigkeit genug in einer allerdings schwierigen Lage bewiesen hätte. Er hätte mit seinem Gesammtplane gleich hervortreten und denselben nicht gleichsam zerbröckeln sollen. So aber kam er langsam mit einer Aenderung nach der anderen und indeß verrann die ihm günstige Zeit und war der Bund seiner Gegner zur Macht gelangt. Richtig war übrigens der Grundsatz, daß nur Verdienst, Befähigung und Dienstalter über eine Stelle entscheide. — Das Gebrechen.

[1]) Raumer, l. c. Bd. V, S. 190.
[2]) Ibid., V, p. 192.
[3]) Ibid., V, p. 191.

Stand des Heeres. stehende Heer zählte in jener Zeit ungefähr 150.000 Mann,[1]) für welche der Staat jährlich 90 Millionen Livres ausgab. Von diesen fielen auf die Officiere 46, auf die Mannschaft bloß 44 Millionen.[2]) Alle Stellen kamen nur an Adelige.

Officiere und Gemeine. Taine macht die durch Hunderte von Stellen leicht zu beweisende Bemerkung:[3]) „Nirgends zeigt sich die Ungleichheit, gegen welche sich die öffentliche Meinung empört, so stark: auf der einen Seite genießt eine kleine Minorität Ansehen, Ehrenstellen, Muße, lebt im Ueberflusse und nimmt an allen Vergnügungen der feinen Welt Theil; auf der anderen Seite bleibt für eine große Mehrheit Nichts als Unterjochung, Demüthigung, Ueberarbeitung, zwangsweise Rekrutirung ohne Hoffnung auf Avancement, eine Löhnung von sechs Sous täglich, ein enges Bett für zwei Personen, ein bloß für Hunde gutes Brot und Schläge, die auch für Hunde passen." Saint-Germain selber schreibt: „Das Soldaten-Elend ist so Soldaten Elend. groß, daß es das Herz bluten macht. Der Soldat verlebt seine Tage in Unterwürfigkeit und Verachtung. Er lebt wie ein für den Kriegsdienst angeketteter Hund." — Auf der einen Seite steht die höchste Aristokratie, auf der andern der niedrigste Pöbel. Es kann keinen auffallenderen Gegensatz geben und keinen, der die Gemüther so zu verbittern geeignet wäre. Ein Oeconomist jener Zeit schreibt: „Die Geringfügigkeit der Soldatenlöhnung, die Art, wie die Soldaten gekleidet, genährt und gebettet werden, ihre ganze Abhängigkeit würde es zu einer Grausamkeit stempeln, andere Menschen zu diesem Stande zu berufen, als das niedrige Volk. In der Wer wird Soldat? That man rekrutirt ihn nur hier. Vom Militärdienst sind befreit alle Adeligen, alle Verwaltungsbeamten, Jagdhüter, Waldaufseher, alle Diener von Geistlichen, Gemeinden, Klöstern, Adeligen, Edelleuten und selbst wohlhabenden Bürgern, alle Bürger, selbst die Söhne wohlhabender Landwirthe, überhaupt alle Leute, die entweder Einfluß oder Protection besitzen. Für die Miliz bleiben also nur die Aermsten übrig und diese treten nicht aus vollem Herzen ein. Im Gegentheil, der Dienst ist ihnen so verhaßt, daß sie sich oft in Wäldern verstecken, wohin man sie mit Waffengewalt verfolgen muß. Zu diesem Abschaum der Menschheit gesellt man den Abschaum der Gefängnisse und Zuchthäuser. Nachdem man aus diesen die Sträflinge, für welche sich Gutsteher gefunden, entlassen, bleiben darin nur absolut unbekannte oder gefährliche Menschen zurück: von diesen nimmt man jene, welche

---

[1]) Nach Droz, (Bd. I, p. 160) betrug das französische Heer 217,000 Mann und zählte man 60.000 Officiere in Thätigkeit und in Retraite. Von ihm hören wir auch, daß vom 17. April 1772 an ein Cavallerieregiment aus 482 Mann bestand, und daß unter diesen 146 Officiere und Unterofficiere waren, daß also auf drei Soldaten ein Officier kam. In der schönen Zeit der französischen Armee unter Turenne hatte eine Infanterie-Compagnie nur einen Capitain, einen Lieutenant und einen Unterlieutenant. Nach den Unfällen Ludwigs XIV. verkaufte man so viele Stellen, die der Industrie lästig waren, und auch Stellen in der Armee. Das Recht eine Compagnie zu bilden, wurde fortan verkauft und der Capitain hatte dann wieder das Recht, die niedern Grade zu verkaufen, und man ließ ihm frei, zu viele zu verkaufen, damit sein Gewinn auch andere Menschen bewegen möchte, ähnliche Speculationen zu machen. Es gab oberste Commandanten, zweite Oberste, dritte Oberste, Oberste durch Auftrag, Oberste à la Suite der Regimenter, Oberste, die der Armee attachirt waren; es gab Oberst-Lieutenants, Oberst-Majors, Oberst-Capitains, Oberst-Unterlieutenants. All diese Stellen hatten ein Anrecht auf Avancement und die Käufer konnten, ohne irgend einen Dienst gethan zu haben, sogar Generale werden. So wird begreiflich, wie die einst so siegreiche Armee in Einemfort unter Ludwig XV. geschlagen wurde und trotz ihrer geringen Anzahl doch so große Summen verschlang. —

[2]) Necker, De l'administration des finances. II, p. 422, 435.

[3]) Taine, L'ancien régime, p. 511—12.

am wenigsten lasterhaft zu sein scheinen, zum Militär. Das letzte Rekrutirungsmittel ist die halb gezwungene, halb freiwillige Anwerbung, durch welche die Hefe der großen Städte — Abenteurer, weggejagte Lehrlinge, verstoßene Söhne, Vagabunden und Obdachlose — in die Reihe der Vaterlandsvertheidiger aufgenommen wird."

So war, nach einer zuverlässigen Quelle, die Lage des gemeinen Mannes. Begreiflich, daß das Ausreißen unternommen wurde, wo es nur möglich war. Darum kann d'Argenson 1752 aufzählen: „Seit dem Frieden von 1748 wurden 30.000 Menschen wegen Desertion bestraft" — und Voltaire [1]) sah mit Schrecken, daß die Liste der Deserteure seit acht Jahren nicht weniger als 60.000 Namen aufzähle. Desertion.

Darum kann Taine fragen: „Welches Loos war besser, das des Soldaten oder das des Rebellen? Das Brot des Soldaten war nicht reichlicher zugemessen, aber es war schlechter als das des Gefangenen; aus des letzteren Brot entfernte man die Kleie, in dem des ersteren blieb sie." [2]) Soldat und Rebell.

Bei so bewandten Umständen wird die erste Anordnung des neuen Kriegsministers (12. December 1775) erklärlich: Amnestie für die Deserteure, welche zu der Fahne zurückkehren, Galeerenstrafe statt der Todesstrafe für diejenigen, welche in Zukunft davonlaufen, Todesstrafe auf Desertion nur, wenn man vor dem Feinde steht. Es war menschliches Gefühl des Ministers wie des Königs. Dann ging er an die Reform der privilegirten Corps: da war die Reiterei des königlichen Hauses, Alle mit Officiersrang und in der Liste avancirend mit den wirklichen Officieren, was allen Grundsätzen des Heerwesens zuwider war, aber dem absoluten Königthum Glanz verleihen sollte. Man kaufte sich in die Corps ein, wie in die Officiersstellen, wie in andere Aemter, der Austretende oder dessen Erben dagegen erhielt das Einlagecapital zurück; wollte die Regierung Jemanden entlassen, ohne ihm einen Nachfolger zu stellen, so zahlte sie ihm das Einlagecapital zurück. Der Lärm darüber, daß der Minister dieses Corps ganz abschaffen wollte, war gewaltig; er wich und ließ einen Theil bestehen. Für die Entlassenen aber mußte das Einlagekapital zurückgestellt werden. So hatte die Regierung zunächst eine Ausgabe statt Ersparnissen und der Minister bekam eine Unzahl drängender Widersacher. Familienrücksichten konnte er zuletzt am Hofe doch nicht ganz verbannen, und da er so lange von der Armee fern geblieben war, kannte er ihre Officiere doch zu wenig und mußte sich, was Befähigung und Verdienst anlangte, zuletzt doch auf das Urtheil Anderer verlassen und ward getäuscht. Oft verließ ihn sein Gedächtniß und entstand eine Ausnahme, zuletzt wurde die Ausnahme Regel und die Verwirrung groß. Nicht bloß die aus dem Dienst Entlassenen, sondern insbesondere deren Familien verfolgten

Gegen Vorrechte.

Klugheit fehlt.

---

[1]) Dictionnaire philos., im Artikel Supplice.
[2]) Taine, l. c. p. 512—13.

darum bald den wohlmeinenden, aber zuletzt pedantischen Minister mit ihrem Hasse.

Anfangs hieß es, er werde das Kriegswesen Frankreichs auf den höchsten Gipfel erheben; jetzt hieß es, seine Einrichtungen paßten für Frankreich nicht. Der

Haß wegen

englische Gesandte berichtet: [1]) „Die Art, wie er das Heer umgestaltete und Einrichtungen über den Haufen warf, welche mit der Verfassung verwebt und den Sitten, dem Genius und den Vorurtheilen dieses Volkes angepaßt waren, hat im Ganzen den Adel sehr verdrossen. Die strenge Zucht und das Fuchteln mit flacher Klinge hat die Soldaten empört.“ Der Kriegsminister führte nämlich zuerst Stockhiebe

Prügelstrafe,

ein, dann, als dagegen die Soldaten meuterten, Hiebe mit der flachen Klinge. Ein Soldat bemerkte jedoch witzig, am Säbel sei Nichts gut als die Schneide. Als ein Unterofficier eine Anzahl Hiebe für ein Vergehen austheilen mußte, gab er sich darauf angesichts des Regimentes selber den Tod. — Daß Saint-Germain nur

Invaliden,

eine geringe Zahl von Invaliden im Invalidenhause behielt und die übrigen mit einem Jahrgeld von 80 Livres in ihre Heimath entließ, während sie nach ihren Worten keine Heimath mehr hätten, wohin sie gehen könnten, veranlaßte ein allgemeines Geschrei unter dem niederen Volke. Nicht minder verübelte man ihm

Militärschulen,

die Aufhebung der Militärschulen, der Vorbereitungsschule La Flèche; die Söhne vornehmer Familien, die bisher auf Kosten des Königs erzogen wurden, sollten nämlich fortan in gewöhnlichen Schulen und dann mit 15 Jahren unter die Regimenter vertheilt werden: bei 1200 adelige Cadeten, welche da auf des Königs Kosten sein sollten. Durch Entfernung der Cadeten aus dem sittenlosen Paris wollte Saint-Germain sie vor Verführung schützen; er gab ihnen Benedictiner und Franciscaner zu Lehrern, er wollte ein Feldprediger-Seminar gründen: da hieß es, er wolle die jungen Leute den Jesuiten in die Hände spielen, und doch war dieser Orden längst aufgehoben. —

Vortrefflich waren seine Anordnungen über die Zahl und den Gehalt der Befehlshaber von Städten und Landschaften, über die Verbindung der

Gute Anordnungen.

Regimenter unter einander zu Divisionen, so daß man jetzt eine organische Arme hatte, statt vereinzelter Regimenter wie früher; seine Anordnung von Manövern, wobei Friedrichs II. Verfahren ihm zum Vorbilde diente; die Erhöhung des Soldes, welche die der Preise nothwendig machte; über das Aufsteigen zu höheren Stellen, über Unterdrückung der Käuflichkeit der Aemter. All das war vortrefflich, nur fehlte ihm Turgots eiserner Sinn in der Durchführung und verletzte er zu viele Interessen und reizte oft ohne Noth — zum Beispiel die Brüder des Königs, bei deren Regimentern er die Uniform änderte, ohne mit ihnen früher darüber berathen zu haben. Der Graf von Provence sprach dawider in starken, Graf Artois in heftigen Ausdrücken mit ihm.

Saint-Germain fühlte sich verletzt, namentlich als der König seine Pläne, statt sie mit ihm zu prüfen, in die Tasche steckte und nach einigen Tagen mit Bemerkungen versehen zurückgab, welche von Maurepas herrührten — er sagte darum letzterem offen, ein geheimer Einfluß behindere all seine Bemühungen für den

Saint-Germains Entlassung.

Dienst und da bleibe Männern in seinem Lebensalter nur ein würdiger Ausweg — sich unverzüglich zurückzuziehen. „Aus meiner Zurückgezogenheit hieherberufen, kam ich mit der Hoffnung, wesentlichen Nutzen zu stiften — sie ist vereitelt. Ich überreichte einen nützlichen, wohldurchdachten Plan — er ist so verändert, umgestaltet,

---

[1]) Raumer, l. c. Bd. V, S. 194.

beschnitten, daß er sich nicht mehr gleich sieht. Euer Kriegswesen erscheint in Folge davon als ein buntes, unzusammenhängendes Ding und ist in mancher Beziehung schlechter als zuvor." Dasselbe sagte Saint-Germain September 1778 dem Könige, der seine Entsagung annahm und ihm einen Gnadengehalt von 40,000 Livres nebst Wohnung im Arsenal anwies. So endete Saint-Germain. Der englische Gesandte bemerkt: [1]) „Er besaß große wissenschaftliche und praktische Kenntnisse in seinem Fache, er entwarf nützliche und allgemeine Pläne; aber er verstand nicht sie mit der Stimmung, dem Genius und den Vorurtheilen des Volkes in Uebereinstimmung zu bringen, für welches sie entworfen waren, und lebte in völliger Unwissenheit über die Mittel, mit welchen man sie durchsetzen könne." Friedrich II. schrieb an Voltaire: „Saint-Germain hatte große und schöne und für euch Wälsche vortreffliche Pläne, aber alle Welt hat sie durchkreuzt, weil die Genauigkeit, so er verlangte, 10.000 mit Borden prunkenden Müssiggängern zuwider war." Seine Landsleute sagten von Saint-Germain, daß er wie Pompejus keinen Feldherrn neben, und wie Cäsar keinen über sich dulden könne. Friedrich II.

In der Armee hat Saint-Germains Wirksamkeit — Nachdenken und Unzufriedenheit, Gereiztheit erregt. Neue Ideen gährten in den Köpfen, die Regimenter correspondirten mit einander; handschriftliche Nachrichten, die vom Kriegsministerium an die Regimenter gingen, nahmen einen philosophischen Ton an, sprachen von nothwendigen Veränderungen. Mit anderen Worten, die Armee war im Falle der Noth keine Stütze mehr für die Regierung und ging bald zur Revolution über.[2]) Stimmung der Armee.

So endete das Philosophen-Ministerium Ludwigs XVI. Kaiser Joseph II. bemerkte, in Frankreich sei kein Mann, der es verstehe das Steuer des Staates zu ergreifen und das Schiff kühn und selbst in der Gefahr eines Sturmes zu lenken. Gewiß zeigte Maurepas große Leichtfertigkeit, Reformen wurden begonnen, aber nicht durchgeführt, die Gemüther wurden dadurch aufgeregt; dann mangelte ihm der politische Scharfblick: was man ihm in Betreff der Parlamente vorausgesagt, traf buchstäblich ein. Das Parlament von Toulouse faßte 27. September 1775 den Beschluß, wodurch die königliche Verfügung, welche das alte Parlament herstellt und „die Dienstordnung" heißt,[3]) für nicht vorhanden erklärt ward.[4]) Es mangelte alle Offenheit und Kühnheit bei ihm, er zog es vor, Turgot und Saint-Germain zu untergraben, statt ihnen offen entgegenzutreten. Das Parlament übernahm sich in seiner Stellung: es erklärte Turgot gegenüber die Zünfte für den Ruhm, die Sicherheit und den Grund der weiten Ausdehnung des französischen Handels, während es früher der Einführung der Zünfte den heftigsten Widerstand geleistet hatte. Es nannte die allgemeine Steuer für Verbesserung der Wege einen Angriff auf die natürliche Freiheit des Adels und Klerus, die Wege herzurichten und Fehler Maurepas'. Parlament für Zünfte.

---

[1]) Raumer, l. c. Bd. V, S. 198—99.
[2]) Taine, l. c. p. 514.
[3]) Arrêt de discipline.
[4]) Est censé non avenu.

Steuern zu zahlen sei Sache des gemeinen Volkes;[1]) nöthigenfalls möge man durch die Armee die Wege machen lassen. Von den Folgen des freien Verkehrs entwarf es ein schauerliches Bild. Der König wurde erschreckt. Ludwig XVI. gebrach es nicht an gutem Willen, nicht an Arbeitslust, wohl aber an Ausdauer, er war jetzt sehr abgekühlt. Oft hatte er geäußert: „Ich sehe, nur Turgot und ich lieben das Volk.“ [2]) Jetzt ließ er ihn in Ungnade fallen, während er doch für Malesherbes, den Minister des königlichen Hauses, welchen Maurepas gleichfalls untergrub, das tröstende Wort hatte: „Sie sind glücklicher als ich — Sie können abdanken!“

Schwäche Ludwigs XVI.

Turgots Schriften.

Turgot starb, 56 Jahre alt, 18. März 1781, an der Gicht; in seinen letzten Jahren veröffentlichte er seine Betrachtungen über die Lage der Nordamerikaner und eine Abhandlung über die wahren Grundsätze der Besteuerung. Sein Gegner Necker hat später selber einen Theil seiner Entwürfe von ihm entlehnt. Dupont de Nemours gab 1808 bis 1811 in neun Bänden seine sämmtlichen Werke heraus; Schriften über seine Leistungen sind in Menge erschienen. Das System der Oekonomisten war einseitig, aber das Merkantilsystem war es nicht minder. —

Frankreichs Theilnahme am Kriege der Nordamerikaner gegen England.

Eifer für Nordamerika.

Turgot hat vor allen außergewöhnlichen Ausgaben gewarnt und ein strenges Einhalten einer Friedenspolitik gefordert und wurde dadurch unpopulär. Damals schwärmte das französische Volk für die Nordamerikaner und wünschte heiß, daß die Regierung den Kolonieen helfe und England den Krieg erkläre. Die Regierung, und zwar am längsten der König, verhielt sich anfangs abwehrend gegen diese Stimmung der Nation, ward aber schließlich von ihr fortgerissen.[3])

Ansicht Vergennes'.

Zum englischen Gesandten sagte der Minister Vergennes:[4]) „Die Vorliebe für die Amerikaner ist ein großes, ernstes Uebel. Glauben Sie nicht, daß sie entsteht aus Liebe für Amerika oder aus Haß gegen England: die Wurzel liegt viel tiefer und kann der Betrachtung eines oberflächlichen Beobachters entgehen, verdient aber unsere größte und ernsteste Aufmerksamkeit. — Jeder junge Mensch, mit dem Sie zusammen treffen, hält sich für geschickter, den Staat zu regieren, als Diejenigen, welchen die Verwaltung desselben anvertraut ist. — Außerdem wünschen die jungen Officiere den Krieg. — Ich und der König haben die geheime Ursache dieser Parteilichkeit wohl eingesehen, es ist der zügellose Geist ein Hauptgrund dieses Wahnsinns für die Nordamerikaner. — Wir wollen nicht erobern;

---

[1]) Le peuple en France est taillable et corvéable.

[2]) „Je vois bien qu'il n'y a ici que Mr. Turgot et moi qui aimions le peuple.“

[3]) Ueber den Aufstand der Nordamerikaner und Frankreichs Verhältniß dazu vgl. die Einleitung zu diesem Band, Seite 923—1174.

[4]) Raumer, l. c. Bd. V, S. 248.

selbst wenn Sie uns morgen Jamaika anbieten wollten, wäre ich für Abweisung dieses Antrages. Was sollten wir mit der Insel machen? Wir haben mehr Land, als nöthig ist; unser Zweck muß sein, unsere Kolonieen zu erhalten und ihren Anbau zu verbessern. Allzu große Kolonieen sind ein Uebel und, was Euch widerfährt, gibt ein Beispiel. Wir wollen verbessern, was wir haben, und die Segnungen des Friedens festhalten. Es ist eine falsche, enge, ja gottlose Staatskunst, welche die Größe eines Volkes auf die Noth oder den Untergang eines anderen bauen will. In einem anderen Lichte betrachtet, sind Alle nur Glieder einer und derselben Kette, und sowie das Glück und der Wohlstand von Einzelnen das Glück und den Wohlstand des Staates erhöhen, zu dem sie gehören, so vermehrt das Glück eines Volkes auf tausend Wegen das Glück eines andern." Maurepas sagte zum Gesandten: „Ich und Vergennes stehen auf der Bresche: sind wir hinweggeräumt, so wird der allgemeine Wahnsinn in vierundzwanzig Stunden einen Krieg herbeiführen." [1]

Maurepas.

Das junge Frankreich aber sah in der Sache der Nordamerikaner die eigene — es fand dort, was es selber ersehnte, die kampfgerüstete Demokratie im Streit wider das historische Recht. Schiffe mit Geschütz und Kriegsbedarf wurden hinübergeschmuggelt. Diese Stimmung ging bis in sehr hohe Kreise hinauf. Söhne vornehmer Familien flohen hinüber. Unter ihnen hat Lafayette den berühmtesten Namen davon getragen und ist sein Kopf an den Anschauungen, die er in Nordamerika einsog, hängen geblieben, wie ein Schiff, das an Einem Anker hängt. Nicht mit Unrecht hat man ihn den Mann zweier Welten genannt.

Kriegslust.

Marie-Jean-Paul-Roch-Yves-Gilbert Motier Marquis de Lafayette, geboren 6. September 1757 im Schlosse Chavagnac in der Auvergne und erzogen im Collège Duplessis, war durch den Tod seiner Eltern — der Vater fiel in der Schlacht bei Minden — Erbe großer Güter, die ihm jährlich 120.000 Livres eintrugen. 1776 vermählte er sich mit einer Noailles, der Tochter des Herzogs von Ayen, welche nicht bloß ein großes Vermögen besaß, sondern auch viel Geist, und zugleich sehr fromm war. Die Noailles waren damals in Versailles sehr in Gunst und Lafayette besaß hohen Ehrgeiz. Der Fürst Arenberg, der ihn genau kannte, erzählt von ihm: „Er strebte eifrig nach Allem, was ihm an Personen und Sachen von gutem Ton zu sein schien. Dabei hatte er aber linkische Manieren: er war sehr groß, hatte sehr rothe Haare, tanzte ohne Anmuth, saß schlecht zu Pferde und in allen Leibesübungen bewiesen sich seine Kameraden geschickter als er. Die Verwandten seiner Frau erlangten für ihn Zutritt zu den von der Königin geleiteten Quadrillen; er bewies sich aber so ungeschickt, daß die Königin des Lachens sich nicht enthalten konnte, und die Hofleute lachten mit. Als Herr eines großen Vermögens machte er Ausgaben, wie seine Freunde es nicht vermochten: er hatte viele Pferde und lieh sie seinen Freunden gerne, er empfing viele Freunde und lebte sehr gut. Obgleich er keinen Hang zum Trinken hatte, glaubte er doch bei dem Herzog von Orleans mitmachen zu müssen, worin sich insbesondere sein Schwager Noailles hervorthat. Dieser spielte hoch und gewann, trank unmäßig und hatte die Leidenschaft, sich in Allem hervorthun zu wollen. Ihn nahm Lafayette zum Muster, hatte aber mehr Verstand und weniger

Lafayette Ehrgeiz. Noailles.

[1] Raumer, l. c. Bd. V, S. 243—45.

Herz als Noailles, der auch glänzende militärische Eigenschaften, namentlich eine verwegene Tapferkeit besaß. Von der Leidenschaft nach Ruhm getrieben, beschloß Noailles sich der damals noch sehr zweifelhaften Sache der Amerikaner zu weihen." [1]) Jetzt wollte Lafayette auch nach Amerika ziehen, erhielt aber von seinem Schwiegervater die Mahnung: es schicke sich für ihn nicht, so Etwas zu begehren. Dies reizte Lafayette und trieb ihn in die demokratische Richtung. Er äußerte seinen Wunsch dem Grafen **Broglie**, einem Manne von großem Talente, der ihn in seinem Vorhaben aufmunterte und zu leiten verhieß. Leicht fand nun Lafayette junge Officiere ohne Stelle und Vermögen; er ließ ein kleines Fahrzeug ausrüsten, das sie von Bordeaux nach Amerika führen sollte. Doch sein Schwiegervater bekam Wind davon und eilte zu **Maurepas**, welcher sogleich dem Befehlshaber von Bordeaux auftrug, Lafayette zurückzuhalten und nach Avignon zu verweisen. Graf Broglie half aus der Verlegenheit: er ließ das Schiff nach Los Passages in Spanien führen, auch die anderen Officiere trafen sich dort, und von da segelten sie bald auf dem kleinen Schiffe nach Amerika. Glücklich erreichte Mai 1777 das Fahrzeug Virginien. Der junge Officier Lafayette ward bald Washingtons Adjutant und theilte mit seltener Einsicht und Entsagung seine schwere Arbeit und erlangte rasch seine Zuneigung und rückhaltloses Vertrauen, und mit dem endlichen Siege der Sache eine seltene Berühmtheit.

Broglie.

Lafayette nach Amerika.

Die amerikanische Frage trat der französischen Regierung immer ernster entgegen. Die Franzosen, welche aus Montesquieu und Rousseau ihre Anschauungen gesogen hatten, sahen in den Aufständischen Helden der Freiheit; andere fanden, eine Gelegenheit, an England Rache zu nehmen für frühere Niederlagen, sei endlich gefunden.[2]) Eine Menge Denkschriften mahnten den König, den Nordamerikanern hilfreiche Hand zu reichen. Insbesondere war **Beaumarchais** thätig: in einer ersten Denkschrift schilderte er die inneren Zustände Englands und wie es unaufhaltsam dem Untergang verfallen sei; in einer zweiten (1776) suchte er die Nothwendigkeit einer Parteinahme für die Nordamerikaner mit der Gefahr der französischen Besitzungen zu begründen: siege England, so werde es über die französischen Besitzungen herfallen; erliege es, so werde es an denselben sich schadlos zu machen suchen. In gleichem Sinne kamen von der spanischen Regierung Mahnungen, sich zu rüsten: die französischen seien wie die spanischen Besitzungen in Gefahr; seien auch die jetzigen englischen Minister aufrichtig und friedliebend, so könne doch ein Wechsel der Menschen und Maßregeln eintreten, in welchem Falle die französischen und spanischen Besitzungen ganz von der Gnade der Engländer abhingen; sei England glücklich gegen die Rebellen, so werde die Trunkenheit des Sieges ihm Eroberungspläne eingeben; werde die Empörung nicht bezwungen, so werde das englische Volk diesen Verlust nur vergessen bei einem großen Erwerb auf Kosten des Hauses Bourbon. Jedenfalls gelte es, durch eine hinreichende See- und Landmacht die Besitzungen in Westindien zu decken.

Steigende Kriegslust.

Beaumarchais

Spanien.

gegen England.

---

[1]) Briefwechsel zwischen dem Grafen **Mirabeau** und dem Fürsten **Arenberg**. I, S. 5—58.

[2]) **Raumer**, l. c. Bd. V, S. 240.

Nach allen Richtungen ward im Ministerium die Frage erwogen. Turgot meinte, es liege in Frankreichs Vortheil, daß England siege — denn, wenn es in diesem Kampfe erliege, so sei eine vollständige Umkehr alles Handels zwischen beiden Welttheilen die Folge davon und schließlich der Abfall aller Kolonieen von ihren Mutterstaaten in Europa. „Ich bin fest überzeugt", schreibt er, „daß alle Mutterstaaten zuletzt die Herrschaft über ihre Kolonieen verlieren und ihnen volle Freiheit des Handels mit allen Völkern gestatten müssen und sich mit derselben Freiheit begnügen und froh sein müssen, mit ihnen in Freundschaft zu verkehren. Es ist für Spanien sehr wichtig, daß man jetzt schon mit diesem Gedanken sich vertraut mache." Turgot zeigte hier einen scharfen Blick, seine Prophezeiung hat sich bis jetzt großentheils erfüllt. Nur ein Echo Turgots war Vergennes, als er zum englischen Gesandten sagte:[1] „Wenn Eure Kolonieen siegen, so werden sie sich gleich bemühen Flotten zu erbauen, und da sie alle nur möglichen Vortheile für den Schiffsbau haben, so werden sie bald der vereinten Seemacht Europas mehr als die Spitze bieten — und bald in der Lage sein, Eure und unsere Inseln zu erobern, ja im Fortschritt der Zeit nach Südamerika vordringen, die Einwohner unterjochen oder wegführen und am Ende keiner europäischen Macht mehr einen Fuß breit Landes in jenem Welttheil lassen." — Auch Kaiser Joseph II. warnte: als ihn eine Dame in einem Pariser Salon um seine Ansicht über die Insurgenten befragte, gab er die bedeutsame Antwort: „Mein Handwerk ist Royalist zu sein."[2]

Turgots Weitblick. — Vergennes. — Joseph II.

Nach Art schwacher Menschen griff das Ministerium zu halben Maßregeln — es unterstützte die Amerikaner, aber heimlich.

Beaumarchais bekam im Vertrauen eine Million, um ein Handelshaus zu gründen, welches Amerika mit Waffen, Pulver, Ausrüstungsstücken versehe: die Arsenale sollten für dieses Haus offen sein, es müsse aber Alles, was es daraus beziehe, baar bezahlen und die Amerikaner sollten ihm dafür Lebensmittel liefern. Bald darauf bekam Beaumarchais eine zweite Million von Spanien, dann drei Millionen in Waffenstücken. In ähnlicher Weise erstanden andere Handelshäuser. Als der Amerikaner Silas Deane im Namen der Kolonieen um 200 Kanonen, um Waffen und Rüstung für 25.000 Mann bat, wurde er officiell abgewiesen, vertraulich aber bedeutet, sich an das Handelshaus zu wenden, das ihm Alles, selbst Officiere, verschaffte, darunter Pulawski.

Heimliche Unterstützung. — Silas Deane.

Der englische Gesandte war nicht blind — er sagte offen zu Maurepas:[3] „Schiffe, mit Geschütz und Kriegsbedarf beladen, segeln aus französischen Häfen nach Amerika, bewaffnete Schiffe finden Zuflucht in französischen Häfen, werden daselbst ausgebessert, mit Waffen und Kriegsbedarf versehen, haben viele französische Matrosen an Bord und laufen dann mit dem offen erklärten Zwecke aus, an unseren Küsten wider uns zu kreuzen. Wenn das Friede heißt, so sagen Sie mir, was kann den entgegengesetzten Namen verdienen? Alle Dinge haben ihre Grenze, über welche sie nicht hinausgehen können. Wir sind an diesem Aeußersten angekommen und müssen entweder zu Frieden und Einigkeit zurückkehren oder die Linie überschreiten und unmittelbar zum Bruch kommen." Also ein ernster großer Krieg stand bevor, den der scheidende Turgot so gerne vermieden hätte, bis durch seine Reformen Frankreichs Finanzen gestärkt gewesen wären.

Die Kriegsfrage.

---

[1]) Raumer, l. c. Bd. V, S. 216.
[2]) „Mon métier est d'être royaliste."
[3]) Raumer, l. c. Bd. V, S. 243.

Necker übernimmt die Leitung der Finanzen.

Geldnoth Krieg führt man nicht ohne vieles Geld, neue Steuern durfte jedoch man nicht auflegen. Da bot dem durch die öffentliche Stimme gedrängten Maurepas der Schweizer Necker an, die nöthigen Geldmittel zu beschaffen, ohne eine neue Steuer aufzulegen, und der Minister war bereit, im Namen Frankreichs den Grundsatz zu sanctioniren, daß Unterthanen, welche mit ihrer Regierung unzufrieden sind oder sich über sie zu beklagen haben, berechtigt sind, ihr Gehorsam aufzukünden, und rebelliren können. — Necker pries die unermeßliche Macht, Größe und den Reichthum Frankreichs. Turgot hatte dieselbe Ansicht, wollte aber durch innere Verbesserungen diese Quellen fließen machen, so daß Necker hilft. keine neuen Anleihen nöthig wären. Necker hingegen meinte, man müsse nur trachten die laufenden Ausgaben mit den Einnahmen zu decken; was aber außerordentliche Ausgaben seien, so müsse man durch Anleihen helfen, die man nach und nach abtragen könne; die Folgen eines Krieges wirkten auf die nachkommenden Geschlechter, man dürfe sie also auch in Mitleidenschaft ziehen, wie dies auch bei Landstraßen und Kanälen und anderen außerordentlichen Auslagen Gepflogenheit sei. Ein solches System beruht auf dem Credit, bindet aber auch die Monarchie an den Minister, welcher Credit besitzt, und kann den Umsturz des Staates herbeiführen, wenn er keinen Minister findet, der eine geschickte Hand hat, oder wenn die Deckungsmittel nicht mehr gefunden werden, denn der Credit ist nur eine Hilfe in der Noth, ein Vertrauen auf vorhandenen Reichthum. Das erwog aber der leichtfertige Maurepas nicht; er war froh, aus der drängenden Verlegenheit herauszukommen und der öffentlichen Meinung nachgeben zu können. —

Seit Turgots Abgang führte Maurepas den Titel Haupt des Finanzrathes Clugni. (14. Mai 1776),[1]) dann wurde Clugni, Intendant zu Bordeaux, zum Oberaufseher der Finanzen ernannt. Der Credit sank, die Holländer wollten Nichts mehr von einem Anleihen von 60 Millionen wissen, das sie Turgot versprochen hatten;[2]) die Actionäre der Escomptekasse wollten nicht einmal mehr die zehn Millionen zahlen, welche sie dem Könige verheißen hatten. Man mußte, um nur Geld zu bekommen, zur Errichtung einer königlichen Lotterie greifen. Bald darauf wurden Turgots Anordnungen in Betreff der Ausbesserung der Wege, der Zünfte aufgehoben, ferner eine Zeitschrift unterdrückt, welche seine Ansichten verfocht.[3]) Die Bauern mußte man mit dem Stocke in der Hand zur Ausbesserung der Wege antreiben, die Unzufriedenheit war groß. Maurepas hätte deshalb Clugni sicher entlassen, hätte der Tod ihm diese Maßregel nicht erspart. Clugni starb am 18. October 1776. Marmontel bezeichnet sein Walten mit den Worten: „Vier Tabou-reau. Monate Plünderung, ohne daß der König Etwas davon wußte." — Taboureau de Réaux kam an seine Stelle, der eben so wenig zu helfen vermochte.

---

[1]) Chef du conseil des finances.
[2]) Henri Martin, Histoire de France. XVI, p. 384.
[3]) Die Ephémerides du citoyen.

Da gedachte Maurepas mit einem Mann vom Fache es zu versuchen, mit Necker, der als Bankier reich geworden war und dessen Gattin, die ehemalige Mademoiselle Curchot,[1]) die schöne Tochter eines protestantischen Geistlichen, mit Anmuth und Geist ein viel besuchtes Haus machte, in welchem der Ton edel und ernst war. Da Necker als Protestant nach dem damaligen Brauche den Ministereid nicht ablegen konnte, so wurde er zum Director des königlichen Schatzes ernannt, 21. October 1776.[2]) Necker nahm keinen Gehalt an, er war reich genug: er wollte Ruhm, Wirksamkeit, Einfluß. Er strebte dasselbe an, was Turgot, nur auf anderen Wegen. Der englische Gesandte warf ihm vor, daß er von Natur aus die Dinge im heitersten Licht ansehe, das heißt nicht im wahren Lichte, wie ein rechter Staatsmann sie ansehen soll. Uebrigens brachte Necker rasch ein Anleihen zu vier Procent zu Stande. Ordnung liebend und arbeitsam, verlangte Necker auch Klarheit im Verhältnisse der Einnahmen zu den Ausgaben: er ließ Verzeichnisse der vom Staat Unterhaltenen anlegen, er hob unnöthige Stellen auf, er empfahl dem Könige Ersparungen in seinem Haushalt, in Pensionen, er ordnete das Verrechnungswesen, vereinfachte die Art der Steuereinhebung. Das Parlament war willig in noch frischem Hasse gegen Turgot. Als er aber die Erklärung der Eigenthümer über die Zwanzigstelsteuer (vingtième) genauer untersuchen wollte, wehrte sich das Parlament dagegen und forderte Zutrauen in die Erklärungen. Ein junger Parlamentsrath, Esprémenil, ein Sprudelkopf, welcher gerne von Harmodius und Aristogiton und dem Dolche des Brutus sprach und nach Volksgunst haschte, that sich dabei besonders hervor. Derselbe hatte sich schon durch heftige Reden gegen Turgot bemerkbar gemacht und die Oekonomisten als eine abgeschmackte fanatische Secte bezeichnet, die um so gefährlicher sei, als des Königs Minister an der Spitze stehe. Nun behauptete Espremenil, die Zwanzigstelsteuer sei eine freie Gabe und die Regierung habe kein Recht, die Erklärung über die Höhe derselben in Zweifel zu ziehen. — Ein wahres Verdienst erwarb sich Necker durch seine Untersuchung der Spitäler, in denen die größten Mißbräuche und der für die Kranken gefährlichste Schlendrian herrschten.[3]) Auch machte er vielen Unterschleifen in der Verwaltung der königlichen Güter ein Ende. Er erklärte, daß die Steuern in Zukunft nicht willkürlich erhöht werden sollten; er schützte die Industrie; er drang beim König auf Freilassung seiner Leibeigenen, wie auf menschlichere Behandlung der Angeklagten.

Necker. — Das Parlament. — Esprémenil. — Verdienste Neckers.

Der Krieg mit England kam und verschlang ungeheure Summen. Necker wußte durch das Vertrauen, welches die Geldmänner in seine Fähigkeit und Ehrenhaftigkeit setzten, die nöthigen Summen zu beschaffen — 530 Millionen von 1776 bis 1781 —, während frühere Minister durch alles Versprechen und Bitten keine Anleihe zu Stande brachten. Aber der Credit hat auch seine Kehrseiten, wenn nicht bloß die Mittel der Zinszahlung, sondern auch der allmäligen Abzahlung herbeigeschafft werden. Darum konnte Abbé Maury sagen, der Credit sei zur Geißel der Welt geworden, habe die kommenden Geschlechter aufgezehrt und die nutzlosesten Kriege herbeigeführt.

Geld zum Krieg. — Maury.

---

[1]) Vgl. Bd. VI d. W., S. 864—65.

[2]) Directeur du trésor royal. Seit 29. Juni 1777 führte er den Titel: Generaldirector der Finanzen — Directeur général des finances.

[3]) Henri Martin, l. c. XVI, p. 391.

Stützen des Credits. Necker suchte nach Stützen seines Credits, einmal durch Herbeiziehung der Einwohner des Landes zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, und dann durch Rechenschaftsablegung, wie es mit den Finanzen stehe und was er für dieselben gethan habe, vor der ganzen Nation (Compte rendu). Mit beiden Maßregeln weckte er mächtige Feindschaften gegen sich auf.

Pays d'état Das alte Frankreich schied sich in Landschaften mit Ständen, „pays d'état" genannt, und Landschaften ohne Stände, „pays d'élection" geheißen: in den ersteren hatten die Einwohner in den Ständen oder Ausschüssen an der Verwaltung Antheil, die letzteren wurden rein bureaukratisch durch Intendanten regiert. Pays d'élection. Einzelne Provinzen, welche früher Stände besassen, die aber nach und nach eingegangen waren, und die noch immer pays d'état hießen, wie die Normandie, Bearn und Bourbon, wurden gleichfalls durch Intendanten geleitet. Die Regierung hatte die Landstände oft gebraucht, um Geld und Milizen zu beschaffen, so ziemlich als Creditanstalten, zu einer Zeit, da sie in der Noth selber keinen Credit hatte, und ihnen dafür gewisse Theile der Verwaltung überlassen, damit sie daraus die Zinsen decken könnten. In ähnlicher Weise wollte nun Necker die Intendanturen oder Generalitäten, so hießen auch die pays d'élection, herbeiziehen. Collegialische Verwaltungsbehörden sollten neben den Intendanturen hergestellt werden — und zwar sollte der König 16 Grundbesitzer und diese wieder 36 wählen, und unter diesen 52 sollten 16 adelige, 10 geistliche und 24 bürgerliche sein; alle zwei Jahre sollten sie einen Monat hindurch zusammentreten und die ihnen anvertrauten Geschäfte besorgen, in der Zwischenzeit aber ein Ausschuß die laufenden. Vertretungskörper. Sie sollten namentlich die Steuern vertheilen und erheben, für die Straßen und die Wohlthätigkeitsanstalten sorgen. Diese Versammlungen könnten Anträge und Vorschläge an die Krone stellen, ohne aber daß die geforderte Steuererhebung dadurch verzögert würde. Der Intendant könne den Sitzungen beiwohnen, so oft er es für nöthig halte. Für Berry ward diese Anordnung am 12. Juli 1778 erlassen, für andere Landschaften sollte sie nachfolgen. Grenoble, Montauban, Moulins erhielten sie 1778 bis 1780.

Das war ein Mittelstück aus dem Turgotischen Plan mit den Vertretungskörpern, mit dem Zweck, finanzielle Handhaben dadurch zu gewinnen; aber kein Reichsrath. aber es mangelte das große Endziel Turgots, der Reichsrath, und es stand zu erwarten, daß jede Landschaft möglichst wenig von der Steuerlast auf sich nehmen und möglichst viel auf die anderen schieben und die Regierung mit Beschwerden belästigen werde. Necker verdarb es damit nach allen Seiten. Die Intendanten grollten, daß ihre Macht vermindert sei, die Geistlichen grollten, daß sie zu wenig, die Adeligen, daß die Bürgerlichen zu viele Stimmen hätten.

Der Credit schien 1780 erschöpft, Necker brachte nur ein Anleihen von 21 Millionen auf und mußte 155 Millionen zum voraus auf die Einnahmen der nächsten Jahre ziehen. Da stellte er dem König vor, daß das Vertrauen mit der Oeffentlichkeit der Regierungsablage innig zusammenhänge. Ludwig Compte rendu 1781. gab die Zustimmung und im Januar 1781 erschien der Compte rendu des finances, während die Nation bisher weder die Höhe der Einnahmen, noch die Art ihrer Verwendung, noch der Verbindlichkeiten des Staates genau ge-

kannt hatte. Der Bericht ward mit Jubel aufgenommen, man fühlte, daß man durch die Oeffentlichkeit der Freiheit entgegengehe. — Die moralischen und menschenfreundlichen Anschauungen, welche Necker hier aufhäufte, fesselten; die Aussicht auf Abschaffung mancher Mißbräuche, auf gleichmäßigere Vertheilung mancher Lasten lockte. Das Vertrauen erwachte wieder, die verschlossenen Börsen öffneten sich noch einmal und Necker brachte ein Anleihen von 236 Millionen zusammen. — Neckers Ruhm stand auf sonniger Höhe, hatte aber auch bald seine Kehrseite. Jubel darob.

Die Anhänger Turgots wiesen nach, daß die Ziffern nicht genau seien, daß Necker zu sehr ins Schöne male, daß nicht alle Einnahmen und Ausgaben angegeben, jene zu hoch gegriffen seien. „Es war eine sinnreiche Arbeit", sagt Droz davon, „welche viel zu beweisen schien und Nichts bewies." [1]) Necker hatte Alle zu Feinden, welche durch ihn ein unverdientes Einkommen schon verloren hatten oder zu verlieren fürchteten, Alle, deren Unterschleife er schon verhindert hatte, viele Großwürdenträger des Reiches, Diejenigen endlich, welche von ihm für ihre Privilegien fürchteten, die Brüder des Königs, deren leichtsinnige Schulden er nicht aus der Kasse des Königs deckte; aber nicht die Königin, die ihm Vertrauen schenkte, nicht den Erzbischof von Paris, der, wie ein bedeutender Theil des Klerus, durch den Eifer des Ministers und seiner Gattin für Wohlthätigkeitsanstalten gewonnen war. Der König erhielt eine Menge Denkschriften gegen seinen Minister, der den Schleier über das unantastbare Geheimniß des Reiches gelüftet habe. Maurepas soll, voll Eifersucht, selber gegen Necker Epigramme gemacht und zu Angriffen heimlich ermuntert haben. Als Necker über die Flugschriften sich beschwerte, entgegnete Maurepas: „Sind es Satiren, so sinken sie bald in Vergessenheit; sind es Wahrheiten, warum haben Sie sich selbst der Nothwendigkeit ausgesetzt, sie hören zu müssen?" — Vergennes stellte dem Könige vor, wie gefährlich es sei, die zarteste Angelegenheit des Reiches in den Händen eines Fremden, eines Protestanten, eines Republikaners zu lassen; Necker suche den Credit auf die Ehrenhaftigkeit des Ministers und nicht auf das Wort des Königs zu gründen, während sonst der König gesprochen und Alles gehorcht habe. Fehler. Feinde. Anklagen. Vergennes.

Necker dagegen fühlte solchen Angriffen gegenüber seine Unentbehrlichkeit: er rechnete fest auf die Zuneigung des Königs, der aber wegen einiger Worte gegen den Marineminister Sartine, welche Ludwig XVI. für Verleumdung hielt, gegen Necker gereizt war. So fühlte sich Necker heimlich beim König angegriffen und öffentlich in Schriften und vom Parlamente, das wegen Neckers Vorwurf über sein thörichtes Gerede und unfruchtbares Treiben einem Erlasse die Einregistrirung verweigert hatte. Jetzt verlangte Necker als Zeichen vom Vertrauen des Königs, daß er nicht bloß Minister in der That, sondern auch nach dem Namen sei, Eintritt in das Cabinet und jede Woche einen Vortrag. Maurepas behandelte diese Forderung als Zeichen grenzenloser Eitelkeit und entgegnete, Necker möge zuerst die Irrthümer Calvins abschwören. Necker erinnerte an Sully. Maurepas fand dies lächerlich. Da forderte Necker Ein- Necker und Ludwig XVI. Maurepas.

[1]) Droz, l. c. I, p. 263.

fluß auf Feststellung für Heer und Flotte und Eintragung seiner Provincialstände für das Herzogthum Bourbon durch Lit de Justice. Man schlug es ab und Necker forderte seine Entlassung 19. Mai 1781. Die Königin suchte vergebens seinen Entschluß zu erschüttern. Der König war verletzt durch die stolze Form seines Gesuches um seine Entlassung und nahm sie an. In der öffentlichen Meinung galt dies für ein Unglück. Nicht bloß Orleans und die Condé, sondern selbst der Erzbischof von Paris bezeigten ihm in Saint-Ouen ihr Beileid, Kaiser Joseph II. nicht minder; Katharina II. hätte ihm gerne die Ordnung der Finanzen ihres Reiches übertragen, doch Necker wollte in Frankreich bleiben, sicher, daß seine Stunde bald wieder kommen werde, bereute aber oft, daß er seine Entlassung so barsch erbeten hatte.

Necker entlassen. Eindruck.

Nur Adel Officiere.

Drei Tage nach Neckers Entlassung entschied die Regierung, daß kein Unterthan zum Unterlieutenant vorgeschlagen werden dürfe, der nicht vom Ururgroßvater her den Adel nachweisen könne.

„Figaro's Hochzeit." Spott über den Adel. Ludwig XVI. Napoleon.

Das zur selben Zeit, wo der dritte Stand sich zu fühlen begann, und auf allen Bühnen Figaros Worte stürmischen Beifall hervorriefen: „Weil Ihr ein großer Herr seid, Herr Graf, haltet Ihr Euch auch für einen großen Geist! Adel, Vermögen, Rang, Würden — alles das macht Euch so stolz! Was habt Ihr für so viel Gutes geleistet? Ihr gabt Euch die Mühe geboren zu werden, weiter Nichts. Im Uebrigen seid Ihr ein ganz gewöhnlicher Mensch, während ich, zum Wetter, verloren in der dunklen Menge, mehr Kenntnisse und Berechnungen gebrauchen mußte, bloß um zu bestehen, als man seit hundert Jahren gebraucht hat, um ganz Spanien zu regieren — und Ihr wollt mit mir eine Lanze brechen. — Wenn man den Geist nicht erniedrigen kann, so rächt man sich dadurch, daß man ihn schlecht behandelt. — Wie würde ich einen von jenen Mächtigen fassen, die so leicht über das Unglück der Menschen weggehen, das sie veranlaßt haben! Wenn eine Ungnade seinen Zorn gelegt hätte, würde ich zu ihm sagen: daß gedruckte Thorheiten nur da von Wichtigkeit seien, wo man ihre Verbreitung hindern will; daß es, ohne die Freiheit zu schmähen, auch kein schmeichelhaftes Lob gibt, und daß nur kleine Menschen sich vor kleinen Schriften fürchten." [1]) — Ludwig XVI. ließ sich das Stück in Manuscript vorlesen und gab dann den Bescheid: „Wenn man das Stück aufführen ließe, so müßte man die Bastille zerstören . . . man wird es nicht aufführen!" Und doch gab er nach und führte man am 27. April 1781 das Stück auf unter dem Freudenjauchzen der Menge, „die", wie Laharpe bemerkt, „sich auf Kosten einer Regierung ergötzen wollte, die selbst damit zufrieden war, sich auf diese Weise verspottet zu sehen". — Das Theater war schon in der Frühe umlagert und vornehme Damen ließen sich das Mittagessen in die Loge bringen, um sich die Plätze zu sichern. Am 19. August 1781 wurde „Figaro" sogar in Trianon aufgeführt, die Königin gab die Rosine und der Graf von Artois den Figaro. Gustav III. fand das Stück unverschämt, Napoleon I. meinte: „Figaro — das war die ausbrechende Revolution." [2]) — Ludwig gab dem Druck seiner Umgebung nach, wie er immer nachgab. Mangel an festem Willen ist sein Unglück, ein gutes Herz allein reicht nicht aus zum Regieren. —

---

[1]) Figaro ou la folle journée, V, p. 3.

[2]) „Figaro c'était la révolution déjà en action."

Maurepas †

Der König hatte Necker geopfert, wie er Turgot preisgegeben hatte.[1]) Vielleicht wäre es damals noch möglich gewesen, der Verhältnisse Herr zu werden. Maurepas starb 21. November 1781. Hätte Necker nicht so schnell getrotzt, so hätte er vielleicht an die Spitze des Cabinetes gelangen können.

Joly de Fleury.

Maurepas' Nachfolger, Joly de Fleury, griff zur Steuererhöhung, fand aber schließlich beim Parlamente so viel Widerspruch und bei den Zahlungspflichtigen so viel Widersetzlichkeit, daß er im März 1783 abdankte, da er eine Schuld von 55 Millionen Thalern, die noch vom amerikanischen Kriege herrührte, nicht zu decken vermochte. Dem Staatsrath Ormesson wies man jetzt die Finanzen zu. „Sire, ich bin zu jung", sagte er zitternd. „Ich bin noch viel jünger als Sie", entgegnete Ludwig, „und habe eine weit schwierigere Stelle als Sie!" Ormesson war rechtschaffen, aber diese Eigenschaft ersetzte die Kenntnisse des Geldwesens nicht, die ihm fehlten. Vergennes, der Minister der öffentlichen Angelegenheiten, stand 1783 an der Spitze der Commission, welche die Generalpacht aufhob (zu dieser Pacht gehörten das Salz- und Tabakmonopol und die indirecten Zölle), um freie Bahn für durchgreifende Reformen zu gewinnen. Nun regten sich die reichen Generalpächter gegen Ormesson und er vermochte eine Schuld von zwanzig Millionen nicht zu decken, die sich indeß noch herausgestellt hatte, und zwang die Escomptekasse insgeheim, ihm sechs Millionen zu leihen. Aber die Sache ward ruchbar und bald konnte die Kasse vor Andrang Derer, welche Sorge hatten, nicht mehr zahlen. Eine Panique entstand. Der Credit schien erschöpft. Ormesson wurde entlassen. Seit Necker waren die Anleihen um 345 Millionen vermehrt worden.

Ormesson. Vergennes. Neue Schulden.

Calonne.

Karl Alexander von Calonne, Intendant zu Metz, kam an seine Stelle (2. November 1783), ein Charlatan an das Bett eines Todtkranken, dessen sachkundige Aerzte man hinweggeschickt hatte:[2]) er war eben so leichtsinnig als ehrgeizig, sonst hätte er sich um diese Stellung nicht beworben. —

Loménie de Brienne, Erzbischof von Toulouse, gab sich in seinem Ehr-

---

[1]) Das Parlament haßte Necker und wollte sogar eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn verfügen wegen einer Denkschrift, die er dem Könige überreicht hatte, und die wider Willen Ludwigs heimlich gedruckt worden ist, worin er sich offen gegen die Parlamente aussprach: „Die Steuern haben den höchsten Punkt erreicht, und die Blicke sind mehr als je auf die Gegenstände der Verwaltung gerichtet. Während die vielen Steuern die Verwaltung unendlich schwer machen, faßt das Publicum bei der Richtung der Geister alle Plackereien und Mißbräuche scharf ins Auge. Daraus entsteht eine beunruhigende und verwirrte Kritik, die dem Wunsche der Parlamente, sich in die Verwaltung einzumischen, beständig Nahrung gibt. Dieses Gefühl äußert sich von ihrer Seite mehr und mehr, und sie verfahren wie Corporationen, die Macht erlangen wollen: sie sprechen im Namen des Volkes, sie nennen sich die Vertheidiger der Rechte der Nation, und ohne Zweifel werden sie sich, obgleich sie weder stark an Kenntnissen, noch stark an reiner Liebe zum Wohle des Staates sind, bei allen Gelegenheiten so lange zeigen, als sie glauben von der öffentlichen Meinung unterstützt zu werden. Man muß ihnen also entweder diese Stütze entziehen, oder sich zu wiederholten Kämpfen vorbereiten, welche die Ruhe der Herrschaft Eurer Majestät trüben, und nach und nach entweder zu einer Entwürdigung der Autorität oder zu argen Parteiungen führen würden, deren Folgen Niemand ermessen kann." — Der König erklärte, eine Schrift, welche für ihn allein bestimmt sei, könne nicht Gegenstand einer gerichtlichen Untersuchung werden. Das Parlament entschädigte sich dadurch, daß es die Protokollirung des Edictes, durch welches die Bildung von Provinzialversammlungen angeordnet wurde, vorzunehmen verweigerte.

[2]) Henri Martin, l. c. XVI, p. 542.

Loménie de Brienne. geiz alle Mühe, die Leitung der Finanzen zu erlangen. Ludwig XVI. aber hatte einen tiefen Widerwillen gegen die Priester, welche weder den Glauben noch die Sitten ihres Standes hatten; auch hatte ihm Maurepas oft gesagt, er solle nie *Foulon.* einen Geistlichen zum Minister ernennen. Gegen Foulon, der im siebenjährigen Kriege Intendant der Armee gewesen war, sprach seine Aeußerung, der Bankbruch *Calonne.* gehöre unter die Mittel, eine Regierung schuldenfrei zu machen. Gegen Calonne waren anfangs König und Parlament und die öffentliche Meinung. Er galt für einen Schwindler, für einen Wüstling und Verschwender. Ludwig XVI. meinte mit Recht, er könne das öffentliche Vermögen nicht einem Manne anvertrauen, der von seinen Gläubigern bedrängt sei. Das Parlament haßte ihn, weil er Maupeou bewundert, und verachtete ihn, weil er nach Maupeous Sturz die Wiedereinsetzung des Parlaments mit Freuden begrüßt hatte. Dennoch wurde Calonne Finanzminister, einmal durch seine heitere oder vielmehr leichtsinnige Zuversicht: er allein wisse die Finanzen eines großen Reiches zu leiten und Ueberfluß in den Schatz zu bringen, ohne den Hof durch kleinliche Sparsamkeiten zu verletzen; er allein verstehe für die Wohlfahrt des Ganzen und aller Einzelnen zu sorgen. — Auch unsaubere Mittel setzte er in Bewegung: seine Geliebte, die Frau des Bankiers Harvelay: bewog ihren Mann, an Vergennes, der diesem Bankier ein sicheres Urtheil zutraute, zu schreiben, Calonne allein könne den Unfällen vorbeugen, womit man bedroht sei, und aus lauter Angst vor solchen Unfällen willigte der König, dem man *Generalcontroleur.* diesen Brief zeigte, in die Wahl dieses Mannes zum Generalcontroleur am 3. October 1783. Calonne sagte dem König offen, er habe 220.000 Livres Schulden; als Generalcontroleur könne er leicht die Mittel finden, sich derselben zu entledigen, doch ziehe er es vor, Alles der Güte Seiner Majestät zu verdanken. Ludwig XVI. staunte, nahm aber aus seinem Schreibtisch 230.000 Livres [1]) und *Seine Schulden.* übergab sie Calonne, welcher trotz dieser Güte seine Schulden nicht bezahlte, sondern das Geld behielt und sich anderweitig zu helfen wußte. Calonne machte allen einflußreichen Personen den Hof, indem er erfüllte, was sie wünschten; er stellte die Verpachtungen wieder her, er half der Discontokassa aus der Noth, er zahlte den *Leichtsinn.* Rentnern ihre Rückstände, er warf das Geld mit beiden Händen hinaus, statt als guter Haushälter seine Zuflucht zu Ordnung und Sparsamkeit zu nehmen. Seine Loosung war: „Ein Mann, der leihen will, muß reich erscheinen, und um reich zu erscheinen, muß er durch seinen Aufwand täuschen. In der öffentlichen Verwaltung ist die Sparsamkeit doppelt verderblich: sie räth, den Capitalisten der verschuldeten Schatzkammer Nichts zu leihen; sie läßt die Künste, die von der Ver- *Verschwendung.* schwendung belebt werden, erschlaffen." Also Prunk und Verschwendung! — Die Höflinge nannten ihn dafür den Musterminister; die Frauen fanden, er sei ein wahrer Zauberer. Mit unsäglichem Leichtsinn dachte er nie an den Tag der Abrechnung. Es regnete Geschenke und Verleihungen von Jahresgehalten. Nur Lud- *Ludwig XVI.* wig XVI. selber stieß sich an seiner Vergeßlichkeit und an seinem Leichtsinn; zuletzt ward er aber selber durch seine Zuversicht und sein Talent, Alles im rosigen Licht *Minister* darzustellen, überwunden. Bald verlieh er Calonne den Titel eines Ministers und das blaue Band vom Schatzmeister des Ordens vom heiligen Geist, während Frankreich durch den Leichtsinn dieses Mannes dem Abgrund zueilte.[2]) —

---

[1]) Er hatte in Wahrheit 700,000 Francs Schulden.

[2]) Histoire parlementaire de la Révolution française par Buchez et Roux. Paris 1834. I, p. 174. — Droz, l. p. 350—62. — Rocquain, l'Ésprit révolutionnaire, p. 408—9. — Henri Martin, l. c. XVI, p. 540. — Ségur, Mémoires, IV, p. 16—26.

Frankreich besaß damals einen Mann von königlichem Geiste, tiefer blickend als Turgot und gewandter als Necker, der aber durch fremde ebenso wie durch eigene Schuld unter schwerem Drucke lebte, einen Mann, dessen seltene Fähigkeiten ihn zum wahren Reformator Frankreichs geeignet machten, wäre es nicht sein Verhängniß gewesen, die besten Kräfte zu vergeuden. Es ist dies

Gabriel Honoré Graf von Mirabeau,

der Letzte eines Geschlechtes, welches sich durch Geist, Kühnheit und heißes Blut immer hervorgethan hatte. —

Die Mirabeau [1]) heißen eigentlich Arrighetti und stammen aus Florenz, Die Mirabeau.
von wo sie 1268 als Ghibellinen vertrieben in die Provence auswanderten.[2]) Es waren meist geistvolle, tapfere Sonderlinge, die für die tollsten und wildesten, aber auch freimüthigsten der Provençalen galten, sie waren jedoch eine arme Adelsfamilie, bis Jean Riquetti durch Theilnahme an großen Handelsunternehmungen zu Reichthum kam und 1562 Consul von Marseille ward.[3]) Er erhielt als solcher Marseille beim Katholicismus und beim Hofe und gewann dadurch Ansehen: er kaufte die Herrschaften Mirabeau, Negreau und Beaumont und die Familie nannte sich fortan Riquetti de Mirabeau. Das Haupt des Hauses, das über die anderen Mitglieder eine unbedingte Gewalt ausübte, nannte sich Marquis de Mirabeau, der nächstberechtigte Erbe hieß Comte, der nächste nach ihm Vicomte, die übrigen Chevaliers de Mirabeau.

Mirabeau kann also mit Stolz sagen, daß seine Ahnen nicht Leute waren, von denen man Nichts wisse, als daß sie bei der Geburt ein Ritterschild zur Wiege und eine Stammtafel als Kopfkissen bekamen; nein, weder durch Hofdienst noch durch Fürstengunst hätten sie ihren alten Namen erworben und verherrlicht, sondern durch Wohlthaten, die sie ihren Mitbürgern erwiesen; sie hätten viele fromme Stiftungen gemacht, obschon nie einer in den geistlichen Stand trat, und hätten immer einen kühnen und rastlosen Geist bewährt, namentlich hätten sie sich um Marseille und dadurch, daß sie diese Stadt der Krone erhielten, um die Krone Verdienste erworben. Die Zierde der Familie war aber Johann Anton von Heinrich Anton.
Riquetti, den eigentlich Mirabeau in der Geschichte seines Hauses verherrlicht. Er war ein Mann von schöner Gestalt, von begeisternder Beredtsamkeit, von stolzem Sinn, von herrlichen Eigenschaften, halb Apollo, halb Herkules. Er trat unter jene Musketiere, die unter der Aufsicht Ludwigs XIV. selbst standen und große Freiheit genossen. „Die jetzt geheiligte Methode, junge Löwen ihrer unbeschränkten Freiheit zu überlassen, um sie, wenn sie erwachsen sind, in eine Menagerie zu sperren,

---

[1]) Pipitz, Mirabeau. Eine mit Wärme geschriebene und anziehende Lebensgeschichte. 2 Bde. Leipzig 1850. — Mirabeau. Ein Bild seines Lebens, seines Wirkens, seiner Zeit, von Dr. Friedrich Lewitz. Breslau 1852. Ein reiches mit eisernem Fleiß gesammeltes Material, enthalten die von seinem unehelichen, 1782 geborenen Sohn Lucas Montigny verfaßten Mémoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau (ins Deutsche übersetzt von Le Petit. Quedlinburg 1835).

[2]) Die Geschichte dieser Familie ist in glühender Sprache von G. H. Mirabeau selber geschrieben und abgedruckt in den Memoiren, welche sein Sohn L. Montigny herausgab. I, Kap. 1, S, 5—212.

[3]) Es waren ihrer Fünf: Azzucius Arrighetti, Filius Gherardi, et omnes masculi descendentes ex eis — heißt es in der Proscriptionsurkunde.

läßt sich den Regenten kaum anempfehlen." [1]) — Johann Anton mißbrauchte aber diese Freiheit nicht. Er war in seiner Jugend sehr munter und lebhaft, doch erhielten nie die Frauen, das Spiel, der Wein, die er alle gehörig zu würdigen wußte, Einfluß über ihn; er war sein eigener König und erkannte keinen Kaiser. Damals wurden noch nicht die festlichen Gelage der Männer durch Wollust entweiht, „der Wein gab Begeisterung, aber nicht Betäubung und Gift." Es ist die Heldenzeit des französischen Adels. Unter ausgezeichneten Feldherren eignete er sich den Grundsatz an, „daß Leiden und Sterben der Wunsch und die Freude des Kriegers sein müsse." Kühne Heldenthat war seine Lust, dabei freie Rede, die keine Rücksicht kannte; — man achtete und fürchtete ihn. Vendôme sprach das wahre Wort: „Mirabeau ist groß am Tage der Entscheidung!" — Aber seine Tapferkeit schloß die Klugheit nicht aus: ein vernünftiger Mensch müsse sein Leben und sein Blut zu schätzen und zu bewahren wissen, um, wenn die Gelegenheit komme, es seiner Ehre und Pflicht aufopfern zu können. Dabei war er sehr stolz. Als Ludwigs Enkel König Philipp V. in Italien erschien, sollte Mirabeau mit seinem Regiment einmal dem König als Schutz- und Ehrenwache dienen. Da er sich nun im königlichen Hauptquartier Abends einfand, um die Parole zu empfangen, nahte sich ihm der Herzog von Medina, sie ihm zu geben. Mirabeau aber stellte sich lange auf die auffallendste Weise taub; dann richtete er sich stolz in die Höhe und erklärte, daß ebenso wie der König von Frankreich seinen Obersten die Ehre anthue, ihnen mit eigenem Mund die Parole zu geben, so nehme auch er heute die Parole nur vom Munde der spanischen Majestät an. Bestürzung ergriff die Höflinge, sie widersetzten sich der kühnen Forderung, die nach spanischer Ansicht eine Entwürdigung der Majestät wäre. Man stellte Mirabeau vergebens die Folgen eines solchen Streites vor; er versicherte, man verschwende an ihn dreimal mehr Politik, als sein Kopf zu fassen vermöge, er müsse bei seinem Entschluß beharren, die Parole entweder vom König selbst oder gar nicht zu empfangen. Seine Officiere versicherten, es sei mit ihm Nichts anzufangen. Da beschloß der spanische Hof das Parolegeben ganz zu vergessen. Doch Mirabeau bemerkte ihren Plan: zweimal fragte er mit lauter Stimme, ob keine Parole zu ertheilen sei, und als alle ängstlich sich von ihm abkehrten, statt die verlangte Antwort zu geben, eilte er hinaus und rief: „Trommler, schlagt Lärm." Kein König der Erde hätte sein Regiment bewegen können, ihm ungehorsam zu werden. Er zog die ausgestellten Wachen ein und der Abmarsch begann. Da erschracken die Sennores und die Donnas fielen in Ohnmacht ob der unvergleichlichen Tollkühnheit des fremden Mannes und alle sahen voll Angst schon die ungarischen Hußaren auf sie anstürmen. Alsbald ruft man den unerschrockenen Helden zurück und Philipp V. flüstert ihm die Parole zu: „Sanct Ambrosius von Mailand" — und jetzt stellte Mirabeau Wachen aus und der Hof fühlte sich sicher. Am andern Tage kehrte ihm Don Philipp den Rücken zu, hielt es aber doch für das Beste ihm in Zukunft zu willfahren, denn er fehlte nie in der Schlacht und, wo er fehlte, da fehlte das Glück. Darum zog ihn auch Vendôme immer mit Liebe an sich, nahm ihn immer in Schutz, gab ihm nie Unrecht und sagte ihm nach einem kühnen Streich: „Du und ich, wir werden beide in der Welt kein Glück machen, doch wollte ich mich für Frankreichs Glück verbürgen, wenn ich nur eine kleine Anzahl solcher Männer hätte, wie Du bist." — Gegen Betrügereien von Armeelieferanten erwies sich dieser Held unerbittlich. Als ihn Vendôme eines Tages zum Mittagessen mit einem solchen einlud, entgegnete

Marginalien: Philipp V. — Die Parole. — Vendôme.

[1]) Memoiren Mirabeaus, I, S. 61.

Mirabeau: „Das kann ich nicht, ich werde nie neben einem Mann sitzen, der einst wegen Veruntreuung an den Galgen kommen kann." Falsche Angaben von Stärke einer Compagnie galten bei ihm nicht. Fehlte ein einziger Mann, so berief Mirabeau den Lieutenant der Compagnie zu sich, und konnte dieser über den Fehlenden nicht Rede und Antwort geben, so erhielt er den Bescheid: „Gehen Sie hin, Ihren Soldaten zu suchen, und daß Sie nicht wieder kommen, bevor Sie ihn mitbringen." Seine Freude war es, sich in die Gefahr zu stürzen, und er wich nicht von der Stelle, mochte er auch noch so sehr bedrängt werden. In der Schlacht bei Cassano 1705[1]) deckte er eine Brücke: eine Kugel zerschmetterte ihm den rechten Arm, er verband ihn mit einem Taschentuch, ergriff mit der linken eine Axt und führte das Manöver zu Ende und Prinz Eugen mußte die Brücke aufgeben. Da durchschnitt ihm aber eine Flintenkugel die Kehle mit den blutreichsten Adern des Halses — er sank zusammen.[2]) Ein Feldwebel trug ihn mühsam bis jenseits über die Brücke und warf zuletzt einen eisernen Topf über sein Haupt, damit es von den heranstürmenden Feinden nicht zerschmettert werde. „Ach Mirabeau ist todt!" rief Vendôme. An der schönen und reichgeschmückten Kleidung erkannten die Sieger, daß ein vornehmer Officier da liege. Ein Franzose nannte den Namen. Da befahl Eugen, die größte Sorge für den Schwerverwundeten zu tragen. Während man in Frankreich um Mirabeau wie um einen Todten trauerte, erholte er sich unter der Pflege der Kaiserlichen; doch ward ihm der Gebrauch des rechten Armes für immer benommen und er mußte ihn in einer großen schwarzen Schärpe tragen; auch mußte er, um seinen Kopf aufrecht halten zu können, bis zu seinem Tod eine silberne Binde um den Hals tragen, daher sein Beiname Col d'Argent oder Silbercravatte.

Cassano

Prinz Eugen.

Col d'Argent

1706 mußte Mirabeau gegen seine Wunden die Bäder zu Digne gebrauchen. In diesem Bad traf er Frau von Castellane und deren liebenswürdige Tochter, von deren Anmuth und Würde er ergriffen wurde, so daß er sie als Gattin heimzuführen wünschte, obschon sie gar kein Vermögen besaß. Um diese Dame hatten aber Viele schon vergebens geworben. „Sie liebte das Myrthenlaub, wenn es von Lorbeerzweigen gestützt war"; ihm aber war die Liebe ein Treffen, das mit Sturm genommen werden mußte; er war darum auch in der Liebeswerbung originell wie immer, und machte dem Fräulein den Antrag, ihn gleich am kommenden Tag ohne Wissen der Eltern zu heirathen. Sie aber gab zur Antwort: solche Ueberraschungen seien nur im Krieg anwendbar, und es schien bei dieser Ablehnung zu bleiben. Eine ausgezeichnete Dame tadelte sie aber noch denselben Abend bitter: „Sie haben Unrecht gethan, Sie hätten ihn beim Wort nehmen sollen, denn die Ehre hält Farbe, wenn sie noch so grell ist; nur das Unechte wird blaß oder welk. Der Biedermann hat Ihnen nach seiner Art das Zeichen des größten Vertrauens gegeben und verdiente es wohl, daß Sie sich zu seiner Höhe emporschwingen. Vergessen Sie ja nicht, daß, wenn Sie einen solchen Mann sich zum Gatten gewinnen wollen, auch Sie von der Minute an allen kleinlichen Rücksichten und ceremoniellen Thorheiten des Menschenlebens entsagen müssen." Man sieht, welche Ehrfurcht man vor dem Manne hegte. — Die Heirath schien jedoch nicht zu Stande zu kommen.

Fräulein von Castellane.

Mirabeau begab sich nach Versailles, wo Vendôme ihn dem König vorstellte mit den Worten: „Dieser unverzagte Held hat von dem Einzug der Franzosen in

Ludwig XIV.

---

[1]) Vgl. Bd. V d. W., S. 1469.
[2]) Memoiren Mirabeaus, I, S. 146.

Italien bis zur Räumung dieses Landes keine Sekunde lang den Harnisch abgelegt." Vielleicht war Ludwig XIV. noch unzufrieden wegen der Geschichte von der Parole, jedenfalls stellte er eine Frage, die Mirabeau nicht gefiel, worauf der Held der Majestät hitzig ins Angesicht sagte: „Nicht wahr, wenn ich über Hals und Kopf meine Fahne verlassen und mir eine Dirne vom Hof genommen hätte, so hätte mir das mehr Beförderung, aber weniger Wunden eingetragen." — Der Monarch sprach dann mit einem Anderen, als hätte er dieses trotzige Wort gar nicht gehört. „Ich hätte Dich kennen sollen", flüsterte Vendôme seinem Freunde ins Ohr, indem er ihn aus dem Saale führte, „aber in Zukunft werde ich Dich wohl den Feinden, doch nie mehr dem Könige vorstellen". — Nicht lange darauf kam Vendôme nach Marseille „seinen tapfern Provençalen" aufzusuchen. „Wie Monseigneur", antwortete Mirabeau auf seine Umarmung, „Sie haben mir schon Arme und Beine und Hals brechen lassen — und nun soll ich mich gar für Leute todtschlagen lassen, die es mit Ihnen nicht viel besser meinen, als mit mir?" — Zuletzt zog er doch wieder ins Feld. „Solche Männer waren stets gleich den Bären: sie brummten nur mit dem Munde und zeigten dem Herrn die Zähne, um, wenn es galt, mit der Tatze zuzuhalten. Solche revolutionäre Köpfe waren immer die ersten im Feuer!" [1]

Stolz.

Ehe.

Doch ehe er zu Felde zog, ließ der Held sich noch trauen mit der Castellane, aber wieder zeigte er seine edle Sonderbarkeit. Er bestand darauf, daß sie keine Morgengabe mitbringe; in dem Anzug, in dem er sie zuerst gesehen, solle sie zu ihm kommen und bei ihm bleiben, sonst dürfe sie auch nicht das Kleinste in das Haus ihres begüterten Gatten bringen. Im Mai 1708 fand die Trauung statt, sie war 23 Jahre, er 42 Jahre alt. — Bald trat Mirabeau aus dem Dienste aus und lebte mit seinem Weibe auf seinen Gütern der Landwirthschaft, leitete seine Bauern zum Arbeiten an wie früher seine Soldaten zum Kampf; war streng in dem, was er verlangen konnte, hielt aber auch getreu seine Versicherungen, baute mit ihnen brachliegende Ländereien an und gab sie ihnen in Erbpacht, und sie waren dem Mann von Eisen treu bis in den Tod. —

Victor Mirabeau.

Held Johann Anton hinterließ drei Söhne. Victor, der bekannt ist unter dem Namen „der Menschenfreund", durch seine genialen Schriften und durch seinen Sohn, den unsterblichen Redner Mirabeau; dann Johann Anton, der unter dem Namen „der Balley oder der Malteser" bekannt ist; dann den Grafen Alexander Ludwig, der als Capitain im Regiment des Königs die Schlachten des österreichischen Erbfolgekrieges tapfer mitfocht, durch eine thörichte Leidenschaft für das schöne Fräulein von Navarra allen Lesern der Denkwürdigkeiten Marmontels bekannt ist, nach dem Kriege in die Dienste des Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth trat und dort kinderlos 1761 starb. Der Balley dagegen machte zur See viele Schlachten mit, wurde 1772 Gouverneur von Guadeloupe und zog sich zuletzt nach Marseille zurück, wo er das Generalat der Galeeren annahm; er war ein geistreicher gefühlvoller, gut unterrichteter, tugendhafter, gottesfürchtiger, ein stolzer, unbeugsamer, entschlossener Mann. Als Seemann bewies er die größte Geschicklichkeit und als Soldat eine beispiellose Tapferkeit, er verstand nur Eins nicht, sein Glück am Hof zu machen! Die Rolle eines Höflings stimmte nicht zu seinem ernsten gebieterischen Aeußern; in seinem Orden wollte man ihn zweimal zum Großmeister wählen, er war jedoch fern von allem Ehrgeiz.

Alexander Ludwig.

Der Balley.

Der Marquis

Victor von Riquetti, Marquis von Mirabeau, geboren 1715, trat in seinem vierzehnten Jahre schon in das Heer, that sich bei der Belagerung von Kehl und

[1]) Memoiren Mirabeaus, I, S. 159—60.

Philippsburg, beim Angriff der Linien von Dettingen, beim Treffen von Klausen hervor, machte 1742 den Feldzug in Baiern mit,[1] — erhielt 1743 das Kreuz des Ludwigordens — und doch war ihm der Kriegsdienst verhaßt. Er war in das Heer nur eingetreten aus Gehorsam gegen seinen Vater und weil der junge Adel jener Zeit den Kriegsdienst als eine Hochschule zur Erlernung der Waffenkunst und der höchsten Sitten betrachtete. 1743 reichte er seine Abdankung ein und heirathete eine junge Frau, die durch Geburt und Vermögen mehr ausgezeichnet war, als durch die Reize ihrer Gestalt. Seine Lust war nicht der Krieg, sondern politisch-ökonomische Studien, deren Ergebnisse er in einer großen Reihe von Schriften[2] der Welt mittheilte. Die erste ist eine Denkschrift über den Nutzen der Provinzialstände; die letzte 1789 ist der Traum eines Podagristen; 1756 gab er eine Abhandlung heraus: „Der Freund des Menschengeschlechtes", — die nicht bloß ins Deutsche, sondern auch ins Italienische übersetzt wurde und ihm den Titel „Menschenfreund"[3] einerntete. Dann kommen Abhandlungen über die Provinzialstände, eine Theorie der Abgaben, Briefe über den Frohndienst, über den Kohlenhandel, über die Oekonomie, über die Gesetzgebung, über die bürgerliche Erziehung eines Fürsten, 1763 eine „Landphilosophie oder vollständige politische Oekonomie des Ackerbaues nach den unveränderlichen, physischen und moralischen Gesetzen, die das Glück eines jeden Landes begründen, festgestellt". — Man sieht, in welchen Sphären sich sein Geist bewegte: an Ideenreichthum fehlte es ihm nicht, er theilte sie aber in einer schwerfällig barocken, mit ungereimten Tropen und Metaphern überladenen Sprache mit, die jedoch durch den Reiz der Neuheit und Kühnheit, durch das Dunkel, hinter welchem man mehr suchte, als dahinter war, viele Anhänger erwarb. Ja selbst gekrönte Häupter zeichneten ihn aus, so der Markgraf Friedrich von Baden, dem er später durch Testament seine Manuscripte vermachte, der Großherzog Leopold von Toscana, der 1790 Kaiser wurde, Stanislaus August, König von Polen, Gustav III., König von Schweden, welcher ihm nicht bloß den Wasa-Orden übersandte, sondern ihn auch besuchte; auch der Sohn Ludwigs XV., der Dauphin, wußte den „Freund des Menschengeschlechtes" fast auswendig. Dieser Mirabeau dürstete also nach literarischem Ruhm. „Der Ruhm", schreibt er einmal, „ist das höchste aller Dinge". Die Stelle eines Ministers wollte er nur annehmen, um seine Ideen ins Leben einzuführen. Dabei würde er nur dem König oder dem Dauphin Rechenschaft ablegen und sollte es ihm frei stehen, ohne eine Entschuldigung jeden Augenblick abzutreten. Von Vorschriften eines Staatsrathes wollte er Nichts wissen. Unermüdlich war er dagegen als Schriftsteller: „Ich werde schreiben, so lange ich es vermag, und alle Mittel anwenden, um meinen Mitmenschen nützlich zu sein", schrieb er, opferte viel für landwirthschaftliche Versuche, für die Armen. Aber in seiner Familie war er Despot, denn er verlangte unbedingte Unterwürfigkeit. Er war Gassenengel und Hausteufel. Er verlangte unbedingten Gehorsam, gab aber selber sittlichen Anstoß dadurch, daß er seiner Frau nicht treu blieb. Gegen Ungehorsam der Familie half er sich mit Verhaftsbefehlen (Lettres de Cachet), deren er im Ganzen 54 auswirkte. Als ihn ein Freund, der ihn lange nicht gesehen, fragte, wo seine Frau sei, entgegnete er: „Im Kloster." — „Und Ihr Herr Sohn?" — „Im Gefängniß." — „Und Ihre Tochter?" — „Im Kloster," — „Sie haben es wohl unternommen, die Klöster

Victor Mirabeau als Soldat.

Als Schriftsteller.

Durst nach Ruhm.

Selbstgefühl.

Lettres de cachet.

[1] Vgl. Bd. VI S. 660—75.

[2] Das Verzeichniß dieser Bücher, die zwischen die Jahre 1759—89 fallen, findet sich in den Memoiren Mirabeaus, Bd. I, S. 247—49.

[3] L'ami des hommes, l'amico degli uomini.

zu bevölkern." — „Ja, wären Sie mein Sohn, Sie wären auch schon lange im Gefängniß." — Einmal saß seine ganze Familie mit Ausnahme seines Bruders und einer stets gehorsamen Tochter im Gefängniß. —

Gabriel Honoré. Diesem wurde am 9. März 1749, in dem Jahre, da Goethe und Alfieri das Licht der Welt erblickten, ein Sohn von ungewöhnlicher Größe und Stärke, mit zwei bereits entwickelten Backenzähnen geboren („Erschrecken Sie nicht", sagte die Hebamme, als sie ihn dem Vater zeigte), den er Gabriel Honoré nannte. Dieser Sohn, mit dem das Geschlecht der Mirabeau erlöschen sollte, nachdem es die Welt mit seinem Glanze erfüllt, entfaltete früh die reichsten Gaben, aber auch ein unbändiges, feuriges Naturell. Unter einer vernünftigen Erziehung wäre aus dem Knaben nicht bloß ein großer, sondern auch ein glücklicher Mann geworden. Allein der Vater verstand es nicht, sein Kind zu behandeln.

Fehler des Vaters. Es gab im Hause kein reines Familienleben. Der Knabe war der Liebling der Mutter und darum dem Vater verhaßt, der mit einer andern Frau, einer Pailly, lebte. Der Vater spannte den Sohn in das Prokrustesbett seines Systems, für welches dieser zu groß war, darum nennt er ihn früh schon in seinen Briefen bald hochherzig, bald niederträchtig, bald ein Wunder von Verstand, Gedächtniß und Fassungskraft, bald einen Auswurf der Menschheit, wie es dessen in jeder Familie gibt. — Der Knabe zeigte früh eine wunderbare Macht, die Menschen für sich zu gewinnen, und gerade dies war dem Vater zuwider; die Hofmeister, von denen der Vater sagte, der Knabe berücke sie, wurden entfernt, und Gabriel unter dem Namen Pierre Buffière 1764 in eine strenge Schule geschickt, denn einer mit dem Namen Mirabeau durfte keine Schläge bekommen. Hier zeichnete sich Mirabeau aus, lernte Latein, Griechisch, Spanisch, Italienisch, Deutsch, wurde ein tüchtiger Mathematiker, Musiker und Sänger, der beste Schwimmer, Fechter, Tänzer. —

Pierre Buffière.

Mirabeau als Kind. Victor hat bald eine Freude über die Kraft seines Kindes und schreibt dem Bruder: „Ich habe Dir von meinem Riesensohne Nichts zu sagen, als daß er seine Amme schlägt, die ihm dann auch Nichts schenkt, und sie puffen und stoßen sich nach besten Kräften; da sind zwei harte Köpfe zusammen gekommen." — Die Säugamme war eine Hufschmiedsfrau, ein gewaltiges Weib, welches in ihrem Wittwenthum die Schmiede selber besorgte. Bald wurde dem eitlen Vater der Sohn mißliebig, weil er nicht schön wurde, wie die andern Kinder waren, die Familie war überhaupt reich an ausgezeichnet schönen Mitgliedern. Der Knabe bekam nämlich in seinem dritten Jahre die zusammenfließenden Blattern; seine Mutter, welche mehr Zärtlichkeit als Klugheit besaß, wollte selber sein Arzt sein und gerieth auf den unheilvollen Einfall, an dem geschwollenen und fürchterlich entstellten Gesicht ihres Kindes einige selbst erfundene Kräuterumschläge und eine beißende Augensalbe zu erproben, so daß Gabriel zwar wieder gesund wurde, jedoch als traurige Erinnerung an die überstandene Krankheit die entsetzlichsten Pockennarben im Gesichte behielt, so daß der Marquis an den Balley schreibt: „Dein Neffe ist so häßlich, als wäre der Satan sein Oheim." — Der Kleine entwickelte sich geistig und körperlich sehr rasch. „Dein Neffe ist dick und stark", schreibt der Vater, „seine Erziehung ist vortrefflich, denn nur dadurch wird verhindert, daß der beste Geist des Herzens verdunstet. In ganz Paris spricht man von seiner Klugheit; er ist lebhaft, neu-

wird blatternarbig.

gierig, sprachselig, witzig." — Der Vater war aber hart, kein Lehrer war ihm streng genug. Der Streit, in dem der Marquis mit seiner Frau lebte, war Schuld, daß dem Kind die feinfühlige Sorge der Mutter fehlte. Der Vater war in seinem eigenen System verrannt und hatte kein Verständniß für die hohe Begabung seines Kindes. Aus den harten und rohen Briefen, die er über dasselbe an seinen Bruder schreibt, zeigt sich, daß der Sohn nicht nur viel Geist, sondern auch ein fühlendes Herz besaß, das nur hätte fein geleitet werden sollen. Einmal hatte der Kleine ein arges Fieber, da kann der Vater schreiben: „Er benimmt sich so vernünftig, als wäre er ein Mann von 30 Jahren; stürbe er mir weg, wo fände ich einen Knaben von ähnlichem Stoffe?" [1]) Dann wieder: „Der Junge ist ein verzweifelter Störefried, jedoch von Gemüth sanft und nachgiebig. Seine ganze Figur scheint nur aus Bauch und Rücken zu bestehen, wodurch er eine besondere Aehnlichkeit mit einem Polichinell hat und vortrefflich das Verfahren der Schildkröte nachzuahmen weiß, er verbirgt sich hinter seinem Schild und läßt sich schlagen." — „Der närrische Dickwanst schleicht überall herum, den Bettlern Almosen zu geben, worin er das Beispiel seiner Mutter befolgt, und es hilft nicht, daß ich ihnen tausendmal wiederhole, daß Nichts so schlecht angewandt und so sehr gegen meine Grundsätze ist, als dieses Mitleid, welches die Armuth befördert, statt sie zu vermindern." — „Vergangenen Tag gewann er beim Wettlaufen, das ich unter der Jugend veranstaltet habe, einen Preis, der in einem Hut bestand. Sogleich wandte er sich zum nächststehenden Knaben und setzte ihm seinen Hut auf: „Da nimm ihn, ich habe nicht zwei Köpfe!" — In diesem Augenblicke erschien mir der junge Mensch als der Kaiser der Welt. Ich weiß nicht, welch' göttlicher Strahl sein ganzes Wesen durchzuckte und mit einer Glorie umgab. Ich sann lange darüber nach, ich habe darüber geweint und die Lehre wird mir heilsam sein." — Unläugbar zeigte der Knabe viel Geist. Als ihm die Mutter eines Tages vorwarf, er suche bei jeder Gelegenheit witzig zu sein, um seinen Geist zu zeigen, antwortete er: „Mama, ich glaube, es ist mit dem Geist wie mit der Hand: man habe sie nun schön oder häßlich, so ist sie dazu gemacht, sich ihrer zu bedienen und nicht sie zu zeigen." —

Sohn und Vater. — Talent. — Herzensgüte.

Zum höchsten Zorn ward der Vater 1764 gereizt [2]) — durch die Nachricht, der Sohn bekomme Geld von seiner Mutter heimlich zugesendet, während er doch allzu geizig denselben, der sich als Nachkomme einer vornehmen Familie fühlte, auf die einfachsten Bedürfnisse des Lebens beschränkte und ihm oft die nöthigen Geldunterstützungen verweigerte. Mit Unrecht schreibt der Marquis von seiner Gattin: „Eine wahre Geißel ist mir doch die Frau, die mich schon 20 Jahre schonungslos verfolgt und Alles anwendet, was sie besitzt und was sie nicht besitzt, um den schon giftigen Theil der Familie vollends zu verderben." Das Geld, das ihn seine Concubine kostete, brachte der Marquis nicht in Anrechnung, noch das Unrecht, das er seiner Gattin anthat. Der Sohn hielt es mit der Mutter — und das können wir ihm nicht verdenken; ohne Zweifel hat sie ihm ihr bitteres Leid oft geklagt. Sofort verbietet der Vater seinem Sohn alles Briefschreiben. „Ich bin sein Vater, ich werde über ihn wachen." — „Mein größtes Kreuz ist der Sohn meiner Frau", sagte der Marquis zu seinem Nebenweib, das ihn immer gegen Gabriel aufreizte, „er erhebt sich wider mich." Der Vater scheint sich damals mit dem Gedanken getragen zu haben, seinen Sohn nach Surinam zu entfernen, denn die Kameraden Gabriels baten den Marquis, daß jener bei ihnen bleiben

Sohn und Mutter. — Haß des Vaters.

---

[1]) Memoiren Mirabeaus, I, S. 170.
[2]) Ibid., I, p. 300.

dürfe, und daß er ihm drei Monate Frist bewillige.[1]) — In seinen Briefen nennt der Vater den Sohn das schwerste Kreuz, das er auf Erden habe; er klagt über seine Verschwendungslust, er arte ganz der Mutter nach, zwanzig Erbschaften und zwölf Königreiche würde er ohne Bedenken todtschlagen; doch er wolle schon dafür sorgen, daß die frische Kerkerluft ihn schmächtiger mache. —

Reiter in Saintes. Am 19. Juli 1767 wurde Gabriel dem Reiterregiment des Marquis von Lambert in Saintes einverleibt;[2]) Lambert galt für einen Mann von eiserner Strenge. Diesem war Nichts lieber als der Kriegsdienst, den er für seinen innern und höchsten Ruf betrachtete; schreibt er doch 1780 selber an seine Schwester: „Wenn ich mich nicht sehr irre, bin ich zu einem Kriegsmann geboren, denn nur im Feld bin ich kalt, munter und weniger ungestüm, und ich fühle selbst, wie ich größer und älter werde." Wahrscheinlich wäre er ein großer Feldherr geworden, er hatte ja viele Eigenschaften seines Großvaters. Lange blieb Mirabeau aber nicht in Saintes. Der Vater bekam Nachricht, daß er 40 Louisdors im Spiel verloren, das er sonst nie liebte, daß er noch andere Schulden, daß er eine Liebschaft habe — und sein Entschluß war schnell gefaßt. Er schickte durch einen Lettre de Cachet den Sohn, von welchem er schreibt „er möchte ihn ausspeien wie ein Vomitiv", Zu Rhé. als Gefangenen auf die Insel Rhé im atlantischen Ocean. Dazu kam, daß der Sohn in Paris über seinen Obersten, „den Großprofoßen der Armee" geklagt hatte, der auf unwürdige Weise Officiere befehlige, die tausendmal mehr werth seien, als er selbst. Seine stolze Seele erhob sich umsomehr gegen die pedantische Strenge, als Beide Nebenbuhler bei dem schönen Mädchen des Flurschützen von Saintes waren, und der Unterlieutenant den Obristen in ihrer Gunst verdrängte, und der Oberst, um sich zu rächen, durch eine derbe Carricatur seinen glücklichen Nebenbuhler vor dem ganzen Regiment lächerlich zu machen suchte. „Es soll sogar ein Heirathsversprechen da sein", jammert der Vater, „welche Erschütterung für meinen Kopf, meinen Magen und meinen Geldbeutel!"[3])

System der Strenge. Von da an stand beim Marquis der Entschluß fest, nur das System der äußersten Strenge anzuwenden.[4]) Wie im Triumph schreibt er auf einmal an seinen Bruder: „Jetzt sitzt der Nichtswürdige wie ein trauriger, gefangener Vogel auf der Insel Rhé. Ich habe dem Commandanten, der jetzt sein Richter ist, geschrieben, daß er heftigen und trotzigen Geistes und von Natur aus ein Lügner ist. Verdammt ihn dieser Richter, so soll er nicht lange dort verweilen", das heißt er wollte ihn nach den holländischen Kolonieen schicken, damit er dort sterbe. Der harte Vater ließ also seinem Sohn keine Aussicht auf Gnade und versperrte den Rückweg.

Aber auch in Rhé übt sein Sohn einen verführerischen Reiz aus auf Alle, die in seine Nähe kommen. Der Commandant selber ist bald in seinem Zauberkreis gefangen und gestattet ihm die Freiheit, im Schloß herumzuspazieren und der Vater jammert: „So macht es dieser Knabe mit meinen Freunden und mit der ganzen Welt. Ich darf ihn nicht länger in diesem Käfig lassen."[5]) —

Im Jahre 1769 begann Frankreich den Krieg mit Korsika, und Mirabeau Nach Korsika. wurde als Infanterist in die lothringische Legion gesteckt und von seinem Vater mit unheilvollen Uriasbriefen in die neue Laufbahn geworfen. Oberst Baron Vioménil sollte seine trotzige Wuth bändigen; „denkt doch der Junge schon daran Alles zu

[1]) Memoiren Mirabeaus, I, S. 304—6.
[2]) Ibid., I, p. 306.
[3]) Ibid., I, p. 310—12.
[4]) Ibid., I, p. 314—16.
[5]) Ibid., I, p. 325.

verschlingen, aber es soll ihm auch eingetränkt werden, und wären es auch nur verschiedene Degenstiche und Schwertanklänge. Er ist Allen empfohlen. Herr von Vaux (später Marschall von Frankreich) hat mir gelobt, man werde ihn auf gemeinschaftliche Kosten aufhängen, wenn er seines Vaters nicht würdig sei." [1]) An Muth fehlte es dem Sohn übrigens gar nicht. Es wird erzählt, der Prinz Conti habe, staunend über das stolze Auftreten des Jünglings, zu ihm gesagt: „Was thätest Du, wenn ich Dir eine Ohrfeige gäbe?" — und Mirabeau darauf geantwortet: „Diese Frage hätte nur vor Erfindung der Doppelpistole mich in Verwirrung bringen können." — Grévin war der Spion der Paley und meldete dem Vater, daß sein Sohn in einem Duell einen Officier verwundet habe. Dieser Officier aber, aus entehrenden Gründen cassirt, hatte sich dem jungen Mirabeau nähern wollen und war beleidigt, als ihn dieser mit gerechter Kälte aufnahm. Der Vater jammert sogleich: „Der elende Pierre Buffière hat tausendmal schlechter die Insel Rhé verlassen, als er sie betreten." — „Dieser Elende wird auch dem Teufel entgehen, denn er hat zwölf Dämonen in seinem Körper." [2]) Muth und Schneid.

Als Unterlieutenant unter dem Namen Pierre Buffière machte Mirabeau den Feldzug in Korsika mit und erwarb sich die Zuneigung und das Vertrauen der strengen Oberen seines Regimentes, die seine entschiedenen, treuen Freunde wurden. Ueber die Ungerechtigkeit dieses Feldzuges war der zwanzigjährige Jüngling bald im Klaren. Später, am 30. November 1789, sagte er in der Nationalversammlung: „Ich gestehe, daß meine früheste Jugend durch Theilnahme an der Eroberung Korsikas befleckt wurde; aber dadurch halte ich mich nur desto mehr verpflichtet, jenem edlen Volke das abzubüßen, was mir meine Vernunft als eine Ungerechtigkeit vorwirft." — Aber er war gebunden durch den Willen seines Vaters und durch die Politik seiner Regierung. Sein Vater bekam lauter gute Berichte über ihn: [3]) „Er hat durch Muth und Verstand sich bemerkbar gemacht. Er liebt sein Corps, seine Obern, und hat viele Freunde darunter. Was Talent und Geist betrifft, steht er vielleicht beispiellos da, ein thätiger Kopf und acht Stunden Studien täglich." — Soldat in Korsika.

Nach beendigtem Feldzug bemerkte Mirabeau die Spuren der Genuesischen Schandregierung und Verwüstung. Er zeichnete ein schnelles Gemälde der Genuesischen Gräuel und der korsischen Unglücksfälle. Der Vater selber mußte zugestehen: „Er hat sich der Korsen bemächtigt, er hat sich alle ihre Papiere zu verschaffen gewußt, er hat ihre Geschichte entworfen, die mich in Staunen setzt." Auch sein Oheim schreibt darüber an den Vater: „Du hättest mit 20 Jahren nicht so viel geleistet; ich habe mit 40 Jahren nicht den hundertsten Theil davon schaffen können. Ich habe darin klare Grundsätze gefunden, die zur Genüge zeigen, daß das Herz, aus dem sie entsprangen, fest, stark und gut, daß der Kopf, der sie ausbildete, voller Begeisterung, Feuerkraft und Genie sein muß." Mirabeau selber war später mit seiner Erstlingsarbeit nicht unzufrieden: [4]) sie sei nicht ganz ohne Fehler, aber voll von Wahrheit, gut aufgefaßten Ansichten und Bemerkungen über ein Land gewesen, von dem man bis dahin nie genaue Kunde gehabt habe, denn nur Söldlinge oder Enthusiasten hätten darüber geschrieben. — — „Buttafuoco, Oberst in korsischen Diensten, ließ mich [5]) an der korsischen Geschichte mitarbeiten, und in der Geschichte Korsikas. Sein Urtheil darüber.

[1]) Memoiren Mirabeaus, I, S. 326.
[2]) Ibid., I, p. 328.
[3]) Ibid., II, p. 1—7.
[4]) Ibid., II, p. 10, 11.
[5]) Ibid., II, p. 9—11.

That schuf ich ein für mein Alter überreifes Werk, das mein Vater, den Forderungen von ganz Korsika und den Bitten Buttafuocos zum Trotz, stets eben so wenig ins Oeffentliche geben wollte, als die wahrlich treffliche Topographie der ganzen Insel, die ich allmälig, je nachdem ich Alles mit eigenen Augen sah, in politischem, ökonomischem und historischem Bezug mit großer Liebe und noch größerem Fleiße ausarbeitete. Das Alles liegt jetzt in der Provence, und Gott weiß, ob ich es je wieder sehen werde." —

Diese Handschrift ist leider verloren gegangen. Ueber seine Rückkehr haben wir einen merkwürdigen von seinem Oheim an seinen Vater vom 14. Mai 1770 datirten Brief: „Gestern Abends brachte mir ein Soldat ein Billet von Pierre Rückkehr. Buffière, worin mich dieser um eine Zusammenkunft ersuchte. Er war bescheiden und verlangte nur eine Stunde. Ich antwortete, er solle nur kommen. Ich war Urtheil des Oheims. entzückt, als ich ihn sah. Mein Herz erweiterte sich bei der Umarmung; ich fand ihn häßlich, jedoch hat er meines Bedenkens keine schlechte Physiognomie, es liegt hinter seinen von den Blattern zerrissenen Zügen etwas Feines, Anmuthiges und Edles. Ist er nicht schlechter als Nero, so wird er besser werden als Marc-Aurel, denn ich glaube, nie so viel Geist irgendwo gefunden zu haben. Mein armer Kopf wurde ganz dumm vor Freude. Mir scheint es, als fürchte er Dich wie seinen Strafmeister. Doch hat er mir zugeschworen, es gebe auf Erden Nichts, was er nicht thäte, um Dir zu gefallen; er gestand mir, daß er viele Thorheiten begangen; aber er sagte zugleich, daß er darob in Verzweiflung gewesen sei. Man habe ihn in seiner Kindheit falsch behandelt, sein letzter Oberst, Vioménil, aber habe ihn durch Sanftmuth und vernünftige Vorstellungen gewonnen." Drei Tage später schreibt der Oheim: „Du kannst darauf bauen, daß er seine Fehler innig bereut; er scheint mir ein gefühlvolles Herz, und was den Geist betrifft, so wird kaum der Teufel so viel Spiritus haben. Entweder ist er der geschickteste und gewandteste Spottvogel und Satyriker der Welt, oder er wird das größte Subject von Europa werden, wie zum Beispiel ein General zu Wasser und zu Land, ein Minister, ein Kanzler, ein Papst. — Ich möchte zu einer Spieluhr werden, um Dir hundertmal den alten Satz zu wiederholen, daß wenn der kecke Jüngling mich nicht täuscht, ja wenn Pierre Buffière durch Gottes Gnade am Leben bleibt, dann weiß ich nicht, ob er von den größten Männern unseres Zeitalters auf andere Weise als durch seine Stellung differirt. Ich bin jetzt drei Tage lang täglich zehn Stunden mit ihm zusammen gewesen und der Abbé Castagny [1]) sogar dreizehn. Ich kann Dir zuschwören, daß wir an ihm nur etwas zu viel Lebhaftigkeit und Feuer, aber kein Wörtlein gefunden haben, das nicht auf ein unverdorbenes Herz, auf eine erhabene Seele und einen kräftigen Geist — Alles vielleicht etwas zu üppig und lebensübermüthig — hingedeutet hätte. Der Abbé behauptet, dem Weinen nahe gewesen zu sein, als das Kind mit Entzücken ausrief: „Ach, daß mein Vater sich doch die Mühe gäbe, mich kennen zu lernen! Ich weiß, daß er mir ein schlechtes Herz zutraut, aber er prüfe mich nur." [2])

Der Oheim hat richtig gesehen. Die ganze Geschichte von Mirabeaus Jugend ist in diesem Briefe aufgeklärt.

Der Vater scheint jedoch unbekehrbar, jedes Lob prallt an seinem kalten und harten Herzen wirkungslos ab wie ein Sonnenstrahl an einem Eisberg. Er ant-

[1]) Seit 1742 Kaplan auf dem Schloß Mirabeau.
[2]) Ibid., II, p. 15—17.

wortet: „Geh mir weg mit seinem guten Herzen, das ist nur das Werkzeug eines Narren und das Instrument, worauf der größte Thor am besten zu spielen versteht! Trau ihm nicht, hüte Dich vor seinem süßlispelnden vergoldeten Schnabel. Er ist oder er war die Eitelkeit und die Unverschämtheit des satanischen Geistes, welcher da ist von Anfang an. — Weil Du gut bist, hat er Dich zum Besten. Sein Kopf ist eine Wind- oder Feuermühle; läßt endlich einmal seine Tollheit etwas nach, dann wird ihm seine unerschütterliche Frechheit unermeßliche Zinsen tragen." [1]) — An seinen Schwager schrieb der Vater: „Mein Narr hat seine großen Marionetten vor ihm tanzen lassen; aus Vorsatz lasse ich mich nicht für den Usurpator-Charakter meines Sohnes gewinnen." Härte des Vaters.

Also Mirabeau harrte vergebens auf die Verzeihung des Vaters, auf die Gelegenheit seine Geistesgaben in Anwendung zu bringen. Der Vater wollte ihn nicht einmal sehen. Gabriel sollte im Schlosse Mirabeau bleiben und die Aufsätze seines Vaters studiren und ein Anhänger seines hochmüthigen Sectengeistes werden, während er mit einem einzigen Blick die Einseitigkeiten des väterlichen Systems erfaßte. Am liebsten wäre er in den Krieg gezogen, er glühte von Ehrgeiz und Thatendrang. Mirabeau muß Landwirth werden.

Gabriel Mirabeau schrieb 1780 an seine Schwester: „Hungrig und durstig nach Ruhm und Lob, stark von Körper, kräftig an Geist, unermüdlich, tollkühn und doch sehr phlegmatisch, wie ich es in allen bis jetzt bestandenen Gefahren bewiesen zu haben glaube, von der Mutter Natur mit einem schnellen und scharfen Blick begabt, mußte ich mich für den Kriegsdienst geschaffen glauben. Alle meine Ideen hatten diese Richtung genommen, und obgleich mein nach jeder Art von Kenntniß in nie gestillten Trieben rastlos hinstrebender Geist sich nie einseitig auf einzelne Wissenschaft warf, so sind doch fünf Jahre meines Lebens fast ganz den militärischen Studien gewidmet worden; es gibt in keiner Sprache ein Buch über die Kriegskunst, das ich nicht gelesen hätte. Ich kann Auszüge aus dreihundert militärischen Schriftstellern vorzeigen." — Die Regierung schien seinem Wunsch entgegen zu kommen. Am 25. Jänner 1771 meldete der Kriegsminister, der König habe dem jungen Mirabeau wegen seiner Tapferkeit und seines Eifers den Grad eines Hauptmannes bei den Dragonern verliehen. Vioménil, Marschall von Frankreich, wollte ihn auf seinen Inspectionsreisen mitnehmen. Am liebsten wäre Mirabeau zur Marine gegangen, denn zu Lande gab es damals Nichts zu thun: „In der Marine ist der wachhabende Officier ein Souverän, der am Morgen nach einer bösen und gefahrvollen Nacht für geschickt oder ungeschickt nach Verdienst erklärt wird." — Also Kampf mit den Stürmen des Meeres, Kampf mit den Feinden, das war der Inhalt seiner Träume, die Sehnsucht seines ungestillten Thatendranges! Im Garnisonsdienst das Leben zu vertändeln, wenn auch mit dem Titel eines Obersten oder Marschalls, wäre ihm abscheulich erschienen. Doch sein Thatendrang fand keine Gelegenheit sich zu bewähren. — So ist oft eine Kraft da, die sich nach der Gefahr sehnt, während oft von einem Volk in der Gefahr der große Mann, der es retten kann, vergebens ersehnt wird. — Dragonerhauptmann.

Sein Vater wollte, daß Mirabeau ein Landwirth werde. „Ich will keine romantischen Träumereien, keine Luftreisen nach den Planeten, keine unnützen Spielereien; die Arbeit und der Erfolg der Arbeit, das muß unsere alleinige

[1]) Memoiren Mirabeaus, II, p. 18, 19.

Freude sein. — — Das Grundübel Frankreichs ist die Arbeitsscheu. Seit der Einführung der Urbanität, der Künste, der Quincaillerieewaaren, der Patente und der Bänder haben selbst die Weisesten gewollt, die Landgüter sollten Etwas ertragen; das zu bewirken, nimmt die Geisteskräfte desjenigen, der Gutsbesitzer sein will, hinlänglich in Anspruch, welcher auch das Bewußtsein in sich tragen muß, er sei den Menschen, seinen Brüdern, Gerechtigkeit und unermüdliche Wirksamkeit schuldig. Mein Sohn darf nicht glauben, er sei nur da, um den Schwamm auszupressen oder auf goldenen Rädern durch die Straßen von Paris hindurchzurasseln." [1]) —

Mirabeau fügt sich, — Mirabeau fügte sich dem ihm das Herz durchschneidenden tyrannischen Willen seines Vaters, er solle den ökonomischen Katechismus und seine Aufsätze in den „Ephemeriden" [2]) durchstudiren. Der Vater verbot sich jede Vertraulichkeit von ihm in seinen Briefen und erinnerte ihn hochmüthig, daß der junge Kronprinz von Baden [3]) ihm ein Exemplar seines ökonomischen Berichtes geschenkt habe. Die Zweifel seines Sohnes, der das ökonomische System als pedantisch und unfruchtbar ansah, erschienen ihm wie Gotteslästerungen; er war Fanatiker seiner Unfehlbarkeit.

ist Landwirth. — Der Oheim meldet: „Er arbeitet wie ein Galeerensclave und sucht das Gut Mirabeau ertragbar zu machen; er geht gut ins Geschirr, er macht Entwürfe, die Durance [4]) zu bändigen; er ist im höchsten Grad ein fruchtbarer, gewandter Schriftsteller. In acht Tagen hat er meinen ganzen achtmonatlichen Papierbedarf erschöpft; wahrlich, er ist ein gescheidter Junge — übrigens ein gährender Kopf mit frühlingsgrünen Ideen, voll Leben und Feuer; aber ich gewahre in seinem ganzen Wesen Nichts als gesunde überkräftige Säfte, die auf das schönste Blühen schließen lassen. Ich behaupte nicht, er sei ein philosophisch besonnener Kopf, immer bleibt er aber ein starker, durch keinen Zauberspruch der Alltagswelt gebändigter Geist." Doch vergebens legt der Oheim dem Marquis die Parabel vom verlorenen Sohn an das Gewissen, der bußfertig und demüthig zum Vater zurückkehren will — und trifft den Nagel auf dem Kopf, indem er sagt: „Leider habt Ihr beide eine unglückselige Scheidewand des Stolzes und des Selbstgefühls zwischen Euch aufgezogen; sagst doch Du, Du wollest ihn nicht mehr vor Augen sehen, bis daß einst sein Charakter dir genau bekannt sei, und er fleht inbrünstig, sein Vater möge ihn doch sehen und kennen lernen.[5]) Dieser Kopf ist eine wahre Gedanken- und Ideenmühle; Manches davon ist ganz neu und originell; Du wirst, so wie ich, den Ofen warm, ja glühend finden; aber liebster Bruder, vergessen wir nicht unsere eigene Jugend und die unserm Blut eigenthümliche Salpetergewalt.[6]) — — Zeige ihm, wenn auch nicht Güte, doch verminderte Abneigung und erkünstelte Nervenanspannung. Ich bitte Dich, herzliebster Bruder, zu Deinem eigenen Besten, mildere Deine Strenge, laß mit Deiner Härte nach, die ungerecht wird; empfange ihn als einen Menschen, für den ich Bürgschaft geleistet habe." —

---

[1]) Memoiren Mirabeaus, I, S. 30—31.
[2]) So hieß die Zeitschrift, in welcher 1765—1772 die Gesellschaft der Oekonomisten ihre Orakelsprüche niederlegte.
[3]) Der spätere Markgraf Karl Friedrich.
[4]) Welche jährlich das Gut Mirabeau überschwemmte.
[5]) Memoiren Mirabeaus, II, S. 36.
[6]) Ibid., II, p. 39—40.

Damals kehrte die lothringische Legion aus Korsika zurück und der Oheim hatte die Freude, von den Officieren zu hören, wie sie seinen Neffen liebten und hochhielten: „Es ist ein Teufelsjunge, mit einer Seele, die der Unsterblichkeit Hohn spricht; ein braver Junge, der so viel Geist besitzt, als 300.000 Teufel zusammengepaart, ein ganz besonderer Mensch, eine Art von Paradiesvogel, an dem man über das prächtige Gefieder die fast unsichtbaren unschönen Füße vergißt." Er meldet ihm mit Freude, wie die Bauern an ihm hängen, wie er an ihm nichts Falsches und Unzweideutiges gesehen. „Er ist ein Kopf", schließt er, „der mehr denn gut werden wird, wenn er zur Reife kommt." — Der Oheim rühmt seine unermüdliche Thätigkeit auf dem Gut: „Noch sah ich nie einen Zigeuner, der sich weniger aus Sturm, Sonnenbrand, Hagel und Regen machte, als er. Er ißt wie sein Schutzgott das Gerstenbrot. Uebrigens liebt er den Krieg." — Schließlich hebt der Oheim noch den Satz hervor: „Wenn ein Vater die Ideen seiner Kinder nach den eigenen Gedanken abmodeln wollte, so wäre es eben so lächerlich, als wenn er ihnen befehlen würde, sie sollten seine Schuhe anziehen. Wenn nur das Herz unverdorben ist, für den Geschmack läßt sich Nichts befehlen. Das einfache Mittel, ihn auf dem guten Wege zu erhalten, ist: sei liebreich gegen ihn." [1]) — Zeugniß der Officiere.

Die Vorstellungen des Maltesers bewirkten doch Etwas. Der Vater erlaubte seinem Sohn, ihn zu besuchen. Am 21. September 1770 kam Gabriel mit seinem Vater in Pisenargue in Limousin zusammen. — Wenn wir den Briefen des Marquis glauben dürfen, so hätte er den Sohn mit Güte, ja mit Zärtlichkeit empfangen. Aber die eisige Kälte dieses Herzens läßt sich aus seinen Worten genau herausfühlen: „Ich hab ihn mit Leuten und Sachen bekannt gemacht, indem ich ihm erklärte, daß ich ihn durch mich und Andere würde prüfen lassen, streng oder milde, je nachdem ich mehr oder weniger wagen muß." Doch drohte der Vater zugleich mit Verbannung, wenn er seinen Wünschen nicht entspräche. Der Schluß des Briefes ist: „Ich bin auf meiner Hut vor seiner Alles mit sich fortreißenden Spannkraft. Was soll ich mit dieser intellectuellen und sanguinischen Kraftfülle anfangen? Die Kaiserin von Rußland ausgenommen, wüßte ich keine Einzige, mit der sich dieser Mensch passend verheirathen ließe." — Die Bitten der Familie erreichten, daß Gabriel den Namen Buffière ablegen und sich wieder Mirabeau nennen durfte. Der Vater nennt ihn aber immer Sausewind, und geht nicht auf seine Wünsche ein. Mirabeau soll Landmann in der vollen Bedeutung des Wortes sein! „Mann des Volkes, um seiner Väter nicht unwürdig zu werden, Mann der Welt in Bezug auf seinen Stand und sein Vermögen, Staatsmann in Betracht seines Geschmackes und Talentes. Beharrliche Beschäftigung ist nothwendig für ihn, sonst bekommt er ein Nierenleiden." [2]) — Der Vater fand nach und nach, daß sein Sohn Talent habe, die Bauern zu behandeln und daß man ihm mit Zutrauen entgegenkommen könne. Im Februar 1771 brachte er ihn sogar nach Paris und Versailles, obschon er sich vor dem glatten Boden der Hauptstadt fürchtete. Der Jüngling gefiel. Von der Befähigung Gabriels sagte man in Paris, er werde die schon bestehenden und noch künftig hinzukommenden Höfe zum Scherz über den Haufen werfen. Auch auf dem Eis des Hofes wußte Mirabeau gut Schlittschuh zu laufen. Der Vater schreibt: „Er faßt Alles und hält sich an Nichts," — nahm ihn aber plötzlich von Versailles weg. „Ich habe ihn von Ver-

Mirabeau beim Vater.

Nicht mehr Buffière.

In Paris, in Versailles.

---

[1]) Memoiren Mirabeaus, II, p. 47—50.
[2]) Ibid., II, p. 62.

sailles entwöhnt, wie es die Mutter mit ihrem Säugling thut, sobald sie fühlt, daß ihm die Milch zum Gift wird; — ich habe ihn in die Bibliotheken geworfen, wo

Lernbegier.

er mit Gebélin[1]) und Herrn von Pompignan ganze Tage zubringt und er arbeitet und durchstöbert die ältesten Raritäten, als gefielen ihm nur Staub, Alter und Gelehrsamkeit. — Dieser junge Mensch ermüdet fast durch seinen rastlosen Thätigkeitsdrang; er hat einen Trotz, eine Beharrlichkeit, eine Entschlossenheit, ja ein Chaos in seinem Kopf, das nie in Ordnung gebracht werden kann."

Mit andern Worten, der Gesichtskreis des Vaters ist zu eng, als daß er die Weite seines Sohnes erfassen könnte. Vielleicht hätte Mirabeau dem Geist seines Vaters sich gebeugt, hätten nicht die Ränke der Pailly immer

Neuer Zwist.

Zwiespalt zwischen Vater und Sohn hervorgerufen; sie vergiftete jeden guten Eindruck im Herzen des Marquis und auf einmal wurde die Scheidewand wieder aufgeführt und kaum mehr durchdringbar, seit der Vater seinen Sohn zu einer Ehe zwang rein aus Vermögensrücksichten, und seit die Gattin des Marquis, die eine Erbschaft von ihrer Mutter gemacht hatte und ihr Vermögen in ihre Hand nehmen wollte, während der Marquis es als Ehemann in Anspruch nahm, den Streit vor Gericht brachte und der Sohn zwischen Vater und Mutter entscheiden sollte.

Ueber diese beiden Angelegenheiten nur einige Sätze. —

Wahl einer Frau.

Der Vater suchte für den Sohn eine Frau, damit das Geschlecht Mirabeau fortlebe. Mit einer gewissen Freude berichtet er: „Die incrustirte Bronzelarve meines Sohnes hat mit ihren sowohl angebornen als angelernten Reizen in der Provence, wohin ich ihn schickte, um einigen tollkühnen Vasallen Furcht einzujagen, so viel Glück und Eindruck gemacht, daß man ihn zuvorkommend aufnahm, liebevoll behandelte, sich sogar in ihn verliebte, ihn mannigfach für sich einzunehmen suchte und ihn endlich in das Rosenjoch der Ehe schmieden wollte." — Der Vater suchte die Frau, weil sein Sohn dreiundzwanzigjährig war, also im Alter, wo die Mirabeaus heiratheten; jedoch die Neigung des Sohnes befragte er gar nicht, für diese Kraftnatur wäre ein Riesenweib nöthig gewesen! Der Vater sah aber nicht auf Herz, auf Geist, Schönheit, die seinen Sohn hätten fesseln sollen, sondern nur auf das Vermögen, und richtete sein Auge auf die Erbin von Marignane, denn 600.000 Franken waren dieser zugesichert. Sie hieß eigentlich

Emilie Covet.

Marie Emilie von Covet, war die einzige Tochter des Marquis von Marignane, 18 Jahre alt, „eine gewöhnliche Gestalt, etwas braun, aber mit schönen Haaren und schönen Augen, mit einem lebhaften Geist, dem man eine gewisse Schärfe, Munterkeit und Witz nicht abstreiten konnte".[2]) Weil ihr also ein großes Erbe bevorstand, war sie von Huldigungen und Anbetern umringt und schon halb mit dem schönen Vicomte Chabrillant verlobt, als der Marquis „von der wahnsinnigsten Posteromanie durchdrungen", seinem Sohn den Auftrag gab, um das Mädchen zu werben. Er war nicht schön, wie sein Nebenbuhler, vielmehr pockenarbig, wenn er aber wollte, übte er einen solchen persönlichen Zauber aus, daß ihm Niemand widerstand. Der Vater Emiliens war von seiner Frau geschieden, sie lebte bei einer Großmutter, die sie wie eine Xanthippe ausschalt und kränkte; ihr mußte also eine

---

[1]) Der Verfasser der Vorwelt, einer der eifrigsten Oekonomisten.
[2]) Ibid., II. p. 97.

Veränderung erwünscht sein. Dazu kam das Ansehen, in dem der Name Mirabeau in der Provence stand. Da das Mädchen aber schon so viel als verlobt war, kam die Sache an einen Liebeshof, der für Mirabeau entschied. Am 22. Juni 1772 wurde Emilie Mirabeau mit ihm in Aix getraut. — Heirath.

Der Vater hatte sich aber bitter verrechnet. Der Marquis von Marignane starb nicht so bald, sondern lebte noch zwölf Jahre nach dem Tode seines Schwiegersohnes. In der schmerzlichsten Lage dagegen befand sich der junge Bräutigam. Der Vater benahm sich gegen seinen Sohn wie ein Knicker, er bewilligte ihm nur ein Jahrgeld von 6000 Francs. Gabriel bekam mit seiner Frau gar keine Mitgift, keinen einzigen Thaler Heirathsgut, sondern nur eine Pension von 3000 Francs und das Versprechen der Erbschaft, zahlbar nach dem Tode des Marquis von Marignane. Auch von seiner Mutter bekam Mirabeau Nichts, sie war auch nicht bei der Vermählung, denn ihr war von dem Plan der Heirath gar Nichts mitgetheilt worden. Der Menschenfreund meldete einfach der von ihm getrennten Gattin: „Unser Sohn ist verheirathet, wenn Sie diesen Brief lesen; er steht unter der väterlichen Gewalt, wie Sie unter der ihres Gemahls.“ Dieses kalte Schreiben des alten Hochmüthlings konnte die unglückliche Frau nur erbittern. Nun war in der Provence der Gebrauch, daß der Bräutigam den Freundinen und Gefährtinen seiner Braut seinem Stand angemessene Geschenke mache. Mirabeau nahm Geld auf, denn der Vater gab ihm zur Heirath nur 200 Thaler und weigerte sich sogar hartnäckig die Actenkosten für die Heirath beim Notar zu bezahlen; dann mußte Gabriel doch auch seiner Braut Geschenke machen, und wieder nahm er Geld auf bei Wucherern; er war ja von Natur freigebig, sogar verschwenderisch. Jetzt drückte ihn auf einmal das Gefühl, daß er das Mädchen, um das er geworben, in eine ärmliche Lage versetzt habe. Er nahm wieder Geld auf und bald quälten ihn seine Gläubiger und — er stellte neue Wechsel aus. Die Schuldenmasse wuchs, er fühlte sich gedrückt und aufs Blut gemartert; er zog sich deshalb von Aix, wo der Aufenthalt kostbar war, in die ländliche öde Einsamkeit des väterlichen Schlosses zurück. Aber da harrten seiner neue Gefahren: das Zimmer seiner Frau lag seit der Urgroßmutter in antiquarischem Staub, er ließ es darum neu herrichten und prachtvoll auszieren, wozu er wieder Geld aufnehmen mußte. Neue Schulden, neue Gedrücktheit! In der Verzweiflung eröffnete er sich dem Schwiegervater, der ihm 60.000 Francs vorschießen wollte, wenn sein Vater es genehmige. Dessen weigerte sich aber der Marquis ebenso hartnäckig. — Dazu kamen die Aufreizungen seiner Kebse gegen den Sohn. Der Oheim selber schreibt: „Kaum war er verheirathet, so suchte man ihn zu Grunde zu richten.“ —

Falsche Rechnung. — Die Marquise. — Schulden. — Verläumdung.

Schnell entschlossen, löste der alte Tyrann einen Verhaftsbefehl: „Sein Sohn solle sogleich das Schloß verlassen und sich nach dem Städtchen Manosque in den niedern Alpen begeben“, und stellte ihn wegen Tollheit unter Curatel. In Manosque.

Glänzend vertheidigte sich Mirabeau in Manosque: „Allerdings habe ich zu viel verbraucht, jedoch auf eine sehr mäßige und mit meinen Verbindlichkeiten übereinstimmende Weise. Nachdem der erste Schritt gemacht war, war es für mich fast unmöglich, mich nicht in den Abgrund der äußersten Zerrüttung zu stürzen. Welcher Mensch hätte die Anmaßung, sich selbst zu versprechen, nie wieder in einen ersten Fehler zu verfallen.“ — Später schreibt er, er habe schon Schulden machen müssen, als er sich um seine Frau bewarb, fünf Monate sich im kost- Vertheidigung.

spieligen Aix aufhalten, sich anständig kleiden und ebenso leben. Die Geschäftsmänner seines Vaters hätten ihm nicht einmal 25 Louis zukommen lassen. „Söhnen vornehmer Familien schießen Wucherer leicht Geld vor. Aus Leichtsinn hatte ich angefangen, aus Nothwendigkeit fortgefahren, aus Schwäche habe ich der Sache die Krone aufgesetzt; als ich davon sprach, war es schon zu spät. Mein Schwiegervater wollte mir beistehen, mir 60.000 Francs vorschießen, aber unter der Bedingung, daß mein Vater ihn dafür quittire. Mein Vater ist dem Ehecontract zufolge der Einzige, der meine Mitgift in Empfang nehmen kann. — Ach, ich war in der Nähe meines Schwiegervaters und hatte ihn für mich gewonnen; mein Vater aber war fern von mir und sah nur mit den Augen der ängstlichen Vorsicht.“ — „Eine glühende Eisenstange ist eine starke Versuchung für den, der dem Ertrinken nahe ist, so war mein Schicksal.“ Vergebens betonte Mirabeau, daß man aus dieser Verwirrung des dreiundzwanzigjährigen Jünglings nicht auf die künftigen Thaten des Familienvaters schließen dürfe, daß nicht bloß sein Leben, sondern auch das seiner geliebten Frau gedrückt sei; vergebens versicherte er seine Ehrfurcht und seinen unwandelbaren Gehorsam gegen den Vater und bat: „Oeffnen Sie noch einmal Ihren väterlichen Arm, empfangen Sie darin Ihren Sohn, der sich allen Ihren Willensmeinungen blind unterwirft und nur um Ihre Nachsicht fleht.“ —

Mundtodt. Der Vater erklärte ihn für toll und ließ ihn für mundtodt erklären, nachdem er ihn doch durch seinen Geiz gezwungen hatte, Schulden zu machen. Wir begreifen jetzt die glühende Sprache in der Abhandlung über den Despotismus,[1]) welche Mirabeau in Manosque schrieb, um zu zeigen, daß die Freiheit alt und der Despotismus jung sei, und daß, wenn auch das Gegentheil wahr wäre, dies den unveräußerlichen Rechten des Menschen keinen Eintrag thue. Kein Mensch habe das Recht, einen andern zu unterdrücken, denn keiner wolle unterdrückt sein. Die Lehre vom leidenden Gehorsam sei eine abenteuerliche Lüge, von der das reine Christenthum Nichts wisse; das göttliche Gesetz sei kein anderes und könne kein anderes sein, als das der Menschheit vortheilhafteste; jeder Grundsatz also, der das Glück und die Freiheit der Völker beeinträchtige, sei in den Augen des höchsten Wesens ebenso verwerflich, wie in jenen der Vernunft, des Geschenkes seiner wohlthätigen Allmacht.

Ueber den Despotismus.

Während Mirabeau über die Freiheit schrieb, erklärte ihn sein Vater für mundtodt, aus Haß darüber, daß Mirabeaus Mutter ihn, der sich gerne den Menschenfreund nennen ließ, anklagte und in Mißcredit brachte. Die Gattin des jungen Schriftstellers fing in Manosque aus Langeweile ein Liebesverhältniß mit einem Ritter von Gassaud an. Mirabeau forderte diesen, verwandte sich aber großmüthig für ihn, als ihm der Vater seines Gegners zu Füßen fiel, er ging nach Touret und bemühte sich mit Erfolg für ihn.

Gassaud.

Der Chevalier von Gassaud, ein entfernterer Verwandter von Mirabeaus Gattin, stand früher im Briefwechsel mit ihr, in welchem von seiner Seite mehr Witz und von ihrer Seite mehr Coquetterie obwaltete.[2]) Darum kam er jetzt oft

[1]) Essai sur le despotisme.
[2]) Memoiren Mirabeaus, II, p. 122.

in Mirabeaus Haus. Eine Dienerin, welche fortgejagt wurde, nahm dadurch Rache, daß sie Mirabeau Eifersucht einflößte. Ungestüm, wie er in Allem war, forderte er sogleich den Nebenbuhler zum Zweikampfe; seine Klinge war aber so gefürchtet, daß der Vater Gassands auf den Knieen um das Leben seines Sohnes bat. Mirabeau war leicht zu rühren, er verzieh nicht bloß, er that noch mehr. Das Gerede, das rasch über den Streit entstand, war daran, eine vortheilhafte Heirath, die Gassand machen sollte, zu hintertreiben. Nun eilte Mirabeau nach Schloß Touret, wo Gassands Braut wohnte, und seiner Beredtsamkeit gelang es, die Braut mit Gassand zu versöhnen. Aber dadurch, daß Mirabeau ohne Erlaubniß der Obern Manosque verlassen hatte, hatte er den Bann gebrochen. Zu seinem Unglück begegnete er auf dem Rückweg nach Manosque dem Baron von Villeneuve-Moans, welcher seinen Schwager, den Marquis von Cabris, mit einem ungerechten Prozeß bedrängt und die Marquise von Cabris auf der Straße auf die gröbste Weise beschimpft hatte. Mirabeau hatte ihn dafür auf die Klinge gefordert und der Baron von Moans ebenso feig als unverschämt geantwortet. Nun behandelte Mirabeau den ihm Begegnenden als Feigling in derber Weise mit seinem Stock und einige Bauern waren Zeugen und Moans reichte sogleich eine Klage ein und so wurde klar, daß Mirabeau den Bann gebrochen und wurde er noch zu 6000 Francs Entschädigung und passender Ehrenerklärung verurtheilt.

Bruch des Bannes.

Moans.

Diese Aufwallung des Blutes hatte die bittersten Folgen. Auf Befehl seines Vaters wurde er am 26. Juni 1774 vom Bette seines kranken Söhnleins gewaltsam weggenommen und nach dem Schlosse If auf einem öden Felsen im Meere vor Marseille gebracht. Damit wollte der Vater dem Adel dieser Provinz eine Genugthuung geben. Um Mirabeaus Gefängniß brausten jetzt die Wogen des mittelländischen Meeres, wie früher, wo er auf der Insel Rhé gefangen saß, die Wogen des atlantischen Oceans. Dem Befehlshaber war die größte Strenge vorgeschrieben.

Nach If.

Der Gefangene mußte verzichten auf jeden Verkehr mit der Außenwelt, auf jedes Schreiben. Was aber in Rhé geschah, geschah auch in If. Mirabeau befolgte den Rath, den ihm seine Gattin beim Abschied gegeben: „Bediene Dich jener Magie, die Dir in so hohem Grade eigen ist, wenn Du ernstlich irgend ein Wesen damit bezaubern willst. Kein Mensch besitzt im Unglück mehr Geisteskraft als Du.“ [1]) In kurzer Zeit war der Commandant des Schlosses wie verführt und wurde der Sachwalter des Gefangenen, appellirte an das Herz des Mannes, „den ganz Frankreich den Freund des Menschengeschlechtes nenne“, und flehte bei ihm um Gnade für einen Sohn, der durch seine beispiellose Ergebenheit die volle neuerwachende Zärtlichkeit eines von ganz Europa vergötterten Vaters verdiene. Mirabeau schrieb Briefe und bekam Briefe. Auch der Balley bat seinen Bruder: „Dein Sohn ist nur einiger Schulden schuldig; wenn man alle die jungen Leute, die Schulden gemacht haben, einstecken wollte, so würde man bald Nichts als Graubärte auf den Straßen erblicken.“ — Was antwortete der Marquis seinem Bruder? „Sei versichert, daß er sein Seil bis zum Schlußknoten fortspinnt und daß er binnen Kurzem mit einer vollkommenen Einkerkerung für immer enden wird“ — und beklagte bitter, daß er auch seinen jetzigen Obern zu berücken verstanden habe. Er war umsoweniger zum Erbarmen für seinen Sohn geneigt,

Härte der Haft.

Strenge des Vaters.

[1]) Memoiren Mirabeaus, II, p. 137.

als damals die Marquise vor den Gerichten die ihr seit zehn Jahren unrechtmäßig geraubte Freiheit, wie den Nießbrauch von einem Theil ihres Vermögens forderte. Der Marquis schrieb darüber an den Bruder: „Ersieh' daraus, wie sehr es mein Interesse erheischt, das Gefängniß recht zu vermauern, damit er nicht herbeieilt, seiner Mutter beizustehen!" —

Mirabeau in Joux.

Sofort wurde Mirabeau auf Befehl seines Vaters „zu den Bären des Jura" verwiesen, das heißt in die einsame Bergfeste Joux im Jura. Mirabeau nennt sie „ein von einigen Invaliden bewohntes und belebtes Eulennest, dessen Mauern vom Alter zernagt und mit ewigem Schnee bedeckt sind, welches häufig selbst an den schönsten Tagen undurchdringliche Wolken umhüllen, die an den ringsum aufgethürmten Felsenspitzen ihr buntes Nebelgewand zerreißen." Am 25. Mai 1775 traf er hier ein. Am 11. Juni finden wir schon,

Saint-Mauris.

daß der Commandant Graf von Saint-Mauris ganz wohlwollend, gegen den Befehl, Mirabeau in die nahe Stadt Pontarlier gehen läßt, denn an diesem Tage wurde Ludwig XVI. gekrönt, die kleine Stadt feierte auch dieses Fest und Graf Mauris wünschte eine Beschreibung desselben von der berühmten Feder Mirabeaus, die durch seinen Versuch über den Despotismus schnell bekannt worden war. Der Commandant führte ihn auch im vornehmsten Hause des Städtchens ein, beim Marquis von Monnier, dem Präsidenten der Rechnungskammer von Dôle, der daran einen Gefallen fand, den jungen Mann seine Leiden und seine Fehler erzählen zu hören, und ihm mit Trost und Rath unermüdlich zur Seite stand. Dieses Haus wurde aber bald sehr gefährlich für Mirabeau.

Sophie Monnier.

Monnier war ein Greis von 75 Jahren, hatte aber, um sich für eine Vermögensklage an seiner einzigen Tochter zu rächen, sich mit der achtzehnjährigen Marie Therese Sophie Richarde von Ruffey verheirathet. Buffon hatte früher um die Hand des schönen Mädchens vergebens angehalten. Die junge Frau war nicht glücklich. Auf die briefliche Frage ihrer Mutter, was ihr denn gefehlt habe, antwortete sie: „Meine Freuden waren früher die eines achtzehnjährigen Kindes, das sich überschwenglich selig fühlt, wenn es nur Liebkosungen und Zuckerwerk erhält. Verheirathet wollte ich geduldig unter dem Kettenzwang meiner Pflichten die Tage verträumen und mich selbst überreden, ich sei wirklich glücklich, indem ich Andern diesen Glauben vorgaukelte; aber je mehr ich in dieser Idee beharrte, desto schwerer wurde die Centnerlast, die mich zu Boden drückte. Das Jahr, das ich als Sclavin und allein mit dem Marquis zubrachte, war die entsetzliche Epoche öder Langweile und trostloser Trauer; ich hatte über keinen Sou zu gebieten, ohne Unterlaß sah ich mich über Wirthschaftsangelegenheiten auf unpassende Weise zur Rede gestellt; ich durfte weder Besuche annehmen, noch abstatten; der Inbegriff meines ganzen Daseins, meiner gepriesenen Seligkeit bestand darin, mit dem Marquis Whist zu spielen; es war mir nicht erlaubt, mit irgend einem Menschen ein Wort zu reden. Der Marquis ward mit jedem Tage mehr zänkisch und eifersüchtig, ohne selbst zu wissen, über wen und über was." [1]) —

---

[1]) Memoiren Mirabeaus, II, p. 165.

So war die Stimmung Sophiens und nun kam der feurige Herzengewinner, der beredte Mirabeau in dieses Haus, welcher einer sittlichen Gefahr jetzt nicht weniger ausgesetzt war als Sophie. Gefahren.

Er schreibt: „Ich war unendlich unglücklich, und das Unglück verdoppelt die Gefühlsamkeit, und nun stand vor mir ein Weib mit allen Reizen, die mich unwiderstehlich fortreißen können und müssen, mit den Vorzügen einer edlen Seele, eines klangreichen Geistes. Bisher hatte ich noch nicht gewußt, was Liebe sei, ich suchte eine Trösterin — und welch bessere, sanftere Trösterin gibt es als die Liebe! Es war nicht der Naturreiz, der mich hinriß, auch nicht das Trachten, einer Schiedsrichterin von so geläutertem Geschmack zu gefallen; es war die Uebereinstimmung des Geschmackes. Ich traf eine anbetungswürdige, liebeglühende Frau; ich wußte, was ihre Seele, welche die Natur in einem Anfall von prahlerischer Großmuth erschaffen hatte, in ihrem noch uneröffneten Reliquienkästchen in sich verschloß. Sie vereinigte wie ein Brennglas die wirren Strahlen meines neu auflodernden Daseins." Reize Sophiens.

Wir fragen: War Mirabeau nicht Gatte, war er nicht Vater? Fühlte er nicht, daß er an einem Abgrund stehe? Er sagt auch: „Ich gewahrte mit Schrecken die innere Unruhe, ich bemühte mich rastlos, gegen jenen Zauber anzukämpfen." In einem solchen Falle ist Flucht geboten. Mirabeau mied auch einige Monate das Haus. Monnier machte einigemal vergebens Versuche, ihn wieder in sein Haus einzuführen; man schrieb ihm Vorwürfe, warum er nicht mehr komme. Mirabeau erzählt, wie er seine Pflichten sich zum Schild zu machen suchte, wie er seiner Gattin einen Brief schrieb, sie solle sich von Neuem seinem Schicksal zugesellen, wie es ihr doch alle menschlichen und göttlichen Gesetze geboten. Er bekam einige frostige ablehnende Zeilen, worin ihm die Gattin, die damals in Liebeleien in Paris sich umtrieb, in gleißnerischer Sanftmuth kundgab, er sei toll. Jetzt sank er ein unter den Wogen der Leidenschaft. Hier ist der schlimme Wendepunkt in seinem Leben. So war damals das eheliche Leben in Frankreich zerrüttet. — Mirabeau hatte bisher viel unter den Fehlern Anderer zu leiden, jetzt werden wir ihn leider lange auf einem bösen Wege wandeln sehen. Früher hatte er zur Entschuldigung für sich seine überschwellende Kraft, die Leidenschaftlichkeit seiner Natur, die Unvernünftigkeit der Art, mit welcher er behandelt wurde, den Mangel an eigentlicher Erziehung. Jetzt aber ist er ein Mann, hat Weib und Kind, und wenn sein Weib kalt ist gegen ihn, so soll er wenigstens als Mann wissen, was er zu thun hat. Nun aber ist sein großes Unglück, daß er nie seine Sinnlichkeit beherrschte. Was hätte er leisten können, wenn er mit unbemakeltem Ruf und mit einer durch Sinnlichkeit nicht schon gebrochenen Kraft in die Nationalversammlung 1789 eingetreten wäre! — Er hätte der Retter seines Vaterlandes werden können. So aber überläßt er sich jetzt seiner Leidenschaft und schleudert Alles weit von sich, was sonst einen Mann zurückhält, Ruf, Stand, Rang, Vermögen, Ruhe, Glück und die edle Rücksicht, daß man nie Unglück bringen solle in das Haus, in dem man gastfreundliche Aufnahme Erwachen der Leidenschaft. Fehler der Gattin. Wendepunkt.

fand. Der einen Verfehlung folgen dann viele und Mirabeau weiß nur eine Entschuldigung anzuführen: „Ich bin mit unzähligen Makeln bedeckt und nur Du weißt es, großer Gott, ob ich so schuldbelastet geworden wäre, wie ich es gewesen bin, wenn meine Gattin meinen Brief auf passende Weise beantwortet hätte.“ — Allerdings hätte seine Frau am klügsten gethan, bis ans Ende die Gefangenschaft mit ihm zu theilen und ihn durch diese glänzende Wohlthat an sich zu ketten; aber wir haben nicht mit ihr, sondern mit Mirabeau zu rechnen, denn nur er ist der Mann unserer Geschichte. Je größer die Begabung, umso stärker die Verpflichtung![1])

Mauris. — *Entweihung.* — *Bitte an Saint-Germain*

Allerdings erfolgte das erste Geständniß der Liebe von Seite Sophiens am 13. September 1775, nicht von Mirabeau. Der Erste, der die Vertraulichkeit zwischen Beiden entdeckte und anzeigte, war der Befehlshaber von Joux, der seinen ehemaligen Gefangenen, obschon er ihn bisher zu Reisen durch die Provinz für Zwecke der Regierung ermächtigt hatte, nun aus Eifersucht mit bitterm Haß verfolgte. Vorwand dazu gab ein Ballen von der in der Schweiz gedruckten Broschüre „Versuche über den Despotismus“ und ein Wechsel, den Mirabeau ausgestellt hatte, der aber noch nicht verfallen war. Mirabeau erhielt Befehl, augenblicklich in das Fort Joux zurückzukehren, entwich aber, sein trübes Schicksal voraussehend, am 16. Januar 1776. — Zuerst gedachte er in die Schweiz zu fliehen, er verbarg sich aber in Pontarlier, um in der unmittelbaren Nähe der Frau von Monnier zu bleiben. „Ich ergab mich dem traurigsten, aber zugleich dem erbärmlichsten Leben, nur um meine Freundin nicht zu verlassen.“ In einem Schreiben an den Kriegsminister, den Grafen Saint-Germain, stellte er sich unter dessen Schutz: „Ich werde, seit mehr als 18 Monaten der bürgerlichen Freiheit verlustig, von einer Festung zur andern geschleppt, eines Vorfalls willen, wobei ich mich so betragen habe, wie es einem Mann von Ehre ziemt. Zu einer Zeit — wo es leicht war die königlichen Befehle zu erschleichen, erklärte mich ein unbefugtes Tribunal zum Gefangenen. Ich gehöre als Unterthan, als Edelmann und Officier dem Könige an; ich bin Franzose, ich heiße Mirabeau und bin Capitain bei den Dragonern.“[2]) Keine Antwort! Die Verwendung für ihn von angesehener Seite bei seinem Vater war vergeblich; er war der Verzweiflung nahe, die nach seinem eigenen Geständniß die Kraft, das Vermögen des Denkens nahm. „Ich entwarf keinen festen Plan, ich ergriff keinen unerschütterlichen Entschluß; es blieb mir eine, eine einzige Freundin; mein wiederholter Verlust verdoppelte unendlich den Werth dieses Kleinods. Ich ergab mich blind allen Täuschungen der Liebe, ich staunte selbst über die wahnsinnige Energie meiner Leidenschaft; aber nur durch sie gehörte ich noch dem Leben an.“ —

Leiden Sophiens in Dijon.

Aber auch für Sophie hatte ihre Leidenschaft die bittersten Folgen. Sie ward das Gerede im Städtchen, bald auch in der ganzen Provinz. Sie mußte Demüthigungen aller Art erfahren, sie wurde unter die spähende Aufsicht ihrer eigenen Dienstboten gestellt; sie zog sich deshalb am 25. Januar 1776 nach Dijon in den Kreis ihrer Familie zurück, wo sie aber nur Scenen der Verzweiflung sah: ihr Vater war ein tugendhafter Mann, ihre zärtliche Mutter eine Frau von strengen und reinen Sitten. Mirabeau folgte heimlich seiner Freundin, wurde

[1]) Memoiren Mirabeaus, II, p. 114—175.
[2]) Ibid., II, p. 191.

aber in Dijon sogleich festgesetzt, seine Freundin dagegen immer enger verwahrt, auf ihre Stube beschränkt, wie ein Kind behandelt, vor dessen tollen Streichen man sich sichern müsse. Sie begab sich deshalb am 24. März 1776 wieder nach Pontarlier, während Mirabeau sich in einem Schreiben um Hilfe an Malesherbes wendete: „komme ich fernerhin in die Hände meines Vaters, so bin ich ein verlorener Mensch". — Schon war der Befehl ertheilt, ihn in eine andere Festung zu bringen, da ließ Malesherbes ihm heimlich anrathen, in die Fremde zu fliehen, dort Ehre und Militärchargen zu erkämpfen; die Rechtshändel des Flüchtlings ließen sich viel besser in der Ferne ordnen. Dieser wohlgemeinte Rath sei der letzte Dienst, den er mit Fug von ihm erwarten dürfe, denn er gedenke sich ins Privatleben zurückzuziehen! [1]) Malesherbes.

Am 25. Mai entfloh Mirabeau unter dem Namen eines Grafen von Beaumont nach der Schweiz, nach dem Dorfe Verrières. Er gedachte sich zunächst mit Schriftstellerei zu erhalten, schwebte aber hier in Gefahr, aufgegriffen zu werden. Er besuchte heimlich seine Schwester, Frau von Cabris, in Lyon; sie rieth ihm, mit Sophien zu entfliehen. Flucht in die Schweiz.

Indeß härmte sich seine Freundin, die noch immer in brieflichem Verkehr mit ihm stand, in Pontarlier ab. Sie klagte: [2]) „Mein Mann nahm meine Briefe, er gab sie den Pfarrern zu lesen, behielt sie Tage lang, ohne ein Wort darüber zu sagen, verwandte aber diese Zeit, um mich mit Aufmerksamkeiten zu überladen, gegen die ich Verachtung zeigte, weil ich überzeugt war, es sei Falschheit. Endlich brach der heftigste Sturm los, er gab mir sein Ehrenwort, mich mit einem Lettre de Cachet in ein Kloster zu stecken; ich schwor, daß ich mir in diesem Fall einen Dolch in die Brust stoßen werde." — Damals schrieb sie Mirabeau: „Wenn Du mir nicht schreibst, so bin ich für Nichts mehr verantwortlich. Abends lese ich all Deine Schwüre, denn jedes Deiner Worte ist ein Schwur; o mein Gott, ich schwöre es, nur Dir angehören zu wollen; ich werde weder Dich, noch Deine Liebe überleben. — Höre mich! Es ist zu entsetzlich, fern von Dir zu sein und Dich unglücklich zu wissen. Wir müssen uns wieder vereinigen oder laß uns sterben! Ich werde hier den kommenden Frühling nicht sehen, ich kann, ich will es nicht. Von Dir getrennt leben, heißt täglich tausendmal sterben. Nach dem, was wir bereits gethan haben, steht uns kein Weg offen, der mit Ehren rückwärts führt. Ich verlange Nichts als Dich. Jede Lage des freudlosen Daseins dünkt mich überschwänglich süß, wenn ich nur Dein Schicksal theile und wir uns nimmer verlassen. Komm schnell, komm oder Du triffst Deine Sophie nicht mehr. Ich wiederhole es Dir mit tausend Thränen — Wiedervereinigung oder Tod!" Sophie in Pontarlier. Brief an Mirabeau. Traurige Ehestunden.

Mirabeau meldet: „Ich überließ mich meiner Zärtlichkeit zum Raub, weil ich mich ihr nicht mehr zu entziehen vermöchte." Wähend die Spürer der Polizei auf Kosten seines Vaters ihn von Nachtlager zu Nachtlager verfolgten, traf er in der Stille in Pontarlier ein. Sophie überstieg in der Nacht vom 24. August in Mannskleidern den Garten, Mirabeau war zur Hand und entfloh mit ihr. Das Verbrechen der Entführung lastete also auf ihm. Auf Umwegen, denn stets war die Polizei den Flüchtlingen auf der Ferse, erreichten sie 7. October 1776 Amsterdam, wo Mirabeau unter dem Namen Saint- Entführung nach Amsterdam.

---

[1]) Memoiren Mirabeaus, II, S. 213.
[2]) Ibid., II, p. 218.

Matthien am Calvestrande sich eine Wohnung nahm. Ein Buchhändler gab ihm für Uebersetzungen — Mirabeau arbeitete wie ein Sklave — täglich einen Louisdor. Aber das ist wenig zum Leben im theuren Amsterdam! Indeß erfolgte am 10. Mai 1777 der Richterspruch des Amtsbezirkes in Pontarlier gegen Mirabeau, der ihn „als überwiesen des Verbrechens der Entführung und Verführung", verdammte, daß er mit dem Schwert gerichtet, was einstweilen, bis man ihn fange, am Bilde geschehen solle, und ihn außerdem zu einer Buße von 5 Livres für den König und zu einem Civilersatz sammt Schadloshaltung von 40.000 Livres an den Marquis von Monnier verurtheilte, und befahl, daß dessen Frau zeitlebens in das zu Besançon errichtete Rettungshaus eingesperrt, dort geschoren und gebrandmarkt werden solle gleich den öffentlichen Mädchen, und sie aller Communrechte, Pflichttheile, Witwengelder, Vermächtnisse und anderer ihr durch den Ehevertrag gemachten Vortheile für ewig verlustig erklärte, dem Gatten die Mitgift zusprach und sie selber zu zehn Louisdor Buße für den König verdammte. — Das Bild Mirabeaus wurde vom Scharfrichter der Grafschaft Burgund auf dem Schaffot vor dem Kasernenplatz angeschlagen. So hatte der Wahnsinn dieser unglückseligen Leidenschaft Schande und Trauer über drei Familien gebracht, über die Monnier, Ruffey und Mirabeau.

Todesurtheil.

„Endlich", schrieb damals sein Vater, „endlich ist der Bösewicht in Ketten; es wäre mir lieb gewesen, wenn man den Elenden an die Holländer hätte ausliefern können, damit er in den Kolonieen zu Grunde gegangen wäre. Hätte man ihn gehängt, so wäre es incognito geschehen, denn wir sind am Ende alle sterblich, und wenn er uns überlebt, so behält er Verstand genug, um dem Narrenhause zu entgehen, und Tollheit und Verruchtheit genug, um den Namen zu schänden, den er trägt. Mein Entschluß steht fest: nur die Obrigkeit soll wissen, wo er ist, und nach meinem Tode soll ein versiegelter Zettel es meinem Nachfolger sagen." —

Die Reform der Freimaurerei.

In Holland verfaßte Mirabeau seinen Versuch zur Reform des Freimaurerthums.[1]) Holland und Frankreich waren damals durchwühlt von geheimen Gesellschaften; wo Mirabeau sich in eine solche einweihen ließ, ist nicht mehr zu ermitteln. Zufrieden war er nicht mit dem Zustande der Gesellschaft, er beklagt es, „daß die bessern Geister von falschen Ideen, von falschen Ungeduldsparoxismen hingerissen, den Orden verlassen und so allmählig dessen Auflösung bewirken." Er beklagt ferner, daß an vielen Orten die Mitglieder Nichts als die gewöhnlichen Wohlthätigkeitspflichten gegen die Dürftigen erfüllen und keinen besonderen Einfluß auf das Wohl der Menschheit ausüben. Er will darum eine engere Verbrüderung der tugendhaftesten, freimüthigsten und ge-

---

[1]) Memoire in Betreff einer beabsichtigten intimen durchgreifenden Association und theilweise neuen Reform des Freimaurerordens, um denselben zu seinen ersten Principien zurückzuführen, damit er wahrhaft zum Wohle der Menschen wirke; redigirt von dem Bruder Mi . . . . ., gegenwärtig genannt Arcesilaus, im Jahre 1776.

bildetsten Maurer, also einen Orden im Orden zu Stande bringen; das Ziel soll sein — die größtmöglichste Zufriedenheit des Menschengeschlechtes.

Dieses würde erreichbar einmal durch Bildung. Man müsse die Menschen unterrichten, um sie weise und tugendhaft zu machen und sie dann an sich ziehen zu können; man müsse also sorgen für Volksschulen, damit nützliche Wahrheiten sich möglichst verbreiten und dem Volke genießbar werden. Alle Erfindungen muß diese geheime Verbindung untersuchen, und wenn sie nützlich sind, dazu auffordern. Man muß das Volk an das Lesen gewöhnen: „nur durch das Lesen gelangt man zum Denken; nur das Lesen bewahrt uns am wirksamsten vor unzähligen Lastern und Unglücksfällen, indem es den Geist gegen die Langweile waffnet.“ Außer der Erziehung des Volkes muß diese geheime Verbindung thätig sein für Verbesserung der Regierungsformen und Gesetzgebungen, um die Schranken wegzunehmen, die den Einzelnen von seinem Glück fern halten. Wie weise und tugendhaft auch ein Mann ist, so muß er sich nothwendig sehr unglücklich fühlen, „wenn man ihn seinen Eltern, seiner Gattin, seinen Kindern, seiner Geliebten entreißt und ihn nach Amerika schickt, sich dort erwürgen zu lassen? — wenn er Sklave und an den Erdboden gekettet ist, wo er geboren ward, leibeigen für alle Ewigkeit, er und seine Kinder; — wenn er sich gezwungen sieht, statt ungehindert für seinen Unterhalt und das Wohlergehen seiner Familie zu arbeiten, den schmählichen Frohndienst zu verrichten; oder wenn er, sobald er irgend ein erlerntes Gewerbe zu betreiben und sich mit dem Mädchen seiner Wahl zu verbinden wünscht, nicht dazu gelangen kann, weil er nicht im Stande ist, die Kosten des Meisterrechtes zu tragen, für welche er sich oft genöthigt sieht, sich des letzten Hellers zu begeben, den er so gut zur Verbesserung seiner Lage anwenden könnte; — oder wenn eine falsche Angabe hinreicht, ihn in Untersuchung zu ziehen, ins Gefängniß zu werfen. — Kurz, vermag ein weiser und tugendhafter Mensch glücklich zu sein, so lange er unterdrückt, verbannt, eingekerkert, ja getödet werden kann, wenn er nur einem mächtigen Manne mißfallen hat?“ —

Sorge für Schulen.

Noth des Volkes.

Also Aenderung der Verfassung des Königreiches! Die Früchte würden herrlich sein, aller Mühe würdig! Damit dieser Orden im Orden jedoch kraftvoll wirken könne, müsse die Verbindung geheim sein. Nur so ließen sich die großen Ziele erreichen. Nur durch solche Mittel habe Pythagoras dereinst in Großgriechenland mit seinen Schülern so viel gewirkt, „jener berühmte Freimaurer“ könne als Muster dienen! Mirabeau stellt als Muster von großen Leistungen den Jesuitenorden hin, in welchem Einheit des Zieles und stilles Wirken geboten gewesen. Welch' unendliche Vortheile hätte dieser geheime Freimaurer-Orden über die Jesuiten nicht voraus, wenn er wie die Jesuiten in der Aufnahme der Mitglieder sorgfältig wäre: „keine Kleidung, kein äußerer Ritus zeichnet uns aus; kein sichtbares Oberhaupt ist da, das uns auflösen könnte. Bei jedem Sturme, der uns bedrohte, brauchten wir nur unterzutauchen und zu anderer Zeit, an anderer Stätte wieder zu erscheinen. Noch dazu keine Pläne des Ehrgeizes, des Interesses, die Aergerniß oder Verdacht erregen!“ —

Geheimniß.

Jesuiten.

Diese Verbindung soll dem Freimaurer-Orden als veredelndes Pfropfreis eingeimpft werden und mit ihm in innigster Verbindung sein, so daß man zuerst Freimaurer sein muß, ehe man in diesen Ehrengrad eintreten kann.

Orden im Orden.

In diesem sollen wieder zwei Hauptgrade sein: in dem ersten entdeckt man dem Eingeweihten als das Ziel des Ordens das größtmögliche Wohl der

Menschheit. In dem zweiten, worin man Keinen aufnimmt, der nicht schon Proben seines Eifers gegeben, enthüllt man als das eigentliche Princip, die Verbesserung der Regierungsform und der Gesetzgebung, wie auch die Errichtung einer gerechten Freiheit. In jedem großen Staat soll dieser Orden im Orden einen Hauptsitz haben und er soll selbst wieder in Provinzen getheilt werden. Drei Mitglieder vom höchsten Grad können eine Loge bilden, die eine aufgeklärte Loge heißt. Man sieht aus diesen Bestimmungen, wie Mirabeau in allen Lagen seines Lebens immer an Verwirklichung seiner politischen Ideen dachte; man sieht aber auch, welch' großen Einfluß die Freimaurerei auf die Entwicklung der französischen Revolution ausübte, und daß gewisse Erscheinungen in derselben ohne Verständniß der Freimaurerei immer räthselhaft bleiben. —

Aufgeklärte Logen.

Merkwürdig ist die erste Bedingung bei Bewerbern um den Eintritt in diesen höhern Grad: „Es muß eine Fundamentalregel bleiben, nie irgend einen Fürsten oder sonstigen Gewalthaber in die Verbindung einzuweihen, und wäre er ein Gott der Tugend! Wenn man gesagte Verbindung solchen durch das Schicksal hochgestellten Individuen nicht geradezu verweigerte, würden sie dieselbe unfehlbar verderben, wie sie es bereits mit der Freimaurerei gethan haben." — Dagegen sind Leute von Adel, „wenn sie die Vorurtheile des Standes besiegt haben", willkommen, denn die Ehre wird sie treu und die Treue eifrig machen! — Sie sollen ja nicht fürchten, daß sie ihren eigenen Interessen schaden, wenn sie die Freiheit des menschlichen Geschlechtes befördern; sie brauchen nur ihre Blicke nach England zu lenken. Haben die Lords Etwas von ihren alten Rechten oder von ihrem Glanz verloren, seitdem sie nicht mehr das Recht besitzen, Ungerechtigkeit zu begehen und das Volk zu unterdrücken? Oder hat vielleicht die gänzliche Abschaffung des Frohndienstes den Ertrag ihrer Güter beschränkt? Nein, im Gegentheil. Die Freiheit ist vortheilhaft für die ganze Welt, den Despoten, den Ungerechten, den Grausamen ausgenommen."

Ausschluß der Fürsten. Adelige willkommen. Hinweis auf England.

Auch Vermögen ist nöthig zur Aufnahme in diesen höhern Orden oder wenigstens Talente, die vor Mangel schützen, „denn die Armuth gibt zu sehr Veranlassung Alles zu thun, um ihr zu entgehen, als daß man sich auf einen armen Menschen verlassen dürfte." — Auch muß, wer aufgenommen werden will, im bürgerlichen Leben seine Geschäfte in größter Ordnung haben. Da vor allen Dingen Klugheit nothwendig ist, so darf Niemand aufgenommen werden, der nicht schon sein 30. Jahr erreicht hat, der nicht schon eine gewisse Erziehung genossen hat und ein Mann von unerschrockener Denkart ist! Wichtig ist noch die Bestimmung: „Jeder bigotte Mensch muß an und für sich ausgeschlossen werden", das heißt jeder streng religiöse Mann. Diese Forderung wird so begründet: „Nicht daß die Verbindung aus Leuten ohne Religion bestehen sollte, aber es thut vor Allem noth, daß Jene, welche den großen Baumeister der Welt mit Aufrichtigkeit nach ihrer Sitte anbeten, ganz und gar nicht und auf keine Weise Diejenigen verdammen, die ihm auf irgend eine Art huldigen, wenn solcher Cultus nur nicht Handlungen gebietet, die der gesunden Moral, sowie dem sichtbaren und fühlbaren Glück der Menschheit augenscheinlich widerstreiten. Mit einem Worte, jeder Novize muß vollkommen tolerant und rücksichtslos davon überzeugt sein, daß die Religion ein Privatgeschäft zwischen Gott und jedem einzelnen Individuum ist, worin kein Dritter gegen seinen Willen sich zu mischen das Vorrecht hat." —

Vermögen. Alter. Subjective Religion.

Die Mitglieder dieser höhern Verbindung müssen in Freundschaft mit einander leben, sie dürfen Demjenigen, welcher durch sichere Zeichen sich ihnen zu erkennen gibt, sich nicht verbergen; sie müssen für die Erziehung der Kinder eines sterbenden

Bruders sorgen; sie dürfen die Papiere der Verbindung nie in profane Hände gelangen lassen; sie müssen über ihre Verhandlungen ein unentschleiertes Geheimniß bewahren; sie müssen auf Anstellung guter Lehrer des Volkes hinwirken; sie müssen beim Eintritt einen heiligen Eid ablegen, nie wieder auszutreten, noch sich von der Verbindung loszusagen. Wird ein Bruder Minister oder Günstling eines Fürsten oder Mitglied der Staatsverwaltung, so muß er seinen ganzen Einfluß für die Zwecke der Verbindung aufbieten, von Allem, was geplant wird, seinen Brüdern gewissenhaften Bericht abstatten; er muß den Fürsten, auf welchen er Einfluß hat, vom verderblichen Luxus, von Grausamkeit und Habgier abhalten.

Geheimniß, aber nicht für den Orden.

Wir haben also hier eine Verbindung, die ungesehen von Andern, einen Staat im Staate bildet und ungesehen denselben zu leiten trachtet. Pflichten der Mitglieder sind, für Aufhebung der Leibeigenschaft zu wirken, für Abschaffung der Frohndienste und aller Zünfte und Meisterrechte, auch aller Hemmungen, die durch Douanen, Accisen und Steuern den Handel bedrücken. Zur Verbreitung allgemeiner Toleranz wird noch empfohlen, jede geistliche Gerichtsbarkeit abzuschaffen und die Zahl der Geistlichen zu vermindern, Freiheit der Presse sei der stärkste Damm wider jede Tyrannei. So diese für den Gang der französischen Revolution so merkwürdige Schrift. —

Pflichten der Brüder.

Demnach ward Mirabeau zu ewigem Gefängniß verurtheilt, und in den finsteren Schloßthurm zu Vincennes gebracht — der Gefängnißwärter durfte auf all seine Fragen nur die Antwort geben: „Ich weiß nicht"; er fühlte sich anfangs wie im Grabe und trug sich mit dem Gedanken an seinen nahen Tod. Doch gerade im Unglücke gewann seine Seele neue Stahlkraft, er bezauberte seinen Gefängnißwärter durch seinen Geist und gewann bald Bücher und Schreibgelegenheit, ja sein Gefängnißwärter machte sogar den Vermittler seiner beredten Briefe an Sophie. Hier wurden jene berühmten Briefe voll Schwung, voll Ideenreichthum, reich an classischen Schönheiten geschrieben, die nachher die Runde durch Europa machten und beweisen, wie unerschöpflich die Fundgrube seines Inneren war, wie er aus dem unbedeutendsten Vorfalle die umfassendsten Gedanken zu locken wußte. Nach kurzem Schmerz, daß er als Jüngling schon aus dem Buche des Lebens gestrichen sei, zog seine Seele gerade aus dem Unglücke neue Stärke: „die Freiheit", schrieb er, „dieser Abgott starker Seelen, dieses unveräußerliche Geschenk des Himmels, dieser Keim jedes Glückes und jeder Tugend, sie wird fort und fort in meinem Geiste und in meinem Herzen herrschen". Mirabeau war unermüdlich im Arbeiten, er übersetzte Homer, Tibull, Catull, er schrieb Trauerspiele, einen Versuch über alte und neue Literatur. Eine Denkschrift nach der anderen kam aus seiner Feder, bald an den König und die Minister, um mit den Truppen nach Amerika gegen die Engländer gesandt zu werden, man werde von seinen Thaten hören, oder seinen Namen auf der Todtenliste finden; bald an den Vater um Gnade, um Verwendung für Sophie, die indessen von einem Töchterlein entbunden ward; allein der Vater blieb unbarmherzig, sein Herz schien hart wie Kieselstein.

In Vincennes.

Lettres à Sophie.

Mirabeau in Vincennes.

Bitte an den Vater. „Vater", heißt es in einem Briefe Mirabeaus, „ich schreibe Ihnen mit der Zerknirschung eines Schuldigen, der sich selber anklagt und seinen Richter um Gnade anfleht. Lassen Sie zum Zeichen, daß Sie mir dieselbe nicht verweigern, einen Blick des Mitleids auf das Kind fallen, das an meinen Vergehen unschuldig ist, in dessen Adern Ihr Blut fließt und das, wie ich glaube, keine andere Stütze hat, als Ihr Erbarmen" — der Vater gab jedoch keine Antwort. Nur in der Arbeit fand der Unglückliche die Kraft, dem Unglück, das ihn niederzudrücken drohte, Widerstand zu leisten. „Ich schreibe", so heißt es in einem Briefe an Sophie, „täglich 14 bis 15 Stunden: ich erliege und überlebe mich. Alles, was ich zu Stande bringe, bleibt weit hinter dem zurück, was mir vorschwebt, und das wenige Gute, was mir gelingt, wird auf Kosten meines geistigen und körperlichen Daseins erkauft. Vielleicht war in glücklichen Tagen meine Phantasie reicher und geschmeidiger, mein Stil kräftiger und gewandter. Meine Bahn ist in einem Alter durchlaufen, wo Andere sie erst beginnen. Die Natur hatte mich befähigt, eine ausgedehntere und erhabenere zurückzulegen: wenn aber das Unglück starke Seelen aufrichtet, so hemmt es den Flug des Genius. Seit sechs Jahren verfolgt, von Leiden aller Art heimgesucht, von bangen Sorgen gequält, der peinlichsten Ungewißheit preisgegeben, seit sechs Monaten krank, seit fünfzehn Monaten in tiefster Einsamkeit begraben, kann ich bei solchen Prüfungen meinen Geist wohl nicht ungeschwächt erhalten." Mirabeau fürchtete Miltons Schicksal und übte sich darum täglich eine Stunde hindurch, mit geschlossenen Augen zu schreiben. —

Tod des Kindes. Ein Schlag schwerster Art war der Tod seines Sohnes, der vielleicht von den Seitenverwandten seiner Gattin aus dem Wege geräumt wurde, nur um jede Verbindung abzuschneiden und das große Vermögen der Marignan nicht an die Mirabeau gelangen zu lassen. „O mein Sohn, wie theuer kommt dein Dasein deinem Vater zu stehen! Er ist nicht mehr und ich habe Nichts von ihm erfahren" — rief der Gefangene aus. Der Vater und Oheim wurden übrigens durch den Tod dieses Kindes erschüttert, ihr Geschlecht drohte auszusterben. Auf die Mahnung des Bruders, die Jugendstreiche des Sohnes zu verzeihen, er sei ja nicht schlechter als viele tausend Pariser, antwortete der Menschenfreund: „Der Bewohner von Vincennes ist ein ruchloser Bösewicht; er ist aber auch körperlich toll, selbst ein Tag von Damaskus würde diesen Menschen nicht aufwecken. Ich will ein solches Subject nicht von Neuem paaren, um das Schloß Marignan an das Schloß Mirabeau zu bringen." Ja, der Vater verlangte vom Minister noch schärfere Maßregeln, aber Maurepas meinte: „Alles hat sein Ziel. Da haben wir 60 Briefe oder Befehle von der Familie Mirabeau, sie brauchte ja einen eigenen Staatssecretär. — Der Vater hält mich für seinen Geschäftsführer: ist es nicht eine Schande, daß die ärgerlichen Händel in seiner Familie kein Ende nehmen?" — Der Menschenfreund hielt jedoch Strenge für seine Pflicht: „Ich habe in meiner Eigenschaft als natürlicher und häuslicher Richter Gerechtigkeit geübt und würde ohne Gewissensbisse die Mutter an den Pranger, den Sohn auf dem Richtplatze sehen und Nichts desto weniger aufrecht und mit offener Brust meinen Weg wandeln!"

Maurepas.

Vater und Sohn. So war dieser Eisenkopf, der sich noch über die Vorsehung beklagte: „Von Verbrechen umringt, sehe ich von fünf Kindern vier und die Mutter dazu noch eingesperrt! Was kann mir, dem Name, Vermögen und Freunde in Trümmer gegangen sind, Kraft verleihen bei den Beschlüssen der Vorsehung, die mich so lange in der Regulustonne läßt... Man hat mir mein Haus gesund, blühend, ohne Schulden und Prozesse, mit Ehren und Ansehen geschmückt, im Besitze der all-

gemeinen Achtung übergeben — in welchem Zustande lasse ich es zurück?" — Der Sohn gibt darauf die schlagende Antwort: „Es ist schwer, Andere zu quälen, ohne sich selber Qualen zu bereiten. Mein Vater hätte glücklich werden können und sollen. Er besaß einen bekannten Namen, den er berühmt zu machen wußte, großes Vermögen, großen Einfluß. Er hatte Kinder, die fast alle das Beste versprachen und vielleicht zu großen Dingen fähig waren. — Was mich betrifft, so besaß ich den Keim zu allen militärischen Talenten, etwas Geist, viel Verwegenheit und eine thatkräftige Seele; damit stellt man sich an seinen Platz. — Was hat mein Vater gethan? Seine Knauserei zuerst, dann seine Härte, endlich seine Vorurtheile, sein Geiz und seine Anfeindungen haben uns alle entstellt, verstümmelt, zu Grunde gerichtet. Seine Gattin hat ihn lange Zeit vergöttert, sie würde ihn immer geliebt haben, wenn er es gewollt hätte. Es war ziemlich leicht, sie zu lenken — er begehrte sie zu unterjochen, weil er herrschsüchtig und tyrannisch ist und sie haßte. Aber starke und beharrliche Charaktere, feurige Phantasien lassen sich nicht unterjochen. Meine Mutter rannte rasch ins Verderben und ihr Gatte vollendete es bald." — Qualen des Quälers.

So kommt für jede Sünde ihre Strafe. Aber der Vater schien unbekehrbar. Schon brach das vierte Jahr der Gefangenschaft seines Sohnes an und er schrieb, er halte den Narren in Vincennes für unheilbar, und werde sich in seinem Leben nie mehr um ihn bekümmern. Mirabeau aber benützte die bitteren Erfahrungen des Kerkerlebens, um dem Mißbrauch der Lettres de Cachet einen tödtlichen Stoß zu versetzen:[1]) er bestehe trotz der Verordnung Ludwigs des Heiligen, trotz dem Versprechen der Könige, einen Unterthan nie länger denn 24 Stunden gefangen zu halten, ohne ihm Recht zu sprechen; er beraube Bürger Jahre lang ihrer Freiheit und begrabe sie ohne Urtheil und Recht im Gefängniß. Soll doch Fleury allein 40.000 solcher Verhaftsbefehle bewilligt und andere Minister sie zu Tausenden vertheilt haben. Gerechtigkeit sei ein unabweisbares Bedürfniß unserer Natur, das Hauptbindemittel der Menschen und der nothwendige Vereinigungspunkt der Gesellschaft. Mirabeau kommt zum Schluß, daß die Despoten des Orientes keine größere Gewalt besitzen, als die französischen Könige, daß die Lage der Franzosen nicht besser sei, als jene der Türken, daß in Paris nicht mehr Freiheit herrsche, als in Constantinopel. Dabei bemerkt er vom Militäradel: „Wir, die wir glauben, daß uns der erste Rang gebühre, und die wir eigentlich gar keinen haben, wir Sclaven aus Beruf, aus Vorurtheil, aus Unwissenheit, die wir uns noch dazu dieser Sclaverei rühmen, wir haben den Despotismus, dessen erstes Opfer wir waren, weit mehr gefördert, als alle anderen Körperschaften zusammengenommen, und bilden seine hauptsächlichste Stütze." — Ludwig XVI. bekam dieses Buch zu Gesicht, fand, daß es treffliche Gedanken enthalte, bedauerte jedoch das Mißverhalten des Verfassers, sorgte aber dafür, daß das Loos der Staatsgefangenen verbessert wurde. Die Mißbräuche in diesen Gefängnissen verstand Niemand besser zu entschleiern als Mirabeau, der in mehreren die Runde gemacht hatte. Gegen die Lettres de Cachet. Fehler des Adels. Ludwig XVI.

Die „Briefe an Sophie" haben Mirabeau allgemeine Theilnahme gewonnen. Fr. L. Stolberg schreibt darüber, solche Glut der Empfindung habe er noch bei keinem Franzosen gefunden. Marwitz meint in einem Brief an die Rahel, es offenbare sich in diesen Briefen die gewaltigste Fülle seines Herzens, die bei dem fürchterlichsten, dem ertödtendsten Unglück seinen Geist stark und lebendig erhalten; seine Beredtsamkeit sei die wahre, denn er mache, er erdenke sie Mirabeaus Stil.

[1]) Des lettres de cachet et des prisons d'état.

niemals, sondern sie ströme ihm immer aus dem Quell eines erregten Gemüthes hervor.[1]) Rahel aber fand die Briefe göttlich: „Der soll schlecht gewesen sein — nie habe ich es geglaubt. An mir hat er in der Nachwelt die Freundin, den Freund, der ihm vielleicht bei der Mitwelt fehlte." — So lautet das Urtheil von Fremden, während der Vater in all seinen Schreiben nur „Schwulst" fand, „afterphilosophisches Geschwätz, unverschämte Reminiscenzen aus Diderot, d'Alembert, Rousseau und anderen mit Flittern behängten Strohmännern", „sein Geist verirre sich ins Leere und sei für den Schwulst geschaffen wie der Windhund für die Jagd." — „Wenden wir uns von diesem Aase ab, sein Platz ist der Schindanger." Dieses rohe Wort zeigt am besten, wie wenig Verständniß und Herz der Menschenfreund für seinen Sohn hatte. Besser versteht Mirabeau sich selber, wenn er, das Lob Sophiens über die Schönheit seines Stiles zurückweisend, von sich sagt: „Mein Stil ist erträglich, weil er mir eigenthümlich ist, weil er gewöhnlich das Gepräge des Gegenstandes trägt, über den ich spreche oder schreibe, indem ich nur sage oder schreibe, was ich denke. Und darin besteht, wie ich glaube, das große Geheimniß: man muß nur dem Zuge seines eigenen Charakters, der natürlichen Richtung seines Geistes, den Eingebungen seines Gefühls folgen, ja vor allen Dingen fühlen." — Hierin steht Mirabeau dem gemachten Wesen der Franzosen mit seiner Naturwahrheit glänzend gegenüber.

Naturwahrheit.

Mirabeau frei.

Der Tod von Sophiens und Mirabeaus Kind, Sophie Gabriele, lockerte das Verhältniß Sophiens zu Mirabeau und beseitigte ein wesentliches Hinderniß seiner Annäherung an seine rechtmäßige Gattin. Sophie hatte in einem Schreiben an Mirabeaus Vater alle Schuld auf sich genommen und die Freilassung des Gefangenen erfleht und zu einem ähnlichen Schritte bei Frau von Mirabeau sich erboten und diese legte auch Fürbitte für ihn ein. Auch seine Schwestern thaten Schritte für ihn, der Minister Maurepas selber war durch Briefe des Unglücklichen vollkommen für ihn gewonnen. Am 13. März 1780 nach vierthalbjähriger Gefangenschaft schlug die Stunde der Freiheit, ein Befehl des Königs legte ihm bloß die Verpflichtung auf, seinen Aufenthalt an dem Orte zu nehmen, welchen ihm der Vater anweisen würde. Dieser wies ihm Vincennes an, wo er aber ungehindert sich bewegen konnte.

Härte des Vaters.

Schwindel überfiel ihn, als er das Hotel Mirabeau in Paris betrat; er zerfloß in Thränen, als er das Bild seines Vaters sah. Dieser selber ließ ihn jedoch noch nicht vor sich. „Wir sind noch nicht am Ziele", schreibt der Marquis, „und ich werde seine Frau vor seiner Begeisterung bewahren, wie ich sie vor seiner Thorheit beschützt habe — Alles nur aus Pflichtgefühl. — Ich will ihm zeigen, daß Verzeihen und Vergessen zweierlei sind, und erst wenn Du mir einst sagen kannst: Ich bezeuge bei Ehre und Gewissen, daß dein Sohn den Kopf eines Weisen und das Herz eines Helden besitzt — erst dann werde ich mich herbeilassen ihn zu sehen. Bis dahin darf er seinem Vater nie vor Augen kommen."

Die Mutter.

Die Kerkerstudien hatten Mirabeaus Wesen ernster gemacht, ihn bereichert und vertieft. Zunächst suchte er jetzt die Mutter mit dem Vater wieder zu versöhnen und den ärgerlichen Prozeß, den sie mit einander führten, beizulegen. In einem Schreiben aus Vincennes bot er Alles auf, um ihr Herz zu rühren, ihren Verstand zu überzeugen. Vergebens! Die Lebensfreude war ihr vergällt, sie haßte ihren Gatten und wollte jetzt auch vom Sohne Nichts mehr wissen, den sie bisher zärtlich geliebt hatte, weil sie in ihm einen Parteigänger ihres Mannes sah. Und so verlor Mirabeau auch die Mutter.

---

[1]) Pipitz, l. c. I, p. 133.

Sollte er sich mit seiner Gattin wieder vereinigen können, so mußte das Urtheil des Amtsgerichtes in Pontarlier, das ihn als Verführer und Entführer zum Tode verurtheilte, wieder aufgehoben sein. Der Vater genehmigte dies um so lieber, als er damals seinen Proceß gegen die Frau verlor und seine häusliche Herrschaft gebrochen sah. Jetzt ließ er den verlorenen Sohn vor sein Antlitz. Dieser warf sich ihm zu Füßen, der Vater hob ihn auf mit den Worten, er habe dem Feinde schon lange verziehen, reiche jetzt dem Freunde die Hand und hoffe einst seinen Sohn segnen zu können. Er fand den Sohn größer und stärker: „Er hat unsere Gestalt, Art und Haltung, sein quecksilberiges Wesen abgerechnet; seine Haare sind sehr hübsch, Stirn und Augen ausdrucksvoll, die Sprache weniger gekünstelt; sein Kopf ist ein Glühofen, er sieht aus wie eine umgestürzte Bibliothek." — — Bald findet er gute Eigenschaften an ihm: er sei kein Fresser, kein Säufer, kein Spieler, obschon er im Spiel unerhörtes Glück habe; er sei nicht zänkisch und unverträglich, wie man ihm vorgeworfen, vielmehr heiter, nachgiebig, gutmüthig, zärtlich und galant. Er bedauert nur, daß kein Sohn von ihm da sei, daß das Geschlecht der Mirabeau vielleicht zu Ende gehe.

Prozeß in Pontarlier.

Mirabeau beim Vater.

Sein Bruder, der Bailli, tröstet ihn aber mit den jene Zeit bezeichnenden Worten: „Unser Geschlecht erlischt! Was liegt daran? Auch die Geschlechter Alexanders, Cäsars und Karls des Großen sind erloschen, und die Welt geht doch ihren Gang. Was bedeutet denn jetzt ein Name? Ich sehe aus Allem, daß der echte Adel nur sinken kann, was schlimmer ist als erlöschen, daß ihm nur noch Demüthigungen bevorstehen und daß er täglich tiefer in den Schlund der Erpressungen sich verliert. — Das Gesindel gewinnt überall die Oberhand. — Die Völker werden nicht mehr zu kräftigen Sitten zurückkehren. — Welche Rolle soll der Adel in Zukunft spielen? Ist es angenehm Kinder zu haben, um sie verunglimpft und höchstens zu Hofschranzen erniedrigt zu sehen? Der Adel spaltet und verliert sich ja; auf alle Kinder jener Blutsauger, jenes von der Pompadour, die selber aus solchem Schmutz emporwuchs, aufgefütterten Finanzgesindels ausgedehnt, erniedrigt er sich zu einem Theil in der Knechtschaft des Hofes, während ein anderer sich mit jenem Schreiberpacke vermischt, welches das Blut der Unterthanen des Königs in Dinte verwandelt, ein dritter aber, erstickt von jenen niederträchtigen Rabulisten, die ein Amt aus dem Kothe emporhebt, zu Grunde geht. Und was das Schlimmste ist, der Adel sieht sich genöthigt, vor allen diesen in einer Nacht emporgeschossenen Pilzen das Knie zu beugen, vor Kürbisköpfen, die Dank der Schwäche der Regierung, auf ihrem heimischen Düngerhaufen stolziren und eine bürgerliche Aristokratie bilden, die sich ein schändliches Vergnügen daraus macht, ihre alten Gebieter ihr Ansehen fühlen zu lassen." —

Ansicht eines Altadeligen

über den Verfall des Adels.

Mirabeau führte seinen Prozeß in Pontarlier selber mit geschickter Benützung der Mängel, die vom Standpunkt des positiven Rechtes dem mit ungewöhnlicher Strenge gegen ihn gefällten Urtheil anklebten, und bewies dabei ein seltenes Advocatentalent, eine Fülle juridischer Kenntnisse, eine hinreißende Beredtsamkeit in zwei musterhaften Denkschriften 2c. „Ich will zeigen", rief er, „was ein beherzter Mann in einem Jahrhundert der Trägheit und Sclaverei

Mirabeau als Advocat.

noch vermag; ich will aufrechten Hauptes und bloß mit dem Schild des Gesetzes gedeckt meinen Feinden, meinen bestochenen Richtern und meiner wankelmüthigen Familie Trotz bieten." — Sein Vater meinte, seit Cäsar habe noch Niemand eine solche Verwegenheit besessen. Er erreichte, was er wollte. Das Urtheil vom 10. Mai 1777 wurde aufgehoben, Sophie von Monnier geschieden, sie bekam ihr Heirathsgut zurück und überdies noch ein Jahrgeld, mußte sich aber verpflichten, erst ein Jahr nach dem Tode ihres Gatten das Kloster zu Gien, in welches sie sich zurückgezogen hatte, wieder zu verlassen.

Ende Sophiens.

Monnier starb im März 1783. Mirabeau hat Sophie 3. Juli 1781 in Gegenwart des Klosterarztes Isabeau in ihrer Zelle gesprochen. Es war die erste Begegnung seit seiner Freilassung und die letzte; sie schieden, gereizt durch Gegenbeschuldigungen. In der reineren Umgebung im Kloster war sie doch zum Bewußtsein gekommen, welchen falschen Weg sie gegangen.

Leo bemerkt sehr treffend: [1]) „Aber nicht Mirabeau, wie man oft hört, verließ und verrieth sie, sondern die Sünde entwickelte nur ihre eigenste Natur, welche ist, daß Diejenigen, welche durch sie verbunden werden, sich nachher hassen, denn sie erblicken gegenseitig eine in dem anderen ihr sittliches Verderben, ihre Degradation." Sophie blieb auch nach dem Tode ihres Gatten mit dem Kloster in Verbindung, bis sie, der herzlichen Zuneigung eines Gutsbesitzers Poterat nachgebend, sich mit ihm verlobte. Aber ihr war kein Glück mehr beschieden! Ihr Verlobter erkrankte und starb in ihren Armen. Da mochte sie selber nicht mehr leben — man fand sie 9. September 1789 in ihrem Zimmer durch Kohlendampf erstickt. Ihre stillen Tugenden hatten wie ihr Schicksal allgemeine Theilnahme erregt.

Genf.

Der Menschenfreund wollte die Kosten für den Proceß seines Sohnes nicht bezahlen und so sah dieser sich genöthigt, durch Schriftstellerei sich Geld zu erwerben. Damals bestanden innere Unruhen im Canton **Genf**, die eine massenhafte Auswanderung der unterdrückten Partei zur Folge hatten und durch Verpflanzung ihrer Industrie nach England selbst Frankreich Schaden zu bringen drohten.

Schreiben an Vergennes.

In einem Sendschreiben an den Minister **Vergennes** mahnte er zur Vermittlung in freisinnigem Geiste: „Die Klagen der Verbannten finden Widerhall in der öffentlichen Meinung. Die französischen Réfugiés haben den Ruhm des mächtigsten unserer Könige getrübt und vielleicht den Anstoß gegeben zu den schrecklichen Unglücksfällen, welche ihn am Ende seiner Laufbahn trafen."

Proceß in Aix.

Um die Wiedervereinigung mit seiner Gattin anzubahnen, trat Mirabeau 1782 eine Reise in die Provence an. Die Provenzalen empfingen ihn mit Böllerschüssen, Freudenfeuern und Anreden.

Mirabeaus Gattin.

Seine Gattin wollte zu ihm auf sein Schloß eilen, ward aber von ihrem Vater daran verhindert. Ihre ganze Umgebung, die aus dem Verkehr mit der reichen Erbin Nutzen zog, setzte sich der Aussöhnung entgegen und sie hatte zu wenig Willenskraft. Schmerzlich verwundete dies Mirabeaus Eigenliebe, seine Ehre schien ihm befleckt und auf Grundlage der Heiligkeit der Ehe verlangte er jetzt vor dem Landgericht zu Aix seine Gattin zurück. Sein Vortrag machte solchen Eindruck, daß seine

[1]) **Leo**, Universalgeschichte. IV, S. 167.

Gattin, hätte sie ihn gehört, zu ihm geeilt wäre. Die Gegenpartei ließ alte Briefe seines Vaters an Marignan voll Klagen über den Sohn drucken, und legte Berufung an das Parlament zu Aix ein. Mirabeau setzte in einem Memorial mit der Kraft eines vollendeten Redners und Staatsmannes die Gehässigkeit einer solchen Verletzung des Briefgeheimnisses auseinander. Prozeß in Aix

„Ich war ohne Zweifel strafbar", heißt es darin, „verdiente ich aber beschimpft und beraubt zu werden, gerade als ich meine Mitbürger zu Richtern meines Benehmens, zu Zeugen meiner Wiedergeburt machte? Glücklich, dreimal glücklich Derjenige, dessen Blut in den Tagen der Jugend nicht in allzu heißer Gährung aufwallte! Dieses Glück wurde mir nicht zu Theil. Meine ehrenwerthen Landsleute sind jedoch zu gerecht, um Fehler wieder aufzufrischen, die meine Familie verziehen, und ein ebenso hartes Urtheil über mich zu fällen, wie Die, welche vielleicht am meisten Gründe zur Nachsicht hätten. — Ich habe die entsetzlichen Anklagen gegen mich widerlegen und mich rechtfertigen müssen. — Ist mir diese Aufgabe, durch die Briefe meines Vaters doppelt erschwert, gelungen, so lasse ich es dabei bewenden und will fortan schweigen. Ich werde Frau von Mirabeau nicht den leisesten Vorwurf machen und mich bloß, wenn auch nicht auf ihr Herz, doch auf ihr Gewissen berufen. Ist ihr Herz befriedigt, bleibt ihr Gewissen beruhigt, dann spreche ich sie frei, so weit dieses an mir liegt: denn wohin würden mich diese unseligen Streitigkeiten führen? Die Zeit, die an mir leichteren Fußes vorübereilt, als an anderen Sterblichen, hat mich aus meinen Träumen erweckt und ich habe noch nie gesehen, daß Zorn, Stolz, Haß etwas Anderes hervorgebracht haben als Uebel . . . . Die Gesetze können mir meine Gattin nicht verweigern, aber ihre Macht vermag Nichts über die Herzen — und ich wollte das Herz meiner Gattin gewinnen. Ich wollte sie dem Einflusse Jener entreißen, deren Eigennutz unsere Trennung so ungestüm verlangt. Ich mag dem Willen meiner Gattin keinen Zwang auflegen." — Seine drei Reden vor dem Parlament hatten eine beispiellose Wirkung. Trotz der dreifachen Wache durchbrach die Menge die Thüre, um ihn zu hören; man stieg auf die nahen Dächer, um ihn wenigstens zu sehen. um die Gattin.

Dennoch setzte die Gegenpartei die Scheidung durch. Als Mirabeau auf der Höhe seines Ruhmes stand, suchte seine Gattin sich wieder mit ihm zu vereinigen, doch der Tod trat dazwischen. Nach seinem Tode vermählte sie sich mit einem sardinischen Officier, della Rocca, und nach dessen Tode nannte sie sich wieder Gräfin Mirabeau. Sie starb 1800. Scheidung.

So war denn Mirabeau, der erstgeborene Sohn einer der reichsten Familien der Provence, der Gatte einer der reichsten Erbinen des Landes — dennoch bei dem Sinne des Vaters und der Gattin ohne alle Geldmittel. Armuth. Nothgedrängt mußte er zur Schriftstellerei greifen, da er zu stolz war das Angebot eines ehemaligen Mitschülers, des Sir Gilbert Elliot (später Lord Elliot. Minto), damals Gesandten in Dänemark, ihm eine Zuflucht in England zu gewähren oder zu einer Anstellung im diplomatischen Fache zu verhelfen, anzunehmen. Damals wurde die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten anerkannt, an deren Kampf er so gerne Theil genommen hätte; auch hatte sein Bruder, der Vicomte, mit Auszeichnung unter den Truppen gedient, welche

Cincinnatusorden. Ludwig XVI. den Nordamerikanern zu Hilfe schickte. Eine große Anzahl amerikanischer Officiere hatte sich nach Beendigung des Krieges vereint, „um das Andenken des glorreichen Kampfes immer lebendig zu erhalten und zwischen den Mitgliedern und deren Nachkommen ein engeres Band der Freundschaft zu knüpfen". Zum Symbole wählten sie den Römer Cincinnatus, weil sie auch wie Jener das Schwert niederlegten, um zum Pfluge zurückzukehren, und zum Abzeichen einen Schmuck, welcher an die europäischen Orden erinnerte. Es gab aber sogleich Amerikaner, welche in dieser Gesellschaft die Ahnherren eines künftigen Adels sahen. Oberrichter Burke in Südkarolina veröffentlichte eine Flugschrift dagegen. Franklin überschüttete in einem Briefe an seine Tochter den neuen Orden mit beißendem Spotte. Mirabeau ward durch Franklin zu seiner Schrift über den Cincinnatusorden veranlaßt;[1] er gab sie in England heraus, wohin er 1784 reiste, um seinen Gläubigern und Verfolgungen auszuweichen. England. England machte einen tiefen Eindruck auf ihn, er fand, dieses Herrschervolk im Schooße seiner Insel sei vor Allem ackerbautreibend; Jeder könne hier seine Fähigkeiten frei entwickeln und üben, es bestehe hier eine ganz andere Ordnung der Dinge als in Frankreich; der Geist der Ordnung, der Methode, der Berechnung trete den Feinden allenthalben entgegen.

Mirabeau sprach sich gegen den Erbadel in seinen Betrachtungen aus, aber er ließ sich dabei in den buntesten Streifzügen über Politik überhaupt aus, namentlich darüber, daß man in Europa den Credit für nützlich halte und einen Theil der Pflichten des jetztlebenden Geschlechtes auf die Nachkommen übertrage. Ueber Anleihen. „Dieses abscheuliche System bahnt einer furchtbaren Revolution den Weg. Eine Bürde gesellt sich zur anderen und die Lasten jedes Jahres vermehren sich um das Gewicht der früheren. Eine Anleihe macht die andere nöthig, so daß dieses gerühmte System zu nichts Anderem führt, als zur Unmöglichkeit, die Staatsausgaben zu bestreiten, das heißt zur Auflösung der Gesellschaft, die keine andere Rettung findet, als im Bruche der eingegangenen Verpflichtungen und im Umsturze aller Vermögensverhältnisse." Gegen Necker. Diese Schrift erregte großes Aufsehen, sie wurde ins Englische und auf Hamanns Antrieb ins Deutsche übersetzt und noch 1815 benützt, als es sich um die Wiederherstellung nicht bloß des Adels, sondern auch gewisser damit verbundener Rechte handelte; sie trägt zuerst den Namen ihres Verfassers, weil er die Verpflichtung fühlte, für seine Arbeiten fortan mit seinem Namen einzustehen. — Gleich gedankenreich und schwungvoll ist eine andere Schrift, die Mirabeau noch in London herausgab,[2] „die Bedenken über die vom Kaiser in Angriff genommene Eröffnung der Schelde"; Gegen Joseph II. sie machte großes Aufsehen, wurde mit Begier gelesen und galt als zum Vortheile Frankreichs, wie der Holländer geschrieben. Die Scheldefrage ist nur der Ausgangspunkt zu hohen politischen Betrachtungen, wie zum Beispiel, daß Frankreich, ohne sich an Menschen und Geld zu erschöpfen, bloß durch die Wirkung einer guten Verwaltung sein natürliches Uebergewicht in Europa wieder gewinnen könnte, und daß es dieses Uebergewicht nur benützen sollte, um der Freiheit allenthalben Achtung zu ver-

[1]) Considérations sur l'ordre de Cincinnatus. Lond. 1784.
[2]) Doutes sur la liberté de l'Escaut. Lond. 1785.

schaffen. Mirabeau rieth zu einem festen und aufrichtigen Bündniß mit England, das, auf einen Handelsvertrag gestützt, die nationalen Eifersüchteleien für immer beseitigen und den Vortheil beider Völker für immer verknüpfen würde; sie könnten vereinigt leicht der übrigen Welt Ruhe gebieten. Politische Pläne.

Damals war Calonne ans Ruder gekommen, den der Menschenfreund mit Recht einen Tänzer nannte, welchem man die Rolle eines Theaterkönigs übertragen habe. Ein Schwindel, der an die Zeiten Laws erinnert, bemächtigte sich bald der Köpfe; namentlich waren es drei Unternehmungen, die Discontokasse, die Saint-Charles-Bank und die Pariser Wasserleitungsgesellschaft, deren Papiere durch Kunstgriffe im Augenblicke zu einer fabelhaften Höhe emporgetrieben wurden. Hier war Mirabeau mit seinem Adlerblick, mit seinem Freimuth, mit seiner raschen Erfassung finanzieller Fragen wie kein anderer Schriftsteller am Platz. Clavière, ein 1782 aus Genf vertriebener Bankier, ein selbständiger, praktisch durchgebildeter Mann, stand ihm mit seinen Erfahrungen bei. Der Regierung konnte in der Gefahr ein Mann wie Mirabeau nur erwünscht sein und sie sah seine Rückkehr nach Paris nicht ungern. Clavière

Unschätzbar ist, was Mirabeau über die Glücksspiele und den Lotteriegeist schreibt: sie hätten die Sitten verdorben, den Verstand berückt und die Welt in einen Abgrund von Unglück gestürzt. „Jedes Glückspiel ist an und für sich schimpflich, weil es keinem Ehrenmanne geziemt, sich mit Hilfe des Zufalles fremden Gutes zu bemächtigen oder seine und seiner Familie eigene Habe dem Zufalle preiszugeben." Diejenigen, welche behaupteten, daß das Spiel die Schätze in Umlauf bringe und der Macht und dem Glanze der Staaten förderlich sei, haben nicht bedacht, „daß die auf das Spiel verwendeten Gelder Nichts hervorbringen, nicht einmal Genüsse, und daß sich selbst im günstigsten Falle mit der Zeit zwischen den Spielern Alles ausgleicht, während sie wenigstens ihre Zeit, ihre geistige Kraft und den Nutzen verlieren, den sie aus einer vortheilhafteren Verwendung ihrer Kapitalien gezogen hätten. — Auch wurde der Schaden nicht berechnet, welcher der ganzen Menschheit daraus erwuchs, daß eine so ungeheure Menge Kapitalien nützlichen Unternehmungen entzogen und in eitlem und verderblichem Spiele vergeudet ward; der Schaden, den die verkehrte Beschäftigung so vieler guter Köpfe anrichtete, die ihren Geist in läppischen Combinationen erschöpften und ihre Gewandtheit zu verächtlichen Kniffen mißbrauchten. — Ohne das lockende Börsenspiel wären in Holland und anderen europäischen Staaten die Sümpfe ausgetrocknet, Brücken erbaut, Gewerbe vereinfacht, die Schifffahrt vervollkommnet, zweckmäßige Maschinen eingeführt, der Erwerb ausgedehnt, allen Erzeugnissen neue Absatzwege verschafft und der Verbrauch der Urproducte vervielfacht. — Man darf keinerlei Art Lotterien einführen, keine großen Anleihen machen und die Staatspapiere nicht in Umlauf setzen. Man muß überall Groß und Klein unterrichten, daß das Eigenthum, dieser kostbare Preis, den die Vorsehung der Arbeit zuerkennt, erhalten, in Aufnahme gebracht, benützt, aber nicht aufs Spiel gesetzt werden soll." In der Schrift über die Discontokasse[1]) wendet sich Mirabeau selber an Ludwig XVI. mit den Worten: „Wir wissen, daß der König liest, daß er das Gute will, und daß die öffentliche Meinung und das allgemeine Vertrauen seinen persönlichen Willen gegen Ueber Lotterie. Ludwig XVI.

[1]) De la Caisse d'Escompte. Paris 1785.

die Ränke jener Parteien unterstützen, die seine Macht nur zu ihrem eigenen Vortheil ausbeuten möchten. Wir bitten ihn, überall mit seinen Augen zu sehen und nach seiner Einsicht zu urtheilen, das sehr achtungswerthe, aber allzugroße Mißtrauen zu bekämpfen, das er in sich selber setzt, und als unbestreitbare Wahrheit zu betrachten, daß man mit Charakterstärke Talente genug besitzt, besonders um zu regieren, und zwar als großer und guter König zu regieren." —

Ueber die Karlsbank. In seiner Schrift über die vom Bankier Cabarrus in Spanien gegründete Karlsbank [1]) griff er die finanzielle Charlatanerie auf Grundlage von amtlichen Papieren an. In eilf Tagen entstand das Buch, dem die letzte Feile fehlt. Aber Mirabeau meinte, wenn die Feuerglocken tönen, habe man nicht Zeit, an seinen Anzug zu denken. So groß erschien ihm die Gefahr dieses Schwindels. In der Schrift über die Actien der Pariser Wasserleitungsgesellschaft stach Beaumarchais. er in ein Wespennest, und kein Geringerer als Beaumarchais, der als Mitglied des Verwaltungsrathes dabei beschäftigt war, trat ihm mit boshaften Anspielungen auf seine Dürftigkeit und seine Jugendgeschichte entgegen. Mirabeau antwortete wie ein Mann, den die Verachtung wüthend macht, und nie ist er in seiner Polemik beredter gewesen, als gegen diesen literarischen Klopffechter, auf den er als Motto die Bezeichnung des Tacitus anwendete: „In Noth und Dunkelheit geboren und nur auf Ränke bedacht." — Stolz betheuerte er: „Was kümmern die Welt die Fehltritte thörichter Jugend, wenn das reifere Alter ihr den Zoll edler und großherziger Bestrebungen darbringt. — Laut frage ich, weil mir mein Gewissen dazu das Recht gibt, welcher Schriftsteller sich in seinen Grundsätzen stärkerer Entschiedenheit, in seinen Absichten größerer Uneigennützigkeit, in seiner Haltung kühnerer Selbständigkeit rühmen kann." [2]) — Mirabeau hoffte dem Schwindel den Garaus zu machen, aber aus Nachgiebigkeit gegen hohe Beschützer des Schwindels ließ der Minister seine beiden letzten Werke, nachdem allerdings schon die zweite Auflage vergriffen war, mit Beschlag belegen. —

Angeekelt von dieser Erbärmlichkeit, reiste Mirabeau December 1785 ab, um in Rußland eine Anstellung zu suchen.

Mirabeau in Berlin. Doch kam er nicht weiter als bis nach Berlin. Hier war er der letzte Fremde, den der auf den Tod kranke Friedrich II. empfing. Der König behandelte den Grafen mit Auszeichnung und dieser fand des Königs Geist noch lebhaft und seine Unterhaltung anziehend.

Dohm über Mirabeau. Mit Dohm und Herzberg wurde der Franzose vertraut. Dohm bemerkt über ihn, er habe die Vorurtheile der Franzosen über die Deutschen als Barbaren über den Rhein mitgebracht, habe aber zum Staunen schnell sie abgelegt und seine Unwissenheit mit unglaublicher Thätigkeit überwunden. „Er nahm Unterricht in unserer Sprache und gelangte bald dahin, daß er deutsche Schriften ziemlich fertig lesen und deutsche Rede verstehen konnte. Nun brachte er Alles zusammen, was in älterer und neuerer Zeit über Deutschland und besonders über Preußen geschrieben worden, machte sich den Inhalt durch eine flüchtige Durchsicht bekannt und ließ dann Alles, was ihm für seine Zwecke erheblich schien, ausziehen und übersetzen. Aber noch ungleich belehrender erschien ihm der Umgang

[1]) De la Banque d'Espagne dite de Saint-Charles. Paris 1785.

[2]) Réponse à l'écrivain des administrateurs de la Compagnie des eaux de Paris, Bruxelles 1785. Alle Schriften Mirabeau's über diese Gesellschaft erschienen in 8°. Paris 1786.

mit Menschen aller Klassen. Er suchte Staatsmänner, Militärs, Gelehrte, Künstler und Fabrikanten, sogar Kaufleute auf. Die Kunst zu fragen verstand er in einem Grade, von dem es schwer ist dem einen Begriff zu geben, der seinen Unterredungen nicht beigewohnt hat. Auch dem scheinbar unbedeutendsten Gegenstand wußte er eine interessante Seite abzugewinnen, auch von dem stumpfsten, unwissendsten Menschen wußte er zu lernen. Noch merkwürdiger war die ihm eigene Gabe, Männer von höherer Bildung, die entweder gar Nichts mittheilen oder gar irreleiten wollten, zum Reden der Wahrheit zu bringen. Es war ganz unmöglich, seinen Fragen, die oft gar nicht das Ansehen von Fragen hatten, auszuweichen. Die Lebendigkeit seiner Unterhaltung, das Interesse, das er den eigenen Bemerkungen gab, selbst die Lust zum Widerspruche, die er weckte, brachte aus Jedem, mit dem er sprach, Alles heraus, was in ihm war, und oft setzte er durch die Schlüsse, die er auf der Stelle aus dem Vernommenen zog, selbst Diejenigen in Erstaunen, welche die Vordersätze dazu soeben geliefert hatten; die Antworten verglich er und wußte die Widersprüche durch immer erneuerte Fragen zu berichtigen. So erwarb er sich in vier Monaten eine solche genaue Kenntniß preußischer Staatseinrichtungen, sowie über andere deutsche Lande, wie sie mancher vieljährige Staatsdiener im eigenen Fache nicht hatte." — Daß aber Mirabeau in dem Ausfragen der Berliner auch oft von ihren aufklärerischen Antworten sich täuschen lassen konnte, beweist, daß er damals Cagliostro mit Lavater in einen Topf werfen konnte;[1]) es galt den Kronprinzen von mystischer Richtung abzuhalten. Lavater konnte sich täuschen lassen, ließ sich aber nie zu einer strafbaren Täuschung hinreißen, er war nie ein Lügenprophet wie Cagliostro. Die Vorwürfe des „Berliner Satansengels" wiesen Reichardt und der Landgraf von Hessen-Homburg mit Eifer zurück. Lavater charakterisirte dagegen derb die Gesichtszüge Mirabeaus in seiner Physiognomik: „Man sieht den Mann von entsetzlicher Kraft, von eiserner Vermessenheit, von unerschöpflichem Ideenreichthum, von Alles verachtender Entschiedenheit. Ich für mich aber sage mit physiognomischer Intuitionsgewißheit, daß ich nur Außerordentlichkeit, nicht Größe in diesem Gesichte finde, nur Kraft ohne Ruhe, nur Witz ohne Weisheit." — Wie man eben in den Wald schreit, so tönt es wieder heraus.

Kunst zu fragen.

Gegen Lavater

Bald besserte sich Mirabeaus Lage. Einer seiner eifrigsten Freunde, nämlich, der Abbé von Perigord — so hieß damals Talleyrand — unterließ nicht den Minister auf dieses staatsmännische Talent aufmerksam zu machen, und so wurde Mirabeau aufgefordert, eine Denkschrift über die politische Lage Europas zu entwerfen, und sofort auf Kosten des Finanzministeriums mit einer geheimen Sendung nach Preußen beauftragt. In der Sprache eines freien Mannes schilderte darin Mirabeau die gefährdete Lage Frankreichs und nicht mit der eines Schmeichlers; deßungeachtet ward er nach einem Monat wieder nach Berlin entsendet mit Verhaltungsbefehlen und Chiffreschrift, aber nicht mit einem Beglaubigungsschreiben versehen, um über preußische Hof- und Staatszustände Bericht zu erstatten. Friedrich II. starb damals und Mirabeau berichtete: „Am Donnerstag bot sich ein höchst beachtenswerthes Schauspiel. Alles war düster, Niemand traurig, Alles beschäftigt, Niemand betrübt. Auf jedem Antlitz malte sich Ermattung und Hoffnung, kein Bedauern, kein Seufzer, kein Lobspruch — dahin führen eben so viel gewonnene Schlachten, so viel Ruhm, eine Regierung, die beinahe ein halbes Jahrhundert gedauert hat und so thatenreich war. Als Prinz Karl von

Talleyrand.

Politische Denkschrift.

Preußen bei Friedrichs Tod.

[1]) Lettres sur Cagliostro et Lavater. Berlin 1786.

Karl von Lothringen. Lothringen starb, schluchzte man in den Straßen von Brüssel — und Prinz Karl besaß nur mittelmäßige Talente — es ist also doch am besten gut zu sein."

Ja, der kühne Franzose wagte sogar am Tage seines Regierungsantrittes Friedrich Wilhelm II. eine Denkschrift [1]) voll guter Rathschläge zu ertheilen, welche er im folgenden Jahre durch den Druck veröffentlichte! Friedrich II. habe vielleicht zu viele Schlachten gewonnen, für seinen Nachfolger sei ein reinerer Ruhm vorbehalten. Friedrich II. habe sich die Bewunderung der Menschen, aber nie ihre Liebe errungen. Diese könne Friedrich Wilhelm II. sich in vollstem Maße erwerben. — „Sammeln Sie die Schätze, welche die Vorsehung auf Ihren Pfad streut; verdienen Sie den Dank des Armen, die Liebe des Volkes, die Achtung Europas, die Segenswünsche des Weisen. Seien Sie gerecht, seien Sie gut und Sie werden glücklich, Sie werden groß sein! — Groß! — Sie wünschen diesen Titel, aber Sie wünschen ihn aus dem Munde der Geschichte, aus dem Munde der Zukunft, und werden ihn aus dem Munde der Höflinge verschmähen, die Sie mit plumpen Schmeicheleien überhäufen." — Mirabeau empfiehlt nun dem König die Abschaffung der militärischen Sclaverei und Gründung einer Pflanzschule für das Heer durch Errichtung der Bürgerwehr und Ausrottung des Vorurtheils, das den Soldatenberuf so hoch über den bürgerlichen stellt; er empfiehlt ihm Aufhebung des Unterschiedes zwischen adeligem und bürgerlichem Grundbesitz, Verleihung des Auswanderungsrechtes, Abschaffung des Lottos, Verbesserung der Rechtspflege, [2]) die schnell und unentgeltlich sein müsse, Errichtung von Arbeitshäusern, wo Jeder sich durch Arbeit seinen Unterhalt erwerben könne. Alles, was lebt, muß durch Arbeit Nahrung finden: dies ist das erste Gesetz der Natur, ein Gesetz, das jeder menschlichen Uebereinkunft vorhergeht und das Band jeder Gesellschaft bildet. Eine Regierung, die nicht darauf bedacht wäre, die Lebensmittel zu vervielfältigen, den Fleiß jedes Einzelnen von Schranken zu befreien, und ihn die Früchte desselben ungestört genießen zu lassen — eine solche Regierung würde sich zur Urheberin und Theilnehmerin aller Verbrechen machen und einen Mord begehen, wenn sie einen Schuldigen strafte. Friedrich II. hatte nach fehlerhaften staatswirthschaftlichen Grundsätzen gehandelt, er hat Kriegsruhm und einen gefüllten Schatz hinterlassen — aber das ganze übrige Staatsgebäude ist sehr schwach. Dagegen möge der junge König unbeschränkte Glaubens- und Gewissensfreiheit gewähren, den öffentlichen Unterricht verbessern und die Presse ihrer Fesseln entledigen. Schmähschriften sind dort am häufigsten, wo Censur besteht, der Zwang hemmt nur die ehrlichen Leute. — „Lesen Sie, Sire, und lassen Sie in Ihren Staaten lesen; das Licht will von allen Seiten zu Ihrem Throne emporsteigen, sollten Sie die Nacht vorziehen?" [3]) — Das war kühn, aber nicht unschicklich; auch ließ der König dem Verfasser seinen Dank aussprechen, wenn er auch seine Rathschläge nicht sehr zu Herzen nahm.

Rath an Fr. Wilhelm II. — *Friedrich II.*

Seine Berichte über Preußen zeugen von seiner Lernbegier wie seinem Adlerblick, von seiner Gabe die Geister zu charakterisiren. Manches hat er wie prophetisch vorausgesagt. Sehr gering schlug er bald die Eigenschaften des Königs selber an, viel höher die des Thronfolgers, sehr nieder die Umgebung des Königs, die Vertrauten und Günstlinge. —

Urtheil über den Hof.

---

[1]) Lettre remise à Frédéric-Guillaume, roi de Prusse, le jour de son avénement au trône. 1787.

[2]) Memoiren Mirabeaus, VI, 2. Kap.

[3]) Ibid., VI, 3. Kap.

Herzberg schrieb er publicistische und archivalische Kenntnisse zu, weil er ein erstaunliches Gedächtniß habe; aber er sei aufbrausend, eitel, sein Vortrag wie seine Auffassung mühsam und verwirrt; das Gute, was Ruhm verschaffe, möchte er gerne thun, er sei jedoch dessen nicht fähig, rachsüchtig und ohne Würde. Vom Kronprinzen sagt er, er habe einen trefflichen, wenn auch nicht durch Anmuth verschönten Charakter, etwas Linkisches, dabei aber Entschiedenes, etwas Ungeschliffenes, aber Geradsinniges; er frage überall nach dem Warum, begnüge sich mit keiner halben Auskunft, verstehe schon zu achten und zu verachten, vielleicht sei der Jüngling schon zu großen Dingen bestimmt. — Scharf sind die Blicke, welche er nach Osten wirft. Er mißbilligt Josephs II. Bund mit der Czarin; er sagt voraus, daß Oesterreich, sobald es dem schwarzen Meer zu nahe komme, der Feind Rußlands werden müsse; er sagt die zweite und dritte Theilung Polens voraus. Die Verhältnisse im Osten erschienen ihm so wichtig, daß er sich erbot, als Kaufmann verkleidet eine Reise dahin zu unternehmen, um die Hilfsquellen dieser Landstriche, die Stimmung ihrer Bewohner kennen zu lernen. Er sagte voraus, daß Rußland, von der Küste des kaspischen Meeres aus, dereinst den Versuch machen werde, nach Indien vorzudringen. Auch wies er auf den großartigen Handelsverkehr hin, in welchem einst die Deutschen allen Völkern auf dem Wege nach Osten vorangegangen.

Urtheil über Herzberg, über Fr. Wilhelm III. über Joseph II., über Rußland.

Gewiß war dies ein scharfsinniger, unermüdlicher Beobachter! Die Regierung wußte jedoch den Werth eines solchen Mannes wenig zu würdigen. Nach dem Sturze des Calonne fand man viele seiner Berichte noch uneröffnet. Seine wichtigsten Anfragen blieben unbeantwortet, seine dringendsten Vorstellungen unbeachtet. Man ließ es an der regelmäßigen Auszahlung des versprochenen Gehaltes fehlen. Er verlangte darum von Berlin abberufen zu werden, eine Aenderung trete hier doch nicht ein, Neues könne er nicht mehr melden, Sand häufe sich auf Sand. Was er verdiene, was er werth sei, müsse jetzt in der Meinung des Königs feststehen. „Kann und verdiene ich Nichts, so koste ich zu viel; kann und verdiene ich dagegen Etwas — so bin ich es mir schuldig, eine passendere Stellung einzunehmen oder zu meinem Berufe als Weltbürger zurückzukehren, der mir Körper und Geist weniger ermüden und meinem Ruhme förderlicher sein wird. Ich betrachte den Tag als den schönsten meines Lebens, an dem Sie mir die Einberufung der Notabeln melden, der ohne Zweifel bald der Zusammentritt der Nationalversammlung folgen wird." Gerne wäre er Secretär der Notabeln geworden. Am 20. Januar 1787 wurde er in der That nach Paris berufen.[1]) Aber wie sah es dort aus! — Hören wir!

Mirabeau unbenutzt. Heimkehr.

Heitere Tage vor der Revolution.

Frankreich hatte durch sein Einschreiten die amerikanische Frage entschieden — es stand 1783 da als Großmacht, mit dem Ruhme eines Befreiers. Das schmeichelte den Franzosen, sie sahen ab von der ungeheuren Schuldenlast,

---

[1]) Memoiren Mirabeaus, VI, S. 133—48.

Calonne's Finanzweisheit. die sie dadurch sich auf die Schultern geladen. Der Finanzminister Calonne machte stets ein heiteres Gesicht, während seine Vorgänger den Kopf hängen ließen, es mußte also mit dem Staatshaushalte gut bestellt sein. Calonne war immer bei guter Laune und schlug nicht gerne eine Bitte ab. Einen angenehmeren Finanzminister konnte man sich kaum denken, er schien immer mit seinen Geschäften fertig zu sein und hatte immer neue Hilfsmittel in der Tasche! Er war voll Zuversicht, witzig und beredt, Mann des guten Tones, Niemand verstand besser ein Fest einzurichten. Er versprach ja, in Bälde das Gleichgewicht der Einnahmen und Ausgaben herzustellen. Die Weisheit seiner Finanzgebahrung war so einfach: man muß viel ausgeben, um reich zu erscheinen, und man muß reich scheinen, um Anleihen machen zu können. Und er bekam Geld in Hülle und Fülle, schloß ein Anleihen nach dem andern ab, ließ große öffentliche Arbeiten unternehmen, wie den Ausbau des Canals von Cherbourg, wie die Vergrößerung der Häfen von Dünkirchen, Havre, Dieppe, La Rochelle, Agde, Cette, wie den Bau des Canals von Beaucaire nach Aiguesmortes, wie die Verbindung der Loire und der Rhone, der Seine und des Rheins durch Canäle. Vieles geschah, um die Städte schöner und gesünder zu machen. Das Leben schien behaglich zu werden. Man sah überall Geld. Man freute sich der Fortschritte der Wissenschaft, der Ueberwindung der Natur. Es war der letzte schöne Tag vor der Revolution.

Luftschifffahrt. Damals begann die Luftschifffahrt und man wähnte, bald die Luft sich dienstbar zu machen, wie dieses mit dem Wasser dem Menschen gelungen war. 1783 luden die Eigenthümer einer Papierfabrik in Annonai, die Brüder Montgolfier, die Stände von Vivarais ein, einem physikalischen Versuch beizuwohnen: sie füllten einen 35 Schuh hohen Sack von Leinwand und Papier mit erhitzter Luft und ließen ihn am 5. Juni steigen, und er erhob sich mehr denn 100 Toisen in die Luft und fiel dann eine Stunde weit vom Orte des Aufsteigens nieder. In Paris fertigten dann Freunde der Naturforschung einen Ballon aus Taffet, füllten ihn mit Gas und ließen ihn 27. August 1783 steigen; in einen Korb unter demselben hatte man Kaninchen hineingethan, die noch beim Leben waren, als er wieder zu Boden kam. Am 21. November 1783 wagten der Physiker Pilatre de Rozier und der Marquis d'Arlandes vom Bois de Boulogne aus zum ersten Male mit einem Ballon in die Luft zu steigen. Die Menge, welche sie grüßten, war stumm vor Bewunderung ihrer Kühnheit; sie fuhren über Paris und ließen sich südlich davon wieder nieder. Einige Tage darauf, December 1783, machte der Physiker Charles denselben Versuch — und er gelang. Dann wagte der Mechaniker Blanchard mit einem Engländer, dem Dr. Jefferies, die Fahrt über das Meer, von Calais nach Dover und von Dover zurück nach den Dünen von Calais. Das Gewicht des Menschen ist schwer und die Kraft der Muskeln schwach — mit Mühe erklimmt er den Gipfel eines Berges, er scheint dazu verurtheilt auf der Oberfläche der Erde umherzukriechen. Jetzt aber hatte ein genialer Mann das Mittel erfunden, in die Lüfte zu steigen; es schien, als hätten die Menschen Flügel bekommen. Die Köpfe waren wie trunken über diese Leistung. Bald, meinten Viele, werde man in leichten Schiffen oder mit Flügeln die Luft durchsegeln, wie mit Fregatten den Ocean. Die Generale sprachen von

der Nothwendigkeit den Bau der Festungen zu ändern, um sie gegen Heere, die in Luftschiffen nahten, zu vertheidigen. Die Naturforscher hofften in der Höhe das Geheimniß der Bildung des Blitzes, des Schnees und Hagels zu ergründen. Den Geographen schien das Eis keine Schranke mehr bilden zu können, um die Polargegenden zu erforschen; auch die bisher unnahbaren heißesten Zonen unter dem Aequator hofften sie zu durchforschen. — Die Natur schien kein Geheimniß mehr vor dem Menschengeist verhüllen zu können, der alle Schranken überschreiten, ja vielleicht sogar den Tod besiegen könne. Als die alte Marschallin von Villeroi, die lange nicht an das Steigen eines Luftballons glauben wollte, ihn majestätisch sich erheben sah, brach sie unter Thränen in die Klage aus: „Ja, es ist bestimmt, jetzt ist es sicher; diese werden das Mittel entdecken dem Tode zu entgehen, aber dann, dann werde ich schon todt sein.“ —

Was kann die Natur dem Menschen noch versagen, nachdem der Abbé de l'Epée den Tauben das Gehör und den Stummen den Ausdruck ihrer Gesinnung verliehen hat? — Taubstummen-Unterricht.

Charles Michel de l'Epée, geboren zu Versailles 1712, Canonicus in Troyes, nach dem Tode seines Beschützers, des Bischofes von Troyes, in Paris lebend, sollte im Hause einer Dame eine geistliche Pflicht erfüllen. Die Dame war nicht anwesend, als er das Zimmer betrat, wohl aber deren Tochter, welche auf seine höfliche Anrede keine Antwort gab. Der Abbé befragte die eintretende Mutter um den Grund dieses seltsamen Benehmens und erhielt die niederschlagende Antwort, daß das Mädchen taubstumm sei. Also für immer abgeschlossen von jedem geistigen Leben! Und doch hatte diese Stirne einen ganz platonischen Stempel und diese Gestalt schien einen edleren Geist zu bergen. Das Mitleid gab de l'Epée den Gedanken ein, ob es nicht möglich sei, die Taubstummen zu unterrichten, und ob ihnen nicht durch die Augen die Gedanken beigebracht werden könnten, die wir durch das Ohr erlangen. Aus Mitleid nahm der eifrige Geistliche einige Taubstummen auf seine Kosten zu sich und suchte ihnen durch Zeichen seinen Gedankengang mitzutheilen. Diese Zeichensprache ist seine Erfindung, der Abbé Sicard hat sie nur einfacher, ausdrucksvoller und methodischer gemacht. Die Fortschritte der Taubstummen befeuern seinen Eifer, seine Opferwilligkeit und gewinnen ihm Unterstützer, denn bisher hat er diese Unglücklichen allein genährt und gebildet; so hilft ihm der Herzog von Penthièvre. Eines Morgens will der Abbé in seinem Kirchlein wie gewöhnlich die heilige Messe lesen, geräth aber in Verlegenheit, da der Ministrant fehlt. Da erhebt sich unter den Andächtigen, welche die Kirche besuchen, ein Fremder, nimmt das Meßbuch und begleitet den Priester zum Altar und verrichtet Alles, was ein guter Ministrant soll, und gibt zuletzt noch dem armen Priester ein glänzendes Geschenk zur Förderung seiner Anstalt. Wer war der Fremde? — Kein Geringerer als der Kaiser Joseph II., welcher damals unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein Paris besuchte und in seinem brennenden Eifer, die Welt kennen zu lernen, Paris besser kannte, als der König von Frankreich selber. Der Kaiser sandte dann aus Oesterreich einen jungen Geistlichen, der die Lehrweise des Abbé kennen lernen mußte, um sie in Oesterreich einzuführen. Bald entstand in Wien die erste Taubstummenanstalt. Aehnliche, deren Lehrer alle unter de l'Epée gebildet waren, entstanden in anderen Hauptstädten. Ludwig XVI. nahm sich der Sache an und 1791 entstand die nationale[1]) Taub-

Marginalien: de l'Epée. — Sicard. — Joseph II.

[1]) Arago, S. Werke, I, 419—21. § Institution nationale des Sourds-Muets.

stummenanstalt in Paris.[1]) Abbé de l'Epée starb 1789 in Paris mit dem tröstlichen Bewußtsein, Tausenden von Unglücklichen geholfen zu haben.

Stolz auf die Wissenschaft. Wenn also die Tauben das Gehör, die Stummen die Rede wieder erlangen, ist es nicht erklärbar, daß Condorcet in seiner „Skizze der Geschichte der Fortschritte des menschlichen Geistes" die Hoffnung aussprechen konnte, der Mensch werde auch noch dahin kommen, den physischen Tod zu überwinden![2]) Mit Eifer pflegte man die Wissenschaft der Natur und suchte in ihre Geheimnisse einzudringen und war stolz auf die bisherigen Entdeckungen. Hat man nicht die Bahnen der Planeten berechnet, die Lichtstrahlen zersetzt und die Grundsätze der Optik festgestellt; hat man nicht die Geschwindigkeit des Schalls gemessen, und die ausströmende wie die latente Wärme berechnet, die Wirkungen der Elektricität erkundet und dem Himmel den Blitz entrissen und, statt der bisher angenommenen Elemente, die wahren Urstoffe aller Dinge, die Ursachen von Ebbe und Fluth und die Geschichte der Erde ergründet? Der Geist, der Alles erforscht, will auch Alles verbessern. „Alle gesellschaftlichen Einrichtungen", sagte Condorcet, „müssen in leiblicher, geistiger und sittlicher Beziehung die Verbesserung der zahlreichsten und ärmsten Klasse zum Ziele haben."

Unglauben und Aberglauben. Auf den kalten Höhen der mathematischen Weltbetrachtung hält es aber der Mensch nicht lange aus; er will nicht bloß Wahrheiten, die er gefunden hat, er will Wahrheiten, die ihm an und für sich gegeben sind, und hat er diese mit dem Glauben verloren, so tastet er nach ihnen im Dunkel des Aberglaubens.

Der Magnetismus. Seit 1778 machte Mesmer mit seinen magnetischen Kuren in Paris großes Aufsehen. Alle Krankheiten seien durch das magnetische Fluidum heilbar, das die Welt durchströme. Der Mensch könne es sammeln und durch die Finger oder andere Leiter auf andere übertragen. Die magnetischen Ströme[1]) bringen Leben und Gesundheit in die Körper, deren Thätigkeit gestört ist. Der Arzt könne mit ihrer Hilfe Nervenkrankheiten unmittelbar und andere Krankheiten, wenn er die Heilmittel dadurch verstärke, mittelbar heilen. Die Heilkunst werde durch den Magnetismus ihrer Vollendung entgegen gehen. Die Wunderheilungen durch Auflegung der Hände seien nur möglich gewesen durch Mittheilung dieses magnetischen Fluidums, sie seien nicht als Betrug zu erklären. Was hat man nicht Alles erwartet vom Magnetismus und damit verbundenen Somnambulismus! Aufhören der Verbrechen, die nur aus Geisteskrankheiten entstanden, und wie diese aus Störungen des magnetischen Stromes zu erklären seien. Die höchsten Ahnungen des Seelenlebens, die tiefsten Geheimnisse der Gottheit seien auf diesem Wege zu ergründen, die seltsamsten Ereignisse der Geschichte zu erklären. —

---

[1]) Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain.
[2]) Die Alten nannten diese Kraft ψυχή τοῦ κόσμου, spiritus mundi.

Anton Mesmer ist in Itznang am Bodensee 1733 geboren und gebildet an der Universität zu Wien, wo er auch das Doctorat der Medicin erlangte und 1766 die Abhandlung De planetarum influxu herausgab. Darin sprach er von einer das Weltall durchdringenden Kraft, die wie das Meer fluthe und ebbe,[1]) und von der Einwirkung von Sonne und Mond auf alle lebenden Wesen unseres Planeten, namentlich auf die Nerven, und nannte diese Kraft die magnetische, und die Empfänglichkeit für die Einströmung dieser Kraft aus Sonne und Mond den animalischen Magnetismus.[2]) Magnete wandte er in Wien bei Kranken an, deren Nervensystem gestört war, und man sprach von erstaunlichen Heilungen. Im Streit mit der Facultät in Wien behauptete er, das magnetische Fluidum durchdringe Alles, könne aber wie die elektrische Kraft in einem Körper gesammelt werden und in die Ferne wirken auf Körper, die dafür empfänglich seien. Verdrossen über die Anfeindungen in Wien, begab sich Mesmer 1778 nach Paris und stellte hier in einer Schrift in 27 Sätzen seine Anschauung auseinander. Die vier ersten Sätze lauten: „Es findet ein wechselweiser Einfluß unter den Himmelskörpern, der Erde und allen belebten Wesen statt. Eine Flüssigkeit, die allgemein verbreitet und so ausgedehnt ist, daß sie keinen leeren Raum gestattet, deren Feinheit mit Nichts verglichen werden kann, und welche ihrer Natur nach fähig ist, alle Eindrücke der Bewegung aufzunehmen, fortzupflanzen und mitzutheilen ist das Hilfsmittel bei diesem Einfluß. Die wechselseitige Wirkung ist mechanischen Gesetzen unterworfen, die bis jetzt unbekannt waren. Aus dieser Thätigkeit entspringen abwechselnde Wirkungen, die man mit Ebbe und Fluth vergleichen kann." — Weiters behauptete Mesmer: „Der thierische Magnetismus läßt sich anhäufen, concentriren, übertragen ohne Beihilfe eines vermittelnden Gegenstandes. Er wird reflectirt wie das Licht; Musik verbreitet ihn und dient zu seiner Verstärkung." Er kündigte ferner als ganz sicher an: „Der thierische Magnetismus kann Nervenleiden unmittelbar, Leiden anderer Art mittelbar heilen; er gewährt dem Arzte das Mittel, ohne Unsicherheit den Ursprung, die Natur und den Fortschritt der schwierigsten Krankheiten zu erkennen. Die Natur endlich bietet im Magnetismus ein universelles Mittel, die Menschen gesund zu machen und vor Krankheiten zu schützen." —

Mesmer in Wien, in Paris, Theorie. Praxis.

Ein Satz lautet wie eine Ausflucht, wie eine Entschuldigung, wenn sein Magnetisiren nicht wirke: „Obgleich das Fluidum überall verbreitet ist, nehmen es doch alle lebenden Körper nicht gleich stark in sich auf; es gibt sogar solche, freilich in geringer Anzahl, die durch ihre Gegenwart alle Wirkungen dieses Fluidums aufzuheben im Stande sind. Ferner treten in Folge des Magnetisirens die Krisen nur bei Personen ein, welche bis zu einem gewissen Grade empfänglich sind." — Die Folge dieses Satzes war, daß Viele Convulsionen erheuchelten, um nicht für

Ausflucht.

---

[1]) Hic spiritus, sagte Maxwell schon vor 1650, a coelo perpetuo fluit et ad idem refluit. Auch der Astronom Maximilian Hell hatte schon auf die Bedeutung des Magnets für den Mikrokosmos aufmerksam gemacht. Dr. Wilhelm Schneider in seinem merkwürdigen Buche „Der neuere Geisterglaube, Thatsachen, Täuschungen und Theorieen. 2. Aufl. Paderborn und Münster 1885" meint S. 108, der Tempelschlaf in den griechischen Orakeln hänge mit dem Magnetismus zusammen, den auch Plautus schon gekannt habe, da er sage: „Quid si ego illum tractim tangam, ut dormiat."

[2]) Ennemoser sagt in seiner Geschichte des thierischen Magnetismus, Leipzig 1844, Bd. I, p. 8: „Wenn man auch nicht behaupten kann, daß der Magnetismus etwas ganz Neues sei: so ist doch unstreitig Mesmer insofern der wahre Entdecker desselben, als er zunächst die mannigfaltigen Wechselbeziehungen, welche er künstlich durch gewisse Verfahrungsarten bei Kranken hervorzubringen lehrte, zu einer umfassenden Theorie erhob, und als mit ihm erst eine neue wissenschaftliche Zeit auf diesem Gebiete entstand." —

unempfänglich zu gelten. Die Hoffnungen, welche Mesmer erweckte, wirkten gleich mächtig wie seine hohe Gestalt und sein bezaubernder Blick — er schien lebende und leblose Wesen zu beherrschen und die Heilung in seiner Gewalt zu haben. Eine Handbewegung in die Luft hinein gegen einen Kranken hin versetzte denselben in Convulsionen, oft in Analgesie. Manche glänzende Kuren waren nicht abzuleugnen. Man glaubte an ihn und er bewirkte merkwürdige Heilungen. Er kam in die Mode und gewann große Summen, in Frankreich allein eine Million nach seinem eigenen Eingeständniß. Er errichtete durch ganz Frankreich Stationen, über zwanzig. Die Franzosen schienen nur noch Magnetiseure oder Magnetisirte zu sein. Der Zudrang war gewaltig, und der Enthusiasmus für den Wunderthäter außerordentlich. Pater Chervier schrieb: „Wenn Mesmer zur Zeit des Descartes und Newton gelebt hätte, würde er ihnen viele Mühe erspart haben: denn diese großen Männer ahnten wohl das Vorhandensein des universellen Fluidums, aber Mesmer hat die Gesetze entdeckt, nach denen es wirkt.“ — Selbst auffallendes Mißlingen störte den Eifer nicht. Court von Gebelin, der Verfasser „der Urwelt“,[1]) sah in Schmerzen seinem Ende entgegen und ließ sich noch zu Mesmer tragen, denn dort werde er gewiß nicht sterben. Er starb jedoch, während man ihn magnetisirte. An allen Schauläden sah man das Bild Mesmers in Kupferstichen, in Marmor, in Gyps. Der Dichter Palissot[2]) verherrlichte ihn in den Versen:

Kuren.

Bewunderer.

Seht jenen Sterblichen, deß Ruhm durch alle Lande
Unsterblich dauern wird, der zu der Hölle Nacht
Zurück die ganze Schaar der finstern Uebel bannte,
Die einst Pandora hat von da heraufgebracht.
Noch Niemand übte so die Kunst, die gottverwandte;
Zum Heilgott selbst hätt' ihn das Alterthum gemacht.

Fanatiker.

Bergasse verstieg sich sogar zur Aeußerung: „Die Feinde des thierischen Magnetismus sind Menschen, die man eines Tages dem Fluche aller Jahrhunderte und der rächenden Verachtung aller Nachkommen weihen muß.“ Ja es wurde sogar gefährlich, Etwas gegen Mesmer zu äußern. Als der berühmte Berthollet im Palais Royal äußerte, die Scenen, die er gesehen, schienen ihm Nichts zu beweisen, fielen die Bewunderer über ihn her und waren nahe daran, ihn zu ersticken.[3]) Doch beschuldigen Mesmer selbst Anhänger, daß er aus Liebe zum Gewinn nicht dem Bekanntwerden seiner Entdeckung hold gewesen sei. Dennoch wünschte er den Schutz der Regierung: er knüpfte mit Maurepas Unterhandlungen an und drohte Frankreich und seine Kranken zu verlassen, wenn man mit ihm knausern wolle. Im Namen Ludwigs XVI. bot ihm Breteuil 20.000 Francs in Renten und 10.000 Francs jährliche Besoldung an, wenn er seine Entdeckung drei von der Regierung erkorenen Sachverständigen mittheile, und Gnaden in Menge, wenn diese sich für ihn aussprechen würden. Mesmer fand dieses Angebot zu knauserig; er verlangte als Nationalbelohnung eines der schönsten Schlösser in der Nähe von Paris mit allen großen dazu gehörigen Ländereien und reiste mit einigen seiner Kranken nach Spaa. Als sein Schüler Deslon indeß, um vom Parlament eine unparteiische Prüfung zu erlangen, erklärte, er besitze das Geheimniß, klagte Mesmer über Undank und Verrath:[4]) man wolle ihn, den großen Wohlthäter der Menschheit, im

Ludwig XVI.

---

[1]) Le monde primitif.
[2]) Aragos sämmtliche Werke. Deutsch von Henkel. II. Bd. Leipzig S. 235.
[3]) Ibid., p. 235.
[4]) Mémoire sur la découverte du magnétisme animal par Mesmer. Paris 1779.

Elend sterben lassen. Einer seiner Anhänger, Bergasse, veranstaltete nun eine Subscription: 100 Actien je zu 100 Louisdor, wer eine Actie besitze, habe Anspruch an Mittheilung des Geheimnisses. Weit mehr denn 100 Actien wurden abgesetzt und dem Lehrer 340.000 Livres, heute ein Werth von einer Million, baar ausbezahlt.[1])

Zu seinen feurigsten Verehrern gehörte Lafayette;[2]) am eifrigsten predigten seine Lehre Espremenil und Bergasse: es gebe nur eine Krankheit und ein Heilmittel: die Krankheit sei die Abweichung des magnetischen Fluidums, das Heilmittel sei die beschleunigte Einflößung desselben, das durch seine Kraft die verstopften Wege öffnet und richtet und die Ordnung wiederherstellt. Der Mensch, der unter magnetischen Strömungen gemodelt ist, muß wie eine magnetische Nadel betrachtet werden: er lebt nur durch den Magnetismus, er nimmt ihn auf, gibt ihn zurück gemäß seiner Beschaffenheit. Die Magnetnadel schwankt, ist krank, wenn der Kreislauf des Fluidums unterbrochen ist; sie gewinnt ihre Kraft wieder, wenn man ihr mit einem anderen Magnete hilft. Gerade so ist es mit dem Kranken, seine magnetische Strömung ist gestört, darum magnetisirt man ihn. Der Mesmerianismus war also die Kunst, den Körper zu magnetisiren, die Pole zu verstärken, die Strömung zu beschleunigen. Die linke Seite des Menschen galt als der Nordpol, die rechte als der Südpol. Der Magnetiseur stellte sich vor den zu Magnetisirenden, während die Zehenspitzen sich berührten, legte die Hände einige Zeit lang auf das Haupt und strich dann bis zum Schlüsselbein herab. Die Patienten setzten sich auch in einem stark erwärmten halbdunklen Zimmer um ein Becken, ein Gefäß mit magnetischen Körpern, wie Wasser, Sand, Glas, worin sie einen Stab halten mußten. Dadurch glaubte er die magnetische Kraft zu verstärken, und ließen sie sich magnetisiren. Die Neigung für das Wunderbare war groß. Es bildeten sich harmonische Gesellschaften in und außerhalb Frankreich zur Verbreitung des Mesmerianismus; zum Eintritt war ein Alter von mindestens 25 Jahren ehrenhafter Stand, tadellose Sitte nöthig (auch durfte man nicht Tabak rauchen) und ein Jahresbeitrag von mindestens 60 Francs; es gab darin Eingeweihte, mittheilende Genossen und Zöglinge. —

Lafayette

Bergasse.

Mesmerismus.

Société harmonique.

Die Regierung übertrug einem Ausschuß von Aerzten und Naturforschern eine Untersuchung. Franklin, Guillotin, Lavoisier waren dabei, Bailly erstattete den Bericht, wornach der Magnetismus nicht mehr bewirke, als sonst auch der moralische Einfluß einer bekannten Persönlichkeit auf eine andere. Leute, die magnetisirt wurden, ohne daß sie es wußten, fühlten gar keine Veränderung an sich. —

Bericht

Baillys Arbeit erschien 1784, sie erklärte die Heilungen aus dem Glauben der Menschen, die leichtgläubig seien in Allem, was ihre Gesundheit betreffe, nicht aus dem thierischen Magnetismus, dieser könne wohl vorhanden sein, ohne daß er heilsam sei, aber er könne nicht heilsam sein, wenn er nicht vorhanden sei. Es sei jedoch schwer von diesem vermeintlichem Fluidum zu reden, es leuchte nicht wie die Elektricität, es wirke nicht auf den Geschmack, nicht auf den Geruch; seine angeblichen Wirkungen auf den thierischen Organismus hätten sich nicht bewährt. Wenn Jemand auf sich selber aufmerksam sei, so bemerke er eine große Zahl von Bewegungen in

Baillys.

---

1) Vgl. hierüber Hoefer in der Biographie générale, vol. 35, p. 147—62.
2) Mémoires de Lafayette, II, p. 93.

sich, sowohl eines leisen Schmerzes, als der Wärme in den verschiedenen Körpertheilen. Diese Veränderungen seien vom Magnetismus unabhängig. Wenn der Magnetismus eine wirkliche kräftige Ursache sei, so müsse er unsere Aufmerksamkeit erzwingen und auch Demjenigen merklich werden, der sogar absichtlich zerstreut sei. Bei Zweifelnden und Kindern sei nun der Magnetismus wirkungslos, bei den Gläubigen wirke die Einbildungskraft. — Leute, denen man die Augen verband und die man magnetisirte, wußten Nichts davon, während Leute, die mit offenen Augen magnetisirt wurden, ganz genau die Stelle anzeigten, auf welche der Magnetiseur einwirken wollte. Man gab Leuten, die glaubten, Wasser, das nicht magnetisirt war, und sie bekamen Zuckungen; während andere magnetisirtes Wasser tranken, *Wirkung der Phantasie.* ohne die geringste Wirkung zu verspüren. Es sei also klar, daß die Einbildungskraft für sich allein im Stande sei, alle am Mesmerischen Becken [1]) beobachteten Erscheinungen hervorzurufen, und das magnetische Verfahren sei durchaus wirkungslos, sobald es der Täuschung und der Einbildungskraft entkleidet werde. Die Einbildungskraft wirke ja auch sonst auf Kranke: plötzlicher Schrecken störe die Verdauung, Kummer werde auch Ursache der Gelbsucht, Gelähmten gebe die Furcht vor dem Feuer oft den Gebrauch der Füße wieder, durch ernstliches Wollen lasse sich das Schlucken unterdrücken, ein sehr heftiger Schrecken könne das Haar in einem Augenblick bleichen. Die Einbildungskraft sei also sehr wirksam auf die Kuren; die Erschütterung dürfe aber nur eine einzige sein, während die bei der öffentlichen Behandlung durch den Magnetiseur oft wiederkehrenden Krisen bloß einen nachtheiligen Einfluß ausüben könnten. Das Magnetisiren nütze also Nichts, schade vielmehr.

Folge des Berichtes. Die Regierung gab dem Gutachten die weiteste Verbreitung und der Glaube an Mesmer schwand — er zog sich mit seinem Schatze in seine Heimath zurück, wo er 1815 vergessen starb. Man muß glauben, dann wirkt die magnetische Kraft, sagten seine Schüler; wir läugnen, was ihr glaubt, sagten die Gegner. Andere meinten, Mesmer habe genial auf Kräfte hingewiesen, die man bisher nicht beachtete, habe aber die Gesetze derselben nicht zur Klarheit zu erheben vermocht.[2]) —

Cagliostro. Manche, die den wahren Glauben verloren hatten und in die Wissenschaft Mißtrauen setzten, suchten in einer trüberen Quelle einen Trunk für ihren Durst nach Wahrheit, beim Großkophta Cagliostro, der 1781 nach Paris kam, als Mesmer es verließ, und nicht weniger Glauben erregte mit seinen Lügen über sein hohes Alter, mit seinem Lebenselixir und seinem Vorgeben, er vermöge die Seelen Verstorbener zu berufen, und den Blick in die Zukunft zu eröffnen, als der schwäbische Arzt mit seinem magnetischen Fluidum.

Lebensgang. Alessandro Graf von Cagliostro nannte sich dieser listige Betrüger, Giuseppe Balsamo hieß er in Wahrheit und war 2. Jänner 1743 in

---

[1]) Baquet.

[2]) Die französische Literatur über Mesmer in der Biographie générale, vol. 35, p. 161; die deutsche ist bekannt: über 1000 Schriften. Mesmers Leben gab Justinus Kerner heraus, Frankfurt 1856; sein System beschrieb Wolfart Berlin 1814; manche der wichtigsten Schriften darüber verzeichnet Dr. Wilhelm Schneider in dem oben citirten Werke, S. 110. —

Palermo geboren. Sein Vater, ein Kaufmann, starb früh und so wurde der Knabe den barmherzigen Brüdern zu Cartagirone übergeben, wo er in der Klosterapotheke einige Kenntnisse in der Chemie und Arzneikunst sich erwarb, die er dann, als er aus dem Kloster floh, in Palermo zu Betrügereien benutzte. Von der Justiz verfolgt, schloß er sich einem spanischen Abenteurer, Althotas, an, der verschiedene Sprachen redete, einige arabische Schriften besaß und für einen großen Chemiker gelten wollte, und reiste mit ihm durch Griechenland, Aegypten, Persien, Rhodus, Malta. Dort wußte er die Gunst des Großmeisters zu gewinnen, der sich viel mit Chemie beschäftigte und ihm Empfehlungsschreiben mitgab. — In Rom heirathete er ein Dienstmädchen, Lorenza Feliciani, deren Reize er als Erwerbsquelle benutzte, während er selber Bankozettel fälschte, Siegel und Documente nachmachte. Lorenza Feliciani. Unter verschiedenen Namen und Gestalten trieb er sich dann in Europa herum: in Barcelona, Madrid, Lissabon verkaufte er Lebenstincturen, die den Alten die Runzeln wegnehmen sollten, Lebensessenzen, und gründete einen eigenen Orden, die ägyptische Maurerei, welche Enoch und Elias gestiftet hätten; er selbst behauptete, er habe vor der Sündfluth gelebt, er sei mit Noah in die Arche gegangen, habe mitgespeist bei der Hochzeit in Kana; auf die Frage des Polizeidirectors in Paris, ob er nie ein Verbrechen begangen habe, antwortete er, ihn drücke nur, daß er den Pompejus ermordet habe;[1]) er habe die Wissenschaft der Pyramiden erworben und sei in die tiefsten Geheimnisse der Natur eingedrungen. Er verkaufte Verjüngungswasser, heilte eingebildete Kranke und wußte den Glauben verborgener Weisheit und einen seltenen Enthusiasmus zu erwecken[2]) — Vornehme Männer und Frauen trugen sein Bild auf der Brust, auf Ringen und kamen dem Geisterbanner und Wunderthäter mit Verehrung entgegen. Schwindel. So war es ihm möglich einen glänzenden Aufwand zu machen; er reiste wie ein Fürst, er nannte sich Oberst in spanischen Diensten; seine Frau gab er für eine Prinzessin von Santa Croce aus; seine Tafel war mit den leckersten Speisen gedeckt. Meist wußte er sich zur rechten Zeit aus dem Staube zu machen. So in London, von wo er nach Holstein ging, um einen Mann zu besuchen, von dem man glaubte, er sei mindestens 2000 Jahre alt.

---

[1]) „Ne vous reprochez-vous rien dans toute votre vie?“ lui disait Mr. de Crosne. „Hélas, répondit Cagliostro, je n'ai commis qu' un seul crime, mais dont je ne me consolerai jamais: j'ai tué Pompée.“ — „Pompée, dit M. de Crosne, je n'ai jamais entendu parler de cet assassinat.“ Géffroy, Gustave III, vol. II. pag. 432.

[2]) Statt Memento Domine David et mansuetudinis ejus in der Psalmstelle sangen sie Memento Domine Cagliostro . . . Am besten wußte der schlaue Italiener die Holländer zu betrügen; die Logen empfingen ihn mit glänzenden Festen und ließen ihm keine Ruhe, bis er eine Damenloge unter dem Vorsitze seiner Frau errichtete. Er verkaufte ihnen ein rothes Pulver, die Materia prima, durch das die Gläubigen nicht mehr vom Körper, sondern allein von der Gnade Gottes lebten, und durch das große Pentagon sollten sie die durch die Erbsünde verlorene Unschuld erhalten. Man mußte sich mit einem vertrauten Freunde auf das Land zurückziehen, 32 Tage einer äußerst mageren Diät sich unterwerfen, wozu am 17. und 32. Tage ein gelinder Aderlaß und am 32. auch sechs Tropfen Medicin kamen; mit dem 32. Tage legte man sich zu Bette und erhielt den ersten Gran des rothen Pulvers, dem Ohnmacht und Zuckungen folgten; am 33. Tag einen zweiten Gran, worauf Fieber und Verlust von Haaren und Zähnen folgen sollte; am 36. wieder ein Gran, worauf Schlaf und Ersatz der Haare und Zähne eintrete; am 39. ein Bad und in einem Glase Wein zehn Tropfen vom Balsam des Großkophta, worauf man am 40. Tage gesund bleiben und auf 50 Jahre verjüngt sein sollte. Alle 50 Jahre müsse man die Kur wiederholen und so könne man es bis auf ein Alter von 5537 Jahre bringen. — Jetzt wird begreiflich, warum der Wunderthäter an keinem Orte sich lange aufhielt.

Saint-Germain Dies war der Graf Saint-Germain, ein ganz anderer, als der französische Kriegsminister: er behauptete nicht, daß er 2000 Jahre alt sei, daß er ein Lebenselixir zu bereiten verstehe, aber er widersprach nicht, wenn Andere es von ihm aussagten. Veranlaßt scheint der Glaube an sein langes Leben zu sein durch seine große Kenntniß der Geschichte, seine lebendige Phantasie und seine Kunst, von Männern und Ereignissen der Vergangenheit so anschaulich zu sprechen, als ob er sie gesehen und miterlebt hätte.

Grimm. Grimm erzählt von ihm: Alle, die den Grafen Saint-Germain kannten, hielten ihn für einen geistreichen Mann. Er besaß jene natürliche Beredtsamkeit, die am besten geeignet ist zu verführen; er wußte viel von Chemie und kannte die Geschichte wie selten Jemand. Er hatte die Gabe, in der Gesellschaft von längstvergangenen Ereignissen mit einer Lebendigkeit zu sprechen, als wären sie eben geschehen. Belleisle. Der Marschall Belleisle lernte ihn in Deutschland kennen und brachte ihn 1740 nach Frankreich und stellte ihn der Pompadour vor, die sehr vertraut mit ihm wurde. Ludwig XV. nahm ihn huldvoll auf, unterhielt sich oft und lange mit ihm und wies ihm eine Wohnung in Chambord an. Eines Tages fragte Pompadour. ihn die Pompadour: „Wie sah denn Franz I. aus? Das war ein König, den ich hätte lieben mögen!“ — „Auch war er sehr liebenswürdig“, entgegnete Saint-Germain und schilderte seine Gestalt und sein ganzes Wesen so genau, wie wenn er ihn lange gekannt hätte, und fuhr dann fort gerade so zu reden vom Connetable, vom Hof, von Maria Stuart, von Margaretha von Valois. Madame sagte lächelnd: „Es scheint, Sie haben all dies gesehen.“ — „Ich habe ein gutes Gedächtniß und habe die Geschichte Frankreichs genau gelesen“, entgegnete Saint-Germain. „Oft macht es mir Spaß, nicht den Glauben zu verbreiten, wohl aber zu gestatten, als hätte ich in früherer Zeit gelebt.“ — „Aber Sie sagen ja nie, wie alt Sie sind, und die Gräfin Gergy, welche Gesandtin in Venedig vor fünfzig Jahren war, behauptet, Sie dort gekannt zu haben, und Sie hätten gerade so ausgesehen wie heute; nach ihrer Aussage sind Sie mehr als hundert Jahre alt.“ — „Es ist nicht unmöglich“, sagte Saint-Germain lachend, „aber es ist auch möglich, daß die Gräfin sich irrt.“ — „Sie sagt, sie habe von Ihnen ein Lebenselixir bekommen, welches ihr lange das Aussehen einer Vierundzwanzigjährigen verlieh. Warum geben Sie ein solches nicht dem König?“ — „Ach“, sagte der Graf mit Schrecken, „ich werde mich hüten, dem König ein unbekanntes Arzneimittel zu geben, da müßte ich ein Narr sein!“ — Man wußte nicht, woher der Mann stammte, woher er seine schönen Diamanten und großen Perlen hatte. Nach den Einen war er der uneheliche Sohn eines Königs, nach Andern der Großmeister der Freimaurer, nach Andern der Spion einer Großmacht, nach guten Nachrichten ein Elsäßer Jude Namens Simon Wolff. In Paris stand er im höchsten Ansehen; in London beachtete man ihn weniger; lange war er beim Landgrafen zu Hessen; in Ruhe starb er 1784 in Schleswig.[1])

[1]) Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen, Leipzig 1850, I, S. 340 bis 349 meint, Saint-Germain sei unter den Charlatans des 18. Jahrhunderts einer der unschädlicheren gewesen und habe mit seinen Schwindeleien eben nicht mehr bezweckt, als sich in der vornehmen Welt und deren Genüssen zu behaupten, auf Kosten reicher Großen ein behagliches Leben zu führen und sich an dem Staunen zu ergötzen, was seine Besonderheiten erregten. Zu dem Allem benützte er das Geheimniß, was seine Herkunft umringte, den Besitz einiger chemischen Geheimmittel und die vielleicht auch durch letztere unterstützte langjährige Behauptung eines rüstigen und sich gleich bleibenden Aussehens. Seine Diamanten waren ohne Zweifel unecht. —

Zu diesem Manne kam jetzt Cagliostro — der eine soll den anderen in einen geheimen Orden aufgenommen haben; man sieht, wie Europa damals von Geheimbünden durchwühlt war. In Mietau gab sich Cagliostro für einen spanischen Grafen aus, der im Norden wichtige Geschäfte zu besorgen habe, und betrieb seine Gaukeleien so gut, daß man ihm die kurländische Krone angeboten haben soll. In Petersburg fand der Betrüger keinen Zutritt bei Katharina II., aber viele Rubeln bei den Großen, welche sich bethören ließen; desgleichen feierten die leichtsinnigen Großen in Warschau den Wunderthäter wie einen König. In Straßburg ließ sich nicht bloß der gutmüthige Cardinal Rohan von ihm bethören, sondern auch Männer von Geist, wie Goethes Schwager Schlosser und Lavater, der eigens nach Straßburg reiste, um den Wunderthäter zu sehen. Daß Cagliostro Entlarvung fürchtete, geht aus den Worten hervor, zu denen er allein dem Züricher gegenüber zu bewegen war: „Sind Sie von uns beiden der Mann, der am Besten unterrichtet ist, so brauchen Sie mich nicht; bin ich es, so brauche ich Sie nicht.“ Der Schweizer war der Bethörte, denn er schrieb in sein Stammbuch: „Ich möchte Blut weinen, daß eine Gestalt, wie sie die Natur alle Jahrhunderte nur einmal formt, daß ein solches Product so sehr mißkannt werden müsse.“ — Aber es gab damals schon Leute genug, welche durch den Schimmer verborgener Weisheit und das Geheimnißvolle des Benehmens sich nicht blenden ließen. Lavater war noch nicht geheilt von seiner Bewunderung und schrieb an Cagliostro die Fragen: „Woher stammen Ihre Kenntnisse? Wie haben Sie sie erlangt? Worin bestehen sie?“ Die Antwort des Italieners war dunkel und schlau: „In verbis. In herbis. In lapidibus.“ — Von Straßburg nach Neapel sich wendend, wo es ihm jedoch mit seiner ägyptischen Maurerei nicht glücken wollte, kam Cagliostro über Bordeaux, Lyon, wo er Goldmacherei trieb, 1785 nach Paris, wo unter dem religionslosen und geisteshochmüthigen Volke anfangs sein Weizen blühte, aber schon 1786 erhielt er Befehl, die Hauptstadt binnen 24 Stunden zu verlassen. Dafür forderte er von London aus die Franzosen auf, die Regierung zu stürzen. Seine guten Tage waren übrigens vorüber. In England warnten jetzt die Zeitungen vor dem Schwindler; in Basel, wohin er sich sofort wandte, fand er es bald unbehaglich; in Turin erhielt er den Befehl, augenblicklich abzureisen. In Rom ward er 27. December 1789 verhaftet als Lügner, Dieb und Charlatan, und 7. April zum Feuertode verurtheilt, aber zu lebenslänglichem Gefängniß in San Leo begnadigt, wo er 1795 starb, während die „Gräfin“ in ein Kloster gesperrt wurde. Vor dem Inquisitionsgerichte gestand Cagliostro, der Illuminatenorden habe ihn unterstützt.[1]

Cagliostro in Petersburg, Warschau, Straßburg, Lavater. Cagliostro in Paris, London, Rom. Ende.

So war jene Zeit, ungläubig, wissensstolz und abergläubig, genußliebend, neuerungssüchtig, leichtsinnig. Die Bühne beherrschte der scandalsüchtige, durch und durch revolutionäre Beaumarchais durch seine komische Kraft und seine fein ausgesprochene, gegen die bestehenden Zustände ankämpfende Gesinnung. In scherzhafter Weise, in spielender Art waren die Mißstände hervorgehoben und die Gleichstellung Aller verlangt. Das Spiel ging bald in Ernst über, nur wurde aus dem Lustspiele ein Trauerspiel. Man spielte mit dem Feuer, bis das ganze Haus brannte.

Zeichen der Zeit. Beaumarchais

---

[1]) Die Literatur über den Wundermann bei Ersch und Gruber, Section I, Bd. 14, S. 75. Auch bei Bülau, l. c. I, p. 310—30.

Beaumarchais Peter Augustin Caron de Beaumarchais ist ein Pariser Kind, der Sohn des Uhrenmachers Caron, geboren 24. Jänner 1732. Seine Jugend verfloß heiter, Verse machte er schon frühe.[1]) Der Vater zog ihn bald aus der Schule Uhrenmacher, zur Uhrenmacherei, oder, wie er selber sagte, „um die Zeit zu messen". Zwanzig Jahre alt erfand er eine neue Art Hemmrad, das ihm Zutritt bei Hof mit dem Titel eines königlichen Uhrenmachers verschaffte. Mit seiner schlanken hohen Gestalt, seinen regelmäßigen Zügen, seiner frischen Farbe, seinem feurigen Blick, seinem sicheren Auftreten, war der junge Uhrenmacher für den Hof wie geschaffen. Mit der Hand der Wittwe eines Hofküchenschreibers erlangte er diese Stelle 1755 und nannte sich seit 1757, nach dem Gute seiner Frau, von Beaumarchais; vier Jahre später konnte er um 85.000 Francs die Stelle eines königlichen Secretärs erkaufen. Seine Frau starb 1757 und hinterließ ihm den Besitz eines bedeutenden Vermögens. Beaumarchais liebte leidenschaftlich die Musik, sang schön und spielte gut wie er steigt. Flöte und Harfe, deren Einrichtung er verbesserte, und erlangte damit Zutritt zu den Töchtern Ludwigs XV., Victoria und Adelaide. Dies erweckte Neid. Als ein Großer des Hofes Beaumarchais eines Tages in Gala in der Galerie zu Versailles sah, ging er auf ihn zu mit den Worten: „Sehen Sie doch meine Uhr an, sie ist verdorben." — „Ich habe keine Hand dafür", entgegnete Beaumarchais und ließ Ehrgeiz. die Uhr fallen. — Der Ehrgeiz ließ ihn nicht rasten — er las, im dunklen Drang sich auszubilden, insbesondere Montaigne und Rabelais, dabei suchte er sein Ver- Duverney. mögen zu mehren. Zu Letzterem verhalf ihm der berühmte Finanzmann Duverney, der die Militärschule auf dem Marsfelde erbaut hatte, aber es wegen Feinden am Hofe nie hatte erreichen können, daß der König sie mit einem Besuche beehrte. Er wendete sich an Beaumarchais und dieser an die Prinzessinen, welche dann den Bau besichtigten und Ludwig XV. soviel davon sprachen und seine Neugier derart erregten, daß endlich auch der König den Bau besichtigte und lobte. Duverney bewies sich dankbar und führte Beaumarchais in glückliche Geldgeschäfte ein; er wurde Vicepräsident der Jagden und erhielt den Adel. Er reiste 1764 nach Spanien, um dort die Unternehmungen einer großen französischen Handelsgesellschaft zu leiten Clavigo und Clavigo vom Hofe zu verdrängen, der seiner jüngeren Schwester das Eheversprechen nicht gehalten hatte. Mit den Bildern von Figaro, Almaviva, Bartolo, Basilio, Rosine im Kopfe, die später seinen Ruhm bilden sollten, kehrte er nach einem Jahre wieder heim. Er heirathete wieder eine reiche Witwe, die aber schon nach Erbschaft. zwei Jahren starb; er trieb mit Duverney gewinnreichen Holzhandel in großem Maßstab. Er lebte überhaupt in glücklichen Verhältnissen. Da starb 1770 sein Freund Duverney mit Hinterlassung eines Vermögens von 1,500.000 Francs; in seinem Testamente bekannte er sich zu einer Schuld von 15.000 Francs an Beaumarchais. La Blache. Der Haupterbe, ein Neffe La Blache, schon lange neidisch auf Beaumarchais, bestritt diesen Posten. Beaumarchais gewann den Prozeß. La Blache führte den Prozeß weiter und entblödet sich nicht, die ärgerlichsten Gerüchte gegen Beaumarchais zu verbreiten: er habe seine beiden Frauen vergiftet und dergleichen, gefälschte Briefe in Umlauf gebracht. Beaumarchais, da er gerade wegen eines Ehrenhandels im Fort L'Evêque gefangen saß, erbat Erlaubniß, den Berichterstatter in seinem Prozeß, den Elsäßer Goezmann, zu besuchen, erlangte aber niemals Zutritt zu ihm.[2]) Er war ein Rath vom Parlamente Maupeau. Da hörte er von seinem Buchhändler,

---

[1]) Vgl. Beaumarchais, sa vie et son temps. Revue de deux mondes, 1852, Octobre.

[2]) Mémoires de Beaumarchais dans l'affaire Goezmann. Nouvelle édition. Paris 1873. — Saint-Beuve, Causeries du Lundi, VI.

es gebe ein Mittel, um in sein Cabinet zu gelangen: man müsse seiner Frau ein Geschenk machen. Sie kamen überein: 100 Louisdor baar, eine goldene Repetiruhr mit Diamanten und 15 Louis in Silber für den Schreiber — all das für Zutritt zu Goezmann und mit dem Versprechen der Zurückgabe, wenn der Prozeß verloren gehe. Der Prozeß geht aber in der zweiten Instanz verloren. Beaumarchais wird erdrückt durch Gerichtskosten und gepfändet. Madame Goezmann gibt die 100 Louisdors, die Uhr zurück, aber nicht die 15 Louis in Silber, die sie versprochen hat dem Secretär zu geben, jedoch nicht gegeben hat. Beaumarchais wird dringend, ihr Mann aber hatte die Keckheit, gegen Beaumarchais wegen Bestechung zu klagen. Beaumarchais hatte also selber über Verlust des Vermögens und der Ehre zu klagen. „Ich schämte mich über mich selber und hatte Mitleid mit mir", sagte er, „aber es war immer mein Streben, in großen Fragen mein Herz zu beherrschen." Er war eine wetterharte Natur und gab sich so leicht nicht gefangen — er griff zur Feder um seine 15 Louis in Silber und wandte sich in vier Denkschriften über die ganze Frage an die öffentliche Meinung.[1] Er spielte ein gefährliches Spiel, aber mit so viel Geist, mit so scharfem Spott, mit solcher Glut der Leidenschaft, daß er allgemeine Theilnahme erweckte. Die Nation sah in seiner Sache die eigene, im Rath Goezmann das ganze verhaßte Parlament Maupeou, dem jetzt ein Einzelner bloß mit seiner Feder Trotz bot. Welchem Leser dieser Memoiren steht die Madame Goezmann mit ihrer Habsucht und Eitelkeit nicht unverwüstlich vor den Augen? Voltaire schrieb an Argental: „Ich habe mich nie so angenehm unterhalten, als bei diesen Denkschriften. Ich fürchte, dieser Mann hat im Grunde Recht gegen die ganze Welt. Wie viel Spitzbüberei zeigt sich hier! Was ist das für ein Talent! — er vereint Alles, Spaß und Ernst, Vernunft, Heiterkeit, Kraft, Rührung, alle Arten der Beredtsamkeit, und das Alles ungesucht; er zerschmettert seine Gegner und gibt seinen Richtern Lehren. Seine Naivetät bezaubert mich. Seine Thorheiten und sein Uebermuth sind die eines leidenschaftlichen, aber liebenswürdigen und sehr beredten Mannes. Von dem Manne soll man mir nicht sagen, er habe seine Frauen vergiftet; er ist von Haus aus zu heiter und voll innerer Fröhlichkeit." — Beaumarchais war der Ueberzeugung, Goezmann habe nur darum gegen ihn entschieden, weil Graf La Blache mit weit größeren Geschenken ihn bestochen, und stellte mit Leidenschaft seine Kränkung als Kränkung Aller dar. „Ich bin ein Bürger", ruft er, „das heißt, ich bin nicht ein Höfling, nicht ein Abbé, nicht ein Adeliger, nicht ein Finanzmann, nicht ein Günstling, kurz Nichts, was Macht heißt heut zu Tage. Ich bin ein Bürger, das heißt, etwas ganz Neues, etwas Unbekanntes, Unerhörtes in Frankreich. Ich bin ein Bürger, das solltet Ihr Alle sein seit 200 Jahren und werdet ihr vielleicht in 20 Jahren alle sein." Der Prozeß war der Prozeß Aller — mit Ungeduld erwartete man das Urtheil. Am 26. Februar 1774 erfolgte der Spruch: Goezmann verlor sein Amt, seine Frau wurde zur Wiedererstattung der 15 Louis in Silber verurtheilt und zur Blame. Beaumarchais zur Blame, das heißt, er mußte knieend anhören, wie der Vorsitzende sagte: „Der Gerichtshof tadelt Dich und erklärt Dich für ehrlos."[2] Also ehrlos! aber ganz Paris erklärte dies Urtheil für ungiltig und schrieb sich beim Bürger Beaumarchais ein; der Prinz Conti lud ihn zur Tafel mit der Bemerkung: „Unsere Familie ist ehrenhaft genug, um ganz Frankreich zu zeigen,

Prozeß Goezmann — Bedeutung. — Bürger. — Spruch. — Blame.

---

[1] Weil dieser Prozeß für das Parlament Maupeou so bedeutsam wurde, sagten die Pariser: Louis XV a détruit le parlement ancien, quinze Louis détruiront le nouveau.

[2] „La cour te blâme et te déclare infame."

wie man einen großen Bürger wie Beaumarchais behandeln muß." Der Polizeiminister Sartine drückte ihm glückwünschend die Hand.[1] Beaumarchais war der Held des Tages. Seine Memoiren über diesen Prozeß werden wegen der Gedankenfülle und plastischen Kraft der Darstellung heute noch gerne gelesen. Aber er erlangte 1776 nach dem Sturze des Parlaments auch, daß das brandmarkende Urtheil aufgehoben, und 1778, daß der Graf La Blache zur Rückerstattung der 15.000 Francs sammt Zinsen und Ehrenentschädigung verurtheilt wurde,

Memoiren.

Figaro. Seine Richtung war ihm jetzt gegeben: er ist Rousseau als Dramatiker. Seine „Hochzeit des Figaro" ging 1784 über die Bühne. Der arme Dorfbarbier declamirt wie Rousseau gegen die Ungleichheit, nur viel packender und anschaulicher. Die „Hochzeit des Figaro" ist der glückliche Kampf des Volkes gegen einen verkommenen Adel, der Sieg des Knechtes über den Herrn. Figaro ist treu, ehrenhaft, ein braver Gatte, ein guter Sohn. Sonst wurde im Lustspiele der Plebejer verspottet, hier aber der Adel. Alles ist so natürlich, lebendig, leicht, fein und spannend, daß das Stück immer und immer gegeben werden mußte. Der dritte Stand ist der bessere und unwürdig zurückgesetzt — mit diesem Gefühl kam Jeder aus dem Theater heim. Kein Stück hat wie dieses auf die Revolution vorbereitet, es war Spiel, aber der Ernst des Lebens kam nur zu schnell.

Die Geschichte vom diamantenen Halsband.

ist das erste wahre Unglück, welches Maria Theresias Tochter in ihrem Leben traf, ein unverdienter und doch kaum wieder vertilgbarer Flecken auf ihrem Bewußtsein, „ein lebensverbitternder, bewußtseinverzehrender Trank, der ihr zuerst den Ernst, die Herbigkeit des Lebens zeigte und bewies, daß in demselben dämonische Mächte walten, gegen die keine noch so hohe Stellung, kein noch so unbefangenes Leben schützen" — wie ein Neuerer treffend sagte.[1])

Das diamantene Halsband. Die Geschichte dieses diamantenen Halsbandes[2]) ist kurz folgende: aus Sachsen kam ein tüchtiger junger Goldschmied, Böhmer, nach Paris, verband sich dort mit dem Juwelier Bassange und erlangte die erste Stelle unter den Goldarbeitern der Hauptstadt und den Titel eines Juweliers der Königin. Strebsamen und hochfliegenden Geistes kam er auf den Gedanken, einen Schmuck zu fertigen, wie noch keiner schöner den Nacken eines Weibes geziert habe. Die kostbarsten Diamanten wurden gewählt, der herrlichste Plan entworfen, und ein Halsband gefertigt, welches auf 1,800.000 Livres geschätzt wurde. Ursprünglich sollte es für die Dubarry gekauft werden, allein Ludwig XV. starb darüber. Auch für die Höfe von Portugal und

Böhmer.

[1]) Leo, Universalgeschichte. IV, S. 139.

[2]) Die Literatur über dieses Halsband ist sehr groß. Das beste Werk darüber mit dem Scharfsinn eines Juristen und der Fülle von Thatsachen eines Archivars lieferte Emil Compardon: Marie Antoinette et le procès du Collier d'après la procédure instruite devant le Parlement de Paris. Paris 1863.

Neapel war das Halsband zu theuer. Ludwig XVI. wollte es für Marie Antoinette kaufen, allein diese wies es zurück in Anbetracht der nöthigen Ersparungen: „Wir benöthigen jetzt Schiffe, keine Diamanten.“[1]) Und dennoch sollte die unschuldige Königin mit diesem Halsbande in verderbliche Beziehung gebracht werden. —

Dies geschah durch den Prinzen Ludwig von Rohan, Bischof zu Straßburg, Cardinal und Großalmosenier von Frankreich, einen gutmüthigen, aber schwachen Mann, ein Muster, wie der damalige hohe Klerus in Frankreich beschaffen war. Rohan wurde Gesandter am Hofe Maria Theresias und steckte sich dort durch einen Aufwand, der selbst sein ungeheures Einkommen überschritt, tief in Schulden.[2]) Maria Theresia setzte nie großes Vertrauen in diesen Würdenträger der Kirche, der einmal im Jagdkleide mitten durch eine Frohnleichnams-Procession ritt, weil es ihm zu langweilig war, zu warten, bis sie vorüber sei.[3]) In einer seiner Depeschen, die aber nicht Rohan, denn er figurirte bloß, sondern sein Secretär Georgel schrieb, hieß es gelegentlich der ersten Theilung Polens: „Maria Theresia trägt in der einen Hand das Sacktuch und weint über den Untergang Polens; in der anderen trägt sie das Schwert, mit dem sie Polen in Stücke zerhauen und ihren Theil herausschneiden will.“ Aiguillon theilte diesen Scherz Ludwig XV. mit, der bei all seiner Abgestumpftheit doch noch für Witze empfänglich war, und der König theilte den Spott der Dubarry mit und diese ihrem Anhange und der Hof spöttelte einige Zeit über Maria Theresia. Maria Antoinette, die mit ebensoviel Verehrung als Liebe an ihrer großen Mutter hing, faßte von da an eine tiefe Abneigung gegen den Cardinal. Als Ludwig XVI. die Regierung antrat, und Rohan von Wien kam, um zur Thronbesteigung Glück zu wünschen, wurde er von der Königin nicht empfangen und verwies man ihn 1774 unter sichtlichen Zeichen der Ungnade in seine Diöcese. Diese königliche Ungnade brachte den schwachen Mann in halbe Verzweiflung: zehn Jahre versuchte er vergebens alle Mittel und Wege; einmal drang er sogar in den Park von Trianon, um die Königin zu sehen und zu sprechen, doch ihr Auge leuchtete ihm nie in Gnade, sie konnte ihm den Spott über ihre Mutter nie verzeihen. In Privatunterhaltungen klagte dieser Ehrgeizige, daß ihm die Feindschaft der Königin allein den Eintritt ins Ministerium verschließe, denn in Selbstüberschätzung traute er sich zu, als Minister etwas Tüchtiges leisten zu können.

Rohan — als Gesandter in Wien. — Spott über Maria Theresia. — gerächt von der Königin.

Diesen seinen Schmerz durchschaute eine gewisse Gräfin Lamotte. Sie stammte von einem unehelichen Sohne Heinrichs II. ab, von Johann von Saint-Remy, Grafen von Valois.

Lamotte.

Einige wichtige Nachrichten über die Jugend der Lamotte finden wir in den Denkwürdigkeiten des Grafen Beugnot,[4]) welcher sie in seiner Heimath Bar-

Beugnot.

---

[1]) Nous avons plus besoin d'un vaisseau que d'un bijou.

[2]) Rohan hielt in Wien zwei Karossen, die 40.000 Francs kosteten, 40 Pferde, 7 Edelpagen, 6 Edelleute, 5 Secretäre, ein Orchester von 10 Personen, 12 Diener, 4 Couriere, deren Livréen je 4000 Francs werth waren, das übrige Personale im Verhältniß. Taine, L'ancien régime, III, p. 3.

[3]) In den Mémoires de Madame Campan, ch. III, sind alle Beschwerden Maria Theresias gegen diesen Gesandten, dessen Abberufung sie verlangte, aufgezählt.

[4]) Mémoires du Comte Beugnot, ancien ministre (1783—1815) publiés par le comte Albert Beugnot son petit-fils. Deuxième édition, vol. I, p. 7.

sur-Aube kennen lernte. Sie stammte also von einem unehelichen Sohne König Heinrichs II. ab, von Heinrich von Saint-Remy, der von seinem Vater als natürlicher Sohn einige Güter erhalten hatte, Essoyes, Fontette und Verpellières. Die Familie kam rasch herunter. Die letzten drei Grafen von Saint-Remy hatten sich durch Mißheirathen fortgepflanzt, der eine mit einer Kuhmagd, der letzte mit einem Zimmermädchen, doch war die Genealogie in männlicher Linie unantastbar und Mißheirathen kamen damals bei der Verarmung des Adels häufig vor. Der Vater der Lamotte starb im Spital und hinterließ seinen Kindern gar Nichts, sie fielen der Gemeinde Fontette zur Last; der Pfarrer sprach mitleidige Herzen für sie an, die Bauern stellten ihnen Nahrungsmittel in die elende Wohnung, wo sie halbnackt sich aufhielten. Der gute Pfarrer sprach den Bischof von Langres, La Lucerne, und die Marquise Boulainvilliers um Hilfe an für „die letzten Valois". Man wollte in Paris kaum glauben, daß es noch Valois gebe. Der Bischof und die Boulainvilliers thaten das Mögliche. Der Knabe wurde in eine Lehranstalt, die beiden Mädchen wurden zu den Ursulinerinen nach Ligny gethan. Der Bischof von Langres wandte sich an Chérin, den gewissenhaften Genealogen des Königs, und dieser erkannte, daß die Genealogie in der männlichen Linie unantastbar sei. Sofort wendete man sich um Gnade an den König, welcher dem jungen Saint-Remy von Valois einen Platz in der Marineschule bewilligte und einen Gehalt von 1000 Francs, und den Mädchen einen Platz in der Klosterschule zu Longchamps bei Paris und jeder einen Jahresgehalt von 600 Francs. Der Minister des königlichen Hauses kam mit den Beschützern der Kinder überein, der junge Valois sollte dereinst Malteser, die beiden Mädchen sollten Aebtissinen werden: so könne man mit diesem Zweig zu Ende kommen, ohne daß man eine Nebenlinie anerkenne, was viel Geld kosten würde. —

Saint-Remy. Elend. Hilfe. Ludwig XVI.

Der junge Saint-Remy von Valois wurde demnach auch wirklich Schiffslieutenant und starb während des Prozesses seiner Schwester, ohne sich je vermählt zu haben. Seine beiden Schwestern — die ältere, Jeanne, war geboren 1756 — blieben sechs Jahre in Longchamps, gingen aber plötzlich durch, als die Aebtissin der ältern, welche die jüngere ganz beherrschte, nahe legte, sie solle in den Orden der Bernhardinerinen eintreten. Plötzlich trafen Beide in einem elenden Wagen in Bar-sur-Aube ein, und ließen sich in einem elenden Wirthshaus nieder, wo sie sich für Prinzessinen ausgaben, obschon sie zusammen nur noch sechs Francs besaßen, mit welchen sie die ihrer Familie entrissenen Güter wieder vor Gericht zurückfordern wollten. Das Städtchen kam in nicht geringe Bewegung. Einer wohlthätigen und vermöglichen Frau, Madame Surmont, wurde nahe gelegt, doch für die letzten Nachkommen einer Familie, welche Frankreich lange regiert habe, Etwas zu thun. Die gute Dame lud „die Prinzessinen" auf acht Tage ein, bei ihr zu wohnen, und die beiden benahmen sich, als wären sie im eigenen Haus; aus den acht Tagen wurde aber ein ganzes Jahr. Die Surmont äußerte später, „es sei dies das unglücklichste Jahr ihres Lebens gewesen; es sei ihr gewesen, als habe sie einen Dämon in ihr Haus aufgenommen". Die ältere, Jeanne, besaß nämlich ein wahres Luchsauge für die Schwächen Aller, die in ihre Nähe kamen, ein wahres Genie für Ränke, und erfand für jeden Einfall schneller eine sinnreiche Lüge, als eine Maus ein Loch findet, und hatte die Fangsucht eines Raubvogels. Ihre Gestalt war hübsch, ihre blauen Augen unter schwarzen Wimpern sehr ausdrucksvoll, ihr Teint sehr frisch, ihr Lächeln hatte etwas Bezauberndes. — Beugnot erzählt, „wie er sich selbst einmal beinahe fangen ließ, denn sie habe zwar wenig Bildung, aber einen lebendigen durchdringenden Geist besessen".

Jeanne. Madame Surmont. Beugnot.

Zum Schmerz der Madame Surmont ließ sich aber ihr Neffe Lamotte, der aus alter Familie stammend, Lieutenant in der Gendarmerie und sehr verschuldet war, von ihr fangen und der junge Beugnot, der indeß nach Paris gekommen war, erfuhr, daß sie sich rasch mit Lamotte vermählt und daß sie schon einen Monat nach der Vermählung zwei Knaben geboren habe, die zum Glück früh starben. Beide machten sich auf, „um die Güter der Familie wieder zu gewinnen". Mit welchen Mitteln wollten sie den Prozeß führen? — Lamotte verkaufte sein Pferd und sein Cabriolet, und sie versetzte auf zwei Jahre ihre Pension.[1] — Lamotte ging nach Fontette, ließ hier ein Te Deum singen, als hätte er die Güter schon gewonnen, streute vor der Kirche Geld aus und war bald mit seinen 500 Francs fertig; sie zog aber nach Paris und lebte dort in einem der elendesten Wirthshäuser. — Da Beugnots Vater ihr ein Empfehlungsschreiben an seinen Sohn mitgegeben hatte, so lieh ihr dieser öfter Geld, ließ ihre Ansprüche durch den Genealogen Cherin untersuchen und machte ein Gutachten für sie. Wie ihnen aber ihre Güter widerrechtlich genommen worden seien, konnte nicht ermittelt werden; ohne Zweifel waren dieselben leichtfertig verkauft worden. Schon Ludwig XIII. antwortete ein Valois auf die Frage, was er thue: „Ich mache, was ich schuldig bin", und man kam erst nachträglich darauf, daß er falsches Geld mache und damit seine Schulden bezahle. Vater, Großvater und Urgroßvater der Lamotte hatten sich mit Wildereien und Holzdiebstahl ernährt und der letzte Saint-Remy war im Spital gestorben, nachdem er noch seine Hosen versetzt hatte. Die zuständigen Behörden erklärten, bei diesem Sachverhalt könne nur von einer Gnade des Königs die Rede sein. Mit Betteln und Schuldenmachen erhielten sich die Beiden einige Zeit in Paris. Eines Tages aber kam die Lamotte freudestrahlend zu Beugnot: sie sei jetzt an Rohan empfohlen und bat ihn nur um einen Wagen, um zum Cardinal fahren zu können. —

Die Lamotte

leben vom Bettel.

Durch ihre bisherige Beschützerin, die Gräfin Boulainvilliers, war die Lamotte 1781 nach Zabern in die Nähe des Cardinals gekommen, hatte dann mit ihrem Luchsauge das Leiden, das sein Herz drückte, und die Schwäche des Mannes schnell durchschaut, mit ihrer Habgier und ihrem Genie der Lüge rasch ihren Plan entworfen, und mit ihrer Gewandtheit wußte sie den Cardinal achtzehn Monate hindurch immer in der gleichen Verblendung hinzuhalten. Sie wußte nämlich Rohan weiß zu machen, daß sie mit ihrem Talent, Anekdoten zu erzählen, Zutritt zum Ohre der Königin gefunden habe, aber nur insgeheim, weil sonst Viele neidisch würden. Natürlich bat sie der Cardinal, ein gutes Wort auch für ihn einzulegen, was sie versprach und wofür sie in der verbindlichsten Weise Geldsummen empfing. — In Wahrheit sprach die Lamotte die Königin niemals, bedeutete aber dem Cardinal, daß Marie Antoinette ihm nicht mehr grolle, ihm im Gegentheil gut und wohlwollend gesinnt sei; nur ihre Umgebung, die Polignacs, sei gegen ihn; die Königin sei überhaupt das beste Herz, nur sei sie hin und wieder durch ihren knickerigen Gemahl in Geldnoth. Natürlich bot der Cardinal seine Kasse an und die Lamotte empfing im Namen der Königin nach

Rohan und die Lamotte.

[1]) Beugnot, Mémoires, I, p. 73–85.

und nach bedeutende Summen, brachte auch Empfangsbescheinigungen der Königin zurück, die aber nicht von Marie Antoinette, sondern vom Kameraden des Mannes der Lamotte, von einem Schurken Villette de Rétaux, einem gewandten Nachahmer von Handschriften, gefertiget waren. Wenn der Cardinal staunte, daß ihm, trotz aller Briefe der Königin, niemals Audienz bei ihr gewährt wurde, und ihm ihr Auge nie in Gnaden leuchtete, so bedeutete ihm die Lamotte, daß die Königin ihrer Umgebung wegen sich ihm gegenüber verstellen müsse. —

Rohans Bethörungen.

Zum Beweise, daß die Königin ihm in Gnaden gewogen sei, wolle sie ihm eine geheime Zusammenkunft im Parke zu Versailles gewähren. In der Nacht des 28. Juli 1784 ging der bethörte Cardinal verkleidet in den Park, die Lamotte führte ihn. In einer Hagenbuchenlaube war eine Gestalt ähnlich der Königin. Der Cardinal stürzte auf die Kniee und die weiße Gestalt gab ihm eine Rose mit den Worten: „Sie wissen, was das sagen will." Da drängte die Lamotte mit den Worten: „Man kommt!" zur Flucht, die Dame verschwand, der Cardinal eilte mit der Rose weg, im Glauben in ihr einen Beweis der Gnade der Königin zu sehen, und nannte den schönsten Spaziergang in seinem Park in Zabern fortan den Rosengang.

In der Buchenlaube.

In Wahrheit hatte jedoch ein Freudenmädchen, das in Gestalt mit der Königin manche Aehnlichkeit hatte, von der Lamotte gedungen, die Königin gespielt, und die Lamotte die Störung des Gespräches selber angeordnet, damit ihr Betrug nicht an den Tag komme. Wie thöricht, wie würdelos steht der Cardinal da! Ein öffentliches Weib spielt die Rolle der Königin und er kniet vor ihr nieder und stammelt Worte des Dankes, als sie ihm sagte: „Alles ist vergessen." Es war eine prachtvolle Sommernacht [1]) — erinnerte ihn der Glanz der Sterne nicht an den höchsten Herrn, vor dem er allein knieen sollte, und daß es für einen Priester noch höhere Gnaden gebe, als jene, die eine Königin verleihe! Wenn er hätte ahnen können, wie Jene, die ihn bethört hatten, in dieser Nacht noch sich lustig machten über seine Schwachköpfigkeit! [2])

Prahlerei.

Im Taumel seines Entzückens war der Cardinal bereit, Alles für die Königin zu thun, und in der Stimmung, wohin ihn die Betrügerin schon lange hatte bringen wollen. Sie sagte ihm jetzt, die Königin wünsche das Halsband zu kaufen, sei aber nicht bei Kasse; wenn der Cardinal das Geld für sie ausgeben wollte, so werde sie es ihm hoch auslegen und in Raten zurückbezahlen. Der Cardinal aber, von den Lügen der Lamotte umsponnen, wurde mit Böhmer über den Ankauf des Halsbandes um 1,600.000 Livres, die er in vier Raten bezahlen wollte, einig, brachte am 1. Februar 1785 den Schmuck in die Wohnung der Lamotte, wo ihn der in die Livrée der Königin verkleidete Schurke Villette in Empfang nahm, und eine Quittung, angeblich aus

[1]) Beugnot, Mémoires, I, 78—79.
[2]) Ibid., I, p. 78—79.

der Hand der Königin, dafür übergab. Wie staunte Rohan, als die Königin bei nächster Gelegenheit sich gleich ungünstig zeigte! Natürlich! Das Schmuckkästchen kam nie in ihre Hand, sie wußte von der ganzen schmählichen Angelegenheit kein Wort; die Diamanten aber wurden indeß von Villette in Amsterdam und in London vom Manne der Lamotte verhandelt. So gewandt aber war die Lamotte, den Cardinal zu bethören, daß sie ein ganzes Jahr alle seine Bitten um eine neue Zusammenkunft mit der Königin ihm auszureden wußte, und daß er fest glaubte, er werde bald erster Minister sein, obschon die Königin nie ein Wort mit ihm redete und ihm nie ein Zeichen von Wohlwollen gab. Der Schmuck zerlegt.

Was machte die Lamotte mit dem Gelde, das sie aus den gestohlenen Edelsteinen erlöste? Einen getreuen Bericht finden wir in den Denkwürdigkeiten des Grafen Beugnot, welcher seine Ferien während des Stillstandes der Gerichte bei seinem Vater in Bar-sur-Aube zubrachte.[1]) Das ganze Städtchen kam in Bewegung, als ein Brief von der Lamotte anzeigte, sie gedenke einige Tage dort zuzubringen. Voran kam ein schwerer Lastwagen mit prächtigen Rossen und hinter diesen zwei Reitpferde von hohem Werthe; zugleich kam ein Hausmeister, der das beste Haus im Städtchen für sechs Monate miethete. Dann kam hinter zwei Courieren in einer prachtvollen Berline Frau von Lamotte mit dem Staate einer Prinzessin. Beugnots Vater machte seinem Sohn Vorwürfe, daß er so abschätzig über die Lamotte sprach; er meinte, sie sei sicher wieder in den Besitz ihrer Güter zurückgekehrt, da es heiße, die Königin schütze sie. Mit dem jungen Beugnot war jedoch gleicher Ansicht ein Verwandter der Lamotte, ein Latour, ein Mann von scharfem Urtheil und böser Zunge. „Nur in Paris, sagte er, ist es möglich, daß diese kleine Megäre mit diesem großen Schlingel von Mann durch Prellerei so viel Dinge zusammenbringen konnte, als sie hier jetzt auskramen, hier hätte ihnen kein Mensch auch nur einen halben Thaler geliehen. Seit einer halben Stunde wird mehr Silbergeschirr ausgepackt, als sie im ganzen Städtchen zusammen haben. Wer mit offenem Kopfe die Lügen dieser Prinzessin während einer halben Stunde anhört, weiß schon, was er von diesem Reichthum zu denken hat."[2]) Madame Lamotte lud zu Tische ein, der brechen wollte unter den vielen Platten feinster Gerichte und der Flaschen des theuersten Weines. Sie sprach von einem Hôtel, das sie in Paris habe, von einem Haus, das sie in Bar-sur-Aube kaufen und wo sie den Sommer zubringen wolle, bis das Schloß, zu dem sie den Plan entworfen habe, gebaut sei. Sie ließ merken, daß sie bei der Königin in besonderer Gunst stehe. „Ich kann nicht glauben, sagte Latour, daß der König, die Königin oder der Graf Artois ihr Geld an solche Leute, die einfach um Brot zu betteln kamen, ausgaben. Sie spricht davon, daß sie den Cardinal Rohan kenne, und bei diesem ist eine solche Verschwendung nicht unmöglich, noch daß diese kleine Närrin vom Dorfe einen Prälaten von so hohem Range verführt hat; entweder hat er ihr so große Summen gegeben, oder es ist Alles gestohlen." Die Lamotte prahlte mit ihrem Einfluß auf die Regierung; sie gedachte ihren Bruder von der Marine wegzunehmen, da trage der Dienst in Friedenszeiten Nichts ein und sei langweilig; sie hoffte ihn zum Regimentsinhaber befördern zu können; sie gedachte ihrem Mann den Rang eines Obersten und ihrer

Der Werth verschleudert.

Latour.

Prahlerei.

Rohan.

[1]) Beugnot, Mémoires, I. p. 84.
[2]) Ibid., I, p. 42.

Schwester, die ja keine Mißheirath machen dürfe, die Stelle einer Aebtissin zu verschaffen. „Mein Mann" sagte sie, „ist ein Hinderniß für mich; ich käme viel weiter ohne ihn."

Lüge und Betrug haben ein kurzes Leben, Ehrlichkeit und Wahrheit dagegen eine lange Dauer. Dem Vergehen folgte bald die Strafe.

Scene in Clairvaux. In der Nähe von Bar-sur-Aube lag das Kloster Clairvaux. Das Fest des heil. Bernard kam, zu welchem der Adel der Umgegend immer sich drängte. Der Abt, welcher den Titel Monsignore führte, war ein Musterbild edler Gastfreundschaft. Die Lamotte drängte sich als Dame von königlichem Geblüte auch dazu. Maury, Man wartete auf den Abbé Maury, der eine glänzende Lebensbeschreibung des heil. Bernard herausgegeben hatte und die Festrede halten sollte. Es wurde 9 Uhr, bis man zum Essen kam. Mit Begeisterung empfangen, beantwortet Abbé Maury Nachricht vom Cardinal. die erste Frage, ob er nichts Neues mitbringe von Paris: „Wie lebt Ihr denn hier? — Wißt Ihr denn die Hauptneuigkeit nicht, die jetzt ganz Paris in Aufregung bringt, daß der Cardinal Rohan, der Großalmosenier von Frankreich, am letzten Dienstag, am Feste von Maria Himmelfahrt, als er aus dem Cabinet des Königs trat, verhaftet worden ist?" — „Warum? Wie so?" — fragten Alle. „Man weiß es nicht genau, man spricht von einem Diamanten-Halsband, welches er für die Königin kaufen sollte und welches er nicht gekauft hat." — Beugnot erzählt: [1] „Ich schaute in diesem Die Lamotte erschrickt, Augenblick die Lamotte an, der die Serviette aus den Händen fiel, sie erbleichte und saß wie erstarrt da. Nach dem ersten Schrecken erhob sie sich und eilte aus dem Speisesaal. Ich eilte ihr dann nach, um sie zu suchen. Sie hatte ihren Wagen schon anspannen lassen." — „Ich that vielleicht Unrecht, so rasch den Tisch zu verlassen", sagte sie zu mir, „namentlich in Gegenwart des Abbé Maury." — „Durchaus nicht", entgegnete ich, „Ihre Verbindungen mit dem Cardinal sind ja bekannt und nahezu eingestanden. Es handelt sich jetzt vielleicht um sein Leben, und Ihre Pflicht ist es, allen Briefen, allen Eilboten, allen neuen Nachrichten zuvorzukommen. Sie durften nicht beim Essen bleiben. Aber wie erklären Sie sich diese Verhaftung des Cardinals?" — „Es müßte höchstens ein Handstreich seines Cagliostro lügt, Schuld sein, in den der Cardinal ganz vernarrt ist. Ich bin nicht Schuld daran, ich habe ihn immer gewarnt." — „Gut, aber wie verhält es sich mit diesem Halsschmuck, den der Cardinal hätte kaufen sollen? Und wie soll die Königin diesen Prinzen Ludwig dazu gewählt haben, den sie offenbar verabscheut? — Dieser Charlatan Cagliostro war ja Ihr Hausfreund; haben Sie sich gar nicht mit ihm bloßgestellt?" — „Durchaus nicht." — „Wenn Sie auch ruhig sind für sich, so dürfen Sie es nicht sein für diesen Ihren Freund, der jetzt im Unglück ist." — „Ah was, Sie kennen den Mann nicht; wenn er jetzt in der Verlegenheit ist, so sagt er vielleicht tausend Dummheiten, um sich wieder herauszuwinden." — „Madame, das habe ich von Ihnen nicht erwartet. Ich kann Ihnen jetzt nur einen Vorschlag flieht nicht. machen. Sie müssen diese Nacht noch abfahren und die Küste der Pikardie zu erreichen suchen. Zeigen Sie sich ja nicht in Boulogne, Calais oder Dieppe, denn man ist wahrscheinlich schon auf Sie aufmerksam. Es sind zwischen diesen Orten mehr als zwanzig Plätze, wo man Sie um zwei Goldstücke schnell nach England hinüberführt." — „Sie langweilen mich", entgegnete sie; „ich habe mit dieser Sache Nichts zu thun. Ich ärgere mich sehr, daß ich so rasch vom Tisch aufgestanden bin, als wäre ich mitschuldig an den Narrheiten dieses Cardinals." —

[1] Beugnot, Mémoires, I, p. 93.

Das war der Dank! „Gut, ich wünsche, daß Sie nie bereuen, daß Sie meinem Rath nicht gefolgt haben." — Nun rieth ihr Beugnot wenigstens ihre Papiere zu verbrennen. Da willigte sie ein. Beugnot[1]) half ihr und las dabei viele Briefe des Cardinals und sagt darüber: „Ich sah darin voll Mitleid, welche Verheerung der Wahnsinn der Liebe und des Ehrgeizes im Herzen des Cardinals erregt hatte. Es ist ein Glück für sein Andenken, daß diese Briefe verbrannt wurden, aber ein Verlust für die Geschichte der menschlichen Leidenschaften. Aber was war das für ein Jahrhundert, in welchem ein Kirchenfürst kein Bedenken trug, Briefe an eine Frau zu schreiben, die er so wenig kannte, Briefe, die in unseren Tagen ein Mann, der sich nur ein wenig selber achtet, vielleicht zu lesen beginnen, aber nicht vollenden würde.[2]) Ich verließ dann Madame Lamotte. Ihr Mann war auf einer Jagdpartie. Um 4½ Uhr Morgens war sie schon verhaftet und im Wagen, der sie zur Bastille führen sollte." — Die Briefe des Cardinals.

Wenn wir fragen, wie der Betrug, der unmöglich lange verborgen bleiben konnte, aufkam, so gibt uns die Vertraute der Königin, Madame Campan,[3]) in ihren Denkwürdigkeiten den besten Aufschluß.

Der Juwelier Böhmer hatte, um sein Halsband zu vollenden, Geld leihen müssen, und seine Gläubiger drängten ihn beständig um Bezahlung, ein Baudard de Saint-James allein mit 200.000 Livres. In der Noth erbat er sich eine Audienz bei der Königin, warf sich ihr zu Füßen, faltete die Hände, weinte und rief: „Madame, ich bin zu Grunde gerichtet, ich bin entehrt, wenn Sie mein Halsband nicht kaufen. Ich will mein Unglück nicht überleben: wenn Sie mich nicht erhören, so gehe ich von da fort und stürze mich in die Seine." — „Stehen Sie auf, Böhmer", sagte die Königin ernst, „ich mag solche Scenen nie. Rechtschaffene Menschen brauchen sich vor mir nicht auf die Kniee zu werfen; ich würde Sie sehr bedauern, als einen Thoren, für den ich Theilnahme hegte; aber ich wäre unschuldig an diesem Unglück, denn ich habe dieses Halsband, welches Sie jetzt in Verzweiflung bringt, nicht bestellt, und so oft Sie mir von Diamanten redeten, habe ich stets gesagt, ich werde nicht einmal vier kaufen zu denen, die ich schon habe. Der König wollte mir das Halsband schenken, ich habe es abgelehnt. Reden Sie mir nun nicht mehr davon! Zerlegen Sie dasselbe[4]) und verkaufen Sie die Diamanten einzeln! Sie brauchen sich nicht ins Wasser zu stürzen! Ich bin Ihnen für diese Scene der Verzweiflung, die Sie vor diesem Kinde aufführten, sehr böse; erlauben Sie sich nie mehr Etwas derartiges und gehen Sie jetzt!" — Böhmer. Die Königin.

Einige Monate lang hörte die Königin Nichts mehr von diesem Halsband und tröstete sich mit dem Gedanken, Böhmer habe es wirklich verkauft. Da meldete ihr eines Tages Baudard de Saint-James, Böhmer rede wieder von seinen Juwelen und behaupte, die Königin habe sie gekauft. Marie Antoinette beauftragte die Campan, Erkundigungen einzuziehen, und auf deren Frage antwortete Böhmer: „Es ist an den Sultan für eine seiner Lieblingsfrauen verkauft." Marie Antoinette staunte über diese Antwort, sie begreife nicht, wie der Sultan in Paris Diamanten kaufen könne. Im Jahre 1785 wurde dem Grafen von Artois ein Sohn geboren, der später, als der Herzog von Angoulême berühmt wurde. Lud- Baudard. Madame Campan.

[1]) Beugnot, Mémoires, I, 94—96.
[2]) Ibid., p. 96
[3]) Mémoires de Madame Campan, chap. 12.
[4]) Tâchez de le diviser et de le vendre et ne vous noyez pas!

wig XVI. und die Königin bestimmten dem Kinde zum Geschenk einen Degen mit einem Gehäng und Böhmer bekam die Bestellung; als er die Arbeit der Königin brachte, überreichte er ihr einen Brief, worin er seine Freude über die letzten Abmachungen aussprach und wie ihn der Gedanke entzücke, daß der schönste Diamantenschmuck, der je gewesen, auch die schönste und die beste Königin ziere.[1]) Eben trat der Finanzminister ein. Als Marie Antoinette nachher den Brief las, ließ sie Böhmer aufsuchen, der Mann war aber nicht zu finden; sie glaubte, er sei verrückt geworden, und wollte Nichts mehr mit ihm zu thun haben. Nicht lange darauf traf die Campan den Juwelier in einer Gesellschaft in Crespy und fragte ihn, was der seltsame Brief bedeutet habe. Böhmer war darüber wie versteinert,[2]) er begriff nicht, daß die Königin diesen Brief nicht verstehe. „Ich habe ihn auch nicht verstanden", entgegnete die Campan. „Es steckt ein Geheimniß dahinter" sagte Böhmer; „die Königin muß den Brief verstehen, es ist eine abgemachte Sache." „Was für eine abgemachte Sache?" — fragte die Campan, — „die Königin schmückt sich selten." — „Die Königin hat Ihnen eben dieses Geheimniß nicht gesagt, denn sie hat das Halsband gekauft." — „Ich habe es nie unter den Schmucksachen der Königin gesehen", entgegnete die Campan; „der König hat es ihr kaufen wollen, sie hat es aber abgelehnt." — „Sie ist aber nachher auf andere Gedanken gekommen" — meinte Böhmer. — „Wann hat Ihnen die Königin gesagt, daß sie das Halsband kaufen wolle?" „Sie hat es mir nie selber gesagt, sondern durch einen Zwischenhändler, durch den Cardinal Rohan" — entgegnete Böhmer. „Sie hat ja seit zehn Jahren nie ein Wort mit ihm geredet. Ich kenne dieses Ränkespiel nicht, aber Eines ist gewiß — Böhmer! — Sie sind bestohlen." — Da entgegnete der Goldschmied: „Die Königin thut nur, als wenn sie Seiner Eminenz gram wäre, aber sie steht sehr gut mit ihm." — „Was soll das heißen?" — Die Königin thut nur, als wenn sie einem so hervorragenden Manne gram wäre, während die Monarchen oft gerade das Gegentheil thun, und sie soll das Halsband kaufen wollen, während sie es seit vier Jahren zurückweist, und soll sich nicht daran erinnern, weil sie es nicht trägt! — — Böhmer, Sie sind ein Narr und das Spiel des Betrugs, mir ist bang um Sie und schmerzlich um die Königin. Wie konnten Sie mir vor vier Monaten sagen, der Sultan habe es für eine Lieblingsfrau gekauft?" — „Der Cardinal hat mir aufgetragen, ich soll diese Antwort geben, es sei dies der Wunsch der Königin." — „Wie ist Ihnen denn dieser Wunsch zugekommen?" „In Briefen von ihrer Hand, die ich jetzt meinen Gläubigern zeigen muß, die mich um Bezahlung drängen." — „Ja, sind Sie noch nicht dafür bezahlt?" — „Nein, ich habe erst 30.000 Francs in Billeten aus der Eskomptekasse dafür bekommen." — „Das sind lauter Lügen und Sie haben in einer so wichtigen Angelegenheit sehr gegen den König und die Königin gefehlt." —

Rohan.

Böhmer eilte auf diese Worte von Crespy nach Paris in die Tuilerien und bat um eine Audienz bei der Königin, welche von dieser Unterredung noch keine Ahnung hatte und ihn einfach mit den Worten abweisen ließ: „ich habe ihm Nichts zu sagen und will Nichts von ihm hören." —

Als dann die Campan die Unterredung mit Böhmer erzählte, konnte Marie Antoinette sich kaum vor Staunen und Unmuth fassen. Sie ließ den

---

[1]) Et nous avons une vrai satisfaction de penser que la plus belle parure, qui existe, servira la plus belle et la meilleure des reines.

[2]) Il parût pétrifié.

Minister Breteuil und den Abbé Vermond kommen, die statt ihr zu rathen, man solle ohne Aufsehen die Sache abthun, ihren Zorn noch reizten, beide waren an und für sich geschworene Feinde des Cardinals: Breteuil war 1770 durch ihn vom Gesandtschaftsposten in Wien verdrängt worden; Rohan hatte Vermond, den Lehrer Marie Antoinettens, in seinen Berichten nie geschont; sie meinten, man müsse ihn verhaften und vor Gericht stellen, und Zorn der Königin, jetzt beschloß auch Maria Antoinette, die Gerechtigkeit walten zu lassen: „Wenn der Purpur eines Cardinals und die Würde eines Fürsten einen Ränkeschmied nicht hindern, die Gemahlin seines Königs bloßzustellen, so muß ganz Frankreich und ganz Europa es erfahren.“ — Die Königin beging hier den einzigen Fehler in der ganzen Halsbandgeschichte — sie eilte nicht sogleich zum König, um ihm zuerst den Schimpf zu entdecken, welcher ihr widerfahren. Ludwig XVI. hätte den klugen Vergennes kommen lassen, der ihm gerathen hätte, die Sache in der Stille zu ordnen und sie nicht an die große Glocke zu hängen, da die Feinde der Königin sie ohnehin entstellen würden. Der Polizeiminister wäre auch rasch auf die Ränke der Lamotte gekommen. Auch in dem Berichte, den man jetzt von Böhmer verlangte, war die Lamotte nicht genannt — und des Königs nur des Cardinals gedacht. Ludwig XVI., der ihn wegen seiner Schulden, auf Rohan. seines leichtfertigen und seines verschwenderischen Lebens ohnehin nicht mochte, meinte nun, der Cardinal werde das Halsbald genommen haben, um es zu verkaufen, mit dem Vorbehalt, es zu bezahlen, sobald er könne: „er ist ein Windbeutel, der Erde zu Wasser macht“ — sagte er. — So entlud sich auf den Cardinal allein zunächst der Zorn des Königs.

Es war der 15. August, das Fest Maria Himmelfahrt. Die Großen 15. Aug 1785. waren in Versailles versammelt, um den König in den Gottesdienst zu geleiten. Der Cardinal war schon im Pontificalgewand, da ward er plötzlich in das Cabinet des Königs berufen, wo auch die Königin war.

Dabei kam es zu folgenden Fragen und Antworten: „Sie haben Diamanten Ludwig XVI. von Böhmer gekauft?“ — „Ja, Sire!“ — „Was haben Sie damit gemacht?“ — „Ich glaube, sie seien der Königin übergeben worden.“ — „Wer hat Ihnen den Auftrag dazu gegeben?“ — „Eine Dame mit dem Namen Gräfin Lamotte-Valois, die mir einen Brief von der Königin überreichte, und ich glaubte, mit Vollziehung dieses Auftrages einen Dienst zu erweisen.“

Glühend vor Zorn sagte die Königin zum Cardinal: „Mein Herr, wie Maria Antoinette. konnten Sie, zu dem ich seit acht Jahren kein Wort gesprochen habe, glauben, daß ich Sie zu einer solchen Unterhandlung wählte durch Vermittlung eines solchen Weibes?“ — Der Cardinal entgegnete: „Ich sehe wohl, ich bin grausam betrogen worden; ich werde das Halsband bezahlen. Die Lust, der Königin einen Gefallen zu erweisen, hat meine Augen verblendet; ich ahnte keinen Betrug dabei und es ist mir sehr leid.“ — Dabei zog er aus seiner Tasche den vermeintlichen Brief der Königin an die Lamotte, worin der Auftrag stand. Der König las ihn und sagte dann: „Das ist ja nicht die Hand der Königin und auch nicht ihre Unterschrift. Wie konnte ein Prinz vom Hause Rohan und ein Großalmosenier

von Frankreich glauben, daß die Königin unterzeichne „Marie Antoinette de France?“ Jedermann weiß, daß die Königin nur ihren Taufnamen unterschreibt.“ — Dann zeigte der König dem Cardinal eine Abschrift seines Briefes an Böhmer und fragte: „Haben Sie einen derartigen Brief geschrieben?“ — „Ich erinnere mich nicht,“ entgegnete der Cardinal. „Wenn man Ihnen aber diesen Brief im Original und mit Ihrer Unterschrift zeigte? — fragte der König. „Dann habe ich ihn wirklich geschrieben.“ — „Lösen Sie mir also dieses Räthsel! Ich wünsche, daß Sie sich rechtfertigen können. Was bedeuten diese Schritte, diese Zusicherungen und diese Briefe?“ — Der Cardinal wurde bleich und hielt sich an den Tisch. „Sire, ich bin ganz verwirrt, um ausreichend antworten zu können.“ — „Fassen Sie sich!“ entgegnete der König, „gehen Sie in mein Gemach, dort sind Federn, Papier und Tinte, und schreiben Sie nieder, was Sie mir zu sagen haben.“ —

Rohan

Der Cardinal ging in das Nebenzimmer und brachte dann eine Schrift heraus, die eben so wenig klar war, als seine Antworten es gewesen. „Gehen Sie!“ sagte der König. —

wird verhaftet.

Der Cardinal verließ das Zimmer mit Breteuil, der ihn vor demselben sogleich verhaften ließ mit dem Befehl, ihn in sein Palais zu führen und von da in die Bastille. Der Gardelieutenant, der diesen Auftrag zu vollziehen hatte, war so verwirrt, daß er dem Cardinal auf seine Bitte einen Bleistift lieh, womit dieser an seinen Secretär Georgel den Befehl schrieb, er solle sogleich all seine Papiere verbrennen. Man würde darin scandalöse Dinge gefunden haben, die ihn noch mehr dem Hofe gegenüber bloßgestellt hätten.[1]) Den Zettel übergab er einem seiner Haiducken, der ihm begegnete und zu dem er einige deutsche Worte sagte. Der Befehl war schon vollzogen, als der Polizeiminister kam, alle Papiere des Cardinals zu versiegeln, der noch denselben Tag in die Bastille kam. —

Rache der Familie.

Die Familie Rohan erging sich in bitteren Klagen, daß man einen Mann von so hoher Geburt, von so vielen Würden in ein Staatsgefängniß geworfen habe — sie hielt den Cardinal für unschuldig. Die Vorurtheile, welche die Höflinge früher gegen Maria Antoinette verbreitet hatten, gewannen dem Cardinal viele Vertheidiger; man sah in seiner Behandlung einen Mißbrauch der Gewalt, er werde einfach geopfert, um die Ränke der Königin zu verschleiern. Der unbesonnene Cardinal bekam dadurch Muth. Als ihm der König die Wahl ließ, ob er sich seiner Huld anvertrauen oder von dem Parlamente oder einer Commission gerichtet werden wolle, wählte er die Gerichtsbarkeit des Parlamentes. Das Parlament, dem der König 15. September 1785 den Prozeß zuwies, erklärte, hocherfreut wieder seine Wichtigkeit zu zeigen und die Regierung zu bekämpfen, sich für competent, als eine Versammlung von Geistlichen verlangte, der Cardinal solle von Geistlichen gerichtet werden, als der Papst den Cardinal darum tadelte, daß er ein weltliches Gericht anerkannt habe, und ihm befahl, sich in Rom persönlich oder durch einen Anwalt zu vertheidigen. Die große Menge liebte von je den Skandal, sie verschlang mit Heißhunger jede neue Kunde vom Fortschritt des Prozesses: man war, dem damaligen Zeitgeist gemäß, zum voraus geneigt, die Königin für schuldig zu erklären. —

Parlament und Papst.

---

[1]) Droz, I, p. 39.

Die Untersuchung ging lange nicht recht voran, man kam lange zu keiner Klarheit — der Cardinal beschuldigte die Lamotte und diese beschuldigte den Cardinal — bis ein Franciscaner, Loth, vor dem Generalprocurator erklärte, gemäß seiner Pflicht der Treue gegen den Monarchen, müsse er auf den lebhaften Verkehr der Lamotte mit der Oliva und Villette aufmerksam machen: [1]) sie könnten beim Prozesse wichtig sein. Beide waren entflohen. Die Oliva [2]) wurde jedoch bald in Brüssel dingfest gemacht, und Villette in Genf. Jetzt erfolgten wichtige Geständnisse und konnten die Richter klar sehen, wenn sie wollten [3]) — und ein gerechtes Urtheil fällen, wenn ihr Parteigeist es ihnen erlaubt hätte. — Loth. Villette. Oliva.

[1]) Compardon, l. c. p. 55—108.

[2]) Der Name Oliva oder Olisva ist nur Anagramm aus Valois. Ihr Galanteriename war vorher d'Essigny.

[3]) Die Instruction des Prozesses (bei Compardon, p. 55—108) enthält manche interessante Einzelnheiten. Darnach belästigte die Lamotte seit 1782 den Hof mit ihren Betteleien als Erbin der Valois, auch die Dubarry, und Rohan, der ihr anfangs von Zeit zu Zeit aus Barmherzigkeit einige Goldstücke zukommen ließ: all das war ihr nicht genug. Sie fing an zu betrügen; sie zeigte Briefe der Königin, und der Cardinal hoffte, durch sie wieder bei Hof recht zu Gnaden zu kommen. In den Monaten Mai, Juni, Juli 1784 gingen eine Menge Briefe des Cardinals an die Königin und angeblich der Königin an den Cardinal durch ihre Hand; die an Rohan waren jedoch gefälscht, von der Lamotte, die einen sinnreichen Kopf hatte, dictirt und von Rétaux de Villette geschrieben, der damals nahe zur Lamotte stand. Geboren zu Lyon 1754, in einer Militärschule gebildet, ging Villette später zur Gendarmerie über. Die Lamotte richtete diesen Mann, der nicht ohne Talent war, auch anmuthige Verse machte und Musik verstand, vollkommen zu Grund. Der Cardinal hielt diese vermeintlichen Briefe der Königin für echt, und machte in seiner Güte der Lamotte ein Geschenk um das andere. Da er zuletzt immer um eine Audienz anhielt, so konnte sich die Lamotte in der Verlegenheit nur durch einen schlauen Streich helfen.

Im Garten des Palais-Royal sah sie eines Tages ein Mädchen, das mit der Königin eine merkwürdige Aehnlichkeit hatte: es war eine öffentliche Dirne, und Lamotte mußte suchen, mit ihr vertraut zu werden und ihr sagen, daß sie durch einen Dienst gegen eine vornehme Dame sich ein bedeutendes Geschenk erwerben könnte. Zuletzt kam die Lamotte selber zu ihr und versprach ihr 15.000 Livres, und die Königin, von der sie einen angeblichen Brief zeigte, werde ihr noch mehr geben. Leguay d'Essigny — so hieß eigentlich das Mädchen — war ganz glücklich, wollte aber nur wissen, worin der Dienst bestehe. Das werde man ihr schon sagen am Abend, wo sie ihn leisten solle — war die Antwort. Die Lamotte nahm sie dann nach Versailles, kleidete sie wie die Königin, und sagte ihr „ich werde Sie diesen Abend in den Park führen; ein großer Herr wird sich Ihnen nähern, dem Sie dann diesen Brief und diese Rose übergeben mit den Worten: „Sie wissen, was das heißen will!" (vous savez ce que cela veut dire), — darin besteht der ganze Dienst." Sie führte dann die Oliva in die Laube, nach 10 Uhr kam der Cardinal und warf sich sogleich auf die Kniee. Da eilte, als Diener der Königin verkleidet, Rétaux de Villette herbei und rief: „Madame und die Gräfin Artois kommen!" — Rohan eilte davon und die Lamotte führte die Oliva nach Paris zurück, gab ihr aber statt 15.000 im Ganzen nur 4268 Livres und ließ sie nach einiger Zeit nicht mehr vor, da sie eine schlechte Person sei und mit ihrem Mann zu thun haben wolle. — Der Cardinal war jetzt in der Gewalt der Lamotte. Einmal bekam er einen vermeintlichen Brief von der Königin, worin sie ihn bat, ihr sogleich 150,000 Francs durch die Lamotte zu senden, was alsbald geschah. Aehnliche Forderungen wiederholten sich.

Auch Böhmer und Bassange hörten, die Lamotte sei in Gunst bei Hof, und versprachen ihr 29. December 1784 ein hohes Geschenk, wenn sie die Königin bewege, das Halsband zu kaufen. So kam die Lamotte auf den Gedanken, durch den Cardinal das Halsband für sich zu erwerben. Sie sagte nach einiger Zeit beiden Juwelieren, die Königin wolle das Halsband jetzt kaufen, und es werde ein vornehmer Herr deßhalb kommen und unterhandeln. Bald darauf kam der Cardinal, der das Halsband besichtigte, und am 29. Januar 1785 den Verkauf dahin abschloß, er solle 1,600.000 Livres in viermonatlichen Raten von 400.000 Livres zahlen, die erste am 6. August 1785. Am 31. Januar überbrachten Böhmer und Bassange das Halsband in das Palais und Böhmer erhielt den Vertrag, unterzeichnet mit „Maria Antoinette de France". Am 1. Februar brachte der Cardinal dasselbe in die Wohnung

In der Nacht vom 29. auf den 30. Mai 1786 wurden die Angeklagten insgesammt nach der Conciergerie gebracht, denn der Proceß ging seinem Ende zu. Die Feinde des Hofes hatten sich durchgängig auf die Seite des Cardinals gestellt und gerade im Parlament fand dieser seine wärmsten Anhänger. Die Campan spricht in ihren Denkwürdigkeiten von einem Verzeichniß von Summen und von Frauen, welche angewendet wurden, um die Parlamentsräthe zu gewinnen. Auch andere Mittel wurden in Bewegung gesetzt. Die Prinzen und Prinzessinen vom Hause Condé, Rohan, Soubise und Guéménée stellten sich im Trauerkleide in den Gang, durch welchen die Parlamentsräthe in den Sitzungssaal zogen. Espréménil unterrichtete die Freunde des Cardinals während der Verhandlung von Allem, was ihnen und ihren Advocaten nützlich sein konnte. Die Keckheit der Gegner des Hofes ging so weit, daß der Abbé Georgel als Generalvicar des Cardinals in der Verordnung für die Fasten auf die Worte des hl. Paulus aufmerksam zu machen wagte: „Er möge nicht erröthen über seine Gefangenschaft und seine Bande." — Dieser Fastenbrief wurde selbst in der Kapelle des Königs angeschlagen. Auch die Frauen nahmen Partei gegen die Königin, sie trugen rothe und gelbe Bänder, welche bedeuten sollten, der Cardinal liegt auf dem Stroh.

(Margin notes: Kecke Feinde der Königin. — Espréménil. — Georgel.)

Am 30. Mai begann die öffentliche Verhandlung. —

(Margin notes: Lamotte — Rohan.)

Zuerst erschien Frau von Lamotte, stolz, wie wenn sie unschuldig wäre; keck schaute sie auf den Gerichtshof.[1]) Als sie auf das Armensünderstühlchen sitzen sollte, machte sie ein Zeichen stolzen Abscheues, wie wenn sie unschuldig wäre; sie war beharrlich im kecken Läugnen. Nach ihr kam der Cardinal[2]) in violettem Gewand, dem Zeichen der Trauer für die Cardinäle; er kam mit den Orden, die er theils am Hals, theils auf der Brust trug, mit der Miene eines Mannes, der viel gelitten hat, und voll Achtung gegen seine Richter, und that bescheiden trotz seines hohen Ranges. Ehe er kam, wurde der Armensünderstuhl weggenommen. Erst, nachdem ihn der Vorsitzende dreimal eingeladen hatte, nahm Rohan Platz auf einem Sessel. Seine Antworten während des Verhörs waren klar, bestimmt, trefflich; er gestand zu, daß er vollkommen verblendet gewesen — in seinem ge-

---

der Lamotte und sah hinter einem Alkoven, der mit einer Glasthür verschlossen war, wie ein Diener in der Livree der Königin kam — es war aber nur Rétaux de Villette — der einen angeblichen Brief von der Königin brachte; die Lamotte übergab ihm das Kistchen und der Diener verschwand. Jetzt brachen die Lamotte und Rétaux mit einem Messer die Diamanten aus ihrer Umhüllung los; einige der geringern verkauften sie in Paris, die größern suchten sie in London anzubringen. (Vgl. die Briefe der Juweliere Gray und Jefferies bei Compardon, l. c. p. 85—95). Der erste Termin der Zahlung nahte, die vermeintliche Königin konnte nicht zahlen, fand in ihrem angeblichen Briefe das Halsband zu theuer, verlangte einen Abschlag und verhieß, am 1. October zu zahlen, und Böhmer erhielt nur 30.000 Francs Zins bis dahin. So kamen denn Böhmer und der Cardinal in eine wahre Verzweiflung und Rohan dictirte 12. Juli Böhmer selber den Brief, worin er fragte, wie ihr das Halsband gefalle. Rohan mußte jetzt einsehen, daß er betrogen sei, und hätte einen seiner Verwandten insgeheim um Rath fragen oder die ganze Angelegenheit dem König mittheilen sollen. Letzteres rieth ihm auch Cagliostro. Die Lamotte wußte ihn aber wieder zu bethören, und so kam der 24. August 1785 heran. —

[1]) Compardon, l. c. p. 145.

[2]) Ibid., I, p. 146—47.

waltigen Verlangen die Huld der Königin wieder zu gewinnen. Am Schluß seiner Rede grüßte er ehrerbietig die Richter, und der ganze Gerichtshof stand auf und erwiederte seinen Gruß. Dann kamen die Oliva, Villette und Cagliostro.

Der Generalprocurator Joly de Fleury stellte den Antrag: die Unterschrift der Königin Marie Antoinette ist gefälscht; Nikolas de Lamotte wird auf Lebenszeit zu den Galeeren verurtheilt, Rétaux de Villette, der Fälscher der Briefe der Königin, wird gepeitscht, gebrandmarkt und auf Lebenszeit zu den Galeeren verurtheilt; Jeanne de Lamotte wird gepeitscht, auf den Schultern gebrandmarkt und kommt auf Lebenszeit ins Zuchthaus. Rohan muß vor dem gesammten Gerichtshof feierlich erklären, es sei eine Verwegenheit von ihm gewesen, an eine nächtliche Zusammenkunft der Königin in Versailles zu glauben; eine Verwegenheit, daß er, ohne die Absichten des Königs und der Königin zu kennen, mit Böhmer und Bassange um den Ankauf des Halsbandes unterhandelt und durch falsche Behauptungen das Vertrauen der genannten Goldschmiede zu erhalten gesucht habe, und daß er es bereue und die Königin um Verzeihung bitte für den Mangel an Verehrung für ihre geheiligte Person, und daß ihm in Zukunft die Annäherung an alle Orte, wo der König Hof halte, verboten sei, bis ihm der König wieder Annäherung gestatte, und daß er die Stelle eines Großalmoseniers, mit der ihn der König begnadigt habe, niederlegen müsse, daß er so viel Strafe zahle, als ihm der König auftrage, und in Haft bleibe, bis er dieser Verfügung entsprochen. Die Oliva ist zu entlassen und Cagliostro freizusprechen. Fünfzehn Parlamentsräthe sprachen sich für diesen Antrag aus.[1] — Antrag

Der Präsident d'Ormesson stellte den Antrag, der Cardinal soll seine Stellen und Würden behalten, nachdem er die Königin für die Beleidigung, die er ihr angethan, um Verzeihung gebeten. Acht Parlamentsräthe stimmten hiefür. Espréménil aber und Fretteau erhoben sich in giftiger Rede gegen diese Anträge, der Cardinal sei klagfrei zu sprechen. Robert de Saint-Vincent wagte es sogar[2] die Oeffentlichkeit zu tadeln, die man diesem Prozeß gegeben habe, die Königin zu bedauern, daß sie nicht klügere Minister gehabt hätte, die Majestät des Thrones also bloßzustellen. — des Präsidenten.

Nach achtzehnstündiger stürmischer Berathung beschloß[3] das Parlament: „die Unterschrift der Königin ist gefälscht, Nikolas Lamotte soll gepeitscht, nackt mit Ruthen gezüchtigt und vom Henker mit heißem Eisen auf der rechten Schulter gebrandmarkt werden. Réteaux de Villette ist für immer aus dem Königreich zu verbannen. Madame de Lamotte aber soll mit dem Strick um den Hals, nackt, mit Ruthen geschlagen und vom Henker mit heißem Eisen auf beiden Schultern gebrandmarkt, dann für immer in der Salpetrière eingesperrt werden. Oliva und Cagliostro sind freizulassen. — Die Denkwürdigkeiten der beiden Lamotte sind zu verbrennen, weil sie falsche Thatsachen und Verläumdungen wider Cagliostro enthalten; der Cardinal und Cagliostro können diesen Beschluß anschlagen lassen, wo sie wollen. 10.000 Menschen füllten den Saal, die Treppen, die Höfe des Palastes, und stießen Jubelrufe aus über das Urtheil, und begrüßten die Richter beim Hinausgehen Beschluß.

---

[1]) Compardon, l. c. p. 147.
[2]) Compardon, l. c. p. 147—49.
[3]) Compardon, l. c. p. 150—52.

Jubel der Menge. mit stürmischem Beifall: „Man hätte sagen mögen, daß ein großer Bürger durch den Muth der Richter gerettet worden sei.“ Am andern Morgen jubelte die Menge vor dem Palais des Cardinals, der sich ihr auf dem Balcone zeigen mußte. —

Die Regierung hatte eine rasche Entscheidung gewünscht, das Parlament jedoch untersuchte Monate lang, ob das, was in der Zuschrift der König angab, auch wahr sei oder nicht, und was Alles nachher als vollendete Thatsache sich herausstellte. Der Ankauf des Halsbandes durch den Cardinal auf Rechnung der Königin und daß er dabei durch die Lamotte geprellt worden sei, stand ja anfangs schon fest, als unantastbare Wahrheit, es bedurfte dazu Fehler des Parlaments. keiner langen Nachforschung. Beugnot sagt darüber: „Das Verfahren des Parlaments verstieß nicht nur gegen alle damaligen Grundsätze der Monarchie, es ging auch bis zum Verbrechen der Majestätsbeleidigung. Das Parlament hatte einfach auf Grundlage des königlichen Patentes seine Entscheidung zu fällen — wie weit durch diese Angelegenheit die Majestät verletzt sei. — Die große unerschütterliche Thatsache war die Frechheit der Lamotte, zu versprechen, in einer Laube werde die Königin von Frankreich, die Gemahlin des Königs, dem Cardinal ein Stelldichein geben; nachher zu behaupten, sie habe ihm eine Rose überreicht und geduldet, daß der Cardinal sich vor ihr auf die Kniee warf; und daß auf der anderen Seite der Cardinal, ein Großbeamter der Krone, gewagt hatte zu glauben, daß ihm die Königin ein Stelldichein gewähre und daß er dahin gegangen war und von ihr eine Rose angenommen und sich ihr zu Füßen geworfen habe. Religion, Treue gegen den König und gute Sitte waren hier gleichmäßig tödtlich verletzt.“ [1]) —

Ludwig XVI. Man kann sich den Unmuth des Königs und der Königin über dieses Urtheil vorstellen. Ludwig XVI. ergriff, als er es gelesen, die Hand der Königin: „Dieses Urtheil ist schmachvoll, aber leicht zu erklären; man braucht nicht Alexander zu sein, um diesen gordischen Knoten zu zerhauen; das Parlament sah im Cardinal nur einen Kirchenfürsten, einen Prinzen vom Hause Rohan, den Anverwandten eines Prinzen von Geblüt; es hätte in ihm nur einen Mann sehen sollen, der seiner kirchlichen Stellung unwürdig ist, einen Verschwender, einen großen Herrn, der sich durch schmachvolle Verbindungen entehrt hat, einen Burschen aus vornehmer Familie in Geldnoth; er glaubte, Böhmer nach und nach bezahlen zu können, aber er kannte den Brauch des Hofes zu wenig; er war sogar dumm genug, um zu glauben, daß die Lamotte Zutritt bei der Königin und einen ähnlichen Auftrag von ihr haben könne.“ —

Maria Antoinette an die Campan. Die Königin schrieb an die Campan: [2]) „Condoliren Sie mir! Der Ränkeschmied, der mich zu Grunde richten oder durch Mißbrauch meines Namens und meiner Unterschrift sich Geld verschaffen wollte, ist soeben vollkommen frei gesprochen. Empfangen Sie aber auch als Französin mein Beileid! Ein Volk ist sehr unglücklich, wenn sein höchster Gerichtshof aus einem Haufen von Leuten

[1]) Beugnot, Mémoires, I, p. 107—9.
[2]) Compardon, l. c. p. 133—34.

besteht, die nur ihre Leidenschaften zu Rathe ziehen, und von denen die einen bestochen werden können und die andern frech genug sind, immer diejenigen, welche hoch über ihnen stehen, in den Koth herabzuziehen." — An die Herzogin von Polignac schrieb die Königin: „Kommen Sie und weinen Sie mit mir! An die Polignac
Das eben gefällte Urtheil hat eine schreckliche Bedeutung! Ich bin ganz naß von Thränen des Schmerzes und der Verzweiflung; man kann auf Nichts mehr hoffen, da die Verkehrtheit nach allen Mitteln hascht, um mich zu kränken. Ich werde aber über die Bösen triumphiren, indem ich das Gute, das ich immer zu thun mich bestrebte, verdreifache; es soll ihnen leichter werden, mich zu betrüben, als mich zu Rachegelüsten zu verleiten." —

Kaum war der Cardinal wieder in sein Hôtel zurückgekehrt, als er vom Rohan.
König den Befehl erhielt, das große Band vom Orden des heiligen Geistes zurückzustellen und um seine Entlassung als Großalmosenier einzureichen;[1]) zugleich ward er auf eine Abtei in der Auvergne verbannt. Dieser Aufenthalt erwies sich als schädlich für seine Gesundheit; er bat darum den König um die Erlaubniß, sich in der Abtei Marmoutier bei Tours aufhalten zu dürfen; später gestattete ihm der König sich in seine Diöcese zurückzuziehen. Als die Revolution ausbrach, kam er wieder nach Versailles und hielt anfangs zur Partei der Bewegung, sichtlich aus Haß gegen den Hof, und da sprach er sich auch für die Civilconstitution des Klerus aus. Als aber die Revolution das Kirchengut angriff, zog er sich über den Rhein auf die deutsche Seite seines Bisthums zurück. Er kam zur Einsicht seines Fehlers und beklagte oft bitter seine thörichten Hoffnungen gegenüber der Königin und sein blindes Vertrauen in ein Weib, wie die Lamotte. Er lebte in seinem Schloß zu Ettenheim im Großherzogthum Baden. Hier that er in Ettenheim.
viel Gutes und wurde bei der Bevölkerung sehr beliebt. Für verfolgte Priester und Edelleute wendete er auf, was er vermochte, unterstützte auch das Bestreben Condés eine Armee zu bilden. Als der Abschluß des Concordats bevorstand, legte er sein Bisthum Straßburg nieder. Er starb am 16. Februar 1803 und ist in Ettenheim in der Kirche begraben. —

Seraphina Feliciani wurde auf Bitten Cagliostros durch Verwendung Espréménils schon am 26. März 1785 ihrer Haft entlassen. Ihr Gatte Cagliostro erhielt aber am 2. Juni 1786 vom König den Befehl,[2]) Paris binnen Cagliostro.
24 Stunden und Frankreich binnen 21 Tagen zu verlassen, und das Verbot, unter irgend einem Vorwand je wieder zurückzukehren. Dieser Schwindler hatte noch immer Anhänger, die ihn bis Boulogne begleiteten, und als sein Schiff abfuhr, am Ufer niederknieten und für ihn beteten. Er begab sich nach London, wo er sich zwei Jahre aufhielt.

Réteaux de Villette, der lebenslängliche Galeerenstrafe, wenn nicht den Réteaux.
Tod verdient hätte, aber nur aus Frankreich verbannt wurde, gab 1790 Denkwürdigkeiten[3]) heraus, eine Mustersammlung von Lügen und Verläumdungen. Die Dirne Oliva, welche die Königin gespielt hatte und mit Unrecht vom Parlament freigelassen war, hatte durch den Prozeß eine gewisse Berühmtheit erlangt und bekam manche Heirathsanträge.[4]) Sie wählte aber zum Mann ihren alten

---

[1]) Compardon, l. c. p. 154—57.
[2]) Compardon, l. c. p. 163.
[3]) Mémoires historiques des intrigues de la Cour et de ce qui se passait entre la Reine, Madame de Lamotte et le comte d'Artois. Venise 1790.
[4]) Compardon, l. c. p. 165.

Liebhaber Beausire, den wir bald als elenden Angeber, als sogenannten Mouton, in der Schreckenszeit kennen lernen werden.

Ludwig XVI. in Cherbourg, Die ganze Halsbandgeschichte war dem König sehr schmerzlich. Wenige Tage nach dem Ausgang des Prozesses, im Juni 1786, unternahm er, sein Herz zu erleichtern, eine Reise nach Cherbourg, wo er einen neuen Kriegshafen hatte erbauen lassen. Das Volk bewies ihm überall aufrichtige Liebe. Er wurde gerührt und war freundlicher als je. Als das Volk in Cherbourg rief: „Es lebe der König!" antwortete Ludwig gerührt: „Es lebe mein Volk!"

Droz bemerkt sehr richtig:[1] „In seinen königlichen Schlössern war er von Leuten umgeben, von denen er wußte, daß sie meistens leichtfertig über ihn sprachen; auf der Reise befand er sich unter Menschen, die über seine Anwesenheit glücklich und von Achtung und Anerkennung durchdrungen waren; er fühlte sich behaglich. zu selten im Volk, — Die Beschränkung unserer Könige auf ihre Höfe war ein Unglück. Wenn Ludwig XVI. zuweilen seine Schlösser verlassen hätte, um mit den Franzosen zu verkehren, so würden sich seine Ideen erweitert und sein Charakter würde ein stärkeres Gepräge erhalten haben. — Seine Reise nach Cherbourg muß zu den seltenen Augenblicken gerechnet werden, in welchen dieser Fürst das Glück gekannt hat." —

Aus ihm selber ging längst der Gedanke hervor, den tüchtigen Seemann La Peyrouse eine Reise um die Welt machen zu lassen.

sendet La Peyrouse, Er hatte Cook's Reisen gelesen und er glaubte, daß von solchen Fahrten nur Nutzen entstehen könne; er wollte seiner Regierung und den Franzosen Ehre erwerben. Sein Herz trieb ihn dabei, in die Anweisung, wie La Peyrouse sich verhalten solle, folgende Stelle einzuschalten: „Wenn gebieterische Umstände, an deren Möglichkeit zu denken die Klugheit verlangt, den Herrn von La Peyrouse nöthigen sollten, von der Ueberlegenheit seiner Waffen über die Waffen wilder Völker Gebrauch zu machen, um sich ungeachtet ihres Widerstandes die nöthigen Gegenstände zum Leben, wie Nahrungsmittel, Holz, Wasser zu verschaffen: so soll er nur mit der größten Mäßigung Gewalt anwenden und diejenigen seiner Leute mit äußerster Strenge bestrafen, die seine Befehle überschreiten. In allen anderen Fällen wird er, wenn er die Freundschaft der Wilden durch gute Behandlung nicht erhalten kann, dieselben durch Furcht und Drohungen im Zaum zu auf Entdeckungen. halten suchen; aber er wird nur im äußersten Falle zu den Waffen greifen, nur zu seiner Vertheidigung und bei Gelegenheiten, in welchen jede Schonung die Sicherheit der Schiffe und das Leben der Franzosen, deren Erhaltung ihm anvertraut ist, gefährden würde. Seine Majestät würde es als einen der glücklichsten Erfolge der Expedition ansehen, wenn sie beendigt würde, ohne einem einzigen Menschen das Leben gekostet zu haben." —

La Peyrouse fuhr ab Anfangs August 1785. Mit dem Unternehmen war kein Glück. Mehrere hervorragende Männer, die ihn begleiteten, gingen in den Fluthen des Meeres oder durch die Schläge der Wilden zu Grunde, zuletzt La Peyrouse, sein Schiff und die ganze Mannschaft selber. Die letzte Nachricht, die man von ihm bekam, war vom September 1788. Ludwig sprach oft seufzend von den Hoffnungen,

---

[1]) Droz, I, p. 396.

die er an diese Fahrt geknüpft hatte, und schloß immer niedergeschlagen mit den Worten: „Ich habe eben kein Glück." [1])

Erst am 21. Juni 1786 wurde der Lamotte ihr Urtheil vorgelesen: sie wurde vorher mit Stricken gebunden und dann in die Gerichtsstube geführt; hier sollte sie knieend ihr Urtheil anhören. „Nein", schrie sie in ihrer Heuchelei, „ich werde nie dieses ungerechte Urtheil anhören, das ein Haufen von Ränkeschmieden, die von meinen Feinden erkauft wurden, über mich ausgesprochen haben, ich werde nie niederknieen!" — Man mußte sie also zwingen, denn damals mußten die Verurtheilten knieend den Richterspruch anhören. Zwei Männer warfen sich auf sie, konnten sie aber kaum zum Knieen bringen, so mächtigen Widerstand leistete sie; während sie schluchzte und schrie, wurde das Urtheil verlesen. Nun kam der zweite Theil, eine schreckliche Scene! Sie wurde auf das Schaffot getragen, um gebrandmarkt zu werden, leistete dabei einen gewaltigen Widerstand, so daß der Henker das glühende Eisen während ihrer Bewegung statt auf die Schulter ihr auf die Brust drückte. Weit hin hörte man einen entsetzlichen Schrei. Dann wurde sie in einem Fiaker in die Salpetrière, das Zuchthaus für Frauen, auf Lebenszeit gebracht. Sie, der früher ein Hôtel in Paris, ein Haus in Bar-sur-Aube nicht schön genug war, und die vom Bauen eines eigenen Schlosses sprach, hatte jetzt einen engen, aber reinlichen Kerker zur Verfügung. Ein Abbé Tillier besuchte sie jede Woche, um diese verkommene Seele auf den Weg der Besserung zu führen.

Die Lamotte hört ihr Urtheil, wird gebrandmarkt,

Aber die Wendung ihres Schicksals hatte auch Theilnahme für sie erweckt. Eine Schildwache wurde bestochen, die ihr einen Brief zustellte: „Unglückliche, halten Sie diesen Brief vor das Licht und seien Sie vor Allem verschwiegen!" Die Lamotte hatte dann nichts Eiligeres zu thun, als den Brief vor das Licht zu halten, wodurch die Zeichen lesbar wurden: „Verlieren Sie den Muth nicht, kräftigen Sie sich zu einer langen Reise; man ist besorgt mit der Aenderung Ihres Schicksals. Schreiben Sie, was Sie brauchen, und bezeichnen Sie den Tag, wo Sie abreisen wollen, Sie werden dann am Eck des königlichen Gartens eine für Sie bereitgehaltene Kutsche finden. Vertrauen Sie verdachtlos dem Ueberbringer dieses Briefes." Bald bekam sie die Aufforderung, eine Abzeichnung vom Schlüssel des Thores, durch welches sie fliehen mußte, zu senden, und bekam nach einigen Tagen einen Schlüssel, der für den Zweck paßte. Mit Geschick wußte sie die Flucht vorzubereiten, kein Hinderniß schreckte sie. Im Februar 1787 entkam sie in männlicher Tracht, einen Spazierstock in der Hand, in die Kirche la Salpetrière, wo sie nach ihrem eigenen Bericht knieend betete, daß Gott ihre Befreiung gelingen lasse! Sie erreichte ihren Wagen und entkam unter Fährlichkeiten aller Art über Nancy, Luneville, Metz, Thionville ins Luxemburgische. Da las sie in einer Zeitung einen Bericht über ihre Flucht, traute darum dem Hausfrieden nicht und machte sich eilig auf den Weg nach London.

findet Theilnahme, entflieht,

Hier gedachte die Lamotte jetzt sich an ihren Feinden zu rächen und verfaßte ihre Memoiren.[2]) — Sie sind ein Meisterstück giftiger Verläumdung. Der flüchtige und die Königin bitter hassende frühere Minister Calonne soll ihr dabei geholfen haben. Sie stand in einem unsauberen Verhältniß zu ihm. — Als er aber einst im Spiel zu ihr das zweideutige Wort sagte: „Vous êtes marquée", stand sie voll Leidenschaft auf, stürzte den Tisch um und verarbeitete mit Faust-

nach London.

---

[1]) Droz, I, p. 389, Anmerkung.

[2]) Mémoires authentiques et véritables de Mad. la Comtesse de Lamotte, née de Luz de Saint-Rémy de Valois.

Ihre Memoiren. schlägen und Fingernägeln das Antlitz des alternden Geliebten entsetzlich. Die 32 Briefe der Königin an Rohan und Rohans an die Königin, welche diese Denkwürdigkeiten enthalten, sind von ihr in London gemacht, denn, wie wir aus Beugnot hörten, hatte er ihren ganzen Briefwechsel in Bar-sur-Aube ins Feuer geworfen, und wie wir aus dem Prozeß hörten, hatte Rohan seinen ganzen Briefwechsel mit der Lamotte durch den Abbé Georgel verbrennen lassen. Der Cardinal, der ihr so viel geschenkt und den sie so erbarmungslos betrogen hatte, und die Königin, welche ganz unschuldig war, sind in diesen Liebesbriefen und Berichten über heimliche Zusammenkünfte gleichmäßig an den Pranger gestellt. Auch dutzen sich Beide und besprechen den Halsbandankauf ganz so, wie die Lamotte ihn vor Gericht ersonnen hatte.

Ihr böses Ende. Die Lamotte suchte also ihre Lüge aufrecht zu erhalten und doch lebte sie von den letzten Resten der Diamanten, welche ihr Mann, der in London wieder mit ihr zusammentraf, an Juweliere verkauft hatte. Die beiden Gatten lebten in stetem Hader mit einander, und er erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, wie sie mit Mühe mehrmals vom Selbstmord zurückgehalten worden sei. Sie endete 1791 in London. Nach dem einen Bericht wurde sie nach einer durchschwelgten Nacht von den Genossen ihrer Sünden zum Fenster hinausgeworfen. Nach dem Bericht ihres Mannes hätten die Anhänger des Herzogs von Orléans den Plan gefaßt, sie nach Paris zu bringen, damit sie dort zum Nachtheil der Königin vor Gericht nochmals Zeugniß gebe, und die Revision des Prozesses verlange. Sie hatte aber Angst vor Paris. — Einer ihrer Verfolger, ging zum Friedensrichter des Stadtviertels, in welchem sie wohnte, und schwor auf das Evangelium, die Lamotte sei ihm 100 Guineen schuldig; er verlange deßhalb ihre Verhaftung. Mit dem Haftbefehl gingen er und seine Genossen sofort in das Haus der Lamotte, um sie festzunehmen; sie sandte jedoch schnell nach einem Advocaten und wußte ihre Gegner kurze Zeit hinzuhalten, entschlüpfte aber dann aus dem Zimmer in ein Nachbarhaus. Das war bei aller List doch unbesonnen, denn in der Straße standen Wagen und wäre sie in einem derselben in ein anderes Stadtviertel gefahren, so hätte der Haftbefehl für sie keine Wirksamkeit mehr gehabt und wäre ein neuer Eidschwur und ein neuer Haftsbefehl gegen sie nöthig gewesen. Die Eingesperrten hatten durch das Fenster gesehen, in welches Haus sie geflohen, und verfolgten sie jetzt und sprengten die Thüre. Da stürzte sie sich durch das Fenster auf die Straße, erlitt einen doppelten Beinbruch, verlor ein Auge und duldete noch drei Wochen im Spitale unter entsetzlichen Schmerzen. Sie war 34 Jahre alt, als sie starb.

Ihr Mann. Ihr Mann drohte der französischen Regierung mit ihren Denkwürdigkeiten und Laporte, der Intendant der Civilliste, war thöricht genug, die ganze Auflage um 14.000 Francs in der Stille zu erkaufen und in Sevres zu verbrennen. Trotz aller Vorsicht wurde doch ein Exemplar gerettet und nachgedruckt. Lamotte selber lebte noch bis 1831. Er bat die Bourbonen nach ihrer Rückkehr um einen Platz im Spitale und erhielt ihn auch. Beim Kaiser hatte er Nichts erreicht, der war vorsichtiger in der Verwendung seiner Mittel.

So endete die Halsbandgeschichte, über welche eine große Literatur vorhanden ist. Die ganze Schwere so vieler Thorheiten und Betrügereien fiel auf die Königin, die daran ganz unschuldig ist. —

Die Geldnoth. Die Notabeln.

Den traurigen Eindruck, den der Halsbandprozeß auf den König machte, sollte eine Reise nach Cherbourg verwischen. Ludwig XVI. hatte Vieles gethan für den Ausbau des großen Hafens, wie für das Seewesen überhaupt; er wurde auch mit wahrem Jubel empfangen, aber bei seiner Rückkehr erwartete ihn die schmerzlichste Enthüllung. Calonne war am Ende mit seinen Finanzkünsten, mit seinen heillosen Täuschungen, seine Hilfsmittel waren erschöpft. Calonne's Enthüllung. Seit der Entlassung Turgots waren, außer den laufenden Ausgaben, 1600 Millionen Livres verwendet, 1338 Millionen durch Anleihen aufgenommen worden; seit den drei Jahren Calonnes war das Deficit jährlich um 35 Millionen gewachsen, obschon die Einnahmen um 140 Millionen gestiegen waren. Von den 880 Millionen, welche Frankreich jährlich bezahlte, waren 510 im Namen des Königs erhoben, statt der 370, welche man in den Tagen Turgots erhob. Calonne sprach dem Könige von einem alten Deficit, das im Compte rendu Neckers nicht eingestanden sei, und entdeckte zugleich die schreckliche Verlegenheit, die nur künstlich verdeckt sei: Frankreich erhalte sich nur noch durch eine Täuschung und man müsse einmal eine bestimmte Entscheidung über sein Schicksal treffen. Leichtsinn. Frankreich habe ein jährliches Deficit von 114 Millionen, die Steuern könne man jedoch nicht erhöhen und müsse nach andern Mitteln suchen, diesen Schlund auszufüllen. Dabei bemerkte der oberflächliche und leichtsinnige Mann, er wisse, wie man helfen könne; er glaube, sein Plan sei der umfassendste und würdigste, um diese Regierung zu verherrlichen und das Glück Frankreichs zu begründen; in sechs Monaten, längstens einem Jahre, könne er vollendet sein. Man müsse Alles entfernen, was im alten Staatsbau gebrechlich sei, neue Grundmauern aufführen, dann werde der Plan zur Rettung. Name des Königs zu den größten seiner Geschichte gehören. Aller Unterschied zwischen den Pays d'Etat und Pays d'Election müsse verschwinden, man müsse die ganze Verwaltung führen auf Grundlage der Gemeinde-, der Districts-, der Provinzialversammlungen — eine Entlehnung aus dem Plane Turgots. Hier sollten sich die Wünsche der Bevölkerung aussprechen und die aus Turgot entlehnt. Steuern vertheilt werden. Eine Grundsteuer, die jedes liegende Gut, selbst des Königs, treffe, solle an die Stelle der Zwanzigstelsteuer treten, sie solle in Natur eingehoben werden, progressiv sein und mindestens ein Vierzigstel, höchstens ein Zwanzigstel des Ertrages bilden. Um die Grundsteuer den Privilegirten annehmbar zu machen, solle man sie von der Kopfsteuer befreien, die aber bei den Bürgerlichen zu belassen, jedoch etwas zu verringern sei, so auch mit der Taille. Die Wegfrohnden sollten in eine Geldsteuer umgewandelt werden, die ein Sechstel der Taille und der Kopfsteuer betrage — nur die Bürgerlichen sollten sie erlegen. Die Zollschranken im Innern sollten fallen, das Zunftwesen von seinen Mißbräuchen gereinigt werden. Die Getreideaus-

fuhr solle für die Zukunft gestattet sein, wenn die Provinzialvertretungen nicht dagegen wären. Die Fesseln des Fabrikwesens, des Handels, des Fischfangs im Großen sollten gebrochen, alle Domänen der Regierung zur Tilgung der öffentlichen Schuld verwendet werden, dann sollten die Ausgaben um 20 Millionen jährlich vermindert werden, namentlich durch Einschränkungen im Haushalte des Königs. So werde man nach und nach zu einem Gleichgewichte zwischen Ausgaben und Einnahmen gelangen.

Schwäche des Planes. So der Plan Calonnes — er griff die Vorrechte des Adels und Klerus an; er war nicht richtig in den Zahlen; es gab noch kein Grundbuch und es war darum nicht möglich, schon in einem Jahre eine Progressivsteuer auf den Grundbesitz umzulegen; er war nicht brauchbar in der Annahme der Abgaben in natura. Das Ganze kam zu früh und zu spät, dieses Heilmittel konnte nicht mehr helfen. Aber Calonne hatte ein großes Talent, sich selbst und Andere zu Vergennes. bereden und zu täuschen. Er gewann Vergennes. Der König sagte zwar Anfangs: „Das Ganze ist ja Nichts als Necker", beugte aber doch zuletzt auf die Bemerkung, im Augenblick lasse sich nichts Besseres machen, vor der Macht der Zahlen das Haupt und versprach, den Minister bei der Ausführung beharrlich und mächtig zu unterstützen, und war geschmeichelt durch die Mahnung, er könnte ein zweiter Heinrich IV. für Frankreich werden.

Keine Reichsstände. Aber wie — wenn die Parlamente eine Einsprache erhoben? Da wären das einzige Mittel die Reichsstände gewesen. Vor diesen erschrack der König und doch bedurfte der Plan einer Stütze in der Stimmung der Nation. Der Minister kam auf ein Mittelding, die Notabeln, eine Art großer Rath von Vertrauensmännern, welchen die Könige für bestimmte Fragen von Zeit zu Zeit aus den Ersten der Nation beriefen. Ob diese Notabeln nicht bloß eine Vorstufe zu den Reichsständen sein würden, ob sie genug Ansehen und Macht haben möchten, ob man jetzt, wo jede verlorene Stunde Gefahr brachte, nicht mit ihnen Zeit verliere, das bedachte der leichtfertige Calonne nicht. Am Die Notabeln 29. December 1786 berief der König — zum Staunen des ganzen Hofes, selbst die Königin wußte Nichts vom Plane — die Notabeln, damit die Monarchie endlich nach so vielen Stürmen zur Ruhe komme. Die Notabeln sollten bestehen aus 7 Prinzen, 14 Erzbischöfen und Bischöfen, 36 Herzogen, Pairs und Marschällen, 17 Präsidenten, Staatsräthen und königlichen Beamten, 12 Abgeordneten der ständischen Landschaften, 25 städtischen Beamten, 33 Parlamentspräsidenten und Oberprocuratoren, im Ganzen aus 144 hochstehenden Männern; sie sollten in sieben Abtheilungen zerfallen und in jeder ein Prinz den Vorsitz führen, nämlich die beiden Brüder des Königs, der Herzog von Orleans, der Prinz von Condé, der Herzog von Bourbon, der Prinz von Conti und der Herzog von Penthièvre. In jeder Abtheilung würde nach Köpfen gestimmt werden, die sieben Abtheilungen aber sollten je eine Gesammtstimme haben.

Die Wahl der Männer war nicht schlecht. Lafayette bemerkt in einem

Briefe nach Amerika, die Auswahl habe die durch Talent, sittliche Haltung und Ansehen geeignetsten Männer getroffen;[1]) — sie waren aber meist, wie Lafayette, vom Geist der Zeit beherrscht. Die Stimmung, welche diese Maßregel hervorrief, war nicht die der Freude, wie die Regierung erwartete. Man fühlte, daß die Notabeln nur ein Anfang seien, bei dem man nicht stehen bleiben könne. Der alte Marschall Richelieu fragte, welche Strafe Ludwig XIV. über Denjenigen verhängt haben würde, der ihm die Einberufung der Notabeln angerathen hätte. Graf Ségur sagte: „Der König reicht seine Entlassung ein.“ Viele meinten, die Versammlung sei formlos, durch Gesetz und Herkommen nicht gestützt, und werde den Minister gegen die Parlamente nicht schützen, im Gegentheil ein Gericht bilden, das Colonne verurtheile. Die Pariser machten ihre Witze über die Notabeln, nannten sie not ables (= nicht geeignet), Nickmännchen; meinten, im politischen Barometer stehe der König auf beständig schön, die Minister auf veränderlich, Calonne auf Sturm und das Volk auf großer Dürre. Eine neue Gesellschaft von Schauspielern wurde angekündigt, deren Hauptstück „Die falschen Vertraulichkeiten“ heiße, dazu komme ein Nachspiel „Die gezwungene Einwilligung“, hierauf ein allegorisches, von Calonne angeordnetes Ballet „Das Faß der Danaiden“.[2]) — Stimmen über die Notabeln. Richelieu. Ségur.

Diese ungünstige zweifelvolle Stimmung ergriff selber die Notabeln, die, auf den Jänner einberufen, bis zum 22. Februar auf die Eröffnung warten mußten, weil der Minister mit seinen Vorarbeiten nicht fertig wurde. Des Beifalls gewiß, hatte sich Calonne, nachdem der König gewonnen war, in den Strudel des Vergnügens gestürzt, Zeit verloren, und jetzt konnte er die Arbeit kaum mehr bewältigen. Auch starb 9. Februar seine Stütze, der gewandte Minister des Aeußeren, Vergennes. In dieser Zwischenzeit bildete sich aus den Feinden jeder Reform und aus den Freunden, welche aber die Reform nicht aus Calonnes Händen wollten, der Bund der Feinde, die auf den Sturz des Ministers hinarbeiteten. Eine Panique auf der Börse gab ihrem Hasse Nachdruck. — Zögerung. Feinde Calonnes.

Endlich am 22. Februar 1787 wurden die Notabeln unter großem Pompe im Saale des Menus Plaisirs in Versailles eröffnet. Der König kündigte ihnen eine Reihe von Entwürfen an, für die er sich zur Verbesserung des Einkommens, gleichmäßiger Vertheilung der Abgaben, Hebung des Handels, Erleichterung seiner Unterthanen entschlossen habe, aber vor deren Ausführung er zuerst noch den Rath der namhaftesten Männer seines Reiches vernehmen wolle; er sei überzeugt, keiner von ihnen werde seinen eigenen Vortheil dem allgemeinen Besten vorziehen.[3]) Zu Opfern waren auch Viele bereit, nur wünschten Manche, wie Lafayette, gewisse constitutionelle Bürgschaften. Eröffnung der Notabeln

Dann sprach der Siegelbewahrer und nach ihm Calonne. Er pries seine eigene Verwaltung, sie sei haushälterisch gewesen, wenn auch nicht knickerisch, wie bei Necker, dennoch sei ein jährliches Deficit zu beklagen. Unter Ludwig XV. habe nie ein Gleichgewicht bestanden, das Deficit sei namentlich durch den Calonnes Rede.

[1]) Lafayette, Mémoires, III, p. 22.

[2]) Raumer, Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, Bd. VIII, S. 184.

[3]) Le discours du Roi, in der Histoire parlementaire von Buchez et Roux, I, p. 180—81.

amerikanischen Krieg hoch gestiegen. Man könne den Staat in diesem Zustande nicht länger lassen ohne große Gefahr; man könne keine Steuern mehr voraus einheben, keine neuen mehr auflegen, keine Anleihen mehr machen: man könne sich nur helfen mit Abstellung der Mißbräuche (Abus). In ihnen liege ein Reichthum verborgen, den der Staat jetzt an sich ziehen müsse, um die Ordnung herzustellen. Diese Mißbräuche seien die Privilegien, die Ausnahmen vom allgemeinen Recht, die Ungleichheit in der Vertheilung der Mittel und der Verpflichtungen. Was der König anstrebe, sei nichts Neues, sondern Etwas, was die allgemeine Stimmung und der Rath der erleuchtetsten Staatsmänner schon lange gefordert habe. Zum Schlusse brachte der Minister sechs Gesetzvorschläge: über die landschaftlichen Versammlungen, über die Grundsteuer, über die Schulden der Geistlichkeit, über die Land- und Vermögenssteuer,[1]) über den Getreidehandel, über die Frohnden zum Straßenbau.[2])

Mißbräuche.

Eindruck.

Der Eindruck seiner Rede, so gewandt Calonne auch gesprochen hatte, war übel. Die Anhänger des Alten waren gereizt, die des Neuen nicht befriedigt. Er hatte den schlimmen Zustand der Wirthschaft nur angedeutet, aber nicht genau bestimmt. Warum hatte man nicht früher zu Heilmitteln gegriffen, warum Turgot entlassen, warum so viel verschwendet? Jetzt wolle man sich helfen durch Raub am historischen Recht. In seine Heilmittel hatte man kein Vertrauen.

Provinzial-Versammlungen.

Am nächsten Tag — unter Vorsitz des ältesten Bruders des Königs — begründete der Minister mit allem Feuer der Beredtsamkeit seine Entwürfe näher — es galt ja zu biegen oder zu brechen. — Landschaftliche Versammlungen sollen auch in den Provinzen eingeleitet werden, wo es bisher keine Stände gegeben; sie sollen der wahre Ausdruck der Volksstimmung sein und durch Wahl zusammenkommen; die Regierung verzichtet auf die erste Ernennung. Aber nur solche Eigenthümer sollen Sitz und Stimme haben in den Pfarreien und Districten, welche wenigstens ein Einkommen von 600 Livres besitzen; nur solche stimmen in den Provinzialversammlungen, welche 1000 Livres Reineinkommen aufweisen können. Diese Provinzialversammlungen sollen die Steuern umlegen, die öffentlichen Bauten, die Wege, Canäle, die Wohlthätigkeitsanstalten unter sich haben, und das Recht haben, dem Könige Vorschläge zu machen. Sie sollen alle Jahre einmal berufen werden, in der Zwischenzeit soll ein Ausschuß die Geschäfte leiten. In diesen Versammlungen wäre also, wie in Turgots Plan, vorzugsweise das Grundeigenthum vertreten gewesen, und wären die Provinzialinteressen erwogen worden.[3]) — Hinsichtlich der Grundsteuer beklagte er den Mangel eines Katasters, die Art der Erhebung, die vielfach den Ertrag aufzehre. Erhebung der Grundsteuer in Natur falle dem Producenten am leichtesten, denn sie werde zur Zeit der Ernte erhoben, sie betrage kaum einen halben Zehnten; um aber vortheilhaft zu sein, müsse sie allgemein, auch auf die geistlichen Güter ausgedehnt werden; vom guten Boden könne man den zwanzigsten Theil des Ertrages erheben, vom schlechten den vierzigsten. Im Mai solle jeweils das Erträgniß an den Meistbietenden versteigert werden. Allerdings habe der Klerus, um die freiwilligen Gaben (dons

Die geistlichen Güter.

[1]) Taille réelle et personelle.
[2]) Corvée. Sein Discours, Hist. parlem., I, p. 181—205.
[3]) Ranke, Ueber die Versammlung der französischen Notabeln im Jahre 1778, in Schmidts Allgemeiner Zeitschrift für Geschichte, VIII, S. 1—44.

gratuits) an den König zu liefern, Schulden auf seine Güter machen müssen, allein der König bewillige ihm dafür, daß er seine Rechte und Güter veräußere, und daß die mit Grundrenten für den Klerus Behafteten dieselben für einen zu bestimmenden Preis ablösen können.[1])

Es stand also ein Angriff auf die Güter des Klerus in Aussicht. Dieser hätte sich zur Einziehung von Klostergütern allenfalls verstanden, sah aber in der Herbeiziehung zu den allgemeinen Lasten ohne irgend eine Ausnahme, desgleichen in der geringen Zahl der Mitglieder, die Calonne zu den Notabeln berufen hatte, ferner in der Art, wie er sich in ihr Schuldenwesen mischte und sie zwingen wollte, gewisse Ehrenrechte zu verkaufen, einen Angriff auf seine Stellung als Staatskörper. Der Adel sah in der Art, wie Calonne in der Versammlung der Gemeinen den ältesten Grundbesitzer dem Edelmann vorangehen ließ, und in den Districtsversammlungen die reichere Commune den Vortritt haben sollte, gleichfalls die Ehre seines Standes verletzt; er wollte zugeben, daß der dritte Stand zweimal soviel Mitglieder habe als Adel und Klerus, aber nicht daß der Vorsitz in der Versammlung dem ältesten oder am meisten besteuerten Grundbesitzer gebühre. Da hatte Turgot in seinem Plane die Ehrenvorrechte des Adels viel besser gewahrt. Adel und Klerus waren zu Opfern bereit, aber durch die Art und Weise, wie sie der Minister dazu zwingen wollte, verletzt. Ranke bemerkt[2]) sehr gut: „Sich in finanzielle Verlegenheiten stürzen, die Reform im Augenblicke der Noth ergreifen, da man sie allein nicht durchzuführen vermag, eine Versammlung berufen, auf deren Beistimmung Alles ankäme, und dann doch die Vorschläge so einrichten, daß sie zugleich das Interesse verletzen und die Eigenliebe beleidigen: — wer hat auf diese Weise jemals Etwas erreicht?" Fehler Calonnes — Turgot.

Der Widerstand sammelte sich gegen die Erhebung der Steuer in Natur: sie sei unausführbar, der Ertrag nicht zu bestimmen, es fehle ein Kataster, auch wisse man nicht, wie viel eigentlich dadurch gewonnen werden solle — man müsse zunächst wissen, wie hoch das Deficit und wie es entstanden sei. Calonne verweigerte die geforderte Mittheilung; der König verlange bloß Rath über die Mittel der Deckung, nicht über die Höhe der Bedürfnisse, die in seinem Rathe schon vorgelegt seien.[3]) Der Erzbischof von Bordeaux meinte, Zutrauen und Credit könnten nur dann kommen, wenn man genau den Stand der Finanzen kenne, ob nun Necker oder Calonne den König getäuscht habe. In einer weiteren Sitzung am 12. März befürwortete Calonne die Verlegung aller Zölle an die Grenze und einen gleichförmigen Tarif, desgleichen die Umgestaltung der bisher so beschwerlichen Salzsteuer. Dabei brachte er unvorsichtig die Bemerkung vor, der König habe mit Vergnügen gehört, daß die Notabeln im Wesentlichen mit seinen Vorschlägen übereinstimmen, worauf nach stürmischen Verhandlungen erklärt wurde, die Notabeln seien nicht bloß mit der Form, sondern auch mit dem Wesen der Vorschläge unzufrieden, und der Graf von Provence bemerkte, es sei weder geziemend, noch ehrenhaft, die Notabeln Etwas sagen zu lassen, was sie nie gesagt Opposition. — Deficit. — Bruch.

[1]) Der Stand des Finanzhaushaltes von 1758 bis 1787, in der Histoire parlementaire, I, p. 205—221.

[2]) Ranke, l. c. S. 28.

[3]) Man machte auf diesen Befehl in Paris einen beißenden Scherz, indem man einen Koch mit jungen Hühnern also sprechen ließ:

Der Koch: „Mit welcher Sauce wollt ihr gegessen werden?"
Die jungen Hühner: „Aber wir wollen gar nicht gegessen werden."
Der Koch: „Ihr verwechselt den Stand der Frage; man fragt euch, mit welcher Sauce ihr gegessen werden wollt." (Droz, l. c. I, S. 428.)

Berufung an das Volk. hätten. Also zwischen dem Minister und den Notabeln vollständiger Bruch! Da suchte Calonne eine Stütze in der öffentlichen Meinung. Er ließ seinen Vortrag in den beiden ersten Sitzungen drucken und an alle Geistlichen versenden, sie in ihren Pfarreien zu verbreiten, „um die Besorgnisse zu verscheuchen, die man dem Volke einflößen wolle“. Es handle sich nicht um eine neue Steuer, sondern um die Aufhebung ungerechter Befreiungen davon, um die Anwendung der leichtesten Mittel, um alle Pflichtigen zur Steuer herbeizuziehen. Man wird in Zukunft mehr bezahlen, — aber wer? Bloß Diejenigen, welche bisher zu wenig bezahlt haben. Vorrechte sollen geopfert werden — allerdings, aber die Gerechtigkeit will es, das Bedürfniß erheischt es. Oder soll man die Nichtbevorrechtigten, das arme Volk überbürden?“ —

nutzlos. Damit gewann aber Calonne die öffentliche Meinung doch nicht, dagegen erhob sich ein Schrei des Zornes unter den Notabeln. Hatte er doch die Geistlichkeit als eine Schmarotzerpflanze bezeichnet, welche die guten Gewächse verdränge und nur im allgemeinen Unglück gedeihe. Die Notabeln hatten sich das Wort gegeben, über die Verhandlungen zu schweigen, um den Einfluß der Stadt auf ihre Berathungen fern zu halten, und nun hing der Minister selber seine Entwürfe an die große Glocke und gab Adel und Klerus dem allgemeinen Hasse preis. Das könne für den Staat die gefährlichsten Folgen haben. Man warnte den König vor dem Manne, der ihn gegen seinen Adel und Klerus aufzubringen trachte.

Calonne fällt. Nun mußte der König die Notabeln oder Calonne fallen lassen. Er schien dem Letzteren zuzuneigen, denn Necker, der gegen des Königs Gebot, zu schweigen, Calonnes Anwürfe gegen ihn der Lüge zieh, wurde von Paris verbannt. Calonne forderte auch einige Verhaftsbefehle und die Entlassung Breteuils. Schon wollte der König den Abschied Breteuils unterschreiben, da soll ihn die Königin beredet haben, den Minister dem allgemeinen Hasse zu opfern. Am 9. April 1787 erhielt Calonne seine Entlassung.

Er hatte sein Vermögen als Minister zugesetzt und war jetzt arm. Da erbarmte sich seiner eine reiche Witwe aus Lothringen und reichte ihm ihre Hand; mit ihr zog er nach London und nahm nur noch durch Briefe an den König und durch Pamphlete an dem Schicksale Frankreichs Antheil. Den ausgewanderten Prinzen stand er mit seinem Rathe bei — bis er 1802 ziemlich arm in England starb.

Loménie de Brienne und das Parlament. Der Herzog von Orleans.

Folgen. So endete „der erste Mann, der es wagte, nach so langer Zeit eine berathende Versammlung in Frankreich zu Stande zu bringen, freilich ohne recht zu wissen, was er that, durch das Bedürfniß gedrängt, ohne von der nöthigen Vorbereitung in Bezug auf die Sachen und vornehmlich die Personen einen Begriff zu haben.“[1]) — Nach ein paar Wochen sprach man nicht mehr von ihm; allein so wenig er auch in sich selbst wiegen mochte, war doch die Entwicklung der Dinge, die er hervorgerufen, von Bedeutung. Das ganze

[1]) Ranke, l. c. S. 33.

Verhältniß der Regierung hatte sich wie mit Einem Schlage zu ihrem Nachtheile verändert.[1]) Ganz Europa achtete auf die Verhandlungen, und die Notabeln verlangten genaue Auskunft über die Finanzlage, und da zeigte sich die größte Unordnung und war Niemand da, der genaue Auskunft geben konnte, und sprachen die Notabeln ihre Mißbilligung über die Finanzverwaltung aus, über die Unordnung, die darin herrsche.

Hinfüro sollte den Mitgliedern der Stände ein Mitaufsichtsrecht zustehen, wenigstens fünf derselben, die mit dem Finanzminister und dem Controleur einen Ausschuß bilden müßten, ohne dessen schriftliche Zustimmung keine Geldoperation vorgenommen werden dürfe; alle sechs Monate sollten sie den Zustand der Finanzen untersuchen, dem König eine Generalberechnung vorlegen, die durch den Druck veröffentlicht werde. Kein Anleihen dürfe in Zukunft ohne Versicherung für die Zinsen, ohne Deckung für die Wiederbezahlung, ohne Einregistrirung der Parlamente abgeschlossen werden. Nur das erste Mal könne der König diesen Ausschuß ernennen, der dann bei Erledigung einer Stelle dem Könige einen geeigneten Mann vorzuschlagen habe. Jede Gnadenbezeigung müsse unter öffentlicher Gewähr stehen. „Es war ein offenbarer Angriff auf die bisherige administrative Unumschränktheit der Regierung." [2]) Dulau, Erzbischof von Arles, hatte sogar Reichsstände verlangt. Schutz gegen die Regierung.

Aber wer sollte die Last des Finanzministeriums auf sich nehmen? Die Noth drängte, die Vorräthe im Staatsschatz gingen zur Neige. Die öffentliche Meinung war für Necker, eine starke Partei für den Erzbischof von Toulouse, für Loménie de Brienne. Der König mochte Beide nicht. Necker hatte ihn durch seinen Stolz und seine Unbotmäßigkeit beleidigt, Loménie galt ihm als ein sittlich verkommener Mann. Als man ihn früher einmal zum Erzbischof von Paris vorschlug, wies dies Ludwig XVI. mit den Worten zurück: „Ich will doch wenigstens einen Erzbischof, der an Gott glaubt!" [3]) Loménie de Brienne,

Loménie prahlte unter Vertrauten mit seinem Atheismus; er war ein Pariser Kind (geboren 1727), der Freund d'Alemberts, der ihn auch in die Akademie brachte, von unsäglichem Ehrgeize beseelt. Er stand gut mit den Philosophen und verletzte den Klerus nicht; er führte in seiner Diöcese die religiösen Conferenzen wieder ein, ohne je bei einer solchen zu erscheinen. Früher geberdete er sich als begeisterter Anhänger Turgots und suchte durch Bauten und Stiftungen von sich reden zu machen. Jetzt war er der Eifrigste, alle Fäden des Hasses gegen Calonne zum Sturze desselben zu verknüpfen. Er wollte an seine Stelle treten und erreichte sein Ziel, da Breteuil für ihn sprach, nach einem schwachen Versuche Montmorins für Necker. Der König ließ sich ihn aufdrängen und am 9. Mai erschien Loménie als Minister in den Bureaus der Notabeln. charakterlos.

Er gab das Deficit auf 140 Millionen an, 40 könnten durch Ersparnisse gedeckt, 50 durch ein Anleihen aufgebracht, 33 durch Erhöhung der Vingtième, die auf Grundstücken und Häusern lastete, der Rest durch eine Finanzplan.

---

[1]) „La France monte, Versailles baisse" sagten die Pariser.
[2]) Ranke, l. c. S. 35.
[3]) Encore faut-il que l'archevêque de Paris croie en Dieu.

Die Notabeln helfen nicht.

Stempelabgabe und eine Kopfsteuer gedeckt werden. Da erklärten aber die Notabeln, sie hätten kein Recht, Steuern zu bewilligen. So war man also mit den Notabeln übel daran. Man hatte Hilfe erwartet und stieß auf Feindschaft; man hatte die Parlamente umgehen wollen und war jetzt doch wieder an sie gewiesen; man hatte Geld erwartet und Nichts erreicht als einen neuen Minister, der, keck und oberflächlich, in den Ränken, die er aufgeboten hatte, um den alten zu stürzen, alle seine Kraft vergeudet zu haben schien, denn etwas Dauerndes zu leisten war dieser Mann nicht im Stande.

Elsaß.

Bretagne

Wichtige Anträge.

Der Gedanke an die Generalstände war aufgetaucht, nun verwahrten sich aber Elsaß und Lothringen, auf Grundlage der von ihnen theuer erkauften und fest zugesicherten Rechte, gegen die Verlegung der Zölle an die Grenze, die ihrem Verkehr mit Deutschland schadete, und die Bretagne, auf Grund ihrer verbrieften Rechte, daß eine Aenderung des Abgabenwesens nur von ihren Ständen berathen und beschlossen werden könne. Die Notabeln hatten also zu Nichts gedient, als die Schwierigkeiten klar Allen nahezulegen und im ganzen Reich die Meinung von der Verschwendung, Schwäche und Uneinigkeit der Regierung zu verbreiten und die Stimmung der Verzweiflung zu steigern. Lafayette[1]) hatte eine Nationalversammlung verlangt bis 1792. Der Graf von Artois rief ihm zu: „Wie, Sie verlangen Generalstände?" Lafayette entgegnete: „Ja, und mehr als das!" So warfen die kommenden Ereignisse ihren Schatten voraus. Der Erzbischof von Langres, La Luzerne, hatte auf staatsrechtliche Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken angetragen — er sehe ihre Tempel lieber in der Stadt, als daß sie in der Einöde predigten. Die Regierung kam diesem Wunsche bereitwilligst entgegen. —

Ende der Notabeln

Am 25. Mai 1787 wurden die Notabeln, unter vielen schönen Redensarten von Einheit der Herzen und Grundsätze, entlassen. Die Aufregung von Paris verbreitete sich jetzt über ganz Frankreich.

Das Parlament.

Seine Unfähigkeit bewies der neue Minister sogleich in Behandlung des Parlamentes. Wenn er die Erlässe, von deren Nothwendigkeit man überzeugt war, insgesammt sogleich hätte eintragen lassen, so wäre unter dem Drucke der öffentlichen Meinung gar keine Einsprache gewagt worden. Statt dessen sandte er die Erlässe einzeln an das Parlament: zuerst die, welche bloße Verbesserungen enthielten, die Einführung der Stände in allen Pays d'Etat, die allgemeine Handelsfreiheit mit Getreide, die Aufhebung der Wegfrohnden — sie wurden ohne Bedenken einregistrirt (17. bis 27. Juni); als er aber 16. Juli den Erlaß wegen Einführung des Stempels brachte, widersprach das Parlament und forderte zunächst genauen Ausweis über den Zustand des Staatshaushaltes, um sich von der Nothwendigkeit der Steuer zu überzeugen. Eine solche Forderung hatte noch kein Parlament zu stellen gewagt.

„Sie verlangen états (Reichsrechnungen)", sagte ein jüngerer Parlamentsrath, Sabatier de Cabre, „états brauchen wir, aber die états généraux (Reichs-

---

[1]) Lafayette, Mémoires, II, p. 177—78.

stände)". — Dieser Witz wurde zum Antrag erhoben. Das Parlament bat den König, seinen Erlaß zurückzuziehen und jede neue Steuer einer Nationalversammlung (assemblée nationale) vorzulegen. Der König antwortete, das Parlament verlange Dinge, die ihm nicht zustehen, und forderte Eintragung des Edictes. Das Parlament entgegnete 30. Juli: „Die Nation allein, vertreten durch die Reichsstände, kann dem Könige die nöthigen Hilfsmittel bewilligen." — Duport und Esprémenil waren Hauptsprecher gewesen: jener, ein Mann von kaltem Verstand und unbeugsamem Charakter, dachte an einen großen Umsturz, in welchem die Parlamente und die Reichsstände vor der Nationalversammlung weichen müßten; dieser, ein geschwätziger, nach Volksgunst haschender Träumer, schwärmte für das alte Frankreich und die drei Stände, die für die Zeit zwischen ihren Versammlungen die Festhaltung des alten Rechtes den Parlamenten anvertrauen würden. — Adrian Duport. Esprémenil,

Der König aber berief das Parlament auf den 6. August nach Versailles zu einem Lit de Justice und befahl ihm hier die Eintragung des Erlasses. Am Abend vorher aber hatte das Parlament schon einen Protest abgefaßt, warin es bedauerte, seit zwölf Jahren zu neuen Auflagen, welche die Höhe von 200 Millionen erreichten, seine Zustimmung gegeben zu haben, und erklärte, nicht hinreichende Vollmacht zu haben, um neue Edicte gegenüber dem Volke zu gewährleisten, das mit Schrecken die schlimmen Folgen maßloser Verschleuderung sehe, welche es nicht für möglich gehalten hätte. — Am Tage nach der Sitzung aber erklärte es die erzwungene Eintragung der Steuer für null und nichtig. Die Hauptsprecher wurden draußen von dem Volke mit Jubel überschüttet. Auch unter den Höflingen entstand Unzufriedenheit, als der König 9. August Ersparungen im Haushalte anordnete: „Es ist ein entsetzliches Leben in einem Lande, wo man am Abend nicht weiß, was man am Morgen noch besitzen wird — es ist wie in der Türkei!" — Im Parlamente aber wurde 10. August beschlossen, auf Antrag Duports, den gewesenen Minister Calonne wegen Verschleuderung in Anklagestand zu versetzen. Der Ministerrath erklärte diesen Beschluß für nichtig. Lit de justice. Protest. Anklage Calonnes.

Unter Calonne, der nach London entfloh, war eigentlich die Königin gemeint, der man das Deficit zuschrieb, und die jetzt Madame Deficit hieß, wie sie später Madame Veto — und beidesmal ohne Schuld — heißen sollte. Es regnete Spottverse auf sie, oft von solchen verfaßt, welche sich ihr hätten zu Dank verpflichtet fühlen sollen. Als ein Minister das Parlament auf das Ungeeignete seines Schrittes aufmerksam machte, ordnete dieses die Versendung seiner Beschlüsse durch ganz Frankreich an und erklärte die Steuerfreiheit des Adels und Klerus für eines der Grundgesetze des Reiches. Esprémenil wurde im Triumph nach Hause getragen. Die Königin.

Wenn im Königthum noch Kraft war, so mußte Etwas gegen das Parlament geschehen. Ludwig XVI. verbannte es 15. August in die kleine Stadt Troyes. Die Stimmung war so stark gegen die Regierung, daß Wirthe und Postillone den Verbannten ihre Hochachtung bezeugten. Die Gerichtshöfe des Reiches und die übrigen Parlamente verlangten einstimmig die Zurückstellung des Parlamentes, die Einberufung der Reichsstände und die Verurtheilung Calonnes. Das Parlament in Besançon drohte sogar mit Zerreissung der Bande, welche die Unterthanen an den König binden. Das Parlament in Bordeaux verweigerte sogar die Eintragung des königlichen Befehles, der es nach Libourne Das Parlament in Troyes.

versetzte. Parlament und Regierung schwächten sich vor den Augen des Volkes, das dadurch an Macht gewann.

Waffenstillstand. So konnte es nicht bleiben. Brienne war geneigt zu unterhandeln und die Räthe langweilten sich in Troyes, wo ihnen alle Bequemlichkeiten und die Schmeicheleien der Pariser abgingen. Ein Waffenstillstand ward unter der Hand abgeschlossen. Die Regierung nahm das Stempel- und Grundsteuergesetz zurück, dagegen genehmigte das Parlament die zweite Zwanzigstelsteuer. Unter der Hand versprachen die alten Parlamentsräthe, daß sie keine Einwendung gegen ein neues großes Staatsanleihen machen und der Reichsstände nicht weiter gedenken wollten. Das war keine Lösung, nur eine Vertagung der Frage. Das Parlament kehrte 21. September unter dem Jubel des Volkes, das diese geheimen Abmachungen nicht kannte, nach Paris zurück. Espréménil aber äußerte, das Parlament habe Paris verlassen mit Ruhm und kehre zurück mit Schmutz bedeckt.

Schon 19. November forderte die Regierung vom Parlamente die Eintragung eines neuen Anleihens von 420 Millionen, welche in fünf Jahren erhoben werden sollten, zugleich versprach sie, die Reichsstände sollten vor 1792 einberufen werden. Der Minister, der nicht anwesend war, rechnete auf das Versprechen der alten Räthe und auf die Wirkung einer List. Er hatte nämlich auf den 19. November eine große königliche Jagd ansagen lassen, um die jungen Parlamentsräthe in die Forste zu locken, und erst am 18. Abends dem Präsidenten anzeigen lassen, daß am nächsten Morgen eine königliche Sitzung sei. Séance royale. Die Séance royale unterschied sich vom Lit de Justice dadurch, daß in ihr trotz der Anwesenheit des Königs freie Rede und Abstimmung stattfand. Der König kam, die Forderung ward gestellt. Der Großsiegelbewahrer Lamoignon sprach, Lamoignon. wie der König nur Gott verantwortlich [1] sei, wie in ihm allein die gesetzgebende Macht ruhe, wie es im Vortheil Aller liege, wenn seine Macht nicht leide, wie er allein entscheide, ob und wann die Reichsstände zu berufen seien, die aber immer nur ein erweiterter Staatsrath seien, wie er allein der oberste Richter über ihre Vorstellungen und Beschwerden bleibe. Darauf begann die Besprechung der Vorlage, dafür und dagegen, bald kühl, bald voll Feuer. Der erste Antrag, das erste Anleihen von 120 Millionen schien gesichert. Da flüsterte der Kanzler, noch ehe die Stimmen gezählt wurden, dem Könige Etwas ins Ohr und Ludwig XVI.

---

[1]) Die Sätze lauten: Au Roi seul appartient la puissance souveraine dans son royaume. — Il n'est coupable qu'à Dieu seul de l'exercice du pouvoir suprême. — Le lien qui unit le Roi et la nation est indissoluble de sa nature. Des interêts et des devoirs réciproques entre le Roi et ses sujets ne font qu' assurer la perpétuité de cette union. — La nation a interêt que les droits de son chef ne souffrent aucune altération. Le roi est chef souverain de la nation et ne fait qu'un avec elle. Enfin le pouvoir législatif réside dans la personne du souverain sans dépendance et sans partage. — Hier ist die Lehre des absoluten Königthums der Franzosen enthalten. Buchez et Roux, Hist. parlem., I, p. 226.

befahl die Eintragung des Erlasses wie üblich im Lit de Justice. Alsbald erhob sich der Herzog von Orleans, der schon lange auf seinem Sitze verlegen sich hin und herbewegt hatte, zum Worte: „Sire, diese Eintragung scheint mir ungesetzlich.“ [1]) — „Das ist mir gleich, es ist gesetzlich, weil ich es will!“ entgegnete der König. Hierauf ließ Ludwig das Edict über die staatsrechtliche Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken verlesen und entfernte sich. Der Herzog von Orleans begleitete ihn bis zur Thüre, kehrte dann um und gab seine Verwahrung ein. Die Sitzung, das Emprunt successif, war also verunglückt. Der Herzog war nun der Abgott der Bewegungspartei, vom König aber nach seinem Schlosse Villers-Cotterets verwiesen, von wo er demüthig um Erlaubniß zur Rückkehr den König bat, denn er schmachtete damals nach der Frau des Naturforschers Buffon. Von dieser charakterlosen Haltung wußte allerdings das Volk Nichts, das in ihm einen Helden sah, und so seien hier einige Züge zum Bilde dieses unglückseligen Mannes eingefügt, von dem französische Geschichtschreiber [2]) sagen, er sei gestorben, ohne das letzte Räthsel seines Daseins zu lösen; er sei ein Räthsel für sich selbst und für die Zukunft geblieben. Der Herzog von Orleans.

Louis Philippe Joseph Herzog von Orleans, später genannt Egalité, der Sohn des Louis Philipp, Herzogs von Orleans, geboren zu Saint-Cloud 13. April 1747, hatte bis 1752 den Titel Herzog von Montpensier, von da bis zum Tode seines Vaters den Titel Herzog von Chartres.[3]) Der Prinz hatte schöne Gaben, hohen Wuchs, feste Haltung, freundliches Antlitz, Kraft und Geschmeidigkeit, einen offenen, heiteren Sinn, eine gewisse Gutmüthigkeit. Aber starke Schattenseiten waren damit verknüpft: er hatte einen sehr schwachen Charakter, er ist immer leichtsinnig wie ein Kind geblieben. Der Graf von der Mark, der viel mit ihm verkehrte, sagt: „Unfähig, wenn von ernsten Dingen die Rede war, auch nur eine Viertelstunde anhaltend aufmerksam zu sein, besaß er nur Geist Die Orleans. Charakter

---

[1]) Buchez et Roux, Hist. parlem., I, p. 162.

[2]) Lamartine, Girondins, XI, p. 3.

[3]) Sein Vater Louis Philipp that sich in den Feldzügen 1742 bis 1757 hervor, später durch Beschützung der schönen Literatur; auf seinem Theater im Schlosse Bagnolet liebte er selber aufzutreten. Der Großvater, Louis, Herzog von Orleans, geboren 1703, gestorben 1752, war General der Infanterie, Statthalter der Dauphiné, welche Stellen er aber 1730 niederlegte, um sich in der Abtei Sainte-Geneviève nur den Uebungen der Frömmigkeit, dem Wohlthun und den Studien zu widmen. Von ihm sind einige Uebersetzungen und Commentare biblischer Bücher vorhanden; Voltaire nannte ihn le Saint-Louis, sonst hieß er le dévot, der Fromme (vgl. Bd. VI, S, 104, 806). Er war der Sohn des Regenten Philipp von Orleans (1674 bis 1723, vgl. Bd. VI, S. 64—78 und S. 99—102); dieser stammte vom jüngeren Sohn Ludwigs XIII. und Anna d'Austria (1640 bis 1701) und Bruder Ludwigs XIV., Philipp I., (vgl. Bd. V, S. 770). Von Letzterem gilt, was Lamartine (Gir. XI, § 4) sagt: „Einsichtsvoller und ehrgeiziger als die Söhne des Königs, waren sie auch wählerischer. Schon die Bewegung, worin die Politik des herrschenden Hauses sie hielt, verurtheilte ihre Gedanken oder ihren Muth zur Unthätigkeit und zwang sie, in Ausschweifungen oder weichlicher Schlaffheit die natürlichen Talente und die unermeßlichen Reichthümer abzunützen, für welche man kaum einen anderen Gebrauch übrig ließ. Zu vornehm als Bürger, zu gefährlich an der Spitze der Armee, fanden sie ihre Stelle weder im Volk, noch am Hofe. Sie nahmen dieselben in der öffentlichen Meinung ein.“ Diese Stelle gilt aber nicht von Egalité.

Orleans, für eine Phrase, für ein heiteres oder spaßhaftes Wort. Er war gleichgiltig, träg und führte seine eigenen Geschäfte mit einer Bequemlichkeit, die man Sorglosigkeit nennen durfte. Unbegreiflich ist, wie dieser Leichtsinn bei ihm mit der größten Besorgniß, betrogen zu werden oder es zu scheinen, sich vereinigte. Im Spiele Charakter. war er gewinnsüchtig, was ihm den Anschein des Geizes gab, während er beträchtliche Summen für die vorübergehendste Laune verschwendete. Ich bin überzeugt, selbst ohne die Revolution würden seine Geschäfte in wenigen Jahren in der schrecklichsten Unordnung gewesen sein. Er saß gerne zu Tisch und verließ die Tafel gewöhnlich sehr aufgeregt; nie aber habe ich ihn ganz betrunken gesehen, was doch zuweilen mit Mehreren seiner gewohnten Gesellschaft der Fall war und ihn sehr unterhielt. Oeftere Reisen nach England und sein vertrauter Umgang mit dem Prinzen von Wales hatten dazu beigetragen, ihn in diese Lebensart zu stürzen und auch in ihm den Hang erzeugt, Opposition zu machen. — Er hat nie die Absicht gehabt, sich des Thrones zu bemächtigen, so hoch stieg seine Kühnheit nicht. Wäre 1789 der König vom Throne gestoßen worden, so ist es möglich, daß der Herzog von Orleans darauf erhoben worden wäre, aber ich bin überzeugt, er hat selber an eine solche Gewaltthat nicht gedacht. Ich finde die Erklärung seines Benehmens in der Revolution in dem Gefühle des Hasses und der Rache, das seinen Charakter mit einer Consequenz, wie sonst in keiner anderen Sache, beherrschte. Dieses Gefühl und der daraus entspringende Durst nach Rache schrieb sich aus einer Zeit her, welche der Revolution lange voraus ging.“ —

Ludwig XVI. „Ludwig XVI. hätte bei seiner Thronbesteigung die unsittliche Lebensart, welche der vorhergehenden Regierung zur Schmach gereicht hatte, von seinem Hofe gerne verbannt und äußerte frühe seine Unzufriedenheit mit dem Betragen des Herzogs von Orleans. Er fand es sehr oft anstößig und erklärte es dem Prinzen in der ihm eigenen geraden Weise. Die Königin dagegen, damals noch so jung, war anfangs nicht gegen ihn ungünstig gestimmt, auch lebte er mit dem Grafen von Artois auf einem ziemlich vertrauten Fuße.“

Erzherzog Maximilian. „Diese Stimmung änderte sich 1775. Damals reiste der Bruder der Königin, Erzherzog Maximilian,[1]) über Paris nach Brüssel, wo er Coadjutor des deutschen Ordens, und von dort nach Köln, wo er Kurfürst wurde, incognito unter dem Namen eines Grafen von Burgau. Seit ihrer Ankunft von Wien sah Marie Marie Antoinette. Antoinette zum ersten Male ein Glied ihrer Familie wieder, auch war ihr Glück darüber grenzenlos, und die ersten Tage nach seiner Ankunft in Versailles brachte der Erzherzog fast allein bei ihr zu, ohne daß Jemand sie darauf aufmerksam gemacht hätte, daß der Erzherzog den Prinzen der Häuser Orleans, Condé, Die Prinzen. Conti und Penthièvre den ersten Besuch hätte machen sollen. Er that es indessen nicht, als er zuerst von Versailles nach Paris fuhr. Die Prinzen dieser Häuser sahen darin eine Anmaßung, als Erzherzog von Oesterreich den ersten Besuch von ihnen zu erhalten, fühlten sich verletzt und hielten sich zurück. Die Königin hatte nicht die mindeste Absicht, sie zu verletzen; sie war jung, unerfahren, mit den Regeln der französischen Hofetiquette wenig vertraut, und zum Unglück machte sie Niemand darauf aufmerksam. Sie erwartete, die Prinzen würden ihrem Bruder Feste geben — und drückte mir nach acht Tagen ihr Erstaunen über das Benehmen derselben gegen ihren Bruder aus. Besonders schmerzte es sie vom Herzog von Orleans, daß er ihrem Bruder keine Aufmerksamkeit erwies, während sie ihn bis dahin so freundlich behandelt hatte, ja daß er sogar, wie ihr hinter-

[1]) Geboren 1761, gestorben 1800.

bracht wurde, am allerübelsten gegen ihn gestimmt war. Meine Unerfahrenheit in diesen Dingen war Schuld, daß ich ihre irrigen Begriffe nicht berichtigen konnte. Ich theilte ihren Schmerz und erklärte ihr die Absicht, die ersten Herren des Hofes zu veranlassen, dem Erzherzog ein Fest zu geben. Die Brüder des Königs stellten sich an die Spitze und das Fest wurde prachtvoll. Es vermehrte indeß die Verstimmung der Prinzen von Geblüt, und die Königin, die sich nicht zu verstellen wußte, benahm sich von da sehr kalt gegen Orleans, der auch am meisten wegen des Vorgefallenen grollte. Man sah ihn mit Absicht begierig jeden Anlaß ergreifen, die Königin zu tadeln und sie mit den Polignac lächerlich zu machen; eben so wenig schonte er den König. So wußte er zum Beispiel, daß dieser die damals aufkommenden englischen Moden und Gebräuche nicht leiden konnte; ihm war das genug, sie mit einer Art von Wuth anzunehmen und sich immer so dem Könige vorzustellen. Jagte man mit dem Könige, so sah man strenge darauf, daß Jeder Equipagen nach französischer Art hatte, was jedoch den Herzog nicht hinderte, sich mit englischen zu zeigen. In seiner allzu großen Güte und Schwäche ertrug der König diese und andere Unschicklichkeiten, so ungehalten er auch oft über den Prinzen war. Unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. wäre so Etwas nicht geduldet worden. Kurz, der Herzog hörte nicht auf, den Hof zu necken und sich in Widerspruch mit ihm zu setzen. — So beraubte er sich selbst, um die Königin zu ärgern, der Vortheile, die ihm der angebotene Rang eines ersten Prinzen von Geblüt [1]) gewährt hätte, nur weil er darum hätte bitten müssen. „Ich lasse mich nicht von ihnen narren", sagte er, „ich will nicht erster Prinz von Geblüt sein; der Herzog von Angoulême soll es sein, und nicht Sohn von Frankreich werden." —

Grund zum Zwist.

Anglomanie.

„Zwei ernste Ereignisse trugen noch bei, seine Verstimmung gegen den Hof und die Regierung zu vermehren. Seine Demüthigung bei Gelegenheit des Gefechtes von Quessant (27. Juli 1778) und die Weigerung des Königs, ihm die Großadmiralstelle, um die er gebeten, zu gewähren. In jenem Gefechte befand sich der Herzog nämlich auf einem Schiffe, das zur Nachhut gehörte; es gerieth aber durch eine unvorgesehene Bewegung ins Vordertreffen und ward heftig von den Engländern beschossen. Der Prinz verstand die Signale des Admiralschiffes nicht und ward dadurch Schuld, daß Frankreich nicht die Vortheile erntete, die sonst unfehlbar gewesen wären. Das Gerücht warf ihm mit Unrecht Feigheit vor: er habe sich im unteren Theile des Schiffes verborgen gehalten, während er im Gegentheile Muth gezeigt hatte. Anfangs war er erbittert wegen des falschen Gerüchtes und sein Zorn stieg, als der König ihn, auf seine Bitte um die Großadmiralstelle, zum Generalobersten der Husaren mit Berufung auf seine guten Dienste im Gefechte bei Quessant ernannte, was wie eine Ironie klang."

Quessant.

Vorwurf der Feigheit.

Der Graf von der Mark hebt unter Orleans' guten Eigenschaften noch hervor, daß sein Frohsinn ohne Falsch war, daß er sein Wort gewissenhaft hielt und durch eine einzige, selbst unbedachte, Aeußerung sich unwiderruflich für gebunden hielt, und bemerkt dabei: „Er war äußerst schüchtern und gerieth leicht in Verlegenheit, sobald er sich nur von seiner gewohnten Lebensart entfernte. Für einen Prinzen ist dieses vielleicht ein Fehler, aber dieser Fehler hängt durchgehends mit Sanftmuth und Herzensgüte zusammen. So brachte er es nie dahin, seine Schüchternheit zu überwinden, wenn er öffentlich reden sollte. Zur Sitzung des Parlamentes, wo er sich dem Willen des Königs widersetzen wollte, hatte man ihm einige Zeilen,

der Schwäche

---

[1]) Kinder von Frankreich (Enfants de France) hießen alle rechtmäßigen Kinder eines Königs und die von dem ältesten abstammenden Enkel. Prinzen von Geblüt hießen alle übrigen Kindeskinder und die Prinzen der Seitenlinien des königlichen Hauses.

die er sagen mußte, aufgeschrieben. Im Augenblicke, wo er sie ablesen wollte, wurde er verlegen, stotterte und machte sich kaum verständlich. Ebenso ging es ihm in der Versammlung der Generalstaaten. Zu Anfang hatte er seinen Freunden versprochen, in der Adelskammer das Wort zu nehmen, um die Minderzahl aufzufordern, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen. Auch dieses Mal hatte man ihm einige Zeilen aufgesetzt; als er aber lesen wollte, verlor er die Besinnung, und man mußte die Fenster öffnen, um ihn wieder zu sich zu bringen."[1]) —

Orleans verführt.

„Und einen solchen Charakter hat man in der Revolution von Gräuel zu Gräuel geführt, bis er endlich für den Tod des Hauptes seines Hauses stimmte. Ohne Zweifel muß man eben in dieser Schwäche und Schüchternheit den wahren Aufschluß über Manches in seinem Betragen suchen. Von verderbten Menschen, die sich seiner bemächtigt hatten, umgeben und hingerissen, hat er sich von einem Schritte zum andern verführen lassen, ohne jemals die Kraft zu haben, stille zu stehen, noch viel weniger zurück zu gehen."

So war der Herzog von Orleans, der seine Zeit, seine Kraft und seine Ehre mit Tafelfreuden, Spiel und Weibern vergeudete, der Vertraute des Prinzen von Wales, dessen Vater, dem wackeren Georg III., man den Namen seines mißrathenen Sohnes nicht mehr nennen durfte. Um seine Schulden zu tilgen, ließ Orleans den schönen Park bei seinem Palast in Arkaden umwandeln, deren unteres Stockwerk zu Kaffeeschänken, Kaufläden, deren oberes zu Musiksälen, Kunstausstellungen, Modehandlungen verwendet wurden. Es war eine gute Finanzspeculation, der König ärgerte sich aber darüber und sagte: „Weil Sie Buden halten, Herzog, wird man Sie nur noch am Sonntag sehen können." — Das

Palais Royal.

Palais Royal wurde nämlich dadurch bald der gesellschaftliche Mittelpunkt von Paris, der Sitz des Handels unter Tags, der Schauplatz des Vergnügens bei Nacht, die erste Spielhölle, zugleich das Stelldichein aller Freunde des Umsturzes, die Brutstätte aller Meutereien. — Seit ihn das Palais Royal aus den Schulden gerissen, konnte Orleans große Summen zu Wohlthätigkeitszwecken und an hungrige Literaten und Ränkemacher verwenden, die ihn bald an ihrem Leitseil führten. —

Ein neuer Versuch, das Parlament umzuwandeln.

Im Drange der Geldnoth kam der Finanzminister auf den Gedanken, das Parlament, von dem aller Widerstand ausging, durch eine Umgestaltung des Gerichtswesens für immer lahm zu legen. Alle Parlamente, auch das Pariser, sollten bloße Provinzialparlamente sein und über ihnen ein neuer

Cour plénière.

Gerichtshof, die Cour-Plénière oder der Staatshof, errichtet werden, fast nur aus Leuten vom Hofadel zusammengesetzt; er sollte gewisse Eintragungen für das ganze Reich und über alle Ausschreitungen der einzelnen Parlamente zu richten haben, so daß die Regierung ihres Streites mit dem Pariser Parlamente ledig wäre. Unter dem Namen Grandbaillages oder Oberämter sollten gewisse Mittelgerichte zwischen den Provinzialparlamenten und den niederen Gerichten gegründet werden, welche mit der Cour-Plénière in Verkehr ständen

[1]) Briefwechsel zwischen dem Grafen von Mirabeau und dem Fürsten von Arenberg. I, S. 72—73.

und Alles, was ihren Gerichtsbezirk betraf, einzuzeichnen hätten. Wenn also ein Provinzialparlament einen Widerspruch erheben wollte, so könnte der oberste Gerichtshof seine Erlässe einfach an die Grandbaillages richten. Die jetzt fügsamen Parlamentsräthe sollten zu Präsidenten der Grandbaillages oder zu Mitgliedern des obersten Gerichtshofes ernannt werden, die Zahl der Räthe überhaupt gering und so der Muth der einzelnen Parlamente klein werden. Der Gerichtsgang bei den Grandbaillages sollte rasch und die Prozeßkosten billig werden, während das Volk bisher über den langsamen und kostspieligen Rechtsgang klagte.

Zum Gelingen des Planes, den der König genehmigte und Lamoignon ausarbeitete, war Geheimhaltung nothwendig. Man ließ ihn nicht abschreiben, sondern im Palais zu Versailles in einer geheimen Druckerei vervielfältigen. Die Drucker mußten in der Druckerei essen und schlafen. Man ließ das Parlament in Ruhe. Aber man munkelte von einem Staatsstreich: die Intendanten hätten Befehl, an einem bestimmten Tage alle auf ihrem Posten zu sein; man hörte, daß im Schlosse eine geheime Druckerei im Gange sei. Der Argwohn hat einen scharfen Blick und Esprémenil gelang es, die Frau eines Druckers zu bestechen, und sie brachte ihm in einem Thonballen einen Abklatsch des königlichen Erlasses. Er legte nun am 3. Mai 1788 den Maculaturbogen dem Parlamente vor, das sich durch einen Eid verpflichtete, zusammenzustehen und in einer Verwahrung dagegen die Rechte des Parlamentes auseinander zu setzen. Geheimthuerei — vergebens.

Das Parlament erklärte: da die Maßregel des Ministers, von der es betroffen werden sollte, nur dahin zielen könne, die alte Verschwendung zu beschützen und die Grundgesetze des Königreiches umzustoßen — die da sind: die Erblichkeit der Monarchie im Mannsstamm, die Berechtigung des Volkes, durch regelmäßig berufene und zusammengesetzte Reichsstände die Abgaben zu bewilligen, die Rechte und Verträge der einzelnen Landschaften, die Unabsetzbarkeit der Gerichtsbeamten, das Recht der Gerichtshöfe, königliche Willensäußerungen nur insoferne zu beglaubigen, als sie den Grundrechten der Landschaften und den Grundgesetzen des Reiches nicht widersprechen, das Recht jedes Bürgers, nur von seinem natürlichen, durch das Gesetz bestimmten Richter gerichtet, und nur verhaftet zu werden, auf welchen Befehl es auch sei, um seinem rechtmäßigen Richter ohne Verzug überliefert zu werden — so verwahre es sich gegen den Angriff auf diese Grundrechte und erkläre einstimmig, daß keines seiner Mitglieder eine Stelle in den neuen Gerichtshöfen annehmen werde. Sollte das Parlament durch Gewaltthat verhindert sein, seine Pflicht zu erfüllen, so überläßt es den Schutz dieser Rechte dem König und seiner hohen Familie, den Pairs und Ständen des Reiches, ob nun einzeln oder vereinigt — welche da ausmachen die Nation. Déclaration des droits.

Wie eine Brandglocke tönte dieser Beschluß durch das Reich, der Jeden zum Schutze der Grundrechte aufforderte. Die Wuth des Ministers kannte keine Grenzen: er gab sogleich Befehl, Esprémenil und Goislard von Mont- Wirkung

Verhaftung Espréménils. sabert zu verhaften — sie waren gewarnt und entkamen ins Parlament, welches die Verfolgten unter seinen Schutz nahm und für sie eine Deputation nach Versailles sandte. Als der Hauptmann der königlichen Leibwache, der die beiden Räthe nicht kannte, in den Saal drang und ihre Auslieferung verlangte, hieß es: „Wir sind alle Espréménils und Goislards, verhaftet uns alle!" — 167 Mitglieder waren beisammen in ihrer Amtstracht, darunter 17 Pairs. Der Hauptmann d'Agoust. d'Agoust brauchte keine Gewalt, er werde des Königs Befehl doch ausführen, zog sich aus dem Saale zurück und ließ alle Ausgänge besetzen; Niemand durfte heraus. Das Toben der Menschenhaufen vor dem Parlament war vergebens. Ruhig wartete der Hauptmann. Endlich sahen Espréménil und Goislard, daß ihnen Nichts übrig bliebe, als sich zu fügen. Unter Thränen nahm man Abschied und unter pathetischen Reden über die Antastung des Heiligthums der Gesetze. Der Hauptmann führte die Gefangenen durch einen Seitengang. Espréménil fragte Jene, welche dort standen, vergebens, ob sie Muth hätten; er wurde in aller Ruhe nach der Insel Marguerite und Goislard nach einer Citadelle bei Lyon abgeführt. Das Parlamentshaus wurde geschlossen und d'Agoust brachte die Schlüssel nach Versailles.

Cour plénière. Dahin beschied der König auf den 8. Mai 1788 das Parlament zu einem Lit de Justice und verlangte die Eintragung der Befehle wegen der Cour-Plénière und der Grandbaillages.[1]) Im Staatshof sollten die Prinzen und Pairs, die erste Kammer des Pariser Parlamentes,[2]) die hohen Kronbeamten, zwei Erzbischöfe, zwei Bischöfe, zwei Marschälle, zwei Statthalter, zwei Generallieutenants der Landschaften, zwei Ritter des heil. Geist-Ordens, sechs Staatsräthe ein Präsident und ein Rath jeder landschaftlichen Behörde, zwei Mitglieder des Obersteueramtes und zwei der Oberrechnungskammer sein, der König die Stellen auf Lebenszeit verleihen, selber den Vorsitz führen und in seiner Abwesenheit der Kanzler, die regelmäßigen Sitzungen vom December bis April dauern, dieser Staatshof alle Gesetze eintragen, seine Bemerkungen aber vorher dem König zur Entscheidung vorlegen.

Zurück zu Maupeou. Man war also jetzt nach siebenjährigen Irrfahrten wieder dahin zurückgekommen, unter dem Namen Staatsgerichtshof ein Parlament Maupeou ins Leben zu rufen.[3]) Ludwig XVI. hatte kein Glück mit seinen Entwürfen wie mit seinen Ministern! Der Präsident Aligre verwahrte sich vor dem Könige noch gegen diese Neuerung und gegen die Gewaltherrschaft, welche das französische Volk niemals ertragen werde. Zwar Paris blieb zunächst ruhig, aber die Landschaften regten sich. Adel und Geistlichkeit waren diesmal für das Parlament. Der Bürgerstand setzte seine Hoffnung auf die Reichsstände. Die Parlamente der Provinzen erhoben sich.

Unruhen überall. Das Parlament in Rouen erklärte Jeden, der eine Stelle in den neuen Gerichtshöfen einnehme, für einen Verräther am König, an der Landschaft, an der

[1]) Discours du roi à l'ouverture du lit de justice tenu à Versailles le 8 Mai 1788. Buchez et Roux, I, p. 231.

[2]) Grand chambre.

[3]) Der Wortlaut des königlichen Erlasses in der Histoire parlementaire de la Révolution française von Buchez et Roux, Paris 1834, vol. I, p. 231—39.

Nation. Die Stände der Bretagne beriefen sich auf den Ehevertrag zwischen Bretagne. Ludwig XII. und Anna; nur die Mäßigung des Commandanten verhinderte den Bürgerkrieg, er konnte sich nicht einmal auf alle Officiere verlassen. Zwölf Edelleute kamen zum Könige, um seine Minister des Hochverrathes zu zeihen: sie wurden in die Bastille gesperrt. Die Bauern in den Pyrenäen eilten in Waffen nach Pau, um das Parlament wieder zu öffnen, und die Regierung mußte das- Pau. selbe Parlament um Vermittlung angehen. Die Bearner trugen dem Bevoll- Bearn. mächtigten des Königs die Wiege Heinrichs IV. entgegen, als Erinnerung an den Vertrag, unter welchem Bearn mit Frankreich vereint worden war. In Grénoble Grénoble. rief die Sturmglocke Bürger und Bauern unter die Waffen, man errichtete Barrikaden, schlug zwei Regimenter zurück und drohte dem Statthalter mit dem Tode, wenn er das Parlament nicht sogleich einlade, wieder im Gerichtshof zu tagen. Die Stände traten zusammen, ohne die Aufforderung der Regierung, und erklärten, das Unmuth am Hof. in seinen Reichsständen versammelte französische Volk sei die Grundlage aller Ordnung; für das Wohl der Gesammtheit wollten sie gerne ihre Vorrechte opfern, sie wollten nur Rechte, welche allen Franzosen gemeinsam seien. Ueberall gährte es, überall gab es Unruhen, das Heer war Mißtrauen. schwankend, die Kassen waren leer, der Gerichtsgang stand still. Der König war düster, die Königin weinte. Der Minister prahlte vergebens, man werde schon zum Gehorsam zurückkehren, er habe Alles zum voraus berechnet. Auch der Klerus, Klerus. den er einberief, verlangte die Reichsstände und weigerte sich, ein Anleihen von acht Millionen zu gewähren, nur 1,800.000 Livres erhielt der König als Geschenk. Dazu kam ein großes Unglück — ein Hagelwetter am 13. Juli 1788, das die Jahresernte vernichtete und für den Winter eine Hungersnoth in Aussicht stellte. Die Unruhe wurde fieberisch.

Da that Loménie de Brienne einen Schritt der Verzweiflung: er be- Reichsstände 1788. schloß, sich selbst an die Spitze der Bewegung zu stellen. Er ließ schon 5. Juli den König erklären, er werde die Reichsstände berufen, und am 8. August, sie sollten sich bis zum 1. Mai 1789 versammeln; zugleich ließ er alle Behörden und Genossenschaften, alle Gelehrten auffordern, sie sollten ihre Wohlmeinung über die beste Art und Weise der Reichsstände mittheilen. Das hieß Bitte um guten Rath. den Geist der Unbotmäßigkeit und des Zweifels überall verbreiten, sich zur Verurtheilung hinstellen und Jeden zum Anklagen auffordern und zum Ausruf: „Fort mit einer Regierung, die sich nicht zu rathen und zu helfen versteht.“

Binnen sechs Monaten erschienen nicht weniger als 2500 Schriften. Jeder Dummkopf, jeder Charlatan fühlte sich berufen, die Regierung zu hofmeistern. Die Verwirrung war unsäglich, die Noth in der Kasse so groß, daß Brienne selbst die Schauspielkasse angriff und Geld wegnahm, welches für die Hagelbeschädigten gesammelt war, und vom 25. August an die höheren Gehalte und die meisten Zinsen der Staatsschuld nur noch zum Theil baar, dagegen die Hälfte, drei Fünftel und fünf Achtel in zinsbaren Papieren auszahlte. Fort mit diesem Schwindler! — hieß es zuletzt selbst am Hofe. Am Loménie fällt. 25. August 1788 legte Loménie de Brienne seine Stelle nieder.

Loménie's Ende. Bald erfuhr man, daß er seine Stellung benützt habe, um Cardinal zu werden und sich ein Einkommen von 678.000 Livres zu verschaffen und für seine Verwandten zu sorgen. Die Erbitterung über den Mann war unsäglich. In Paris wurde eine ihm ähnliche Puppe, zwei Fünftel aus Seide und drei Fünftel aus Papier, welcher ein Geistlicher nothgedrungen vorher die Beichte abnehmen mußte, verbrannt. Der Haß währte noch während der Revolution fort, durch eine zweijährige Abwesenheit des Cardinals in Italien nicht abgekühlt, auch nicht dadurch, daß Loménie die Civilconstitution des Klerus annahm und vom Papste der Würde eines Cardinals enthoben wurde. Er wurde November 1793 zum Tode verurtheilt und nahm Gift, um nicht hingerichtet zu werden, oder starb am Uebermaß von Speisen, welche ihn die wachhabenden Soldaten, als den, der so Vieles verschlungen, einzunehmen zwangen. —

Neckers zweites Ministerium. Ankündigung der Reichsstände.

Necker. Die öffentliche Meinung verlangte Necker. Schon Loménie hatte ihm in seiner Noth das Finanzministerium angeboten, aber Necker abgelehnt. Necker wollte populär, er wollte Chefminister sein, und der König mußte ihn um jeden Preis nehmen. Mit Brienne, Breteuil und Lamoignon fiel ihr System. Das Parlament. Der König mußte das alte Parlament 23. September 1788 einladen, seine Geschäfte wieder aufzunehmen, der Staatsgerichtshof und die Obergerichte waren noch unter Brienne bis nach den Generalständen vertagt worden.

Es verwahrte sich schon in seiner ersten Sitzung gegen den Ausdruck Wiederherstellung. Aber die Zeit seiner Macht und Beliebtheit ging rasch vorüber, als es sich 25. September 1788 für die Einberufung der Reichsstände in der Weise und nach den Formen des Jahres 1614 erklärte, das heißt, daß der dritte Stand nur eine Stimme habe neben Adel und Klerus. Der dritte Stand war damit nicht mehr zufrieden; er verlangte gleich viele Stimmen, wie die beiden anderen Stände zusammen besaßen. Necker zeigte sich zwar als geschulter Finanzmann, die Börsen öffneten sich ihm, und er verstand, der augenblicklichen Noth abzuhelfen, aber er war kein Staatsmann: statt durch ein entscheidendes Vorgehen dem König wieder die Herzen zu gewinnen, ließ er die Ereignisse an sich herankommen.

Jefferson. Jefferson, damals Gesandter in Paris,[1]) bemerkte sehr gut über ihn: „Er hat nicht den Muth und die Geschicklichkeit, Stürme zu beschwören. Beredt in hohem Grade, Kenntnisse im Rechnungsfache und Ordnungsliebe sind ausgezeichnete Züge seines Charakters. Ehrgeiz ist seine erste, Tugend seine zweite Leidenschaft. Er kennt die erhabene Wahrheit nicht, daß eine kühne unzweideutige Tugend selbst für den Ehrgeiz die beste Führerin ist und es zuletzt weiter bringt, als das zögernde, schwankende Benehmen, dem er sich hingibt. Seine Urtheilskraft ist nicht vom ersten, kaum vom zweiten Range, sein Entschluß schwach. Selten findet man das Beispiel eines Mannes, der so sehr wie Necker unter dem zusammengewonnenen Rufe stände.“ Wo er entscheidend

[1]) Jefferson, Mémoirs. II, p. 478.

Fehler Neckers.

hätte auftreten sollen, war Necker rathlos und riß in seiner Eitelkeit den König mit ins Verderben. Jetzt mußte die Regierung entweder, auf dem Wege des historischen Rechtes vorgehend, die alten Reichsstände einberufen und mit ihnen verhandeln, wie den Gesellschaftskreisen, die sich seitdem herausgebildet

Entweder oder,

hatten, eine Vertretung zu gewähren sei, oder sie mußte, den neuen Verhältnissen entsprechend, eine Verfassung octroyiren. Damals wäre jedes passende Angebot mit Dank angenommen worden und das Königthum wäre wieder als das zusammenhaltende, rettende Princip in dieser schweren Zeit dagestanden.

wieder die Notabeln

Statt dessen berief Necker wieder die **Notabeln**, um sie zu befragen über die Berufung, Zahl, Zusammensetzung, Wahlart der Reichstagsabgeordneten. Das hieß vor der ganzen Welt die eigene Rathlosigkeit eingestehen. Necker wollte allgemein beliebt sein, den dritten Stand hatte er schon für sich, nun sollte ihm die Einberufung der Notabeln auch Adel und Klerus gewinnen.

6 November 1788.

Am 6. November 1788 kamen die Notabeln zusammen. Hinsichtlich der wichtigsten Frage, ob der dritte Stand so viele Abgeordnete sende, als Adel und Geistlichkeit zusammen, ob er einfach oder doppelt zu vertreten sei, war nur eine von sechs Stimmen für doppelte Vertretung. Wenn also Necker nach der Ansicht der Notabeln entschied, so hatte er den dritten Stand, wenn er gegen sie entschied, so hatte er Adel und Klerus gegen sich. Am 12. December 1788 wurden die Notabeln wieder entlassen.

Das Parlament

Nun regte sich noch einmal das **Parlament**: es hatte durch seine Erklärung, die Stände seien nach der Weise von 1614 einzuberufen, die Volksgunst verloren, es hoffte sie durch eine neue Erklärung wieder zu gewinnen. Es sprach sich am 5. December 1788 mit 45 gegen 39 Stimmen dahin aus, unter der Form von 1614 habe es nur gemeint, die Wahlart nach der alten Eintheilung des Landes sei besser, als nach der neuen; was die Zahl der Abgeordneten betreffe, so überlasse es hierüber die Bestimmung der Weisheit des Königs, den es bitte, die Reichsstände ohne Verzug und sofort immer zu bestimmten Zeiten einzuberufen, die dann das Recht hätten, den Staatsgläubigern Einnahmen als Pfand der Sicherheit anzuweisen. Keine Summe sollte hinfüro bewilligt werden, die nicht in Hinsicht auf Größe und Zeit bestimmt sei. Die Steuern sollten gleich, die Minister verantwortlich, die Presse frei, die persönliche Freiheit der Bürger gesichert sein.

in Verachtung.

Solches zu bestimmen stand nicht dem Parlamente zu. Der König antwortete, er werde alles dem Volke Zuträgliche mit den Reichsständen prüfen. Das Volk verspottete, der Adel haßte das Parlament, seine Zeit war vorüber.[1])

---

[1]) Ein Catéchisme du Parlement erschien 1788, in welchem solcherlei Fragen und Antworten stehen: Was seid ihr von Haus aus? Diener des Königs, verpflichtet dem Volke Recht zu sprechen. — Was gedenkt ihr zu werden? Gesetzgeber und Herren des Staates. — Wie könnt ihr denn Herren des Staates werden? — Weil Niemand uns widerstehen kann, wenn wir einmal die gesetzgebende und vollziehende Gewalt besitzen. — Wie wollt ihr dahin gelangen? — Durch ein ganz verschiedenes Benehmen gegen den König, den Klerus, den Adel und das Volk. — Wie wollt ihr euch gegen den König benehmen? — Wir suchen ihm das Vertrauen der Nation zu entziehen, indem wir uns seinem Willen widersetzen und den Völkern einreden, wir seien ihre Vertheidiger und wir verweigerten zu ihrem Vortheile die Eintragung der Steuern. — Wird das Volk nicht merken, daß ihr die Eintragung nur verweigert, um selber nicht zahlen zu müssen? — Nein, weil wir es wählen lassen, indem wir

Wie die Stimmung im Volke in Betreff der Zahl der Vertreter des dritten Standes war, ersieht man aus dem Beifall, den damals die Schrift des Abbé Siéyès fand über die Frage „Was ist der dritte Stand?" [1]) — Was ist der dritte Stand? fragt er, und kommt zur Antwort: Alles. Was war er bisher? Nichts. Was will er werden? Etwas. —

Siéyès.

Was ist der dritte Stand.

Der dritte Stand ist nach ihm ein ganzes Volk; nähme man auch die Privilegirten weg, so wäre es nicht Etwas weniger, sondern Etwas mehr. In keinem Volke sollte es Stände von Geburts wegen geben. Was ist ein Volk? „Eine Genossenschaft, die unter einem gemeinsamen Gesetze steht und durch dieselbe Gesetzgebung vertreten ist." [2]) — Der Stand der Edlen ist ein Staat im Staate, in dem großen Volke. Der dritte Stand ist eigentlich Alles. — Was war der dritte Stand bisher? Nichts. „Wenn die Aristokraten das Volk unter dem Drucke halten wollen, so frage ich, mit welchem Rechte? Mit dem Rechte der Eroberung! Der dritte Stand beruft sich aber auf das Jahr vor der Eroberung; er ist heutzutage stark genug, um sich nicht mehr erobern zu lassen. Warum sollen wir Nachkommen der Gallier und Römer die angeblichen Erben der Franken nicht mehr in die Wälder des Frankenlandes zurückwerfen? Wir kamen ja auf die Welt wie sie! Ja, wird man sagen, der Adel der Geburt stammt von der Eroberung ab. Gut, man muß den Stiel umkehren: der dritte Stand wird jetzt adelig, indem er seinerseits sich auf das Erobern verlegt. — Was verlangt der dritte Stand? So wenig als möglich — daß seine Abgeordneten an Zahl denen der Privilegirten gleich seien, so lange es noch Bevorrechtete gibt. Was soll nun geschehen? Das Volk ist das Gesetz selber, es kann keiner Verfassung unterworfen sein. Die Theile der bisherigen Verfassung sind im Widerspruch mit einander. Wem steht es zu, darüber zu entscheiden? Der von jeder Form unabhängigen Nation. Diese constituirende Volksvertretung muß gewählt sein ohne Rücksicht auf die Stände. Man muß die Nation nehmen in den 40.000 Pfarreien. — Wer hat das Recht die Nation zu berufen? — Ich frage vielmehr, wenn die Noth drängt, wer hat nicht das Recht, die Nation zu berufen? — Was hat der dritte Stand zu thun? „Der dritte Stand ist competent, als Nationalversammlung ohne die Theilnahme der anderen Stände alle Angelegenheiten allein zu ordnen, — die Regierung so einzurichten, daß sie ihrem Zwecke entspricht. Der dritte Stand besteht aus 25,000.000 Köpfen, Adel und Klerus aus 200.000. Es ist unmöglich zu sagen, welche Stellung die Privilegirten im Körper der Gesellschaft einnehmen sollen — gerade wie wenn man fragen wollte, welche Stelle solle man dem bösen Safte, der ihn untergräbt und quält, im Körper eines Kranken geben? Man muß ihn neutralisiren und die Wirksamkeit der einzelnen Organe wiederherstellen, damit sich keine krankhaften Stimmungen mehr bilden. Jedes gute Gesetz muß Jeden verpflichten, nicht Einigen Etwas erlauben; mithin sind alle Vorrechte ungerecht, verhaßt, den höchsten Zwecken der Gesellschaft zuwider." [3]) — Also Siéyès.

---

sagen, nur die Nation könne die Steuern bewilligen, und indem wir die Reichsstände verlangen. — Wenn aber euch der König beim Wort nimmt und die Reichsstände beruft, wie wollt ihr euch aus der Schlinge ziehen? — Wir mäkeln an der Form und verlangen die von 1614, — und dergleichen. — Buchez et Roux, Histoire parlementaire, vol. I, pag. 254.

[1]) Qu'est-ce que le tiers état?

[2]) Qu'est-ce qu'une nation? Un corps d'associés vivant sous une loi commune.

[3]) Essai sur les privilèges.

Diese bloß mathematische Ansicht vom Staat ist die oberflächlichste. Ein Volk ist nicht bloß ein Haufe von gleichen Einheiten, die man zählen muß, sondern ein Organismus, in welchem jede Kraft ihre für das Ganze bestimmte Stellung hat. Siéyès macht aber alle Kräfte gleich, er zerschlägt das Ganze in gleich große Atome. Indem seine Ansicht der Mehrzahl entsprach, enthielt sie das Programm der Revolution. Man schlug diesem gemäß zuerst alles historische Leben unter Strömen von Blut in Trümmer und sah dann erst, daß man auf dieser Grundlage keinen menschenwürdigen Staat errichten könne. Siéyès ging auch bei der Constitution von 1795 und 1799, die er entwarf, von ganz anderen Grundlagen aus. Er, der alle Vorrechte entwürdigend nannte, ließ sich von Napoleon zum Grafen ernennen und mit Ordensbändern schmücken. Irrthum

Als Cambacérès sagte: „Siéyès ist ein tiefer Kopf", entgegnete Talleyrand treffend: „Sie wollen sagen, ein sehr hohler Kopf". Napoleon behandelte ihn als ehr- und geldsüchtigen Sophisten und sagte von ihm, er sei sehr positiv und schicke seine Ideologie spazieren, sobald es sich um Geld handle. Emmanuel Joseph Siéyès ist der Sohn eines Actenaufsehers in Fréyus, geboren 3. Mai 1748. Er zeigte Liebe zur Mathematik und wollte zur Artillerie gehen, wofür er besser paßte, als für die Theologie, zu der die Familie ihn drängte. Er machte seine Studien im College Saint-Sulpice in Paris; dort wurde er Priester, 1775 Canonicus. Sein Stand war ihm zuwider, er predigte nie, hörte nie Beicht; seine Lieblingslecture waren Locke und Condillac. Bald glaubte der eitle Mann, die Höhen der Metaphysik erstiegen zu haben. 1787 sprach er als Mitglied der geistlichen Landesversammlung in Orleans sehr heftig gegen die Regierung, trat aber für eine Abtei mit 12.000 Livres Einkommen ganz auf ihre Seite. Als Brienne ihn bei einer öffentlichen Audienz nicht beachtete, fühlte er sich beleidigt; als ihn auch Necker nicht hob, trat er wieder zu den Gegnern der Regierung über. Als solcher verfaßte er für den Herzog von Orleans, der durch seine großen Besitzungen über mehr denn 15 Wahlen entschied, eine Wahlinstruction.[1]) — Der Graf von Artois überreichte dem König ein Gutachten über die Gefährlichkeit der Anschauungen des Siéyès,[2]) in welchem ernste Wahrheiten enthalten sind. Siéyès Charakter.

Necker hatte keinen Sinn dafür und steuerte mit dem Wind der öffentlichen Meinung und beredete gegen den Ausspruch der Notabeln den König, die Zahl der Abgeordneten des dritten Standes müsse so groß sein, als die des Adels und Klerus zusammen, auch sollten die Pfarrer in die ständische Repräsentation der Geistlichkeit und die Protestanten in die des dritten Standes zugelassen werden. Die Frage aber, ob nach Ständen oder nach Köpfen gestimmt werden solle, wurde den Reichsständen überlassen, und doch hing von dieser Frage das Schicksal der Regierung und des Volkes ab. Das hieß den dritten Stand auffordern, die Abstimmung nach Köpfen zu erzwingen, und das Staatsschiff ohne Steuer den Wogen des Zufalls preisgeben.

---

[1]) Délibérations à prendre pour les assemblées de baillage.

[2]) Mémoire présenté au roi par Monseigneur le comte d'Artois, Mr. le prince de Condé, Mr. le duc de Bourbon, Mr. le duc d'Enghien et Mr. le prince de Conti, wieder abgedruckt bei Buchez et Roux, Hist. parlem., I, p. 256—62.

Am 24. Jänner 1789 erfolgte der Wahlaufruf,[1]) der in allen Kirchen von der Kanzel verlesen ward und vor allen Rathhäusern unter Drommetenschmettern verkündet wurde. Tiefe Bewegung in allen Landschaften, besonders in der Provence, wo Mirabeau als Candidat auftrat.

Mirabeau.

Damit kommen wir wieder an den fähigsten Staatsmann Frankreichs. Sehen wir, wie die Fragen der Zeit in dieser Seele sich spiegeln.

Gegen Calonne.

Mirabeau fand die Stelle als Secretär bei den Notabeln schon besetzt mit Dupont; er merkte bald, daß Calonne die Notabeln nur als Auskunftsmittel ansah und dieses schon verpfuscht hatte, daß der Minister nur Phrasendrescher und nicht Mitarbeiter wollte, nur Ränkeschmiede und Trabanten. Gern wäre er nach Nymwegen gegangen und bewarb sich um eine Sendung nach Holland; Calonne wollte jedoch, Mirabeau solle ihm ganz dienen oder gar nicht, und als dieser die Vertheidigung seiner Finanzgebahrung nicht übernehmen wollte, betrachtete er ihn als beseitigt und abgethan, brach ihm sein gegebenes Wort und überließ ihn seinen Verlegenheiten.

Ueber den Actienschwindel.

Empört darüber trat jetzt Mirabeau mit seinem Buch über den Actienschwindel auf, das gewaltiges Aufsehen machte und von den Schreibstuben der Notare bis zu den Boudoirs der Schönen gelesen und gepriesen wurde.[2]) Zwei der Hauptschwindler erhielten Befehl, Paris zu verlassen, gegen Mirabeau aber erging ein Verhaftsbefehl. Um nicht in einem Gefängniß der Provinz vergessen zu werden, flüchtete er sich auf ein Landgut bei Lüttich. Aber nicht bloß Calonne, auch Necker war im Buche angegriffen und sein ungereimtes System, die durch den Krieg gesteigerten Ausgaben mittelst fortwährender Anleihen — ohne neue Auflagen decken zu wollen.[3]) Jedes Reich ist nach seiner Ansicht schlecht verwaltet, in welchem man, statt an Tilgung der Staatsschulden zu arbeiten, sich mit Papierwucher, einzelnen Anleihen, Lotterien, Renten und anderen untergeordneten Auskunftsmitteln behilft, welche nicht auf das Hauptziel losgehen und das Uebel, nämlich das Besteuerungssystem, nicht bei der Wurzel angreifen, jedes Reich, in dem nicht feierlich unverletzliche Gesetze den Schlund der Anleihen für immer schließen. Neckers Rath, die Steuern aufzuschieben, vergrößere nur ihren Druck; wenn er auch durch solche Aufschiebung sich selber den Ruf politischer Gewandtheit erwarb, so hinterließ er seinen Nachfolgern die viel schwierigere und weit verdienstlichere Aufgabe, jene Schulden zu zahlen, deren Anhäufung er sich zum Ruhme rechnete.[4])

Gegen Necker.

Auch der König las Mirabeaus Schrift und nannte sie verdienstvoll und geschrieben mit jener Selbständigkeit, die ihn stets ausgezeichnet habe. Calonne lud darum Mirabeau ein, wieder nach Paris zurückzukehren, nur möge er Nichts drucken lassen, was der Regierung Nachtheil bringe. Mirabeau kam und griff aufs bitterste die Verwaltung Neckers in einem Sendschreiben an Lacretelle an: er habe durch seine Umtriebe und Schriften den Sturz Turgots herbeigeführt, des einzigen Ministers, von dem Frankreich bis jetzt seine Verjüngung habe erwarten

[1]) Règlement du roi pour la convocation des états généraux à Versailles.
[2]) Dénonciation de l'agiotage au Roi et à l'assemblée des Notables. 1787.
[3]) Memoiren Mirabeaus, Bd. VI, S. 106—109, 120—24.
[4]) Ibid., VI, p. 110—19.

können. Anleihen machen, ohne Steuern aufzulegen, heiße eine Nation den Wucherern preisgeben, denn nur Wucherer leihen ohne Unterpfand; es heiße „ein Volk über seine wahre Lage täuschen und die Regierung verblenden, es heiße künftige Geschlechter mit der Bürde der Frevel eines Ministers belasten." Er findet Neckers Talente mittelmäßig, seine Moral zweideutig, seine Gemüthsart gehässig, seine Manieren abstoßend, „alle Welt fürchtet, Niemand liebt ihn." Mirabeau schließt mit einem Aufruf an den König, sich den ehrgeizigen Fremdling vom Leibe zu halten.

So sehr Mirabeau sich den Staatsschatz zu Herzen nahm, so wenig kümmerte er sich um den Zustand seiner eigenen Börse. Andere trugen um so emsiger Sorge für ihn, damals eine Holländerin Nehra, welche ihm alle ihre Kräfte widmete. Mit ihr machte er im Mai 1787 eine dritte Reise nach Deutschland. Eine Frucht derselben ist die Schrift über Moses Mendelsohn [1]) und das Werk über die preußische Monarchie. Zur ersteren regte ihn Dohm an, es galt Friedrich Wilhelm II. zu einigen günstigen Maßregeln für die Juden zu gewinnen: sie gibt eine kurze Lebensgeschichte des jüdischen Philosophen und befürwortet die Emancipation der Juden. Dabei zeigt Mirabeau eine große Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur und empfiehlt den Franzosen das Studium derselben — durch den Schulunterricht seien sie ja ohnehin nur in eine der großen europäischen Sprachenfamilien eingeführt; die große Verbreitung der französischen Sprache diene nur dazu, sie in dieser Einseitigkeit zu fördern. Nach Uebersetzungen dürfe man ihre Literatur gar nicht beurtheilen, das Wichtigste sei ohnehin nie übertragen worden. Da seien Schätze des Wissens voll von richtigem Urtheil und genauesten Beschreibungen und vollständigsten Erörterungen zu finden, welche geschmackvoll übersetzt, die Zahl der Vorbilder vermehren würden, welche Frankreich in der Kunst, gute Bücher zu verfassen, geliefert habe. Als Zierden der deutschen Literatur nennt er Lessing und Kant, jener sei Gelehrter, Dichter, Philosoph, und in all diesen Eigenschaften ausgezeichnet, sei einer der umfassendsten Geister des Jahrhunderts gewesen. Kant sei einer der tiefsten Denker, welche Europa hervorgebracht habe, einer der auserwählten Geister, deren Arbeiten der ganzen Menschheit zu gut kämen. [2]) —

Für die Juden.

Ueber die deutsche Literatur.

An der Schrift über die preußische Monarchie arbeitete der Braunschweigische Professor der Mathematik und Kriegsbaukunst, der Major Mauvillon mit, der Abkömmling eines französischen Refugié, namentlich in Herbeischaffung des reichen Stoffes. Friedrich Wilhelm II. hörte vom Plan und ließ den Verfassern nicht unwichtige Actenstücke zukommen. Beide eiferten für constitutionelle Monarchie und hielten das physiokratische System für das beste Mittel, um den Wohlstand der Völker zu befördern. Ihre Verbindung stellten Beide als eine geistige Ehe dar. [3]) Da Friedrich II. für das Merkantilsystem eiferte, so sucht Mirabeau nachzuweisen, daß er seine Erfolge auf dem Gebiet des Ackerbaues und Handels und Fabrikwesens, wenn von Erfolgen überhaupt die Rede sein könne, nur trotz seiner Grundsätze errungen habe. Friedrich II. habe sich von dem schädlichen Irrthum beherrschen lassen, daß man im eigenen Lande so viel als möglich fabriciren müsse, wie vom Irrthum, daß jedes Volk die Handelsbilanz zu seinen Gunsten stellen müsse, um die Masse des baaren Geldes zu vermehren oder wenigstens vor

Ueber Preußen.

Mauvillon.

Ueber Friedrich II.

---

[1]) Sur Moses Mendelssohn, sur la réforme politique des Juifs et en particulier sur la révolution tentée en leur faveur en 1753 dans la Grand Brétagne. Londres 1787. Memoiren Mirabeaus, VI, S. 33—42.

[2]) Memoiren Mirabeaus, VI, S. 25 ff.

[3]) Ibid., VI, p. 61—87, 135—38.

Abnahme zu bewahren.[1]) In der üppig wuchernden Schreiberwirthschaft sieht der Franzose einen der verderblichsten Krebsschäden Deutschlands. Recht ergreifend schildert er die Gefahr, welche von Seite Rußlands der Freiheit des Abendlandes drohe. Rußland könne am leichtesten zum Angriff schreiten: siege es, so verfolge es seinen Vortheil; unterliege es, so ziehe es sich zurück; wer vermöge ihm aber beizukommen in einem Klima, welches die Russen allein ertragen können! Darauf gründe sich die bleibende Uebermacht dieses Reiches, das allmälig alle seine Nachbarn überwältigen und unterjochen werde. Wie viele Umwälzungen und Kriege werde die Entwicklung seiner Geschichte herbeiführen, wie sehr steigere sich die Zahl seiner Berührungspunkte mit Europa! Wie thöricht sei es, wenn man nicht lieber Polen und Türken zu Nachbarn habe, als dieses Russenvolk, das zu Allem tauge und die besten Soldaten sowie die biegsamsten Menschen der Welt liefere.[2])

Ueber Rußland

Freie Presse.

Damals war Deutschland von geheimen Gesellschaften durchwühlt. Mirabeau findet das wirksamste Gegenmittel gegen sie in der freien Presse, welche solche Verbindungen mit der Zeit unmöglich mache.[3]) Als Mittel, eine Monarchie zu heben, bezeichnet er Frieden und Freiheit, bürgerliche Freiheit aller Unterthanen, Gewerbs-, Handels-, Religions-, Denk- und Preßfreiheit. Das Werk ist mit einer hinreißenden Beredtsamkeit geschrieben und enthält viele wahre und scharfsinnige Bemerkungen, wurde viel gelesen und viel besprochen. Einen Angriff auf dasselbe durch Guibert wies Mirabeau in vernichtender Weise ab.[4])

Die Verwirrung war maßlos in Frankreich, als Mirabeau dahin zurückkehret. Er wünschte im Dienste des Königs sein Talent zu verwenden: man möge — da er scharfen Verstand, unerschrockenen Muth, diplomatisches Talent und Thatkraft bewiesen, ihm ein nützliches Feld der Thätigkeit in Warschau, Petersburg, in Constantinopel oder Alexandrien anweisen! Vergebens — man wußte eine solche Kraft nicht zu verwenden — und so mußte Mirabeau wieder als literarischer Lohnarbeiter dienen.

Er begann eine Zeitschrift,[5]) welche Auszüge aus englischen Blättern, vergleichende Uebersichten, politische Betrachtungen neben selbständigen Aufsätzen enthielt und die Wahrheiten, welchen England seine Verfassung verdankt, in Frankreich einheimisch machen und zugleich eine Brücke zwischen deutscher und französischer Philosophie herstellen sollte. Damals baten ihn holländische Patrioten im Streite wider den Statthalter, er möge zu ihren Gunsten die Feder ergreifen. Mirabeau vertröstete sie mit dem Einschreiten Frankreichs auf die Zukunft. „Unsere Unmacht wird noch einige Zeit dauern. Das Land ist aus dem ruhigen Chaos ins bewegte übergegangen, daraus kann und muß sich aber eine Schöpfung entwickeln. Ob eine unreife Frucht oder Gottes Ebenbild — ich weiß es nicht. Es ist jedoch unmöglich, daß wir stehen bleiben, und tiefer sinken können wir nicht." — 1788 erschien sein „Aufruf an die Bataver"[6]) und „Ueber die Gewalt-

Ueber Frankreich.

[1]) De la Monarchie Prussienne sous Frédéric-le-Grand, avec un appendice contenant les recherches sur la situation actuelle des principales contrées de l'Allemagne. Londres, IV voll. 4°, VIII voll. 8°, 1788.

[2]) Memoiren Mirabeaus, VI, S. 166—232.

[3]) Ibid., VI, p. 232—97, 313.

[4]) Lettre à Guibert, sur son Éloge de Frédéric et son essai général de tactique. Paris 1788. Memoiren Mirabeaus, VI, S. 270.

[5]) Analyse des papiers anglais. Memoiren VI, 157, 166—95.

[6]) Aux Bataves sur le Stathoudérat avec des notes.

herrschaft des Hauses Oranien, bewiesen durch die Geschichte". Darin betont er die Menschenrechte:[1]) Alle Menschen werden frei und gleich geboren; frei und gleich durch die Bestimmung der Natur, sind sie es auch durch den ursprünglichen Wunsch aller Gesellschaften, da die Menschen, indem sie sich vereinigten, nur denselben Theil von Freiheit und Gleichheit zum Opfer bringen konnten. — Da alle Gewalt vom Volke ausgeht, so sind ihm alle mit gesetzgebender, richterlicher, vollziehender Gewalt bekleideten Beamten jederzeit Rechenschaft schuldig. Das Volk hat das unveräußerliche Recht, jederzeit diese Regierung zu verbessern und zu ändern, alle erledigten Aemter durch Wahl zu besetzen. Alle Wahlen müssen frei sein und jeder Besitzende ist Wähler und wählbar. Die Freiheit der Berathung ist so wesentlich, daß keine daselbst gehaltene Rede bei irgend einem Gerichtshof als Klagepunkt dienen darf. Lange Amtsdauer ist gefährlich, Niemand darf zu gleicher Zeit mehr als ein besoldetes Amt verwalten. Die drei Gewalten müssen vollständig getrennt bleiben. Das Recht die Gesetze zu suspendiren oder aufzuheben kommt nur der gesetzgebenden Gewalt zu. Ein Volk wahrt sich eine freie Verfassung nur durch Gerechtigkeit, Mäßigung, Enthaltsamkeit, Sparsamkeit. Das Volk hat das Recht Waffen zu besitzen und zu tragen, und eine gut eingerichtete Miliz ist der natürliche und sichere Schutz einer Regierung, während stehende Heere der Freiheit gefährlich sind. Die Militärgewalt muß der bürgerlichen Obrigkeit streng untergeordnet bleiben. Keinem Bürger darf ohne seine eigene Zustimmung und die der Volksvertreter ein Theil seines Eigenthums weggenommen und zu öffentlichen Zwecken verwendet werden. Jedem muß rasche Gerechtigkeit zu Theil und kein Bürger darf außer eines rechtskräftigen Urtheils bestraft werden. Jeder Bürger, der im Genuß seiner Freiheit beschränkt wird, darf sich um den Grund erkundigen, und wenn derselbe ungesetzlich ist, Entschädigung verlangen und muß an Person, Wohnungen und Papieren vor Durchsuchungen und Beschlagnahmen sicher sein. Fideicommisse und ausschließende Privilegien sind dem Geiste eines freien Staates zuwider wie den richtigen Grundsätzen des Handels. Erbliche Titel und Aemter sind widersinnig und unnatürlich. Jeder darf seinen Glauben frei bekennen. Die Preßfreiheit muß unverletzlich aufrecht erhalten werden.[2]) —

Ueber Menschenrechte.

Mirabeaus Volksrechte

So Mirabeau, der aber eigentlich für Frankreich spricht, während er die Holländer anredet. Diese Grundsätze lagen damals in Frankreich in der Luft, denn die Regierung hatte die Stände schon zugesagt und Mirabeau meinte, statt 1792, auf wo sie zugesagt waren, würden sie schon 1789 einberufen werden müssen. Es war das Gefühl der Lage, das ihn bei dieser Berechnung leitete.

Hoffnung auf Frankreich.

Dabei verzagte er nicht an seinem Vaterlande: „Nie war dieses Land näher daran zu werden, wozu die Natur es bestimmte, das mächtigste Reich der Welt. Wären dazu aber auch fünfzig Jahre erforderlich, da doch kaum zehne genügen, so fehlt es der Natur nicht an Zeit, und wir armselige Wesen, die für sie keinen anderen Maßstab haben, als unsere Spanne Dasein, wir sollten bedenken, daß fünfzig Jahre eine weltgeschichtliche Stunde sind, und daß die Staaten nicht alle Halbjahrhundert ihr System ändern können, zumal wenn ihnen die Natur deutlich ihre Bahn vorgezeichnet hat." —

---

[1]) Memoiren Mirabeaus, VI, S. 224—32, 433—39.
[2]) Ibid., VI, p. 285—301.

Ueber die Parlamente.

Als das Parlament die von Ludwig XVI. geforderte Eintragung des Anleihens von 420 Millionen verweigerte, schrieb Mirabeau an Montmorin,[1]) man müsse die Stände auf 1789 ankündigen: „Das schönste Jahr im Leben des Königs wird unstreitig jenes sein, in dem er sein Volk um sich versammelt. Jedermann weiß, daß er getäuscht worden ist, ohne es hindern zu können; Jedermann wird seinen Absichten Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihm Trost und Lobsprüche spenden, wie einst Ludwig XII. und Heinrich IV., und Frankreich wird, im Innern verjüngt und nach Außen erstarkt, mit den Strahlen seines eigenen Ruhmes seinen Monarchen schmücken." — So schön prangte damals der Baum der Hoffnung!

Nun forderte Montmorin ihn auf, gegen das Parlament zu schreiben, doch Mirabeau erklärte, er werde die Parlamente nie bekämpfen, außer im Angesichte der Nation, nur dieser gegenüber könnten und dürften sie auf ihren ursprünglichen Beruf, die Rechtspflege, beschränkt werden. „Wenn wir jedoch an die Stelle der Rechte, welche sie sich auf unsere Kosten angemaßt, keine durch unsere Zustimmung bekräftigte Verfassung treten sehen, wer von uns würde dann verworfen genug sein, die letzten Spuren unserer Freiheit vertilgen zu wollen? Soll fortan der Wille eines Einzigen im Reiche als Gesetz gelten, was brauchen wir uns dann in die Zänkereien zu mischen, die zwischen dem Monarchen und seinen Bevollmächtigten entstehen? — Kann man nicht das Parlament bis zum Zusammentritt der Stände der Sache nach entbehren — wozu es in aller Form Rechtens beseitigen, wenn man wirklich eine Vertretung der Nation beabsichtigt? Entreißt man der Nation das Schattenbild, welches sie so lange als den Wächter ihrer Rechte angesehen, ohne den Schutz und die Ausübung der letzteren ihr anzuvertrauen, so wird sie nicht glauben, daß man zerstört, um aufzubauen, daß man den Ehrgeiz der Körperschaften in Schranken weist, um dem Reiche eine Verfassung zu geben; sie wird vielmehr denken, man habe den unbeschränkten Despotismus, die reine Willkür im Auge. — Beim ersten feierlichen Wort, das die Zusammenberufung der Stände festsetzt, kehrt Alles in Ruhe zurück. Die Sprudelköpfe und mißvergnügten Körperschaften sind dann jedes Mittels beraubt, in der Zwischenzeit neue Unruhen anzustiften. — Was den nothwendigen Credit anlangt, so ist die Ständeversammlung das einzige Mittel, ihn herzustellen. Es gibt keine Schwierigkeiten, als die man sich selber schafft, oder die aus der schrecklichen Krankheit aller Regierungen entspringen, nie aus eigenem Antriebe heute zu bewilligen, was ihnen morgen unfehlbar abgerungen wird." [2])

Nothwendigkeit des Reichstags.

Eine Verfassung.

Der Zeitpunkt ward festgesetzt, der 1. Mai 1789. Mirabeau meinte, die Nation sei jetzt um ein Jahrhundert vorangerückt und die Zeit gekommen, wo das Talent eine Macht sein werde. Eine Verfassung, das sei die Grundlage aller Ersparnisse und Hilfsquellen, das Heilmittel für die Gebrechen des Staates werde da gefunden werden. Mit allen Segeln steuerte der unermüdliche Mann einer neuen Zeit entgegen. Eine Reihe von Schriften wies auf Gebrechen hin, welche jetzt behoben werden müßten. Dahin rechnet er die

---

[1]) Memoiren Mirabeaus, VI, S. 168—87.
[2]) Ibid., VI, p. 189—95.

Gebrechen der Strafrechtspflege: an die Stelle der herkömmlichen barbarischen Gefängnißzucht [1]) müsse ein hauptsächlich auf Besserung des Verbrechers berechnetes System treten und die scheußlichen Kerkerhöhlen durch Anstalten ersetzt werden, in denen durch Arbeit, Einsamkeit und Belehrung namentlich auf den Charakter der Sträflinge gewirkt würde.

Zu gleicher Zeit erschien die Fortsetzung seiner Schrift über die Agiotage,[2]) in deren Vorwort er erklärt, eine Verfassung sei die Grundlage aller Ersparnisse und Hilfsquellen, alles Vertrauens und aller Macht. Kurz vor dem Sturze Briennes erschien seine „Antwort auf die Befürchtungen der guten Bürger",[3]) worin er die Besorgnisse derer zerstreuen will, die durch die Größe des Unheils erschreckt von der Ständeversammlung keine rasche und dauernde Abhilfe erwarten und theils im Vertrauen auf die Gesinnungen des Königs, theils aus Furcht vor der Anarchie, meinen, der Despotismus allein könne wieder gut machen, was er selber verbrochen; auch will er die Annahme widerlegen, das Parlament werde berechtigt sein, Alles wieder in Frage zu stellen, was die Reichsstände entschieden. Er zählt das ganze Sündenregister der Parlamente auf, deren Uebergriffe man sich nur habe gefallen lassen, weil der Despotismus der Menschheit so schreckliche Wunden schlage, daß sogar ein Uebel, welches ihm Schranken setzt, heilsam erscheine. Sobald jedoch die Vertreter der Nation sich versammelten, müßten die Parlamente den Platz räumen; selbst wenn sie ihren gesetzgeberischen Anmaßungen entsagten, könne man ihnen noch immer die Erblichkeit und Käuflichkeit ihrer Stellen vorwerfen. Allerdings werde die Ständeversammlung auch ihre Gebrechen haben, aber sie werde dennoch die schönste Zukunft vorbereiten.[4]) — Das wirksamste Heilmittel für alle Uebel sei die Preßfreiheit, die jener gefeierten Lanze gleiche, welche die Wunden, die sie geschlagen, allein zu heilen vermöge. Am Schlusse wendet er sich an Ludwig XVI., der sich auf eine so edle Art seinen Unterthanen genähert: er möge überzeugt sein, daß es besser ist, freie Menschen zu beherrschen, die ihm von selber entgegenkommen, als Sclaven, die ihm nur zitternd gehorchen würden; durch freiwillige Verringerung seiner Gewalt befestige er seinen Thron und erhöhe er sein Ansehen und, indem er der Willkür entsage, sichere er nur sich selbst gegen menschliche Schwäche und verzichte er nur auf die Macht, Böses zu thun. Nie möge er das Beispiel Mark Aurels vergessen, der, gleich ausgezeichnet durch Weisheit wie Bescheidenheit, als Held und Gesetzgeber, als republikanischer Menschenfreund, als tugendhafter Mann sich jede Art Ruhmes erwarb.[5])

Mirabeau gegen das Parlament.

An den König.

Die Regierung forderte 1788 alle Sachverständigen auf, über die beste Einrichtung der Reichsstände nachzudenken und ihre Ansichten zu veröffentlichen, gestand also Preßfreiheit zu, die aber die Polizei nicht gewähren lassen wollte. Mirabeau gab nun den künftigen Volksvertretern zum Sporn und

Preßfreiheit.

---

[1]) Observations d'un voyageur anglais sur la maison de force appelée Bicêtre suivies de réflexions sur les effets de la sévérité des peines imités des anglais. 1788, 8°.

[2]) Suite de la dénonciation de l'Agiotage. Mém. VI, 297—301.

[3]) Réponse aux allarmes des bons citoyens, 1788, 8°.

[4]) Memoiren Mirabeaus, VI, S. 276—85.

[5]) Ibid., VI, p. 315—35.

zur Belehrung Miltons Rede zu Gunsten der Preßfreiheit mit einigen Zusätzen heraus.[1])

Mirabeau will im Elsaß gewählt werden. Nichts gleiche einem Irrthume so sehr als eine neue Wahrheit, und Nichts so sehr einer Wahrheit als ein alter Irrthum. „Wer einen Menschen tödtet", lautet der Wahlspruch, „tödtet ein vernünftiges Wesen; wer aber ein gutes Buch vernichtet, tödtet die Vernunft selber". Mirabeau wollte damals im Elsaß gewählt werden, und gab darum in einem Schreiben an Levrault in Straßburg einen Entwurf seiner Grundsätze. Die Stände, meint er, werden ohne Zweifel manche Dummheit begehen, aber die Völker haben eben wie die Kinder ihre Leibschmerzen, ihr Zahnfieber, und wie die Uebel alle heißen, und dennoch entwickeln sie sich. Die erste Ständeversammlung werde stürmisch sein und vielleicht zu weit gehen, die zweite werde ihren Schritt mäßigen, die dritte aber eine Verfassung zu Stande bringen. Steuerbewilligungsrecht, bürgerliche Freiheit, periodische Ständeversammlungen seien die Hauptsache. Sein Losungswort sei Krieg mit den Vorrechten. Wider die Könige ließen sich die Vorrechte mit Nutzen gebrauchen, der Nation gegenüber seien sie jedoch abscheulich und bei der französischen werde sich der Gemeingeist nicht eher bilden, als bis sie von ihnen erlöst sei. „Dies ist der Grund, warum wir monarchisch bleiben müssen, was ich für meine Person ganz entschieden beabsichtige. Was wäre wohl eine aus all den Aristokratien, die uns aussaugen, zusammengesetzte Republik? Der Schauplatz der ärgsten Dummheit." Mirabeau ist für eine große Zahl von Abgeordneten: 800 Personen könne man leichter leiten als 300; fünf bis sechs leiten die ganze Herde, wie groß sie auch sei. Sei sie klein, so haben persönliche Zänkereien desto mehr Einfluß; sei sie groß, so herrsche das Talent, und die Regierung könne und müsse, ohne zu bestechen, sich dieser fünf bis sechs Männer versichern.[2])

Necker. Neckers Rücktritt ins Ministerium vereitelte den Plan einer Wahl im Elsaß. Mirabeau sagte jedoch diesem Minister seinen baldigen Sturz voraus, sein Reich werde von kurzer Dauer sein — er habe weder ein den Umständen angemessenes Talent, noch Bürgertugend und wahrhaft freisinnige Grundsätze!

Um jeden Preis wollte jedoch Mirabeau einen Platz in der Versammlung der Stände: jetzt schien ihm der Augenblick gekommen, um sich in den Augen der Mit- und Nachwelt die Stelle zu sichern, von der ihn ein ungünstiges Geschick und seine eigene Schuld so lange ferne gehalten. Wie zur Entschuldigung schreibt er: „Wir vergessen, daß kein Mensch ganz verdorben ist. Wir sind ein wunderliches Gemisch von Ormuzd und Ahriman, von göttlichem Geist und unvollkommener und widerspänstiger Materie. Wir dürfen daher auch nie zu lebhaft bewundern oder zu tief verachten, noch weniger jedoch verzweifeln oder hassen. Drei Eigenschaften müssen uns die größte Nachsicht einflößen: das Bewußtsein unserer eigenen Schwäche, die Klugheit, die ungerecht zu werden fürchtet, und die Begierde Gutes zu thun, die außer Stande, Menschen oder Dinge umzuschaffen, das Vorhandene in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit zu benützen versteht." [3])

[1]) Sur la Liberté de la Presse, imité de l'anglais de Milton. Lond. 1789.
[2]) Memoiren Mirabeaus, VI, S. 311.
[3]) Ibid., VI, p. 312—13.

Die ganze Erbitterung gegen Necker spricht sich in dem Briefwechsel zwischen Cerutti, einem Vertheidiger des Ministers, und Mirabeau aus.[1] „Herr Necker wird wohl thun, sich als Staatsmann auszuzeichnen, denn sein Ruf als Finanzmann ist unwiderbringlich dahin. — Die muthigen Amerikaner haben die Beschwerden des Krieges und des Klimas ertragen und die Tyrannen verjagt, aber Papiergeld haben sie nicht ertragen können.“ [2] Gegen Necker.

An seinen Vater hatte sich Mirabeau um Aussöhnung gewendet, und daß er seinen Versuch erleichtere, in der Provence als Bewerber aufzutreten. In der Vorrede zu seinem Werk über die preußische Monarchie ließ er den wissenschaftlichen Arbeiten des Vaters volle Gerechtigkeit widerfahren, und lobte das System der Physiokraten. Der „Menschenfreund“ versagte ihm auch den Zutritt nicht, versagte ihm aber die nöthigen Geldmittel. In der Noth stellte Mirabeau aus seinen ehemaligen vertraulichen Berichten an Calonne und Vergennes ein Buch zusammen: „Geheime Geschichte des Berliner Hofes.“ [3] Es geißelte Hoch und Nieder in der Hauptstadt Preußens, namentlich war Prinz Heinrich mit dämonischer Bosheit durchgehechelt, der gerade damals in Paris war und gegen Oesterreich wirken sollte. Der Hof ließ das Buch, gemäß der den Höfen gebührenden Achtung, vom Parlament verurtheilen und durch Henkershand verbrennen. Verfasser und Verleger blieben jedoch unbehelligt. Der Staatsprocurator nannte das Buch abscheulicher als die Geschichte Prokops, es sei Schmutz, aber er beflecke nicht. Der Geschichtschreiber Posselt bekam einen Wink, das Buch zu widerlegen, und sparte in seiner Abweisung Schmähungen nicht. Gibbon nannte das Buch teuflisch gut, und Förster schrieb darüber an Heyne, es sei ein blutiges Werk und trage die unverkennbaren Merkmale der Wahrheit an sich. Manche aber waren verletzt durch die rücksichtslose Veröffentlichung diplomatischer Geheimnisse, und hielten von da an den Verfasser nicht bloß für einen gefährlichen Feind, sondern auch für einen wenig zuverlässigen Freund. Talleyrand brach seine Verbindung mit ihm ab. Uebrigens hatte Mirabeau über ihn schon 1787 an einen Vertrauten bemerkt, er sei ein niederträchtiger Ränkeschmied: „Schmutz und Geld ists, was er braucht. Um Geld hat er die Ehre und seinen Freund verkauft; um Geld würde er seine Seele verkaufen, und mit Recht, denn er würde Gold eintauschen für Mist.“ [4] „Geheime Geschichte.“ Talleyrand.

In den ersten Tagen des Jahres 1789 reiste Mirabeau in die Provence ab, um sich zum Abgeordneten wählen zu lassen, und erschien in den Sitzungen der Privilegirten zu Aix. In der Provence standen sich aber damals die Stände weit schroffer gegenüber als im übrigen Frankreich. Ein Häuflein von Adeligen, Prälaten und Beamten wollte das Herkommen der ältesten Zeit aufrecht erhalten, und sprach für sich allein das Recht an, die Abgeordneten für die Nationalversammlung zu ernennen; die vom König erlassene Wahlordnung, die allen Adeligen das Stimmrecht und dem dritten Stande doppelte Vertretung bewilligte, mißfiel ihnen und sollte durch einen In der Provence.

---

[1]) Correspondance entre M. Cerutti et le comte de Mirabeau sur le rapport de M. Necker du 27. Decembre 1788. Paris 1789.

[2]) Memoiren Mirabeaus, VII, S. 22—25.

[3]) Histoire secrète de la Cour de Berlin ou correspondance d'un voyageur français du Juillet 1786 au 19. Janvier 1787. Alençon 1789, 2 voll. 8°.

[4]) Memoiren Mirabeaus, VI, p. 361.

Machtspruch beseitigt werden. Mirabeau bekämpfte nun den Vorschlag, gegen die Wahlordnung des Königs Verwahrung einzulegen. Auch trat er zu Gunsten der Edelleute ein, welche, weil sie nicht Lehensgutsbesitzer waren, von den Versammlungen ausgeschlossen blieben, dieses engherzige Verfahren sei den Absichten des Königs zuwider. Da ward er selber als Friedensstörer und Aufwiegler bezeichnet, und, da er noch nicht zu den Lehenbesitzern gehöre — denn die Mirabeauschen Lehen gingen noch auf den Namen seines Vaters — von der Versammlung ausgeschlossen.

Vom Adel ausgeschlossen,

wendet Mirabeau sich ans Volk.

Mirabeau wandte sich an die Oeffentlichkeit,[1]) an das Volk, gegen die Geistlichkeit und den Adel: „In allen Ländern und zu allen Zeiten haben die Aristokraten die Freunde des Volkes unversöhnlich verfolgt, und wenn sich ein solcher durch irgend einen Zufall in ihrer eigenen Mitte erhob, so richteten sie ihre heftigsten Angriffe gegen diesen, um durch die Wahl des Schlachtopfers Schrecken einzuflößen. So fiel der letzte der Gracchen durch die Hand der Patricier, aber vom Todesstoß getroffen warf er, die Rachegötter beschwörend, Staub zum Himmel empor — und aus diesem Staube entstand Marius, nicht deshalb groß, weil er die Cimbern überwand, sondern weil er in Rom die Herrschaft des Adels vertilgte. — Aber, ihr Gemeinen, hört den, welcher euren Beifall im Herzen trägt, ohne sich durch ihn verführen zu lassen. Der Mensch ist nur durch Eintracht stark, glücklich nur durch Frieden. Seid standhaft und nicht halsstarrig; muthig und nicht ungestüm; frei, aber nicht zügellos; gefühlvoll, aber nicht schwärmerisch; haltet euch nur bei wichtigen Schwierigkeiten auf und bleibt dann unerschütterlich — verachtet die Zänkereien der Eigenliebe und nehmt nie Rücksicht auf einen Menschen, wo es das Vaterland gilt; beschleunigt den Zusammentritt der Reichsstände, die so viele Anmaßungen vereiteln, so viele Rechte herstellen, so viele Uebel heilen werden, jener Reichsstände, von denen der Monarch selber Frankreichs Wiedergeburt erwartet. — Was mich betrifft, der ich auf meiner politischen Laufbahn nie eine andere Furcht gehegt, als die Unrecht zu haben — ich werde einer Welt Trotz bieten für Euch . . . Ich war, ich bin und werde bis zum Grabe sein der Mann der öffentlichen Freiheit, der Mann der Verfassung. Wehe den bevorrechteten Ständen, wenn man dadurch mehr Mann des Volkes als Mann des Adels wird: denn die Vorrechte werden verschwinden, das Volk aber ist ewig."[2])

Als seine Gegner den Entschluß faßten, durch eine Reihe von Zweikämpfen ihn zum Austritt zu zwingen, rief er: „Die Thoren! sie werden es einst bereuen, wenn es zu spät ist."[3]) In einer zweiten Flugschrift: „An das Volk der Provence", bestritt er den Edelleuten das Recht ihn auszuschließen. Uebrigens berufe er sich auf keine anderen Besitztitel, als daß er Provencale, Mensch und Bürger sei, und macht auf die Wichtigkeit der Freiheit aufmerksam, „daß ein Vertreter, dessen Vollmachten anerkannt sind, Nichts mehr zu fürchten habe, als jene öffentliche Stimme, welche die Vaterlandsverräther verfolgt und brandmarkt." Damals soll er, um seinen Uebertritt zum dritten Stand zu bezeichnen, an die Thüre seines Hauses geschrieben haben: „Mirabeau, Tuchhändler";[4]) ja nach Andern

[1]) Réponse aux protestations faites au nom des prélats et des possedants fiefs de l'assemblée des états actuels de Provence.

[2]) Memoiren Mirabeaus, VI, S. 337.

[3]) Ibid., VI, p. 344—56.

[4]) Lucas Martigny bekämpft diese Fabel mit wichtigen Gründen. Memoiren Mirabeaus, VI, S. 379.

gar einen Tuchladen in Marseille gekauft haben — aber Niemand sagt, mit welchem Geld! In Aix und Marseille „mit rührender Einstimmigkeit vom dritten Stande gewählt", entschied sich Mirabeau für erstere Stadt. „Endlich einmal ein Franzose, geboren mit der Seele, dem Kopfe und Charakter eines Staatsmannes!"

Ob Tuchhändler.

Unruhen, die wegen Theuerung in Marseille ausbrachen, vermochte die Regierung nicht zu dämpfen, sie bat Mirabeau: „Alles ist hin, wenn man Gewalt anwendet, Ihre Gegenwart würde vielleicht die Ruhe herstellen. Wenn man von den Menschen Nichts mehr erwarten kann, muß man sich an die Götter wenden. O wäre es möglich, daß unsere Stadt diese Verpflichtung gegen Sie hätte. — Es ist die Bestimmung Ihrer Familie uns immer nützlich zu sein." — Mirabeau kam und beschwichtigte den Aufruhr durch einen Aufruf,[1]) der ein Meisterstück populärer Beredtsamkeit ist und zur „Treue am guten König" mahnt: „Ja, meine Freunde", so schließt er, „überall wird man sagen, daß die Marseiller gute Leute sind. Der König wird es erfahren, dieser gute König, den man nicht betrüben darf, den wir ohne Unterlaß anflehen, und er wird Euch darum um so mehr lieben, um so höher achten. Wie könnten wir dem Vergnügen widerstehen, das wir ihm machen wollen, wenn es mit unseren dringendsten Interessen genau übereinstimmt. Wie könnten wir an das Glück denken, welches er Euch verdanken wird, ohne Thränen der Freude zu vergießen." —

Mirabeau stillt den Aufruhr in Marseille,

Bald darauf stillte er Unruhen in Aix und nahm dem Volke das Ehrenwort ab, sich ruhig zu verhalten und zur Herstellung der Ordnung mitzuwirken. Wie ein König wurde er empfangen, wie ein König war er aus Marseille ausgezogen: sein Wagen war mit Lorbeeren, Palmen und Oelzweigen geschmückt, das Volk küßte die Räder, Mütter hielten ihm ihre Kinder entgegen, 120,000 Stimmen, Bettler wie Millionäre, riefen ihm ihr „Lebehoch" zu, 500 Söhne der ersten Familien ritten vor ihm her, 300 Wagen folgten. Fenster zum Zusehen wurden für zwei Louisdors vermiethet.[2]) —

in Aix.

So war ganz Frankreich in stürmischer Wahlbewegung, in glühender Hoffnung auf das goldene Zeitalter, das die Generalstände herbeiführen würden. —

---

[1]) Abgedruckt im Anhang zu Bd. VI von Mirabeaus Memoiren, S. 464—69.
[2]) Memoiren Mirabeaus, Bd. VI, S. 357—84.

Die französische Revolution. Vom 4. Mai bis zum 6. October 1789.

Die Eröffnung der Reichsstände in Versailles.

Der 4. Mai 1789. Endlich ist der Tag gekommen, nach dem Frankreich sich so lange sehnte, der Tag, an welchem der König erscheinen soll in Mitte seiner Reichsstände, um das Heil Frankreichs zu begründen, Montag den 4. Mai, ein schöner Frühlingsmorgen. Mit dem Aufblick zu Gott alles Wichtige zu beginnen, haben seit Jahrtausenden Einzelne und Staaten gepflegt, die eine Anlage zum Großen in sich trugen. So will es auch der König. Um 9 Uhr versammeln sich die Abgeordneten in der Kirche Notre-Dame, wo nach der Ankunft des Hofes das Veni Creator gesungen wird. Dann ordnet sich der Zug zur Ludwigskirche, wo die Predigt und das Hochamt stattfinden soll.

Versailles. Nicht bloß ganz Versailles ist in Spannung, Paris hat sich nach Versailles ergossen. Ein Menschenmeer wogt durch die breiten Straßen und unter den prachtvollen Alleen der Königsstadt. Kopf an Kopf drängt es sich auf den Straßen, an den Fenstern, auf den Balkonen, auf den Dächern, auf den Bäumen: Alle erwartungsvoll, die Erwählten der Nation zu schauen. Endlich naht der Zug, von königlichen Marschällen geführt, ein Musikcorps an der Spitze. Höher schlägt jedes Herz, Festfreude röthet jedes Antlitz.

La procession. Die Bürger. Zuerst kommen die 600 Abgeordneten des dritten Standes, ohne Degen, in einfacher schwarzer Tracht, weißer Halsbinde, einen kurzen Mantel, mit Hut ohne Federn und Schleife, nur der Pächter Gerard aus Rennes ließ es sich nicht nehmen in seiner Bauerntracht zu erscheinen, weßhalb er oft abgebildet wurde. Unermeßlicher Beifall begrüßt sie, die mit dem stolzen Gefühl einherschreiten, über die Zukunft Frankreichs zu entscheiden. „Ich werde diesen Augenblick nie vergessen", sagt die geistreiche Frau von Staël,[1]) welche dem Zuge zuschaute, „es war ein ergreifendes und ganz neues Schauspiel — diese neue Art von Macht im Staate, deren Natur und Kraft man noch nicht erkannte, setzte die Mehrzahl derer in Staunen, welche über die Rechte der Völker nachgedacht haben." — Die Meisten waren noch wenig bekannt, nur einer hatte einen berühmten Namen und schritt im Bewußtsein seiner Kraft stolz einher und fesselte Mirabeau. Aller Augen, Mirabeau: „Es war schwer", sagt die Tochter Neckers, „das Auge von ihm abzuwenden, wenn man ihn einmal erblickt hatte: seine vollen schwarzen

[1]) Staël, Considérations, I, p. 193.

Locken fielen ins Auge: man mochte meinen, seine Stärke hänge wie bei Simson von seinen Locken ab; sein Gesicht gewann selber durch seine Häßlichkeit und seine ganze Haltung erweckte den Gedanken an eine ungeregelte Gewalt, wie bei einem Volkstribunen." — Aehnlich schildert Chateaubriand die Gestalt des großen Redners: „Seine Häßlichkeit, welche die seinen Landsleuten eigenthümliche Schönheit nicht verwischen konnte, machte ihn gewissermaßen zu einer der gewaltigen Gestalten in dem jüngsten Gerichte seines Landsmannes Michel Angelo. Seine Narben hatten Aehnlichkeit mit Verwüstungen durch die Flamme. Die Natur schien seinen Kopf entweder zur Herrschaft oder für den Galgen, seine Arme zur Bändigung einer Nation oder zur Entführung eines Mädchens bestimmt zu haben. Wenn er seine Mähne schüttelte und das Volk anblickte, fesselte er es; erhob er seine Brust und zeigte er seine Klauen, so lief die Masse wüthend, wohin er sie haben wollte. Mitten in dem entsetzlichen Aufruhr einer Sitzung habe ich ihn finster, häßlich und unbeweglich auf der Tribüne stehen sehen; er erinnerte an Miltons Chaos, so regungs- und formlos stand er im Mittelpunkte seiner Verwirrung." [1]) —

Robespierre, der später eine so schreckliche Berühmtheit erhalten sollte, schritt, damals gar nicht beachtet, unter den Abgeordneten des dritten Standes einher. Nur Mirabeau durchschaute bald seine Bedeutung: „Dieser Mensch bringt es zu Etwas, denn er glaubt an sich selbst", und charakterisirte den galligen Mann mit den Worten: „Der Mensch sieht aus wie eine Katze, die Essig gesoffen hat." — Er war ein schlanker Mann mit glattem Gesicht von gallicht-grünlicher Farbe — wie Chateaubriand ihn schildert — „stets ordentlich frisirt und sauber gekleidet, wie der Intendant einer vornehmen Familie oder wie ein Dorfnotar, der Etwas auf sein Aeußeres hält." — Geboren in Arras 6. Mai 1758, der Sohn eines Advocaten, der aus Verdruß über den Mangel an Klienten nach Köln auswanderte und dort eine Schule hielt und Frau und Kinder im Stiche ließ, wurde Maximilian Robespierre von mitleidigen Geistlichen unterstützt, daß er einen Freiplatz im Collége Louis le Grand erhielt, wo er sich durch Fleiß hervorthat; unter seinen Mitschülern waren Camille Desmoulins und Fréron. Damals war er so arm, daß er seinen Lehrer, den Geistlichen Proyart, um etwas Geld für seine Ausstattung angehen mußte, damit er sich dem Bischof von Arras vorstellen könne. Dann finden wir ihn mit Brissot als Gehilfen bei einem Notar und hierauf als Advocaten in Arras. Im Streben, bekannt zu werden, schreibt er auch Verse, die aber herzlich schlecht und nur erträglich sind, wenn er sie selber in schmelzendem Tone vorträgt, und ist mit dem Officier Carnot Mitglied der Rosenkreuzer-Gesellschaft [2]) und Mitarbeiter an ihrer Zeitschrift. Von Ludwig XVI. schrieb er damals nur als von „diesem theuren und heiligen Haupte", von „dem Ruhme und der Wonne Frankreichs". Bei der Akademie in Metz betheiligte er sich in der Lösung einer Preisfrage, in der aber Lacretelle den Vorrang erhielt, und bei der Akademie von Amiens mit einer Lobrede auf Gresset, bei der er aber nur eine ehrenvolle Erwähnung (mention honorable) erreichte. — Für Arras wurde er auch 1789 zum Abgeordneten gewählt, mußte aber 10 Louisdors leihen, um die Reise nach Versailles antreten zu können. — *Robespierre.*

Hinter den Bürgerlichen schritten die Adeligen einher in glänzender Tracht, in spanischem, goldgesticktem Mantel, mit Spitzenhalstuch und aufgeschlagenem Hute *Der Adel*

[1]) Von Jenseits des Grabes. III, S. 55.
[2]) Arthur Dinaux, La Société des Rosati. Arras 1850.

nach Art Heinrichs IV., mit weißen Federn. Unter ihnen drängte sich der Herzog
Orleans. von Orleans so nahe zu den Bürgerlichen hin, daß er sich des Adels zu
Lafayette schämen schien. Lauter Jubelruf [1]) ward ihm zu Theil. Nach ihm ward Lafayette bejubelt. Die Mehrzahl der Edelleute hatte ihrem alten Namen keinerlei Glanz erworben, nur Lafayette hatte Lorbeeren errungen. Doch hatten sie wenigstens das Gefühl, daß sie von jenen Tapfern abstammten, die so viel Blut vergossen für das Vaterland und den König, die Hugo Capet auf den Thron erhoben und den Engländern das Scepter entrissen, um es in die Hand Karls VII. zurückzustellen, und welche die Krone auf dem Haupte des Stammvaters der gegenwärtigen Linie zu befestigen vermöchten.[2]) Auch Briefadelige schritten im Zuge einher mit
Stimmung. Hut und Degen. Man fragte sich, ob sie sich unter die ersten Klassen stellten, bloß um nicht an den allgemeinen Lasten beitragen zu müssen, denn auf diesen unbilligen Vorzug beschränkten sich ihre politischen Rechte.[3]) Uebrigens waren Viele zu Opfern geneigt, Andere von deren Nothwendigkeit so überzeugt, daß sie wie um Nachsicht für ihren bisherigen Vorrang zu bitten schienen — so mächtig wirkte der Geist der Zeit. —

Der Klerus. Dann kam der Klerus, 200 Pfarrer in bescheidener Amtstracht, und dann, durch ein Musikcorps von ihnen getrennt, die Prälaten und Bischöfe. Hierauf das heilige Sacrament, getragen vom Erzbischofe von Paris, der Thronhimmel gehalten
Der König. von vier Prinzen. Dann der König und die Königin und der Hof. Das Antlitz des Königs strahlte vor Freude über den trunkenen Jubel, mit dem man ihn empfing, alle Hüte wurden geschwenkt. Der Jubel verstummte, als die Königin erschien, einige Stimmen riefen ihr wie zum Hohne zu: „Orleans für immer!“ Sie erbleichte, schien einer Ohnmacht nahe, doch faßte sie sich wieder und erhob stolz ihr schönes Haupt.

So ging der Zug in die Kirche, von guten Wünschen und frohen Hoffnungen geleitet. Ein Augenzeuge vom Adel schreibt: „Ich meinte dieses Frankreich zu sehen, wie es gestützt auf die Religion uns zuruft: Ersticket jetzt eure Klagen! Thränen flossen mir von den Augen. Mein Gott, mein Vaterland, meine Mitbürger waren mit mir innig verschmolzen.“ —

Schlimme Ahnungen. So hofften Tausende und Tausende, daß jetzt das Ende der Mühen da sei und Frankreich einziehe ins gelobte Land der Freiheit und Gleichheit, des Glückes und der Größe. Aber es gab auch Zuschauer, die böse Ahnungen hatten. Als Neckers Tochter voll Feuer ihre Freude über den Anblick der vereinigten Stände aussprach, sagte Frau von Montmorin zu ihr:[4]) „Sie haben Unrecht, düstere Schicksale werden über Frankreich kommen — und über uns.“ Und diese Kassandra sah nur zu richtig! Ihr Mann, der Minister Montmorin, wurde ein Opfer der Septembertage, sie selber endete mit zweien ihrer Söhne auf dem Schaffot, ihre ältere Tochter starb im Gefängnisse, ihre jüngere erlag dem Gram. Sie war eine zweite Niobe. So viel Leides kam über diese eine Famalie und wie viel erst über das große Frankreich! Bürgerkrieg und grimmer Schlachtentod! Wenn Jemand den Tausenden, die jetzt hoffnungsfroh in den Tempel einzogen, verkündet hätte, wo in vier Jahren ihre Gebeine bleichen oder in welchem fremden Lande sie ihr Elend zur Schau tragen würden! — Wie gut ist es, daß ein Schleier über die Zu-

---

[1]) Orléans à jamais!

[2]) So heißt es in dem Mémoire, das die französischen Prinzen dem Könige überreichten. Buchez et Roux, Hist. parlem., I, p. 260. Vgl. oben S. 115.

[3]) Staël, l. c. I, p. 192.

[4]) Ibid., I, p. 194.

kunft gezogen ist! — In der Kirche hielt der Bischof von Nancy die Predigt; es ward gezischt, als er „von den Gebeten des Klerus, von den Wünschen des Adels und dem unterthänigen Anliegen des dritten Standes vor Gott“ sprach; man klatschte, als er der öffentlichen Freiheiten gedachte. Früher hatte man selbst nicht im Theater Beifall oder Tadel zu spenden gewagt, wenn der König da war; jetzt that man es und sogar in der Kirche. So hatte sich die Stimmung verändert. Predigt.

Am 5. Mai ½1 Uhr fand die eigentliche Eröffnung der Stände im Saale des-Menus-plaisirs statt, dem größten außerhalb des Schlosses. Der 5. Mai.

Die Abgeordneten des dritten Standes waren auf 8 Uhr bestellt, mußten aber in einem dunklen Gange lange warten. Ohnehin waren sie am 3. Mai durch die Ungeschicklichkeit des Obersthofmeisters Mercure de Brezé gereizt worden, der beim Empfang im Schlosse dem Adel und Klerus beide Flügelthüren geöffnet, aber die eine wieder hatte schließen lassen, als die Abgeordneten des dritten Standes kamen, gleich als ob nur eine Hälfte des königlichen Herzens für den dritten Stand schlage. Der Aufruf nach Amtmannschaften raubte so viel Zeit, daß sie erst um ein Viertel vor Zwölf zum Sitzen kamen. Rechts vom Throne saß der Klerus, links der Adel, dem Throne gegenüber der dritte Stand. Als Mirabeau eintrat, hörte man ein Murren, er verstand dessen Sinn, schritt aber stolz im Gefühl seiner Macht durch den Saal auf den Platz zu. Orleans und Necker dagegen wurden warm empfangen. Der Ständesaal.

Alles erhob sich unter stürmischem Jubel, als ½1 Uhr der König erschien, im Königsmantel, mit demantenblitzendem Federhut. „Da kommt das Opfer“,[1] soll Mirabeau seinem Nachbar zugeflüstert haben. Zur Seite des Königs saß die Königin, die sehr bewegt aussah; um den König die königlichen Prinzen und auf den unteren Stufen die Minister und die Pairs. Der Ceremonienmeister gibt ein Zeichen, daß der König sprechen will, und lautlose Stille beginnt. Der König erhebt sich, zieht den Hut ab, und liest stehend mit Würde: Der König.

„Meine Herren! Der Tag, nach dem ich mich so lange sehnte, ist endlich angebrochen und ich sehe mich umgeben von den Abgeordneten der Nation, die zu beherrschen ich die Ehre habe. Ein langer Zeitraum ist seit der letzten Versammlung der Reichsstände verflossen, und obschon ihre Einberufung außer Gebrauch gekommen zu sein schien, so habe ich doch nicht geschwankt einen Brauch wiederherzustellen, aus dem das Reich neue Kraft ziehen und welches dem Volke eine neue Quelle des Glückes eröffnen kann. — Die Staatsschuld, welche bei meiner Thronbesteigung schon sehr groß war, ist unter meiner Regierung noch gewachsen; ein kostspieliger, aber ehrenvoller Krieg war Schuld daran, die Vermehrung der Steuern die nothwendige Folge, welche deren ungleiche Vertheilung um so empfindlicher machte. — Eine allgemeine Unruhe, eine übertriebene Begier nach Neuerungen hat sich der Geister bemächtigt und möchte zuletzt die Ansichten gänzlich trüben, wenn man sich nicht beeilte sie durch eine Vereinigung weiser und gemäßigter Rathschläge zu klären. — Im Vertrauen darauf habe ich Sie, meine Herren, um mich versammelt und ich sehe es mit Freude schon gerechtfertigt durch die Bereit- Seine Rede.

[1]) „Voilà la victime!“ Mémoires de Weber, I, chap. 4.

willigkeit der beiden ersten Stände, ihren Steuervorrechten zu entsagen. Ja, meine Hoffnung wird mich nicht täuschen, daß ich alle Stände in ihrer Gesinnung einig mit mir zum allgemeinen Wohle wirken sehe. — Ich habe beträchtliche Ersparungen angeordnet und eifrig werde ich Ihren Andeutungen hierin nachkommen, doch fürchte ich meinen Unterthanen nicht so schnell die Last erleichtern zu können, als ich es wünsche. Ich werde Ihnen die Lage der Finanzen auf das Genaueste vorlegen lassen und Sie werden mir die kräftigsten Mittel angeben, um sie zu ordnen und den Credit zu befestigen. Dieses große und heilsame Werk muß vorzugsweise der Gegenstand Ihrer Berathung sein. Die Geister sind in Gährung, aber eine Versammlung der Nation wird ohne Zweifel nur auf die Rathschläge der Weisheit und Klugheit hören. Man hat sich bei einigen neueren Vorfällen davon entfernt, aber Ihre Berathschlagungen werden den Gesinnungen der großen Nation gemäß sein, die sich von je durch die Liebe zu ihren Königen hervorthat. Was geschehen ist, werde ich vergessen. Ich kenne das Ansehen und die Macht, welche ein gerechter König besitzt inmitten eines treuen und der Monarchie ergebenen Volkes. Bis jetzt war der Geist und der Ruhm Frankreichs auf sie gegründet; mir kommt es zu sie zu erhalten, und ich werde nie aufhören es zu thun. Alles, was man von der zärtlichsten Theilnahme am öffentlichen Glücke erwarten darf, Alles, was man von einem Herrscher verlangen kann, welcher der erste Freund seiner Völker ist, Alles das können und müssen Sie von meinen Gesinnungen erwarten. — Möge eine glückliche Eintracht in dieser Versammlung herrschen, und der gegenwärtige Zeitpunkt für das Glück und den Wohlstand Frankreichs immer denkwürdig bleiben! Das ist die Sehnsucht meines Herzens, der heißeste meiner Wünsche; das der Lohn, den ich von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnung und der Liebe meiner Völker erwarte." [1])

Eindruck. Die Stimme des Königs war bewegt, in den Augen der Königin glänzten Thränen. Lauter Jubel erscholl; man fühlte, daß es dem König von Herzen ging. Als er sich setzte und bedeckte, folgten Adel und Klerus seinem Beispiele nach altem Brauch. Auch einige Bürgerliche setzten ihren Hut auf; das war gegen das Herkommen — mußten sie doch früher sogar vor dem Könige knieen. Jetzt erhob sich der Ruf: „Die Hüte herunter!" Andere riefen: „Setzt sie auf!" [2]) Um der Bewegung ein Ende zu machen, nahm der König unter dem Scheine, es sei ihm zu heiß, den Hut ab, worauf Niemand bedeckt bleiben durfte.

Lamoignon. Jetzt sprach der Großsiegelbewahrer, daß über die Freiheit der Person, über Recht und Erziehung berathen werden, daß man sich aber auch von gefährlichen Neuerungen hüten müsse.[3]) —

Auf diese bedeutungslose Rede, die auch Gemeinplätze aus der Geschichte Griechenlands und Roms und die Gründe ihrer inneren Kriege enthielt, aber nichts Bestimmtes sagte, was jetzt in Frankreich geschehen solle, folgte ein dreistündiger, eintöniger, doctrinärer Vortrag Neckers über die Finanzlage, die aber schöner dargestellt wurde, als sie sich in Wahrheit verhielt; er sprach von einem Deficit von 56 Millionen, während es in Wahrheit 200 Millionen betrug. Er bot

Necker.

---

[1]) Buchez et Roux, Histoire parlementaire de la Révolution française, vol. I, p. 354—56.

[2]) „Couvrez-vous! Découvrez-vous!" Buchez et Roux, l. c. I, p. 356.

[3]) Ibid., I, p. 356—63.

zu viele Einzelheiten, zu viele Zahlen, welche in einem Berichte den Abgeordneten zu reiflicher Erwägung hätten mitgetheilt werden sollen, und zu wenig leuchtende Uebersichten und staatsmännische Gedanken.[1]) Der Geist schwebte nicht über den Wassern, es war die Arbeit eines rhetorischen Finanzmannes. — Die Rede mißfiel Denen, welche ein Urtheil hatten; sie wurde beklatscht von Denen, welche trunken waren vom Verlangen zu klatschen. Die Länge ermüdete. Mirabeau läugnete nicht,[2]) daß sie einige hübsche Stellen enthalte, tadelte aber die unausstehliche Breite, die Wiederholungen, die hochtrabenden Gemeinplätze, die geschraubte Undeutlichkeit —, kein fester Grundsatz finde sich darin, kein finanzielles Auskunftmittel von Bedeutung, kein umfassender Plan zur Wiedergeburt des Reiches, obwohl ein solcher versprochen wurde. Der amerikanische Gesandte Morris bemerkt, Neckers Aussehen und Benehmen schmecke nach der Schreibstube, in seiner Miene und Haltung liege Etwas, als ob er sagen wolle: „Ich bin der Mann." Mirabeau.

Aber noch weit planloser war es, daß Necker die Stände aufforderte, gesondert für sich zu beschließen, und dann durch Commissäre über die Form der Verhandlungen zu berathen. Wenn die Stände alle gleich waren, wozu waren dann 600 Abgeordnete für den dritten Stand nöthig, statt der 300? Die Regierung hätte gleich vom Anfang an mit einem festen Plan hervortreten und diese wichtigste Frage nicht erst der Entscheidung der Versammlung überlassen sollen. Abstimmung nach Ständen oder Köpfen?

Necker hat nicht die Entschuldigung für sich, es sei ihm ein besseres Verfahren nicht angerathen worden. Malouet, Intendant der Marine zu Toulon, ein Mann von Verstand, Muth und Biederkeit, kam aus der Auvergne zurück, wo er zum Abgeordneten gewählt worden war, und rieth dem Minister dringend: „Wartet nicht, bis die Reichsstände verlangen oder befehlen; bietet schleunig Alles dar, was wohlgesinnte Männer als vernünftige Schranken der königlichen Macht und als Anerkennung der Rechte der Nation verlangen können; Alles muß im Rath des Königs vor Eröffnung der Stände vorgesehen und ausgemacht sein; vertheidigt nicht, was die Erfahrung und die Vernunft als alten Mißbrauch bezeichnet; seid aber auch nicht so unverständig, die Grundlagen der königlichen Gewalt dem Zufall einer tumultuarischen Berathung preiszugeben; befriedigt freigebig die Bedürfnisse und Wünsche der Nation; schlagt vor, was nützlich und gerecht ist, rüstet Euch aber auch, den Ungestüm der Parteien und die Ungereimtheit der Systeme mit Macht zu bekämpfen. Ihr habt die Beschwerdeschriften, die Vollmachten der Wahlbezirke vor Euch; stellt die gerechten Wünsche zusammen und gebt Eure Zugeständnisse mit einer energischen Freiwilligkeit, sonst ist Alles verloren." Malouet gibt guten Rath.

Was sagte Necker dawider? „Wenn die Zugeständnisse dem dritten Stand nicht vollständig genug vorkämen, so würde man Gefahr laufen, ihn mißvergnügt zu machen, und doch würde es für den Monarchen gefährlich sein, die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, die dem Volk lästig sind, zu früh aus eigener Bewegung aufzugeben. Dadurch würde er sich zwei mächtigen Klassen entfremden. Uebrigens müssen die Reichsstände vollkommene Freiheit genießen; der König würde Neckers Antwort.

---

[1]) Buchez et Roux, Hist. parlem., I, p. 363—378.

[2]) In seinem Bericht, den er in einer neuen Zeitschrift, „Die Reichsstände", darüber gab, Journal des états generaux. Memoiren, VII, p. 24.

sie belästigen, wenn er die Initiative ergriffe; die Pflicht des Ministers beschränkt sich darauf, die Vertreter der Nation bis zur Pforte des Heiligthums zu führen; er muß sich alsdann zurückziehen, um sie berathen zu lassen; er wolle nicht den geringsten Verdacht auf sich laden, daß er Ränke spinne gegen die Rechte der Nation! —

Ansicht von Droz. Droz meint, es gäbe noch einen anderen Grund für Neckers Widerstand gegen diese richtige Mahnung: [1]) „Durch Unerfahrenheit getäuscht und durch Stolz verleitet, war Necker überzeugt, daß der dritte Stand ihm eine ewige Dankbarkeit bewahren würde, daß die Nation ihm eine Art von Cultus widmete und daß, wenn Frankreichs Vertreter nicht einig werden könnten, sich fast Alle an ihn wenden und ihn als den Schutzengel des Vaterlandes anrufen würden. Mit einer von so schmeichlerischen Träumen genährten Einbildungskraft mußte Necker Diejenigen, die ihm Vorsichtsmaßregeln anriethen, als kleine Geister ansehen, unfähig die Größe seines Einflusses und die Erhabenheit seines Genies zu begreifen.“ —

Mit demselben Ernst wie Malouet sagten ihm auch zwei Geistliche, nämlich der Erzbischof von Bordeaux (Cicé) und der Bischof von Langres (de la Luzerne) voraus, daß zwei Fragen die Reichsstände sogleich in Flammen setzen würden, nämlich: wie sollen die Vollmachten geprüft werden? Und soll nach Köpfen oder Ständen abgestimmt werden? — Der König habe die Vollmachten vor sich und könne dieselben sogleich selber prüfen. Man müsse gleich im Voraus bestimmen, ob drei Kammern, zwei Kammern oder eine Kammer sein solle. Allein es war gleich vergeblich! Man überließ sich dem Zufall und wollte lieber Alles wagen, weil man die Größe der Gefahr nicht ahnte. —

Sieg des dritten Standes über Adel und Klerus.

An der Frage, ob nach Ständen oder Köpfen gestimmt werden sollte, entspann sich denn auch der erste Streit.

Wahlprüfung. Zunächst waren die Vollmachten der Deputirten zu prüfen. Adel und Klerus erklärten, das thue jeder Stand für sich; der dritte Stand aber behauptete, die Vollmachten müßten in Gegenwart aller Stände untersucht und richtig befunden werden. Adel und Klerus beriefen sich auf den Vorgang im Jahre 1614, die Bürgerlichen auf das Verfahren im Jahre 1483, wo auch die Prüfung der Vollmachten gemeinsam vorgenommen wurde. Wurde aber nach Köpfen gestimmt, so waren die Gemeinen immer im Sieg, denn von den 285 Deputirten vom Adel (nicht 300, denn der bretonische Adel hatte noch nicht gewählt) hielten viele, wie Lafayette, schon zum Volke, unter den 308 Deputirten des Klerus waren 205 Pfarrer, die ebenfalls ein Herz hatten für die Sache der Gemeinen, und die Deputirten des dritten Standes waren an und für sich schon ihrer 621. [2])

Ob Stände? So lag denn in dieser Frage versteckt die Frage nach dem Siege des dritten Standes, der auch geschickt die Bedeutung der Lage erfaßte, und es verweigerte, sich zu constituiren. Wer sprach, sprach als Einzelner, es wurde kein Protokoll geführt; sie sahen auch weder Adel noch Klerus als constituirt an, noch ließen sie sich zu einer Berathung von Commissären der drei Stände herbei.

[1]) Droz, l. c. II, p. 140—41.
[2]) Buchez et Roux, l. c. p. 384—86.

So vergingen drei Wochen, es geschah Nichts. Ganz Frankreich sah mit Spannung den großen Thaten zur Begründung der Freiheit entgegen, doch die Abgeordneten des dritten Standes beharrten schlau in ihrer Unthätigkeit.[1]) Es geschieht Nichts.

Als am 27. Mai auf Mirabeau's Antrag eine Abordnung der Gemeinen den Klerus beim Gott des Friedens beschwor, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, so war dieser geneigt, sich mit dem dritten Stande zu verbinden. Da trat die Regierung dazwischen mit dem Vorschlag, die drei Stände sollten jeder für sich prüfen, dann die Acten den anderen mittheilen, und in streitigen Fällen eine Commission und zuletzt der König entscheiden. Der Klerus nahm den Vorschlag an; der Adel aber erklärte, daß er allein über die Wahl seines Standes zu entscheiden habe, und die Gemeinen beharrten auf ihrer Ansicht. Der Klerus.

So ging es bis zum 10. Juni, wo Siéyès den Vorschlag machte, daß man ohne ein Verbrechen gegen die Nation nicht länger zögern dürfe, sondern handeln müsse; man solle die Prüfung der Vollmachten vornehmen, nachdem man Adel und Geistlichkeit dazu eingeladen; wer aufgerufen werde und nicht erscheine, der solle im Protokolle als abwesend bezeichnet werden. So begann denn am 12. Juni die Prüfung der Vollmachten. Es war ein wichtiger Schritt, bald zeigte sich der Abfall in den Reihen der Gegner: am ersten Tage erschienen 3, am zweiten 6 Pfarrer, am 19. Juni 148 Geistliche, die Erzbischöfe von Vienne und Bordeaux voran.[2]) Siéyès' Vorschlag.

Dazwischen fielen die Berathungen über den Namen der Versammlung: am 17. Juni nahm man nach stürmischen Debatten den Titel Nationalversammlung, „Assemblée nationale", an.[3]) Im Wort lag die ganze Entscheidung, es durfte nur die Folge daraus gezogen werden: das Königthum Ludwigs XIV. war dahin. Bailly ward zum Präsidenten gewählt. Assemblée nationale. Bailly.

Bei diesen Verhandlungen machte sich immer mehr Mirabeau durch staatsmännischen Geist und hinreißende Beredsamkeit bemerkbar, obschon man ihn anfangs mit Murren empfing, in Erinnerung seiner befleckten Jugend. Mirabeau meinte, er habe freilich inmitten einer höchst stürmischen Jugend durch Anderer wie durch eigene Schuld großes Unrecht begangen, und wenige Menschen hätten in ihrem Privatleben mehr Vorwurf als er zur Verläumdung und mehr Nahrung zu übler Nachrede gegeben; allein er müsse auch das behaupten, daß kein Schriftsteller, kein öffentlicher Charakter größeres Recht habe als er, sich muthiger Gesinnungen, uneigennütziger Absichten, einer stolzen Unabhängigkeit und der Gleichmäßigkeit unbeugsamer Grundsätze zu rühmen. Mirabeau wollte bürgerliche Freiheit, aber auch eine starke Monarchie, an die Stelle des Aberglaubens von der Monarchie sollte der wahre Cultus derselben treten. Die Schwäche und Planlosigkeit Neckers durchschaute er von Anfang; kurz bevor die National- Mirabeau und Necker.

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. I, p. 425.

[2]) Ibid., I. p. 392—420.

[3]) Siéyès schlug zuerst den Namen Assemblée des Représentants connus et vérifiés de la nation française, Mirabeau den Titel Représentants du peuple vor, bis Siéyès seinen Vorschlag änderte und das Schicksalswort aussprach Assemblée nationale, welcher Titel mit 491 Stimmen gegen 9 angenommen wurde.

Malouet. versammlung ihre entscheidenden Schritte that, erklärte er Malouet, dem Freunde Neckers, die Lage sei ernster und gefahrvoller, als der Hof und das Ministerium glauben, und der Sturm, der heranziehe, werde Alle verschlingen, wenn man ihm nicht mit einem weisen Plane entgegentrete. Habe der Minister einen Plan, der im monarchischen Sinne vernünftig sei, so wolle Mirabeau ihn mit all seinen Kräften unterstützen, um den drohenden Einbruch der Demokratie abzuwenden. Malouet vermittelte eine Zusammenkunft mit Necker, doch der Minister zeigte seine gänzliche Unfähigkeit wieder, den Ernst der Lage zu würdigen und ein politisches Genie für die Regierung zu gewinnen; er empfing Mirabeau kalt und stolz, fragte nach den Vorschlägen, die „der Herr Graf" zu machen habe, worauf dieser mit wilden Worten davon rannte. „Euer Mann ist ein Tropf, er soll noch von mir hören!" sagte hernach Mirabeau zu Malouet, und versäumte keine Gelegenheit, um Necker seine Schwäche fühlbar zu machen. „Malebranche sieht Alles in Gott, Necker alles in Necker," äußerte er einmal, um Neckers Eitelkeit zu bezeichnen. —

Der König soll entscheiden. Viele Mitglieder des hohen Klerus und des Adels wandten sich jetzt an den König, daß er die Frage entscheide; es war nicht länger zu zögern, sonst war der Sieg des dritten Standes vollständig.[1])

Als die Deputirten am 20. Juni zur Sitzung gehen wollten, war der Saal gesperrt, und wurde ihnen bedeutet, daß am 22. Juni eine königliche Sitzung sein werde und Vorbereitungen hiezu nöthig seien.[2])

Schwur im Ballhause. Da man allgemein die Auflösung fürchtete, so war die Stimmung sehr erregt und man folgte dem Vorschlag des Arztes Guillotin, sich im Ballhause zu vereinen, denn die Nationalversammlung sei an kein bestimmtes Haus gebunden. Mounier beredete die Versammlung zu dem bedeutsamen Schritt, zu einem Eid, den alle bis auf einen Deputirten leisteten: „Wir schwören, uns niemals von der Nationalversammlung zu trennen, und uns allenthalben zu versammeln, wo die Umstände es erfordern werden, bis die Verfassung des Königreiches vollendet und auf festen Grundlagen errichtet sein wird." [3])

Die königliche Sitzung. Am 23. fand statt am 22. Juni die angekündigte königliche Sitzung statt. Der König, mit schwachem Zuruf empfangen, sprach zuerst, wie seine Hoffnungen getäuscht worden seien. Dann sprach der Siegelbewahrer, was der König Alles gewähre, und es war viel: die Reichsstände bewilligen Abgaben und Steuern, alle Privilegien bei der Steuerleistung hören auf, an der Grundsteuer nehmen alle Stände Antheil, die Frohnden, die lettres de cachet hören auf, die Leibeigenschaft hört auf, in den Provinzialständen soll der dritte Stand doppelt vertreten sein, die Reichsstände sollen berathen über Freiheit der Presse, Grenzmauth, Salzsteuer. Allein die Berathung der Stände findet getrennt statt, sie treten zu gemeinsamer Berathung nur zusammen mit des

Angebot des Königs.

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. I, p. 425—28.

[2]) Ibid., I, p. 478.

[3]) „Nous jurons de ne jamais nous séparer de l'Assemblée nationale et de nous réunir partout où les circonstances l'exigeront, jusqu'à ce que la constitution du royaume soit établie et affermie sur des fondemens solides." Buchez et Roux, l. c. II, p. 3—4.

Königs Erlaubniß. Von dieser gemeinsamen Berathung sind die alten verfassungsmäßigen Rechte der drei Stände ausgeschlossen. Noch einmal sprach der König, wie noch niemals ein König für seine Nation so viel gethan habe; liessen ihn die Stände im Stich, so würde er allein das Glück seines Volkes zu begründen suchen, und schloß mit den Worten: „Ich befehle Ihnen, sich auf der Stelle zu trennen, und sich morgen früh Jeder in das seinem Stande angehörige Zimmer zu begeben; ich befehle demgemäß dem Ceremonienmeister, die Säle herrichten zu lassen." Mit diesen Worten schied der König.

Befehl des Königs.

Necker war nicht mit ihm gekommen, weil er die Aenderung in seinem Plan mißbilligte. Dann hätte er aber vor der Sitzung abdanken und nicht durch sein Wegbleiben die Uneinigkeit der Regierung kundgeben und durch Aufopferung des Königs nach Beifall haschen und die Unzufriedenen ermuntern sollen.[1]) Die Königin brandmarkte auch sein Wegbleiben aus der feierlichen Sitzung, nachdem er dem König seine Begleitung zugesagt hatte, als Verrätherei und Feigheit.[2])

Necker abwesend.

Geistlichkeit und Adel entfernten sich gehorsam dem Befehl des Königs durch dieselbe Thüre, welche für den Hof geöffnet war. Die Abgeordneten des Volkes jedoch blieben unwillig auf ihren Sitzen, sahen einander erstaunt an und harrten, daß irgend Einer ihnen rathe, was sie thun sollten. Da unterbrach Mirabeau das Schweigen: „Meine Herren! Ich gestehe, daß das, was Sie soeben gehört haben, das Heil des Vaterlandes begründen könnte, wenn nur die Geschenke der Gewaltherrschaft nicht immer gefährlich wären. Was ist das für eine beleidigende Dictatur! Waffenlärm, Entweihung des Heiligthums der Nation, um Euch zu befehlen, Ihr sollt glücklich sein! Und wer gibt Euch diesen Befehl? Euer Bevollmächtigter. Wer legt Euch strenge Gesetze auf? Euer Bevollmächtigter, der von uns, meine Herren, Befehle bekommen soll, die wir mit einem unverletzlichen Priesterthum zum Frommen des Staates bekleidet sind, von uns, von welchen fünfundzwanzig Millionen ihr sicheres Heil erwarten, weil es von Allen zugestanden, gegeben und empfangen werden muß. Aber die Freiheit Eurer Berathungen liegt in Ketten, bewaffnete Macht umgibt die Versammlung. Wo sind denn die Feinde der Nation? Ist etwa ein Catilina vor den Thoren? Ich fordere Euch auf, daß Ihr Euch einhüllt in Eure Würde, in Eure gesetzgeberische Gewalt, daß Ihr Euch steift auf die Heiligkeit Eures Eides, der uns nicht gestattet auseinander zu gehen, bis die Verfassung vollendet ist."

Adel und Klerus. Mirabeau läutet Sturm.

Im Augenblick, da seine Löwenstimme Stolz und kühnen Trotz in allen Herzen erweckte, schlich in der Tracht als Großceremonienmeister der Marquis de Brézé in den Saal und murmelte schüchtern einige Worte. „Laut und deutlich!" rief man ihm von allen Seiten zu. „Meine Herren, Sie haben gehört, was der König befohlen hat." — „Ja, mein Herr", donnerte

Marquis de Brézé

---

[1]) Bailly, Mémoires, I, p. 207—221.
[2]) Campan, Mémoires, II, p. 45.

Mirabeau, „wir haben gehört, was man dem König eingegeben hat. Sie aber, der Sie vor den Ständen nicht der Sprecher seines Willens sein können, Sie, der Sie hier keinen Sitz, kein Recht der Rede haben, Sie sind nicht befugt, uns an seine Worte zu erinnern. Um aber klar und kurz zu sein, erkläre ich Ihnen, wenn man Sie beauftragt hat, uns von hier fort zu schaffen, daß Sie Gewalt brauchen müssen: denn wir weichen nur vor der Macht der Bajonnette." [1])

Bailly. „Ja, ja!" riefen Viele, „so ist der Wille der Versammlung." — „Ich kann die Versammlung nicht auflösen, bis sie es frei berathen und beschlossen hat", rief der Vorsitzende, der Astronom Bailly.

„Soll ich das dem Könige melden?" fragte der Großceremonienmeister.

Barnave „Ja, ja!" riefen die Abgeordneten. Barnave sprach: „Euer Schritt hängt von Eurer Lage ab, Eure Beschlüsse von Euch. Ihr habt erklärt, wer Ihr seid, und dafür ist keine Bestätigung nöthig: das Ausschreiben der Steuern hängt von Euch ab. Gesendet von der Nation, um eine Verfassung zu schaffen, seid Ihr verpflichtet beisammen zu bleiben, so lange Ihr es zum Nutzen Eurer Wähler für nöthig erachtet. Es entspricht Eurer Würde, auf dem Ausdrucke der Nationalversammlung

Glezen. zu beharren." — Glezen meinte versöhnlich: „Die unumschränkte Gewalt redete aus dem Munde des besten der Könige, des Fürsten, welcher anerkennt, daß das Volk seine Gesetze selber bestimmt. Es war ein Lit de Justice in einer Nationalversammlung: ein Fürst gebot als Herr, während er Rath erbitten sollte. Mögen die Adeligen triumphiren — sie haben nur einen Tag für sich, denn der Fürst wird bald aufgeklärt sein. Die Höhe unseres Muthes wird der Höhe der Verhältnisse entsprechen. Für das Vaterland muß man sterben. Sie haben weise Entschlüsse gefaßt, ein Faustschlag von Seite der Macht darf uns nicht muthlos machen." [2]) Abbé Siéyès blies auf derselben Flöte und sagte bissig, als er von der Rednerbühne stieg: „Ihr seid heute noch, was Ihr gestern waret." [3])

Mirabeau. Mirabeau aber schloß die Verhandlungen mit den Worten: „Heute segne ich die Freiheit, weil sie so schöne Früchte reift. Stärken wir unseren Muth, indem wir die Abgeordneten für unverletzlich erklären! Das heißt nicht Furcht verrathen, sondern mit Klugheit handeln; es ist ein Schutz gegen die Pläne auf Gewaltthat,

Beschluß. so den Thron umlagern." Und der Antrag wurde zum Beschluß erhoben: „Die Nationalversammlung erklärt, daß die Person jedes Abgeordneten unverletzlich ist, daß alle Einzelnen und Genossenschaften, Gerichte, Höfe oder Ausschüsse, welche es wagen wollten, während oder nach der gegenwärtigen Sitzungsperiode einen Deputirten zu verfolgen, aufzusuchen, festzunehmen oder festnehmen zu lassen und gefangen zu halten, aus Grund von irgend welchen Voraussetzungen, Ansichten, Meinungen und Reden, die in der Ständeversammlung geäußert wurden, — deßgleichen, daß alle Personen, die ihre Hand zu einem solchen Werke hergeben, der Befehl dazu möge nun kommen, woher er wolle, ehrlos und Verräther an der

---

[1]) „Cependant", heißt es im Moniteur, „pour éviter toute équivoque et tout delai, je déclare que si l'on vous a chargé de nous faire sortir d'ici, vous devez demander des ordes pour employer la force; car nous ne quitterons nos places, que par la puissance des baïonnettes." — Bald legte ihm das Volk die Worte in den Mund: „Allez dire à votre maître que nous sommes ici par volonté du peuple et que nous n'en sortirons que par la puissance des baïonnettes.

[2]) Buchez et Roux, Hist. parlem., II, p. 24.

[3]) „Vous-êtes aujourdhui ce que vous étiez hier."

Nation und eines Hauptverbrechens schuldig sind. Die Nationalversammlung beschließt, daß sie in den angegebenen Fällen alle nöthigen Maßregeln ergreifen wird, um Diejenigen, welche Urheber, Anträger oder Vollzieher dabei sind, aufzusuchen, zu verfolgen und zu bestrafen." [1])

Das war die entschiedene Auflehnung gegen den Befehl des Königs. Mirabeau selber hat kurz vor seinem Tode sie als den Ursprung alles Uebels erklärt, das über Frankreich gekommen sei, und den Antrag bitter bereut: „Seit die Gemeinen diesen Sieg errungen, haben sie seiner sich stets unwürdig bewiesen. Sie wollten den König regieren statt durch ihn zu regieren, aber bald werden weder sie, noch er mehr regieren; eine niederträchtige Rotte wird sie alle beherrschen und Frankreich mit Gräueln bedecken." — Auch ein neuerer französischer Geschichtschreiber über die Revolution [2]) behauptet: „Dieser eine Tag stürzte die königliche Gewalt, die Initiative der Gesetze und die moralische Gewalt gingen vom Monarchen auf die Versammlung über. Die, welche durch ihre Rathschläge den Widerstand hervorgerufen hatten, wagten nicht ihn zu bestrafen."

Mirabeaus Reue.

Mignet.

Sicher erwartet Jeder, daß ein kraftvoller König die Stände, nachdem er ihnen seinen Willen so bestimmt dargelegt, alsbald auflöse, wenn sie diesem Willen so entschieden Trotz bieten. Aber das Gegentheil geschah. Als de Brézé meldete, wie der dritte Stand sich geberde, gab der König die Antwort: „Also sie wollen nicht fortgehen! Gut — so mag man sie da lassen. Ich will nicht, daß ein einziger Mensch wegen meines Streites umkomme." Necker, dessen Entlassung am Morgen beschlossen war, wurde am Abend von dem König und der Königin beschworen, zu bleiben. Das Volk wartete vor dem Schlosse, bis er wieder herauskam; als er meldete, daß er im Amte bleibe, trug es ihn voll Jubel in seine Wohnung. Am nächsten Tage kam die Mehrzahl der Pfarrer in den Saal des dritten Standes, am 25. Juni aber 47 Adelige, darunter der Herzog von Orleans. Nur ein kleiner Theil vom Adel und Klerus berieth am 26. noch abgesondert, am 27. Juni schrieb der König an sie, sie möchten ihrer Vereinzelung entsagen und sich in den gemeinsamen Saal der Abgeordneten verfügen. Der Adel kam, aber mit verdrossenem Gesichte. Das Volk in Versailles feierte im Freudenrausch die Vereinigung aller Stände mit einer Beleuchtung. Der König befahl also, vier Tage nachdem er sie verboten, diese Vereinigung.

Der König gibt nach.

Necker.

Die Vereinigung.

Zur Erklärung dieser Wandlung reichen die Vorgänge im Saal der Gemeinen nicht aus, denn vom 24. bis 26. Juni verhandelten sie über unbedeutende Dinge, wie über die Zahl der Abgeordneten für Domingo. Hin und wieder drang das Volk in Masse in den Saal und entfernte sich erst wieder auf Bitten der Abgeordneten, die ängstlich schienen, in die Rechte der vollziehenden Gewalt ein-

Erklärung.

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. II, p. 25.
[2]) Mignet, Geschichte der französischen Revolution, S. 46.

Madame de Staël. zugreifen. Anderweitige Nachrichten lüften uns den Schleier. Die geistreiche Tochter Neckers schildert in ihren „Betrachtungen über die französische Revolution“ [1]) die damalige Lage und sucht dadurch ihren Vater zu rechtfertigen. „Womit ließ sich damals“, fragt sie, „die Macht des Königs erhalten? Entweder dadurch, daß er die öffentliche Meinung niederhielt oder daß er auf sie einging. Gewalt, Gewalt! rufen so Viele, die Etwas davon zu gewinnen meinen, wenn sie dies Wort im Munde führen. Aber worin besteht die Gewalt eines Herrschers, wenn nicht im Das Heer für das Volk. Gehorsam seiner Soldaten? Nun theilte aber 1789 die Armee die Ansichten des Volkes, gegen welches man sie verwenden wollte; seit fünfundzwanzig Jahren war kein Krieg mehr, es war eine Armee von Bürgern, welche die Stimmung des Volkes theilte und sich eine Ehre daraus machte, ihm zum Siege zu verhelfen. Man sagt allerdings: hätte sich der König an die Spitze seines Heeres gestellt, so hätte er es vollkommen zu seiner Verfügung gehabt. Doch der König hatte gar keine kriegerische Erziehung genossen, und kein Minister der Welt, selbst kein Richelieu, vermag einem König eine Haltung zu geben, die wider seine Natur ist. Man mag für ihn schreiben, aber nie an seiner Stelle ein Heer befehligen, namentlich wenn dieses im Innern verwendet werden soll. Hätte sich der thatkräftigste Wille der neuen Zeit, hätte Napoleon sich auf dem Throne befunden, er wäre der öffentlichen Meinung gegenüber zur Zeit der Eröffnung der Stände gescheitert. Die Politik war damals ein neues Feld für die Einbildung der Franzosen. Jeder schmeichelte sich Etwas davon zu verstehen und suchte eine Rolle in der Zukunft darin zu spielen. Ein Jahrhundert von Geschichte und Literatur hatte Güter ohne Zahl, die man erreichen zu können hoffte, in Aussicht gestellt. Als Napoleon den Despotismus neu begründete, war man der Unruhen müde, man hatte Angst vor den schrecklichen Uebeln, die man erduldet und deren Wiederkehr man selbst vom Parteileben fürchtete, die Siege hatten überdies den Stolz der Nation geweckt. Damals aber war der Krieg außer der Mode, die Geister befaßten sich nur mit Verbesserungen im Staatsleben. Dies ist eine böse Zeit für einen Minister; verläßt er sich auf die Gewalt und scheitert er damit, so ist das andere Mittel, die öffentliche Meinung, auch gegen ihn, er kann sie nicht zwingen, sie ist für ihn für immer verloren.“

Ludwig XVI. und die Höflinge. Frau von Staël klagt, daß neben dem anerkannten Ministerium ein geheimer Rath von Vertrauten bestand, auf welchen der König viel mehr hörte, und daß von diesem die Ansammlung von Truppen ausging; daß Baron Breteuil an der Spitze Derer stand, die auf Anwendung der Gewalt drangen, daß er eine gebieterische Stimme, aber wenig Geist und Kenntnisse besaß und mit einer Festigkeit auftrat, als wenn er ein Heer aus dem Boden stampfen könnte. Vergebens habe Necker den König gemahnt: „Sire, ich fürchte, Sie täuschen sich Neckers Rath. über den Geist Ihrer Armee; was ich aus den Provinzen höre, zeigt, daß sie nicht gegen die Reichsstände zu gebrauchen sein wird. Lassen Sie dieselbe nicht nach Versailles kommen, als gelte es den Abgeordneten. Die Bewegungspartei weiß noch nicht, daß das Heer zu ihrer Verfügung ist. — Benützen Sie diese Ungewißheit, um Ihr Ansehen in der öffentlichen Meinung festzuhalten; wird das verhängnißvolle Geheimniß vom meuterischen Sinne der Truppen einmal ruchbar, wie soll man da noch die Geister der Bewegung im Zaume halten? Jetzt gilt es den billigen Wünschen Frankreichs entgegenzukommen: entschließen Sie sich zu einer

---

[1]) Oeuvres complètes, vol. XII, Considérations sur les principaux événements de la révolution française, chap. 19—20.

Verfassung nach Art der englischen, Sie werden persönlich keinen Zwang durch die Gesetze erleiden, denn diese werden Ihnen nie so viele Schranken ziehen, als Ihre eigenen Bedenken; kommen Sie den Wünschen der Nation entgegen, so schenken Sie ihr heute aus Gnade, was sie vielleicht morgen Ihnen abzwingen wird." — Necker habe dem König eine Erklärung überreicht, die nahezu wörtlich der Proclamation Ludwigs XVIII. aus Saint-Ouen im Jahre 1814 gleiche; wäre sie angenommen worden, so wäre es nicht nöthig gewesen diesen Kreis voll Blut fünfundzwanzig Jahre lang zu durchlaufen. Der König solle in Sachen der Steuern, lautete Neckers Vorschlag, Alle beisammen nach Köpfen abstimmen und die Stände abgesondert nur über ihre Standesangelegenheiten berathen lassen; damit wäre damals noch der dritte Stand zufrieden gewesen. Der König habe auch dem Plane Neckers, auf ein Zweikammersystem nach Art des englischen hinzuarbeiten, seine Zustimmung gegeben. Aber der Adel habe diesen Plan behandelt, als wolle man ihm sein Dasein verletzen, da ihm doch eine schöne Wirksamkeit geblieben wäre, während ihm später Alles entrissen wurde. Die Volkspartei wäre froh gewesen, hätte sie zur Zeit Bonapartes ein Unterhaus wie das englische gehabt. So habe auch die Königin 1792 gesagt, einen Arm wollte sie darum hergeben, hätte Frankreich eine Verfassung wie England. Aber jede Partei in Frankreich habe nur im Unglück an die englische Verfassung gedacht, im Glücke aber sie verschmäht. Vergebens habe Necker gemahnt, den günstigen Augenblick nicht zu verlieren; der König aber habe gemeint, er komme mit seinen Geschenken noch immer zur rechten Zeit. Die Höflinge hätten dann den König zu einer Fahrt nach Marly beredet, dort hätten sie voll Verachtung von der Stellung gesprochen, welche der König von England habe: es sei ein Frevel, einen König von Frankreich so tief erniedrigen zu wollen; auch die Parlamentsräthe hätten von einer Verfassung nach Art der englischen Nichts wissen wollen, weil sie Verminderung ihrer Macht, namentlich durch die Schwurgerichte, besorgten. Ueberhaupt habe das Standesinteresse der Sache des Königs sehr geschadet: die Adeligen wollten, daß die Monarchie durch sie gerettet werde, und rissen sie in ihr Verderben hinunter. Necker habe vergebens gegen ihre Rathschläge gekämpft, vergebens den Abfall des Heeres vorausgesagt und daß der König seine Macht über den dritten Stand ganz verlieren würde. Man beschloß dort die Erklärung vom 23. Juni und wollte dabei, daß Necker durch seine Anwesenheit in der Sitzung sie bekräftige. Das verweigerte der Minister mit Entschiedenheit. Alles, was der König in jener Erklärung gewährte, habe keinen Eindruck mehr gemacht, sei nicht mehr mit Dank aufgenommen worden, weil er dem Hauptwunsche des dritten Standes entgegentrat; er hätte eher dem Adel gebieten sollen, mit dem dritten Stande zu berathen.[1]

Ob nach Köpfen oder Ständen?

Fehler des Adels.

Aus anderen Quellen vernehmen wir: um diese Frage nach ihrer Ansicht zur Entscheidung zu bringen, sandten die Adeligen den Herzog von Luxembourg mit Anderen zum Könige. Ludwig XVI. hob an: „Ich erwarte von Eurer Treue und Anhänglichkeit an meine Person, daß Ihr Euch mit dem dritten Stande vereinigt." [2]) — „Sire", antwortete der Herzog, „der Adel ist immer bereit, Eurer Majestät jeglichen Beweis seiner Anhänglichkeit zu geben, und es gibt keinen schlagenderen, als bei dieser Gelegenheit, denn er vertheidigt dabei nicht seine Sache, sondern die Sache Eurer Majestät!" — „Die Sache der Krone?" entgegnete Ludwig überrascht. — „Ja, Sire, die Sache der Krone. Der Adel hat

Der Adel beim König.

Adel und Krone.

[1]) Staël, Considérations, I, p. 248.
[2]) Bertrand de Molleville, Histoire de la révolution. I, p. 246—47.

Rath Luxembourgs. von der Vereinigung mit dem dritten Stande Nichts zu fürchten: seine Stellung, durch Jahrhunderte des Ruhmes begründet und von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, unermeßliche Reichthümer und die Talente und Tugenden einiger seiner Mitglieder sichern ihm in der Nationalversammlung allen Einfluß, den er nur wünschen mag. — Aber bemerkt Eure Majestät auch all die Folgen, welche diese Vereinigung für die Macht der Krone hat? Der Adel gehorcht, wenn Eure Majestät es wünscht; aber als Vorsitzender, als getreuer Diener, wage ich Eurer Majestät die Folgen eines solchen Schrittes für das königliche Ansehen zu schildern. Es kann Eurer Majestät nicht entgehen, welch eine hohe Macht die öffentliche Meinung und die Rechte der Nation den Ständen zuerkennen; sie sind so groß, daß sogar die höchste Macht, mit der Eure Majestät bekleidet ist, in ihrer Gegenwart bedeutungslos wird. Diese unbeschränkte Macht liegt in den Reichsständen, wie sie auch zusammengesetzt sein mögen; aber die Theilung in drei Kammern fesselt ihr Thun und schützt Ihre Gewalt. Vereint anerkennen sie keinen Herrn über sich, getrennt sind sie Ihnen unterthan. Das Deficit und der Geist des Ungehorsams in der Armee haben Ihre Rathschlüsse gelähmt, aber noch immer steht Ihr treuer Adel Ihnen zu Gebot: er will, wie Sie befehlen, sich mit dem dritten Stande vereinen oder in der Vertheidigung der Vorrechte des Thrones sterben. Aber indem er stirbt, will er die Rechte der Krone retten und die Anmaßung der Nationalversammlung vernichten, welche nie das Recht hat, ein Drittel ihrer Mitglieder der Wuth des Pöbels oder dem Dolche der Meuchler preiszugeben. Möge Eure Majestät geruhen diese Gründe in Erwägung zu ziehen!" — „Lieber Herzog", antwortete der König, „mein Entschluß ist gefaßt, ich bin zu allen Opfern bereit; aber ich will nicht, daß irgend Jemand für mich stirbt. Sagen Sie den Edelleuten, daß ich sie bitte, sich mit dem dritten Stand zu vereinigen; ist das nicht genug, so befehle ich es ihnen als ihr König. Fühlt sich ein Edelmann durch sein Mandat, seinen Eid oder seine Ehre gebunden, in der Kammer zu bleiben, so möge er es mir sagen, ich will gehen und ihm zur Seite sitzen und mit ihm sterben, wenn es nöthig ist."

Der Klerus und die Krone. Zum Cardinal von la Rochefoucauld, der im Namen des Klerus ähnliche Gründe vorlegte, sagte Ludwig XVI.: „Meine Truppen fallen von mir ab und ich muß der Nationalversammlung nachgeben." — „Ihre Truppen?" entgegnete der Cardinal, „seit wann und in welcher Festung? — Haben dies Eurer Majestät nicht dieselben Männer vorgespiegelt, welche dem dritten Stande zweimal so viel Abgeordnete verliehen, und die sicher Ihren Thron noch umstürzen werden." — „Das Leben des Königs ist in Gefahr", schrieb Artois an den Adel und Vereinigung. sogleich brachen die Edelleute auf. „Der Adel kommt", sagte Luxembourg zu Bailly, „um dem König seine Verehrung und der Nation seine Hingebung zu bezeugen." Der Cardinal erklärte, daß die Liebe zum König, die guten Wünsche für das Land und der Eifer für das Gemeinwohl den Klerus in den Saal des Bailly. dritten Standes führen. Bailly dagegen pries den Tag, der alle Brüder Frankreichs vereinige. Paris und Versailles waren am Abend beleuchtet und das Volk war glücklich, „daß die Revolution beendet sei" und — offenbar das Werk der Philosophie — „kein Tropfen Blut dabei geflossen." [1])

---

[1]) Auch die Hist. parlem., II, p. 27 gesteht zu: pour expliquer de telles variations, il faut examiner les faits extraparlamentaires.

Hof und Nationalversammlung. Aufstand in Paris. Camille Desmoulins. Marat.

Die königliche Erklärung vom 23. Juni machte einen tiefen Eindruck auf Paris. Der König hat Alles gebrochen, hieß es. „Ich fühlte das Feuer, das unter den Füßen glühte; nur ein Zeichen und der Bürgerkrieg brach aus", schreibt ein Zeitgenosse.[1] „Alle Provinzen sind ohne Handel und beinahe ohne Brod und was kann man Besseres thun, als sich zu schlagen, wenn man doch vor Hunger sterben muß!" — Der Erzbischof von Paris ward vom Pöbel verfolgt, nur die Schnelligkeit seiner Pferde rettete ihn; Schweizersoldaten schützten ihn, er mußte aber dem Volke versprechen, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen. — Die Stimmung in Paris wurde grimmiger durch den Hunger. Paris. Der Erzbischof.

Die Bäckerläden waren umlagert von Hungrigen und mußten von der Polizei gegen Plünderung geschützt werden. Man schlug sich oft blutig um das Brot und dabei jammerten Viele, daß sie keines bekämen, und sprachen Andere ihre Sorge aus, ob man am andern Tag überhaupt noch Brod haben könne, denn die Arbeiter und Handwerker verloren mit dem Warten auf ein kleines Brod die Zeit zur Arbeit, um sich Geld für die Nahrung am nächsten Tag zu verdienen. Ueberdies war das mit so viel Mühe und Sorge erkämpfte Brod weder gut, noch gesund, es war schwärzlich, bitter, erdig, brannte im Hals und machte Schmerzen im Magen. Das Mehl sah abscheulich aus und stank; das Brod war so hart, daß man es mit einem Beil in Stücke schlagen mußte. Ein solcher Brodlaib von vier Pfund kostete drei Francs und zwölf Sous — den ganzen Tagelohn eines Arbeiters.[2] Hungersnoth.

Unter solchen Umständen war jeden Tag ein Kampf der Verzweiflung in einer Stadt zu erwarten, wo täglich Hunderttausende in der Frühe mit der Sorge aufstanden, ob sie Mittags Etwas zu essen und Abends ein warmes Bett haben würden. Auf ihre Soldaten konnte sich die Regierung jedoch nicht verlassen. Stimmung im Heere.

Der Brief eines Garden an seinen Oberst aus jenen Tagen lautet:[3] „Ihr behandelt wackere Leute wie Neger; Ihr prügelt Leute, die Eure Brüder, Eures Gleichen sind. Nach Eurem System darf man nicht mehr Franzose, noch Bürger, noch Sohn sein; Ihr wollt nicht, daß wir Gatten oder Väter seien." — In einem anderen Briefe wird geklagt, daß dem Muth und Verdienst des Gemeinen der Weg zu Officiersstellen versperrt sei.

Damals bestand unter den Garden eine geheime Verbindung, in welcher sie sich verpflichteten, keinen Befehl zu vollziehen, der gegen die Nationalversammlung gerichtet wäre. Diese Verbindung hatte einen Ausschuß, der jeden Abend in der Kaserne zusammentrat; er erließ schriftlich seine Be- Geheimbund.

[1]) Buchez et Roux, l. c. II, p. 26.
[2]) Ibid., II, p. 40.
[3]) Ibid., II, p. 35.

fehle und einer derselben, welcher durch Zufall in die Hände eines Officiers gelangte, machte das Geheimniß bekannt. Der Soldat aber, welcher den Befehl verloren hatte, mußte aus der Verbindung austreten.[1] Wer sie gestiftet habe, kam nie zu Tage — wahrscheinlich ein unzufriedener Officier.

Palais Royal. Bald bahnte sich eine innige Verbindung zwischen dem Palais Royal[2] und diesen Verschworenen an. Das Palais Royal war damals „ein offener Club, wo die Menge zu Handstreichen aufgereizt wurde, der Sammelpunkt aller Elemente, welche eine große Stadt unsicher machen, der Abenteurer, Ausgestoßenen, Winkelschreiber, verkommenen Studenten, der verlorenen oder überzähligen Kinder der Literatur und der Kunst, der Maulaffen und Pflastertreter."[3] Oft waren an einem einzigen Abend 10.000 Menschen beisammen, in der Regel in einem reizbaren, aufgeregten Zustande, Einer steckte den Anderen an. Reden wurden gehalten, aufreizende Brochüren vertheilt, in einer Woche erschienen gegen hundert. Unter Freiheit verstand man hier die Herrschaft des Pöbels. Ein Hauptredner war Camille Desmoulins,[4] ein Witze sprühender Kopf, der lächelnd die wildesten Theorien auskramte.

Desmoulins, le gamin de génie

„Das Palais Royal", sagt er in seiner ersten Schrift,[5] „ist der Feuerherd des Patriotismus, das Stelldichein des Ausbundes der Franzosen, die ihre Landschaft verließen, um dem hochherrlichen Schauspiel der französischen Revolution 1789 beizuwohnen und zwar nicht als müßige Zuschauer. Für die Pariser selber ist das Palais Royal der allernächste Erholungsplatz. Man braucht da nicht lange einen Vorsitzenden um das Wort zu bitten und etwa zwei Stunden zu warten, bis man an die Reihe kommt. Man macht kurzweg einen Antrag: gefällt er, so steigt der Redner auf einen Stuhl. Klatscht man, so leitet er die Versammlung; wird er ausgezischt, so lauft er davon. So machten es auch die alten Römer, deren Forum so ziemlich unserem Palais Royal glich." — Aber welche grauenhafte Sätze ertönten aus Camilles Mund in diesem Forum von Paris! „Nun das Vieh in der Schlinge steckt — erdrosselt es! Niemals hat sich Siegern eine reichere Beute dargeboten! 40.000 Paläste, Hôtels, Schlösser und zwei Fünftel aller Güter Frankreichs werden der Lohn der Tapferkeit sein. Jene, die sich für Eroberer halten, werden nun ihrerseits unterjocht, die Nation wird gereinigt werden."

Hetzreden.

Die Pikardie. Camille war ein Sohn „der cholerischen Pikardie", wie Michelet, selber ein Pikarde, diese Landschaft nennt, aus welcher Peter der Einsiedler, Calvin, Baboeuf, Saint-Simon, Condorcet stammen; er war geboren in Guise 10. März 1760,[6] der Sohn des Richters, eines braven und gelehrten Mannes, und erzogen im

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. II, p. 29.

[2]) Vgl. oben S. 154.

[3]) Taine, L'ancien régime, II, pag. 41. — Es hatte 31 Spielhäuser und 2100 Dirnen.

[4]) Camille Desmoulins, Lucilie Desmoulins, Étude sur les Dantonistes d'après des documents nouveaux et inédits par Jules Clarétie. Paris 1875.

[5]) La Philosophie au peuple français. Paris 1788.

[6]) Nicht 1762, wie in der Biogr. générale und bei Geschichtschreibern zu lesen, wie er selber schrieb und vor Gericht 1794 sagte: J'ai trente-trois ans, l'âge du sansculotte Jésus. Vgl. den Taufschein bei Clarétie, p. 17.

College Louis le Grand zu Paris, wo er durch Begünstigung einen Freiplatz erhielt; Robespierre war sein Mitschüler. Camille war eifrig in den Studien des classischen Alterthums, er las mit jugendlicher Begeisterung die Reden des Demosthenes und Cicero, die Geschichte des Tacitus, das Heldengedicht Lucans. Er selbst schreibt später: „Man erzog uns in den Schulen Roms und Athens und im Stolz auf den Freistaat, um uns dann leben zu lassen in der entwürdigenden Form der Monarchie und unter der Regierung eines Claudius und Vitellius. Thörichte Regierung, die da glaubte, wir könnten uns begeistern für die Väter des Vaterlandes und des Capitols, ohne einen Abscheu zu bekommen vor den Menschenfressern von Versailles, und wir könnten die Vergangenheit bewundern, ohne die Gegenwart zu verdammen." [1]) Die philippischen Reden des Cicero las Camille namentlich gern und die Reden des Demosthenes. Von den römischen Revolutionen des Abbé Vertot soll er als junger Mensch nicht weniger als fünf Exemplare verbraucht haben, stets hatte er einen Band von Vertot oder Cicero in der Tasche. In seiner Heimath, wohin er von Zeit zu Zeit in die Ferien kam, galt er als ein genialer Narr. Man erzählt, wie er bei einem Essen in Guise wegen seiner republikanischen Gesinnung aufgezogen wurde: man lockte ihn, über die Republik zu sprechen und machte ihm dann gründliche Einwürfe. Camille ging in die Falle, wurde hitzig, machte Witze, Spöttereien, weil er die Gründe nicht widerlegen konnte, sprach von Irrlehren, zitterte an allen Gliedern, schäumte, warf seinem Gegner die Serviette ins Gesicht und stürzte zuletzt in der Aufregung den Tisch um. Camille studirte das Recht und ward Advocat beim Parlament zu Paris. Als Fürsprech erlangte er kein Ansehen, es fehlte ihm an beharrlichem Fleiß, an Ruhe, er stotterte, selbst seine Gattin nannte ihn „den Herrn Hm Hm"; er war nicht zum Reden geschaffen, er kam leicht in Verwirrung, seine Aussprache war unangenehm, und wenn er nicht in starke Aufregung gerieth, so waren seine Sätze ganz mittelmäßig. Auch die Verse, die er hin und wieder machte, wollten nicht viel heißen, es war mehr Rhetorik darin als eigentliche Poesie. Dagegen war er zum Zeitungschreiben, zum Hetzen, wie geschaffen, er war scharf, witzig und unterhaltend, wie er die Feder in die Hand nahm. Er war 1789 noch sehr arm und suchte durch Schriften voll der verwegensten Ideen seinen Vortheil zu erreichen. [2]) Nothleidend und von der Natur wenig begünstigt, fast stammelnd, gewann Camille doch durch seine kecken und pikanten Behauptungen das Herz und die Hand eines schönen, gutmüthigen und reichen Mädchens, der Lucilie Duplessis-Laridon, die im Glauben, er sei im Rechte, 1794 für ihn viel gewagt und das Blutgerüst bestiegen hat. So war der Geist im damaligen Frankreich. Sie hielt ihren lieben Camille für den Anwalt des Menschengeschlechtes! [3])

Republikanische Erziehung.

Fou ingénieux.

Neben Camille Desmoulins tauchte damals ein anderer Schriftsteller auf, der einen leidigen Ruhm in der Geschichte Frankreichs erringen sollte, Jean-Paul Marat, [4]) geboren in Boudry in der Grafschaft Neufchatel. Ueber seine

Marat.

[1]) Ulteriora mirari, praesentia secuturos. Clarétie, p. 22.

[2]) La France libre. 1789.

[3]) Matton ainé gab 1838 die Oeuvres de Camille Desmoulins bei Evrard in Paris in zwei Bänden heraus.

[4]) Eigentlich Mara, aus einer spanischen Familie, die nach Sardinien auswanderte. Sein Vater war Arzt in Cagliari, bekannte sich zur Lehre Calvins und mußte deßhalb die Insel verlassen. Er zog nach Genf und vermählte sich dort mit einer Louise Cabral, die ihm drei Söhne und zwei Töchter schenkte.

Jugendgeschichte sprach sich Marat später, auf der Höhe seiner Macht, im „Volksfreund" also aus: „Meine Leser mögen mirs verzeihen, wenn ich heute von mir selbst zu ihnen rede. Es ist dies weder Eigenliebe, noch Geckerei, sondern der Wunsch, der öffentlichen Sache besser zu dienen. Wie kann man mir ein Verbrechen daraus machen, daß ich mich zeige, wie ich wirklich bin, während die Feinde der Freiheit nicht aufhören mich als einen Narren, einen Menschenfresser, einen nach Blut lechzenden Tiger darzustellen, um das Gute zu verhindern, das ich zu thun wünschte! Geboren mit einem fühlenden Herzen, einer feurigen Einbildungskraft, einem sprudelnden offenen, zähen Charakter, einem richtigen Verstand, einem Gemüth, das sich für alle erhabenen Leidenschaften und zumal für die Liebe zum Ruhme erschließt; erzogen unter der zärtlichsten Pflege im Vaterhause, bin ich im Mannesalter angekommen, ohne mich jemals dem Ungestüm der Leidenschaft hingegeben zu haben. Mit einundzwanzig Jahren war ich rein und hatte mich schon lange dem Studium und dem Nachdenken geweiht. Der Natur verdanke ich die Härtung meiner Seele; aber meiner Mutter verdanke ich die Entwickelung meines Charakters, sie machte in meinem Herzen die Liebe für die Gerechtigkeit und für die Menschen aufblühen. Durch meine Hände ließ sie die Unterstützungen gehen, welche sie den Dürftigen spendete; der theilnehmende Ton, mit welchem sie von den Unglücklichen sprach, flößte mir frühzeitig die Zärtlichkeit ein, die sie ihnen widmete. Mit acht Jahren war mein moralischer Sinn gebildet. In diesem Alter konnte ich den Anblick der Mißhandlungen nicht ertragen, welche gegen Meinesgleichen ausgeführt wurden. Das Anschauen einer Grausamkeit empörte mich, das Schauspiel einer Ungerechtigkeit machte mein Herz kochen wie ein persönlicher Schmerz. Während meiner ersten Jugend war mein Körper schwächlich. Ich habe weder die Freuden, noch die tolle Lust, noch die Spiele der Kinder gekannt. Ich war gelehrig und emsig, und meine Lehrer erlangten Alles von mir durch Sanftmuth. Ich bin nur ein einziges Mal gezüchtigt worden. Ich zählte damals elf Jahre. Man hatte mich in ein Zimmer gesperrt, ich öffnete das Fenster und stürzte mich hinab auf die Straße. Die Liebe zum Ruhm war in jedem Alter meine Hauptleidenschaft. Mit fünf Jahren hätte ich Schulmeister sein mögen, mit fünfzehn Jahren Professor, mit achtzehn Autor, mit zwanzig ein schöpferisches Genie, und heute trachte ich nach dem Ruhme, mich für mein Vaterland zu opfern. Denker seit meiner frühen Jugend, ist die Arbeit des Geistes das einzige Bedürfniß für mich geworden, selbst in der Krankheit. Meine liebsten Vergnügungen habe ich im Nachdenken gefunden, in jenen friedlichen Augenblicken, wo die Seele mit Bewunderung das Schauspiel des Himmels betrachtet, oder wo sie, auf sich selbst zurückgezogen, in der Stille sich zu hören, auf der Wagschale des wahren Glückes die Eitelkeit der menschlichen Größe zu wägen, die düstere Zukunft zu durchdringen, den Menschen jenseits des Grabes zu suchen und den ewigen Geschicken eine unruhige Neugierde zuzuwenden scheint. Ich habe fünfundzwanzig Jahre in der Zurückgezogenheit zugebracht, in der Lectüre, im Studium der besten Bücher über die Moral, die Philosophie und die Politik, um die besten Folgerungen aus denselben zu ziehen. In acht Bänden metaphysischer Forschungen, in zwanzig Bänden Entdeckungen im Reiche der Naturwissenschaften habe ich bei meinen Arbeiten einen aufrichtigen Wunsch, der Menschheit nützlich zu sein, eine heilige Achtung für die Wahrheit, das Bewußtsein der Schranken der menschlichen Weisheit bekundet. Die Marktschreier der wissenschaftlichen Körperschaft, die d'Alembert, die Condorcet, die Laplace, die Lalande, die Monge, die Lavoisier, wollten allein auf der Höhe stehen. Ich konnte es nicht einmal dahin bringen, daß die Titel meiner Werke ausge-

Geständnisse. — Jugend. — Eitelkeit, — Selbstüberschätzung. — Neid auf große Männer.

sprochen wurden. Seit fünf Jahren seufzte ich unter dieser feigen Niederdrückung, als die Revolution sich durch die Einberufung der Reichsstände ankündete. Ich sah bald, wie weit die Dinge kommen würden, und ich begann neu zu athmen in der Hoffnung, die Menschheit endlich gerächt zu sehen, zur Brechung ihrer Ketten mitzuwirken und meinen wahren Platz einzunehmen."

Diese Stelle kennzeichnet die maßlose Selbstüberschätzung des Mannes. Ehrgeizig ohne Gleichen, suchte Marat als Naturforscher, dann als Romanschreiber, endlich als Philosoph und Staatsmann Aufsehen zu erregen. Er war weder ein Naturforscher, noch ein Dichter, noch ein Philosoph, noch ein Staatsmann, wohl aber eingebildet wie ein Narr und in sich selbst verliebt ohne Gleichen. Er war ohne eigentliches Talent, ohne sicheres Urtheil, ein mittelmäßiger Kopf: er glaubte aber, er sei ein Genie. Er war ein sittlich verkommener, durch Ausschweifung zu Grunde gerichteter, mit einer schändlichen Krankheit behafteter Mann, hielt sich aber für einen Engel an Tugend. Wer ihn nicht anerkannte, von dem glaubte er, er beneide ihn und sei gegen ihn verschworen. Es gibt keinen größeren Selbstprahler. Er nannte sich einen großen Entdecker, was aber in seinen Werken gesund ist, das ist abgeschrieben, und was ihm eigen ist, ist gelehrte Thorheit. Die großen Entdecker seiner Zeit hat er nicht verstanden, wohl aber geschmäht, und daß sie ihn verlachten und verhöhnten, erklärte er für bloßen Neid. Die Akademiker waren gegen ihn verschworen, wie er behauptete; auch die Aerzte waren gegen seine Quacksalbereimittel; dann waren die Staatsmänner gegen seine politischen Theorien verschworen; alle seine Gegner und deren waren unzählige — seien nur Tröpfe, Quacksalber und Abschreiber. Unsterblich, aber zutreffend hat ihn Taine gebrandmarkt mit den Worten: „Das größte Ungeheuer ist Marat. Sein Geisteszustand grenzt an Wahnsinn; sein Wesen zeigt die Hauptzüge des Wahnsinns: die wüthende Ueberspanntheit, die unablässige Ueberreiztheit, die fieberische Thätigkeit, die unversiegbare Schreibseligkeit, die Unwillkürlichkeit des Denkens und den Starrkrampf des Willens unter dem Zwang und dem Druck einer fixen Idee. Auch an den üblichen physischen Symptomen fehlt es nicht, denn Marat leidet an Schlaflosigkeit; seine Gesichtsfarbe ist bleiern, sein Blut siedet, seine Unreinlichkeit ist groß und während der letzten fünf Monate seines Lebens wird er am ganzen Leibe von juckenden Flechten geplagt. Aus heterogenen Rassen hervorgegangen und gemischtem, durch tiefgehende moralische Umwälzungen getrübtem Blute entstammend, trägt er einen seltsamen Keim in sich: körperlich ist er ein Krüppel, moralisch ein Prätendent, der die größten Rollen beansprucht." — Vergebens. Er blieb arm und war froh, als er die Stelle eines Thierarztes beim Grafen Artois erhielt. Die Männer vom Fache verhöhnten ihn. Da warf er sich auf die Staatskunst: mit einem Haß gegen die höheren Klassen, in die er sich mit seiner Armuth, seiner Häßlichkeit, seiner anmaßenden Formlosigkeit nie hatte eindrängen können, griff er die Frage des Tages am heiklichsten Punkte auf, nicht am Streit des Ranges der Stände, sondern des Besitzes. Für ihn gab es nicht Adelige, nicht Bürger, nicht Arbeiter, sondern nur Reiche und Arme. Am 24. Juni veröffentlichte er an die Reichsstände eine „Bittschrift Derer, welche Nichts haben, an Diejenigen, welche Alles besitzen",[1]) worin er den dritten Stand daran erinnerte, daß neben ihm Millionen leben, die keinen Antheil an den Wohlthaten der Revolution haben, weil die Freiheit für Den, welcher gar Nichts hat, bedeutungslos werde. „Ihr

Ehrsucht

bei wenig Talent.

Verfolgungswahn.

Taine.

Communismus.

---

[1]) Supplique aux Pères Conscrits de ceux qui n'ont rien contre ceux qu' ont tout.

stellt das Eigenthum unter den Schutz der Gesetze — aber was soll das für Den bedeuten, welcher kein Eigenthum besitzt, welcher kein Interesse zu vertheidigen hat?" — In einem „Aufruf an das Volk" [1]) warnte er am 1. Juli vor den Ministern, die gerne einen Aufstand ausbrechen sehen würden, um dann das Volk niederzukartätschen. Ruhig solle man aushalten, bis das Maß ihrer Sünden voll sei und der Tag der Rache komme. Ein Aufruhr jetzt würde nur den Angriff der Soldatesca auf das arme hungernde Volk rechtfertigen, Ströme von Blut und alle Schrecken des Bürgerkrieges und ein gewaltsames Ende der Nationalversammlung wären die nächsten Folgen davon, und die große, die würdige französische Revolution wäre nutzlos vorüber gegangen.[2]) — Wenige Wochen später hielt Marat die Revolution
Blutgier schon für gesichert, da der König ohnmächtig sei, verlangte aber schon Opfer unter den vermeintlichen Vorkämpfern der Freiheit, die ihm nicht weit genug gingen, und forderte 800 Galgen bei den Tuilerien, daran man die Verräther aufhänge, namentlich Mirabeau.

Es muß in der Unordnung schon weit gekommen sein, wenn selbst ein Mann wie Marat zur Ordnung mahnen muß, damit die glorreiche Revolu-
Zustände tion nicht von den lauernden Feinden überwältigt werde. Es gab damals in Paris, wie in ganz Frankreich, keine Sicherheit mehr, die ganze Nation war in wilder Gährung. Das Evangelium Rousseaus vom „Gesellschaftsvertrag" hat gewirkt, Niemand will mehr gehorchen, Alle wollen den Staat ordnen, Jeder macht Anforderungen an die Gesammtheit, Keiner zunächst an sich selbst. Nicht das Volk gehorcht mehr der Obrigkeit, sondern die Obrigkeit soll dem Volke gehorchen. Ganz Frankreich ist ein vom Sturm der Leidenschaften gepeitschtes Meer, das Schiff der Regierung schwankt steuerlos hin und her. Die wilden Mächte sind entfesselt, die catilinarischen Existenzen haben ihren Feiertag. Wo die Beamten nicht gehorchen, behandelt man sie mit Fäusten, mit Fußtritten, oder wirft gar den Strick um ihren Hals: allgemeine Gleichheit müsse herrschen, die Zeit der vornehmen Herren sei jetzt vorüber. Steuern will Niemand mehr bezahlen, dem Besitz wird der Krieg erklärt. Jede Landschaft, jede Stadt, jedes Dorf ist der Schauplatz der Gewaltthaten. Auf allen Straßen sieht man Banden zerlumpter Gesellen. Nach der Hauptstadt drängen vor allen die wilden Rotten. Wehe dem, der nicht thut, was sie wollen, oder der im Verdacht ist, gegen die Rechte des dritten Standes zu sein. In Paris
Reveillon. wurde dem Buntpapierfabrikanten Reveillon, der übrigens väterlich für seine Arbeiter sorgte, nur nachgeredet, er habe erklärt, ein Arbeiter sammt Frau und Kindern könne mit 15 Sous täglich leben, und die Menge erstürmte dafür 25. April 1789 sein Haus, verwüstete Alles, was sie nicht forttragen konnte. Aehnliche Dinge wurden aus allen Städten berichtet. Das eiserne Band, welches sonst das Ganze zusammenhielt, ist gebrochen, die Armee sympathisirt mit dem Pöbel. Die Regierung hat keine Gewalt mehr gegen die wilde Menge. —

[1]) Avis au peuple ou les ministres devoilés.
[2]) Buchez et Roux, Hist. parlem., II, p. 37—38.

Am 23. Juni verweigerten zwei Abtheilungen der französischen Garde in Paris den Dienst, sie wurden deßhalb in die Kaserne consignirt. Am 25. Juni zogen sie deßungeachtet in zwei Reihen, die Unterofficiere an der Spitze, durch die Straßen nach dem Palais Royal, unter dem Rufe: „Es lebe der dritte Stand, es lebe die Nation!" [1]) Sie wurden mit Jubel aufgenommen und bewirthet. Das hieß man mit dem Volke fraternisiren. Fortan zogen sie jeden Abend in gleicher Weise aus der Kaserne zum Palais Royal; dort harrten ihrer Speisen, Weine und Mädchen. Am 30. Juni ward dort unter die Menge ein Brief geworfen — geschrieben im Namen von elf Soldaten der französischen Garden, welche als Mitglieder geheimer Gesellschaften von ihren Officieren in der Abtei in der Vorstadt Saint-Germain eingesperrt waren und meldeten, daß sie noch in dieser Nacht wie gemeine Verbrecher nach Bicêtre gebracht werden sollten. Ein junger Mann sprang auf einen Stuhl und rief: „Meine Herren! Die tapferen Soldaten, welche in Versailles das Blut unserer Mitbürger geschont haben, werden in der Abtei dafür gefangen gehalten. Wohlan, wir wollen sie frei machen!" — „Auf nach der Abtei!" schrieen die Zuhörer. Soldaten, die zuhörten, boten ihre Dienste an, doch die jungen Männer lehnten dankend ab und brachen auf. Je weiter der Haufe kam, um so größer wurde er; Spaziergänger schlossen sich an, wie Arbeiter mit eisernen Werkzeugen; als er zur Abtei kam, waren ihrer vier Tausend. Das äußere Thor ward bald durchbrochen, Aexte und eiserne Stangen öffneten auch das innere. Um acht Uhr waren die Gefangenen frei. Zwar sprengten Dragoner und Husaren zum Schutze des Gefängnisses heran, allein das Volk fiel in die Zügel und die Reiter steckten den Säbel in die Scheide, die Dragoner zogen sogar zum Zeichen des Friedens den Helm ab; man brachte ihnen Wein und sie tranken auf die Gesundheit der Nation und des Königs. Man führte dann nicht bloß die Elf, sondern alle Gefangenen in das Palais Royal. Einen alten Soldaten, welcher von der langen Haft geschwollene Beine hatte, legte man auf einen Teppich und Bürger trugen ihn. „Ach, Bürger, ich sterbe von so vieler Güte!" rief er in Einemfort. Im Garten des Palais Royal wurde dann den Befreiten ein Essen gegeben und im Saale des nahen Theaters wurden Betten für sie aufgestellt. Dort brachten sie die Nacht zu, während Bürger zu ihrem Schutze wachten. Die ganze Nacht hindurch war die Straße, wo das Gefängniß lag, beleuchtet und Bürger und Dragoner lustwandelten Arm in Arm und riefen: „Es lebe die Nation!" Das Alles ging in größter Ruhe vor sich, kein Tropfen Blut wurde vergossen; ja als ruchbar wurde, einer der Befreiten sei ein Verbrecher, brachten ihn die Bürger in das Gefängniß zurück, denn sie wollten nur das Unglück, nicht aber das Verbrechen beschützen. Am nächsten Tage wurden die Schützlinge in einem Gasthof untergebracht. Zugleich ging eine Gesandtschaft nach Versailles, um die Verwendung der **Nationalversammlung** für sie anzurufen. Dort aber sah man die Sache ernster an und fürchtete in die Rechte der vollziehenden Gewalt einzugreifen, und sandte eine Botschaft, den Erzbischof von Paris an der Spitze, zum Könige und bat ihn, bei Wiederherstellung der Ordnung die seinem Herzen angeborene Güte und Milde anzuwenden, und erließ zu gleicher Zeit einen Aufruf an die Pariser, zur Ruhe und Ordnung zurückzukehren, die allein Frankreichs Heil sichern könnten; die Nationalversammlung selber hege die tiefste Ehrfurcht vor der königlichen Gewalt, von der allein die Sicherheit des Reiches abhänge! Der König antwortete: „Ihr Beschluß ist sehr weise; ich billige die An-

Auflösung im Heere. Palais Royal. Gefangene Garden, von Bürgern befreit, verpflegt. Nationalversammlung.

[1]) „Vive le tiers! vive la nation!" **Buchez et Roux**, l. c. II, p. 31.

ordnungen der Versammlung, und so lange sie fortfährt mir Beweise des Vertrauens zu geben, wird, wie ich hoffe, Alles gut gehen. Die Befreiten mußten nun in das Gefängniß zurückkehren, erhielten aber dort am nächsten Tage Begnadigung. Der Oberst des Regiments gab jedoch seine Stelle auf und war in keiner Weise zu bewegen, sie wieder anzunehmen.

Begnadigung.

Das Heer abtrünnig.

Also Bürger, nicht bloß Pöbel, unterstützten die Meuterer, und die Reiterei, welche die Empörung verhindern sollte, half mit! Die Artillerie geht in Revolutionen meist voran, so auch in Frankreich: auch ein Artillerieregiment fraternisirte mit den Patrioten im Palais Royal, nachdem es die Schildwachen überwältigt hatte. Die Dragoner erklärten dem Officier, welcher sie nach Versailles führen sollte: „Sagen Sie den Ministern, daß wir den ersten Schuß auf sie abfeuern, wenn man uns befehlen will gegen unsere Mitbürger zu kämpfen.“ — Als in Bethune in einem Auflauf wegen der Hungersnoth die Soldaten auf das Volk Feuer geben sollten, setzten sie das Gewehr bei Fuß. Je ein Bürger nahm dann einen Soldaten am Arm und führte ihn in sein Haus zur Tafel und gab ihm Wohnung. Man that noch mehr: die ganze Bürgerschaft schoß zusammen, um dem Regimente, so lange es in Bethune läge, eine höhere Löhnung auszuzahlen. Aehnliches zeigte sich in anderen Städten. So verbrüderten sich Bürger und Soldaten und fiel die Armee vom Könige ab.[1]) —

Bedenken des Königs.

Sicher waren diese Vorgänge sehr ernster Natur. Der König wurde besorgt, daß er zu Vieles zugestanden, daß er zu nachgiebig sei, und wurde nachgiebiger gegen die Vorstellungen seiner Umgebung. Körperschaften, die ein altes Leben und eine Macht haben, wie der Adel Frankreichs, erliegen nicht auf einen Schlag. Mehr und mehr machte sich der Gedanke geltend, daß man das Schwert habe, um es im Nothfalle zu ziehen, daß es ganz breche, wenn man es nicht gebrauche, und daß Frankreich sich zersetze, wenn man nicht Ernst mache. Mit Necker war der König unzufrieden, er hatte ihm zu viel und zu wenig gethan, er hatte zu wenig Einfluß auf die Nationalversammlung und auf das Volk; er war nicht mehr der Mann des Vertrauens.[2])

Necker wankt.

Broglie.

Der alte Broglie, aus dem siebenjährigen Kriege her den Soldaten leidlich bekannt, damals der berühmteste unter den alten Kriegern Frankreichs, wurde zum Heerführer von 30.000 Mann ernannt, die heranzogen. Der König sagte zu ihm: „Marschall, Sie sind gekommen einem Könige beizustehen, der keine Armee

[1]) Buchez et Roux. l. c. II, p. 33–35.

[2]) Neckers Tochter klagt (Considérations, p. 235): „Der Thron war ohne Zweifel erschüttert, aber es war noch möglich, ihn von Neuem zu befestigen, indem man vor Allem einen Aufstand vermied, weil dieser Aufstand über die Mittel, so der Regierung zum Widerstand noch blieben, siegen mußte. Doch die schlechten Erfolge des 23. Juni entmuthigten Jene nicht, welche sie herbeigeführt hatten, und während man Necker die äußeren Angelegenheiten leiten ließ, rieth derselbe geheime Ausschuß dem König, sich zu stellen, als ob er in Alles willige, bis die deutschen Truppen unter dem Oberbefehl Broglies bei Paris beisammen wären. Man hütete sich wohl Necker zu gestehen, daß sie die Nationalversammlung sprengen sollten: man nahm die Unruhen in Paris zum Vorwand. Necker kannte aber das eigentliche Ziel ganz gut. Der Hof wollte in Compiègne Jene von den drei Ständen versammeln, welche keine Anhänger der Neuerungen wären, rasch von ihnen die Bewilligung der nöthigen Steuern und Anleihen erwirken und sie dann verabschieden. Necker wollte man entlassen, sobald die nöthige Truppenanzahl beisammen wäre.“

und kein Geld mehr hat, denn ich kann es Ihnen nicht verhehlen, daß der Geist des Aufruhrs große Fortschritte in meinem Heere gemacht hat. Meine letzte Hoffnung liegt in Ihrer Ehre, in Ihrer Treue. Sie werden die theuersten Wünsche meines Herzens erfüllen, wenn sie ohne Gewaltthat, ohne Blutvergießen die Absichten Jener vereiteln, welche den Thron bedrohen und welche in kurzer Zeit mein Volk ins Unglück bringen würden." Der Marschall machte sich für die Sicherheit in der Hauptstadt verantwortlich und ernannte einen zahlreichen Generalstab, dessen herausforderndes Benehmen nicht wenig dazu beitrug, Befürchtungen zu erwecken und zum Widerstand zu reizen. Paris gewann ein kriegerisches Aussehen, Versailles war von Truppen umringt. Aber auch das Volk rüstete, der Bürgerkrieg nahte, die Lage wurde mit jeder Stunde drohender.

Da griff Mirabeau ein: er meinte, die Dinge wendeten sich zum Verderben Frankreichs, und man dürfe die einzigen Mittel, es zu retten, nicht einen Augenblick versäumen; man schmeichle sich vergebens, die Versammlung durch Gewalt zu unterjochen oder sie mit Neckers hohlen und schwulstigen Phrasen zu beschwichtigen. Der König müsse mit der Nationalversammlung Hand in Hand gehen und sich aus den Mitgliedern, welche stark genug seien, die Versammlung zu leiten, eine Partei, ein Ministerium bilden.[1]) Mirabeau

In diesem Sinne beantragte er am 8. Juli eine Adresse an den König wegen Entfernung dieser Truppen. „Bereits sind 35.000 Mann zwischen Paris und Versailles aufgestellt und 20.000 werden noch erwartet. Züge Geschütz rücken heran, man bezeichnet den Platz für Batterien, bemächtigt sich aller Durchgänge und verwandelt unsere Wege, unsere Brücken, unsere Spaziergänge in militärische Posten. Offenkundige Ereignisse, verborgene Thatsachen, heimliche Befehle, eilfertige Gegenbefehle, kurz, kriegerische Vorkehrungen aller Art fesseln die Blicke und erfüllen alle Gemüther mit Unwillen. Also war es nicht genug das Heiligthum der Freiheit von Soldaten entweihen zu lassen! nicht genug das unerhörte Schauspiel einer Nationalversammlung darzubieten, die an militärische Ordnung gebunden, einer bewaffneten Macht unterworfen ist! nicht genug diesen Frevel durch alle Rücksichtslosigkeit, durch alle Plumpheit orientalischer Parteiwillkür zu steigern! Man mußte vielmehr den ganzen Prunk des Despotismus entfalten und der Nation an dem Tage, wo der König sie selber zusammenberufen, um ihren Rath und ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen, einen größeren Haufen Soldaten zeigen, als man vielleicht einem feindlichen Einfalle entgegenzustellen oder zur Unterstützung eines befreundeten Staates gegen Märtyrer der Treue aufzubieten hätte . . . Nicht bloß für uns, auch für den König wäre es schicklich, gerecht, nothwendig und wichtig, daß man uns mit Anstand behandelte."[2]) beantragt eine Adresse

In der Adresse selber, die als Meisterstück der französischen Sprache und der politischen Beredsamkeit gilt, bat er nicht nur um Entfernung der Truppen, sondern auch um Errichtung von Bürgerwehren in Paris und in Versailles.[3])

---

[1]) Briefwechsel zwischen dem Grafen Mirabeau und dem Fürsten Arenberg I, S. 80. — Memoiren Mirabeaus, VII, S. 65—67.

[2]) Buchez et Roux, Hist. parlem., II, p. 44.

[3]) Die Adresse war nicht ganz sein Werk. Er lebte nämlich damals in vertrautem Umgang mit drei durch Talent und Geist ausgezeichneten, aber sehr republikanisch gesinnten

Lafayette Lafayette, der hier seine Jungfernrede hielt, unterstützte diesen Antrag. Die Berathung währte nicht lange, fast einstimmig ward, mit Weglassung der Stelle über die Bürgerwehr, die Adresse angenommen. „Sie haben uns berufen", heißt es darin, „im Verein mit Ihnen die Verfassung zu begründen, die Wiedergeburt des Reiches zu bewerkstelligen; die Nationalversammlung aber erklärt Ihnen hiemit aufs Feierlichste, daß Ihre Wünsche Erfüllung finden, Ihre Zusagen nicht vergeblich seien und keine Ränke, keine Schwierigkeiten, keine Schrecknisse ihren Gang aufhalten, ihren Muth einschüchtern werden. — Worin besteht also die Gefahr, die Ihr von den Truppen erwartet? werden unsere arglistigen Gegner fragen. —
Adresse. Die Gefahr, Sire, ist dringend, allgemein, größer, als menschliche Klugheit zu berechnen vermag. Sie droht von Seite der Bevölkerung der Provinzen. Bangt ihr einmal um unsere Freiheit, so kennen wir keine Schranke mehr, die sie zurückhalten kann. Schon die Entfernung vergrößert und übertreibt Alles, verdoppelt die Angst, verbittert und verschlimmert sie. — Die Gefahr droht von der Hauptstadt her. Mit welchen Gefühlen wird das Volk, vom Mangel bedrängt und von den schrecklichsten Besorgnissen gefoltert, sich den Rest seiner Nahrung von einer drohenden Schaar Soldaten streitig gemacht sehen! Die Gegenwart der Truppen wird aufregen, sie wird Zusammenrottungen, sie wird eine allgemeine Gährung bewirken, und die erste Gewaltthat, unter dem Vorwande polizeilichen Einschreitens begangen, kann eine Reihe entsetzlicher Unfälle herbeiführen. — Die Gefahr droht von den Truppen. Französische Soldaten, dem Mittelpunkt der Streitigkeiten genähert, an den Leidenschaften wie an den Interessen des Volkes theilnehmend, können vergessen, daß ein Vertrag sie zu Soldaten machte, um sich zu erinnern, daß die Natur sie zu Menschen schuf. — Die Gefahr, Sire, bedroht die Arbeiten, die unsere erste Pflicht sind und nur dann vollständigen und wahrhaft dauernden Erfolg haben können, wenn das Volk dabei auch nicht die leiseste Spur eines Zwanges bemerkt. Leidenschaftliche Aufwallungen wirken überdies ansteckend; wir sind nicht mehr als Menschen: Mißtrauen in uns selber, Furcht, der Schwäche geziehen zu werden, können uns über das Ziel fortreißen; man wird mit ungestümen maßlosen Zumuthungen auf uns einstürmen — vernünftige Besonnenheit, weise Ruhe können sich aber im Getümmel des Aufruhrs und zuchtloser Verwirrung nicht Gehör verschaffen. — Ja die Gefahr, Sire, ist noch schrecklicher und Sie können den Umfang derselben aus den Besorgnissen ermessen, die uns zu Ihnen führen. Große Umwälzungen entsprangen aus viel geringfügigeren Ursachen und mehr als ein den Völkern verderbliches Unternehmen kündigte sich durch weniger schlimme und furchtbare Vorzeichen an. — Sire, wir beschwören Sie im Namen des Vaterlandes, wir beschwören Sie bei Ihrem Heile und Ruhm, schicken Sie Ihre Soldaten dorthin zurück, von wo Ihre Rathgeber sie herbeirufen; entfernen Sie dieses Geschütz, das unsere Grenzen decken soll; entfernen Sie namentlich die fremden Truppen, diese Verbündeten der Nation, die wir besolden, damit sie

Genfern. Zwei derselben hatten ihr Vermögen in England und bezogen von dort Pensionen; der eine — Dumont — redigirte die Adresse, zu welcher Mirabeau im Gespräch mit ihm die Hauptgedanken angegeben hatte und der er nachher durch einige Aenderungen und Zusätze sein Gepräge aufdrückte. Der zweite Genfer, Clavière, wurde später unter den Girondisten Finanzminister. Der dritte, Duroverai, war ein Mann von wunderbarer Thätigkeit, der überall hinging und in Paris sich mit Allem, was man sagte und that, bekannt machte; kam er dann zurück, so schmeichelte er Mirabeau durch die Erzählung des Lobes, das er in öffentlichen Versammlungen und unter dem Volke über ihn gehört hatte. Dadurch gewann Mirabeau Vertrauen zu seiner Popularität, die er selber unermeßlich nannte.

unsern Herd vertheidigen, nicht aber daß sie ihn bedrohen. Euere Majestät bedarf derselben nicht: was brauchte wohl ein Monarch, angebetet von fünfundzwanzig Millionen Franzosen, schwere Kosten aufzuwenden, um einige Tausend Fremdlinge um seinen Thron zu schaaren. — Lassen Sie, Sire, sich von Ihren Kindern umgeben, deren Liebe sich zum Schutze dienen! Die Abgeordneten der Nation sind berufen, mit Ihnen vereint die erhabenen Rechte des Königthums auf der unerschütterlichen Grundlage der Volksfreiheit aufzustellen; würden Sie jedoch dieselben, wenn sie ihre Pflicht erfüllen und den Geboten ihrer Vernunft, dem Drange ihrer Empfindungen folgen, dem Verdachte aussetzen wollen, daß sie nur der Furcht nachgegeben? Die Macht, welche die Stimme aller Herzen Ihnen zuerkennt, ist allein lauter und unwandelbar; sie ist der gerechte Lohn Ihrer Wohlthaten und das unvergängliche Besitzthum der Fürsten, deren Vorbild Sie sein werden." [1])

So die Adresse, welche, die Zukunft entrollend, wie die Stimme einer Kassandra erklang. Gegner fanden darin zu viel Liebe bei so viel Drohung und zu viel Drohung bei so viel Liebe. Drohungen schienen versteckt in Sätzen wie: „Immer bereit Ihnen zu gehorchen, weil Sie im Namen der Gesetze befehlen, widmen wir Ihnen eine ebenso unbegrenzte wie unbefleckte Treue." Lacretelle nennt sie darum den Jargon einer sentimentalen Heuchelei. Kritik.

Am 10. Juni überbrachte eine Deputation die Adresse dem Könige. Mirabeau war dabei. Er hatte mit der Adresse die Absicht verbunden, die Regierung zu zwingen sich offen über die beabsichtigten Maßregeln auszusprechen. Dies wurde jedoch nicht erreicht. Die Antwort des Königs war ausweichend und kalt: [2]) Antwort des Königs.

„Jederman kennt die Unordnungen und ärgerlichen Auftritte, die sich in Paris und Versailles unter meiner und der Reichsstände Augen wiederholt haben; es ist nöthig, daß ich endlich von dem in meiner Macht stehenden Mitteln Gebrauch mache, um in der Hauptstadt und ihrer Umgebung die Ordnung wieder herzustellen und aufrecht zu erhalten, denn es ist eine meiner ersten Pflichten, für die öffentliche Sicherheit zu sorgen; das sind die Gründe, die mir geboten Truppen um Paris zusammenzuziehen. Sie können den Reichsständen die Versicherung geben, daß sie bloß dazu bestimmt sind, neuen Unordnungen vorzubeugen, die Ruhe und die Anwendung der Gesetze aufrecht zu erhalten und selbst die Freiheit zu sichern und zu beschützen, welche in Ihren Berathungen herrschen muß. Jede Art von Zwang muß da verbannt sein, jede Sorge vor Lärm und Gewaltthat muß ferngehalten werden. Nur Uebelgesinnte konnten meine Völker über die wahren Gründe der von mir ergriffenen Vorsichtsmaßregeln irreführen. Ich war immer bestrebt das zu thun, was sie glücklich machen kann, und hatte immer Grund, ihrer Liebe und Treue versichert zu sein. Wenn jedoch die durch die Nothwendigkeit gebotene Anwesenheit der Truppen in der Umgebung von Paris noch ferner Argwohn erregen sollte, so wäre ich bereit, auf den Wunsch der Reichsstände, sie nach Noyon oder Soissons zu verlegen und mich selber nach Compiègne zu begeben, um die Verbindung zu erhalten, welche zwischen mir und der Nationalversammlung bestehen muß." —

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. II, p. 53—56. — Die Adresse ist auch vollständig in den Memoiren Mirabeaus, VII, S. 66—69.

[2]) Buchez et Roux, l. c. II, p. 74—75.

Die Nationalversammlung. Mirabeau. Diese Antwort erregte Murren in der Versammlung. Graf Crillon sprach: „Der König hat sein Wort gegeben, daß er diese Truppen nur zu unserer und der Hauptstadt Sicherung bestimmt hat, und das Wort eines Ehrenmannes ist ein unübersteigliches Bollwerk." Doch Mirabeau entgegnete: „Ohne Zweifel verdient das Wort eines Königs das größte Vertrauen, wir alle sind es seiner bewährten Güte schuldig, wir können uns auf seine Tugenden verlassen. Allein das Wort eines Königs ist eine schlechte Gewähr für die Handlungsweise seines Ministeriums, das ihn fortwährend hintergeht. Wir wissen alle, daß wir mit größerer Zurückhaltung beklagenswerthe Unordnungen vermieden hätten; wir wissen alle, daß das herkömmliche Vertrauen der Franzosen auf ihren König weniger eine Tugend, als ein Laster ist, namentlich wenn es sich auf alle Zweige der Verwaltung ausdehnt. In der That, wer von uns weiß nicht, daß unsere blinde und immerdar rege Unbesonnenheit es war, die uns von Jahrhundert zu Jahrhundert und von einer Verwirrung zur anderen bis an den Rand dieses Abgrundes geführt hat, an welchem wir jetzt stehen, und der uns endlich die Augen öffnen sollte, wenn wir nicht bis ans Ende der Zeiten immerdar störrige und geknechtete Kinder sein wollen.[1]) Die Antwort des Königs lautet geradezu abschlägig. Das Ministerium hat uns bloß beschwichtigen wollen: wir müssen es aber enttäuschen. — Wir werden nicht verlangen, nach Noyon oder nach Soissons zu kommen. Wir wollen nicht den Truppen entfliehen, sondern daß die Truppen von der Hauptstadt wegziehen." Die Versammlung faßte jedoch keinen neuen Beschluß, wenn sie auch vom Zauber seines Wortes ergriffen war.[2]) Mirabeau war ihr Führer, die Kraft ging von ihm aus. Bailly sagt von ihm: „Seine Haupteigenschaft war Kühnheit, sie stärkte, sie lenkte sein Talent, sie brachte es zu vollständiger Entwicklung. Wie auch sein sittlicher Charakter beschaffen gewesen sein mag, er erhob und läuterte sich mit den Umständen, und dann trug ihn sein Genie auf die Höhe des Muthes und der Tugend empor."

Die Entlassung Neckers führt zu Unruhen in Paris.

Necker entlassen, Indeß nahmen die Ereignisse einen schnellen Verlauf. Im Ministerrath am 11. Juli schien der König ungewöhnlich aufgeregt — man sah ihm die innere Unruhe an. Abends erhielt Necker, als er bei der Tafel saß, ein Schreiben, worin ihn Ludwig XVI. bat, sein Wort zu halten, sogleich abzureisen, aber auch möglichst geheim sich zu entfernen; er, der König, der ihn nicht mehr halten könne, rechne auf ihn.

reist nach der Schweiz. Necker hatte nämlich früher dem König erklärt, daß er in Ergebenheit sich zurückziehen wolle, wenn er mit seinen Diensten nicht mehr zufrieden sei, und der König darauf erwidert, er werde ihn beim Wort nehmen. Necker that, wie er versprochen, sein Gesicht verrieth den Gästen Nichts vom Inhalt des Schreibens. Nach der Tafel lud er seine Gattin zu einer Spazierfahrt ein, nahm in der nächsten Station Extrapost und war schon bei Brüssel, als man in Paris erst erfuhr, daß er entlassen sei. Nicht einmal seiner Tochter hatte er seinen Fall und seine Flucht mitgetheilt. Mit Necker wurden La Lucerne, Montmorin und

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. II, p, 75—76.
[2]) Ibid., II, p. 77—81.

Saint-Priest entlassen. Dagegen wurde Breteuil erster Minister, Broglie bekam den Krieg, La Vauguyon die auswärtigen Angelegenheiten, Foulon die Marine — insgesammt Männer der alten Richtung. Broglie trug ungeschickt seine Befürchtung für das Leben des Königs offen zur Schau, hatte seinen Generalstab, ließ eine Ordre de bataille entwerfen, wie wenn er schon am nächsten Tage eine große Schlacht schlagen müßte. Als Besenval ihn mahnte, ruhiger und klüger vorzugehen, zeigte er große Entrüstung darüber.[1]) Als Haupt Derer, welche zum offenen Krieg drängten, galt des Königs jüngster Bruder, der schöne Graf von Artois; an ihn wandten sich immer die Edelleute mit ihren Befürchtungen, daß durch die stete Nachgiebigkeit des Königs Frankreich zu Grunde gehe. Noch am Abend vor Neckers Entlassung hatte er diesem bei einer Begegnung gesagt: „Unglückseliger Fremdling, mache, daß Du in Deine kleine Heimath zurückkommst, oder Du hast es mit mir zu thun!"

Ministerium Breteuil. Broglie. Artois.

Die Abgeordneten versammelten sich am nächsten Morgen früh 7 Uhr. Die Aenderung des Ministeriums erregte Bestürzung, man fühlte, daß jetzt Alles auf der Spitze des Schwertes stehe. Versailles schien in Betrübniß versenkt, der Hof in Schrecken. Man sprach von einem Anmarsch der Pariser. Die Zugänge zum Schlosse wurden mit Truppen besetzt, die Verbindung mit der Hauptstadt unterbrochen, und weder Postboten, noch Fußgänger durchgelassen.

Nationalversammlung.

Mirabeau schreibt: „Der Schrecken, den die geheimnißvolle Haltung des Hofes einflößte, die Stellung der Truppen in Versailles selber, drohende Gewaltmaßregeln, all das versetzte uns in jene unwillkürliche Aufregung, die man beim Annahen der Entscheidung über Rettung oder Untergang des Staates empfindet."

In der Sitzung am 13. wurde die Entlassung des Ministers gemeldet und wie Paris in Unruhe sei. Ein Abgeordneter beklagte, daß von Anfang an die Versammlung nur in der Täuschung und der König im Irrthume sich befunden. Grégoire,[2]) Pfarrer von Embermesnil in Lothringen, sprach in so starken Ausdrücken über die Ränke des Hofes, daß der Vorsitzende, der Erzbischof von Vienne, ihm einen Verweis ertheilte, und Grégoire bedauerte seine allzustarken Ausdrücke, weil sie der Hoheit der Versammlung nicht entsprächen. Ein Bote vom Befehlshaber von Paris brachte die Nachricht, daß die Mauthschranken verbrannt, daß mehr denn 10.000 Pariser unter den Waffen seien.[3])

Grégoire

Die Kammer beschloß, daß die entlassenen Minister die Achtung und das Bedauern der Nation mit sich nehmen und daß die Truppen zu entfernen und die neuen Minister für alles Unglück, das aus ihren Maßregeln entstehe, verantwortlich seien. Unter den Abgeordneten, welche an den König entsendet wurden, war auch Mirabeau, auf den Ludwig XVI. seine Blicke fortwährend[4])

Boten an den König.

---

[1]) So berichtet Besenval in seinen Memoiren.

[2]) Geboren 1750 zu Veho in Lothringen, hatte er sich zuerst durch seine Éloge de la Poésie bemerklich gemacht, dann durch seinen Essai sur la régeneration physique et morale des Juifs. Er war einer der ersten Pfarrer, die 14. Juni zum dritten Stand übergingen. Seiner religiösen Ansicht nach war er Jansenist.

[3]) Buchez et Roux, Hist. parlem., II, p. 82—83.

[4]) So berichtet Barrère, der dabei war, in seinen Memoiren.

geheftet haben soll. Auf die Schilderung der Gefahr und daß die Rückberufung der entlassenen Minister allein sie beschwichtigen könne, und daß die Kammer gerne des Königs Antwort nach Paris überbringe, antwortete Ludwig XVI.: „Es ist meine Sache, die nöthigen Maßregeln anzuordnen. Einige Städte behüten sich selber, Paris vermag dies nicht bei der Größe seiner Ausdehnung. Ich zweifle nicht an der Reinheit Ihrer Absichten, zwischen mir und Paris zu vermitteln; allein Ihre Anwesenheit in Paris würde zu nichts Gutem führen, während sie hier nöthig ist, um die wichtigen Arbeiten, deren Fortsetzung ich Ihnen ans Herze lege, zu fördern." — Diese Antwort ward als unbefriedigend erkannt und die Kammer beschloß, alle Beamten für jeden Angriff auf die Rechte des Hauses und ihrer Beschlüsse verantwortlich zu machen, und erklärte zugleich, die Staatsschuld sei unter dem Schutz der französischen Ehre und Redlichkeit, und keine Gewalt habe das Recht, das ruchlose Wort Staatsbankerott auszusprechen. Um auf der Höhe der Ereignisse zu stehen, beschloß die Kammer ihre Sitzungen nicht zu unterbrechen, bis die Ruhe wieder hergestellt sei. Lafayette ward gewählt zum Vicepräsidenten.

Der König.

Permanenz der Kammer,

deren Haltung.

Mirabeau vergleicht die Abgeordneten mit den römischen Senatoren bei der Ankunft der Gallier. „Wie angstvoll unsere Lage war, läßt sich nicht beschreiben: um unser eigenes Schicksal bekümmert, weil von unserer persönlichen Sicherheit das Heil Frankreichs abhing, und man uns kein Haar krümmen konnte, ohne den Staat in seinen Grundvesten zu erschüttern; von Schrecken ergriffen bei dem Gedanken an die Ereignisse in der Hauptstadt, an die Verwirrung in den Provinzen, an die Hungersnoth, vermochten wir im Hinblick auf so viele Uebel, kaum unsere Fassung zu behaupten. Nie werde ich das traurige Schicksal vergessen: die vom Könige einberufenen Abgeordneten der Nation den quälendsten Bedrängnissen preisgegeben; Greise, die auf Tischen und Teppichen eine Stunde Ruhe suchten; Andere, weniger abgehärtet, auf Bänke hingestreckt; alle für sich und das Vaterland das Schlimmste befürchtend, in banger Erwartung des kommenden Tages." —

Orleans.

Man hatte Kanonendonner von Paris her vernommen. Es war also zur Schlacht gekommen — wer hatte gesiegt? — Briefe, Boten konnten nicht anlangen — so genau war jeder Verkehr unterbrochen. In der Nacht vom 14. auf den 15. wurde beschlossen, der Herzog von Orleans möge vom König Entlassung der Minister und Rückberufung Neckers begehren. Der unentschlossene Mann ging jedoch nur bis zur Thüre des königlichen Cabinets, kehrte dort um und versicherte Ludwig XVI. brieflich seiner Ergebenheit. Das war Feigheit von seiner Seite. Minder bekannt ist ein Fall seiner geistigen Trägheit aus jenen Tagen. Der Herzog fragte die Geister — wie Macbeth — in tiefer Nacht, in Begleitung eines Geistersehers, auf der Ebene von Villeneuve-Saint-Georges. Spukgestalten erschienen, forderten ihn auf, nach dem Höchsten zu streben, und gaben ihm zum Unterpfand seines Glückes einen Ring. Orleans war aber so sehr dem Vergnügen ergeben, daß er selbst um den Preis einer Krone nicht die Unruhe und Mühen ertragen wollte, ohne welche dieselbe nicht zu erringen war.[1] —

---

[1]) Louis Blanc, Révolution française. II, p. 320.

In der Frühe des 15. Juli wußte man in der Nationalversammlung vom Rückzug der Truppen; eine Abordnung an den König ward beschlossen: er möge sich in eigener Person in den Schooß der Nationalversammlung begeben. Nationalversammlung.

Mirabeau rief den Abgeordneten zu: „Sagt dem König, daß die fremden Horden, die uns umzingeln, gestern den Besuch der Prinzen und Prinzessinen, der Günstlinge und Favoritinen erhalten haben und von ihnen mit auffordernden Liebkosungen und Geschenken überhäuft worden sind; sagt ihm, daß diese fremden Söldlinge, trunken von Gold und Wein, die ganze Nacht hindurch in ruchlosen Gesängen die Knechtung Frankreichs verkündet und die Vernichtung der Nationalversammlung herbeigewünscht haben;[1]) sagt ihm, daß in seinem eigenen Palaste die Hofschranzen bei diesen barbarischen Klängen die Tänze aufführten und daß auf ein ähnliches Vorspiel die Bartholomäusnacht folgte ... Sagt ihm, daß jener Heinrich, dessen Andenken die Welt segnet, jener seiner Ahnherren, den er zum Vorbild nehmen wollte, das empörte Paris, das er in eigener Person belagerte, mit Lebensmitteln versah; daß aber seine grausamen Rathgeber dem treuen ausgehungerten Paris die Zufuhr abschneiden." — Diese in der Aufregung gesprochenen Worte hatten eine magnetische Wirkung. So war die Stimmung in der Versammlung, anfangs ängstlich, dann stürmisch erregt. Nur la Rochefoucauld meinte, es sei ungemein schwer, durch ein solches Thor zur wahren Freiheit zu gelangen. Mirabeau.

Am Hof war die Stimmung Anfangs freudig, dann schmerzlich erregt. Einige riethen, der König solle sich nach Metz begeben. Der König.

Doch was geschah in Paris, das so mächtige Schatten warf auf den König wie auf die Nationalversammlung?

Die Hauptstadt war erregt. Manche behaupten, schon vor der Entlassung Neckers sei ein Aufstand geplant worden. Gewiß, Alles was eine große Revolution bedingt, war vorhanden — alte Zustände und neue Lehren, welche sie verhaßt machen, Aufhören jeder Autorität und eine Freiheit als Feldgeschrei, die eigentlich Zügellosigkeit war, Zusammendrängen der Bevölkerung und Hunger- und Nothzustände. Einer erhitzte den Andern, Keiner wollte dem Andern gehorchen. Aufregende Gerüchte schwirrten schon mehrere Tage durch die Stadt, man ahnte irgend eine große Begebenheit, Pulvergeruch war in der Luft. — Paris.

„Am 13. Juli 1788 war der entsetzliche Hagelschlag, der halb Frankreich verheerte und die Hungersnoth veranlaßte, die jetzt das Volk quälte; was geschehen wird am 13. Juli 1789, wird noch viel ärger sein", hieß es.[2]) — Dazu kam trockenes Wetter, die Sonne brannte heiß auf die schon erhitzten Köpfe Sonntag den 12. Juli. Im Palais Royal war immer das Neueste zu hören, dahin drängt sich jetzt die Menge wie nie. Viele klettern auf die Bäume, um nur Platz zu finden. Um halb zwölf verbreitet sich die Nachricht, Necker sei entlassen; der sie zuerst bringt, wird beinahe zerrissen. Man will es nicht glauben, doch bald kommen nähere, 12. Juli. Palais Royal.

---

[1]) Memoiren Mirabeaus, VII, S. 73—74. Anspielung auf eine Orgie im Regiment Nassau.

[2]) Buchez et Roux, l. c. II, p. 81 ff.

bestimmtere Nachrichten, die es gewiß machen — da ertönt ein Schrei der Wuth: „zu den Waffen!!" In diesem Augenblicke springt ein junger Mann mit schwarzen, vor Wuth funkelnden Augen aus dem Café Foy auf einen Tisch, eine Pistole in der Hand, und ruft: „Zu den Waffen, Bürger! Es ist kein Augenblick zu verlieren.[1]) Ich komme soeben von Versailles. Necker, dessen Beibehaltung die ganze Nation wünschte, ist entlassen. Diese Verabschiedung ist die Sturmglocke einer neuen Bartholomäusnacht: heute Nacht werden alle Schweizer- und deutschen Bataillone vom Marsfelde in die Stadt dringen, um uns zu erwürgen. Sollen wir uns wie Schafe hinschlachten lassen? Nein! Die Stunde der Entscheidung ist gekommen, Es gibt für uns nur ein Mittel: — zu den Waffen!" — Und aus tausend Kehlen antwortet der Ruf: „Zu den Waffen!" — und aus den Augen flammt die Wuth des Kampfes. „Ja, Freunde", fährt der Redner fort — es ist Camille Desmoulins, der mit diesem Rufe, bei dem er vor Erregung nicht stammelte, in die Geschichte eintrat und von da an der erste Apostel der Freiheit hieß — „ja, zu den Waffen! — aber wir müssen ein Erkennungszeichen haben, um das wir uns sammeln — eine Cocarde! Wollt Ihr blau — des Cincinnatus, die Farbe der Freiheit Amerikas und der Demokratie? oder grün — die Farbe der Hoffnung?" — „grün, grün!" schreit die Menge, „gebt grün!" er brach ein Blatt vom Lindenbaum über ihm. — Im Augenblicke stecken sich Tausende und Tausende grüne Blätter an den Hut und die Bäume in dem Palais Royal sind schnell geleert, als wäre eine Heuschreckenschaar darüber her. Camille steigt vom Tisch, von Thränen benetzt, von Umarmungen fast erdrückt; man reicht ihm ein grünes Band, er steckt es an seinen Hut. Bald halten Frauen Jeden an, der keine Cocarde am Hute trägt, und drängen ihm eine auf. Camille zieht eine Pistole aus der Tasche und ruft: „Freunde, die Polizei ist da und spionirt mich aus. Ja, ich rufe meine Freunde zur Freiheit auf. Lebendig werde ich nicht in ihre Hände fallen. Mögen alle guten Bürger meinem Beispiele folgen! Zu den Waffen!" und geht, von der Menge geleitet, nach den Boulevards. Die Menge liebt aber immerdar äußere Zeichen für ihre innere Bewegung. Viele eilen in den Kunstladen von Curtius und holen die Büsten von Necker und Orleans — sie werden mit Trauerflor umwunden und durch die Straßen getragen. Immer Mehrere schließen sich dem Zuge an. „Keine Lustbarkeit!" ertönt der Ruf, „schließt die Theater und Tanzsäle." Auf dem Platze Vendôme stieß der Zug auf Reiter, hier wurden Mehrere verwundet und Derjenige getödtet, der die Büste Neckers trug: es war ein gut gekleideter junger Mann. Besenval befahl den Truppen sich zurückzuziehen, Officiere und Mannschaft bewährten musterhafte Geduld. Mit den Reitern kam der Zug auf den Platz Ludwigs XV. Hier bekam der Savoyarde, welcher die Büste des Herzogs von Orleans trug, einen Schuß in die Brust, ein starker Mann trug ihn aus dem Gedränge ins Palais Royal auf einen Tisch, wo der Anblick seines Blutes zur Erbitterung reizte. — Das war das erste Blut, das in dieser Revolution geflossen ist. —

Camille Desmoulins. | Zu den Waffen! | Cocarden. | Procession. | Erstes Blut.

Besenval gab Befehl, die Menge, welche sich auf dem Platze Ludwigs XV. gegen die Soldaten drängte, wegzutreiben — dies geschah gegen die Tuilerien zu. Die Verwirrung war groß. Ruhige Sonntagsspaziergänger waren unter die Männer der Bewegung gekommen. Mütter schrieen um ihre Kinder. Die Menge drang in den Tuileriengarten, die Dragoner ihnen nach. „Dreht die Brücke um, damit sie

[1]) „Aux armes Citoyens! il n'y a pas un moment à perdre!" Clarétie, Camille Desmoulins, p. 54–55,

nicht mehr zurück können!" wurde gerufen. Der Prinz von Lambesc gab Einem, der die Brücke sperren wollte, einen Hieb mit dem flachen Säbel. Ein Greis wurde niedergeritten. Steine, Flaschen, Stühle wurden gegen die Reiter geschleudert, die sich im Ganzen sehr schonend benahmen und bald wieder auf dem Platz Ludwigs XV. ruhig weiterer Befehle harrten.

Die Lüge vergrößerte jedoch die wenigen Wunden, die geschlagen worden waren: die Dragoner hätten Feuer auf das Volk gegeben, Lambesc habe einen Greis, der auf den Knieen um Gnade flehte, erwürgt; jetzt wolle man die Stadt sogar anzünden! Ein Kanonenschuß, der gerade ertönte, schien diese Gerüchte zu bestätigen. In jeder Straße bildeten sich Gruppen, man suchte nach Waffen, plünderte die Läden der Waffenschmiede. Bald kämpfen jedoch Soldaten gegen Soldaten. Fahnenflüchtige Füsiliere greifen um 9 Uhr ein fahnentreues deutsches Reiterregiment an, ein Reiter wird durch einen Bajonnettstich getödtet. Die Deutschen wollen angreifen, bekommen aber Befehl, sich zurückzuziehen. Die französischen Garden, von einem verkommenen Officier Gonchon aufgereizt, reißen das eiserne Gitterthor ihrer Kaserne nieder, stürzen sich auf die Dragoner los, die Prinz Lambesc zu ihrer Bewachung aufgestellt, treiben sie zurück und stellen sich in Schlachtordnung zwischen ihnen und dem Volke auf. Besenval läßt jedoch die treuen Truppen sich auf das Marsfeld zurückziehen. — In das Stadthaus dringt die Menge und verlangt nach Waffen. Das Volk wartet nicht lange, bis der Schlüssel gefunden ist, sondern erbricht die Thore und nimmt Flinten und Säbel. Schmuggler zünden die Mauthhäuser an. Je mehr es dunkel wird, um so riesiger wächst die Lüge an. Von allen Thürmen wird Sturm geläutet. Viele verbarricadiren sich, als wollten Wilde Alles ermorden; es beginnt eine schreckliche Nacht! — Jeder zittert für die Seinen, kein Schlaf kommt über die Augen.

Uebertreibung. *Die Garden.* *Paris in Angst und Wuth.*

Noch ärger war der 13. Juli. Sitte und Brauch bestimmten Niemand mehr, Jeder dachte nur an sich, sorgte für sich selbst. Die Läden waren geschlossen, alle Gewerbe hörten auf, nur die Schmiede hämmerten Piken, 50.000, heißt es, in 36 Stunden. Paris glich einem vom Sturm gepeitschten Meere; alle bösen Geister, welche in des Menschen Brust hausen und sonst durch das Gesetz und die Ordnung niedergehalten werden, waren los. Nicht der heilige Sinn für die Freiheit, sondern die Raserei der Freiheit hatte sich der Köpfe bemächtigt und Angst vor Gewaltthat der Herzen. Jeder wollte sich rüsten.

13. Juli.

Die Frauen machten Wasser siedend, die Männer rissen das Straßenpflaster auf, trugen Steine in die oberen Stockwerke, an die Fenstergesimse, errichteten aus umgestürzten Wagen und Steinen Barricaden. Jeder suchte nach Waffen. Das Gardemeuble wurde geplündert, eine Sammlung alter Waffen, die einen Werth hatten durch Erinnerungen, die sich an sie knüpften: der Panzer Heinrichs IV., die Lanze Bayards, Turnierlanzen; Schwerter, Flinten, Morgensterne aus den Zeiten der Liga wurden bald von Leuten durch die Straßen getragen; auch die zwei silbernen Kanonen waren bald in solchen Händen, die einst der König von Siam Ludwig XIV. geschenkt hatte. —

Rüstung. *Plünderung.*

Unter dem Vorwande, nach Waffen zu suchen, wurde aber auch in Häusern geplündert, wurden Geld, Eßwaaren, Brod und Wein erpreßt; die Straßen füllten

sich mit zerlumpten bewaffneten Landstreichern, wie man es nie derart in Paris gesehen. *Saint-Lazare.* Saint-Lazare war eine Besserungsanstalt unter geistlicher Leitung. Eine Rotte, mit Aexten bewaffnet, schlägt die Thüren ein und die Schränke, vernichtet Bücher, Gemälde und die Naturaliensammlung, wirft die Geräthe zum Fenster hinaus und ladet das vorgefundene Getraide — die guten Mönche mußten Vorräthe haben, denn sie nährten in dieser Zeit der Noth Hunderte von Armen, wofür sie aber jetzt keinen Dankernteten — auf 52 Wagen und führt diese in die öffentliche Getreidehalle. Andere gelangten in den Keller, betranken sich, ließen in der Trunkenheit den Wein laufen, oder schlugen im Uebermuth den Fässern den Boden ein; später fand man im Keller 30 Personen, Männer und Weiber, im Weine ertrunken. Während dieser Plünderung gerieth eine Scheune in Brand und entkamen die Sträflinge. Betrunkene fand in den Räumen des Klosters noch am andern Tage die Nationalgarde und brachte sie in das Chatelet; als aber der Kerkermeister sich weigerte sie aufzunehmen, hing man sie einfach auf.[1]) — *La Force.* Eine ähnliche Bande griff La Force an, wo die wegen Schulden Gefangenen saßen. Die Wache zog sich in das Innere zurück und ließ die Angreifer machen. Die Thüren wurden gesprengt, die Gefangenen befreit. Zu gleicher Zeit empörten sich die Verbrecher, die im Chatelet festgehalten waren, brachen die Thüren ein und gelangten in den Hof. Der Kerkermeister rief in der Noth um Hilfe. Ein Haufe drang ein und gab eine Salve auf die Meuterer, denn man wolle nicht Verbrecher beschützen. So mengte sich Edles und Gemeines, Hohes und Niedriges.[2]) Auf dem Montmartre wurde Einer aufgehängt, weil er ein Huhn beim Suchen nach Waffen gestohlen hatte. —

Die Wahlherren. So sehr ist die Ordnung Weltgesetz, daß eine neue entsteht, sobald die alte sich auflöst. Die sechszehn Stadträthe verschwanden, die Wahlherren (Electeurs) traten an ihrer Stelle und leiteten in diesen stürmischen Tagen die Stadt. Diese Wahlherren pflegten nämlich auch nach geschehener Wahl im Stadthause sich zu versammeln,[3]) um die Abgeordneten zu überwachen und zwischen ihnen und der Bevölkerung zu vermitteln, — und sie genossen Zutrauen und entschieden über die wichtigsten Angelegenheiten der Stadt.

Dusaulx. Ein Mitglied, Dusaulx, hat ein Tagebuch hinterlassen, das uns einen Einblick in das damalige Treiben gestattet.[4]) „Man brachte uns von allen Seiten ins Stadthaus eine Unzahl von Wagen und Karren, die an den Thoren angehalten und mit Vorräthen, Geschirr und Geräthen beladen waren, so daß der Grèveplatz mehrere Tage hindurch das reichste Waarenlager Europas, aber auch das bewegteste und am wenigsten zugängliche bildete. — Das Volk seufzte nach Waffen und Pulver, das war seit zwei Tagen sein einziges Suchen — es kam in Massen zu uns und wurde von Minute zu Minute dringender, gegen Mittag stiegen seine Bitten zu Drohungen." — Früher schon hatten die Wahlherren den *Flesselles.* Prévôt der Kaufleute, de Flesselles, der allein über die Waffenvorräthe in der Stadt Auskunft geben konnte, zu sich entboten: er kam mit zuversichtlicher Miene, handelte aber offenbar in der Ueberzeugung oder nach der Weisung, man

---

[1]) Buchez et Roux, Hist. parlem., II, p. 96.
[2]) Mémoires de Bailly, I.
[3]) Vgl. Mémoires de Linguet et de Dusaulx, Paris 1821, p. 272—78.
[4]) Dusaulx, L'oeuvre des sept jours, p. 279.

müsse das Volk hinhalten, seine Hitze werde bald verrauchen. Dusaulx fährt fort: „Um halb zwei Uhr meldete de Flesselles, aus der Fabrik zu Charleville würden bald 12.000 Flinten ankommen, denen dann 30.000 andere folgen würden. Man glaubte ihm auf das Wort und man beschloß, daß bis auf weiteres 48.000 Mann Bürgermiliz gebildet werden sollten. — Ein Befehlshaber war nöthig, man wählte den Herzog von Aumont zum ersten und den Marquis de la Salle zum zweiten Befehlshaber, dann wurde beschlossen, daß Blau und Roth die Farben der Cocarde sein sollen (es waren die Farben von Paris). Die Pariser Bürgerwehr sollte wachen über die öffentliche Sicherheit. Zunächst sollten in jedem Bezirk 200 wohlbekannte Bürger hiefür ausgehoben werden. Jeder, der Waffen habe, solle sie dem Ausschuß seines Bezirkes übergeben, der sie an die ausgehobenen Bürger vertheile. Anderweitige Zusammenrottungen von Bewaffneten seien nicht gestattet." So lautete die erste Verordnung des Ausschusses,[1]) der man die Absicht ansieht, das Gesindel zu entwaffnen. Man kaufte auch Einzelnen die Flinten und Säbel ab. Cocarde.

Man wollte eine Bürgerwehr errichten, aber nur ehrenhafte und vermögliche Bürger sollten das Recht haben, die Waffen zu tragen. Daß nur der für die öffentliche Sicherheit wahrhaft besorgt sei, der Etwas besitzt, was er bei der Störung derselben verlieren kann, war die Ueberzeugung der besten Gesetzgeber alter und neuer Zeiten. Bürgerwehr.

Ausrufer, mit Glocken in der Hand, meldeten diese Verordnung in allen Straßen der verschiedenen Bezirke: Jeder solle in sein Viertel sich begeben. Versammlungen fanden meist in den Kirchen statt, hin und wieder war ein Pfarrer an der Spitze des Wehrausschusses. 200 Mann sollten das erste Aufgebot jedes Bezirkes bilden und vier Bezirke ein Viertel und jedes Viertel eine Legion stellen, welche den Namen des Viertels trage. An jedem von den drei folgenden Tagen sollte ein neues Aufgebot ausgehoben werden. Jeder, der Waffen trägt, muß eine Cocarde mit den Farben von Paris haben, und Jeder, der eine Cocarde trägt, muß als Wehrmann in seinem Districte eingeschrieben sein, sonst ist er straffällig. Eifer für Bewaffnung.

Der erste Eifer war groß, aber es fehlte an Waffen. Das Verlangen nach denselben täuschte derselbe Flesselles, welcher diese Verordnung unterzeichnet hatte. Als die vermeintlichen Waffenkisten aus Charleville ankamen, fand man in denselben Holzspäne, Talglichter und alte Lumpen. Schon wurde Verdacht rege. Wieder kamen Bürger, welche Waffen forderten. Flesselles sandte sie zu den Karthäusern, von dort brachten sie jedoch nur ein Zeugniß des Priors mit, daß im Kloster keine Schuß- und keine Stichwaffe sich finde.[2]) Neuer Verdacht von Täuschung gegen Flesselles. Nachmittags bekam die Partei des Umsturzes keine geringe Verstärkung in den französischen Garden. Diesen wurde befohlen, Paris zu verlassen und sich nach Saint-Denis zu begeben; — da meuterten sie einmüthig, sogar einige Officiere hielten mit ihnen, sie kehrten um nach Paris und stellten sich dem Stadthaus zur Verfügung — 3000 Mann mit Geschützen. Desgleichen ging viele Mannschaft vom Marsfeld dem König durch und schloß sich den Parisern an. An der Seine ward ein Schiff mit Pulver entdeckt, das von Paris abfahren sollte. Die Fässer wurden ins Stadthaus und dem Schreiber, Waffen. de Flesselles. Abfall.

[1]) Buchez et Roux, l. c. II, p. 92—95.
[2]) Brief bei Buchez et Roux, l. c. II, p. 99.

Lefèvre einem Geistlichen Lefèvre, übergeben, der das Pulver während der Nacht vertheilen sollte. Neuer Verdacht gegen Flesselles, welcher von dem Pulverschiff wissen müßte! Von Zeit zu Zeit ward jetzt ein Kanonenschuß gelöst, um die Bevölkerung an Wachsamkeit zu mahnen.

So kam die Nacht. Die Wachen der neuen Bürgerwehr schritten unter Fackelbegleitung durch die Straßen. Alles machte den Eindruck der Gefahr. Im Café Royal bot man Preise aus für die Köpfe des Grafen Artois, von Broglie, Besenval, Breteuil, Foulon, Lambesc und Andern. Den Betheiligten sandte man sogar dieses Urtheil schriftlich zu.[1])

Dieser Eifer der Bürgerwehr rettete in dieser Nacht Paris vor Plünderung, wurden doch Bürgerinen von Banditen unter dem Vorwande nach Waffen zu suchen Ohrgehänge und Schuhschnallen entrissen. Das Polizeigebäude wurde von Bewaffneten erbrochen, man suchte nach dem Director Crosne, fand ihn aber nicht. Das Stadthaus nahm ihn in seinen Schutz. Dort war der eine Mittelpunkt der Gewalt, der andere im Palais Royal. Von dem Drange der Geschäfte erzählt Dusaulx:[2]) „Alles war in größter Gährung, man sprach nur von den Truppen, die über uns herfallen würden; wir hatten schon die Abgeordneten von sechzig Bezirken empfangen und angehört. Ihre Rede gab an Nachdruck weder der der Griechen, noch der der Römer in den schönsten Zeiten Etwas nach. — Wenn sie auch von selbst die weisesten Maßregeln ergriffen, um die Annäherung des Feindes zu verhindern, so sahen sie doch in uns ihre Väter, ihre Retter. — Das Pulver aus dem angehaltenen Schiffe legte man in einem unteren Gemach des Stadthauses nieder. Abbé Lefèvre, unser Genosse, sollte es vertheilen, ein gefährlicher Auftrag für diesen tapferen Ehrenmann. Mehrmals war er in Lebensgefahr bei dieser Vertheilung, einmal als man auf diese Fässer schoß und dann als Jemand gegen ihn eine Pistole abdrückte, deren Kugel sein Haar streifte; dann wieder in der Nacht, als mit Aexten, die Funken gaben, das Gemach, in welchem er das Pulver hütete, erbrochen wurde, und wieder, als Einer, mit brennender Pfeife im Munde in dieses Gemach trat, das unter unserem Sitzungssaale war, und über die Pulverfässer fortrauchte. Lefèvre konnte diese Gefahr nur dadurch abweisen, daß er dem Manne die Pfeife abkaufte und sie in den Hof warf. — So viele Dinge stürmten auf uns ein und so schnell! So Viele kamen und forderten Waffen. Jeder wollte mit seinen Forderungen und Klagen angehört sein. Einer beschwerte sich wegen „beleidigter Revolution“[3]) gegen einen Händler, der einen Livrethaler für eine Cocarde verlange, während sie nur 24 Sous werth sei. — So schwer auch dieser Tag mit seinen Arbeiten auf uns gelastet, so blieben doch Einige die ganze Nacht hindurch in Thätigkeit und ihr Eifer hielt sie wach. Aber de Flesselles, noch kränker an der Seele als am Leibe, erlag den verzehrenden Sorgen, den grausamen Bedenken. Wir sahen ein, daß er der Ruhe bedürfe, und luden ihn ein sich zurückzuziehen. Warum that er es nicht, oder warum zeigte er nicht mehr Bürgersinn! Doch er wollte das Stadthaus nicht verlassen und schlief da, und am Morgen kam er uns abgematteter vor.“ — Es war de Flesselles letzter Schlaf. — „Im Palais Royal machte man in jener Nacht die heftigsten Anträge sowohl gegen uns Alle, als insbesondere

[Randnotizen: Stadthaus. — Abbé Lefèvre. — Flesselles — Palais Royal.]

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. II, p. 98—101.
[2]) Dusaulx, L'oeuvre des sept jours, p. 280.
[3]) Criminel de lèse révolution. Dusaulx, l. c. p. 285.

gegen de Flesselles, dessen Untergang dort beschworen wurde. Aehnliches ward an anderen Orten der Gährung verabredet. Um zwei Uhr Nachts machte man bei uns Lärm, 15.000 Mann rückten von der Vorstadt Saint-Antoine an, um das Stadthaus zu erstürmen. „Das wird schwer gehen", sagte Legrand de Saint-René, „denn ich lasse es in die Luft sprengen", und er war der Mann es zu thun. Sogleich befahl er, sechs Pulvertonnen in das nächste Gemach zu bringen, und alsbald liefen die Schurken voll Schrecken davon." — So wachten in dieser Nacht die Einen, um die Ordnung zu erhalten, die Andern, um Pläne des Mordes und Waffen zu schmieden.

Der 14. Juli. Der Fall der Bastille.

So traf denn der Morgen des 14. Juli die Pariser in fieberhafter Erregung. Die abenteuerlichsten Gerüchte wurden verbreitet: die Nationalversammlung sei unterminirt, ein deutsches Regiment stehe in Schlachtordnung vor der Barrière du Trone, ein anderes habe schon das Gemetzel in der Vorstadt Saint-Antoine begonnen, in der Straße Charonne ströme das Blut, von Saint-Denis rückten die Regimenter an, von Montmartre werde die Stadt beschossen werden! 14. Juli.

Auf dem Grèveplatz war das Gedränge am größten, von dort erging der Ruf: „Zu den Invaliden!" Und alsbald brach die Menge dahin auf, ohne sich um die Soldaten zu bekümmern, die auf dem Marsfeld standen, denn sie wußten von den vielen Ueberläufern ganz gut, daß diese keinen Schuß gegen sie abfeuern würden.[1]) Im Invalidenhôtel[2]) lagen 28.000 Flinten und viele Kanonen und man wußte wohl, daß die Invaliden es mit den Parisern hielten, daß der Gouverneur nur befohlen habe, die Hähne von den Gewehren abzuschrauben, daß aber 20 Mann in sechs Stunden bloß 20 Flinten abschraubten, und daß die Invaliden die Kanonen eher gegen ihren Commandanten, als gegen das Volk richten wollten. Die Menge flutet um das Gitter und fordert Waffen. Ein Abgeordneter des Stadthauses betont, daß die Flinten des Königs die Flinten der Nation seien. Sombreuil, der Befehlshaber, erscheint und bittet, man möge einem treuen Soldaten Nichts zumuthen, was gegen seine Pflicht und seine Ehre sei; er habe einen Eilboten nach Versailles gesendet und, bis dieser zurückkomme, möge man warten. — „Man verlangt Zeit, um uns zu Grund zu richten!" — ruft Einer und im Augenblicke ist das Gitter überstiegen und das Thor geöffnet und das Volk in allen Zimmmern und Gängen und Kellern. In letzteren findet man 28.000 Flinten in Stroh gewickelt. Das Gedränge ist so groß, daß man sich im Keller schlägt und Diejenigen, welche die Kellerstiege wieder hinaufwollen, das Bajonnett gegen das Gesicht Derjenigen richten müssen, die hinunterzukommen trachten. Raub bei den Invaliden. Sombreuil.

Das Volk hat Waffen, jetzt will es sie gebrauchen. Sofort ergeht die Losung: „Nach der Bastille!" — einer alten Festung am Eingange der Antonsvorstadt. Karl V. hatte den Bau begonnen, Karl VI. ihn 1383 vollendet. Bastille.

---

[1]) Dusaulx, l. c. p. 291.
[2]) Vgl. Bd. VI d. W., S. 777.

Es war ein aus riesigen Quadern gebautes Schloß mit acht finstern Thürmen, welche durch dichte Mauern mit einander in Verbindung standen und die ein breiter Graben umgab, über den zwei Zugbrücken führten.[1]) Sie war Festung und Gefängniß, ihr Erbauer Hugo Aubriot hatte zuerst darin geschmachtet. Man erzählte die schrecklichsten Dinge über die Zahl und das Loos der Opfer, welche darin geduldet hätten.

Staatsgefängniß. Hier hatte der geheimnißvolle Mann mit der eisernen Maske[2]) seine traurigen Tage zugebracht; hier weilte der Marschall Biron, bis ihm Heinrich IV. im Hofe 1602 den Kopf abschlagen ließ;[3]) hier büßte Bassompierre zehn Jahre für die Angst, welche er Richelieu eingejagt hatte; hier duldete Lally Tolendal für sein Verhalten in Ostindien, bis er mit dem Knebel in dem Munde auf den Grèveplatz zur Hinrichtung abgeführt wurde. Die Bastille war eigentlich ein Staatsgefängniß für hohe Personen — niedere brachte man nach Bicêtre — so daß Mancher sich rühmte, darin gewesen zu sein. Zu entkommen war schwer, *Mazers de Latude.* es gelang selten Jemand, wie Mazers de Latude, welcher der Pompadour eine erdichtete Verschwörung angezeigt hatte; er entrann auf einer Strickleiter, die er sich aus zerrissenen Hemden und Sacktüchern geformt hatte, 1756 glücklich über die Mauern, aus der Stadt und aus dem Lande. In Amsterdam wurde er aber wieder ergriffen und zurückgebracht; an Händen und Füßen gefesselt, mußte er in der Bastille dulden, so lange die Pompadour lebte. Vergebens schrieb er ihr 1762: „Ich habe 14 Jahre gelitten, es mag im Blute Christi für immer begraben sein. Aber, Madame, seien Sie ein Weib, haben Sie ein Herz, und lassen Sie Ihr Mitleid durch meine Thränen sich rühren und durch die meiner trostlosen Mutter."[4]) — Gerade das Schicksal dieses Gefangenen hatte in ganz Europa das größte Aufsehen erregt. Man sprach allgemein, wie schauerlich hinter dicken Mauern die Räume dieser Gefangenen seien, wie dunkel, wie feucht, wie ungesund, wie verpestet die Luft, wie nur Spinnen, Ratten und Kröten ihre Gefährten seien; wie selbst der Hof, wo die Gefangenen von Zeit zu Zeit zur Erholung sich bewegen und ein Stückchen Himmel oder Wolken betrachten konnten, durch sein Schweigen und seine Nacktheit entsetzlich sei. Ein Aufsatz in den Annalen Linguets[5]) „Denkwürdigkeiten der Bastille", welcher zwanzig Monate darin gefangen gesessen, machte sie zu einem Gegenstand des Grauens und Hasses, so daß ihre Zerstörung nur noch eine Frage der Zeit wurde.

Angriff der Bastille. Begreiflich, daß in mehreren Cahiers die Niederreißung der Bastille verlangt wurde; sie galt zudem als eine Zwingburg für Paris, auf das von den Zinnen die Kanonen drohend herabschauten. Kaum hatte die Menge Waffen, so ertönte der Ruf: „Zur Bastille!" Ein Angriff stand zu erwarten, man hatte aber in der Rüstung davor zu viel oder zu wenig gethan: man

---

[1]) Der Plan der Bastille nach dem von Cathala 1789 aufgenommenen Grundrisse, in der 1885 erschienenen deutschen Uebersetzung von Linguets Denkwürdigkeiten der Bastille. Leipzig bei Reclam. Die Uebersetzung von Robert Habs.

[2]) Vgl. Bd. V d. W., S. 703.

[3]) Vgl. Bd. IV d. W., S. 870.

[4]) Le despotisme devoilé ou Mémoires de Latude rédigés sur des pièces originales, Paris 1793, 3 voll.

[5]) Ueber Linguet vergl. die Einleitung zu Bd. VII S. 487—491 und Bd. VIII d. W. S. 1001—1002.

hatte die Festungswerke ausgebessert, in den letzten Nächten große Pulvervorräthe aus dem Arsenale herbeigeschafft, aber die Besatzung nicht vermehrt und nicht für Mundvorrath gesorgt: zwei Säcke Mehl und etwas Reis war Alles, was vorhanden; auch konnte das Wasser abgeschnitten werden und war davon kein Vorrath da. —

Gegen die Bastille wogte jetzt der Aufstand. Von neun Uhr an schossen Einzelne mit Flinten gegen die 30 Schuh dicken Mauern, an welchen die Kugeln ohne jede Wirkung abprallten. Der Commandant behandelt die Angreifenden wie Kinder — die Schildwachen stehen bloß auf ihrem Posten, die Brücken sind, wie in Kriegszeiten, aufgezogen, weiter geschieht Nichts von der Festung aus. Die Wähler im Stadthause sandten, um dem Kampfe vorzubeugen, drei Officiere an den Befehlshaber, den sechzigjährigen de Launay, mit der Mahnung: „Ziehen Sie Ihre Kanonen zurück, geben Sie Ihr Ehrenwort, keine Feindseligkeit zu begehen, und wir sichern Ihnen unsererseits zu, daß das Volk der Vorstadt Saint-Antoine und der Umgebung keinen Angriff auf die Veste macht." — De Launay empfing die Abgeordneten höflich und heiter: „Man hat zwar die Barrièren verbrannt, ich hoffe aber, daß meinen Brücken Nichts geschehen wird." Er lud die Abgesandten sogar zum Frühstück ein und gab den Befehl die Kanonen zurückzuziehen, was auch sogleich geschah.[1]) De Launay.

Bald darauf bittet im Namen des Districtes Thuriot de la Rosière, Advocat beim Parlament zu Paris und einer der am 14. Juli versammelten Wahlherren, um Einlaß und wird sogleich vorgelassen: „Ich komme im Namen der Nation, um Ihnen vorzustellen, daß die auf den Thürmen gerichteten Kanonen in ganz Paris Aufsehen erregen, und bitte Sie, dieselben herunternehmen zu lassen." — „Diese Stücke", erwidert de Launay, „waren immer auf den Thürmen und ich kann sie ohne einen besonderen Befehl des Königs nicht herunternehmen lassen. Wegen der Angst, die sie einjagen, habe ich sie ohnedies aus den Schießscharten herausnehmen lassen." Thuriot verlangt, in den inneren Hof zugelassen zu werden und findet dort die Mannschaft unter den Waffen, aber wenig zahlreich: 32 Schweizer und 80 französische Invaliden — sie schwören zudem, daß sie kein Feuer geben wollen, wenn man sie nicht angreife. Drei Kanonen sind übrigens so gerichtet, daß sie Alle niederschmettern können, welche in die Festung eindringen wollen. Thuriot wird auf sein Verlangen auch gestattet, selber auf die Thürme zu steigen. Er findet die Kanonen zurückgezogen, sieht aber, wie die ganze Bevölkerung von Saint-Antoine gegen die Bastille heranzieht. „Was thun Sie?" fragt de Launay erblassend, „Sie mißbrauchen Ihren Namen als Gesandter, um mich zu verrathen." — „Wenn Sie so fortfahren", entgegnet Thuriot, „so muß Einer von uns in den Graben hinabstürzen." — Sie steigen dann zur Garnison hinab, wo Thuriot laut erklärt, er sei zufrieden, das Volk werde gerne eine Garnison hergeben, um gemeinsam mit der Besatzung die Bastille zu bewachen. Thuriot.

So war die Meinung der Bürger des Stadthauses, aber nicht des Volkes, welches die Anrede Thuriots mit Mißtrauen aufnahm und ihn unter Todesandrohung in seinen Bezirk zurückführte. Das Volk wollte nicht die Bastille bewachen, sondern zerstören. Viele Schüsse aus Flinten wurden abgegeben, aber die Kugeln fielen wirkungslos an der Mauer nieder. Das Volk.

---

[1]) Discours historique de Dusaulx, I, p. 346.

Angriff auf die Bastille. Mit dem Rufe: „Wir wollen die Bastille!“ [1]) drang jetzt das Volk vor. Da schwingen sich zwei Bürger auf ein Wachhaus und hauen mit Aexten auf die großen Ketten der Brücke — vergebens drohen die Soldaten Feuer zu geben — die Ketten brechen, die Brücke fällt und die Menge stürzt darüber in den ersten Hof, auf die zweite Brücke los, um auch diese zu Fall zu bringen. Jetzt gibt aber die Besatzung Feuer und die Menge weicht — der Zugang ist mit Blut geröthet. „Das ist Verrath!“ heißt es und in Erbitterung wird wieder voran- Abwehr. gedrungen; nun gibt die Besatzung eine Kartätschensalve, welche Viele hinstreckt. Unsägliche Wuth bemächtigt sich der Menge. Viele rennen durch die Stadt und erhitzen das Volk mit der Lüge vom Verrath, Andere legen Einen zum Tod Verwundeten auf eine Matratze und tragen ihn wie eine Fahne des Aufruhrs durch die Straßen. Alsbald treibt der Zorn auch solche in den Kampf, die bisher zögerten. Ein Steuerwächter sprengt mitten auf den Platz mit dem Rufe: „Kommt, Freunde, wir wollen heute Paris befreien!“ Fahnenflüchtige Soldaten kommen von allen Hulin. Seiten herbei. Ein Mann von athletischer Gestalt, Hulin, Vorstand der Wäscherei der Königin in la Brüche bei Saint-Denis, stellte sich an die Spitze der Angreifer: „Ich bringe Euch als Sieger in die Bastille oder ihr bringt mich todt zurück!“ — Zwei Kanonen, die auf dem Grèveplatz standen, wurden jetzt gegen die Festung verwendet. Aber diese hatte 30 Schuh dicke Mauern, welche lange Widerstand leisten konnten. Der Ausschuß im Stadthause sandte dreimal Botschafter, um ein Aufhören des Kampfes zu erwirken, denn er fürchtete sich vor dem Siege der Truppen, wie vor dem des Volkes, aber vor dem Schreien und Gewehrfeuer konnten sie sich nicht Gehör verschaffen. —

So dauerte der Kampf schon vier Stunden, — Neugierige sahen von den Santerre Straßenecken zu. Es war ein hitziges Feuerspiel. Bierbrauer Santerre meinte, man solle eine Spritze mit Lavendelöl und Phosphor füllen und so das Gebäude in Brand stecken — er dachte nicht, daß die Mauern 100 Schuh hoch waren.

Der Kampf hätte noch lange nutzlos fortdauern können, hätte nicht die Die Garden. Ankunft der Garden mit fünf Kanonen unter Führung des Feldwebels Wargnier und des Sergeanten Labatte ihm eine neue Wendung insoferne gegeben, als er die Soldaten in der Festung entmuthigte. Die Besatzung fordert den Befehlshaber De Launay. auf, sich zu ergeben. De Launay, das Schicksal, das ihm bevorstand, ahnend, eilt mit einer brennenden Lunte in die Pulverkammer, um sich mit der Festung in die Luft zu sprengen; ein Unterofficier, Bequard, eilt ihm nach und hält ihn noch mit Gewalt zurück. De Launay war kein Mann von echter Stahlkraft — er verlor den Kopf und schwankte zwischen Wuth und Verzweiflung. Besenval stand auf dem Marsfeld und konnte leicht helfen, sandte aber bloß Befehl auszuharren, bald werde Verstärkung kommen. Der Bote wurde jedoch abgefangen und ins Stadthaus gebracht. Schon ist die zweite Zugbrücke bedroht. Der Schweizer- Von der Flue. officier Ludwig von der Flue fragt, ob er nicht mit einem Schuß die Bahn wieder frei machen dürfe — man brauche ja nicht zu verzagen, die Festung sei noch immer stark und von der Besatzung sei erst ein Mann todt und zwei verwundet — aber de Launay fürchtet sich Blut zu vergießen und schreibt auf einen Zettel: „Wir haben 200 Centner Pulver, wir sprengen das Schloß in die Luft, nehmt ihr die Capitulation nicht an“ — und steckt selber das Papier durch eine Oeffnung der zweiten Zugbrücke. Einer der Stürmenden will es auf einer Maillard übergelegten Diele holen, fällt aber durch einen Schuß; ein anderer, Maillard,

---

[1]) „Nous voulons la Bastille!“

der Sohn eines Gendarmen zu Pferd beim Pariser Châtelet, der hier seine Laufbahn als Bluthund der Revolution begann, tritt vor und faßt es. Zu gleicher Zeit rufen Viele von der Besatzung: „Wir ergeben uns, wenn Ihr uns Nichts thut." Elie, Officier beim Infanterieregiment der Königin, liest den Zettel laut vor und steckt ihn dann an die Spitze seines Degens. Die Garden rufen: „Auf Ehrenwort, wir thun Euch Nichts! Laßt nur die Brücke nieder." Die Invaliden lassen in ihrer Angst die Brücke fallen und der Jubelruf ertönt: „Die Bastille ergibt sich!" und die Menge dringt in den zweiten Hof. Da stehen die Schweizer in einer Reihe rechts vom Befehlshaber, die Invaliden links und ziehen zum Gruß den Hut ab, die Gewehre sind an die Wand gelehnt. Die Schweizer halten Viele wegen ihrer Kleidung für Gefangene, nennen sie Brüder und umarmen sie. De Launay, der sich vielleicht zum Hüter von Gefangenen geeignet hätte, aber nimmer zum Befehlshaber einer Festung, stand da, einen Stockdegen mit goldenem Knopf in der Hand und that, als wollte er sich damit erstechen; man hielt ihn zurück. Miray, früher Officier bei den Garden, rief diesen zu: „Kameraden, Ihr werdet einen tapferen Mann nicht elend zu Grunde gehen lassen!" und diese drängten sich um ihn und schützten ihn. Ein Soldat, von dem Thurme herabsteigend, bittet einen Louis Morin um Mitleid, er habe nur seiner Pflicht gehorcht, da er auf das Volk schoß. — „Ich schwöre Euch zu schützen", sagt Morin und hält edelmüthig sein Wort. Aber Andere erliegen der Wuth des gereizten Volkes. Jenem Bequard, welcher den Befehlshaber gehindert hatte die Bastille in die Luft zu sprengen, wird zuerst die Hand, dann der Kopf abgeschlagen. Major de Losme, einst die Stütze und der Tröster der Gefangenen, wird mißhandelt, dann heldenmüthig, aber vergeblich, von einem ehemaligen Gefangenen Pelleport geschützt. „Laß das, junger Mann", sagt de Losme, „Du opferst Dich vergebens, Du kannst mich nicht mehr retten." Aber Pelleport mußte erst blutend zusammenstürzen, dann erst gelang es den Rasenden, de Losme zu tödten. — Hullin und Andere bilden vergebens ein starkes Geleit um de Launay, über den im Stadthaus Gericht gehalten werden solle. Bloßen Hauptes, umheult von Flüchen und Verwünschungen, aber gefaßt schreitet de Launay unter der drohenden Menge einher, Einige reißen ihm Haare aus, Andere halten ihm den Säbel oder das Bajonnett in das Gesicht. Auf dem Grèveplatz sprengt die Masse sein Geleit, de Launay wehrt sich wie ein Löwe, wird aber niedergeschlagen und sein Kopf auf eine Pike gesteckt. Zwei Invaliden werden in der Nähe des Stadthauses aufgehängt.[1])

Elie. — De Launay. — Morin. Die Opfer. — de Losme. — De Launay.

Andere haben indessen alle Räume der Bastille durchsucht. Opfer des Despotismus fand man keine darin, Ludwig XVI. hatte keine Ader von Grausamkeit und wollte, daß Allen ihr Recht werde, und übte Gnade, wo er konnte. Man fand sieben Gefangene, von denen vier wegen Wechselfälschungen saßen, zwei wegen gefährlichen Wahnsinns, und Graf Solages, weil er einen Bauern ermordet hatte. Dagegen fand man Folterwerkzeuge, erblickte düstere Kerkerräume und Inschriften voll Sehnsucht der Gefangenen früherer Zeit nach Luft, Licht und Freiheit, so von Mazers de Latude ein Schreiben an die Pompadour vom 25. September 1760: „Heute um 4 Uhr leide ich schon 100.000 Stunden." — Vom Archiv hat sich wenig gerettet, die Acten wurden in der ersten Erbitterung zerstört.

Was fand man in der Bastille?

Mit diesen Zeichen seines Sieges, mit den Köpfen und Händen der Erschlagenen auf Piken, drängt dann das Volk zum Stadthaus. Die Menge sprengt

[1]) Dusaulx, L'oeuvre des sept jours, p. 301.

die Thüren, aus dem donnerähnlichen Freudenruf erfährt der Ausschuß, daß die Bastille genommen sei. Es war wider seinen Willen, er ist aber auch schon Gegenstand des Verdachtes. „Weg mit diesem Ausschuß!" heißt es, „fort mit diesen Verräthern!" — Man begibt sich in den Hauptsaal. Von de Flesselles soll ein Brief in der Tasche de Launays gefunden worden sein mit den Worten: „Ich unterhalte die Pariser mit Worten und Versprechungen; halten Sie sich nur bis zum Abend, wo Sie Verstärkungen bekommen." [1]) Der Brief soll dem Ausschuß vorgewiesen und verlesen worden sein. „Gehen Sie", sagte Garan de Coulon, „Sie haben das Vaterland verrathen und das Vaterland gibt Sie preis." — „Das ist doch zu arg", entgegnete de Flesselles, „ich will hingehen, wo man will." Die Menge, welche den Gefangenen keine Gnade gewähren wollte, weil sie auf das Volk geschossen hätten, und von der Elie mühsam für dieselben Nachsicht erflehte, die Menge verlangte, daß de Flesselles in das Palais Royal gebracht werde. „Gut, meine Herren", entgegnete de Flesselles ruhig, „gehen wir ins Palais Royal!" Ruhig schritt er durch die ihn geleitende Menge über den Grèveplatz; an der Ecke des Quai Pelletier stürzte jedoch ein Unbekannter mit dem Rufe: „Du sollst nicht in das Palais Royal gehen", auf ihn los und streckte ihn mit einem Pistolenschuß nieder. Der Kopf wurde abgeschnitten und auf eine Pike gesteckt. — Der Fürst und die Fürstin von Montbarry waren am Thore verhaftet und nach dem Stadthaus gebracht worden. Die Fürstin wurde ohnmächtig, der Fürst aber rief: „Bürger, Ihr irrt Euch, Ihr wollt mich als Aristokraten bestrafen, während ich doch der eifrigste Anhänger der Freiheit bin. Mein Sohn, der Prinz von Saint-Maurice, ist der, welcher die Revolution in der Franche-Comté hervorgerufen hat." Beifall erscholl und der ehemalige Kriegsminister war gerettet. Ueberhaupt wurde nach und nach die Stimmung versöhnlicher. Dies benützten Elie und die Garde, um die Vertheidiger der Bastille zu retten. „Schwört Treue der Nation!" rief er ihnen zu. Alle erhoben die Hand und schworen. Man umarmte sie als Brüder. Die Erregtheit sprang von Mordlust zu Thränen über. Die Schweizer wurden als Opfer der Tyrannei dargestellt: sie hätten schwere Strafen erduldet, weil sie auf das Volk nicht feuern wollten. Jetzt sammelte man für sie. [2])

Flesselles

Montbarry.

Das ist die vielbesungene Einnahme der Bastille, von welcher Elie selber

---

[1]) Dieser Brief ist unzweifelhaft nachher gemacht und schildert nur den leitenden Gedanken im Verhalten de Flesselles'. Vergl. darüber die Anmerkungen zur Ausgabe von Dusaulx, L'oeuvre des sept jours, p. 302—304.

[2]) Chateaubriand, welcher als junger Mann dem Kampfe zuschaute, erzählt: „Man fuhr in Fiakern die Sieger der Bastille durch die Stadt; verworfene Frauenzimmer und Sansculotten begannen zu regieren und bildeten ihr Geleit. Die Vorübergehenden zogen mit der Ehrerbietung der Furcht den Hut vor diesen Helden, die mitten im Triumphe bis zum Tode erschöpft waren. Hätte man das Thor nicht geöffnet, nie wären die Pariser hineingekommen. — Jetzt eilen die Sachverständigen herbei, um die Bastille zu untersuchen. Es werden Kaffeehäuser unter Zelten errichtet, in denen man sich drängt wie auf den Jahrmärkten von Saint-Germain oder in Longchamps; eine Menge Wagen fahren vorüber oder halten am Fuße der Thürme, von denen man Steine unter einem Staubwirbel herabwirft. Elegant gekleidete Damen, junge Modeherren, welche auf verschiedenen Punkten der gothischen Trümmer stehen, mischen sich unter die halbnackten Arbeiter, welche unter dem Beifallsgeschrei der Menge die Mauern einreißen. Auf diesem Sammelplatz begegnen sich die berühmtesten Redner, die bekanntesten Schriftsteller, die größten Maler, die begabtesten Schauspieler, die gefeiertsten Tänzer, die vornehmsten Fremden und Gesandten von ganz Europa. Das alte Frankreich kam her, um zu enden, das neue, um zu beginnen." Jenseits des Grabes. III, S. 36.

Folgen des Bastillesturmes. sagte: „Die Bastille ist nicht durch Gewalt genommen worden; sie hat sich ergeben, ohne eigentlich belagert worden zu sein.“ Hätte de Launay seine Pflicht gethan, nie wäre die Bastille erobert worden. So aber war sie vor 849 Kämpfern — es waren Wirthe, Kaufleute, Arbeiter — erlegen. 83 waren gefallen, 75 verwundet von den Angreifenden, einer von den Vertheidigern.[1]) Man meint, einer Schlacht im Theater zuzusehen.

Diese Sieger erschienen aber jetzt im Lichte von Helden.[2]) Aber wenn auch die Vertheidigung kläglich war und der Angriff knabenhaft, so war das Ereigniß doch bedeutungsvoll durch den Werth, den ihm die Zeitgenossen beilegten. *Bedeutung.* Es war die Auflehnung in Waffen gegen den König. „Man bewunderte“, sagt Chateaubriand,[3]) „was man hätte verdammen sollen. — Aber in den Augen der Nation war die Bastille die Trophäe der Knechtschaft, sie erschien ihr, am Eingang von Paris, den sechzehn Pfeilern von Montfaucon gegenüber, errichtet, wie das Hochgericht ihrer Freiheiten. Indem das Volk eine Festung des Staates schleifte, glaubte es das militärische Joch zu zerbrechen und übernahm die stillschweigende Verpflichtung, die Armee zu ersetzen, *Neue Aera.* welche es auflöste; man weiß, welche Wunder das Soldat gewordene Volk gethan hat.“ — Wie ein blutiges Jubelfest eröffnete die Eroberung der Bastille eine neue Aera der Geschichte eines Volkes, eine Umwälzung der Sitten, der Ideen, der politischen Gewalten, eine neue Zeit im Leben des Menschengeschlechtes.

Angst der Pariser. Dem bewegten Tage folgte eine unruhige Nacht. Die Pariser fürchteten einen feindlichen Ueberfall. Gräben wurden gezogen, Barricaden errichtet, das Straßenpflaster aufgerissen, Kugeln gegossen, Piken geschmiedet. Frauen trugen Steine in die oberen Stockwerke, um sie auf die Soldaten zu schleudern. Unter Fackelschein durchschritten Bürgerwehren die Straßen. Paris glich einem großen Lager, in welchem man sich zur entscheidenden Schlacht vorbereitet. „Die Stadt ist unterhöhlt“, redete ein Schauspieler von einem Eckstein herab, „Bürger, nehmt Euer Pulver in Acht!“ Offenbar fürchtete der Mann, was de Launay mit der Bastille nicht gethan hatte, könne der König mit der guten Stadt Paris thun, nämlich sie in die Luft sprengen.[4]) — Ein Trupp Husaren, der, auf Kundschaft

---

[1]) Vgl. die Rechnung in den Eclaircissements historiques et pièces officielles im Anhang zu Dusaulx, l. c. p. 447.

[2]) Am 14. Juli Nachmittags eilten Viele von der Bastille weg zum Chansonnier Cousin Jacques, er solle sogleich einen Bericht über ihre Heldenthat abfassen, und packten ihn am Kragen — trotz allen Weigerns und schleppten ihn nach dem Stadthaus. Dort verfaßte er nach ihren Angaben seinen Bericht, wobei er einen Satz nach dem anderen vorlas, dann ausbesserte oder strich, nach dem Urtheil der Mehrheit. Dieser Bericht wurde sofort als précis exact gedruckt und verkauft mit dem Motto: „Certe digitus Dei est. Wir haben viel gethan, aber die Vorsehung hat mehr gethan als wir.“ — Sie hätten richtiger sagen können: „Die Kopflosigkeit und Feigheit de Launays hat das Meiste gethan.“ — Am Schlusse steht: „Ganz Frankreich wiederhallt von dieser That des Heldenmuths, unsere Kinder werden sie unseren fernsten Enkeln erzählen, und der Fremde, der davon hört, wird erkennen, was für Helden die Pariser sind.“ —

[3]) Chateaubriand, l. c. Bd. III, S. 37–38.

[4]) Mémoires de Mad. de Campan, II. p. 45.

ausgeschickt, sich verirrt hat, wird vom Volke umschlossen. „Wir sind gekommen, um uns zu Euch zu schlagen", sagt der Führer, um sich zu retten. Da antwortet Marat. eine krächzende Stimme: „So steigt denn ab, und gebt Euere Waffen her." Es ist der Thierarzt Paul Marat. Die Husaren werden auf das Stadthaus geführt, wo im Namen der anderen Wahlherren, die erschöpft von dreitägiger Anstrengung Moreau de Saint-Méry. zu Bett gegangen sind, Moreau de Saint-Méry waltet. 3000 Befehle hat er in der einen Nacht gegeben: so viele Berichte, so viele Anfragen kamen, so viel Sorge war in Paris.

Der König in der Nationalversammlung.

Der König. Die Sorge war unnöthig. Kein König war weniger geneigt Blut zu vergießen, als Ludwig XVI. Schon am 13. Juli soll er an den Grafen Artois das vielerwähnte Schreiben erlassen haben:[1]) „Ich hatte Eurem Andringen und den Vorstellungen einiger treuen Unterthanen nachgegeben; aber ich habe seitdem einige nützliche Betrachtungen angestellt. In diesem Augenblicke Widerstand leisten hieße die Monarchie zu Grunde richten, hieße uns alle ins Verderben stürzen. Ich habe die Befehle, die ich gab, wieder zurückgenommen; meine Truppen werden von Paris abziehen, ich werde sanftere Mittel anwenden. Redet mir nicht mehr von einem Staatsstreiche, von einem großen Gewaltacte! Ich halte es für nützlicher, Zeit zu gewinnen, dem Sturme zu weichen, Alles von der Zeit, vom Erwachen der guten Leute, und von der Liebe der Franzosen zu ihrem Könige zu erwarten." Demnach hätte wohl der Plan bestanden, in der unruhigen Hauptstadt den Belagerungszustand zu verkünden, um sie wieder an Ordnung zu gewöhnen, einige Unruhestifter am Kopf zu nehmen, die Nationalversammlung zu verlegen, auf die Erklärung vom 23. Juni zurückzukommen, und, wenn sie Widerstand leistete, sie aufzulösen.[2]) Vielleicht hoffte man, daß der König, wenn einmal die Dinge im Flusse wären, auch wider seinen Willen noch weiter gebracht werden könne. Jedenfalls fürchtete man am Hof ebensosehr den Anmarsch der Pariser gegen Versailles, als in Paris einen Angriff von Seite der deutschen Regimenter.

Die Versammlung. Des Königs Sorge war im Steigen. Von der Einnahme der Bastille wußte er aber am Abend des 14. Juli noch Nichts, die Minister hatten sie ihm verhehlt, um seine Ruhe nicht zu stören. In der Nationalversammlung jedoch kannte man schon die Pariser Vorgänge durch Wimpfen, den Abgeordneten von Caën, der trotz aller Absperrung aus Paris nach Versailles gekommen war. Die Stimmung war sehr ernst. Man schlug vor, wieder an den König zu senden und die Abberufung der Truppen zu fordern. „Nein!" rief Clermont-Tonnerre, „lassen wir ihnen die Nacht zur Ueberlegung, die Könige müssen auch wie die anderen Menschen durch Erfahrung klug werden." — In der Nacht aber drang der

---

[1]) Aus der Correspondance inédite de Louis XVI, t. I, p. 131, mitgetheilt bei Buchez et Roux, Hist. parlem., II, p. 101.

[2]) Die Erklärung soll zur Versendung in die Provinzen schon in 40.000 Exemplaren gedruckt gewesen sein. Mémoires du Marquis de Ferrières, I, p. 135.

Herzog von Liancourt, der als Großmeister der Garderobe Zutritt zum Könige hatte, vor Ludwig XVI. und theilte ihm die Ereignisse des Tages mit. „Das ist ja eine Revolte!“ rief Ludwig erstaunt. „Nein, Sire, das ist eine Revolution!“ und schilderte ihm als wahrer Freund die Stimmung in Paris, die Unzuverlässigkeit des Heeres, die Gefahr für die königliche Familie, und mahnte ihn, der Nation entgegenzukommen. In diesem Augenblick traten die Brüder des Königs ein. „Prinz, Ihr Kopf ist geächtet, ich habe den Anschlag selber gesehen“,[1]) sagte Liancourt zu Artois. Beide Brüder vereinten ihre Bitten mit denen Liancourts und Ludwig beschloß in die Nationalversammlung zu gehen. Liancourt. Artois.

Eben berieth die Versammlung über ein Schreiben an den König, worin ihm die Minister als treulos und die Abberufung der Truppen als nothwendig dargestellt und ihm der Rath gegeben wurde, in die Versammlung zu kommen und hier, umgeben vom Rathe und der Liebe seines Volkes, stark zu werden und Frankreich die Ruhe und das Glück zu geben — und wurden eben 24 Mitglieder gewählt, um in das Schloß sich zu begeben, als Liancourt meldete, daß der König aus eigenem Entschlusse in die Versammlung komme. Da wiederhallte der Saal von Beifall. Einige mahnten aber, damit zu warten, bis der König seine Absichten kundgegeben habe: das Schweigen der Völker sei die Lehre der Könige.[2]) — Und man schien entschlossen den König mit finsterem Gesicht zu empfangen. Da erschien Ludwig mit seinen Brüdern, ohne Gepränge, und sprach stehend in festem und herzlichem Ton: „Meine Herren! das Haupt der Nation kommt zutrauensvoll in die Mitte ihrer Vertreter, um seinen Kummer ihnen zu bezeugen und sie einzuladen, die Mittel zu finden, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Ich weiß, wie man ungerechtfertigte Angst verbreitete und bekannt gab, Ihre Person sei nicht sicher. Soll ich Sie wegen so bösartigen Geredes ruhig stimmen? Mein Ihnen doch bekannter Charakter sollte es schon Lügen strafen. Wohlan! ich bin eins mit der Nation, ich vertraue mich ihr an.[3]) Helfen Sie mir, das Heil des Staates zu begründen, ich erwarte es von der Nationalversammlung, Ihr Eifer ist mir Bürge dafür. Ich habe den Abzug der Truppen von Paris und Versailles anbefohlen und ermächtige, ja ich bitte Sie, diese meine Anordnungen der Hauptstadt mitzutheilen.“ Diese Worte kamen vom Herzen und gingen zum Herzen. Stürmischer Jubel erscholl. Der König in der Versammlung.

Der Vorsitzende bat noch, den Verkehr zwischen Paris und Versailles freizugeben, einer Abordnung der Versammlung zu gestatten, daß sie nach Paris gehe und beitrage, die Ruhe wieder herzustellen, und der Versammlung freien Zutritt zu seiner Person zu gewähren, insbesondere möge er das gegenwärtige Mini- Versöhnung.

---

[1]) „Prince, votre tête est proscrite, j'ai lu l'affiche de cette terrible proscription!“ Mémoires de Ferrières, I, p. 138.

[2]) „Le silence du peuple est la leçon des rois.“ — Mem. de Ferrières, I, pag. 140.

[3]) „Eh bien! c'est moi qui ne suis qu'un avec ma nation, c'est moi qui me fie à vous.“

sterium, das die Unruhen hervorgerufen, entlassen. — Der König entgegnet, man kenne ja seinen Eifer für das Volk, er werde der Versammlung nie den Zutritt verweigern. Noch stürmischer werden die Rufe der Begeisterung, alle Wolken des Mißtrauens sind verschwunden, die ganze Versammlung erhebt sich, um den König zu begleiten. Als das Volk draußen den König kommen sieht, umgeben von den Abgeordneten, wollen die Freudenrufe kein Ende nehmen, es schließt sich dem Zuge an und preist laut den Tag, welcher den König mit seinem Volke vereinigte.[1]) Einer aber redet Artois an: „Es lebe der König, Ihnen und Ihren Meinungen zum Trotz, Monseigneur!" — Ein Taumel der Freude scheint Alles zu erfassen, auch die Truppen werden davon ergriffen, die Fahnen flattern, die Trommeln wirbeln, die Musik spielt die Arie: „Wo kann man wohler sein, als im Schooße seiner Familie?" Eine Frau umfaßt die Kniee des Königs und küßt sie: „Sire, ist es Ihnen auch Ernst? werden Sie nicht wieder andern Sinnes werden?" — „Es ist mein voller Ernst", entgegnet Ludwig XVI. Nur langsam kam vor dem Gedräng der König zum Schloß. Auch die Königin wollte man sehen, sie zeigte sich mit dem Dauphin und ihrer Tochter auf dem Balkon. Lauter Jubel erscholl. Die Versöhnung schien allgemein. Auch der König und die Kinder des Grafen Artois erschienen auf dem Balkon, alle nahmen Antheil an den Segenswünschen des beglückten Volkes. Es war der letzte schöne Tag der vereinten königlichen Familie.[2]) —

Abgeordnete in Paris. 88 Mitglieder der Versammlung fahren an demselben Tag auf den Wagen Monsieurs, des Grafen von Provence, nach Paris. Die Begleitung der königlichen Leibwache lehnten sie ab. Bewaffnete Bürger fanden sie auf allen Wegen, in Paris starrte ihnen ein Wald von Piken entgegen. Bei den Tuilerien nehmen vier Mitglieder des Ausschusses des Stadthauses sie in Empfang. Man umarmt sie als Brüder: „kein anderer Name soll fürder gelten", heißt es. Von allen Fenstern regnet es Blumen auf sie, in den Augen sehen sie Thränen der Freude. So geht es in aufwallender Freiheitsbegeisterung aufs Stadthaus. Dort gilt es doch, das fühlen die Abgeordneten, zu erinnern, daß es noch einen König gebe, nicht bloß ein Volk in Waffen. Lafayette hebt an: „Der König ist betrogen worden, jetzt ist er aufgeklärt, er kennt unsere Leiden und er kennt sie nur, um ihre Wiederkehr zu verhindern." Dann spricht Lally Tolendal von der Hochherzigkeit des Königs, der sich ganz seinem Volke anvertraue, und redet vom Balkon herab an das mit Entzücken auf demselben Platze lauschende Volk, wo einst sein Vater endete: „Wir bringen Euch den Frieden im Namen des Königs und der Versammlung. Ihr seid hochherzig, denn Ihr seid Franzosen! Ihr liebt Eure Frauen, Eure Kinder, Euer Vaterland. Es gibt jetzt keine schlechten Bürger mehr. Es muß jetzt Frieden walten und das Gesetz muß das Urtheil sprechen, es dürfen keine Aechtungen mehr vorkommen." — „Ja, ja! der Friede und keine Aechtungen mehr." Eine Bürgerkrone wird ihm auf das Haupt gesetzt unter donnerndem Beifall. Nach ihm sprachen Andere im gleichen Sinne.[3]) (Lally Tolendal.)

Eine Wahl zum Befehlshaber der Bürgerwehren war nöthig, denn der bisher Gewählte hatte abgelehnt. Moreau de Saint-Méry deutete auf die Büste Lafayettes, welche Virginien der Stadt Paris geschenkt hatte. Mit Beifall (Lafayette)

[1]) Mémoires de Ferrières, I, p. 140.
[2]) Dusaulx, l. c. p. 514.
[3]) Procès verbal de l'assemblée des electeurs. Dusaulx, p. 315.

ward die Wahl begrüßt: Scipio Americanus, wie ihn Dusaulx nennt, schwingt den Degen zum Zeichen, daß er die Stelle annehme, und ist jetzt mächtiger als der König, denn mit der Schnelligkeit und Gewalt eines Naturprocesses bilden sich in allen Städten Bürgerwehren und ihr Befehlshaber ist nun der Mann des Ruhmes zweier Welttheile. Auch die Stelle des Prevôts war durch den Tod Flesselles' erledigt. Bailly [1]) ward vorgeschlagen, aber als Maire von Paris, kein Prevôt sollte mehr sein. Der Erzbischof von Paris setzte ihm eine Krone auf das Haupt — diese Wahl fand begeisterte Zustimmung. Bailly war ein geborener Pariser, ein wohlmeinender Ehrenmann, ein berühmter Astronom. Von seiner Sternwarte herabsteigend, war er durch das Vertrauen seiner Mitbürger zuerst zum Wahlmann, dann von den Wahlmännern zum Abgeordneten, dann vom dritten Stand zum Vorsitzenden gewählt worden, welche Stellung er in den bewegten Tagen vom 20. bis 23. Juni mit Ruhe und Festigkeit bekleidete. Darum mochte der Erzbischof von Paris ihm jetzt den Lorbeer auf die Stirne setzen und einen Dankgottesdienst im Dome beantragen. Arm in Arm zog man sofort vom Stadthause nach Notre-Dame: der pulvergeschwärzte Abbé Lefèvre mit dem Erzbischofe, der Bastillesieger Hulin mit dem Maire Bailly. „Es lebe Lafayette und Bailly!" rief das Volk. Der neue Bürgermeister war so ergriffen, daß er schwankte. Die Waisenkinder begrüßten ihn vor Notre-Dame als ihren Vater und Schützer und unter Thränen umarmte er sie, versprach ihnen im Namen Gottes Schutz und Sorgfalt und vertheilte das Geld unter sie, das er gerade bei sich trug. [2]) „Alles an diesem Tage", bemerkt Dusaulx in seinem Tagebuch, „war außerordentlich und rührend und bisweilen erhaben: man hat nie etwas Aehnliches gesehen, und ich glaube, man wird nie mehr etwas Aehnliches sehen. Tag und Nacht wandelten wir mit Riesenschritten auf der Bahn der Freiheit. Auch die Furchtsamsten erhoben ihr Haupt und sahen unerschrockenen Blickes die Zeichen der Gewaltherrschaft fallen. Die Wahlherren beschlossen, daß die Bastille abgetragen werden müsse; das war der Wunsch von Paris und ganz Frankreich." —

Bailly, Maire.

De Juigné.

Ende der Bastille.

So geschah es. Den Schlüssel des ersten Thores sandte Lafayette an Washington; er selber erhielt einen Degen, der aus einem Riegel der Bastille geschmiedet war. Frankreich gibt der anderen Welt kund, daß es auch frei ist. Frei — dem Scheine nach, aber kein König kettet es mehr; die Dämonen, die es in Fesseln schlagen, sind in seinem Innern. Gleich die Scenen des ersten Abends seiner Amtswaltung ließen es Bailly bitter bereuen, die Stelle angenommen zu haben. Das Volk war immer noch mordlustig; mit Mühe rettete Bailly eine Frau, die man hängen wollte und die im Schrecken kein Wort zu ihrer Vertheidigung fand; mit Mühe einen Grafen Saint-Marc, der untersuchen wollte, ob unterirdische Gänge von der Bastille nach Versailles gingen; mit Mühe einen

Lafayette

Bailly.

---

[1]) Ueber Bailly vgl. Bd. VIII d. W. S. 348—49, 404—406, 512—19, 534—37.
[2]) Dusaulx, L'oeuvre des sept jours, p. 317.

Geistlichen; mit Mühe machte er den Bischof von Chartres wieder frei. Es hieß: „All die Nachgiebigkeit des Königs ist nur Schein, um uns zu entwaffnen und über uns herzufallen." — „Ich merkte bald, daß von einem geheimen und verschlagenen Urheber, der viele Werkzeuge zu seiner Verfügung haben müsse und viel Geld, all diese falschen Gerüchte und die aufregenden Befürchtungen herstammten." [1])

Der König nach Paris. Die erste Emigration.

Nur ein Besuch des Königs in Paris konnte diesem Gerede von seinen bösen Absichten gegen die Hauptstadt ein Ende machen. [2])

Dieser Ansicht gab auch Bailly vor dem Könige selber Ausdruck.

Bailly beim König. Kaum war Bailly wieder in der Nationalversammlung, welche seine Wahl zum Bürgermeister von Paris guthieß, als er zum König berufen wurde. Bailly, der noch nie bei Hof, der stets unter seinen Büchern und auf seiner Sternwarte gewesen war, schildert seine sorgliche Stimmung, [3]) ob er die Form nicht verletze: — die Einfachheit und Herzensgüte des Königs beruhigten ihn jedoch schnell. Man hatte am Hofe die Nachricht verbreitet, 20.000 Pariser seien im Anzuge gegen Versailles. „Der König sagte mir, er wolle hören, wie es in Paris stehe. Ich setzte ihm den glühenden Wunsch der Pariser, ihn zu sehen, auseinander. Er erklärte mir nun die Absicht, dahin zu gehen, und ich fand ihn sehr erregt über das Blutvergießen, welches das Volk sich erlaubt und welches das Stadthaus befleckt hatte. Vom Befehlshaber der Bastille sagte er, er habe sein Loos verdient. Aber er meinte, nicht das Volk habe die Befugniß zu einer Hinrichtung, und er hatte Recht. Um ihn zu bestimmen, den Wunsch der Pariser zu erfüllen und sich dort zu zeigen, bemerkte ich, wenn er einen Widerwillen gegen das Stadthaus habe, könne er nach Notre-Dame oder nach den Tuilerien fahren. Ich sagte da zuviel, denn das Volk wäre vielleicht nicht damit zufrieden gewesen. „Nein", sagte der König, „ich will ins Stadthaus gehen; wenn man Etwas thut, soll man es ganz thun." — Zum ersten Mal war ich beim König und sprach mit ihm und ich verließ ihn tief ergriffen von seiner Herzensgüte und vom Schmerz, der sich in seinen Worten und in seiner Stimme kundgab." [4]) Diese Ueberzeugung vom Seelenadel des Königs blieb bei Bailly unerschüttert — er nannte ihn später noch „Ludwig den Gerechten, Ludwig den Guten, Ludwig den Weisen." Beider Natur hatte manches Verwandte, bei Beiden war die Absicht rein, Beide erlagen später einem schrecklichen Schicksal — der Eine paßte so wenig auf den Mairessessel zu Paris, als der Andere auf den Thron in dieser entsetzlichen Zeit, wo man Hammer oder Ambos sein mußte.

Die Königin. Die Mehrzahl im Rathe des Königs stimmte für die Reise nach Paris, die Königin war dagegen — sie fürchtete, man möchte ihn als Geisel zurückhalten oder tödten. Sie ließ ihre Wagen bereit halten und packte ihre Diamanten; sie dachte an das entschlossene Auftreten ihrer großen Mutter in der Zeit der höchsten Gefahr; auch sie wollte mit ihrem Sohn, wenn man den König gefangen halte, vor

---

[1]) Bailly, Mémoires, II, p. 33.
[2]) Ibid., II, p. 47.
[3]) Ibid., II, p. 36
[4]) Ibid., II, p. 43.

der Versammlung auftreten und sagen: „Hier ist die Gattin, hier sind die Kinder Eures Königs, trennt auf Erden nicht, was der Himmel verbunden hat." Sie sagte, Thränen in den Augen, diese Worte vor sich her und rief wehklagend in ihrem Saal: „Ach, sie werden ihn nicht mehr zurückkommen lassen!" Auch der König war auf das Aergste gefaßt, er hatte in der Früh noch die heilige Communion empfangen und bestimmte seinen ältesten Bruder zum Reichsverweser. Der Abschied war ernst. Ludwig XVI. wollte jedoch um keinen Preis einen Bürgerkrieg, denn der wäre sicher ausgebrochen, wenn er, nach dem Rathe Mehrerer, sich mit dem Heere nach Metz zurückgezogen hätte.[1]) Ernste Stimmung.

Es ging besser, als Beide fürchteten. Am 17. Juli um 9 Uhr fuhr der König von Versailles ab, bis Sevres begleitet von der Bürgerwehr von Versailles. In seinem Wagen saßen zwei beliebte Edelleute, wie um ihn zu schützen gegen den Haß des Volkes. Um ihn zu decken, schlossen sich 240 Mitglieder der Nationalversammlung dem Zuge an. Von Sevres war die Bürgerwehr von Paris in Reihen rechts und links aufgestellt, 150.000 Mann, mit Gewehren, aus den königlichen Waffenvorräthen entwendet, und mit Piken, in der Hast gegen seine Getreuen geschmiedet. Vor dem Wagen her gingen, mit Kanonen, aus seinem Zeughause gestohlen und von den Fischweibern mit Blumen verziert, die Garden, welche aus seinem Dienste in den des Volkes übergetreten waren. Ueberall finstere Blicke, ernste Gesichter; zum Willkomm nur der Ruf: „Es lebe die Nation." Auch Mönche, auch Frauen standen da in Waffen und hinter den Reihen eine Masse Volkes, im Augenblicke ruhig, wie das Meer nach einem Sturm, aber in der Tiefe noch immer gährend. Ueberall Cocarden mit den Farben der Stadt Paris. Neugier und Sorge zogen ihr Licht und ihren Schatten über das Antlitz des Königs. Am Thore überreichte ihm Bailly an der Spitze des Gemeinderaths den Schlüssel: „Das sind dieselben Schlüssel, welche Heinrich IV. überreicht wurden, als er sein Volk wieder gewann, heute gewinnt das Volk seinen König wieder."[2]) Wie Paris aussieht.

Der Vergleich war zutreffend, insofern Paris ein kriegerisches Aussehen bot, wie zu Zeiten der Liga, sonst aber eine Beleidigung, jedoch nur durch Baillys Freude an einer Antithese hervorgerufen. Heinrich IV. war übrigens das Ideal Ludwigs XVI.;[3]) an Sittenreinheit, an Herzensgüte und an Wissen stand er jedoch unendlich hoch über dem Bearner, an anderen königlichen Eigenschaften aber tief unter ihm. Bailly wollte dem Könige unläugbar etwas Angenehmes sagen,[4]) das

---

[1]) Ferrières, Mémoires, I, p. 152 ff.

[2]) Ces sont ces mêmes clefs qui furent présentées à Henri IV: il vint conquérir son peuple; aujourd'hui c'est le peuple qui conquiert son roi.

[3]) Als man nach seiner Thronbesteigung auf die Statue Heinrichs IV. schrieb „Resurrexit", war Ludwig XVI. entzückt und sagte: „Le beau mot que celui-là; s'il était vrai, Tacite lui-même n'aurait rien écrit ni de si laconique ni de si beau." Als zur Zeit des Mehlkrieges „Resurrexit" auf der Statue Ludwigs XV. stand, wurde der König traurig, wollte einen ganzen Tag Nichts essen und nicht ausfahren. Daher empfand er so bitter die Nachrede, er liebe sein Volk nicht.

[4]) Vgl. wie Bailly diesen damals schon angeklagten Satz vertheidigt: Bailly, Mémoires, II, p. 59—61.

zeigen auch die anderen Sätze seiner Anrede, wie: daß dies der schönste Tag sei im Leben Frankreichs, der Beginn der ewigen Verbindung zwischen dem König und dem Volke. Der König antwortete, er empfange mit Vergnügen die Huldigung der Stadt Paris und der Wahlherren. — Es ging dann über den Platz Ludwigs XV., auf dem ein Schuß fiel, der eine Frau tödtete, durch die Rue Saint-Honoré zum Stadthause. Voran gingen Bailly und die Wahlherren, rechts und links vom Wagen, zum Schutze des Königs, die Abgeordneten. Der Zug hatte etwas Düsteres, die Wunden waren noch zu frisch, die Zukunft zu ungewiß. Beim Stadthaus überreichte Bailly mit den Worten: „Sire, ich übergebe Ihnen das Kennzeichen der Franzosen", wie ein Talisman für seine Sicherheit, die Nationalcocarde. Zum Zeichen der Versöhnung hatte man zu dem Blau und Roth, den Farben der Stadt Paris, das Weiß, die Farbe des Königs, gefügt. So entstand die Tricolore, von der Lafayette wie prophetisch sagte, sie werde die Runde machen über den Erdkreis,[1]) denn seit jenem Tage hat sie siegreich geweht in Madrid, in Neapel, an der Ostsee, in Moskau, vor Sebastopol, in Aegypten und Syrien, auf den Wällen von Peking und Mexico, muthig, emporgehalten im Unglück wie im Glück. Der König nahm sie huldvoll an und steckte sie an seinen Hut. Die Stiege zum Festsaal hinauf ging er unter den gekreuzten Klingen der Officiere der Nationalgarde. Das war ein freimaurerisches Ehrenzeichen für einen Bruder aus der Fremde, welcher den Titel ehrwürdig hatte.[2]) Das Klirren der Säbel, der Lärm des Volkes, das man zurückdrängte, erschreckten den König nicht, aber er schien tief ergriffen, als er den Thron im Saale bestieg, Thränen standen in seinen Augen. „Unser König, unser Vater!" rief Einer ergriffen und jetzt wurde die Stimmung warm und ein tausendfaches „Vive le roi!" ertönte. „Das ist das Volk, Sire, das man so sehr verläumdet hat", sagte Moreau de Saint-Méry. „Ich habe es nie geglaubt", antwortete der König, mit der Hand auf sein Herz deutend. Ethis de Corny stellte den mit Jubel aufgenommenen Antrag,[3]) Ludwig XVI. als dem Begründer der Freiheit, dem Wiederhersteller des Glückes, dem Vater des französischen Volkes, auf dem Platze, wo die Bastille gewesen, ein Standbild zu errichten. Mit Geist und Herz, in Worten voll Gefühl und Anmuth, voll Glut und Adel, sprach dann Lally von Tolendal über die Güte des Königs, der von seinen Vollmachten alle hingegeben habe bis auf diejenigen, welche er zum Wohle des französischen Volkes behalten müsse. „Möge er endlich Tröstungen empfangen, möge sein edles und reines Herz von hier aus den Frieden in sich tragen, dessen es so würdig ist, und da er, an Tugenden seine Vorfahren weit übertreffend, seine Macht und seine Größe auf unsere Liebe gründen wollte, so seien wir nicht minder gefühlvoll und edel und beweisen wir ihm, daß er an Macht und Größe tausendmal mehr gewonnen, als geopfert hat." Wäre nur auch der zweite Theil seiner Rede mehr von der Erfahrung bestätigt worden! „Sire, hier ist das Volk, das Sie anbetet, das Ihre Gegenwart berauscht, dessen Gefühle für Ihre geheiligte Person nie in Zweifel gezogen werden können. Fassen Sie Muth, indem Sie auf die Bürger Ihrer Hauptstadt blicken. Sehen Sie ihre Augen an, hören Sie auf ihre Stimme und Sie können einen Blick in ihre Herzen werfen, die Ihnen entgegenfliegen. Hier ist kein einziger Mann, der nicht bereit wäre, für Sie und Ihre gesetzliche Macht sein Blut bis auf den letzten Tropfen zu vergießen. Nein,

Die Tricolore.

Der König im Stadthause.

Lally Tolendal's Rede.

[1]) „La cocarde fera le tour du monde."

[2]) Voûte d'acier genannt. Ferrières, Mémoires, p. 154. — Bailly, Mémoires, II, p. 65.

[3]) Die Reden bei Buchez et Roux, l. c. II, p. 134.

Sire, dieses Geschlecht der Franzosen ist nicht unglücklich genug, um die Treue von vierzehn Jahrhunderten Lügen zu strafen. Wir würden, wenn es nöthig wäre, eher alle zu Grunde gehen, um einen Thron, der für uns so heilig ist wie für Sie, und die erhabene Familie zu vertheidigen, welche wir vor 800 Jahren auf denselben gesetzt haben. — Jeder Schlag auf Ihr Herz zerreißt auch unser Herz. Ein Wort aus Ihrem Mund dagegen hat uns alle beruhigt. Mögen die Feinde des Volkes zu Grunde gehen, die Zwietracht säen zwischen dem Könige und der Nation! König, Unterthanen, Bürger! verschmelzen wir unsere Herzen, unsere Wünsche, unsere Bestrebungen, und zeigen wir vor den Augen der Welt das großartige Bild einer der schönsten Nationen, eines Volkes, das frei, glücklich, siegreich ist unter einem gerechten, geliebten, verehrten König, der Nichts seiner Gewalt, Alles aber seinen Tugenden und seiner Liebe verdankt." —

Schöne Träume! Das Bürgerthum sprach, welches den Adel entwaffnet hatte und gegen die niedere Masse des Königs bedurfte. Wir haben hier die Stimmung einer fast jugendlichen Begeisterung, die Gedanken, welche die edleren Naturen der ersten Nationalversammlung beseelten. Dabei Berufung auf die Geschichte, den Stolz der Nation, auf ihre Bestimmung, der Welt ein Musterbild zu sein, an der Spitze der Bildung einherzuschreiten! Donnernder Beifall ertönte. Auch auf den König hatte der Redner gewirkt, Ludwig vermochte vor Rührung nur die Worte zu sagen: „Mein Volk kann stets auf meine Liebe rechnen." [1]) Man hätte den König so gerne sprechen gehört, es war ein Augenblick, da jedes Wort wirken mußte, aber seine Schüchternheit war eben so groß als seine Rührung. Ein Mann, der befehlen soll, muß sprechen können. Ludwig bat Bailly, für ihn zum Volke zu sprechen. Dieser drückte des Königs Dank und seine Genehmigung der Bürgerwehr und Lafayettes zum Commandanten aus, aber auch, daß er die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung wolle. Nun wünschte auch das Volk den König zu sehen — es füllte den großen Platz; die Bäume, die Fenster, die Dächer waren mit Menschen wie besäet. Mit Bailly tritt der König an das Fenster, er hat am Hute eine Cocarde groß wie einen Teller — er anerkennt also, was geschehen. Jetzt unermeßlicher Jubel. Die Bürgerwehr kehrt ihre Waffen und Piken um, zum Zeichen der Versöhnung. [2])

Des Königs Antwort.

Der König geht zum Wagen, ein Fischerweib umarmt ihn. Zu Lafayette sagt er: „Ich bestätige Sie als Commandanten der Nationalgarde." Die Handwerker auf den Quais hielten, mit Flaschen bewaffnet, die Pferde an und drängten die Kutscher und die Lakaien, mit ihnen auf das Wohl des Königs zu trinken. Ludwig XVI. lächelte. Das Geleite blieb dasselbe, in Passy ward es entlassen.

Rückkehr des Königs.

Bei der Avenue in Versailles empfängt ihn die Nationalversammlung. An der Stiege des Schlosses stürzt die Königin, nach zwölf Stunden der Bangigkeit und der Sorge, mit einem Schrei in seine Arme. „Glücklicherweise", sagt er, „ist kein Blut geflossen und ich schwöre, daß auf meinen Befehl kein Tropfen franzö-

Marie Antoinette.

[1]) „Mon peuple peut toujours compter sur mon amour."
[2]) Bailly, Mémoires. II, p. 67–68.

sischen Blutes vergossen werden soll." [1]) — Ein schöner Grundsatz, aber schwer durchzuführen in solchen Zeiten!

Erste Emigration. An demselben Morgen, da der König nach Paris zog, um Vertrauen und Liebe wieder zu gewinnen, wanderte der hohe Adel aus, die Condé, Conti, Bourbon, Enghien, Polignac, Broglie, Breteuil, Lambesc, an ihrer Spitze Artois mit seinen beiden Söhnen. Sie stimmten dem nicht zu, was der König that: es sei nicht weise, nicht pflichtgemäß, ihn auf dieser Bahn, die zum Verderben führe, zu unterstützen, man müsse seinen Widerspruch offen an den Tag legen, Frankreich für den König retten, wenn man es nicht durch ihn retten könne; sie hofften im Ausland eine Macht zusammenzubringen, mit welcher sie Frankreich von der Herrschaft von Thoren und Schurken wieder befreien könnten. Ihr Abziehen — bald folgten ihnen Andere — wurde jedoch, besonders nach Foulons Tod, verhängnißvoll für den König und für sie selber. Wer fortgeht, verliert seinen Platz, ist ein altes Sprichwort.[2]) Ihre Abwesenheit gab ihrer Sache keine Stärke: sie überließen ihren Gegnern das Feld, während oft die wichtigsten Beschlüsse von einer Mehrheit von wenig Stimmen abhingen; sie verloren die Fühlung mit der Heimath und scheiterten, als sie zur Gewalt griffen; sie reizten die Sieger zum härtesten Verfahren und trugen dann ihr Elend durch ganz Europa zur Schau.[3]) Auf der andern Seite ließen sie nicht nur den König mit seinen Kindern und der Königin und der Schwester allein der Nation gegenüber zurück — denn Monsieur der Graf von Provence, welcher bis zur Flucht von Varennes blieb, war dem Throne nie eine große Hilfe, obschon er unter den Notablen für die Abstimmung nach Köpfen gesprochen hatte, auch liebten ihn der König und die Königin nicht — sondern sie erweckten auch Verdacht wider den König, denn es hieß, sein Herz halte es doch mit den Ausgewanderten.

(Margin: ein ernster Fehler.)

Uebrigens erzählt Weber,[4]) welcher als Milchbruder der Königin in die Vorgänge am Hofe eingeweiht war, der König habe selber die erste Auswanderung anbefohlen, um das Leben der Bedrohten zu retten. Artois, erzählt er, habe dem König angeboten, ihn auf der Fahrt nach Paris zu begleiten, Ludwig aber, der das Leben seines Bruders bedroht wußte, dies nicht bloß abgelehnt, sondern ihm auch befohlen, für den Augenblick Frankreich zu verlassen und im Ausland ruhigere Zeiten abzuwarten, wo die alte Liebe der Franzosen zu ihrem Königshause wieder erwachen werde. Demgemäß hätten noch am Abend des 16. Juli der Graf Artois und seine beiden Söhne, die Herzoge von Angoulême und Berry, sowie die drei Prinzen des Hauses Condé, der Prinz Condé, der

(Margin: Artois.)

---

[1]) Campan, Mémoires, II, p. 59.

[2]) Qui cède perd sa place.

[3]) C'est une funeste erreur de s'imaginer, que dans des temps de crise l'absence soit une force. Lameth, I, p. 409.

[4]) Mémoires de Weber concernant Marie Antoinette, archiduchesse d'Autriche et reine de France et de Navarre, avec des notes et des éclaircissements historiques par Berville et Barrière. Paris 1822.

Herzog von Bourbon und der Herzog von Enghien, endlich der Prinz Conti vom König Abschied genommen und mit ihnen die Edelleute ihres Hauses. „Drei Prinzen Frankreichs", meint Weber,[1] „und vier Prinzen vom Blute des heil. Ludwig konnten die Bürger von Paris nicht tiefer demüthigen, als indem sie gleichsam durch die Flucht vor ihrer Wuth ihr Leben retteten." Auch die Mehrzahl der entlassenen Minister verabschiedete sich am gleichen Abend. Diese Flucht hatte ihre Gefahren. Artois verließ Versailles beim Tagesgrauen unter dem Schutze eines verläßlichen Regimentes. Die Condé waren in Pont-Saint-Maxence in der höchsten Gefahr, Reiter aus Paris jagten ihnen nach. Die Königin beschwor den Herzog und die Herzogin von Polignac abzureisen: „Ich fürchte Alles — im Namen der Freundschaft, reisen Sie ab — noch ist es Zeit, Ihr Leben vor der Wuth Ihrer Feinde zu retten."[2] Der König, der dazu kam, sagte: „Mein grausames Geschick zwingt mich, Diejenigen, welche ich achte und liebe, fortzuschicken. Soeben habe ich Artois befohlen abzureisen. Beklagen Sie mich, aber verlieren Sie keinen Augenblick. Rechnen Sie jederzeit auf mich, Ihre Stelle hebe ich Ihnen auf." — Die Königin war beim Abschied in Thränen, sie sandte ihrer Freundin noch in den Wagen 500 Louisdors.[3] Die so verhaßte Polignac saß als Kammerdame auf dem Bock. In Sens hielt das Volk den Wagen an und fragte, ob die Polignacs noch in Versailles seien. „Nein", hieß es, sie sind weit davon weg." In der nächsten Station aber sagte ihr der Postillon: „Es gibt noch Ehrenmänner in Frankreich, ich habe Sie in Sens sogleich erkannt." — In Basel trafen sie Necker, dem sie zuerst seine Rückberufung meldeten.[4]

Condé.

Polignac

Die Königin.

Ein ehrlicher Kutscher

Wie sehr diese Flüchtlinge Grund hatten, für ihr Leben zu fürchten, zeigt das Schicksal Foulons und Berthiers. Beide waren Generalintendanten, Foulon überdies einer der Minister vom 11. Juli.

Foulon war ein Greis von 74 Jahren, Berthier sein Schwiegersohn; beiden warf man Erpressungen vor; in Wahrheit hatte aber Foulon im letzten Winter auf seinen Gütern 60.000 Francs ausgegeben, um die Armen zu beschäftigen, und Berthier auf seine Kosten Isle de France vermessen lassen, um die Taillesteuer zu regeln und die Ueberbürdeten zu entlasten.[5] Sie hätten also eher verdient beliebt zu sein, aber die Verleumdungen gegen sie wurden wie Münzen unter dem Volke verbreitet und gingen von Mund zu Mund: Berthier habe das Gras grün abmähen lassen, um die Hungersnoth zu vermehren; Foulon habe gesagt, das Volk könne Heu fressen, wie seine Pferde. Den eigentlichen Grund des Hasses hat vielleicht Marie Antoinette richtig errathen,[6] als sie von einer Indiscretion sprach. Foulon hatte nämlich dem König, der ihn um Rath gefragt, zwei Gutachten übergeben, wie sie ihm jeder denkende Staatsmann auf die Frage, was er thun solle, gegeben hätte, nämlich: entweder mit Strenge gegen die Neuerer einzuschreiten, oder vollständig auf die Neuerungen einzugehen und dadurch die Bewegung zu beherrschen. Im ersten Falle solle der König namentlich den Herzog

Foulon.

Berthier

Grund des Hasses

[1]) Mémoires de Weber, p. 394.

[2]) Dieser ihrer Busenfreundin schrieb man nämlich zu, daß sie die Königin den Reformen abgeneigt mache und sie zur Verschwendung verleite.

[3]) Campan, Mémoires, II, p. 53—55.

[4]) Ibid., II, p. 53.

[5]) Poujoulat, Révolut. française, p. 100. — Taine, Révolution, I, p. 60.

[6]) Campan, Mémoires, II, p. 60.

Orleans. von Orleans und einige Abgeordnete am Kopf nehmen, ihn aburtheilen lassen, so lange es noch ein Pairsgericht gebe, und inmitten seiner getreuen Regimenter bleiben. Die Tante des Königs, Adelaide, ließ sich in Gegenwart mehrerer Edelleute dieses Gutachten vorlesen und die Campan bezeichnet mit den Anfangsbuchstaben zwei, denen man es zutraute, die Gefahr den Bedrohten mitgetheilt zu haben.[1]) Genug, für Foulons und Berthiers Kopf wurde, wie für Artois und Broglie, im Palais Royal ein Preis ausgeschrieben in der Nacht vom Foulon. 13./14. Juli. Foulon ließ einen eben verstorbenen Diener auf seinem Gute pomphaft begraben und verbreiten, er sei selber gestorben, hielt sich aber auf dem Gute seines Freundes Sartines in Very verborgen. Doch seine Todfeinde hatten scharfe Augen und feine Ohren. Eines Morgens um 4 Uhr ward er von den Bauern verhaftet, wie er sich im Parke erging. Man that ihm Nesseln um den Hals, Disteln auf die Brust und einen Bündel Heu auf den Rücken, band ihm die Hände rückwärts und schleppte ihn so 22. Juli nach Paris, wo die Menge im Stadthause. auf dem Grèveplatz voll Blutgier schon des Opfers harrte, nach dem Stadthaus. Hier sollte er gerichtet werden.[2]) Bailly und der Ausschuß wollen, um ihn der Wuth des Volkes zu entziehen, ihn ins Gefängniß führen lassen. „Nein", heißt es, „er soll sogleich gerichtet und dann gehängt werden." Moreau de Saint-Méry gebietet mit der Hand Schweigen und spricht: „Jeder Schuldige soll gerichtet werden, aber ich glaube doch nicht, daß unter Euch ein Henker ist?" — „Ja! er werde gerichtet und dann gehängt." — „Aber", sagt der Wahlherr Osselin, „zu einem Gericht gehören doch Richter — schicken wir darum Foulon vor Gericht." — „Nein! er soll sogleich gerichtet werden." — „Dann wählet selber Richter." — Das Volk nennt zwei Pfarrer, die jedoch erklären, ihr Stand verbiete ihnen an einem Blutgericht Theil zu nehmen. Andere werden genannt, Lafayette als sechster Bailly, als siebenter Lafayette. Dieser ist nicht da und mit Mühe läßt sich die Menge hinhalten, bis er endlich kommt. Lafayette gibt, um Foulon zu retten, zu, daß er Verbrechen begangen habe; er werde seiner Strafe nicht entgehen — aber seine Mitverschworenen müsse man noch herausbringen und dazu müsse man ihn zum strengen Verhör in die Abtei bringen. Die Umstehenden klatschten seiner Rede Beifall, unglückseliger Weise auch Foulon. Da riefen Andere: „Sehet Ihr, wie sie sich unter einander verstehen." — Ein gut gekleideter Mann rief: „Wozu noch ein langer Prozeß mit einem Manne, der seit dreißig Jahren schon gerichtet ist!" — Das war Foulons Todesurtheil. Neue Massen dringen in den Saal, der Tisch wird umgestoßen, Alles ist voll Gedräng und in Verwirrung; indeß wird Foulon hinausgerissen und an einen Laternenpfahl gehängt. Zweimal reißt der Strick, zweimal fällt der Unglückliche aufs Pflaster; vergebens fleht der Greis „zum gerechten und edelmüthigen Volke", während man einen neuen Strick holt, eine Viertelstunde lang um sein Leben — er wird zum dritten Mal gehängt und diesmal reißt der Strick nicht. Ein entflohener Galeerensträfling schneidet ihm den Kopf ab, steckt ihm einen Büschel Heu in den Mund und trägt ihn auf einer Pike durch die Straßen, Berthier entgegen.[3])

Berthier. Dieser ward in Compiègne verhaftet, weil er Intendant der Armee gewesen war, die der König soeben von Paris zurückgezogen hatte; man warf ihm vor, er habe Achtungslisten entworfen, habe Pulver unter die Soldaten vertheilt, habe

[1]) Wie ungeberdig und verrätherisch die nächsten Diener des Königs wurden, schildert Besenval, Mémoires, III. p. 419.

[2]) Bailly, Mémoires, II, p. 89.

[3]) Ibid., II, p. 99.

grüne Saaten für die Pferde abmähen lassen wollen, um das Volk auszuhungern. Das sind Lügen, Berthier war ein eiserner Geschäftsmann und stahlharten Muth bewährte er auch auf der Fahrt nach Paris, wohin ihn der Ausschuß des Stadthauses unter Bedeckung kommen ließ, weil die Behörden in Compiègne ihn nicht schützen zu können erklärten.[1]) Seine Gegner wollten sich aber das Opfer nicht entreißen lassen. Nahe der Stadt wurden, um das Volk aufzureizen, dem Zuge auf Stangen Tafeln vorangetragen, auf welchen geschrieben stand: „Er hat den König und Frankreich bestohlen", „Er hat das Gut des Volkes verschlungen", „Er hat sein Vaterland verrathen", „Er war der Knecht der Reichen und der Tyrann der Armen." — „Ich habe nie ein Korn Getreide verkauft!" schwor Berthier hoch und theuer. Der Kopf seines Schwiegervaters wurde ihm vorgehalten — er erkannte ihn nicht sogleich, wurde aber bleich und sagte zu La Rivière, der als geleitender Officier mit ihm im Wagen saß und ihn heldenmüthig vertheidigte: „Ich würde glauben, diese Beschimpfungen seien ohne Beispiel, hätte Jesus Christus nicht noch blutigere erduldet; er war ein Gott und ich bin nur ein Mensch." Der Befehl Baillys,[2]) Berthier unmittelbar in die Abtei zu bringen, wurde abgefangen und der Unglückliche in das Stadthaus gebracht — das war sein Tod.[3]) Bailly nahm ein Verhör vor, dessen Länge das Volk abkühlen sollte; aber Berthier, seiner Unschuld sicher, bat, ihn rasch in die Abtei zu führen — und das war verhängnißvoll für ihn — denn, kaum war er auf dem Platze, so drangen neue Haufen vor, überwältigten seine Wache und rissen ihn zur Laterne, an der sein Schwiegervater geendet hatte. Berthier wehrte sich wie ein Löwe, entriß einem Soldaten das Gewehr, griff die Meute an, fiel aber von hundert Stichen durchbohrt. Sein Kopf ward auf eine Pike gesteckt, sein Herz auf einem Blumenstrauß herumgetragen, dann auf den Tisch des Stadthauses geworfen, hierauf ins Palais Royal gebracht und schließlich von den Mördern, die dort speisten, sammt dem Kopfe durch das Fenster unter die Menge geworfen. —

Berthier nach Paris.

Bailly.

Berthier ermordet

Bailly war wie niedergedonnert. Lafayette legte seine Stelle als Befehlshaber der Nationalgarde nieder, um nicht ferner Zeuge solcher Greuel sein zu müssen: beide ließen sich aber auf vieles Bitten von 23 Districten wieder wählen.[4]) Die große Menge sah aber in dieser That einen Act der Gerechtigkeit, wenn auch einer rauhen und wilden. Der Grundsatz war ja allgemein verbreitet,

Lafayette

---

[1]) Buchez et Roux, Hist. parlem., II, p. 149.

[2]) Bailly, Mémoires, II, p. 89—123.

[3]) Sein Sohn flehte Lally Tolendal, damals Präsidenten der Nationalversammlung, an, ihn zu retten, aber es war an diesem Tage keine Sitzung. Er bat dann den König und dieser sandte augenblicklich den Befehl zur Freilassung ab, doch er kam zu spät. Louis Blanc, Révolution française. II, p. 426.

[4]) Chateaubriand dagegen wurde in seiner den Neuerungen günstigen Ansicht erschüttert. Er erzählt (Jenseits des Grabes, II, S. 40): „Ich stand mit meiner Schwester und einigen Freunden auf dem Balkon meiner Wohnung, als ein Schwarm zerlumpter Menschen von einem Ende der Straße kam und wir den Ruf hörten: „Schließt die Thüren!" Aus der Mitte ragten zwei Fahnen empor; als sie näher kamen, erblickten wir zwei Köpfe mit verworrenen Haaren und entstellten Gesichtern, welche die Vorgänger Marats auf Piken einhertrugen. Es waren die Köpfe Foulons und Berthiers. Jedermann zog sich von den Fenstern zurück. Die Mörder blieben vor mir stehen, hoben die Piken singend empor und machten Sprünge, um die bleichen Köpfe meinem Gesichte zu nähern. „Bösewichter!" rief ich, „versteht Ihr so die Freiheit?" Hätte ich ein Gewehr gehabt, ich hätte auf die Nichtswürdigen geschossen, wie auf eine Heerde Wölfe. Sie brachen in ein Gelächter aus, donnerten an die Thüre, hatten aber nicht Zeit, das Haus zu erstürmen. Dieser Anblick veränderte meine politische Gesinnung, ich verabscheute die Cannibalenfeste, und die Idee, Frankreich zu verlassen und fremde Länder zu besuchen, stieg in mir auf."

alle Gerechtigkeit gehe vom Volke aus, seine Sache sei es also, die Richter und die Strafe zu bestimmen.

Die Nationalversammlung. In der Nationalversammlung erregte die Erzählung dieser Greuel Entsetzen; ein Aufruf, zur Ruhe und Ordnung zurückzukehren und alle Beamten für ihre Aufrechterhaltung verantwortlich zu machen, wurde beschlossen.

Bei den Verhandlungen darüber entschuldigte Mirabeau die Pariser, weil Barnave keine wahren Behörden da seien, und stellte Barnave, indem er derartige Scenen als mit politischen Stürmen unzertrennlich hinstellte und betonte, daß die Einführung von Bürgerrechten und Municipalitäten in ganz Frankreich ein dringendes Bedürfniß sei, die von ihm später bitter bereute Frage, ob denn dieses vergossene Blut so rein gewesen;[1] im Haschen nach Volksgunst entwürdigte er damals sein Talent. Als Foulons Sohn ihm später das Gutachten überreichte, in welchem sein Vater dem Könige gerathen hatte, sich selber an die Spitze der Bewegung zu stellen, fing Barnave an zu weinen und sagte, bitter bereue er jene Worte, sie lasteten schwer auf seinem Gewissen.[2])

Neckers Rückkehr, Höhe und Fall. Mirabeau.

Neckers Rückkehr. Während seine Gegner flohen oder der Wuth des Volkes erlagen, kehrte Necker nach Frankreich zurück und feierte seinen höchsten Triumph.

Die Befangenheit seiner Gegner setzte sein Verdienst noch in das schönste Licht. Er hatte für Lebensmittel gesorgt und noch am Tage, da er entlassen wurde, eine Million von seinem eigenen Vermögen einem Getreidehändler in Amsterdam als Bürgschaft geboten und, als er Frankreich verlassen mußte, ihm geschrieben, daß er sein Wort nicht zurückziehe. Der Händler legte diesen Brief dem neuen Minister Baron Breteuil vor und dieser gab die barsche Antwort: „Was hat denn das Eigenthum eines Ministers mit dem Staat zu thun? was mengt sich dieser Fremdling noch in die Angelegenheiten Frankreichs?“ [3])

Lally Tolendal. Mangel trat ein und Lally Tolendal erhob in der Nationalversammlung seine beredte Stimme zum Ruhme des Verbannten und schilderte, wie Frankreich ein Jahr vorher aussah, wie der König getäuscht, die Gesetze ohne Diener waren und fünfundzwanzig Millionen Menschen ohne Richter, wie der Staatsschatz leer war und ohne Credit und wie der Staatsbankerott drohte, wie Alles aus Rand und Band und die Hungersnoth nahe war, und wie, sobald der König Necker ans Ruder berufen, das Vertrauen zurückkehrte, der Schatz sich füllte, die Gefängnisse sich öffneten, die Aufstände ein Ende nahmen, Ruhe und Sicherheit eintraten, die Meere sich mit Schiffen bedeckten und zwei Welttheile Frankreich das nöthige Getreide lieferten; wie die Ankündigung der Reichsstände alle Herzen mit Hoffnung erfüllte und ein neues Leben in Frankreich begann. Wo sei ein anderer Minister thätiger für das Volk und zugleich eifriger gewesen, die Tugenden, die Seelengüte seines Königs zu preisen und ihm die allgemeine Liebe wieder zu gewinnen? — Wie der Lohn dafür Verbannung war und wie er, scheidend, nur

---

[1]) „Le sang qui coule est il donc si pur, qu'on doive tant regretter de le verser.“

[2]) Campan, Mémoires, II, p. 62.

[3]) Staël, Considérations, chap. 23.

seinen Herrn zu schonen und den Beifallsbezeugungen des Volkes zu entfliehen suchte. Ob hier nicht die reinste Tugend glänze? [1])

Neckers Triumph

Dieses Lob fand durch ganz Frankreich seinen Wiederhall. Jeden Tag kamen an die Nationalversammlung Berichte, wie da und dort in den Städten das Volk auf die Nachricht von Neckers Entlassung zu den Waffen gegriffen habe. Der König ließ der Versammlung das Schreiben zeigen, worin er Necker wieder auf seinen Posten berief; am 20. Juni erhielt es der letztere in Basel und nicht ohne Bedenken entsprach er dem Wunsche Frankreichs,[2]) ob er unter größeren Stürmen noch das zu leisten vermöge, was ihm eben mißlungen. Aber der Wunsch zu nützen, die begeisterten Mahnungen seiner Tochter und Täuschung über sich und das Volk siegten über seine Bedenken: er kehrte zurück nach Versailles. Allgemeine Begeisterung wogte ihm entgegen von Basel bis Versailles, nie hat ein Staatsmann größere Hoffnungen erweckt und einen wärmeren Empfang gefunden. Er schien das Mittel zu haben, das alle Wunden heile, die Springwurzel, die alle verborgenen Schätze öffne.

Liebe aus Hoffnung

Die Wege waren mit Blumen bestreut, die Frauen knieten an den Straßen oder küßten ihm die Hand, ein Freudenruf hallte: „Es lebe Necker, der Vater des Volkes!“ Die Bauern brachten ihre besten Weine zum Labetrunk; aus den Städten zogen ihm die neuen Bürgerwehren entgegen, kamen die neuen Beamten, um ihn in Anreden zu feiern; in den Straßen waren Blumenkränze aufgespannt und Teppiche ausgebreitet; das Volk wollte den Wagen ziehen. Einem Maire, der ihn am Tisch bedienen wollte, gab er den ablehnenden Bescheid: „Bedenken Sie doch, daß Sie ein Bürger sind.“ Die Bürgerwehren hielten Wache vor dem Hause, wo er ruhte, und die Befehlshaber wollten sogar an seinem Bette wachen. Keine Gefahr sollte den Retter Frankreichs mehr bedrohen! Er war im Augenblicke mächtiger als der König. Adeligen, welche auf der Reise ins Ausland angehalten waren, erwirkte er sogleich Freiheit des Weges. „Man sucht in seinen Augen die Stimmungen seiner Seele zu errathen“, schreibt ein Zeitgenosse.[3]) „Er ist ein Vater, der zu seiner Familie zurückkehrt, welche ihn zärtlich liebt; obschon er jetzt Nichts mehr zu fürchten hat, ist man doch in Sorge um ihn; man fragt, ob er nicht eine geheime Wunde hat, die er nicht zeigen will, um seine Kinder nicht zu betrüben.“ Wie mußte all das Neckers Vertrauen zu sich selbst und seine Eitelkeit verstärken!

In Versailles.

So kam Necker nach Versailles, wo er den König und die Königin niedergeschlagen fand. Er bildete ein neues Ministerium, Montmorin bekam die äußeren Angelegenheiten, Saint-Priest die des königlichen Hauses; als Erzieherin der königlichen Kinder war die Marquise Tourzel an die Stelle der Polignac getreten. Am 29. Juli trat er mit zitternder Stimme und dem Ausdruck der Hingebung vor die Nationalversammlung, welche ihn durch den

[1]) Staël, Considérations, p. 248—55.

[2]) Sein gefühlvolles Antwortschreiben der Annahme in der Hist. parlem., II, pag. 162.

[3]) Gorsas im Courrier de Versailles à Paris, Nr. 23.

Mund des Herzogs von Liancourt mit Lob überschüttete. Am 30. Juli hielt er seinen Einzug in Paris — glänzender als der König. Die Menge drängte sich auf den Straßen, der Wagen ward mit Blumen überschüttet. „Es lebe Necker!" wurde aus allen Fenstern, von allen Dächern gerufen. Im Stadthaus überreichte ihm Moreau de Saint-Mery die Nationalcocarde mit den Worten: „Diese Farben sind Ihnen theuer, es sind die der Freiheit" — und pries De la Vigne sein Talent und seine Tugenden in rührenden Worten. Jetzt verlor aber der Gefeierte die Besonnenheit und that einen falschen Schritt. Er bat um Gnade für Besenval, der, auf der Flucht angehalten und nach Paris gebracht, dort das Loos Foulons und Berthiers erwartete. Statt die Huldigung, die man ihm darbrachte, mit dem erhabenen Ernst eines Staatsmannes zu benutzen und die Pflicht der Ruhe, des Schutzes der Ehre und des Eigenthums in kräftigen Worten einzuprägen, anerkannte er, der Minister, das Recht der Revolution und bat, während nur der König das Recht der Begnadigung hatte, um Amnestie im Stadthause mit den kriechenden Worten:

In Paris.

Falscher Schritt

„Nicht vor Ihnen, die Sie durch eine großmüthige Erziehung ausgezeichnet sind, sondern vor dem unbedeutendsten Bürger in Paris werfe ich mich nieder, um zu bitten, daß man weder gegen Herrn von Besenval, noch gegen irgend einen Andern in irgend einer Weise eine solche Härte beweisen möge. Auf das Wohlwollen mich stützend, das Sie mir bewiesen, und auf die Gewogenheit, mit der Sie auf meine Dienste einen Werth legen, und auf meinen Eifer, der für Frankreich nicht unnütz gewesen ist, fordere ich von Ihnen als einzigen Lohn die Rücksicht auf einen fremden General, wenn er weiter Nichts nöthig hat, und Ihre Nachsicht und Güte, wenn er mehr bedarf, ich meine Herrn von Besenval, und würde glücklich sein, wenn dieses Beispiel Anlaß zu einer Amnestie würde, die allen Franzosen die Ruhe gäbe! Hören Sie auf meine inständige Bitte, dann wird durch Ihre Wohlthat dieser Tag der glücklichste meines Lebens sein."

Bettelei um Gnade,

So sprach Necker vor den Wahlherren, die im Begriffe waren, ihr Municipalamt niederzulegen, und vor 120 Vertretern der Gemeinde. Alles war gerührt, die Aufforderung, Besenval in Freiheit zu setzen, wurde von den Vertretern der Gemeinde unterzeichnet, und zwei derselben gingen sogleich nach Villenaux, wo Besenval noch in Haft war. Dann ging Necker in den Saal der Wähler, wo er mit Schmeicheleien begrüßt wurde, wie zum Beispiel „ein zahlreiches Volk drängt sich um Sie her, es wird nie vergessen, daß es nur durch Sie besteht". Ein Bürger hob an: „Das Schicksal dieses Reiches ist sichtlich mit dem Ihrigen vereinigt." — Necker athmete diese Schmeichelei wie Wohlgeruch ein, sie war für seine Eigenliebe, wie für seine menschenfreundliche Gesinnung so süß, und unbesonnen las er dieselbe Rede auch hier vor, sie ward auch hier mit dem Rufe aufgenommen: „Verzeihung, Gnade, Amnestie." Man führte ihn auf den Balcon, daß er sich dem Volke zeige, welches ihn mit Jubel empfing und indeß schrieb Clermont-Tonnere den Beschluß:

wiederholt.

„Durchdrungen von den Gefühlen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, beschließt die Versammlung — auf die so rührende Rede Neckers hin, — daß der Tag, an dem dieser so theure und so nothwendige Minister Frankreich zurückgegeben ist, ein Festtag sei, und daß die Bürgerschaft der Hauptstadt allen ihren Feinden vergibt und jede gewaltsame Handlung wider den gegenwärtigen Beschluß verwirft, daß sie in Zukunft Diejenigen, welche die öffentliche Ruhe durch irgend eine Ausschweifung stören werden, als die alleinigen Feinde der Nation betrachtet; daß überdies der gegenwärtige Beschluß auf den Kanzeln aller Kirchstühle verlesen, mit Trompetenschall bekannt gemacht, an alle Behörden geschickt werden soll, und daß das Beifallklatschen, welches dasselbe erhalten dürfte, die guten Bürger kenntlich machen wird." — Beschluß.

Das war gewiß stark! Gab es noch einen König in Frankreich, der allein das Recht hatte, zu begnadigen und kundzugeben, was mit Trompetenschall in allen Gemeinden verkündet werden solle, oder hatte eine Versammlung von Bürgern in Paris dieses Recht? warum sollten nicht Bürger in Lyon, in Rouen das gleiche Recht haben? Aber noch stärker war: Necker hörte diesen Beschluß mit Thränen der Rührung an, als er vom Balcon in den Saal zurück trat, und eilte, vom Glück ganz berauscht, nach Versailles und theilte freudestrahlend dem König mit, die Einigung der Franzosen und die Verbindung der Weisheit und Gerechtigkeit seien — natürlich als Frucht seiner Gegenwart — bei den Franzosen wieder erstanden. —

Seine geistreiche Tochter, die im Stadthause ob dem Beifallssturm, der ihrem Vater entgegenbrauste, ohnmächtig wurde, schreibt:[1]) „Lebe wohl, du liebenswürdiges und edelmüthiges Frankreich! Lebe wohl du, welches du damals die Freiheit wolltest und auch so leicht erlangen konntest! Leider muß ich jetzt deine Fehler verzeichnen, dann deine Verbrechen und zuletzt deine Leiden. Ein Schimmer deiner Tugenden glänzt noch immer, aber selbst dieser Glanz beleuchtet nur die Tiefe deines Elends." Der Beifall, der ihren Vater begrüßte, hat auch ihr Urtheil bestochen, denn das Volk von Paris hatte kein Recht, Todesurtheile auszusprechen und zu vollziehen, noch die Rolle der Großmuth zu spielen und zu begnadigen.[2]) Die Staël.

Da faßte auch Mirabeau seinen Gegner in der Nationalversammlung. „Das Wort Verzeihung, der Befehl, Besenval freizulassen, sind ebenso unpolitisch, wie tadelnswerth. Wir selber haben nicht das Recht, eine Amnestie zu verkünden. Natürliche Ankläger aller Staatsverbrecher, beauftragt mit der Mirabeau.

---

[1]) Staël, Considérations, Oeuvres XII, p. 258.

[2]) Droz bemerkt, l. c. II, p. 340 sehr richtig: „Eine Amnestie — durfte sie damals proclamirt werden? Diese große Handlung war, wenn man die Kraft hatte, sie aufrecht zu halten, um so nützlicher, da sie laut verkündigte, daß eine neue Zeitrechnung beginnen sollte. Aber in bürgerlichen Unruhen retten Amnestieen oft Niemand und compromittiren die Regierung, welche denselben keine Achtung zu verschaffen vermag. Jedes Gesetz, das der Autorität einige Gewalt gibt, ist diesem unnütz versprochenen, diesen umsonst anbefohlenen Begnadigungen vorzuziehen. Vielleicht wäre das Sicherste gewesen, die Zeit zu beschleunigen, da die Verfassung und die Amnestie zugleich ausgerufen werden konnten; klar aber ist, daß die Amnestie, wenn sie nicht verschoben werden konnte, feierlich von der Nationalversammlung und vom König ausgehen, und daß man sich hüten mußte, sie von Männern zu verlangen, die ohne Gewalt und ohne Recht waren, sie zu bewilligen."

Einsetzung eines zu deren Verfolgung bestimmten Gerichtshofes, können wir weder strafen, noch lossprechen; wir machen die Gesetze, aber wir bringen sie nicht in Anwendung; wir können unsere Anklage wohl zurücknehmen, wenn es ihr an Beweisen fehlt, dagegen nicht Denjenigen für unschuldig erklären, den die öffentliche Stimme als schuldig bezeichnet, und keinem Individuum, keiner Körperschaft die Befugniß entziehen, ihn zu verfolgen. Das Begnadigungsrecht ist wesentlich an die Person des Monarchen geknüpft. Wir können daher diese unbesonnene Maßregel nicht billigen."

Demüthigung Neckers. Es war ein Schlag für Necker, den ein zweiter von Paris her begleitete. Die Districtsversammlungen verwarfen die Amnestie des Stadthauses, denn das Recht müsse freien Lauf haben, und die Wahlherren mußten binnen 24 Stunden ihre Bekanntmachung von den Straßenecken herunterreißen lassen und erklären, sie hätten sich bloß gegen Gewaltthat ausgesprochen. Die Nationalversammlung billigte ihre Erklärung und Besenval blieb unter dem Schutze des Gesetzes, das heißt in Haft. Neckers Werk fiel damit zu Boden, er erblaßte und jammerte: „Mein Glück war von kurzer Dauer." Es war der letzte Tag seines Glücks gewesen. Fortan sinkt er; von den Ereignissen überholt, hörte er schnell auf, beliebt zu sein. Mußten nicht König und Königin ihn als einen Windmacher ansehen? Niemand wollte mehr zahlen, die Kassen blieben leer, auch Necker vermochte sie nicht mehr zu füllen und mit seinen steten Klagen wurde er bald auch bei der Versammlung lästig. Ein geschickter Cassier, aber ein Staatsmann ohne Auskunftsmittel, vermochte er bald nichts Böses mehr zu hindern, nichts Gutes mehr zu schaffen.

Mirabeau. Necker klagt [1]) in seinen Denkwürdigkeiten, daß „Mirabeau, hervorragend durch seltene Talente wie durch Verwegenheit, Tribun aus Berechnung und Patricier aus Neigung, entschlossen, sich in der Verwirrung emporzubringen, den ersten Schritt zur Rückkehr der Ordnung und des Friedens mit allen Kräften verhindert" habe. Er habe alle Clubs durchwandert, alle Brauseköpfe gegen den Minister aufgereizt. Er hatte früher in rauhem Stolz Mirabeau, der sich ihm nahen wollte, zurückgestoßen; jetzt mußte er fühlen, was ein solcher Mann für eine Regierung werth sei. In ähnlicher Weise spricht seine Tochter, welche Necker mit Cicero und Mirabeau mit Catilina vergleicht: jede große Zeit habe ihren Genius des Lichtes und ihren Dämon der Finsterniß. Sie glaubt sogar, daß ihr Vater, wenn er das Recht, in der Versammlung zu sprechen, besessen, über Mirabeau triumphirt hätte. Wir verzeihen der kindlichen Liebe diese Ueberschätzung des Vaters, der ohne Zweifel von Mirabeaus Redegewalt in Staub zerstampft worden wäre. Doch hat er auch der Staël den Tribut ihrer Bewunderung abgenöthigt: [2]) „Die Natur hatte ihm sehr geholfen, indem sie ihm die Fehler und die Vorzüge ertheilte, welche auf große Versammlungen wirken, Bitterkeit und Spott, Kraft und Ursprünglichkeit. Wenn er sich erhob, um zu sprechen, wenn er auf die Rednerbühne stieg, so erregte er allgemeine Neugier; Niemand achtete

[1]) Necker, Mémoires, I.
[2]) Staël, l. c. XII, p. 265.

ihn, man hatte aber eine so hohe Vorstellung von seinen Fähigkeiten, daß Keiner wagte ihn anzugreifen, außer den Edelleuten, die aber nicht der Rede, sondern der Herausforderung zum Zweikampf sich gegen ihn bedienten — eine sandten sie ihm nach der andern zu. Er wies alle zurück, schrieb aber alle nach der Ordnung auf und versprach, sich nach Schluß der Nationalversammlung zu stellen. „Es ist nicht billig", sagte er bei einer derartigen Herausforderung, „daß ich, einen Mann von Genie, wie ich bin, einem Dummkopf aus der Provinz, wie der ist, gegenüberstelle." Und merkwürdig, in einem Lande wie Frankreich setzte ihn dieses Verfahren gar nicht herab, brachte es seinen Muth auch nicht in den geringsten Verdacht, denn es war etwas so Kriegerisches in seinem Geiste, etwas so Kühnes in seinem Benehmen, daß man einen solchen Mann unmöglich der Feigheit zeihen konnte." Herausforderungen.

Necker sank an Bedeutung, Mirabeau stieg empor. Seiner Aussicht jedoch, Maire von Paris zu werden, trat der Tod seines Vaters hindernd entgegen, seiner Hoffnung, Minister zu werden, die Abneigung der Königin.

Der „Menschenfreund" starb 13. Juli 1789. Der Sonderling fühlte doch in seinen letzten Tagen Stolz über die Triumphe seines Sohnes.[1]) „Junger Mann, das ist Ruhm, wahrer Ruhm!" rief er, Thränen im Auge, als er einen Bericht seines Sohnes las. Mit Freude hörte er 11. Juli 1789 zu, wie eine Enkelin eine Rede seines Sohnes vorlas und machte sie aufmerksam, daß sie einige Worte ausgelassen habe. In diesem Augenblick schlief er ein, um nicht mehr zu erwachen, mit lächelndem, leicht geröthetem Antlitz. Er war 73 Jahre alt geworden. Das Volk brachte bei der Todtenfeier „Mirabeau dem Blatternarbigen" ein Lebehoch aus. Als er dem Grafen von der Mark den Tod seines Vaters, der ihm ein Vermögen von 50.000 Livres Einkommen in Grundeigenthum hinterlassen hatte, anzeigte, schrieb er:[2]) „Ich werde einstweilen keinen Thaler aus der Erbschaft meines Vaters beziehen, und habe keine Zeit, mich mit meinen eigenen Geschäften, die alle meine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen würden, abzugeben; mir fehlt es alle Tage an Geld, sogar um meinen Bedienten zu bezahlen." Gewiß ein klarer Beweis, daß Mirabeau von keiner Partei, so wenig von dem Herzog von Orleans, als von irgend einem Andern, Geld erhielt, daß er sich mit den Angelegenheiten des Staates befaßte, dabei aber die seinigen zu ordnen vergaß. — Am 15. Juli sagte er zu Arenberg: „Hätte wegen dem Tode meines Vaters der Anstand mir nicht verboten mich öffentlich zu zeigen, so bin ich gewiß, ich wäre an Baillys Stelle zum Maire von Paris ernannt worden." Die Bestunterrichteten haben dies bestätigt. Als Maire von Paris hätte er mit dem Könige verkehren müssen, hätte er ihm die Art, wie man eine solche Stadt behandeln solle, gewiß beigebracht und dabei sein Vertrauen und neuen Einfluß gewonnen. —

L'ami des hommes †.

Mirabeau.

Jetzt hatte Mirabeau nur ein Ziel, an die Stelle Neckers zu treten. „Das Staatsschiff wird vom heftigsten Sturm gepeitscht", sagte er damals, „und Niemand steht am Steuer" und bat Arenberg,[3]) auf dem Schlosse wissen zu machen, daß er für den König mehr sei, als für die unfähigen Neuerer. Arenberg machte Arenberg.

---

[1]) Briefwechsel zwischen dem Grafen von Mirabeau und dem Fürsten von Arenberg. I, S. 82.
[2]) Memoiren Mirabeaus, VII, S. 76.
[3]) Briefwechsel rc., I, S. 94. Fürst Arenberg, damals Graf von der Mark, war Abgeordneter des Adels in der Nationalversammlung.

denn auch die Königin auf die Bedeutung eines solchen Mannes aufmerksam, den
Die Königin. man um jeden Preis gewinnen müsse. Doch Marie Antoinette gab die Antwort: „Ich denke, wir werden wohl nie so unglücklich sein, daß wir zum peinlichsten Aeußersten genöthigt sind, um bei Mirabeau Hilfe zu suchen." — Das hatte die Königin bitter zu bereuen, denn er ließ die Regierung hin und wieder seine Stärke empfinden. „Welche Stellung ist mir denn möglich einzunehmen? die Regierung stößt mich zurück; ich kann mich nur der Opposition, welche revolutionär ist, anschließen oder ich laufe Gefahr, meine Popularität, welche meine Stärke ist, zu verlieren. Die Regierung, welche weder das Eine noch das Andere thut, spielt ein sehr gefährliches Spiel." — Der gewaltige Mann sah darin die schwerste Strafe seiner früheren Verirrungen: „Ach! wie schadet die Unsittlichkeit meiner Jugend jetzt der öffentlichen Sache!" — „Ich sah ihn dann Thränen vergießen wie ein Kind und ohne Gemeinheit, aber mit einer Aufrichtigkeit, über die ich mich nicht täuschen konnte, seine Reue ausdrücken." Auch Dumont spricht von der tiefen Reue, die in ihm einen Mann ankündigte, welcher sein vergangenes Unrecht durch die nützlichste Anwendung seiner Talente für die Sache der Menschheit, ohne Rücksicht auf eigenen Vortheil, gut zu machen entschlossen war.[1])

Brand der Schlösser. Die Aufhebung des Feudalwesens in der Nacht des 4. August 1789.

Der Anwendung so außerordentlicher Talente bedurfte Frankreich nur zu sehr, denn die Verwirrung stieg mit jedem Tag, Friede und Besonnenheit schwand mit jeder Stunde mehr und mehr. Ein scharfblickender Franzose[2]) läßt vom 14. Juli an die Schreckenszeit beginnen und das mit vollem Recht, denn es gab keine Regierung mehr. Der König war ohnmächtig, die Intendanten mußten sich flüchten, die Beamten mußten thun, was die Meuterer forderten, wenn sie nicht mißhandelt oder gar ermordet werden wollten. — Die
Auflösung überall. Gensdarmerie war aufgelöst, an den Soldaten fand sie keine Unterstützung, in die wohlhabenden Bürger war der Schlotter gefahren. Die Wildlinge waren die Herren, ein Zehntel der Bevölkerung hat ja, bei der Feigheit der Mittelklassen, von je die Revolutionen gemacht, wenn die Regierung ohnmächtig und das stehende Heer ohne Zucht war. Die Gemeindebehörden fürchteten die Rache der Schurken, wenn sie einschritten. Die Richter wagten nicht zu strafen und die Straflosigkeit ermuthigte die Frevler, jede Art von Verbrechen vervielfältigte sich. Wenn das Band, das so viele Güter des Lebens schützt, wenn der Staat gebrochen wird, so sinken die Einzelnen zum Thiere herab. So ist jetzt in Frankreich der Staat in lauter Atome aufgelöst, mindestens in 40,000 Gemeinden, von denen jede sich als der ganze Staat geberdet und nur ihrem Kopfe folgen will. Aber in jeder Gemeinde sind Parteien, die Einzelnen sind herrenlos, Jeder will befehlen, Keiner gehorchen. Jeder sieht die Gründe seines Mißbehagens eher in den Andern, als in sich selbst.

[1]) Briefwechsel zc., I, S. 88.
[2]) Taine, Révolution, I, chap. 4.

Ein tiefes Gefühl des Elendes quält Jeden und die unteren Klassen meinen am ehesten zu helfen, wenn sie auf die höheren losschlagen. Es ist ein Krieg der Armen wider die Reichen. Scenen, wie in den Zeiten der Jacquerie und des Bauernkrieges, treten uns entgegen, die niedere Klasse zeigt eine schreckliche Rohheit. In Paris waren Gutgekleidete jeden Augenblick in Gefahr, als Aristokraten mißhandelt zu werden. Lafayette rettete in drei Tagen 17 Personen; einige waren nahe daran, in seinen Armen ermordet zu werden.[1]) Ob auch die Reichen kurz vorher noch so wohlwollend sich der Armen angenommen, sie werden jetzt in ihren Schlössern aufgesucht, zum Aufgeben ihrer herrschaftlichen Rechte gezwungen, mißhandelt, selbst getödtet. Man sieht nicht auf die Gesinnung des Einzelnen: der Stand, gegen den seit lange ingrimmer Haß sich angesammelt hat, wird im Einzelnen verfolgt. Ihre Schlösser werden ausgeraubt und in Brand gesteckt, ihre Archive vernichtet; selbst auf der Straße sind sie nicht sicher, sie werden angehalten, eingesperrt. Durch einen großen Theil von Frankreich, die Vendée ausgenommen, wo der Adel beliebt war, weil er seine richtige Stellung im Volke behauptet hatte, loderten die Schlösser in Rauch auf. „Nieder mit den Seigneurs!" heißt es, „sie sind lange genug Herren gewesen, jetzt kommt es an uns!"

Haß wider den Adel.

Der unparteiische Zeitgenosse dieser Ereignisse, der Marquis Ferrières, schreibt:[2]) „Man nährte die Wuth des Volkes durch Beschlüsse, durch Bilder, die an öffentlichen Plätzen zur Schau gestellt waren. 150 Schlösser waren in der Franche Comté, im Maçonnais, im Beaujolais schon verbrannt. Das Feuer drohte alles Eigenthum zu verzehren. Soll ich vom Mord, von der Mißhandlung der Adeligen noch reden? von Herrn von Baras, der vor den Augen seiner in der Hoffnung befindlichen Frau in Stücke gehauen wurde? von Montesson, der erschossen wurde, nachdem man vor ihm seinen Schwiegervater erwürgt hatte? von einem gichtbrüchigen Edelmann, den man auf einer Brandstätte liegen ließ? von einem andern, dem man Feuer unter die Füße hielt, bis er seine Besitztitel auslieferte? vom unglücklichen Belsunce, der in Caën in Stücke gehauen wurde? von der Frau von Berthilac, der man eine Axt drohend über dem Haupte schwang, bis sie auf ihre Gebühren und ihre Ländereien verzichtete? von der Fürstin von Listenois, der man eine Mistgabel an die Gurgel hielt, während ihre zwei Töchter ohnmächtig zu ihren Füßen lagen? — Der Marquis von Tremand, ein schwacher Greis, wurde bei Nacht aus seinem Schlosse verscheucht und von Stadt zu Stadt gejagt, bis er mit seinen trostlosen Töchtern beinahe sterbend in Basel Schutz fand. Dem Baron Montessu und seiner Gattin setzte man drei Stunden hindurch die Pistole an die Kehle, riß sie dann aus ihrem Wagen, um sie in einen Teich zu werfen. Den Baron Mont-Justin hing man in einen Brunnen und er mußte die Berathung anhören, ob man ihn in denselben hinein fallen lassen oder auf eine andere Art tödten solle. Der Graf Allemand, die Herzogin Clermont-Tonnerre wurden tödtlich beschimpft. Der Ritter von Ambli wurde aus seinem Bette gerissen und auf den Düngerhaufen geworfen, nachdem man ihm

Mißhandlung der Adeligen.

---

[1]) Droz, l. c. II, p. 311.
[2]) Ferrières, Mémoires I, p. 180.

die Haare an den Augen und auf dem Kopfe herausgerissen hatte, während die Wildlinge um ihn sangen und tanzten. Das Elsaß, die Champagne, die Dauphiné waren die Beute der Wuth einer Bande von Räubern, die von Paris ausgesandt waren, und um ihre blutigen Grausamkeiten zu rechtfertigen, schrieben einige Abgeordneten — meist Advocaten — an ihre Bezirke, der Adel wolle die Nationalversammlung in die Luft sprengen. Sie ließen den Bauern sagen, der Adel sei gegen den König und dieser habe befohlen, die Schlösser zu verbrennen und ihre Besitzer zu erwürgen." —

So weit der ehrliche Ferrières.[1]) Aus den Sitzungsberichten der Nationalversammlung[2]) wissen wir, daß vom 19. Juli an die Nachricht von einer Verschwörung des Adels gegen die Bauern wie eine Sturmglocke durch das Land tönte und die Bauern zur Verfolgung der Edelleute antrieb. In der Nähe von Mesmay. Vesoul hauste auf seinem Schlosse ein Marquis von Mesmay, der gegen die doppelte Zahl der Abgeordneten des Bürgerstandes sich ausgesprochen hatte. Er verreiste, weil er sich nicht für sicher hielt, hinterließ aber den Befehl, für ein dort übliches Volksfest die Räume des Schlosses zu öffnen. Dieses Volksfest fand Sonntag 19. Juli statt: die Bauern überließen sich der Freude, als um Mitternacht plötzlich ein donnerähnlicher Knall und Rauch entstand und der Boden mit Trümmern und Todten bedeckt ward. „Verrath!" schrieen die Bauern im ersten Entsetzen und die Warnung flog durch das Land, der Adel wolle die Bauern in die Luft sprengen. Eilboten ritten zur Nationalversammlung, diese bat schleunig den König, eine Untersuchung anzustellen. Das geschah und es stellte sich heraus, daß Mesmay ganz unschuldig war, daß die Bauern durch Unvorsichtigkeit mit dem Feuer ein Pulverfaß angezündet hatten. Ehe die Wahrheit an den Tag kam, hatte aber die Lüge schon gewirkt und die Köpfe mit falschen Besorgnissen und die Herzen mit Rachelust erfüllt.

Nur selten hören wir von Fällen, daß die Bauern sich der gefährdeten Edelleute annehmen, wie des Marquis Montformeil, wo einige sogleich in das Stadthaus von Paris reiten und melden, ihr Gutsherr sei der Wohlthäter der Bürgerwehren, Gegend. Selten hören wir von den Bürgerwehren in den Städten, daß sie die Plünderung und Niederbrennung der Schlösser verhindern, wie die Bürger von Tournu, die zum Schutz des bedrohten Schlosses von Commartin aufbrechen, die Bauern verjagen, einige erschießen, andere gefangen nehmen; wie die Bürger von Chalons-sur-Saone, welche an den Plünderern das Standrecht ausüben. In Lyon. Lyon trat die gebildete und reiche Jugend unter die Waffen — Muscadins[3]) nannten sie die Gegner — und Professoren und Beamte; der Bürgermeister erklärte sie für seine Ehrenwache (Garde d'honneur). Sie brach auf, als die Schlösser in der Nähe und das Kloster Salette bedroht waren, zerstreute die Bauern, welche 80 Todte auf dem Platze und viele Gefangene in ihren Händen ließen. Bei der Rückkehr wurde zwar die Bürgerwehr von den Arbeitern der Vorstädte angegriffen, die jedoch blutig zurückgewiesen wurden.[4])

Klöster. Wie den Schlössern, erging es den Klöstern. Die Mahnung lautete: „Da wir zum dritten Stand gehören, so ist es an der Zeit, daß wir über die Abteien und Mönche herrschen, denn die Gewalt der letzteren hat zu lange gedauert." —

---

[1]) Ferrières, Mémoires I, p. 180—82.
[2]) Séance du 5. Juin 1791.
[3]) Von musc = moschus, also nach Moschus duftende Stutzer.
[4]) Vgl. Mémoires de l'abbé Guillon sur les causes secrètes de la Révolution et sur le siége de Lyon. Paris 1824. I, p. 73.

Von den vielen Klöstern wollen wir hier nur Murbach und Luxeuil nennen. Das Silber, die Betten wurden gestohlen, die Bibliothek verbrannt, kostbare Bilder und Geräthe muthwillig zerstört. In der Trunkenheit ließen die Plünderer die kostbarsten Weine in den Keller fließen.

Getreidehändler.

Bald galt der Angriff den Reichen überhaupt und jedem Besitz, namentlich den reichen Getreidehändlern. Das Jahr 1788 war ein Nothjahr, das Jahr 1789 ein mittelmäßiges. In Mittel- und Südfrankreich ward das Getreide gut, aber es wurde bei der allgemeinen Unsicherheit wenig auf die Märkte gebracht. Die Lebensmittel stiegen dadurch in vielen Gegenden zu unerschwinglichen Preisen und der Hunger machte in den wirren Köpfen auch das albernste Gerücht glaublich und erzeugte in den Herzen die grimmigste Entschlossenheit. Man will das Volk aushungern, hieß es, man läßt das Getreide lieber verschimmeln, als daß man es auf den Markt bringt; man wirft das Mehl in Säcken in die Flüsse, man vergiftet es mit Alaun und Arsenik. Als Verräther im Bunde gelten darum die Getreidehändler, die Bäcker, die Wirthe, die Behörden, weil letztere die Getreidezufuhr nicht erzwingen können. Allen droht der Strick, weil das Volk in seinem Hunger ingrimmig ist.

Maire Huez.

In Maubeuge zwingen die Schmiedgesellen den Bürgermeister das Brot herabzusetzen und plündern dann die Häuser der Schöffen und die Waarenmagazine. In Troyes plündert der Pöbel das Stadthaus und ermordet grausam den Maire Huez,[1]) den wahren Vater der Armen. Man hatte ihn gewarnt, er aber meinte: „Ich habe Niemanden Etwas zu Leide gethan, wie sollte man mir grollen können?“ — Die einzige Vorsichtsmaßregel, die er ergriff, war, daß er sein Testament zu Gunsten der Armen niederschrieb. Als er einen Auflauf wegen schlechten Mehles beschwichtigen wollte, wurde er zu Boden geschlagen, an einem Strick durch die Straßen geschleift, mit einer Scheere grausam getödtet; ein Priester, welcher ihm den letzten Trost spenden wollte, ward niedergeschlagen. Indeß ward ausgerufen, noch 27 Häuser müßten geplündert, noch 27 Köpfe abgeschlagen werden.

Die Städte.

Die Soldaten.

In den Städten geht es zu wie auf dem Lande. Der Pöbel ist Meister. Er sieht in den Behörden Verbrecher; in der Noth schlagen sich die Soldaten in der Regel zum Pöbel, so ist dieser meisterlos und jede Stadt hat in ihrer Geschichte um diese Zeit ihr mit Schande beschriebenes Blatt von Frechheit unten und von Muthlosigkeit oben und von Mordlust und Schwelgerei bei der Plünderung.

In Straßburg plünderten 600 Strolche, während das Militär ruhig zusah, das Stadthaus, warfen Acten, Geräthe zum Fenster hinaus, betranken sich im Keller und schlugen den Fässern den Boden aus, so daß man fünf Schuh tief im Weine watete. Die Soldaten hielten es mit dem Volke, erbrachen die Gefängnisse und befreiten die, welche man als Unruhestifter eingesperrt hatte; 24 Stunden hindurch war es den Officieren nicht möglich, sie wieder zur Ordnung und in die

[1]) Taine, l. c. I, p. 87.

Besançon. Kaserne zu bringen.[1]) — In Besançon packten die Kanoniere ihre Officiere am Hals, verlangten mit dem Rufe: „Auch wir gehören zum dritten Stande!“ Geld vom Befehlshaber, plünderten die Wohnung des Intendanten, erbrachen die Gefängnisse und befreiten die Schmuggler und Ausreißer. Mit dem Pöbel verbrüdert, plünderten sie dann die Klöster und steckten die Verwaltungsgebäude in Brand. Ein Verbrüderungsfest artete in eine Scene der Betrunkenheit und des Raubes aus. Pöbel und Soldaten machten vereint Raubzüge in die Umgegend und es hatte Mühe, den bessern Theil mit der Bürgerwehr zu verbinden, um die Meuterer niederzuschlagen und Ruhe und Ordnung herzustellen.[2]) — In
Verdun. Verdun forderte der Pöbel Waffen vom Befehlshaber und erzwang die Herab-
Broglie. setzung der Brotpreise. Broglie, der auf der Flucht ins Ausland angehalten ward, sollte gehängt werden und wurde mit Mühe der Wuth des Volkes entrissen. Aehnliche Stürme machten in der zweiten Hälfte des Juli die meisten Städte Frankreichs durch,[3]) sie begannen meist mit patriotischen Kundgebungen, führten dann zu Plünderung, Raub, zu hitzigen Gefechten, und mit Mühe stellte schließlich die entstehende Bürgerwehr mit dem Theil der Truppen, der ruhig geblieben, oder reuig zur Ordnung zurückgekehrt war, die Ordnung wieder her. Die Unruhe in der Armee hatte etwas so Ansteckendes, daß dem König auch die letzte Compagnie seiner Garden, die bisher treu bei ihm geblieben, auf deren Verläßlichkeit ihre Officiere mit Stolz und der Hof mit Freude sahen, in einer Nacht nach Paris durchging, um sich mit ihren Kameraden zu vereinigen. Am Morgen sah der König mit Schmerz keine Wache mehr im ganzen Schloßraum.[4])

Verheerung. Unbarmherzig wurden die Wälder verwüstet und das Wild vom Gesindel niedergeschossen, die Dämme der Fischteiche niedergerissen, die Waldhüter getödtet. Dabei drang durchs ganze Land ein blinder Schrecken vor Räubern und dieser Schrecken trieb wieder zur allgemeinen Bewaffnung. Ob diese Angst
Les brigands. vor den Räubern eine Geburt der überreizten Einbildungskraft in jenen Tagen war oder absichtlich durch eine geheime Verbindung erregt wurde, um das Volk unter die Waffen zu treiben, oder die Wirkung beider Ursachen, ist bis zur Stunde unerklärt.

Die Campan meldet:[5]) „Nach dem 14. Juli wurde ganz Frankreich unter die Waffen gerufen und in die Nationalgarde eingereiht durch eine List, um welche die geschicktesten Aufwiegler aller Zeiten die Wühler in der Nationalversammlung werden beneiden können. An einem Tage nämlich und beinahe zur selben Stunde ließ man durch ganz Frankreich das Gerücht verbreiten, daß 4000 Räuber gegen die Städte und Dörfer heranrückten, welche man unter die Waffen rufen wollte. Nie war ein Plan besser ersonnen und ausgeführt, der Schrecken verbreitete sich zur gleichen Zeit über das ganze Königreich und drang bis in die entferntesten Dörfer. In den Bergen des Mont-d'or zeigte mir ein Bauer im Jahre 1791 einen steilen Felsen, auf den seine Frau geflohen war an dem Tage, wo die 4000 Räuber das Dorf überfallen sollten, und sagte mir, daß man sie nachher nur mit Stricken von dem abschüssigen Orte wieder herunterbringen konnte.“ Es durfte

[1]) Buchez et Roux, Histoire parlementaire II, p. 143.
[2]) Taine, l. c. I, p. 85.
[3]) Das Verzeichniß bei Buchez et Roux, l. c. II, p. 140—44.
[4]) Campan, Mémoires, II, p. 68.
[5]) Ibid., II, p. 63.

nur der Ruf entstehen: „Die Räuber kommen!“ [1]) so ward sogleich die Sturmglocke geläutet, so griffen die Männer zu den Flinten, so flüchteten die Frauen mit ihren besten Habseligkeiten. Manche wurden krank, Einige wahnsinnig vor Schrecken. Große Städte kamen in Bewegung, 20.000 bis 30.000 Bewaffnete brachen häufig auf, um die Räuber zu zerstreuen. In der Regel fanden sie Nichts. Das Gerede hatte aber gewirkt, man versah sich mit Waffen und auf einmal starrte ganz Frankreich von Bajonnetten und war ein Bürgerheer gebildet neben dem alten, wodurch dem Könige jede Möglichkeit entzogen war anders zu handeln, als es die Nationalversammlung wollte. Die Freude an den Epauletten wird allgemein. Eines Morgens sieht der König all seine Diener in der Tracht der Nationalgarde als Lieutenants und Hauptleute und ein italienischer Sopran singt ihm als Capitän eine Arie.[2]) Man hat Freude an der Gefahr und am Soldatenrock, Jeder möchte gerne Epauletten tragen und als Held sich geberden. In der Regel kommen aber die Nationalgarden zu spät, um den Pöbel im Zaum zu halten, und wo es Ernst gilt, zeigt sich Parteiung und Schwanken. Die Köpfe sind verwirrt und die Ansichten widersprechend. Jeder will nur für seine Ueberzeugung die Waffe führen und die Nationalgarde bietet darum bald dasselbe Bild wie das aufgelöste zuchtlose Heer. Und die Gefahr ist nur vergrößert, denn die über Ansichten Streitenden sind hitzig und haben alle Waffen in der Hand und geben ihren Meinungen und Wünschen mit dem Säbel und der Flinte sogleich Ausdruck. Ein Soldatenaufstand ist darum der fürchterlichste. Allgemeine Bewaffnung.

Die Nacht des 4. August.

So war damals Frankreich, wie es der Großsiegelbewahrer der Nationalversammlung darstellte: „Man sendet den Schrecken und die Verwirrung auch dahin, wohin man die Plünderer nicht schicken kann; die Frechheit ist ohne Zügel, die Gesetze sind ohne Kraft, die Gerichte ohne Ansehen; die Verheerung bedeckt einen Theil Frankreichs mit Trümmern, der Schrecken hat sich des ganzen Landes bemächtigt.[3]) Handel und Gewerbe liegen darnieder und selbst die Zufluchtsorte der Barmherzigkeit sind nicht mehr geschützt gegen mörderische Angriffe.“ Gesetzlosigkeit.

An der Nationalversammlung war es, hier einzuschreiten, denn der König hatte ja keine Macht mehr. Die letzte Spur einer Regierungsgewalt war verschwunden. Als man dem Könige eines Tages vorstellte, die Nationalversammlung habe alle Gewalt, er selber nur einen Schein davon, entgegnete er: „Desto besser, tausendmal desto besser; möge das Ansehen und die Macht Der König.

[1]) In ähnlicher Weise wurde 1848 in einer Nacht des März 60 Stunden entlang des Oberrheins und 10 Stunden in der Breite das Gerücht in den Städten und Dörfern verbreitet: „Die Franzosen kommen und plündern, morden und brennen!“ — Und wie im aufgewühlten Ameisenhaufen war in einem Augenblick regste Thätigkeit zum Schutze, die Sturmglocke rief die Männer unter die Waffen, die Frauen verbargen ihre Habseligkeiten oder rüsteten zur Vertheidigung der Häuser. In jedem Orte sah man ernste und komische Scenen, wie sie uns aus Frankreich 1789 geschildert werden. Von wem diese Gerüchte in der sogenannten Franzosennacht ausgesprengt wurden, ist bis heute unaufgehellt. —

[2]) Campan, l. c. II, p. 64.

[3]) Weber, Mémoires, I, p. 407.

der Nationalversammlung auf meine Kosten wachsen, wenn sie sich derselben nur zum Glücke des Volkes bedient." [1]) So sehr überwog in seinen Gedanken das Glück des Volkes die Einhaltung seiner eigenen Gewalt, meint Weber zu dieser Aeußerung des gutmüthigen Königs, und doch war er selber die einzige Bürgschaft für das Heil des Volkes! Die Nationalversammlung erwartete Alles von Neckers Rückkehr, so daß Spötter sagten, sie habe ihn der Wuth des Volkes entgegenhalten wollen, wie man in alten Zeiten mit einer Reliquie einen Brand oder eine Ueberschwemmung bändigen wollte. Auch Necker war machtlos. Die Nationalversammlung erließ einen Aufruf an alle Franzosen, [2]) worin sie zuerst hervorhebt, wie sehr sie Vertrauen und Gehorsam verdiene, dann wie gut und der Freiheit geneigt der König sei, und welche traurige Folgen diese Unruhen haben, und am Schlusse alle Franzosen zum Frieden, zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung einladet und zum Vertrauen, das sie ihrem König und den Abgeordneten schuldig sind, und zur Achtung der Gesetze, ohne welche es keine wahre Freiheit gebe, und verkündet, daß die Beamten streng bestraft werden sollen, wenn sie Schuld sind am Unglücke des Volkes, daß aber das Urtheil darüber nur dem rechtmäßigen Richter zustehe, der auch über die Thaten der Unruhestifter zu richten habe. — Was half das? — Gar Nichts. — Die Masse war einmal der Ansicht, daß ihr das Urtheil und dessen alsbaldige Vollziehung allein zustehe, daß das Volk unfehlbar sei. Die Unruhen hörten nicht auf, jeden Tag trafen neue Nachrichten von Mord und Raub ein; die Versammlung berieth, möchte man sagen, beim Leuchten brennender Schlösser und umgeben von den Leichen erschlagener Edelleute.

Die Nationalversammlung. Necker.

Verzicht des Adels.

Es ist leicht begreiflich, daß bei einsichtsvollen Männern vom Adel der Gedanke sich regte, auf Rechte freiwillig zu verzichten, welche solchen Haß gegen ihren Stand erregten, und preiszugeben, was einmal nicht zu halten war, wie der Schiffer im Sturm den gefährlichen Ballast in das Meer wirft. „Was sollen wir noch lange zaudern", sagten sich Einige, welche der witzige Rivarol die Demagogen unter dem Adel nennt, [3]) „wenn das Schicksal sich selber schon ausspricht? Können wir das Feudalsystem retten? — nein! — gut, so bestatten wir es in Ehren!"

Nachdem in der Sitzung vom 3. August die Menschenrechte verhandelt und man nur nicht über ihre Fassung schlüßig geworden war, sollte nach Verabredung am 4. August der reiche Herzog von Aiguillon, der Vieles zu opfern hatte, das Verzichten auf die Lehensrechte von Seite des Adels anbieten. Es kam ihm aber

---

[1]) Tant mieux, mille fois tant mieux; que le crédit et la puissance de l'Assemblée nationale augmentent à mes dépens, pourvu qu'elle s'en serve pour le bonheur du peuple. Weber, l. c. I, p. 402.

[2]) Abgedruckt bei Buchez et Roux, l. c. II, p. 158—60.

[3]) Mémoires de Rivarol, avec des notes et des éclaircissement historiques, précédés d'une notice par M. Berville. Paris 1824, p. 139.

der ehrgeizige Schwager Lafayettes, der Vicomte von Noailles, ein jüngerer Sohn, der Nichts zu opfern hatte, zuvor. Kaum hatte Target den Plan eines Aufrufs verlesen, welcher Achtung der Person und des Eigenthums verlangte, als Noailles ausrief: „Wie kann man die Aufregung der Provinzen beschwichtigen, wie die öffentliche Freiheit erhalten, wie die Eigenthümer in ihren wahren Rechten sichern, wenn man nicht die Ursachen des Aufruhrs kennt? wie heilen, wenn man nicht die rechten Mittel anwendet? — Das Reich schwankt zwischen der Zerstörung der gesellschaftlichen Ordnung und einer Regierung, welche von ganz Europa bewundert sein kann. Wie eine solche Regierung begründen? — durch Ruhe und Frieden! Wie auf diese hoffen? — durch Beschwichtigung des Volkes, indem man ihm zeigt, daß man ihm nur in dem widersteht, was der Erhaltung werth ist. — Um zu dieser so nöthigen Ruhe zu gelangen, beantrage ich die Erklärung, daß alle öffentlichen Lasten in Zukunft von Allen getragen werden, daß alle Feudalrechte ablösbar seien von den Gemeinden, in Geld oder nach billiger Schätzung, daß die Frohnden, die Rechte der todten Hand und andere persönliche Lasten hinfüro ohne Lösegeld aufhören sollen." [1]) — Noailles.

Mit feierlichem Schweigen ward diese Rede angehört. Jetzt erhob sich der Herzog von Aiguillon: nicht bloß die Räuber machen das Land unsicher, sondern das eigentliche Volk habe sich erhoben, um ein unerträgliches Joch abzuschütteln. Die Edelleute seien selten Schuld an den Leiden des Volkes, wohl aber ihre unbarmherzigen Beamten. Jedes Eigenthum sei heilig, aber gewisse Rechte des Adels seien eine stete Plage für das Volk. In dieser Zeit des Lichtes und des Rechtes müsse nun der Adel dem Wunsche des Volkes entgegenkommen und so zeigen, daß er zu Opfern bereit ist. Da bei Vielen diese Rechte ihr einziges Besitzthum seien, so sollen sie um einen von der Nationalversammlung anerkannten Preis, etwa 30 Procent, abgelöst werden. Der Antrag wurde mit begeisterter Freude begrüßt. Aiguillon.

Da bestieg in Bauerntracht ein Gutsbesitzer aus der niederen Bretagne, Leguen de Kerengal, die Rednerbühne und rief: „Ihr hättet den Brand der Schlösser verhindern können, wenn Ihr früher die schrecklichen Waffen, die darin geborgen waren, für stumpf erklärt hättet. Das Volk, längst müde des Druckes, zerstört jetzt die Rechtsurkunden, diese Denkmäler uralter Barbarei. — Seien wir gerecht und werfen wir diese Urkunden, welche nicht bloß das Schamgefühl, sondern auch das der Menschlichkeit verletzen, welche fordern, daß Leute wie Vieh an einen Wagen gespannt werden, daß Bauern bei Nacht den Teich des Gutsherrn mit Stangen schlagen, damit die Frösche durch ihr Quacken ihn nicht im Schlummer stören — werfen wir diese Urkunden auf einen Haufen und zünden wir sie zum Frommen des Gemeinwohles an! — Thut es schnell, Ihr habt keinen Augenblick zu verlieren, jeder Tag des Aufschubs erzeugt neue Verlegenheiten! Schon größere Reiche sind unter geringerem Krachen eingestürzt. Sollen Euere Gesetze erst einem verheerten Frankreich zu gute kommen?" — Ihm folgte Lapoule aus der Franche-Comté mit der Angabe, in einigen Gegenden hätten die Edelleute das Recht, bei der Rückkehr von der Jagd zweien ihrer Bauern den Bauch aufschneiden zu lassen, und zu ihrer Erholung die Beine hineinzustecken. Entrüstet erhoben sich die Edelleute gegen diese Lügen, Kerengal und Lapoule sollten angeben, wo dieses Recht entstanden, wo es noch in Uebung sei. Aber ihre Stimme ward vom Lärm der Aufregung erstickt. Leguen de Kerengal.

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. II, p. 224—26.

Einer will den Andern jetzt in Großartigkeit der Anträge überbieten [1]) und die Aufregung steigt mit jeder Viertelstunde. Der Marquis von Foucault spricht von den Militärgehalten, die gewisse Große rein durch Gnade des Hofes beziehen, ohne Etwas dafür zu leisten. Der Vicomte von Beauharnais verlangt Gleichheit der Strafen für alle Bürger und Zulassung Aller zu allen Ehren und Aemtern. Cottin schildert die Ungebühr gutsherrlicher Gerichtsbeamten und fordert das Aufhören aller Ueberreste des Feudalwesens. Der Erzbischof von Nancy drückt im Namen des Klerus „den Wunsch der Gerechtigkeit, der Religion und der Menschlichkeit" aus für die Ablösung der Feudallasten vom Kirchengute zur Gründung von Anstalten für die Dürftigen. Der Erzbischof von Chartres bezeichnet das ausschließliche Jagdrecht als unheilvoll für den Ackerbau — und eine Menge Edelleute rufen ihm feurig ihren Beifall zu. Der gesammte Klerus erhebt sich zustimmend, ein Beifallssturm bricht aus, der einige Zeit hindurch jeden neuen Antrag unmöglich macht.

Der Klerus

Kaum war die Ruhe wieder einigermaßen hergestellt, so erhob Saint-Fargeau das Wort dafür, daß die jetzigen Beschlüsse schon für dieses Jahr den Bauern Erleichterung verschaffen sollten, und befürwortete Richer die unentgeltliche Spendung des Rechtes und erklärten einige Pfarrer, daß sie auf ihre Stolgebühren verzichten. Dagegen versprachen die Edelleute den Pfarrern Erhöhung ihres Antheils am Zehnten,[2]) wogegen der Herzog von Chatelet Ablösbarkeit des Zehents überhaupt beantragte und verhieß, dieselbe sogleich all seinen Vasallen zu gewähren. Ein neuer Sturm des Beifalls brauste auf, ein Rausch schien sich der Versammlung zu bemächtigen, die Secretäre waren kaum im Stande, die einzelnen Anträge niederzuschreiben. Lally-Tolendal schrieb dem Vorsitzenden: „Niemand ist seiner mehr Herr, heben sie doch die Sitzung auf!" [3]) Diesem — Le Chapelier, einem eifrigen Demokraten — war jedoch gerade dieser Eifer des Adels, sich seiner Rechte zu begeben, recht willkommen.

Antrag auf Antrag.

Von Neuem fängt also die gegenseitige Steigerung in Anträgen an, die insgesammt mit rauschendem Beifall angenommen werden — Abschaffung der Taubenschläge, aller Rechte der todten Hand, der Leibeigenschaft, Erleichterung des Looses der Sclaven in den Kolonien. Jetzt beginnen die Abgeordneten der Landschaften [4]) ihre Vorrechte zu opfern; nach ihnen kommen einzelne Städte; Rennes macht den Anfang. Ein Bretone meint, alle Landschaften sollen sich verbrüdern, das Herz des Königs ihr Mittelpunkt und seine Liebe das Band sein, welches sie zusammenhalte. Die aus der Provence erklären, in ihrer Heimath habe man nicht weniger Liebe zum Vaterland, nicht weniger Opferwilligkeit. Kein Abgeordneter läßt den andern ganz ausreden, er spricht seinen Anschluß an einen Antrag aus, oder bringt einen noch weitergehenden. Jeder will durch Patriotismus glänzen. Mirabeau, welcher nicht in dieser Sitzung war, schreibt darüber: „Wer große Versammlungen, wer die dramatischen Erschütterungen, deren sie empfänglich sind, die Sucht, seine Amtsgenossen zu überbieten, das Ehrgefühl persönlicher Uneigennützigkeit, kurz jene Art edlen Rausches, der die Aufwallungen der Großmuth begleitet — kennt, wer das Zusammenwirken dieser Ursachen erwägt, für den tritt Alles, was an dieser Sitzung als außerordentlich erscheint, in die Klasse der gewöhnlichen Dinge zurück. Die

Die Provinzen.

Die Städte.

Mirabeau.

[1]) Die Reihenfolge der Anträge bei Buchez et Roux, l. c. II, p. 229—241.
[2]) Accroissement des portions congrues.
[3]) Personne n'est plus maitre de soi, levez la séance.
[4]) Pays d'état.

Versammlung war in einem elektrischen Wirbel und die Schläge folgten ohne Zwischenräume aufeinander."

Den Landschaften folgen die Städte, diesen die Genossenschaften und diesen wieder die Städte und Landschaften. Lothringen, die jüngste Landschaft, so mit Frankreich vereint wurde, „ist so eifrig als die alten, im Schooß der Wiedergeburt und des öffentlichen Glückes, sich den Brüdern hinzugeben und in das Mutterhaus Frankreich mit Allem, was es voraus hat, einzutreten, bereit neu wieder aufzublühen unter dem Einfluß der Gerechtigkeit, des Friedens und der herzlichen Liebe aller Mitglieder dieser ungeheuren und ruhmvollen Familie." Eine Stadt legt nach der andern ihre besonderen Rechte auf den Altar des Vaterlandes nieder, wie ein Stand nach dem andern seine besondere Stellung. Wie Trunkene, welche in einer Sammlung eine Statue nach der andern zu Boden werfen, so diese Abgeordneten, die eine alte Gewohnheit, eine ehemalige Daseinsform nach der andern, ein altes Recht, ein Denkmal alter Größe und Thätigkeit nach dem andern niederschmettern, einen alten Grundsatz nach dem andern vernichten. Der Boden ist mit Trümmern bedeckt. Der Herzog von Liancourt schlägt vor, man solle eine Denkmünze prägen, „um diesen Augenblick der aufrichtigen Vereinigung aller Stände zu verewigen, dieses Opferns aller Vorrechte und dieser brennenden Hingebung aller Einzelnen für das Glück der Gesammtheit" — und die Versammlung verspricht, die Ausführung dieses patriotischen Wunsches zu überwachen. Eine Adresse an den König solle ihm die Huldigung all dieser Opfer darbringen, „wozu seine Tugenden die Herzen begeisterten und der Nation die Gelegenheit gaben." — Jetzt kommen die Richter und verzichten auf die Vortheile ihres Amtes, das sie hinfort nur im angenehmen Dienste der Nation üben. Ein Abgeordneter aus der Freigrafschaft schlägt das Aufhören alles Aemterverkaufs vor. Da können die Parlamentsräthe nicht zurückbleiben, sie opfern die Erblichkeit ihrer Stellen, den Adel, die Steuerbefreiungen, die damit verbunden sind, und versprechen „einen unbegrenzten Eifer in der Handhabung der neuen Gesetze, im Studium des Menschenrechtes, das soeben dem Fürsten, den Dienern der Kirche, dem Adel, den Genossenschaften der Städte und Länder diese großen Opfer für die Freiheit, die Ehre und das Glück aller Bewohner des Reiches entlockte." Alles geht bunt durcheinander: der Eine hebt die Zünfte auf, der Andere die Annaten, ein Dritter die Häufung geistlicher Aemter. Der Erzbischof von Paris beantragt ein Tedeum in Gegenwart des Königs, und daß ihm die Versammlung den erhabenen Titel verleihe: „Wiederhersteller der französischen Freiheit" [1]) — und eine Viertelstunde dauert der Jubelruf auf Ludwig XVI. Mitternacht ist längst vorüber, der Vorsitzende läßt nur noch die Haupttitel der Beschlüsse vorlesen, deren nähere Fassung den nächsten Sitzungen vorbehalten bleiben soll. —

Lothringen. Denkmünze. Tedeum.

Beschlossen gilt also die Aufhebung der Leibeigenschaft und aller Verhältnisse der todten Hand, die Ablösung aller herrschaftlichen Gerichtsbarkeit, die Aufhebung der ausschließlichen Jagdgerechtigkeit, der Taubenhäuser und Kaninchengehege, die Ablösung des Zehnten, Gleichheit der Abgaben vom Jahre 1789 an, Zulassung Aller zu allen Aemtern, Aufhebung des Aemterverkaufs und unentgeltliche Ertheilung eines Richterspruches, Aufhebung aller Vorrechte der Städte und Landschaften, Unterdrückung alles Rechtes auf den erstjährigen Ertrag

Summe der Beschlüsse.

[1]) Le restaurateur de la liberté française.

einer Pfründe und der Häufung der Pfründen, die Aufhebung aller ohne Titel ertheilten Pensionen, die Umgestaltung der Geschorenengerichte, Denkmünze zur Erinnerung, Tedeum und Beiname des Königs „Wiederhersteller der Freiheit Frankreichs". — Die Rufe: „Es lebe der König!" wollten nicht enden.[1]) Es war zwei Uhr nach Mitternacht, als man sich trennte. Man erwachte in einem umgestalteten Frankreich. Das ganze frühere Frankreich war nur noch ein Haufe von Trümmern, in einer Nacht war es zusammengeschlagen. Mirabeau nannte dieses Verfahren im Vertrauen eine politische Orgie und sagte zu Dumont: „Da haben wir unsere Franzosen: einen vollen Monat zanken sie sich über Sylben herum und in einer Nacht werfen sie die ganze alte Ordnung der Monarchie über den Haufen." — Schnell erkannte er jedoch die Bedeutung dieser Nacht: „All diese Beschlüsse sind unwiderruflich; sie stehen unter dem heiligen Schutze der Ehre, und es gibt keinen Franzosen, der nicht den Nationalruhm zu beflecken und sich selbst zu erniedrigen glaubte, wenn er an diesen Opfern mäkeln wollte, die das Gemeingut des Vaterlandes geworden sind." [2]) —

Mirabeau.

Die nächsten Sitzungen wurden zur genaueren Auseinandersetzung der gefaßten Beschlüsse verwendet. Im Zehnten verlor die niedere Geistlichkeit den Hauptheil ihres Einkommens — nun beantragte Villiers am 10. August die unentgeltliche Aufhebung des geistlichen und die Ablösung des weltlichen Zehnten. Lanjuinais, Grégoire, Montesquiou verlangten auch für den geistlichen Zehnten die Ablösung. Mirabeau aber verfocht den Satz, der Klerus solle vom Staate seine Besoldung erhalten. Lautes Murren erhob sich unter dem Klerus beim Ausdruck Besoldung. Da rief Mirabeau, diese Bezeichnung verletze die Würde des Priesterthums keineswegs: „Ich kenne nur drei Arten, in der Gesellschaft zu bestehen — als Bettler, Dieb oder Besoldeter. Der Eigenthümer selber nimmt nur den ersten Rang ein unter den Besoldeten, denn was wir gemeiniglich sein Eigenthum nennen, ist nichts Anderes als der Lohn, den ihm die Gesellschaft für die Spenden zahlt, die er gleichsam als Geschäftsführer und Haushälter des Staatskörpers durch seinen Verbrauch und seine Ausgaben seinen Mitbürgern zukommen zu lassen beauftragt ist." — Siéyès aber, der wie Mirabeau der Vater der Revolution hieß, stellte die Frage: „Ist es gerecht, die Kirche zu berauben? Wie man den Zehnten in der Zukunft auch ansehen mag, so gehört er Ihnen jetzt noch nicht. Wenn er in der Hand des Gläubigers aufgenommen ist, folgt daraus auch, daß er der Hand des Schuldners entnommen ist und Ihr Eigenthum wird? Sie selbst haben erklärt, daß er ablösbar sein solle, und haben damit seinen rechtlichen Bestand anerkannt. Sie können ihn also jetzt nicht völlig aufheben. Der Zehnte gehört nicht dem Besitzer des Bodens, er hat ihn weder gekauft, noch durch Erbschaft erworben. Wenn Sie den Zehnten aufheben, so gewähren Sie dem Grundbesitzer, der Nichts thut, ein Geschenk, auf das er keinen Anspruch hat, das er gar nicht verlangt, während Sie den wahren Besitzer zu Grunde richten, der das Volk für diesen Antheil am Ertrag des Bodens unterrichtet", — und schloß mit den Worten: „Sie wollen frei sein und wissen nicht

Der Zehnten.

Mirabeau.

Siéyès.

[1]) Buchez et Roux, Histoire parlementaire, II, p. 242–43.
[2]) Schreiben an den Balley. Memoiren Mirabeaus, VII, S. 109.

gerecht zu sein!" — Nichts desto weniger wurde der geistliche Zehnten für aufgehoben erklärt: der Staat werde für den Unterhalt des Gottesdienstes und der Priester sorgen. Als Siéyès seine üble Laune mit den Worten ausließ: „Hätte ich diese Wendung der Revolution vorausgesehen, so würde ich mich nicht dareingemischt haben" — erwiderte ihm Mirabeau: „Mein lieber Abbé! Sie haben den Stier losgebunden und beklagen sich nun, daß er Sie mit den Hörnern stößt!" [1]) —

Viele, die sich in der Nacht des 4./5. August von der allgemeinen Begeisterung fortreißen ließen, haben nachher insgeheim den König gebeten, sie zu retten, indem er den Beschlüssen seine Zustimmung verweigere. Reue.

Dies geht klar aus einem Schreiben des Königs an den Erzbischof von Arles hervor: [2]) „Ich bin mit diesem edlen und hochherzigen Schritt der beiden Stände zufrieden: sie haben große Opfer gebracht für die allgemeine Versöhnung, für ihr Vaterland, für ihren König. Das Opfer ist schön, aber ich kann es doch nicht bewundern: ich werde zur Beraubung meiner Geistlichkeit und meines Adels nie meine Einwilligung geben, nie Beschlüsse unterschreiben, die sie berauben — sonst könnte das französische Volk eines Tages der Ungerechtigkeit und Schwäche mich beschuldigen. Herr Erzbischof! Sie unterwerfen sich den Beschlüssen der Vorsehung; ich glaube mich ihr auch zu unterwerfen, indem ich mich jenem Enthusiasmus, der sich aller Stände bemächtigt hat, der aber nur über meine Seele gleitet, nicht überlasse. Ich werde Alles thun, was ich kann, um meine Geistlichkeit und meinen Adel zu erhalten. Zwingt mich die Gewalt zu unterzeichnen, so gebe ich nach; dann gibt es aber in Frankreich weder eine Monarchie mehr, noch einen König. Die Stunden sind schwer, ich weiß es, und hier bedürfen wir der Erleuchtung von oben — flehen Sie darum, auf daß wir erhört werden." — So der König, der übrigens den Titel eines „Wiederherstellers der französischen Freiheit" annahm und dem Dankgottesdienste beiwohnte. — Der König.

Die Fehler der Nationalversammlung.

So ruht denn alle Macht in der Nationalversammlung — ihre Beschlüsse entscheiden; was sie für ein Grundgesetz des Reiches erklärt, soll nicht einmal der Gutheißung des Königs bedürfen! Die Minister können ohne ihre Genehmigung keine wichtige Maßregel anordnen, keine Steuer erheben, kein Anlehen machen. Jede Stadt, jedes Dorf stellt Anfragen oder Beschwerden Die Nationalversammlung.

[1]) Auf die Frage „warum war Mirabeau nicht in der wichtigen Abendsitzung des 4. August?" — gibt sein unehelicher Sohn und fleißiger Biograph die Antwort: „Weil er die Absicht der Urheber dieser Sitzung wohl kannte, weil er ihren Plan für unpolitisch und gefährlich ansah; weil er die Hinreißung voraussah, die einem ersten Schritt folgen würde; weil er in diesem Falle, wie in mehreren andern, überzeugt war, daß er scheitern würde, wenn er einen unordentlichen Schwung zu hemmen versuchte und seine Popularität nicht durch die unnützen Anstrengungen eines machtlosen Widerstandes bloßstellen wollte; endlich — weil er hoffte — und der Ausgang rechtfertigt seine Berechnungen — daß der damals, als es sich um den Grund und das Ganze handelte, unausführbare Widerspruch möglich werden würde, wenn man weiterhin zur theilweisen Besprechung käme." Memoiren Mirabeaus, VII, S. 106.

[2]) Aus der Correspondance inédite — abgedruckt bei Buchez et Roux, Histoire parlementaire, II, p. 248.

an die Versammlung, die jeden Tag Tausende von Beglückwünschungen oder Bezeugungen der Anhänglichkeit aus allen Theilen des Landes empfängt; ihre Reden werden im fernsten Dorfe besprochen und bewundert. Sie ist die leuchtende Wolke, die dem französischen Volke auf dem Wege durch die Wüste ins Land der Verheißung, der Freiheit, des Glückes vorangeht; sie war der Stern seiner Hoffnungen im Sturme des Umsturzes — von ihr erwartete es sein Heil.

Opfer

Dieses Heil ist ihm durch die Versammlung nicht geworden, so groß, so glühend auch der erste Eifer derselben war. Sie hat trotz aller Opfer, aller Anstrengung, aller von Zeit zu Zeit aufwallenden Begeisterung kein Werk von Dauer geschaffen, den Baum nicht gepflanzt, unter dessen Schatten das französische Volk glücklich, frei und groß wurde. Sie hat die Revolution nicht geschlossen, wie die Abgeordneten am Morgen des fünften August vertrauensselig erwarteten, sondern erst recht angebahnt — das Vorspiel eines blutigen Dramas eröffnet. Wenn Einer den vom damaligen Enthusiasmus Trunkenen gesagt hätte, was aus ihrem Treiben folge — Mord auf den Straßen, auf dem Schaffot, Raserei des Bürgerkrieges und Elend und Jammer, Schlachtendonner und trotz aller Tapferkeit, trotz aller genialen Männer, Unglück über Unglück — wer hätte einer solchen Kassandrastimme Glauben geschenkt, daß Opfer über Opfer für die Freiheit nur Ströme von Blut über sie ergießen, nur Jammer über sie und andere Völker bringen, und daß diese Freiheit ein

ohne Nutzen,

Traumbild sei, dem sie vergebens nachjagen, daß sie erdrückt würde in den Armen eines kühnen Kriegers, der Frankreichs Söhne in dem Sande der Wüste, im Schnee Rußlands in den Tod führe für seinen Ehrgeiz und zuletzt die Völker von allen Seiten zum Zuge der Rache und Strafe gegen Frankreich reize, und daß es ruhelos, wie ein Kranker, der vor Schmerz sich bald nach dieser, bald nach jener Seite in seinem Bette wälzt, von der Monarchie sich zur Republik und von der Republik wieder zur Monarchie hinüberwenden werde!

gute Kräfte

Und doch waren so viele Kräfte vorhanden, welche für das Gute wirkten. Außer Ludwig dem Heiligen hat Frankreich nie einen wohlwollenderen edleren König gehabt als Ludwig XVI. Zu Zugeständnissen geneigter, dem Volke entgegenkommender ist nie eine Aristokratie gewesen, als der Adel von damals, wohlwollender nie ein Klerus, glückbedürftiger, empfänglicher für eine gute Verfassung nie ein Volk — und doch ist Alles gescheitert.

ohne Wirkung.

Die Gründe liegen in dem Charakter des französischen Volkes und im Geiste jener Zeit und in einzelnen Irrthümern, in denen damals Alles befangen war.

Das französische Volk hat, neben glänzenden Eigenschaften, auch seine großen Gebrechen. Wir lernten früher die feurige Lebendigkeit, die kühne Phantasie, die stürmische Tapferkeit der alten Gallier kennen, hörten aber

auch, wie Cäsar ihre Leidenschaftlichkeit, ihre Eitelkeit, ihre Streitsucht, ihren steten Durst nach Neuerungen schildert: [1]) „Wenn sie einen König haben, wollen sie die Freiheit, und wenn sie die Republik haben, so wollen sie die Monarchie.“ Jahrhunderte lang stand dann Gallien unter Rom und römische Kraft der Organisation ward ihnen damit zu Theil und von den Franken der Geist des kühnen Wagens und tapferen Bestehens jeder Gefahr. Aus dieser Blutmischung, aus dieser Schulung durch die Geschichte ist diese merkwürdige Volksindividualität entstanden, die unter den anderen Völkern eine hervorragende Stellung einnimmt und die zu so manchen großen Ereignissen die erste Anregung gegeben und so manches Blatt der neueren Geschichte beschrieben hat. Der Franzose.

Leidenschaftlichkeit, Eitelkeit, unberechenbare Neuerungssucht, Herrschsucht sind Flecken am französischen Charakter. Was den Franzosen damals insbesondere fehlte, ist die tiefe Religiösität des Deutschen, die Ruhe und die Achtung vor dem Gesetz und die Beharrlichkeit, welche den Engländer auszeichnet. Die Franzosen, ein Jahrhundert hindurch von dem leichtfertigen Witz ihrer Schriftsteller geblendet und verschmeichelt, von Irrlehren verführt, glaubten, sie seien das erste Volk der Welt, sie hätten allen Völkern ein Muster zu geben, und verschmähten die Lehren, die in der Geschichte der anderen Völker lagen. — Wenn es ein Volk gab, aus dessen Geschichte die Franzosen hätten lernen können, so war es das englische. Aber auf dieses Volk sahen sie in ihrer Einbildung tief herunter. Selbstgefühl.

Noailles sagte dem englischen Gesandten stolz: „Wenn wir die Freiheit errungen haben, werdet Ihr auch frei werden.“ — Die ersten Männer Englands, ein Pitt, ein Burke, äußerten anfangs ihre Theilnahme an der französischen Bewegung. Romilly [2]) schickte auf den Wunsch Mirabeaus die Hausordnung des Parlamentes, die durch Jahrhunderte lange Erfahrung erprobt und um großes Lehrgeld erkauft war, den Neulingen zur Lehre, aber sie verschmähten es, davon Gebrauch zu machen. Es gehört viel dazu, mit Geschick den Vorsitz zu führen, und man läßt daher in England einen geschickten Leiter der Verhandlungen lange an seiner Stelle; die Franzosen aber wählten alle vierzehn Tage einen Präsidenten, weil ihnen jeder Einfluß eines Einzelnen verdächtig war und sie sich Niemand unterordnen wollten. In England organisiren sich die Parteigruppen, in Frankreich hielt sich Jeder für ein politisches Genie und seine Ansicht für unschätzbar, und so redete Jeder darein, wie ihm der Schnabel gewachsen war, und konnte dieses wirre Durcheinander keinen Erfolg haben. Darum schrieb bald der amerikanische Gesandte Morris an Washington: „Ihre Berathungen sind gleich null; mehr als die Hälfte der Zeit vergeht mit Zurufen und unnützem Geschwätz. Jedes Mitglied gibt die Ausgeburten seiner Phantasie zum Besten, und zwar, sobald es an die Reihe kommt, ohne daß es seinem Vorredner oder sein Nachfolger ihm antworten würde. Jeder argumentirt für sich ohne Rücksicht auf die Vergebliche Belehrung. Geschwätz.

[1]) Caesaris Bell. Gall. III, 8, 10, 19. — Vgl. Bd. I d. W. S. 1334—1348.
[2]) Vgl. die treffenden Bemerkungen in Taine, Révolution, I, p. 68—143.

Gründe der Uebrigen. So entsteht ein endloses Kleingewehrfeuer, bei welchem von 1000 Schüssen 999 ins Leere treffen." — Es fehlt also an der Parteitaktik, an der vorausgehenden Besprechung einer Frage, an der Leitung der Redner, in welcher Ordnung sie die Stoffe vorbringen sollen. Darum fehlt es auch an einer eigentlichen Vertiefung, an einer Klärung der Fragen, am Ernste der Arbeit. Die Ordnung wird wenig berücksichtigt. Morris tadelt ferner in seinen Briefen an Washington: „Zuweilen erhebt sich inmitten einer Berathung ein Redner, hält einen Vortrag über einen gar nicht zur Sache gehörigen Gegenstand und schließt mit einem netten kleinen Antrag, der unter Hurrahschreien durchgeht. Während zum Beispiel ein von Necker vorgelegtes Bankproject besprochen wurde, fiel es einem Abgeordneten ein vorzuschlagen, daß jeder Deputirte zu diesem Zwecke seine silbernen Schnallen hergebe; man erklärte sich einstimmig einverstanden, und der Antragsteller legte die seinigen auf den Tisch, worauf man die Berathung wieder aufnahm." [1])

Mangel an Ordnung.

Gefallsucht.

Jeder wollte Beifall von den Zuhörern und, da nicht Jeder sprechen konnte, so wollte Jeder wenigstens seine Rede vorlesen. Die Frau von Staël bemerkt sehr gut: „In England ist es verboten eine Rede abzulesen, man muß sie frei vortragen; so wird die Zahl Derer, die sprechen, naturgemäß sehr klein; gestattet man jedoch Das, was man selber geschrieben oder sich von einem Andern hat schreiben lassen, vorzulesen, so sind nicht mehr die durch Talent hervorragenden Männer die Leiter eines Hauses, und man verliert einen der größten Vortheile einer freien Regierung, die Herrschaft des Talentes, und folglich auch die Nöthigung, daß Männer von Begabung ihre Fähigkeiten ausbilden. Wenn man, um dem Volk den Hof zu machen, nicht mehr Fähigkeit braucht, als man nöthig hat, um den Fürsten zu schmeicheln, so gewinnt die Menschheit Nichts dabei." [2])

Vorlesen der Reden.

Mangel an Ernst.

„Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet, rauscht der Wahrheit tief versteckter Born" — sagt unser großer Dichter Schiller. Um den Ernst der politischen Arbeit ist es auch den meisten Abgeordneten nicht zu thun, sondern nur darum, zu glänzen durch Freisinnigkeit, durch Selbsterhebung über Alles, was bisher in Ansehen stand. Dieser Ruhm ist ein sehr wohlfeiler, man braucht bloß zu negiren. Es ist merkwürdig, wie Wenige in dieser Versammlung einige tiefere Kenntniß der Geschichte ihres Volkes und der bisherigen Verfassung Frankreichs besaßen, wie die tonangebenden Schriftsteller, sogar ein Montesquieu, in wichtigen Fragen nur Irrthümer verbreiteten; [3]) merkwürdig, wie wenige Geschäftsmänner in der Versammlung waren, wie Wenige, die ahnten, was der Staat Großes bedeute, und wie selten die Befähigung sei, ein krankes Staatswesen zu heilen.

Man meint oft beim Durchlesen der Verhandlungen einen Haufen von Studenten vor sich zu haben. Der Amerikaner Morris berichtet in diesem Sinne an Washington: „In dieser Versammlung befinden sich einige tüchtige Männer, aber selbst die besten Köpfe wollen nicht dulden, daß die Gebote der Erfahrung

[1]) Taine, Révolution, I, p. 147, 149.
[2]) Staël, Considérations, Oeuvres XII, p. 269—70.
[3]) Thierry, Lettres sur l'histoire de France, IV. Vergl. Bd. VI d. W., S. 353—58, 473—80.

ihre Einbildungen stören; unglücklicher Weise ist die Zahl Derer, welche zwar viel Phantasie, jedoch wenig Kenntnisse, Besonnenheit und Ueberlegung besitzen, sehr groß." [1]) — Der „Gesellschaftsvertrag" von Rousseau oder „Was ist der dritte Stand?" von Siéyès lesen sich sehr leicht, aber es sind Träume, die zerfließen, wie man sie ins Leben setzen will. Die Mehrzahl dieser Abgeordneten ist jedoch in diesen Träumen befangen und Arthur Young, [2]) ein scharfer Beobachter, der damals Frankreich bereiste, muß sein Bedauern darüber aussprechen, daß die Abgeordneten ihre Pflichten gegen ihr Volk, gegen die Menschheit, gegen ihre eigene Ehre so sehr vergessen, sich durch unpraktische Anschauungen, chimärische Systeme und wahnsinnige Vorstellungen von einer eingebildeten Vollkommenheit, von dem richtigen Wege abwendig machen lassen und die sichern Wohlthaten, die sie in ihrer Macht haben, in Verwirrung und Gefahr bringen. „Ich kann mir gar nicht denken, daß Menschen, die einen ewigen Ruhm in der Hand haben, dieses reiche Erbtheil durch ein Würfelspiel vergeuden und sich so der Gefahr aussetzen, als die schwindelhaftesten Abenteurer, die der Menschheit je zur Schande gereichten, verflucht zu werden." [3]) — Arthur Young.

Das Schaffen ist schwer, das Zerstören ist leicht; die Stärke der Mehrzahl dieser Männer war nur das Verneinen. Da trat der merkwürdige Fall ein, daß der amerikanische Gesandte an die Leiter die Mahnung stellen mußte, sich auf guten Fuß mit dem Könige zu stellen. Bloße Negation

„Ich, ein Republikaner", schreibt er, „welcher der Versammlung angehört hat, die eine der republikanischesten aller Verfassungen zu Stande gebracht hat, ich höre nicht auf, zur Achtung des Monarchen, zur Berücksichtigung der Rechte des Adels, zur Mäßigung in der Wahl wie in der Verfolgung des Zieles zu ermahnen." Jefferson, später Präsident von Nordamerika, mahnte Lafayette und Genossen, sich mit dem König ins Einvernehmen zu setzen, die Preßfreiheit, die Religionsfreiheit, das Geschwornensystem, eine Habeas-Corpus-Acte und eine nationale Gesetzgebung sicherzustellen, sich dann ruhig zu verhalten und diese Einrichtungen auf die Lage des Volkes wirken zu lassen, bis dieselben es für weitere Fortschritte gereift hätten. Morris tadelte [4]) bitter ihren Undank gegen die Güte des Königs: „Da sie bisher die Nachtheile einer zu schwachen Executivgewalt nicht fühlten, machen ihnen die Unordnungen, die als Folgen der Anarchie zu befürchten sind, noch gar keine Sorgen . . . Sie wollen eine Verfassung à la Amerika, aber mit einem König als Präsidenten; sie bedenken dabei nicht, daß sie keine amerikanischen Bürger haben, die im Stande wären, eine solche Verfassung zu tragen . . . Wenn sie vernünftig genug sind, dem Adel einen Theil der Gewalt zu übertragen, wird diese freie Verfassung wahrscheinlich andauern, andererseits aber in eine reine Monarchie oder eine Demokratie ausarten." [5]) Jefferson,

Bald darauf wahrsagt derselbe Morris: „Die herrliche Gelegenheit ist entschlüpft, die Revolution verfehlt" — und klagt: „Diese Versammlung, welche zu gleicher Zeit Herrin und Sclavin ist, deren Theorien überspannt und deren praktische Erfahrungen gleich Null sind, welche sich alle Functionen anmaßt, ohne zur Morris' Bericht.

[1]) Taine, l. c. I, p. 145.
[2]) Ibid., I, p. 148.
[3]) Ibid., I, p. 156.
[4]) Ibid., I, p. 157—58.
[5]) Ibid., I, p. 157.

Verrichtung einer einzigen befähigt zu sein — diese Versammlung hat das wild und scheu gewordene Volk von allen Zügeln der Religion und Ehrfurcht befreit.“ [1])

Dumont. — Aehnlich wie der Amerikaner urtheilt der Genfer Dumont; er findet „die Gedankenverwirrung, die Regellosigkeit der Phantasie, die Sonderbarkeit der Auffassungen unbeschreiblich“; er hält die Selbsteinbildung für unerträglich; sie zogen die von ihnen begangenen Dummheiten allen Resultaten der englischen Erfahrung vor, wollten nur zugeben, daß die Engländer ein paar gute Gesetze hätten, aber keineswegs eine Verfassung; nannte ja Einer der Tonangeber, Siéyès, die englische Verfassung eine Quacksalberei, mit der man das Volk betrüge, die Engländer seien in Verfassungsdingen Kinder, er selbst aber sei im Stande, den Franzosen eine viel bessere Verfassung zu geben! — (Siéyès.)

Herrin und Sclavin zugleich — nennt Morris mit Recht diese Versammlung: der König war ohnmächtig ihr gegenüber; sie entschied über Alles, war aber abhängig von der Galerie, von den Brauseköpfen des Palais Royal, von dem Labaume [2]) mit Recht sagt, es vereinigten sich dort gottlose Zeitungskrämer, überreizte Redner, habsüchtige Wucherer, unruhige Neuerer, weggelaufene Soldaten, unthätige Handwerker, leichtgläubige Bürger, öffentliche Mädchen, nichtsnutzige Fremde und aus den Gefängnissen entlassene Verbrecher. — Es war ein großes Unglück für Frankreich, daß die Versammlung vom englischen Parlamente nicht die Lehre annahm, wie streng sie die Polizei des Hauses üben müsse. Im Parlamente in England hat man das Gefühl, hier tage der Senat der Nation, hier werde angemessen über die Schicksale des Landes und oft auch der Welt entschieden: Stille, Ruhe und Ordnung walten. Nur Wenigen ist der Zutritt auf die Galerieen gestattet; beim geringsten Lärm werden diese geräumt. In Versailles und nach den Octobertagen in Paris aber waren die sehr geräumigen Galerieen immer dicht besetzt und gestattete man der gedrängten Menge ihren Beifall oder ihre Mißstimmung auszudrücken, Zurufe, Geschrei und Pfeifen, ja oft Einmischung und Theilnahme an der Abstimmung. So verlor das Haus seine Würde und seine Unabhängigkeit; die Redner haschten nach dem Beifall der Galerieen, sprachen im Hause nicht eigentlich an die Abgeordneten, sondern an die Männer des Palais Royal. Bald dungen die Parteien das Publicum der Galerien, um durch ihren Beifall oder ihr Zischen einen gewissen Druck auf den Gang der Verhandlung und auf die Abstimmung auszuüben. (Die Galerie — in London und — in Versailles und Paris. — Die Claque.)

Zwei Francs täglich ist der Lohn dieser Leute, die nach dem Vorspiel der Führer ihr Bravo, ihr Klatschen ertönen lassen, oder schreien und stampfen; höher ist der Lohn der Tonangeber. Ja die constituirende Versammlung anerkennt einem dieser Miethlinge, Saule, sogar eine Belohnung für seine guten und angenehmen Dienste, und die gesetzgebende Versammlung weist ihm zum Lohn einen Jahresgehalt von 600 Francs an und gibt ihm freie Wohnung im Kloster der (Lohn der Klatscher)

[1]) Taine, l. c. I, p. 160.
[2]) Labaume, III, p. 672.

Feuillans. — Daher kommt es, daß die wichtigsten Dinge unter Geschrei und erschrecklichem Geheul beschlossen wurden.[1])

Keine Freiheit mehr.

Noch ärger ist, was vor den Thüren geschieht. Weh dem Abgeordneten, welcher nicht im Sinne des Pöbels der Galerieen gesprochen oder gestimmt hat, wenn er das Haus verläßt: er wird gedrückt, bespieen, an den Haaren gezaust, mit Steinen beworfen, mit dem Tode bedroht. Die Freiheit der Ansicht hört auf.

Maury.

Der eifrige Vertreter der Rechte der Kirche, der geistvolle und muthige Abbé Maury, war mehrmals in Lebensgefahr: einmal machte ihn Mirabeau mit seinem Säbel frei; ein ander Mal rettete er sich dadurch, daß er eine Pistole zog, ein drittes Mal durch einen Witz: schon soll nämlich der Strick der Laterne um seinen Hals geworfen werden, da frägt er muthig: „Werdet Ihr besser sehen, wenn ich an der Laterne hänge?" — „Nein, Du Finsterling!" Gelächter entsteht und er entrinnt in der Verwirrung. So kommt es, daß viele Abgeordnete nur noch bewaffnet in die Sitzungen gehen, daß Andere ihre Stelle niederlegen, daß Viele allen Muth verlieren und nicht zu sprechen und zu stimmen wagen, wie sie sollen, daß das Haus von der Gnade der Menge abhängt und daß die Partei, welche der Zertrümmerung zutreibt, das Uebergewicht erhält. Ein Abgeordneter verglich darum das Haus mit einer Schlachtbank: er erblicke am Eingang eine Anzahl von Thieren, die man noch kurze Zeit leben läßt, bis auch sie die Reihe trifft, geschlachtet zu werden; einen ähnlichen Eindruck habe es auf ihn gemacht, wenn er die Schaar von Adeligen, Prälaten und Parlamentsräthen ansah, aus denen die Rechte bestand; die Henker auf der Linken ließen den Opfern auf der Rechten nur noch eine kurze Gnadenfrist.

Tolle Adressen.

Fast unglaublich erscheint, was sich die Nationalversammlung in Adressen bieten ließ, und welche Eitelkeit und Freude an Pathos und volltönendem Lob, an Theaterscenen sich kundgab.

Deputation des Menschengeschlechts.

Am 19. Juni 1790 stellte sich der Nationalversammlung eine Deputation des Menschengeschlechtes vor, um eine Adresse zu überreichen, 60 Mann stark, Schweden, Spanier, Marokkaner, Polen, Türken, Chaldäer, Mesopotamier, Griechen, Hindus, Mongolen, Sinesen, alle in nationaler Tracht. Die Adresse strömt über von Bewunderung und Schwulst: „Die Trompete, welche zur Auferstehung eines großen Volkes tönt, hat wiedergehallt an den vier Enden der Welt, und der Freudengesang eines Chores von 25.000,000 Menschen hat die in lange Sclaverei eingeschreckten Völker erweckt. Unsere Beglaubigungsbriefe sind nicht auf Pergament geschrieben, aber unsere Sendung ist mit unauslöschlicher Schrift in das Herz aller Menschen eingegraben und — Dank den Urhebern der Erklärung der Menschenrechte — diese Schrift wird den Tyrannen nicht länger unverständlich sein." — Mit unermeßlichem Jubel wurde diese Rede vernommen und den Abgeordneten des Menschengeschlechtes, unter der Bedingung, daß sie ihren Nationen erzählen, was sie gesehen, die Ehre der Sitzung und ein Platz beim Föderationsfest bewilligt. Niemand fragte, ob diese vermeintlichen Chaldäer und Mesopotamier echt wären, oder nicht verkleidete Kunstreiter oder Theater-

[1]) Taine, l. c. I, p. 156.

gesindel, zu zehn Francs des Tages gedungen. Einer von diesen Seiltänzern kam am andern Tag zum Herrn von Billancourt, den er mit Liancourt verwechselte, und forderte seine Bezahlung dafür, daß er dabei den Chaldäer gespielt habe. Der Führer dieser Bande, welcher sich von da an „der Abgesandte der Menschheit" nannte, war ein halbverrückter deutscher Baron, Johann Baptist Clootz aus Gnadenthal bei Cleve, aber gebildet in Paris und verschroben durch die Lehren seiner Zeit und die Schriften seines Oheims, Cornelius van Pauw.[1] Wie der Skythe Anacharsis einst Griechenland durchzog, um Weisheit zu lernen, so wanderte Clootz, der aber den Titel Baron ablegte, durch Deutschland, Italien, Spanien, England, wo er viel mit Burke verkehrte, aber wenig von ihm lernte, nach Paris-Athen, wo er sich eifrig an der Bewegung betheiligte, seine Ansichten und sein Geld verschwendend und eine Weltrepublik anstrebend — alle Völker sollten nur Brüder einer Familie sein. Außer Anacharsis führte er noch den Namen „persönlicher Feind Gottes".

Anacharsis Clootz.

Aber noch ärgere Adressen ließ die Nationalversammlung zu. Am 10. November 1790 las mit dröhnender Stimme ein hungriger Advocat eine Anklage der Minister im Namen des Franciscanerviertels von Paris vor und die Nationalversammlung hörte, trotz der begründeten Einsprache[2]) von Männern wie Maury, die Vorlesung nicht bloß an, sondern gewährte auch dem Verfasser die Ehre der Sitzung.

Adresse Dantons

gegen die Minister.

„Die Nationalversammlung", so schrie der Mann mit dem Medusenblick und dem Stiernacken, „die Freunde der Freiheit, ganz Frankreich hatten nicht weniger Grund anzunehmen, daß die Minister die Unverschämtheit so weit treiben würden, aus einem negativen Beschluß sich einen Sieg zu machen. Ganz Frankreich hätte vielmehr Grund zu denken, daß die Minister eine Entlassung einreichen würden, welche zu fordern die Nationalversammlung ein Recht hat. Die Pariser Commune, mehr im Stande als jede andere, das Benehmen der Minister zu würdigen, denn sie besteht aus Bürgern, die gewissermaßen allen 83 Departements angehören, eifersüchtig darauf, die Pflichten der Schildwache der Nation zu erfüllen, beeilt sich, allen Gegnern der Gewaltherrschaft einen lieben Wunsch ans Herz zu legen, einen Wunsch, dem alle Mitglieder der großen Staatsfamilie sich sogleich anschließen würden, wenn sie so schnell sich versammeln könnten, wie die Viertel von Paris. Dieser Wunsch ist die schnelle, die augenblickliche Entlassung der Minister." — Nun ging es los gegen die Minister: der eine habe Urkunden gefälscht, der Andere habe seine Staatskunst im Divan gelernt und bedrohe mit seinem Damascener die Köpfe der Patrioten; ein Gegner der Revolution, wolle er ihr die ruhmvollen Gehilfen, die Gardes français, abspenstig machen; der Dritte sei unfähig jedes Entschlusses, aber Feind der Revolution, denn er halte seine Pergamente und seine Eitelkeit für den wahren Adel: weniger schuldig als die Andern, aber bloß wegen seiner Dummheit, die ihn verhindere, gefährlich zu werden, habe er doch die Grenzen entblößt, einen großen Theil der Soldaten beschimpft — — und so ging es fort. — Ein Nationalgerichtshof müsse geschaffen und diese Minister müssen von ihm verurtheilt werden. Auf die Frage nach den Beweisen

---

[1]) Seine Schriften sind in diesem Sinne: La certitude des preuves du Mahométisme 1780. L'orateur du genre humain, La république universelle.

[2]) Buchez et Roux, Histoire parlementaire, III, p. 27—31.

erklärte der Redner, die Gemeinde habe das Recht, ihren Verdacht auch ohne Beweise auszusprechen.[1])

Georges Jacques Danton hieß der Mann, geboren 1759 zu Arcis-sur-Aube, der Sohn vermöglicher Eltern, von seinen Mitschülern Catilina genannt, sehr befähigt, aber träg, darum auch ohne Parteien als Advocat im Chatelet, ohne Verdienst, von Schulden und Bedürfnissen gedrückt, von zügellosen Sitten, deshalb zu Neuerungen geneigt: ein wunderbares Gemisch von guten und schlimmen Eigenschaften, guten und bösen Stimmungen gleich zugänglich, unerbittlich gegen die Massen und menschlich gegen Einzelne, in der Noth zu den blutigsten Maßregeln greifend, ohne grausam zu sein, kühn und unermüdlich in der Gefahr, um dann im Genuß zu schwelgen und sich zu verlieren, ohne tiefere Bildung, ohne Grundsätze und doch mit seiner Rede Alles fortreißend, wenn er in Erregung kam — eine durch und durch revolutionäre Natur, der Mirabeau der niederen Klassen.[2]) — Danton.

Die Parteien in der Nationalversammlung.

Die rechte Seite nahmen „die Aristokraten" ein, so nannte man die Edelleute, die Prälaten, die Parlamentsräthe; vom dritten Stand schlossen sich ungefähr Dreißig an sie an. Die Mehrzahl nahm an der Versammlung nur Antheil, weil der König es gewollt hatte — sie konnten die alte Zeit, wo es nur Edle, Prälaten und Volk gab, kaum vergessen. Neckers Tochter [3]) macht ihnen den Vorwurf: „Wenn sie aus der spöttischen Haltung heraustraten, war es nur, um jede Veränderung an den alten Zuständen als ruchlos zu bezeichnen, wie wenn der Zustand der Gesellschaft stets der des Alters oder der Kindheit und nie des Mannesalters und der vollen Kraft und Einsicht sein dürfte; sie trugen nie den Verhältnissen Rechnung und glaubten gut zu thun, wenn sie das Uebel verschlimmerten; ganz nur besorgt, ihren Ruf als Propheten zu wahren, wünschten sie ihr eigenes Unglück, nur um sagen zu können, sie hätten die Zukunft richtig vorausgesehen." [4]) In gleicher Weise betont Morris die Fehler der Rechten: die Adeligen sitzen da, hören aber nicht auf die Reden; statt dessen lachen sie und sprechen laut mit einander; wenn es zur Abstimmung kommt, verlassen sie den Saal und fordern die Abgeordneten ihrer Partei auf, ihnen zu folgen oder sich nicht an der Abstimmung zu betheiligen; so erreichen die Gegner die Mehrheit und beschließen, was sie wollen. Ein neuerer Schriftsteller charakterisirt das Benehmen der damaligen Abgeordneten des Adels mit den Worten: „Der Adel gibt nicht bloß sich selbst auf, sondern bringt auch sich selbst um; seine Fahnenflüchtigkeit endet mit dem Selbstmord." [5]) Den Prälaten wirft Morris vor, daß

Die Rechte. Meinung der Staël, von Morris, von Taine.

[1]) Buchez et Roux, Hist. parlem., III, p. 27—31.
[2]) Danton, Documents authentiques pour servir a l'histoire de la révolution française par Alfred Bougeard. Bruxelles 1861.
[3]) Staël, l. c. I, p. 299.
[4]) Ibid., I, p. 300.
[5]) Sa désertion finit par un suicide. Taine, l. c. I, p. 163.

sie, statt mit den Pfarrern Hand in Hand zu gehen, sich dieselben in demüthigender Weise vom Halse halten.

Montesquiou. Dennoch fehlte es der Rechten nicht an fähigen Rednern. Da war der Abbé Montesquiou-Fezensac, geboren 1757 auf dem Schlosse Marsan, ein reichgebildeter feiner Geist, ein reiner Charakter, streng in seinen Grundsätzen, mild gegen die Personen, ein angenehmer Sprecher, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, die Rechte der Kirche zu vertheidigen und sich auch bei den Gegnern Achtung zu erwerben. Zweimal war er Präsident der Nationalversammlung, Jänner und Februar 1790, und mit solchem Geschick, daß ihm der Dank dafür ausgesprochen wurde.

Maury. Sein Gehilfe in der Vertheidigung der Kirche war der Abbé Jean Siffrein (Siegfried) Maury, der Sohn eines Schuhmachers in Valréas im Venaissin, geboren 1746, der sich aber durch Geist und Beredtsamkeit bis zur Würde eines Cardinals und Erzbischofs von Paris emporschwang. Schon auf der Schule zu Avignon erregte er durch seine Witze, seine Lernbegier, sein großes Gedächtniß Aufsehen.

Streben. Es wird erzählt, auf der Reise nach Paris sei er mit zwei Studenten zusammengetroffen und habe, als sie heiter beim Weine beriethen, was sie werden wollten, dem Einen, Portalis, mit der Zuversicht eines Propheten erklärt: „Du wirst ein Sohn Aesculaps und der Arzt des Königs werden;" zum Andern: „Du wirst Vorsitzender des obersten Gerichtshofes: was mich anlangt, so werde ich am Hofe predigen, komme in die Akademie und auf einen bischöflichen Stuhl" — und es traf bei ihm wie bei den Andern ein, bei Portalis und Treilhard. Seine Ruhmgier trieb ihn aber nach Paris, wo mehr zu lernen und Ehren und Würden zu erlangen waren. Trotz aller Bitten des Vaters und der Thränen der Mutter brach er, neunzehn Jahre alt, nach Paris auf. Sein Bruder begleitete ihn bis Montelmart und gab ihm beim Abschied seinen Sparpfennig mit, achtzehn Francs. „Ich werde Dir einst 18.000 Francs dafür zurückgeben", sagte Siffrein — und er hat Wort gehalten.

Tage der Noth. Das Emporkommen hatte große Schwierigkeit. Maury bewohnte ein dunkles Dachkämmerchen und fristete sein Leben ärmlich[1]) durch Stundengeben, durch Correcturen von Druckschriften, auch hatte er einem alten Rath die Zeitungen vorzulesen, der aber so mürrisch war, daß er, wenn nichts Interessantes in den Blättern vorkam, dem Vorleser einen Fußtritt gab! — In der Noth ersann darum Maury anziehende Neuigkeiten, wodurch er sein Talent zur Improvisation ausbildete, aber auch verleitet wurde, nicht immer streng an der Wahrheit festzuhalten. Unter den Vorlesungen, die er damals hörte, waren auch die des Professors Lebeau, des berühmten Verfassers der Geschichte des byzantinischen Reiches.[2])

Reden. Doch bald brach ihm sein Genius Bahn. Er veröffentlichte 1766 eine Trauerrede auf den am 20. December 1765 zu früh verstorbenen Dauphin Ludwig, mit dem so viele Hoffnungen auf eine bessere Zeit ins Grab sanken; dann eine Lobrede auf den 1764 erwählten Polenkönig Stanislaus Poniatowski; 1767 bewarb er sich um einen Preis der Akademie durch seine Lobrede auf König Karl V. von Frankreich, in welcher er aber stark angeweht ist vom negativen Geist jener Zeit: er zeigt sich hier allzu schmeichlerisch gegen die Ton-

---

[1]) Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit,
Abstinuit Venere et vino, qui Pythia cantat.

[2]) Histoire du Bas-Empire.

angeber des Tages und allzu gefallsüchtig. Im gleichen Jahr wurde er in Meaux zum Subdiacon geweiht, auch verlieh ihm der Cardinal de Luynes im gleichen Jahr die Priesterweihe. Der fromme Mann war über die Kenntnisse des jungen Priesters so entzückt, daß er ihn unter die Examinatoren sitzen ließ. 1771 warb er durch seine Lobrede auf Fénélon um den Preis der Akademie, den jedoch La Harpe erhielt, doch ging diese Arbeit nicht ohne Lohn vorüber. Der Bischof von Lombez, ein Verwandter Fénélons, verlieh dem jungen Priester ein Canonicat und machte ihn zu seinem Generalvicar. 1772 hielt Maury in der französischen Akademie eine Lobrede auf den heil. Ludwig, als Schöpfer seines Jahrhunderts und Wohlthäter der folgenden, er sei groß als Mensch, König und Christ. Der Cardinal de La Roche Aymon war durch diese Arbeit derart entzückt, daß er ihm eine Abtei verlieh und ihm anzeigte, daß er vor dem König während des Advents und 1775 in den Fasten predigen solle. Derselbe Cardinal veranlaßte ihn 1775, vor der Generalversammlung des französischen Klerus jene Lobrede auf den heil. Augustin zu halten, die ob der Fülle der Gedanken und der Kraft und Schönheit der Sprache so viel bewundert wurde und an deren Schluß er die versammelten Prälaten aufforderte: „Retten Sie den Glauben, retten Sie unser Jahrhundert, retten Sie die Nachwelt." — Es fehlte ihm aber noch am Studium der Kirchenväter. Er war überhaupt noch zu sehr angeweht vom Geist dieser Zeit; das beweist auch seine Schrift über die geistliche Beredtsamkeit.[1]) Jetzt bekam Maury den ersehnten Platz in der Akademie und wurde wegen der Rede, die er vor der gelehrten Körperschaft hielt, viel belobt. Noch mehr Aufsehen erregte 1784 als Meisterstück seine Rede auf den heil. Vincenz von Paul, in Folge deren der König dem Heiligen in Paris ein Denkmal mit der Inschrift setzen ließ: „Ein guter König einem guten Bürger". Maury mußte diese Rede ein zweites Mal in der Schloßcapelle zu Versailles am 4. März 1785 halten; sie ward auch in Rom, namentlich vom Papst Pius VI., höchlich bewundert. Ludwig XVI. fühlte jedoch in seinem tief religiösen Sinn bald die Gebrechen des Mannes heraus, als er über seine Fastenpredigten 1785 sagte: „Hätte uns Abbé Maury ein Bischen von Religion gesprochen, so würde er von Allem gesprochen haben, was wir brauchen; es ist Schade."

Lob Fénélons, — des heil. Ludwig, — des heil. Augustin. — Akademiker. — Vincenz. — Pius VI. — Gebrechen.

Erst die Revolution rettete Maury vor der Gefahr, in den Ideen der Zeit zu versinken und zu verflachen. Der Ernst der Ereignisse zwang ihn, in sich zu gehen. Als er von den Bezirken Peronne, Roye und Montdidier gewählt wurde, trug er anfangs Bedenken, die Wahl anzunehmen. Doch bald ersah er es als seine Pflicht und bereitete sich durch eine Generalbeicht und ernste Studien darauf vor zur Vertheidigung der Kirche gegen die Revolution, mit der er in die Glanzperiode seines Lebens eintrat. Er sagte: „Entweder gehe ich in der Revolution zu Grunde, oder ich erringe mir im Kampfe gegen sie den Hut eines Cardinals." Muthiger und geschickter konnte Niemand die Rechte der Kirche vertheidigen: seine Zuversicht, seine mächtige Stimme, die aus einer Brust von Erz zu kommen schien, die Schärfe und die Folgerichtigkeit seiner Gründe machten einen gewaltigen Eindruck. Meist sprach er unvorbereitet, aber so gewählt und mit solcher Geistesgegenwart und solcher Kenntniß der Thatsachen, daß seine Reden lange vorbereitet und mühsam gefeilt zu sein schienen. Sein Freund Marmontel sagt: „Jeden Tag zurückgestoßen, ohne daß die Gewißheit, doch nicht zu siegen, und die Gefahr, gesteinigt zu werden, und das Geschrei und die Beschimpfung des zügellosen Pöbels

Vertiefung. — Größe.

[1]) Essai sur l'éloquence de la chaire.

ihn je ermüdet oder erschüttert hätten, beantwortete er mit einem Witz oder einem ernsten Anruf die Beschimpfungen der Revolutionäre und machte auf seine hitzigen Muth. Gegner mit derselben unerschütterlichen Ruhe Eindruck. Dabei bewies er einen wahrhaft prophetischen Blick — er sagte genau voraus, daß man dieselben Gründe, welche man jetzt gegen das Kirchenvermögen, einst gegen das Eigenthum überhaupt vorbringe. Er sagte die Entwerthung der Assignaten genau voraus, indem er zwei Bankbillete Laws auf den Tisch des Hauses warf: „Diese unglückseligen Papiere, noch bedeckt mit den Thränen und dem Blute unserer Väter, gleichen Warnungszeichen zur See, um uns an einen großen Schiffbruch zu erinnern und vor einem neuen zu warnen.“ — Als man ihn während der Verhandlungen über die Civilconstitution des Klerus niederschreien wollte, rief er mit noch gewaltigerer Stimme: „Der Lärm kann wohl meine Stimme, aber nicht die Wahrheit ersticken!“ Da einige Damen der Galerieen gar zu laut darein redeten, rief Maury: „Herr Präsident, gebieten Sie doch diesen Sansculotten (Ohnehosen) Stillschweigen!“ [1])

Der Dritte im Bunde für die Sache des Königs war Jacques Antoine de Cazalès. Cazalès, geboren 1758 zu Grenade-sur-Garonne, der Sohn eines Parlamentsrathes zu Toulouse, Hauptmann in einem Dragonerregiment. Vom Adel der oberen Garonne gewählt, ursprünglich Gegner der Vereinigung der drei Stände und meinend, man müsse das Königthum dem König zum Trotz retten, stand er mit Geist und Muth immer auf der Bresche, wo es galt, die Sache des Thrones und der Kirche zu vertheidigen, und Feind jeder Art des Despotismus, erklärte er es für ein Verbrechen an der Nation, die Monarchie der Demokratie zu opfern, und sah im König den Schützer der Rechte und Freiheiten der Gesammtheit. Voll Wärme und Gefühl brachte seine Rede stets eine bedeutende Wirkung hervor, dazu trug die Ehrenhaftigkeit seines Charakters bei, für welche selbst sein Gegner Mirabeau sich immer verbürgen wollte. —

Les enragés. Schroff ihnen gegenüber saß die Linke, die Wüthenden, die Rechtsverdreher, wie sie der Republikaner Morris nennt, hungrige Advocaten, Notare, „Leute von jener Art, welche sich bei jeder Revolution um das Banner der Neuerung schaaren. Diese Partei steht im Zusammenhang mit dem Pöbel und das gibt ihr ein großes Gewicht, sie hat auch bereits Alles aus den Fugen gebracht.“ — Dazu kamen Pfarrer, die ihren Bischöfen, und Jansenisten, welche der Kirche grollten. An fähigen Rednern fehlte es der Linken nicht, wohl aber an Männern von hinlänglicher Lebenserfahrung, von wahrhaft staatsmännischem Geiste. „Diesen Männern gilt die Vergangenheit für ungeschehen, die Erfahrung für werthlos, alles Thatsächliche für nebensächlich.“ Dumont nennt ihre Gedankenverwirrung, die Regellosigkeit der Phantasie, die Sonderbarkeit der Auffassung unbeschreiblich: „Man könnte zum Glauben verleitet werden, die Welt sei erst gestern erschaffen worden.“ Sie wollten immer am weitesten voraus sein und machten sich lustig über die Männer

[1]) Maury's Schriften gab sein Neffe heraus, Oeuvres choisies du Cardinal Maury; sein Leben Poujoulat, Le Cardinal Maury, sa vie et ses oeuvres. Paris 1855, und Hergenröther, Cardinal Maury. Ein Lebensbild aus dem Ende des vorigen und dem Anfang des jetzigen Jahrhunderts. Würzburg 1878.

der Mäßigung, die ihnen als Schwächlinge erschienen, während sie sich selber für die Starken hielten. Sie machten eine Miene, als wollte man ihnen Ammenmährchen aufbinden, wenn man sagte, es hätten in früheren Zeiten auch Männer von Geist geschrieben, es gebe auch in England eine freie Verfassung, oder man müsse ein Oberhaus haben.[1])

Das Orakel dieser Richtung war der Abbé Siéyès,[2]) einsam, obschon immer von einem Anhang umgeben, wartkarg, obschon man ihm Schätze von Weisheit zutraute, namentlich seit Mirabeau sein Schweigen für ein öffentliches Unglück erklärte; von da an wurde es Mode, ihn für den Solon Frankreichs zu halten und nur mit höchster Bewunderung von ihm zu sprechen und ihn als den Träger von Heilmitteln für den kranken Staat zu preisen. Dunkel, lakonisch waren seine Aussprüche, er ließ immer mehr vermuthen, als hinter ihm war; nie trat er mit dem Ganzen hervor, das also von der Beurtheilung verschont blieb. Daß er gegen Aller Erwartung die Ablösung des Zehnten für den geistlichen Stand verfochten hatte, verzieh ihm die Volkspartei wegen seines Hasses gegen den Adel.[3]) Siéyès; sein Solon.

Für ganz einmüthig in ihrer Richtung galten Duport, Barnave und die Brüder Lameth; man sagte von ihnen: „Duport denkt, Barnave spricht, Lameth thut es.“ Ihr Benehmen war fein: die Staël behauptet, ihr Ziel sei das Ministerium gewesen und sie hätten die Dinge so leiten wollen, daß der König zu ihnen seine Zuflucht nehmen müsse, aber der Wagen des Staates sei so rasch abwärts gegangen, daß sie nicht mehr aufsitzen konnten, als sie wollten; sie schmeichelten sich mit solcher Macht über die Versammlung, daß sie den Thron wieder aufrichten könnten, sobald sie am Ruder wären; aber es sei zu spät, das Uebel schon da gewesen, als sie helfen wollten. Hätten sie sich mit Necker vereint, so wäre damals noch eine Verfassung nach Art der englischen zu begründen gewesen und wären Frankreich unsägliche Leiden erspart worden.[4]) Das Triumvirat.

Unter diesen Drei war Adrian Duport, geboren in Paris 1759 und Rath am dortigen Parlamente, ein scharfer Jurist — er bekämpfte vor 1789 mit Muth und Kraft die Mißbräuche in der Leitung des Staatsschatzes; er arbeitete auch die Gesetze über das Schwurgericht aus. — Anton Peter Barnave, geboren 1761 zu Grenoble, stammte aus einer Familie, in welcher die Würde eines Parlamentsrathes erblich war, und wandte sich früh und mit seltenem Eifer dem Studium des Rechtes zu und der Politik: sein mit großem Ernst geführtes Tagebuch, seine Memoiren zeigen Tiefe des Gemüthes, Gewissenhaftigkeit, hochstrebenden Sinn und Schärfe der Beobachtung. In dem Streit der Parlamente mit der Regierung betheiligte er sich noch jung, doch mit einer durchschlagenden Schrift über das Verfahren der Regierung.[5]) Früh an das Sprechen gewöhnt, entwickelte er bald eine große Gewandtheit der Rede. Als Mirabeau ihn zum ersten Male hörte, meinte er: „Dieser junge Baum wird zu einem Mastbaum heranwachsen“; Duport. Barnave

[1]) Staël, l. c. XII, p. 303—304.
[2]) Vgl. oben S. 160—61.
[3]) Staël, l. c. p. 206.
[4]) Ibid., p. 305.
[5]) Oeuvres de Barnave en IV volumes publiées par Berenger.

und als er ein ander Mal gegen ihn auftrat, erklärte er laut, die Jugend Barnaves erhöhe nur seine Achtung für ihn. Nur fand Mirabeau bei ihm zu viel Rhetorik, zu viel Spitzfindigkeit, und meinte, es fehle ihm der göttliche Funke. Dieser sollte allerdings erst im Unglücke sich zeigen. Barnave machte übrigens als Redner Aufsehen, man konnte nicht mit mehr Schärfe, mit mehr Folgerichtigkeit sprechen; er selber sagt uns, in wie glücklicher Lage er war, wie alle Parteiführer ihn wohlwollend aufnahmen, weil er wegen seiner Jugend noch keine Führerschaft übernehmen wollte, ihn gern zum Schüler oder Anhänger gehabt hätten, er wollte aber seinen eigenen Weg gehen. — Seine Haltung war elegant, sein unbedachtes Wort [1]) nach dem Morde Foulons und Berthiers verschloß ihm aber den Zutritt in höhere Kreise und zog ihm vielen Haß zu. Mit Cazalès kam es zum Zweikampf — man schoß sich auf 13 Schritte. „Ich wäre trostlos, wenn ich Sie tödten würde, Sie stehen uns aber sehr im Weg und ich möchte Sie für einige Zeit von der Rednerbühne weghaben." — „Da bin ich noch viel edelmüthiger", entgegnete Barnave, „ich wünsche Sie nicht einmal zu streifen, denn Sie sind der einzige Redner auf Ihrer Seite, während man auf meiner Seite meinen Abgang gar nicht spüren würde." Barnave war in den Anschauungen Montesquieu's verfangen, der in den Reichsständen damals noch sehr viele Anhänger hatte. Camille Desmoulins sagt selber: „Unter uns gab es damals nur acht oder zehn Republikaner"; aber die Idee der gemäßigten Monarchie nahm ab, die der Demokratie war in raschem Zunehmen.

(Barnave. Cazalès.)

Lameth. Graf Alexander Lameth, geboren in Paris 1760, Reiteroberst, hatte unter Rochambeau in Amerika gedient und dort die Grundsätze der Freiheit eingesogen und war einer der eifrigsten Redner im Lager der Tataren,[2]) wie bei den Aristokraten die Linke genannt wurde. In der Nacht des 4. August, welche Rivarol witzig die Bartholomäusnacht der Privilegien nennt, beantragte er mit Feuer die Abschaffung aller Vorrechte des Adels, dann daß die Güter des Klerus zur Verfügung der Nation ständen. Doch trat er später entschieden zu den Männern der Mäßigung zurück und feindselig gegen die Jakobiner auf. Sein Bruder Theodor Lameth hatte gleichfalls den Feldzug in Amerika mitgemacht, war aber ohne republikanische Gesinnungen heimgekehrt und war in der Legislativen ein muthiger Vertheidiger des Königs und der Sache der Ordnung. Dagegen saß ein dritter Bruder, Karl Malo Franz, welcher gleichfalls als Obrist aus Amerika zurückkam, als einer der eifrigsten Freiheitsmänner auf der Linken.

Robespierre. Auf derselben Seite saß der Abgeordnete von Arras, Maximilian Robespierre, aber die Staatsmänner seiner Partei waren eher geneigt, über ihn sich lustig zu machen, als Werth auf seine Reden zu legen, obschon er oft und immer mit tiefster Ueberzeugung sprach. Nur Mirabeau ahnte die nachhaltige Kraft, die in dem Manne war — „er bringt es zu Etwas, denn er glaubt an sich selbst." Es war ihm in der That sehr Ernst um seine Sache wie Amru nur den Koran gelesen haben wollte, so las Robespierre Rousseau und immer Rousseau.

Wie weit war man aber noch entfernt von der Welt, wie sie Rousseau malt; damals huldigte ja die Mehrzahl der Versammlung noch Montesquieu. So kam

[1]) Vgl. oben Seite 226.
[2]) Camp des Tatares.

es, daß Robespierre immer am weitesten zu gehen schien, daß er sich dadurch bemerklich machte und bald als der Mann unwandelbarer Grundsätze, als der beharrliche Freund des Volkes erschien. Ohne die Rücksichten, welche die Staatsmänner seiner Partei nahmen, ging er jeder Frage auf den Grund; seine Ueberzeugung war unerschütterlich. Was er um sich sah, steigerte nur sein Mißtrauen, wozu er von Natur aus geeignet war: er glaubte weder an die Ehrlichkeit des Hofes, noch an die Reinheit der Absichten eines Mirabeau und Lafayette, noch an die Beharrlichkeit des Volkes. Er verzweifelte oft an der Durchführung seiner Anschauung und das gab seinem ohnehin bitteren Wesen noch mehr Schärfe. Die Staël,[1]) welche ihn im Salon ihres Vaters sprach, schildert ihn: „Er hatte übertriebene demokratische Grundsätze; seine neidische und böse Stimmung steifte sich auf die Anschauung von Gleichheit des Ranges und des Vermögens: seine Züge waren unedel, sein Gesicht blaß, seine Farbe etwas grünlich." [2]) — Dumont sagt: „Er hatte etwas Linkisches, er sah Einem nie gerade ins Gesicht, ein stets peinliches Blinzeln war in seinen Augen. Ich drängte ihn, das Wort zu ergreifen; er sagte aber, er habe Angst, wie ein Kind, und zittere jedesmal, wenn er auf die Tribune gehe." Also Zaghaftigkeit anfangs im Auftreten und Kühnheit der Ansichten, die ihn aber immer wieder trieben, sie geltend zu machen. Durch das häufige Sprechen lernte er zuletzt gut sprechen. Keiner hat sich peinlicher vorbereitet auf seine Reden: er schrieb sie vorher, er änderte sie oft um; Keiner hat aber auch peinlicher in seinem Fleiß Männer, die ohne Vorbereitung, aus der inneren Fülle Ströme der Beredtsamkeit ergossen, gründlicher gehaßt. Bei ihm war Alles mühsam erarbeitet, man fand nach seinem Ende ganze Stöße geschriebener Reden in seinem Zimmer.[3]) Sein Geist war eng, seine Eitelkeit jedoch groß, sein Zimmer angefüllt mit eigenen Bildern, Robespierre von Dem oder Jenem gezeichnet oder modellirt. Seine Kleidung war zierlich, sein Leben einfach und tadellos, er war arm;[4]) seine Feinde sagten, wegen der in seiner Familie erblichen Schwindsucht fürchte er sich, liederlich zu leben wie viele Andere.

Demokrat, eng an Geist, aus maßlosem Ehrgeiz.

Orleans.

Mit der Linken stimmte immer Orleans — wie die Staël meint[5]) — in der Hoffnung, in der Revolution vielleicht das große Loos zu ziehen, aber diese Hoffnung hat nie in irgend einem Kopf eine feste Haltung gehabt: Niemand mochte ihn zum Führer, Niemanden mochte er führen; er war mehr unzufrieden, als ehrgeizig. Manche meinten allerdings, man müsse in Frankreich ein Mitglied der jüngeren Linie auf den Thron erheben, wie es die Engländer mit Wilhelm III. machten: dann könne dieser König sich nicht auf sein Erbrecht steifen, sondern nur auf die Wahl und Liebe des Volkes, und müsse thun, was das Volk wolle.

[1]) Staël, l. c. I, p. 307—8.
[2]) Ibid., I, p. 308.
[3]) Rapport fait au nom de la commission chargée de l'examen des papiers de Robespierre par Courtois. Vol. I der Papiers de Robespierre. Paris 1828.
[4]) Egens, ignotus, inquies, clarissimo cuique periculum facessit . . potentiam . . odium apud omnes adeptus, dedit exemplum, quod secuti ex pauperibus divites . . ex contemptis metuendi perniciem aliis ac postremo sibi invenere. — Taciti Annal. I, p. 74.
[5]) Staël, l. c. I, p. 308—9.

Urtheil der Staël. Aber, meint die Staël, Orleans hatte weder in sich einen Halt, noch konnte er irgend Jemand einen Halt geben: er hatte feines Benehmen, eine gewisse Anmuth, selbst Witz, aber gar keine Grundsätze und war ohne Zügel und Kraft. Auch die Staël läugnet, daß er die Revolution in seinem Solde gehabt habe: um die Bewegung eines ganzen Volkes ins Werk zu setzen, habe auch der Reichste nicht Geld genug.

Lafayette. Zur Linken gehörte noch Lafayette nach seinen Grundsätzen; schrieb er doch nach Amerika: „Ich war immer der Ansicht, daß ein König ein wenigstens unnöthiges Wesen sei, und hier spielt er eine sehr traurige Figur." Doch sprach er wenig in der Versammlung, denn er hatte Mühe, in Paris die Nationalgarde zu organisiren und eine im Freiheitsrausch erhitzte und bis in die untersten Tiefen aufgeregte Bevölkerung im Zaume zu halten; auch mochte er, der sehr ehrgeizig war, sich scheuen, durch große Rednertalente in Schatten gestellt zu werden. Wie ein Schiff, das an einem Anker hängt, so hielt Lafayette an der demokratischen Republik, welche er in Amerika in seiner Jugend geschaut hatte, und daß diese Staatsform für die leidenschaftlichen, veränderungslustigen Franzosen nicht passe und wahrscheinlich auch für Amerika, wenn es einmal an Uebervölkerung leidet, nicht mehr ausreichen werde, kam bei ihm nicht in Betracht. Unerschütterlich blieb er seiner Ansicht getreu und man muß der Staël zustimmen; „Er war ein echter Republikaner; keine der Eitelkeiten seiner Kaste stieg ihm je zu Kopf; die Macht, deren Gewicht in Frankreich so groß ist, übte keine Wirkung auf ihn aus; die Sucht, in den Salons zu gefallen, ließ ihn nie anders reden, als er dachte; er hat sein ganzes Dasein seinen Ansichten mit dem größten Gleichmuth zum Opfer gebracht." — Aber wie konnte der Republikaner dem König den Eid leisten und Befehlshaber der Nationalgarde in einer Monarchie sein? Die Staël meint, die Gegensätze der Denkweise und der Stellung seien leicht zu begreifen: „Die Monarchie mehr aus Pflicht als Neigung aufrechterhaltend, näherte er sich unwillkürlich den Grundsätzen der Demokraten, welche er doch bekämpfen sollte, und man konnte an ihm eine gewisse Schwäche für die Republikaner bemerken, obschon sein Verstand ihm sagen mußte, daß die Republik nicht für Frankreich passe." [1])

La plaine, le marais. Die Mitte, von den Gegnern die Ebene, der Sumpf genannt, bestand ungefähr aus 300 Mitgliedern, aus Männern aller Klassen. „Ihre Absichten", schreibt Morris an Washington,[2]) „sind gut, sie sind entschiedene Anhänger eines guten Regierungssystems. Zum Unglück haben sie ihre Ansichten darüber aus Büchern geschöpft und sind bewunderungswürdig nur auf dem Papier. Da aber, wie durch ein neckisches Verhängniß, die wirklichen Menschen, welche auf dieser Welt leben, gar sehr von den eingebildeten Menschen verschieden sind, welche im Hirn der Philosophen spucken, so kann es nicht Wunder nehmen, daß die aus einem Buche geschöpften Staatssysteme nur dazu gut sind, in einem anderen Buche wieder über den Haufen geworfen zu werden." —

Drei hervorragende Männer dieser Partei arbeiteten auf eine der englischen ähnliche Verfassung los: Lally-Tolendal, Mounier und Malouet.

[1]) Staël, l. c. XII, p, 272—77.
[2]) Taine, l. c. I, p. 163.

Lally-Tolendal sahen wir schon zweimal im Sinne der Versöhnung und Mäßigung wirken [1]) und lernten ihn als Sohn des unglücklichen Feldherrn kennen,[2]) welcher das Opfer eines Justizmordes wurde. Geboren 1751 in Paris, erzogen im Collége Harcourt, lernte Trophime — denn man durfte ihn nur beim Taufnamen rufen — das Geheimniß seiner Abstammung erst am Abend vor der Hinrichtung seines Vaters kennen. — „Ich erfuhr", so erzählt er selber, „den Namen meiner Mutter erst vier Jahre, nachdem ich sie verloren hatte, und den Namen meines Vaters erst am Tage, bevor ich ihn verlor. Ich eilte, um ihm den ersten Ausdruck meiner Liebe und mein letztes Lebewohl darzubringen. Ich eilte vergebens. Man hatte den Augenblick beschleunigt. Ich traf meinen Vater nicht mehr, ich sah nur die Spur seines Blutes." — In einem Schreiben hatte ihm der Vater die Rechtfertigung seiner Ehre an das Herz gelegt und mit einziger Treue und Inbrunst der Liebe verfolgte der Sohn dieses Ziel, bis das Urtheil 1778 als ein ungerechtes von der Behörde erklärt wurde. „Man hat den Mann gemordet", fuhr Ludwig XVI. den Kanzler Maupeou an, „und Sie tragen vor der Nachwelt die Schuld davon." — Diese Liebe zum Vater gewann ihm das Herz des Königs und der Wähler von Paris, welche ihn zum Abgeordneten ernannten. Lally-Tolendal

Jean-Joseph Mounier, geboren 12. November 1758 zu Grénoble, der Sohn eines Tuchhändlers, soll durch die übermäßige Strenge seines Erziehers, eines Geistlichen, mit Abneigung gegen den Klerus und durch seine Abweisung von einer Officiersstelle, weil er nicht von Adel war, mit Haß gegen die damalige Heereseinrichtung erfüllt worden sein.[3]) Seine Gymnasialstudien machte er glänzend durch in Grénoble, wegen seines ernsten Wesens erhielt er von den Mitschülern den Beinamen Cato. Er wandte sich nun dem Rechte zu, für dessen Pflege er berufen war, und wurde Advocat in Grénoble und wegen der Schwäche seines Organs Richter, später Secretär der Stände der Dauphiné, wo er, namentlich 1788 beim Streite gegen das Ministerium Loménie, durch Umsicht und Schärfe das allgemeine Vertrauen gewann. Als der König dem Erzbischof von Vienne Dank dafür sagte, daß er ihm die Dauphiné erhalten habe, entgegnete dieser mit edler Bescheidenheit: „Sire, nicht ich war es, sondern unser ständischer Secretär." Beim Reichstag war Mounier sehr thätig für die Vereinigung der drei Stände; er schlug den Eid im Ballhause vor, aber, wie er in seinen Denkwürdigkeiten behauptet,[4]) nur um den Antrag des Siéyès zu verhindern, die Abgeordneten sollten nach Paris fliehen und den Schutz der Hauptstadt anrufen, was sogleich den Bürgerkrieg hervorgerufen hätte.[5]) Von dem Bastillesturm an suchte er, in der Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit für die Rettung Frankreichs, die königliche Macht zu stärken: so wahrte er dem Könige das Recht, seine Minister zu wählen, so wollte er einen Senat neben der Volkskammer. Je mehr der König ihm von da an Vertrauen schenkte, um so ingrimmiger äußerte sich der Haß der Meuterer gegen ihn. Mounier

Peter Victor Baron Malouet, geboren in Riom 1740, zuerst Oratorianer, dann bekannt durch eine Ode auf die Einnahme von Mahon und zwei Tragödien, Malouet

---

[1]) Vgl. oben S. 216, 220—21.

[2]) Vgl. Bd. VI d. W., S. 1141—1112.

[3]) Weber, Mémoires, I, p. 241, Anm.

[4]) Recherches sur les causes, qui ont empeché les Français de devenir libres 1782.

[5]) Lauzac de Laborie, Jean-Joseph Mounier, sa vie politique et ses écrits. Paris 1887.

später Kanzler des Consulates in Lissabon, hierauf bei der Heeresverwaltung unter Broglie im siebenjährigen Kriege und nach Schluß desselben in Domingo verwendet, 1776 vom Marineminister mit dem Plane der Ansiedlung auf Guyana betraut, dann Intendant in Toulon, war einer der wenigen Männer in der Nationalversammlung, welche eine gründliche Kenntniß der Verwaltung Frankreichs und seiner Kolonien und Mäßigung im Auftreten und Liebe zum Könige besaßen. Es war ein Unglück, daß so wenige Männer in dieser Kammer saßen, welche Frankreich und seine Hilfsmittel und den Geist seiner verschiedenen Völker genau kannten. Die Mehrzahl ließ sich von Träumen fortreißen.

Mirabeau. An Kenntniß Frankreichs und Europas, an staatsmännischem Blick, an Schwung des Geistes und hinreißender Kraft der Rede, stand Mirabeau hoch über fast allen Abgeordneten,[1]) nur Maury gebot ihm oft Halt. Sein Ansehen stieg mit jedem Tag. Selbst seine Gegnerin, Neckers Tochter, sagte nach einer Rede, die sie anhörte: „Nichts war gewaltiger als seine Stimme; man fühlte eine Kraft des Lebens in seiner Rede, deren Wirkung wunderbar erschien. Man dachte unwillkürlich an das Wort des Aeschines: Was hättet Ihr gethan, wenn Ihr selbst den Ungeheuren gesehen hättet?" — Mirabeau war allein eine Partei in der Versammlung. —

Die Menschenrechte.

„Das Ende der Revolution liegt in der Vollendung der Verfassung" hieß es. Aber mit welchen Sätzen soll diese alle Leiden heilende Verfassung anfangen? „Mit der Erklärung der Menschenrechte", sagte Mounier 8. Juli 1789 im Namen des Ausschusses, welcher die Reihenfolge der Verfassungsfragen bestimmen sollte.[2]) Wozu die Erklärung der Menschenrechte? Die Kammer sagte: „In Anbetracht, daß das Nichtwissen, das Vergessen oder die Verachtung der Menschenrechte die einzigen Gründe des öffentlichen Unglücks und der Zerrüttung der Regierung sind, haben die Abgeordneten des französischen Volkes beschlossen, in einer feierlichen Erklärung die natürlichen, unveräußerlichen und heiligen Rechte des Menschen[3]) auseinanderzusetzen, damit diese Erklärung allen Mitbürgern des Staates stets vor Augen sei und sie ohne Unterlaß an ihre Rechte und Pflichten erinnere; damit die Handlungen der gesetzgebenden wie die der vollziehenden Gewalt in jedem Augenblick mit dem Ziel alles Staatslebens verglichen und um so mehr geachtet werden können, damit endlich die Forderungen der Bürger, die sich auf einfache und unveränderliche Grundsätze stützen, bloß auf die Erhaltung der Verfassung und

Die Menschenrechte, ihr Zweck.

[1]) Unter den 600 Abgeordneten des dritten Standes waren 373 Advocaten und Notare, 38 Landwirthe, 15 Aerzte, 50—60 Fabrikanten und Kaufleute, 150 Grundbesitzer.

[2]) Buchez et Roux, Hist. parlem., II, p. 65. Les droits naturels inaliénables et sacrés de l'homme.

[3]) Ibid. Der Text auch abgedruckt in der Beilage IV zu Bd. I von Wachsmuths Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter.

des Glückes Aller abzielen. — In Folge dessen anerkennt die Nationalversammlung in Gegenwart und unter dem Walten des höchsten Wesens folgende Rechte des Menschen und Bürgers: 1. Die Menschen werden frei und gleich an Rechten geboren und bleiben frei und gleich. Die socialen Unterschiede können sich nur auf den gemeinsamen Vortheil stützen. — 2. Der Zweck jeder politischen Verbindung ist die Erhaltung der natürlichen und unveräußerlichen Rechte des Menschen. Diese Rechte sind die Freiheit, das Eigenthum, die Sicherheit und der Widerstand gegen Unterdrückung. — 3. Der Grund jeder Oberherrschaft ruht seinem Wesen nach in der Nation. Keine Genossenschaft, kein einzelner Mensch, kann eine Gewalt ausüben, die nicht ausdrücklich von ihr herkommt. — 4. Die Freiheit beruht in der Macht, Alles zu thun, was Anderen nicht schadet: also hat die Ausübung der natürlichen Rechte eines jeden Menschen keine anderen Schranken, als diejenigen, welche den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft den Genuß derselben Rechte sichern. Diese Schranken können einzig durch das Gesetz näher bestimmt werden. — 5. Das Gesetz darf keine anderen Handlungen verbieten, als diejenigen, welche der Gesellschaft schädlich sind. Alles, was durch das Gesetz nicht verboten ist, kann nicht verhindert werden; Keiner kann angehalten werden, Etwas zu thun, was das Gesetz nicht gebeut. — 6. Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens. Alle Bürger haben das Recht, in Person oder durch ihre Stellvertreter an der Abfassung des Gesetzes Theil zu nehmen. Das Gesetz muß für Alle ein und dasselbe sein, möge es nun schützen oder strafen. Da alle Bürger vor ihm gleich sind, so haben alle gleichen Anspruch an alle Ehren, Stellen und Geschäfte, nach ihren Fähigkeiten und ohne irgend einen anderen Unterschied als den, welcher in ihren Tugenden und in ihren Talenten begründet ist. — 7. Niemand kann angeklagt, festgenommen oder eingesperrt werden, als in den vom Gesetz bestimmten Fällen und in der von ihm vorgeschriebenen Art und Weise. Diejenigen, welche willkürliche Befehle auswirken, versenden, vollziehen, oder vollziehen helfen, müssen bestraft werden; aber jeder Bürger, welcher kraft des Gesetzes vorgerufen oder verhaftet wird, muß augenblicklich gehorchen; er wird strafbar, wenn er widersteht. — 8. Das Gesetz darf nur streng und offenbar nothwendige Strafen verhängen und Niemand darf bestraft werden, außer nach einem erlassenen und schon vor dem Vergehen verkündeten Gesetz, welches auch gesetzmäßig angewendet wird. — 9. Jedermann muß so lange für unschuldig gelten, bis er für schuldig erklärt worden ist; deshalb muß, wenn es für unumgänglich nöthig gilt, ihn zu verhaften, jede Strenge, die nicht unbedingt nothwendig ist, um sich seiner Person zu versichern, vom Gesetze strenge verwehrt sein. — 10. Niemand darf um seiner Meinungen willen, selbst wenn sie die Religion betreffen, beunruhigt werden, außer wenn ihre Kundgebung die vom Gesetz angeordnete Ruhe stört. — 11. Die freie Mittheilung der Gedanken und Ansichten ist

Macht.

Freiheit.

Gesetz.

Recht.

Haft.

Meinung frei.

eines der kostbarsten Rechte des Menschen: jeder Staatsbürger darf demnach frei sprechen, schreiben und drucken; nur muß er sich in den vom Gesetz vorgesehenen Fällen über den Mißbrauch dieser Freiheit verantworten. — 12. Die Aufrechterhaltung der Rechte des Menschen und des Bürgers erfordert eine öffentliche Gewalt; diese Gewalt ist demnach zum Besten Aller eingeführt und nicht zum besonderen Nutzen Derer, welchen sie anvertraut ist. — 13. Zur Unterhaltung der öffentlichen Gewalt und für die Ausgaben der Verwaltung ist eine allgemeine Beisteuer unumgänglich nöthig; sie muß je nach ihrem Vermögen unter alle Staatsbürger gleichmäßig vertheilt sein. — 14. Alle Staatsbürger haben das Recht, entweder für sich selbst oder durch ihre Stellvertreter sich von der Nothwendigkeit einer öffentlichen Steuer zu überzeugen, dazu mit freiem Willen ihre Zustimmung zu geben, ihre Verwendung zu beaufsichtigen, ihre Höhe, ihren Ansatz und ihre Dauer. — 15. Die Gesellschaft ist ermächtigt, von jedem öffentlichen Beamten über seine Verwaltung Rechenschaft zu fordern. — 16. Jede Gesellschaft, in welcher über Wahrung ihrer Rechte nicht gewacht wird und die Grenzen der Gewalten nicht bestimmt sind, hat keine Verfassung. — 17. Da das Eigenthum ein unverletzliches und heiliges Recht ist, so kann Niemand desselben beraubt werden, außer wenn die öffentliche, augenscheinlich erwiesene Noth es erheischt, und auch dann nur unter der Bedingung einer vorausgegangenen rechtmäßigen Schadloshaltung.

Steuer.

Das sind die vielbesprochenen Menschenrechte, wie sie nach stürmischen Verhandlungen schließlich am 27. August angenommen und an die Spitze der Verfassung gestellt wurden. Die Franzosen waren nicht die ersten, welche solche Menschenrechte aufstellten: als die Amerikaner sich gegen England erhoben, beriefen sie sich in ihrer Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 auf die von dem Schöpfer in das Herz des Menschen gelegten unveräußerlichen Rechte, welche die englische Regierung freventlich verletzt habe. So kam denn der Gedanke auch in die Köpfe der französischen Abgeordneten; sie meinten, es zieme sich so. Sie meinten jedoch nicht, mit diesen Menschenrechten zum ersten Male einen Fund gemacht zu haben. Es ward in den Verhandlungen betont, daß diese Rechte allen Zeiten und allen Völkern angehören und die Ewigkeit mit Dem zu theilen scheinen, der sie geschaffen habe, daß aber auch die reinsten Wahrheiten durch den Despotismus oft verdunkelt werden und daß es darum nützlich sei, auch Jene aufzuklären, welche die Schatten der Unwissenheit noch umhüllen. — Es wurden im Ganzen 21 Entwürfe der Menschenrechte vorgelegt,[1]) auch einer von Lafayette, einer von der Stadt Paris; einer fing mit dem Artikel an: „Die Menschen haben eine unüberwindliche Neigung, das Glück zu suchen; um es mit vereinten Kräften zu erlangen, haben sie Gesellschaften und Regierungen gegründet. Jede Regierung muß demnach das öffentliche Glück zu ihrem steten Ziele haben. Die Folgen, welche aus dieser unbestreitbaren Wahrheit hervorgehen, sind: daß die Regierung da ist zum Wohle Derer, welche regiert werden, und nicht Derer, welche regieren, und daß kein öffentliches Amt als das Eigenthum Derer betrachtet werden kann, die es verwalten; daß das Wesen jeder Souveränität im

Wie die Nordamerikaner

Andere Entwürfe.

[1]) Buchez et Roux, l. c. II, p. 177—94. 56 Redner hatten sich eingeschrieben.

Volke wohnt und daß keine Körperschaft und kein Einzelner irgend eine Gewalt ausüben kann, welche nicht von ihm ausfließt. — In dem Entwurfe, welchen Siéyès einreichte, sind sogar die Grundanschauungen des späteren Socialismus schon enthalten: „Die Natur gibt jedem Menschen Bedürfnisse und Mittel, sie zu befriedigen. Wenn zwei Menschen in gleichem Grade Menschen sind, so haben sie in gleichem Grade alle Rechte, welche aus der menschlichen Natur herstammen. Es gibt in der That unter den Menschen eine große Ungleichheit der Mittel; die Natur bringt Starke und Schwache hervor; sie verleiht den Einen die Einsicht, welche sie den Andern verweigert. Daraus folgt, daß Ungleichheit der Arbeit, Ungleichheit der Leistung, der Verzehrung und des Genusses unter ihnen stattfindet, nicht aber daß Ungleichheit der Rechte daraus hervorgeht. Die gesellschaftliche Verbindung ist eines der Mittel, auf welche die Natur hinweist, um das Glück zu erreichen." — Barnave beantragte für die Erklärung der Menschenrechte den Titel „Volkskatechismus". Ein Abgeordneter meinte: „Wenn der Himmel in seinem Zorne uns noch einmal strafen wollte mit der Geißel des Despotismus, so könnte man dem Tyrannen wenigstens die Ungerechtigkeit seiner Anmaßungen, seine Pflichten und die Rechte der Völker nachweisen." [1]

Siéyès

Catéchisme nationale.

Grégoire verlangte auch eine Erklärung der Pflichten neben den Rechten, denn Recht und Pflicht seien correlativ, es gebe keine Rechte ohne Pflichten und umgekehrt, zumal die Menschen immer geneigt seien, ihre Rechte zu überschreiten und ihre Pflichten zu vergessen. Der Erzbischof von Chartres warnte davor, daß man mit diesen Menschenrechten nur den Hochmuth und den Stolz aufreize. Einige religiöse Andeutungen an der Spitze wären am Platz; die Religion brauche nicht in den Gesetzen aufgenommen, dürfe ihnen aber nicht fremd sein. Mirabeau-Tonneau verlangte, man solle an die Spitze der Verfassung die zehn Gebote Gottes hinstellen, namentlich, daß man nicht plündern dürfe. Sie hatten nur zu sehr Recht. In dem Zustand, in welchem die damalige Gesellschaft war, konnten diese Menschenrechte nur aufreizen, war jeder Satz ein gegen die Ordnung gezückter Dolch. Der ruhige Ferrières schildert [2] die damalige Auflösung: „Der Zusammhalt war gebrochen, jede Versammlung, jeder Einzelne hielt sich selber für den Staat, für die Nation. Ein allgemeiner Wahnsinn schien sich der Köpfe bemächtigt zu haben, Alles hielt Berathung. Die Garden beriethen bei den Oratorianern, die Schneiderburschen in der Colonnade, die Perrückenmacher in den Champs-Elysées, 4000 Knechte eröffneten ihre Sitzungen im Louvre, trotz des Verbotes des Stadtrathes und der Bemühung der Nationalgarde; 3000 Schuhmachergesellen versammelten sich auf dem Platz Louis XV. und verkündeten, daß Diejenigen, welche Schuhe unter dem festgesetzten Preise machen wollten, aus dem Königreiche verbannt werden müßten. Das war aber Alles noch Nichts gegen die Anarchie in den Districten; alle hatten einen ständigen Ausschuß, einen Sicherheits-Ausschuß, einen Militär-, einen Civil-, einen Lebensmittel-Ausschuß. Jeder Ausschuß war versehen mit seinem Vorsitzenden, mit seinem Präsidenten-Stellvertreter, mit Schreibern; jeder Bezirk legte sich gesetzgebende und jeder Ausschuß vollziehende Gewalt bei. Ränke entschieden die Wahlen; man theilte Karten aus mit den Namen Derer, die man wählen sollte. — Die Sucht nach Epauletten hatte die Bürger ergriffen: Advocaten, Sachwalter, Schreiber bei Notaren, Künstler, Kaufleute, Ladenschwengel — alle wollten Officiere sein und verlangten Epauletten."

Droits et devoirs.

Allgemeine Anarchie.

[1] Buchez et Roux, Hist. parlem., II, p. 199—209, 220—21.
[2] Ibid., II, p. 302. — Ferrières, Mémoires, I, p. 206.

Diese Rechte gefährlich. Wie mußten nun auf diese Menschen Sätze wirken, wie: „Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens", während Jeder wähnte, sein Wille sei der allgemeine Wille? oder Sätze wie: „Die Gesellschaft hat das Recht, von jedem öffentlichen Beamten Rechenschaft zu verlangen", während jeder Bezirk sich als „die Gesellschaft" ansah? — oder: „Alle Bürger haben das Recht, zu bestimmen, ob eine Steuer nothwendig ist", während die Meisten keine Steuer mehr bezahlen wollten? Wenn Alle Zutritt zu allen Ehren und Aemtern haben, wie konnte man dem Gesindel den Eintritt in die Nationalgarde erschweren und sich weigern, ihm Waffen in die Hand zu geben? Diesen Leuten kam jedes Gebot einer Obrigkeit als Unterdrückung vor und die Menschenrechte nennen den Widerstand gegen Unterdrückung ein unveräußerliches Recht. Wenn kein öffentliches Amt erblich ist, wie will man denn in der Constitution ein Erbkönigthum annehmen? Wenn Alle gleich sind — wie will man denn dem König besondere Ehren zuerkennen? [1])

Mirabeau. Die Erklärung der Menschenrechte war eine gefährliche Vorrede zu einem Buch, das noch nicht geschrieben war. Das ungefähr wollte Mirabeau, der Berichterstatter des Ausschusses für diese Erklärung, sagen, indem er vom Philosophen, der rein an seinem System hängt, den Staatsmann wohl unterscheidet, der auf Alle wirken und seine Schritte bedächtiger abmessen muß; er gibt dem Volke keine Waffen in die Hand, ohne es deren Gebrauch zu lehren, damit es dieselben nicht im ersten Taumel mißbrauche, dann gegen sich selber kehre und endlich, von Reue und Schreck ergriffen, wegwerfe. — So werden diese Menschenrechte für das Volk ein Fallstrick und eine Qual, wenn sie nicht zugleich mit den Gesetzen erscheinen, welche deren Anwendung regeln. [2])

An einer anderen Stelle bemerkt er: „Eine solche Erklärung ist ohne Zweifel nur eine Darlegung gewisser allgemeiner, auf alle Staatsgesellschaften und alle Regierungsformen anwendbarer Grundsätze . . . muß aber, für einen alten und hinfälligen Staatskörper bestimmt, vielen örtlichen Rücksichten angepaßt werden und kann stets nur mit Mühe eine relative Vollkommenheit erreichen. Noch schwerer ist aber die Aufgabe, wenn die Erklärung der Rechte einer noch unbekannten Verfassung zum Eingang dienen und für ein Volk brauchbar gemacht werden soll, das

---

[1]) Dahlmann bemerkt in seiner Geschichte der französischen Revolution, S. 243, sehr gut: „Weder sind die Menschen von Natur frei und gleich, noch ist der Staat als eine künstliche Einrichtung zu begreifen, welcher ein staatloser Naturzustand vorausgegangen wäre. Jeder Mensch erwächst hilfsbedürftig und beherrscht, und ist er erwachsen, so sieht er sich von Menschen umgeben, ihm ungleich an Gestalt, Fähigkeiten, Stand, Vermögen. Auch ist durchaus kein Grund anzunehmen, das sei jemals anders gewesen. Der Staat ist so alt als die Menschen. Ging man einmal darauf aus, das französische Volk auf eine belehrende Weise in die Wahrheiten seiner neuen Verfassung vorredend einzuleiten, so mußte das auf dem gerade entgegengesetzten Wege geschehen, indem man jene Ungleichheiten anerkannte, als durch Gott und Natur und die Macht der Geschichte begründet, allein zu gleicher Zeit darthat, das Ziel einer guten Staatsverfassung sei, das schädliche Uebermaß solcher Unterschiede zu beseitigen und Allem, was billig unter den Menschen frei und gleich ist, gerechte Geltung zu verschaffen. So konnte man der öffentlichen Dankbarkeit Nahrung geben, indem man den Franzosen zu der Vergleichung der ehemaligen Generalstaaten mit dem jetzigen Reichstage, der Steuerbefreiungen mit der Steuergleichheit führte. Jene Menschenrechte dagegen stellten ihn auf einen Standpunkt, von welchem aus jede durch die bürgerliche Gesellschaft gebotene Beschränkung seiner natürlichen Freiheit und Gleichheit, wenn nicht unbillig, doch beklagenswerth erschien. Es war sogar zu fürchten, daß die Gelehrten der Menschenrechte einen Sprung weiter, vom Staatsrecht in das Privatrecht, versuchen und eine Gleichtheilung alles Eigenthumes beschließen möchten." —

[2]) Memoiren Mirabeaus, VII, S. 126—40.

der Einfluß der Thatsachen, nicht aber die Macht der Vernunft, zur Freiheit vorbereitet." Darum stellte er den Antrag, die Erklärung dieser Rechte für einen wesentlichen und untrennbaren Theil der Verfassung zu bezeichnen, deren ersten Abschnitt sie bilden sollte, die endgiltige Fassung jedoch zu verschieben, bis die übrigen Theile der Verfassung vollendet seien.[1])

Da erhob sich ein Sturm von Vorwürfen gegen ihn, wie wenn er Vaterland und Freiheit verrathen hätte, so sehr hatte man sich für diese Menschenrechte schon erhitzt. Ruhig ließ Mirabeau diese Verdächtigungen an sich abgleiten: „Ohne Zweifel", rief er, „habe ich in stürmischer Jugendhitze durch eigene und fremde Schuld schwere Fehler begangen und wenige Menschen haben in ihrem Privatleben der Verleumdung mehr Vorwand, der Schmähsucht mehr Stoff dargeboten, als ich. Aber dessen wage ich Euch alle zu Zeugen aufzurufen, kein Schriftsteller, kein Staatsmann ist mehr als ich befugt, sich muthiger Gesinnungen, uneigennütziger Absichten, stolzer Unabhängigkeit, unerschütterlicher Festigkeit der Grundsätze zu rühmen. Meine angebliche Ueberlegenheit in der Kunst, Euch auf Abwege zu führen, ist daher eine Beleidigung ohne Sinn, ein Streich von unten nach oben, den 30 Bände wirksam genug abprallen lassen, als daß ich mich darum kümmern sollte" — und schloß mit der Warnung: „Ihr werdet die französische Verfassung nie zu Stande bringen, wenn ihr nicht, bevor dies Werk vollendet ist, ein Mittel findet, der vollziehenden Gewalt in der öffentlichen Meinung wieder einige Stärke zu verleihen."

Wie der hochbegabte Staatsmann angedeutet hatte, so griffen diese Menschenrechte sogleich in weitgehende Fragen und erregten stürmische Verhandlungen, sobald man die Folgen aus den aufgestellten Grundsätzen zog. So wird gleich die Constitutionsacte mit den Sätzen eröffnet: „Die Nationalversammlung schafft alle Einrichtungen ab, welche der Freiheit und der Gleichheit der Rechte entgegen waren. Darum gibt es künftig weder Adel, noch Pairschaft, noch erhebliche Auszeichnungen, noch einen Unterschied der Stände, noch eine Lehensregierung, noch Patrimonialgerichtsbarkeit, noch irgend einen Titel, eine Benennung, oder ein Vorrecht, welches sich daran knüpft, noch einen Ritterorden, oder eine Genossenschaft oder ein Ordenszeichen, zu welchem man Adelsproben verlangte oder die eine Auszeichnung der Geburt voraussetzten, noch irgend eine andere Ueberlegenheit als die der öffentlichen Beamten, die in der Ausübung ihrer Amtspflichten begriffen sind. — Es gibt in Zukunft weder Käuflichkeit, noch Erblichkeit eines öffentlichen Amtes. — Es gibt in Zukunft weder für einen Theil der Nation, noch für irgend ein Glied derselben, irgend ein Vorrecht, irgend eine Ausnahme von dem Recht,

Constitution française.

Gleichheit.

[1]) Buchez et Roux, l. c. II, p. 269 ff. Auch Mounier sagt: „Die Erklärung der Menschenrechte muß immer einer guten Verfassung folgen und nicht vorausgehen. Warum die Menschen auf den Gipfel eines Berges versetzen und ihnen von da aus das ganze Gebiet ihrer Rechte zeigen, während wir genöthigt sind, sie nachher wieder herabsteigen zu lassen, ihre Grenzen zu bezeichnen, und sie in die wirkliche Welt zurückzustoßen, in welcher sie bei jedem Schritte Schranken finden werden. Haben wir die Constitution gemacht, so können wir ihr die Erklärung der Menschenrechte mit mehr Richtigkeit einverleiben und diese Harmonie wird dem Volke die Gesetze theurer machen." Memoiren Mirabeaus, VII, S. 129.

das allen Franzosen gemein ist. — Es gibt in Zukunft weder Innungen, noch Zünfte der Handwerker und Künstler. — Das Gesetz anerkennt künftig weder religiöse Gelübde, noch irgend eine andere Verpflichtung, welche den Rechten der Natur oder Verfassung zuwider wäre."

Dispositions fondamentales. „Die Verfassung", heißt es weiter,[1] „verbürgt folgende natürliche und bürgerliche Rechte: 1. Daß alle Staatsbürger zu den Stellen und Aemtern zugelassen werden, ohne einen anderen Unterschied, als den Tugenden und Talente bewirken. 2. Daß alle Auflagen unter alle Staatsbürger gleichmäßig nach dem Vermögen derselben vertheilt werden. 3. Daß die gleichen Verbrechen ohne Unterschied der Person auf dieselbe Weise bestraft werden. — Die Verfassung verbürgt ferner folgende natürliche und bürgerliche Rechte: Freiheit. einem jeden Menschen die Freiheit zu gehen, zu bleiben, zu reisen, ohne daß er angehalten oder aufgehalten werden kann, außer unter der von der Verfassung bestimmten Art und Weise; einem jeden Menschen die Freiheit zu reden, zu schreiben, zu drucken, und seine Gedanken bekannt zu machen, ohne daß die Schriften vor ihrer Bekanntmachung irgend einer Aufsicht oder Censur unterworfen werden können; desgleichen die Freiheit, denjenigen Gottesdienst auszuüben, welchem er zugethan ist; die Freiheit den Staatsbürgern, sich friedlich und ohne Waffen zu versammeln; die Freiheit, an die verfassungsmäßigen Behörden Bittschriften, von einzelnen Personen unterzeichnet, senden zu können."

„Die gesetzgebende Gewalt soll keine Gesetze machen dürfen, welche der Ausübung der natürlichen und bürgerlichen Rechte schaden oder ein Eingriff in diese von der Verfassung verbürgten Rechte sind. Da aber die Freiheit nur darin besteht, daß man Alles thun darf, was weder dem Rechte eines Anderen, noch der öffentlichen Sicherheit schadet, so kann das Gesetz gegen die Handlungen Strafen aufstellen, welche durch einen Angriff auf die öffentliche Sicherheit oder die Rechte Anderer, der Gesellschaft schädlich sein könnten. — Die Verfassung verbürgt die Unverletzbarkeit des Eigenthums oder die billige und vorläufige Entschädigung für dasjenige Eigenthum, dessen Opfer das gesetzlich nachgewiesene öffentliche Bedürfniß erheischt. — Die zu den Güter des Klerus. Ausgaben für den Gottesdienst und zu anderen Bedürfnissen des öffentlichen Wohles vormals bestimmten Güter gehören der Nation und stehen allezeit zu ihrer freien Verfügung. — Die Verfassung verbürgt jeden Verkauf, welcher nach der durch das Gesetz bestimmten Weise geschehen ist oder noch geschehen wird. Die Bürger haben das Recht, die Diener zum Gottesdienste zu wählen oder zu ernennen. — Es soll eine allgemeine Anstalt der öffentlichen Almo- Armenpflege. senpflege errichtet und eingerichtet werden, um verlassene Kinder zu erziehen, kranke oder schwache Arme zu unterstützen und den kräftigen Armen Arbeit

[1]) Dispositions fondamentales garanties par la constitution. Hist. parlement., II, p. 313—41.

zu liefern, wenn sie selber nicht im Stande sind, sich eine solche zu verschaffen. — Es soll ein öffentlicher Unterricht gegründet und geordnet werden, gemeinsam für alle Staatsbürger und unentgeltlich in den Theilen des Unterrichts, der für alle Menschen unentbehrlich ist. Die dazu nöthigen Schulen sollen allmählich errichtet werden und mit der Eintheilung der Königreiches im Verhältniß stehen. Es sollen Nationalfeste eingeführt werden, um das Andenken an die französische Revolution zu erhalten und die Brüderlichkeit unter den Bürgern und Anhänglichkeit an die Verfassung, an das Vaterland, an die Gesetze zu erwecken. — Es soll ein Gesetzbuch für das ganze Königreich abgefaßt werden." Schulwesen. Nationalfeste.

Die Grundlagen der Verfassung. Der Veto-Streit.

Die Menschenrechte führten alsbald auf andere tiefeingreifende Fragen. Am 28. August legte nämlich Mounier im Namen des Verfassungsausschusses sechs Grundartikel vor und bat die Versammlung, sie in Berathung zu ziehen. Mounier

Dieselben lauteten: „1. Die französische Regierung ist monarchisch. Es gibt in Frankreich keine Macht, die dem Gesetze überlegen wäre. Der König kann nur durch dasselbe regieren, und befiehlt er nicht im Namen desselben, so kann er keinen Gehorsam verlangen. 2. Kein Act der Gesetzgebung kann als Gesetz betrachtet werden, wenn er nicht durch die Abgeordneten der Nation erflossen und vom Könige genehmigt ist. 3. Die höchste vollziehende Gewalt ruht ausschließlich in den Händen des Königs. 4. Die richterliche Gewalt darf nie vom Könige geübt werden und die Richter, welchen sie anvertraut ist, können während der vom Gesetz ihnen bestimmten Zeit ihres Amtes nicht enthoben werden, außer in gesetzlichen Fällen. 5. Die Krone ist untheilbar und erblich im Mannesstamm nach dem Rechte der Erstgeburt, die Frauen und ihre Nachkommen sind davon ausgeschlossen. 6. Die Person des Königs ist unverletzlich und heilig, aber die Minister und anderen Beamten sind verantwortlich für alle ungesetzlichen Handlungen, von wem sie auch den Befehl dazu bekommen haben mögen." [1]) Monarchie.

Der erste Artikel reizte Manche zum Widerspruch, sie forderten eine nähere Bestimmung, was monarchische Gewalt sei. Roussier verlangte den Satz: „Frankreich ist ein monarchischer Staat, in welchem die Nation das Gesetz macht und der König beauftragt ist, es vollziehen zu lassen." Wimpffen nannte die neue Regierung eine „königliche Demokratie". Viele erschracken über das Umsichgreifen des republikanischen Geistes, doch hatte das Königthum ein so langes Leben in Frankreich, daß der erste Artikel blieb. „Wir sind keine Macht als solche", rief Redon, „und wir sitzen hier im Auftrage der Nation, und diese will den König."

Soll aber die Versammlung auch in Zukunft nur eine Kammer bilden, oder aus zweien bestehen? Lally-Tolendal trat mit dem Antrage des Verfassungsausschusses dazwischen. Lally Tolendales

[1]) Hist. parlem., II, p. 346 ff. — Ferrières, Mémoires, I, p. 211—12.

Vorschlag zu zwei Kammern.

„Der gesetzgebende Körper soll in zwei Kammern getheilt sein: die erste, die der Repräsentanten, soll aus 600 vom Volke erwählten Mitgliedern bestehen; die zweite, der Senat, aus 200 auf Lebenszeit vom König ernannten und zwar auf den Vorschlag der Departements. Die Kammer der Repräsentanten hat ausschließlich das Recht, über die Steuern zu berathen, ihre Ausdehnung, ihre Art, ihre Dauer zu bestimmen, nachdem der König dazu den Antrag gestellt hat. — Der Senat kann nur rein und einfach den Antrag der Volksvertreter annehmen oder ablehnen. Diesen steht nicht nur die erste Berathung zu, sondern auch die ganze Abfassung des Steuergesetzes."

Repräsentanten.

Senat.

„Der Senat bildet einen obersten Gerichtshof, aber nur für den einen Fall: von ihm werden nämlich alle höheren Träger der Staatsgewalt angeklagt und von ihm gerichtet, die ihre Gewalt ungesetzlich gebraucht haben. Nur die Kammer der Volksvertreter kann die Anklage einbringen, jeder Einzelne oder selbst jede Genossenschaft kann nur bei ihr eine Anzeige machen. — Die innere Ordnung jeder dieser beiden Kammern gehört ihr allein an. Keine hat über die andere ein Aufsichtsrecht. Jede kann zuerst einen Antrag zu einem Gesetze stellen. Ein Antrag, welcher in der einen durchging, wird zur andern Kammer gebracht, und erlangt er auch hier die Zustimmung, so wird er zur Genehmigung dem Könige vorgelegt. Ein gutes Gesetz soll nicht sterben, weil der Gedanke davon zuerst im Senate aufgetaucht ist. Zwischen beiden Kammern soll keine Eifersucht, sondern ein edler Wetteifer herrschen, wer dem Staate am meisten nütze, und eine gegenseitige Hochachtung, zumal die eine über die Anträge der andern urtheilt!" Fromme Wünsche!

Veto.

„Die Vereinigung von drei Willen sind zu einem Gesetze nöthig. Ohne die Zustimmung beider Kammern kann ein Antrag dem König gar nicht vorgelegt werden und ohne Gutheißung des Königs hat ein Antrag beider Kammern keinen Erfolg. Der König ruft den gesetzgebenden Körper zu der vom Gesetze bestimmten Zeit ein, er kann ihn verlängern und selbst auflösen, wenn er zu gleicher Zeit einen neuen einberuft. Die Kammern haben, eine gegenüber der andern, das Recht des Veto oder der Ablehnung, der König hat das Recht des Veto gegenüber beiden." [1])

Necker

Ferrières behauptet, Lally-Tolendal habe im Sinne Neckers diesen Antrag eingebracht, der von der englischen Verfassung nur darin abwich, daß hier das Oberhaus vom König ernannt war und nicht aus dem hohen Adel und Klerus bestand wie in England. Adel, meint er, und Klerus hätten mit einem Oberhaus nach englischer Art zufrieden sein können, der Bischof von Langres habe es auch beiden vorgeschlagen; aber durch eine verhängnißvolle Verblendung hätten beide den Rand des Abgrundes, an dem sie standen, nicht bemerkt und das einzige Rettungsmittel zurückgewiesen. Necker wollte ein vom König ernanntes, nicht ein erbliches Oberhaus, weil er den Adel haßte, der ihn gestürzt hatte. „Sie sollen lange an mich denken", habe er beim Wiedereintritt in das Ministerium gesagt. Dazu sei noch sein Ehrgeiz gekommen: er wollte die Kammern leiten und dachte, weil die Ernennung in den Senat von seinem Vorschlage abhängen würde, über diesen vollständig Herr zu sein. Die Gemeinen wären ihm ohnehin zum Danke verpflichtet. — Daß der hohe Adel diesen Entwurf begünstigen konnte, erklärt Ferrières aus der machtlosen Stellung, die er früher der Krone gegenüber einnahm; er habe nur das fruchtlose Vorrecht gehabt, im Par-

gegen ein erbliches Oberhaus.

[1]) Buchez et Roux, l. c. II, p. 307 ff.

lamente zu sitzen und das Parlament habe ein nur zu oft fruchtloses Veto gehabt — gegen diese eingebildeten Adelsvorrechte hätten die Herzoge, die Pairs, die Bischöfe, durch die Wahl in den Senat wahre Macht erlangt, wie sie dieselbe vorher nicht besaßen.[1])

Am meisten erwartete das Volk in der Vetofrage von Mirabeau. Weil es hieß, Verräther trachteten ihm nach dem Leben, wurde in Paris beschlossen, ihm eine Leibwache von 50 Mann zu geben. Auf der Straße fiel ihm das Volk zu Füßen: „Herr Graf, Sie müssen uns retten, Sie müssen uns gegen jene Unseligen vertheidigen, welche das Volk dem Despotismus überliefern wollen. Hat der König das Veto, so bedarf es keiner Nationalversammlung mehr: Alles ist verloren und wir sind geknechtet.“ — Mirabeau war jedoch anderer Ansicht: „Ich halte das Veto für so unentbehrlich, daß ich lieber in Constantinopel als in Frankreich leben möchte, wenn es dem Könige nicht zustände. Begeht man den großen Fehler, diesen wesentlich erhaltenden Grundsatz nicht im vollen Umfang dem Königthum zu erhalten, so wird ohne Zweifel daraus die Entfesselung jeder Rachsucht folgen und das Hervortreten aller herrschsüchtigen Parteien und scheußlicher Energie, welche jedesmal zum Despotismus führt.“ — Unbekümmert um die Volksgunst, die er als Mittel und nicht als Zweck ansah, erhob er sich, nachdem Pétion für das aufschiebende Veto gesprochen, für das unbedingte Recht des Königs, den Beschlüssen der Nationalversammlung die Genehmigung zu verweigern.[2])

Mirabeau für das absolute Veto, gegen Pétion.

Auch in der besteingerichteten Monarchie sei die Macht des Königs oft der Gegenstand der Besorgniß der besten Bürger: Derjenige, welchen das Gesetz über Alle erhebe, werde leicht der Nebenbuhler des Gesetzes. Der gleichförmige Gang, den allenthalben die Macht der Könige genommen, zeige nur zu sehr die Nothwendigkeit, sie zu überwachen. Betrachte man aber kalten Blutes das Wesen der monarchischen Regierung, welche auf dem Grund der Volkssouveränität ruhe, so finde man, daß der Monarch viel mehr als der Schützer des Volkes, denn als der Feind seines Glückes gelte. Zwei Gewalten sind für den Bestand und die Verrichtungen des Staatskörpers nothwendig, der Wille und die That; der Wille stellt die Gesetze auf, so das Volk zum vorgesteckten Ziele führen, zum Glücke Aller; die Thatkraft aber vollzieht diese Gesetze und siegt über die Hindernisse. Große Nationen können diese zwei Gewalten nicht selber ausüben, daher die Nothwendigkeit von Vertretern für beide — von Abgeordneten und einem Träger der vollziehenden Gewalt. Je zahlreicher ein Volk, um so wichtiger ist es, daß die vollziehende Gewalt thatkräftig auftrete, daher die Nothwendigkeit eines einzigen und höchsten Oberhauptes in großen Staaten, wo die Unruhen am meisten zu fürchten sind. Beide Gewalten sind den Völkern gleich nöthig und werth — die vollziehende steht aber zum Volke in viel häufigeren und unmittelbareren Beziehungen; sie muß das Gleichgewicht erhalten, muß die Parteilich-

[1]) Ferrières, Mémoires, I, p. 216—21.

[2]) Buchez et Roux geben l. c. II, pag. 382—395 und 405 den Wortlaut der Rede; Mirabeaus Memoiren VII, S. 149—64 den Verlauf der Verhandlung.

keiten und Bevorzugungen verhindern, welche eine Minderzahl stets auf Kosten der Mehrzahl anstrebt — diese Macht muß daher zum Nutzen des Volkes stets ein Mittel in der Hand haben, um sich zu behaupten. Dieses Mittel besteht nun in dem Recht, die Handlungen der gesetzgebenden Gewalt zu prüfen und ihnen die Weihe des Gesetzes zu geben, oder sie zu verwerfen. Durch seine Stellung gezwungen, das Gesetz auszuführen und zugleich das Volk zu beschützen, könnte der Monarch bisweilen in die Lage kommen, die Staatsgewalt gegen das Volk zu gebrauchen, denn die Vertreter des Volkes sind nicht immer die würdigsten, oft bloß die vermöglichsten und einflußreichsten Bürger, aus denen sich leicht eine Aristokratie bildet, die dem Monarchen wie dem Volke gleich gefährlich wird: jenem will sie sich gleich machen, dieses will sie stets in Abhängigkeit erhalten. Daher stammt die so nothwendige und so natürliche Verbindung zwischen Fürsten und Volk gegen jede Art von Aristokratie: ein Bund, der sich gründet auf die gleichen Interessen, die gleiche Befürchtung, beide müssen das gleiche Ziel und demnach auch den gleichen Willen haben. Wenn die Größe eines Fürsten vom Glücke seines Volkes abhängt, so hängt auf der anderen Seite das Glück des Volkes von der schützenden Macht seines Fürsten ab. Also nicht zu seinem eigenen Vortheil, sondern zu dem des Volkes greift der Fürst in die Gesetzgebung ein — Nutzen des Veto. und so kann und muß man sagen, die königliche Genehmigung ist nicht ein Vorrecht des Monarchen, sondern das Eigenthum und Erbgut der Nation. Das gilt aber nur in einer wohlgeordneten Monarchie, nicht aber, wo man erst eine Verfassung zu schaffen hat, denn man kann keinem Volke das Recht bestreiten zu bestimmen, wie es in Zukunft regiert sein will. Aber in der Verfassung, welche wir schaffen, muß das Veto einen wesentlichen Bestandtheil bilden. Allerdings hat ein Veto von einem Individuum gegen den Willen der Vertreter des Volkes ausgeübt, seine großen Bedenken, insbesondere wenn die Versammlung dem Fürsten die Frucht ihrer freien und aufgeklärten Berathung und ihres Wissens darbietet, den Ausdruck der gesunden Vernunft, und daß Der, welcher ihn verwirft, die ganze Staatsgewalt zu seiner Verfügung haben soll. Aber all diese Bedenken verschwinden vor der großen Wahrheit, daß ohne ein Widerstandsrecht in der Hand Desjenigen, dem die Vollziehungsgewalt anvertraut ist, diese Gewalt leicht trotz ihm angewendet werden könnte, um einen Willen zu vollziehen, welcher im Gegensatz zum allgemeinen Willen steht. Denken wir uns den Fall, daß schlechte Wahlen stattfanden, daß, wie es in England schon sich ereignete, Befehle ergingen, dem Publicum den Zutritt zu den Sitzungen zu verwehren und den Zeitungen Berichterstattung zu verbieten. Von da ist dann nur ein Schritt zur Ausstoßung mißfälliger Mitglieder und braucht es unter der Regierung eines schwachen Fürsten nur etwas Zeit und ein wenig Geschicklichkeit, um die Herrschaft von 1200 Aristokraten gesetzlich festzustellen, die königliche Gewalt zum leidenden Werkzeug ihres Willens herabzuwürdigen und das Volk in den Zustand jener Erniedrigung zu stürzen, welcher stets die Knechtschaft des Fürsten begleitet. Der Fürst ist der beständige Vertreter des Volkes, die Deputirten die zeitweiligen; die Rechte des Einen wie die der Anderen beruhen nur auf dem Nutzen Derer, welche sie eingeführt haben. Niemand bringt einen Einwurf gegen das Veto der Nationalversammlung, welches nur ein vom Volk seinen Vertretern anvertrautes Recht ist, um sich jedem Vorschlage zu widersetzen, welcher auf den ministeriellen Despotismus abzielte."

„Warum legt man jetzt Einsprache ein gegen das Veto des Fürsten, welches auch nur ein ihm vom Volke anvertrautes Recht ist? — Die Einwendung, die

Abgeordneten seien nur auf kurze Zeit gewählt, der unabsetzbare Fürst aber könne einem gerechten und vernünftigen Gesetz einen langen Widerstand leisten, ist von wenig Bedeutung. Wenn der Fürst kein Veto hat, wer soll denn die Abgeordneten hindern, ihr Amt zu verlängern, ja zu verewigen, wie das lange Parlament es that? Wer sie verhindern, einen Theil der vollziehenden Gewalt sich anzumaßen, die über Gnaden und Aemter verfügt? Uebrigens hat das Veto keine andere Wirkung, als einen Vorschlag zu beseitigen, es kann also einem guten Gesetz in den Weg treten, aber auch vor einem schlechten bewahren. Tritt es aber auch dem weisesten und tugendhaftesten Gesetz entgegen — was wird geschehen, wenn die jährliche Wiederkehr der Nationalversammlung eben so sicher ist, als die Krone auf dem Haupte des Fürsten, der sie trägt, wenn Steuern und Truppen je nur auf ein Jahr bewilligt werden? Hat da die Versammlung nicht Mittel genug, auf den Fürsten zu wirken? Muß nicht der Fürst der Versammlung nachgeben, wenn das Volk die nämlichen Abgeordneten sendet? Hat der Fürst kein Veto — wie will man sich vor einem schlechten Gesetze, das er genehmigen müßte, anders helfen, als durch einen Aufstand? und welch' unglückselige Folgen können solche Unruhen nicht haben? Bei der Permanenz der Versammlung ist das Veto des Königs die unbezwingliche Schutzwehr der öffentlichen Freiheit, sofern nämlich der König auf seinem Veto nicht beharren kann, ohne die Kammer aufzulösen, oder diese auflösen, ohne augenblicklich eine neue Kammer einzuberufen, weil die Verfassung nicht gestattet, daß der Staatskörper je ohne Vertreter sei, sofern man das Gesetz der Ministerverantwortlichkeit mit Strenge handhabt. — — „Ueber 25 Millionen soll unser König gebieten, sie schützen und vertheidigen — und soll nicht einmal die Macht haben, gegen ein schlechtes Gesetz Einsprache zu erheben, und gezwungen sein, es auszuführen? Sind denn die Generale der Armee, die man so sehr fürchtet, erbliche Träger der Gewalt oder nicht vielmehr verantwortlich. — Liegt nicht mehr Ruhe und Sicherheit in einem Gesetz, dem der König zustimmt, als in einem, zu welchem ihm die Zustimmung abgezwungen ist. — Nachdem wir einmal die Krone einer bestimmten Familie übertragen und sie den Erstgebornen derselben zum Erbgut angewiesen haben, ist es höchst unklug, sie in Unruhe zu versetzen, indem man sie einer gesetzgebenden Gewalt unterwirft, und die vollziehende in ihren Händen läßt, ihre eigene Meinung aber geringschätzt. Diese Geringschätzung müßte sich zuletzt auf die Person ausdehnen; wer aber die Gesammtmacht des französischen Reiches besitzt, darf nicht ohne die höchste Gefahr verächtlich behandelt werden." — Der Redner schloß mit den Worten: „Jährliche Zusammenkunft der Nationalversammlung, jährliche Bewilligung der Armee und der Steuern, Verantwortlichkeit der Minister, königliche Sanction, dem Buchstaben nach unbedingt, in der That aber genugsam beschränkt, das wird das Palladium der nationalen Freiheit und die kostbarste Ausübung der Freiheit der Nation sein."

Nothwendigkeit.

Palladium der Freiheit.

Siéyès hielt den staatsmännischen Anschauungen Mirabeaus seine rein mathematischen entgegen: [1]) „Ich definire das Gesetz als den Willen der Regierten, demnach können die Regierenden keinen Antheil an seiner Abfassung haben. Man kann den König als Bürger betrachten, als König und als Haupt der vollziehenden Gewalt. Als Bürger hat er keinen weiteren Einfluß als wie jeder andere Bürger durch sein individuelles Wollen; als König kann er allen Versammlungen beiwohnen und das Gesetz, welches durch die Nation und ihre Vertreter geschaffen

Siéyès gegen das Veto.

[1]) Seine Rede bei Buchez et Roux, l. c. II, p. 405—10.

ist, kundmachen; als Haupt der vollziehenden Gewalt ist er nur Beamter und hat er das Gesetz, das ihm anvertraut ist, zu vollziehen. Vergebens würde man zu beweisen versuchen, daß dem Könige irgend ein ausgezeichneter Antheil an der Abfassung des Gesetzes gebühre: wenn sein Wille auch nur den Willen von zwei Abgeordneten aufwiegen sollte, warum sollte er nicht auch so viel gelten als der Wille von 25 Millionen. Die Stimme des Königs gilt lediglich so viel als die Stimme eines Präsidenten. Wäre es anders, so müßte der Wille eines Einzigen mehr sein als der Wille Aller. Die Bildung des Gesetzes ist ja nichts Anderes, als die Summe der einzelnen Willensäußerungen; wenn der König dieses Gesetz hindern könnte, so müßte ja sein einzelner Willen mehr werth sein, als der Wille Aller, — das geht ja nicht an. — — Der Inhaber der vollziehenden Gewalt macht keinen integrirenden Theil des Gesetzes aus, denn das Recht, ein Gesetz zu hindern, ist eben so viel als das Recht, ein Gesetz zu machen, darin ist gar kein Unterschied. Der Mensch, welcher sagt, ich will nicht, daß das und das geschehe, sagt eigentlich: ich will nicht, daß das geschehe, was Ihr wollt. Mithin muß die Majorität der gesetzgebenden Gewalt unabhängig handeln von der vollziehenden Gewalt, und ist das unbedingte oder das aufschiebende Veto nichts Anderes als ein Verhaftsbefehl, geschleudert gegen den öffentlichen Willen. — — Ohne Grund sagt man, wenn die ausübende Gewalt nicht mit dem absoluten oder suspensiven Veto bekleidet ist, so werde die gesetzgebende Gewalt in dieselbe eingreifen. Durch die Verfassung selber werden ja die einzelnen Gewalten gebunden, ohne daß sie Etwas anderes erneuern oder in Etwas eingreifen könnten, die Verfassung wird die eine wie die andere regeln und die Linie bestimmen, welche sie scheidet; dadurch wird die Verfassung unveränderlich werden. — Die vollziehende Gewalt und das Recht des Königs haben Nichts zu fürchten von der gesetzgebenden Gewalt; wenn die verschiedenen Gewalten einander schwächen möchten, so ist das wahre Heilmittel gegen diese Unordnung nicht das Veto des Königs, sondern eine Berufung an die constituirende Gewalt der Nation. — Ich finde darum keinen Grund für die Nothwendigkeit eines Veto. Jede Gewalt soll sich auf ihren Umkreis beschränken und ihn mit Eifer ausfüllen. — — Der gesetzgebende Körper entsteht durch Wahl, er ist zahlreich, er nimmt Antheil am öffentlichen Wohl, er steht unter dem Einfluß des Volkes . . . — Der Träger der vollziehenden Gewalt dagegen ist erblich, unentfernbar, seine Minister sorgen für sein besonderes Interesse. Wie kann man bei solcher Ungleichheit der Stellung noch sich geberden, als habe man Angst vor Uebergriffen der Gesetzgebung, und fürchtet man so wenig die Irrthümer der Minister! Diese Parteilichkeit, das kann man nicht läugnen, ist nicht natürlich. Aber endlich, wird man schreien, sind ja Ueberstürzungen und Irrthum auch im gesetzgebenden Körper möglich . . . Gewiß, und obschon unendlich seltener, als selbst im bestgewählten Ministerium, so ist es doch gut, sich soweit möglich davor zu schützen. Läßt man überhaupt ein Veto und mehr als eine Kammer zu, so werde ich dafür stimmen, daß dieses Veto in die Versammlung selber falle, um damit die zu waffnen, in deren Händen es am meisten Nutzen brächte, und daß die Kammer in drei Abtheilungen getrennt werde, von denen eine jedes Jahr erneuert würde, denn ich wünsche die Kammer so gestaltet, daß ein Drittel jedes Jahr durch Wahl erneuert werde und daß es mit den beiden andern nach und nach eben so geschehe, und daß Frankreich eine Kammer und einen König habe." [1])

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. II, p. 405–10.

Das war die platte Weisheit des Solon von Frankreich — sie erhielt nur geringen Beifall in der Versammlung, um so größeren bei den Schreiern im Palais Royal. In welcher Art wird die Abstimmung ausfallen? Es zeigte sich bald, daß die drei Fragen: soll die Nationalversammlung permanent [1]) sein? soll sie ungetheilt bleiben oder in Kammern zerfallen? soll der König ein Veto haben? — in engem Zusammenhang mit einander standen. Während aber die Frage nach den beiden Kammern mehr in den höheren Kreisen, erregte die vom Veto mehr Aufregung in der Hauptstadt. Die drei Fragen.

Die albernsten Vorstellungen wurden darüber verbreitet: man hielt es für einen Mann, man fragte nach seiner Heimath; [2]) man rieth, ihn an die Laterne zu hängen. Andere hielten es für eine neue Steuer oder ein neues Recht des Königs. „Weißt Du, was das Veto ist?" fragte ein Bauer den andern. „Nein." „Ich will es Dir sagen: gesetzt, Du hast Deinen Teller mit Suppe gefüllt und der König sagt: schütte sie auf den Boden, so mußt Du es thun." Loustalot sprach im Palais Royal: „Die Theuerung ist im Wachsen, die Arbeitsnoth ist im Zunehmen, die Wirren werden jeden Tag größer, unsere Feinde schließen insgeheim einen Bund, Alles bedrängt und bedroht uns. — Das Aergste aber ist, daß die Nationalversammlung dem König das absolute Veto zuerkennen will." — Alsbald bricht eine Deputation auf, der halbverrückte Marquis Saint-Hurugé an ihrer Spitze, ein verkommener Edelmann, der die „Sturmglocke immer im Herzen hat" — er soll in Versailles den Wunsch des Volkes ausdrücken: — die Nation ist müde der Vertreter, welche für das Veto stimmen, und will Andere wählen; der König und der Dauphin sollen nach Paris kommen, um dort in Sicherheit zu sein. 15.000 Pariser seien bereit mitzuziehen, um diese Bitten durch ihre Gegenwart zu unterstützen. Abends 10 Uhr Sonntag 30. August wollen sie noch abreisen. Das Veto. Palais Royal. Saint-Hurugé.

Aber Lafayette und Bailly hatten die Bewegung scharf ins Auge gefaßt. Sobald die Deputation an die Barrière kommt, wird sie angehalten und gezwungen, nach Paris zurückzukehren. Saint-Hurugé zählt im Palais Royal die Hindernisse auf und geht nach kurzer Berathung in das Stadthaus und verlangt von der Commune „im Namen des Palais Royal" die Erlaubniß, nach Versailles zu ziehen. Sie wird ihm jedoch verweigert. Eine neue Deputation kommt und schildert die Unruhe im Palais Royal und die Besorgniß der Bürger vor dem absoluten Veto, mit welchem der Adel den König bekleiden will. Die Commune entgegnet, daß die Bürger im Palais Royal nur Einzelne sind und kein gesetzliches Recht des Einschreitens haben, daß die Commune ihnen dies nicht ertheilen könne, daß sie aber einzeln sich an die Nationalversammlung wenden dürfen. Da gehen denn zwei Abgeordnete nach Versailles zu Lally-Tolendal und reden also: „Wir kommen zu einem guten Bürger und sagen ihm: Paris will das Veto nicht; es sieht Verräther in Jenen, die dafür stimmen, und wird sie, sobald es sie zurückgerufen hat und sie nicht mehr unverletzlich sind, als Verräther bestrafen" — und sie nennen einige dieser Geächteten. Lally-Tolendal entgegnet: „Verräther seien Diejenigen, welche das Volk mit falschen Schreckbildern Lafayette und Bailly. Lally Tolendal

[1]) Unter Permanenz verstand man, daß sie in gesetzlich bestimmter Zeit zusammentrete, daß der König sie wohl vertagen, aber nicht auflösen könne, ohne sogleich neue Wahlen anzuordnen.

[2]) Memoiren Mirabeaus, VII, S. 150.

ängstigen und seine eifrigsten Vertheidiger als seine Feinde hinstellen; er selber, den sie einen guten Bürger nennen, würde sich glücklich schätzen, wenn er an Einsicht und Kraft diesen Geächteten gliche; Paris möge das Vorleben seiner jetzigen Rathgeber näher prüfen; das Veto sei das festeste Bollwerk der Freiheit, für die er eben die ganze Nacht gearbeitet habe; wenn sie in die Nationalversammlung kommen wollten, so könnten sie Zeugen sein, wie er für das Veto streite, und hören, wie er über ihre Sendung Bericht erstatte." — Sie hören dann in der Nationalversammlung, wie er ihre Adresse vorliest, und der Vorsitzende zwei eben eingetroffene Briefe mit ähnlichen Andeutungen und Drohungen vorlegt. Großer Unmuth zeigt sich. Mounier verlangt, daß man 500.000 Livres aussetze auf die Entdeckung der Urheber dieser Verschwörung. Clermont-Tonnerre will, daß man Lafayette und Bailly vorrufe, ob sie einstehen können für die Ruhe und die Sicherheit der Versammlung; wenn nicht, so werde diese mit dem König abreisen und Frankreich Jene schützen, welche Paris jetzt ächte: ihre Namen werden in Ehren prangen, die Gerichte aber die Urheber dieser verächtlichen und boshaften Ränke verfolgen. Goupil de Prefeln mahnt, mit allem Ernst müsse die Versammlung die Freiheit ihrer Berathung und die Unverletzlichkeit ihrer Mitglieder schützen. Es scheint diesmal Ernst zu werden.

Nationalversammlung. Mounier. Clermont-Tonnerre.

Chasset. Aber schlaue Gegner bemühen sich den Streich abzuwehren. Chasset erzählt, wie auch ihm mit dem Tode gedroht sei, weil er gegen die Ablösung des Zehnten gestimmt habe, und zwar von einem Geistlichen, und verliest dessen Schreiben — ob echt oder unecht, es erregt Lachen auf der Linken und die Mahnung, ob die Nationalversammlung mit solchen läppischen Dingen sich abgeben dürfe; die Stimmung wird kühler und immer kühler und — man geht zur Tagesordnung über. Eine Nachricht trifft ein, in Paris sei Alles ruhig, und man findet, die Verhandlung sei gegenstandlos geworden.

Palais Royal. Paris war aber nicht ruhig. Im Palais Royal wurden die Abgeordneten, welche für das unbedingte Veto sprachen, als ehrlose Verräther bezeichnet. Unter Wuthgeheul wurde ein neuer Zug nach Versailles beschlossen. Vergebens fragte ein muthiger Mann, ob denn die Pariser auch ein Recht über die Abgeordneten der Landschaften hätten; ob sie in Versailles die Abgeordneten zwingen wollten, ob dann frei die Berathung und ob ein erzwungener Beschluß giltig und Gesetz werden könne. Ueber die Abgeordneten von Paris könnten nur alle Districtsversammlungen entscheiden. „Nieder mit den Aristokraten!" brüllte die Menge, „nieder mit den Tyrannen!" [1]) Nun gings ins Stadthaus. Lafayette hatte Mühe, ihnen den Zug nach Versailles auszureden, aber er versprach, der Commune ihr Gesuch um eine Districtsversammlung vorzulegen. Die Commune aber verwarf den Antrag. „Gehen wir morgen in die Districte, alle in Uniform und, die noch keine haben, gut gekleidet und hübsch gekämmt." So drohte denn die Bewegung immer weiter und tiefer zu werden.

Lafayette.

Die Nationalversammlung. In Versailles wurden indeß angsterregende Gerüchte genug verbreitet — man wollte schrecken: ganz Frankreich werde sich erheben, der Bürgerkrieg sei unvermeidlich. Gar kein Veto dürfe sein, nicht einmal ein suspensives. Eine Adresse der Städte Rennes, Vannes und Dinan erklärte, alle Deputirten, welche für das Veto stimmten, seien Verräther. Mehrere Abgeordneten schilderten Lally Tolendal ihre Angst, ihre Frauen und Kinder möchten erwürgt werden. Der

[1]) Bertrand de Molleville erzählt, wie er einem Landmann schwer die Meinung habe ausreden können, das Veto gebe dem König das Recht, Jeden, den er wolle, hängen zu lassen. Viele hielten das Veto für ein Ungeheuer.

Commandant von Versailles schilderte die Mittel, welche er ergriffen, um für die Sicherheit der Abgeordneten zu sorgen. Also wurde die Gefahr auch von den Behörden zugestanden. Die Mittel waren gering und die Angst war groß.

Necker für suspensives Veto. Jetzt erlag auch Necker der Angst vor Gefahr oder der Sorge, die Volksgunst zu verlieren; er empfahl die größte Vorsicht: wenn man keiner starken Mehrheit für das Veto gewiß sei, solle man nicht hartnäckig darauf bestehen. Er suchte im Ministerrath zu beweisen, das suspensive Veto gewähre dieselben Vortheile und habe weniger Nachtheile als das absolute, und der gutmüthige König gab, in lauter Sorge, ja den Bürgerkrieg zu vermeiden, seinem Minister die Vollmacht, seinen Vortrag der Nationalversammlung mitzutheilen.[1])

Die Nationalversammlung. Mirabeau. Am 11. September wollte man dieses Schreiben verlesen. Neue Unruhe. Baumets sagt,[2]) er verehre den König, sein Name dürfe nur mit Verehrung genannt werden, aber es sei wider die Freiheit der Nation, im Augenblicke der Berathung einen Bericht aus dem Rathe des Königs vorzulesen; der König habe hier keinerlei Initiative. Mirabeau entgegnete:[3]) man könne dem König so wenig das Recht streitig machen, seine Ansichten auszusprechen, als das, die Verfassung anzunehmen oder zu verwerfen . . . es scheine ihm indessen nicht nöthig, diesen Vortrag anzuhören, weil selbst dann, wenn der König das Recht des Veto für entbehrlich halte, die Versammlung, falls sie es für das öffentliche Wohl als nothwendig ansehe, es dennoch der königlichen Gewalt zusprechen müsse. Fast einstimmig weigerte sich jetzt die Versammlung, den Vortrag anzuhören; die Einen fürchteten Stimmen zu verlieren; die Anderen wollten den König nicht an der Berathung Theil nehmen lassen. Die Versammlung war viel zahlreicher als bei anderen Sitzungen. Vor dem Schreiben des Ministers war es fraglich, ob nicht die Anhänger des absoluten Veto den Sieg errangen; jetzt aber war es sicher, daß die Gegner desselben siegten, denn der Inhalt des Schreibens war doch allgemein bekannt geworden, und nur Wenige hatten noch so viel Muth, dem König mit Gefahr ihres Lebens ein Recht zuzuerkennen.

Legislatur. Bei der Abstimmung sprachen sich 673 Stimmen gegen, 325 für das suspensive Veto aus, und am 12. September, daß der gesetzgebende Körper alle zwei Jahre durch die Wahl anderer Deputirten erneuert werden solle. Diese Zeit von zwei Jahren nannte man eine Legislatur.

So schnitt sich denn der König auf den Rath seines Ministers selber einen Arm ab. Mounier und Lally-Tolendal traten hierauf, und nach Annahme der Untheilbarkeit der Versammlung, aus dem Verfassungsausschusse hoffnungslos aus. Demokraten kamen an ihre Stelle und benutzten rasch die Gelegenheit zu neuen Angriffen auf die Schattengewalt des Königs.

Die Beschlüsse über die gesetzgebende Versammlung lauten: 1. Die

---

[1]) Ferrières, Mémoires, I, p. 236.

[2]) Odilon Barrot hat über das suspensive Veto die richtige Bemerkung gemacht, es sei unzureichend, um Etwas zu verhindern, aber hinreichend genug, um die königliche Würde herabzusetzen.

[3]) Droz, Histoire du règne de Louis XVI., vol. II, p. 400.

Nationalversammlung, welche den gesetzgebenden Körper ausmacht, ist ununterbrochen[1]) und besteht nur aus Einer Kammer. 2. Sie soll alle zwei Jahre durch neue Wahlen gebildet werden. Jeder Zeitraum von zwei Jahren soll eine Legislatur bilden. 3. Die Erneuerung des gesetzgebenden Körpers soll mit vollem Rechte vor sich gehen. 4. Der gesetzgebende Körper kann vom Könige nicht aufgelöst werden.

König der Franzosen. Die ersten Beschlüsse, welche die Constituirende über das Königthum faßte, lauten: 1. Das Königthum ist untheilbar und dem regierenden Stamme erblich übertragen, von Mann zu Mann nach der Ordnung der Erstgeburt und mit immerwährender Ausschließung der Weiber und ihrer Abkömmlinge. 2. Die Person des Königs ist unverletzbar und geheiligt. Sein einziger Titel ist König der Franzosen.[2]) 3. Es gibt in Frankreich keine Macht, welche über die Macht des Gesetzes erhaben wäre. Der König regiert bloß durch sie und nur im Namen des Gesetzes kann er Gehorsam verlangen. 4. Der König soll bei seiner Thronbesteigung, oder wenn er volljährig geworden ist, der Nation

Sein Eid. in Gegenwart des gesetzgebenden Körpers den Eid schwören: treu zu sein der Nation und dem Gesetze und alle ihm übertragene Macht anzuwenden, um die von der constituirenden Nationalversammlung in den Jahren 1789, 1790 und 1791 beschlossene Verfassung aufrecht zu erhalten und die Gesetze vollziehen zu lassen. — Wenn der gesetzgebende Körper nicht versammelt ist, so soll der König eine Proclamation erlassen, in welcher dieser Schwur und das Versprechen ausgedrückt sind, ihn aber wiederholen, sobald der gesetzgebende Körper sich wieder versammelt hat. 5. Wenn einen Monat nach der Einladung des gesetzgebenden Körpers der König diesen Eid noch nicht geleistet hat oder wenn er ihn zurücknimmt, nachdem er ihn geleistet hat: so wird er

Verlust des Thrones. dafür angesehen, als habe er der königlichen Würde entsagt. 6. Wenn der König sich an die Spitze eines Heeres stellt und dessen Macht gegen die Nation führt, oder wenn er einem solchen Unterfangen, sofern es in seinem Namen geschieht, sich nicht feierlich widersetzt, so wird er so angesehen, als habe er dem Königthume entsagt. 7. Wenn der König, nachdem er das Reich verlassen hat, auf geschehene Einladung des gesetzgebenden Körpers nicht zurückkehrt, und zwar innerhalb der durch den Aufruf festgesetzten Zeit, die wenigstens zwei Monate betragen muß, so wird er dafür angesehen, als habe er der königlichen Würde entsagt. Die Frist fängt vom Tage an, wo die Proclamation des gesetzgebenden Körpers am Orte seiner Sitzungen bekannt gemacht worden sein wird, und die Minister sind unter ihrer Verantwortlichkeit verhalten, alle Handlungen der ausübenden Gewalt zu vollziehen, deren Ausübung in den Händen des abwesenden Königs suspendirt sein soll. 8. Nach der förmlichen und gesetzmäßigen Abdankung soll der König in die Klasse der

[1]) L'assemblée nationale est permanente.
[2]) La personne du Roi est inviolable, son seul titre est Roi des Français.

Staatsbürger gehören und kann für alle nach seiner Abdankung vorgenommenen Handlungen angeklagt und gerichtet werden. 9. Die Privatgüter, welche der König vor seiner Thronbesteigung besitzt, bleiben unwiderruflich mit den Nationalgütern vereinigt; er hat die Verfügung über diejenigen, welche er als Privatmann ankauft; hat er aber über dieselben Nichts festgesetzt, so fallen sie nach seinem Tode ebenfalls der Nation anheim. 10. Die Nation sorgt für den Glanz des Thrones durch eine Civilliste, deren Höhe der gesetzgebende Körper bestimmen wird bei einer jeden Veränderung der Regierung und für die ganze Dauer derselben. 11. Der König wird einen Verwalter der Civilliste ernennen, welcher die königliche Gerichtsbarkeit ausüben wird und gegen welchen alle Klagen, die dem Könige zur Last fallen, geführt und die Urtheile gesprochen werden. Die zu Gunsten der Gläubiger der Civilliste gesprochenen Urtheile sollen an der Person des Verwalters und an seinen Gütern vollzogen werden. — Der König wird, außer der Ehrenwache, so ihm die Nationalgarden am Orte seines Aufenthaltes stellen, eine von der Civilliste bezahlte Wache haben, welche jedoch die Zahl von 1200 Mann zu Fuß und 600 zu Pferd nicht überschreiten darf. Die Stellung und die Art der Beförderung ist darin, wie bei der Linie, aber Diejenigen, welche die Wache des Königs machen, steigen nur unter einander empor und haben nie Anspruch auf eine Stelle in der Linie. — Der König kann seine Leibwache nur aus Denen wählen, welche gegenwärtig unter den Linientruppen Dienste thun, oder unter den Bürgern, welche seit einem Jahre in der Nationalgarde gedient haben, vorausgesetzt, daß sie in dem Königreich wohnhaft sind, und daß sie zuvor den Bürgereid geschworen haben. Die Leibwache des Königs kann zu keinem anderen Dienste befehligt oder verlangt werden.

Civilliste

Leibwache.

Das waren die ärmlichen Trümmer der königlichen Gewalt und ein solches Königthum konnte keine Dauer haben. Die Staël bemerkt sehr gut:[1]) „Es gibt im Volke eine gewisse Fülle von Gefühlen, die man schonen muß, wie eine physische Kraft. Die Republik hat ihren Enthusiasmus, den Montesquieu ihr Princip nennt; die Monarchie hat den ihrigen; selbst der Despotismus, wenn er, wie in Asien, mit der Religion in Verbindung steht, hat seinen Glaubenssatz und wird durch manche Tugenden aufrechterhalten. Aber eine Verfassung, welche die Demüthigung des Königs oder des Volkes als einen ihrer Bestandtheile aufnimmt, muß nothwendig durch den einen oder das andere umgestürzt werden. Auch war es ein großer Fehler, daß Lally-Tolendals Antrag auf eine Pairskammer durchfiel, nicht bloß weil ein Herrenhaus als ein Vermittlungsglied zwischen dem König und der Volkskammer nöthig war, sondern weil es auch keine andere Art und Weise gab, den niederen Adel in Vergessenheit zu bringen, welcher in Frankreich so zahlreich war, ein Adel, dem die Geschichte keine Weihe gab, den keinerlei Art von öffentlichem Nutzen heiligte, und in welchem sich viel mehr als beim hohen Adel eine Verachtung des dritten Standes kundgab, weil seine Eitelkeit ihn immer fürchten ließ, er könne sich nicht genug von ihm unterscheiden. Die rechte Seite

Staël.

Schwäche der Monarchie.

[1]) Staël, Considérations, I, p. 319.

oder die Aristokraten konnten den Senat auf Lebenszeit ins Leben rufen, wenn sie sich mit Lally-Tolendal und seiner Partei vereinigten; aber sie setzten sich in den Kopf, für eine Kammer, statt für zwei, zu stimmen, in der Hoffnung, das Gute durch Uebermaß des Schlimmen herbeizuführen — eine abscheuliche Art zu rechnen, wenn sie auch für die Geister durch einen Anschein von Tiefe verführerisch ist. Die Menschen glauben leicht, daß zu täuschen ihrem Geist mehr Ehre einträgt, als wahr zu sein, weil die Lüge ihre eigene Erfindung ist. Das ist aber eine sehr übel angebrachte Liebe zum eigenen Werk."

Kein Oberhaus.

Necker

Necker schweigt in seinen Denkwürdigkeiten über seine Schwenkung in der Vetofrage. Seine Tochter führt dafür um so eifriger seine Vertheidigung:[1] „Man sagte, das absolute Veto verhindere jede Art von Verbesserung, welche die Nationalversammlung vorschlage; auf der anderen Seite aber würde das suspensive Veto über kurz oder lang den König dahin bringen, daß er den Vertretern des Volkes in Allem nachgeben müsse. Necker zeigte in einer sehr scharfsinnigen Denkschrift den Mittelweg der drei Legislaturen an, das heißt, daß das Veto des Königs erst bei dem wiederholten Antrag der dritten Versammlung seine Kraft verliere. In England mache der König nur selten von seinem Veto Gebrauch, weil die Pairskammer ihm fast immer die Mühe erspart; da aber unglückseliger Weise entschieden wurde, daß in Frankreich nur eine Kammer sein solle, so seien der König und sein Rath genöthigt, zu gleicher Zeit die Rolle der ersten Kammer und der vollziehenden Gewalt zu spielen. Die Nothwendigkeit der öfteren Anwendung des Veto nöthigt, es biegsamer zu machen, wie man leichte Waffen gebraucht, wenn man häufiger zur Waffe greifen muß. Man darf sicher sein, daß bei der dritten Legislatur, das heißt nach Verlauf von drei oder vier Jahren, die Lebhaftigkeit der Franzosen, betreffe sie nun irgend eine Frage, ruhiger werde; tritt aber das Gegentheil ein und verlangen drei Kammern nach einander dasselbe, so ist die öffentliche Meinung so stark, daß ihr der König Nichts versagen darf. Man hätte mit dem Namen absolutes Veto das Volk nicht reizen sollen, denn das Veto beuge sich ja fast immer vor dem Willen der Nation. Das Zuvielsagende im Namen war zu bedauern; auch mußte man die Gefahr ins Auge fassen, wenn man den König allein einer allmächtigen Kammer gegenüberstellte, und wenn er, so vieler Rechte entkleidet, dem Volke von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand und ohne Unterlaß den Willen eines Menschen den von 25 Millionen gegenüber in die Wagschale legen sollte. Necker zeigte, daß das suspensive Veto die nothwendige Folge der Einführung einer einzigen Kammer sei, und bewies damit, daß mit einer einzigen Kammer nichts Gutes und Dauerhaftes sich gründen lasse."

Gefährlichkeit des absoluten Veto.

Parteigetriebe.

Die Pariser wurden wegen des Veto von Versailles aus in Angst gesetzt, und in Versailles selber die Angst vor den Parisern künstlich erregt von der Linken in der Kammer. Ferrières erzählt — und seine Angabe hat die Farbe des Lebens:[2] „Mounier hatte Besprechungen wegen des Zweikammersystems mit den Führern der Linken. Duport und Lameth schlugen einen Vergleich vor: sie wollten das Veto und die zwei Kammern zugeben, aber sie verlangten, daß Mounier dem König nicht das Recht zugestehe, den gesetzgebenden Körper aufzulösen; daß die erste Kammer wählbar sei, wie die zweite, und er gegen sie nur ein suspensives Veto habe, und daß man als Grundgesetz zu bestimmten Zeiten auf Verlangen der

[1]) Staël, Considérations, I, p. 323.
[2]) Ferrières, Mémoires, I, p. 225.

Volksvertreter oder der Provinzen einen Nationalconvent einrufe, der mit aller Gewalt bekleidet nur aus einer Kammer bestehe und die Aufgabe habe, die Verfassung zu revidiren. Mounier wollte davon Nichts wissen. „Gut", rief Lameth, „wir wollen sehen, wer Recht behält. Wir gehen jetzt in einen zahlreichen Club und werden die Geister aufklären; wir werden entschieden sagen, was wir vom Veto denken, und werden uns Mühe geben, das königliche Genehmigungsrecht auf ein suspensives Veto herabzudrücken." Convent.

Lameth siegte. Mounier verzweifelte an der Verfassung und trat zurück.[1])

Der Staatsbankerott pocht an das Thor.

Dieser Kampf um Rechte und diese Träume von einem Alles heilenden System wurden auf einmal durch die Geldfrage unterbrochen. Necker trat „mit zerrissenem Herzen" am 24. September vor die Kammer und meldete, alle freiwilligen Gaben — hatten doch der König und die Königin zuvor ihr Silbergeschirr in die Münze geschickt und waren auch sonst zur Unterstützung des Schatzes bedeutende freiwillige Spenden eingelaufen [2]) — wollten nicht helfen, diese Opfer seien im Vergleich mit der ungeheuren Masse des fehlenden Bedarfes kaum zu bemerken; das jährliche Deficit sei von 56 auf 61 Millionen gestiegen, im Staatsschatze befänden sich kaum 13 Millionen und damit sollten Ausgaben gedeckt werden, die sich auf mehr als das Zwölffache beliefen. Steuern gingen keine ein, die Reichen hielten ihr Geld zurück, ein Anlehen komme nicht zu Stande, die freiwilligen Gaben verschwinden wie ein Tropfen im Meere. Man müßte zu außerordentlichen Mitteln greifen und Necker schlug eine allgemeine Einkommensteuer von 25 Procent vor: vom Einkommen sollte ein Viertel, anderthalb Procent von Kleinoden und baarem Geldvorrathe versteuert werden; nur Personen von weniger als 40 Livres Einkommen und Taglöhner sollten ausgenommen sein. Die richtige Angabe des zu besteuernden Vermögens sei dem Gewissen eines Jeden zu überlassen. — Gegen den Antrag wurden Bedenken laut. Da erhob sich Mirabeau: die dringende Noth des Schatzes gestatte kein Bedenken; man könne nur, gestützt auf das ungeheure Vertrauen, welches die Nation dem Minister bewiesen, seinen Plan annehmen, ihm aber auch die ganze Verantwortlichkeit dafür überlassen; er schlug vor, sogleich einen Aufruf an die Wähler zu richten, um sie zu den nöthigen Opfern für das Vaterland zu ermuntern. Allen Widerspruch machte er durch die Schilderung der Folgen des Staatsbankerottes verstummen. Necker klagt. Einkommensteuer. Mirabeau.

Ueber den Bankerott, den Viele planten, sagte Mirabeau, er sei die grausamste, ungerechteste, ungleichste, verderblichste aller Auflagen. — „Hört ein Wort, meine Freunde, ein einziges Wort! — Zwei Jahrhunderte der Erpressung und Veruntreuung haben den Abgrund ausgehöhlt, welcher das Land zu verschlingen Bankerott.

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. II, p. 360, 382—416.
[2]) Ferrières, Mémoires, I, p. 251. — Hist. parlem., III, p. 19, 50—52.

droht. Man muß ihn ausfüllen diesen schrecklichen Abgrund. Wohlan, seht hier die Liste der französischen Eigenthümer! Wählt unter den reichsten, damit wenige Bürger zum Opfer fallen. Aber wählt — denn muß nicht eine kleine Zahl umkommen, um das ganze Volk zu retten? Nun diese 2000 Notabeln besitzen genug, um das Deficit zu decken! Bringt Ordnung in Eure Finanzen, Frieden und Glück in das Land! Stoßt sie nieder, schlachtet sie ohne Mitleid, diese traurigen Opfer, stürzt sie in den Abgrund, er wird sich schließen! . . . Ihr bebt zurück? . . . Schwache, kleinmüthige Seelen! . . . Wie, seht Ihr denn nicht, daß Ihr, wenn Ihr den Bankerott beschließt, oder, was noch gehässiger ist, ihn unvermeidlich macht, ohne ihn zu beschließen, Ihr Euch mit einem tausendmal ärgeren Verbrechen befleckt, und zwar — o der unbegreiflichen Verblendung! — ohne allen Vortheil, denn jenes schreckliche Opfer würde wenigstens das Deficit verschwinden machen. Oder glaubt Ihr, weil Ihr Nichts bezahlt, werdet Ihr Nichts mehr schuldig sein? Glaubt Ihr, daß die Tausende, die Millionen von Menschen, die durch die schreckliche Katastrophe oder deren Rückschläge in Einem Augenblicke Alles verloren, was den Trost Ihres Lebens und vielleicht Ihr einziges Unterhaltungsmittel ausmachte, daß sie Euch den ruhigen Genuß Eures Verbrechens gönnen werden? — Ihr, die Ihr die unberechenbaren Drangsale, womit diese Katastrophe Frankreich heimsuchen wird, so stoisch betrachtet, Ihr unempfindliche Egoisten, die Ihr meint, diese Zuckungen der Verzweiflung und des Elendes würden vorübergehen, wie so manche andere, und zwar um so schneller, je heftiger sie sein werden, seid Ihr versichert, daß so viele Hungerige Euch die Gerichte, deren Zahl und Leckerhaftigkeit Ihr nicht vermindern wollt, ungestört verspeisen lassen werden? Nein! Euch ereilt das Verderben, und in dem allgemeinen Brande, den zu entflammen Ihr Euch nicht scheut, werdet Ihr mit dem Verluste Eurer Ehre keinen einzigen Eurer erbärmlichen Genüsse retten! — Dahin führt unser Weg. Ich höre von Vaterlandsliebe reden, von patriotischem Aufschwung. O, schändet nicht die Worte Vaterland und Vaterlandsliebe! Als ob es eine so großherzige That wäre, einen Theil seines Einkommens herzugeben, um sein ganzes Besitzthum zu retten. Es handelt sich hier ja um ein bloßes Rechenexempel — und wer zaudert, kann den Unwillen nur durch die Verachtung entwaffnen, die seine Albernheit einflößt. Ja, meine Herren, es ist die gewöhnliche Klugheit, die alltäglichste Einsicht, der roheste Eigennutz, was ich anrufe. Ich sage Euch nicht mehr wie ehedem: werdet Ihr zuerst der Welt das Schauspiel eines Volkes darbieten, das versammelt ist, um die öffentliche Treue zu brechen? . . . Ich sage Euch nicht mehr: welches Recht habt ihr auf die Freiheit, welche Mittel bleiben Euch zu ihrem Schutze, wenn Ihr gleich beim ersten Schritte die Schändlichkeiten der verdorbensten Regierungen übertreffet; wenn die Nothwendigkeit Eurer Mitwirkung und Eurer Ueberwachung nicht die Bürgschaft Eurer Verfassung ist? . . . Ich sage Euch: Ihr werdet sammt und sonders in das Verderben mitgerissen werden und das Opfer, welches die Regierung von Euch verlangt, betrifft Euch selber am nächsten . . . — Beschließt demnach diese außerordentliche Steuer und möge sie genügen! Beschließt sie, weil, wenn Ihr auch Zweifel hegt über die Mittel, unbestimmte, unklare Zweifel, Ihr doch keine hegt über die Nothwendigkeit und über unser Unvermögen, wenigstens augenblicklich, einen anderen Ausweg zu finden. Beschließt sie, weil die Lage des Staates keine Zögerung erlaubt und wir für jeden Aufschub verantwortlich wären. — Hütet Euch, Frist zu verlangen — das Unglück bewilligt sie niemals . . . Wie, Ihr Herren! neulich hörtet Ihr gelegentlich eines lächerliches Antrages im Palais Royal die Worte: „Catilina ist vor den Thoren — und man berathschlagt!“

Folgen des Bankerotts.

Und sicherlich gab es um uns weder einen Catilina, noch Gefahren, noch Factionen, noch ein Rom. Jetzt aber naht der Bankerott, der scheußliche Bankerott; er droht Euch, Euer Eigenthum, Eure Ehre zu verschlingen — und Ihr berathschlaget noch!" [1]) —

Die Versammlung war hingerissen von der Gewalt dieser Vorstellung und bewilligte fast einstimmig den vorgelegten Entwurf. Der Redner aber wurde fortan wie ein höheres Wesen betrachtet und hatte keinen Nebenbuhler mehr. Für die Vollendung seines Vortrages gibt aber ein glänzendes Zeugniß die Huldigung Mole's, des berühmtesten Schauspielers am Theater Français, der außer sich vor Entzücken Mirabeau zurief: „O, Herr Graf! welche Rede und mit welchem Tone Sie gesprochen haben! Mein Gott, wie haben Sie Ihren Beruf verfehlt!"

Das Gastmahl der Gardes-du-Corps. Die Bestätigung der Menschenrechte. Die Weiber von Paris holen den König in Versailles.

Kein Zugeständniß des Königs vermochte übrigens die Ruhe auf die Dauer zu sichern und den immer regen Durst der Männer der Bewegung zu stillen. Immer wieder tauchten Mißtrauen und Verdacht empor und erzeugten falsche Gerüchte und diese hetzten wieder das Volk in neue Stürme hinein.

So warnte um diese Zeit der Graf d'Estaing, Commandant in Versailles, vor Plänen einer Flucht nach Metz oder Verdun; in Paris habe er aufs Bestimmteste davon reden gehört, und Lafayette habe ihm frostig bemerkt, in Metz seien, wie überall, die Patrioten die Stärkeren, und es sei besser, daß ein Mensch sterbe für das Heil Aller. Ein falscher Schritt könne die ganze königliche Familie ins Verderben stürzen. Besser wäre es, statt dem Strom widerstehen zu wollen, mit ihm zu schwimmen und ihn zu leiten. Vergebens erklärten König und Königin dem Grafen d'Estaing auf das Bestimmteste, daß sie keinen Gedanken an Flucht, an einen Bürgerkrieg hegten. Der Glaube blieb, der König wolle fliehen, oder Adel und Klerus wollten ihn entführen, um ihn zur Gegenrevolution fortzureißen. Bei den Demokraten tauchte jetzt der Plan auf, den König sammt der Nationalversammlung nach Paris zu bringen, wo er, seiner bisherigen Helfershelfer beraubt, unter den Augen des Volkes stehe und seinem Willen gehorchen müsse. Schon am 17. September sprachen die französischen Garden davon, nach Versailles zu ziehen und ihre Posten als Wächter des Königs wieder einzunehmen; am nächsten Tage berichtete Lafayette darüber an Saint-Priest, den Minister des königlichen Hauses, daß er den Soldaten diesen Plan ausgeredet habe, so daß man in Versailles unbesorgt sein dürfe. Konnte man aber auf die Stätigkeit der Gesinnung dieser Soldaten rechnen? Ließ er sich nicht täuschen? Der Hof kam in Angst. — Welche Macht hatte man dem Anmarsch der Pariser entgegenzustellen? Nur 500 Mann zuverlässige Soldaten, denn auf die Nationalgarde von Ver-

d'Estaing

Fluchtgerüchte.

Die Garden.

---

[1]) Memoiren Mirabeaus, VII, S. 201—206.

sailles war nicht zu zählen. Man beschloß das treue Regiment Flandern herbeizuziehen, aber welche Schwierigkeit hatte die Ausführung dieses Beschlusses! wie machtlos war der König! Eine Verordnung der Nationalversammlung verbot, Linientruppen ohne das Verlangen des Gemeinderaths herbeizuziehen, in diesem aber waren viele Feinde des Königs, und leicht konnte die Frage an die Nationalversammlung und damit an die große Glocke kommen und die Vorsichtsmaßregel gerade den Anmarsch der Pariser beschleunigen. D'Estaing las im Vertrauen Lafayettes Brief dem Stab der Bürgerwehr zu Versailles vor und stellte ernstlich die Frage: „Seid Ihr im Stande, 2000 Mann tüchtiger Soldaten siegreichen Widerstand zu leisten?" und auf ihre verneinende Antwort berief Saint-Priest, als Minister des königlichen Hauses, das Regiment Flandern, welches sich bisher großentheils als zuverlässig bewährt hatte, nach Versailles. —

Das Regiment Flandern.

Das Regiment Flandern rückte nun am 23. September heran. Kaum waren die Officiere der Versailler Nationalgarde zu bewegen, ihm zur Begrüßung entgegen zu gehen: es sei eine Schmach, hieß es, daß man ihnen nicht traue. Im Palais Royal erzählte man aber sogleich, große Truppenmassen würden um Versailles zusammengezogen, man wolle den König nach Metz entführen und Flandern solle den Abzug decken. Sogleich wurden auch alle nur möglichen Mittel angewendet, Weiber und Wein, um die Gemeinen des Regiments Flandern dem König abspenstig zu machen. Der König ließ sich dagegen die Officiere vorstellen, und vom Hofe aus geschah Alles, um das Regiment in treuer Stimmung zu erhalten. Um auch die Nationalgarde von Versailles zu gewinnen, schenkte ihr die Königin eine von ihr gestickte Fahne. — Zum Festmahl lud sie die Officiere von Flandern und von den Gardes-du-Corps. Der Hof sah diese Verbindung zwischen den Officieren der Bürgerwehr und der Linie gerne.

Palais Royal.

Festmahl.

Nun war es damals Brauch in Frankreich, daß die Officiere der Besatzungstruppen eines Ortes die Officiere neu ankommender Regimenter mit einem Festmahle bewirtheten. So gaben denn auch am ersten October die Officiere der Gardes-du-Corps und der Bürgerwehr den Officieren von Flandern ein Festmahl. Am Hof wünschte man ohne Zweifel, daß die treue Ergebenheit der Gardes-du-Corps und des Regimentes Flandern sich auch auf die Bürgerwehr und andere Regimenter übertrage, und bewilligte daher zum Festmahl von 300 Gedecken gerne den Opernsaal.

Die Campan berichtet darüber:[1] „Logen waren an Mehrere, die zuschauen wollten, vertheilt. Die Königin sagte mir, man habe ihr gerathen, dabei zu erscheinen; aber in der Lage, in der man sich befinde, möchte ein solcher Schritt eher schädlich als nützlich werden, weder der König noch sie dürften geradezu irgend einen Antheil am Feste nehmen. Sie trug mir auf, dahin zu gehen, auf Alles genau zu achten und ihr dann darüber getreu zu berichten. Die Tische waren auf der Bühne, man hatte immer einen Garde-du-Corps neben einen Officier vom Regiment Flandern gesetzt. Eine zahlreiche Musik war im Saal, die Logen waren voll von Zuschauern. Man spielte die Arie: „O Richard, o mein König, die ganze Welt verläßt Dich" und minutenlang ertönte der Ruf: „Es lebe der König!" im Saale. Ich hatte eine kleine Nichte bei mir und ein Mädchen, das von Ihrer Majestät mit ihrer Tochter erzogen ward. Auch sie riefen aus Leibes-

[1]) Campan, Mémoires, II, p. 69. — Hist. parl., III, 14-16, 20-27, 52-60.

Bericht der Campan.

kräften: „Es lebe der König!“ — als ein Abgeordneter des dritten Standes, der in einer Loge neben der meinigen saß und den ich nie gesehen hatte, sie mit Vorwürfen unterbrach, es schmerze ihn, so junge und tolle Französinen zu sehen, die so gemeine Gebräuche mitmachen müßten, aus Leibeskräften für das Leben eines einzigen Mannes zu schreien und ihn mit einem wahren Fanatismus in ihr Herz zu schließen und höher als ihre eigenen Eltern zu stellen: welche Verachtung würde ein ähnliches Benehmen bei jungen Amerikanerinen erwecken, wenn sie sehen könnten, wie Französinen schon in der zartesten Jugend also verdorben werden. — Meine Nichte gab ihm eine saftige Antwort und ich bat diesen Abgeordneten, ein Gespräch abzubrechen, das ihren Ansichten durchaus nicht entspreche, weil diese Mädchen und ich nur lebten, um dem Könige zu dienen.“ —

König und Königin.

„Doch wie groß war mein Erstaunen, als ich in diesem Augenblick den König, die Königin und den Kronprinzen eintreten sah. Der Herzog von Luxembourg hatte die Königin von ihrem ursprünglichen Entschlusse abgebracht. Begeisterung ergriff Alle, die Musik wiederholte die Arie aus Richard Löwenherz und spielte dann das Lied aus dem Deserteur: „Wie kann man betrüben, wenn man liebt“, das nicht weniger Wirkung hervorbrachte; man hörte nur Lob auf die Majestäten, Rufe der Liebe und des Bedauerns über das, was sie erduldet hatten, und Beifallklatschen und Jubelrufe: „Es lebe der König! es lebe die Königin! es lebe der Dauphin!“ — Man hat gesagt, es seien weiße Cocarden an die Hüte gethan worden. Diese Thatsache ist falsch; es scheint bloß, daß einige junge Leute von der Nationalgarde von Versailles, die auch zum Mahle geladen waren, ihre Cocarden umkehrten, die unten weiß waren. Alle Soldaten gaben dem Könige das Geleit. Trunkenheit mischte sich mit den Ergüssen der Freude: man beging Tollheiten, man tanzte unter den Fenstern des Königs; ein Soldat vom Regiment Flandern kletterte bis zum Balkon der Kammer Ludwigs XVI. hinauf, um der Majestät näher rufen zu können: „Es lebe der König!“ und dieser selbe Soldat wurde dann in den Tagen des 5. und 6. October einer der gefährlichsten Meuterer. Am nämlichen Abend gab sich ein anderer Soldat desselben Regiments mit seinem Säbel den Tod. Einer meiner Verwandten, der Kaplan der Königin, sah ihn, eilte ihm geistlichen Trost zu spenden und hörte seine letzten Geständnisse und seine letzten Seufzer: [1]) er hatte Hand an sich gelegt im Reueschmerz, daß er sich von den Feinden des Königs hatte verführen lassen, und sagte, seit er den König und die Königin und den Dauphin gesehen, ließen ihm seine Gewissensbisse keine Ruhe.“

erwecken Begeisterung.

Also die Campan. Ihr Bericht trägt die Farbe des Lebens. Das sind die leichtbeweglichen Franzosen. Jahrhunderte lang hingen sie an ihren Königen mit einer fast religiösen Verehrung; jetzt gerathen sie beim Anblick des wohlwollenden Ludwig XVI. und der schönen Königin, die den Kronprinzen trägt, der Mutter, die ihr Kind dem Schutze ihrer Tapfern empfiehlt, in Entzücken. Ueber ihre Lippen gleiten Rufe der Theilnahme, der Anhänglichkeit, die Schwerter fliegen aus der Scheide, sie geleiten den König bis zu seinen Gemächern! Und wie wohl mag dem Herzen des bedrängten Mannes, der

---

[1]) Auch Ferrières erwähnt dieses Selbstmordes, I, p. 284—86. Nach Bertrand de Molleville und der Histoire de la révolution par deux amis de la liberté habe der Arme den letzten Rest von zwei Meuterern bekommen, die ihm mit den Worten: „Das ist ein gefährlicher Bursche, von dem müssen wir uns befreien“ Tritte auf den Magen gaben.

für so viele Opfer nur Undank erntete, dieser Ausdruck der Treue, der Liebe gethan haben! Wie mag das Auge der Königin in Freude geglänzt haben, als es, nach so vielen düstern Tagen, wieder einem Sonnenstrahl der Liebe begegnete. „Das war ein schöner Tag", sagte sie nachher zu den Officieren, welche ihr für die Fahne dankten. Wein und Musik hatten die Stimmung gesteigert; es ist leicht möglich, daß Einer rief: „Weg mit der farbigen Cocarde, die weiße ist die rechte, die soll leben!" [1])

Nachfeier. Am 3. October gaben die Garden aus den Ueberresten des Mahles in ihrer Kaserne noch ein Frühstück. Dieselbe begeisterte Stimmung, durch Wein und Musik noch erhöht. Damen theilen weiße Cocarden aus und lassen sich dafür die Hand küssen — ohne zu ahnen, wie übel dies gedeutet werden wird. Manche mögen Hoffnungen auf eine Aenderung der Dinge gebaut haben. Der Hof gewiß nicht — was sollte er mit 3600 Mann in Versailles anfangen, wenn sie auch noch so treu und anhänglich waren! er sann nicht auf Verrath, er beging höchstens eine Unvorsichtigkeit.

Macht der Lüge. Aber wie entstellte der Parteihaß diese Scenen in Paris! Die Nationalcocarde sei beschimpft worden, schon wollten die Edelleute das Schwert ziehen gegen die Canaille, der König wolle mit seinen Ministern nach Metz entfliehen, damit werde der Bürgerkrieg beginnen. „Die patriotische Partei", rief ein Straßenredner in Paris, „ist durch eine Frau und eine Cocarde zu Grunde gerichtet worden. Die weiße Cocarde ist das Zeichen des Bürgerkrieges! Nieder mit dieser Auflehnung gegen den Willen des Volkes, machen wir mit ihr ein schreckliches Ende! Das Gesetz erlaubt Jeden niederzuschlagen, der uns ans Leben geht — die einfärbige Cocarde ist ein Angriff auf die Freiheit, auf das Leben der Bürger. Wer eine trägt, den sollte man an den ersten besten Laternenpfahl aufhängen!" — Ein junger Mann, der eine weiße Cocarde trug, wurde ergriffen, schon war der Strick um seinen Hals, nur das schnelle Einschreiten der Wache rettete ihn vor dem Tode. Der Gemeinderath sieht sich genöthigt, das Tragen jeder anderen Cocarde, als der dreifarbigen, zu verbieten. Dazu kam, daß der Hunger die Erbitterung verschärfte: „Wir leiden Noth in Paris und in Versailles schwelgen die Verschwörer gegen das Glück des Volkes — wohlan, der König soll uns auch Brot beschaffen, holen wir den Bäcker und die Bäckerin nach Paris!" [2]) Hetzer schüren das Feuer. Danton ruft den District der Cordeliers unter die Waffen. „Auf nach Versailles!" wird die Losung.

Stimmung in Paris.

Lecointre. Lecointre, ein Tuchhändler in Versailles, welcher durch den Hof reich geworden war, aber ihn dafür bitter haßte, ein düsterer, melancholischer Mann, schrie: „Entweder muß die weiße Cocarde unter die Füße — oder Alles ist verloren",

---

[1]) „A bas la cocarde de couleur, vive la cocarde blanche, c'est la bonne." Mémoires de Ferrières, I, p. 282.

[2]) „Allons le chercher, allons chercher le boulanger!"

und schrieb, was sein boshafter Blick nur Verdächtiges erblicken mochte, an den Journalisten Gorsas, der in seinem Blatte sogleich die Sturmglocke läutete und noch hinzulog, es stehe ein ähnliches Fest für 4000 Ludwigsritter bevor, die dann die Nationalversammlung sprengen wollten. Die Aufregung war groß. Sonntag Nachmittag wurden schon Officiere auf der Straße beschimpft. Der Sturm brauste heran. —

Gorsas.

Montag 5. October früh schreien Weiber durch die Straßen, es finde sich kein Brot bei den Bäckern, das Volk sterbe vor Hunger, man müsse ins Stadthaus und da ein ernstes Wort reden. Alle Frauen, die ihnen begegnen, zwingen sie, mit ihnen zu gehen. Ein junges Mädchen nimmt eine Trommel weg und musicirt dem Zuge voran ins Stadthaus. Der Haufe wird immer größer, die Köpfe hitziger. Auch Männer in Weiberkleidung stoßen zu ihnen, andere in Waffen. Die Wache zu Pferd wird mit Steinwürfen in die Flucht gejagt, dasselbe widerfährt einer Abtheilung der Nationalgarde zu Fuß, die kurze Zeit dem Zuge Halt geboten hatte. Indeß dringen einige Weiber in das Stadthaus, meist junge und gutgekleidete, deren heitere Miene keine bösartige Absicht andeutet: sie eilen neugierig durch die Säle, sprechen mit den Gemeinderäthen, stellen Fragen an sie. Allmälig wird aber die Zahl größer — die einen steigen zum Thurm hinauf und läuten die Sturmglocke, andere singen und tanzen im Hof und verlangen mit Bailly und Lafayette zu sprechen. Indeß erbrechen Männer das Thor an der Seite, öffnen den Waffensaal, nehmen 800 Flinten weg, Patronen und Geld. Abbé Lefèvre, der sich wehrt, wird an einen Balken aufgehängt; ein mitleidiges Weib schneidet den Strick ab und rettet ihn, er bleibt aber sein Leben lang epileptischen Anfällen unterworfen.[1]) Weiber rufen: „Die Männer haben keinen Muth, sie wagen nicht, sich zu rächen, da wollen wir für sie handeln. Die Gemeinderäthe sind schlechte Bürger, Bailly und Lafayette Verräther, sie verdienen den Tod. Zünden wir das Stadthaus an und ziehen wir dann zur Nationalversammlung; wir wollen Alles hören, was sie bis auf den heutigen Tag beschlossen haben!" Zwei Frauen wollen Feuer an die Acten legen und das Stadthaus wäre verbrannt, wenn nicht der Gerichtsbote Maillard, einer der Bastillestürmer, ein pfiffiger Bursche, herbeigeeilt wäre, die Trommel geschlagen und sie mit dem Rufe: „Nach Versailles, Brot!" um sich versammelt hätte. Abtheilungen werden entsendet, um noch mehr Weiber zu holen, und ein seltsames Weiberpressen findet statt. Aus jeder Straße stoßen Haufen auf den Platz Louis XV., aus den Bächen wird ein Strom, aus den Strömen ein Meer. Die Menge der Frauen, die auf den elysäischen Feldern auf das Gebot Maillards sich in Reihe und Glied ordnen, Hauptmänninen, Oberstinen und Generalinen wählen, scheint unzählbar; das Gelächter und das Geschrei ist unsäglich. Unter den Führerinen ist die Schauspielerin Rosa Lacombe, Pierette Chabray, Reine Audu, genannt die Königin der Halle, und Théroigne de Mericourt, genannt die schöne Lüttichèrin.

Der 5. October. Die Weiber im Stadthaus. Lefèvre. Maillard. Weiberpressen.

Théroigne, das Kind braver vermöglicher Eltern in Mericourt im Luxemburgischen, verlor ihre Unschuld, ihren Glauben, ihr Lebensglück, und floh, von ihrem Verführer, einem Adeligen, verlassen, in der Verzweiflung nach England, wo sie die Augen einiger großen Herren auf sich zog und auf ihre Kosten einige Zeit hindurch ein üppiges und wüstes Leben führte. Beim liederlichen Prinzen von Wales soll sie der Herzog von Orleans gesehen und ihr Empfehlungskarten nach Paris gegeben haben. Hier kam sie, welche allen sittlichen Halt ver-

Théroigne de Mericourt.

[1]) Ferrières, Mémoires, I, p. 290—93.

loren hatte, mit den Häuptern der Revolution in Verbindung, namentlich mit dem Dichter Joseph Chénier. Ihr Abgott war Siéyès, ihm brachte sie öffentlich ihre Huldigung dar, ihre Leidenschaft war jetzt die Revolution; auch Pétion gehörte zu den Männern, welche sie verehrte. Von diesen war ihr Kopf mit revolutionären Gedanken verdreht. Frauen bewähren in Revolutionen oft den höchsten Enthusiasmus und sind der größten Opfer fähig. Théroigne nahm auf einmal strenge Sitten an, aus der Venus wurde eine Minerva, sie wollte ein Muster republikanischer Tugend sein. Sie trug sich jetzt wie eine Amazone, erschien in kurzem blauem Tuchkleid, bedeckt mit einem Hut nach Art Heinrichs IV., ein Schwert an der Seite, zwei Pistolen im Gürtel, eine Reitpeitsche in der Hand, zu Pferd, das sie meisterhaft zu leiten verstand. Sie hielt Anreden an das Volk, dessen Liebling die schöne Lütticherin bald wurde; sie war in den ersten Reihen der Kämpfer beim Sturm auf die Bastille; zum Lohne ihrer Tapferkeit erhielt sie einen Ehrendegen. Mit einem Winke lenkte sie die Massen. Wer beim Volke in Gunst kommen wollte, mußte ihr Schmeicheleien darbringen. Ihren wallonischen Accent vergaß man über ihrer Schönheit. „Waren ihre Züge auch nicht regelmäßig wie die der Venus von Praxiteles, so hatte sie doch ein so hübsches Gesichtchen, daß sie die Welt umdrehen konnte", sagt Duval. — Rosa Lacombe hatte die Bühne verlassen, um nur der Revolution zu leben. Sie war eben so schön, als frech, und wußte durch ihre Reden wie durch ihre Furchtlosigkeit in den Kämpfen das Volk zu bethören. Ihr Eifer rief die weiblichen Clubs ins Leben.

Siéyès. Pétion Rosa Lacombe

So brachen die Weiber in Reihe und Glied von Paris auf gegen Versailles; Maillard hatte viele bewogen, die Flinten, Gabeln und anderen Waffen niederzulegen, weil man nur eine Bitte der Nationalversammlung vortragen wolle.

Nach Versailles.

Bis Sèvres sei der Marsch mit Weisheit vor sich gegangen, bezeugte später Maillard vor Gericht. Ferrières aber behauptet, die Leute hätten allenthalben, wo sie durchzogen, die Thore vor ihnen geschlossen und ihren Grund dazu gehabt — mit Mühe habe jener sie in Sèvres vom Plündern abgehalten. Sie hielten Courriere und Wagen an, zwangen die Frauen mit ihnen zu gehen. Dem Zuge voran gingen zwölf Trommler. Hinter den Weibern kamen zwei Schaaren von Männern aus den Vorstädten und die „Sieger der Bastille",[1]) die eine geführt vom „Hauptmann der Eisenstöcke", die andere vom „General Pike", viele darunter mit langen Bärten, in einer Tracht, bei der es darauf abgesehen schien, schrecklich auszusehen. Es regnete, als der Zug der Weiber singend in Versailles einzog. „Es leben unsere tapferen Pariserinen!" riefen die Versailler.

Der Hof.

Man wußte im Schlosse noch Nichts von der Gefahr, die sich heranwälzte — ein Beweis von der Bethörung des einen Theils der Minister und vom Verrath des anderen. Der König war auf der Jagd in Meudon und die Königin weilte allein in ihrem Trianon, das sie zum letzten Male sehen sollte: sie saß in der Grotte und überließ sich ihrer Wehmuth, als sie ein Schreiben Saint-Priests um schleunigste Rückkehr bat. Auch der König wurde zur Heimkehr aufgefordert; er stieg zu Pferd.

[1]) Campan, Mémoires, II, p. 73.

Ein Ludwigsritter warf sich ihm plötzlich zu Füßen: „Sire, man täuscht Sie. Ich komme eben von der Kriegsschule, ich habe nur Weiber gesehen, welche um Brot bitten wollen. Haben Sie keine Furcht." — „Furcht?" entgegnete der König, „ich habe nie in meinem Leben Furcht gehabt" und gab dem Pferde die Sporen. Im Schloß erfuhr er, eine Horde von Weibern sei aus Paris schon bis Chaville an der Einfahrt von Versailles angekommen. Man ließ die Gitter des Schlosses zumachen und die Leibwache und das Regiment Flandern unter die Waffen treten. Der Rath war zuerst der Ansicht, der König solle mit seiner Familie Versailles verlassen. Der Commandant d'Estaing erklärte der Municipalität die Gefahr: sie bevollmächtigte ihn, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die Wagen der Königin fuhren vor, aber die Bürgerwehr von Versailles hielt sie an — so war es unmöglich Versailles zu verlassen. Der König.

Die Stimmung in der Nationalversammlung war damals eine gereizte. Einmal hatte sie am 15. September die Beschlüsse vom 4. August zur Genehmigung vorgelegt und der König hatte am 18. September eine nur theilweise Bestätigung ertheilt, denn die Abgabe der Annaten an den Papst und die Unverletzlichkeit der Lehensbesitzungen mehrerer auswärtiger Fürsten in Frankreich gründeten sich auf Verträge der Krone und könnten nur auf dem Wege der Unterhandlung aufgehoben werden. Die unentgeltliche Abschaffung des Zehnten komme nur den Grundbesitzern zu gut, aber nicht dem Staate, zu dessen Besten der bisherige Ertrag verwendet werden sollte, um den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen; für entrissene Rechte müßte den Bischöfen Entschädigung ertheilt werden. Auch erfordere die Aufhebung des Stellenverkaufs große Summen. Die Demokraten hatten darauf erklärt, die genannten Beschlüsse gehörten zur Verfassung und der König habe sie einfach zur Darnachachtung den Behörden mitzutheilen, worauf am 20. September die königliche Bewilligung alles Verlangten erfolgte. — Die Versammlung. Beschlüsse des 4. August bestätigt.

Jetzt kam am 5. October die Antwort des Königs auf die ihm am 2. October geschehene Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers. Sie verlangte zuvor Fassung der Artikel in Gesetzform und Stärkung seiner Macht, damit er sie als König vollziehen lassen könne, denn wie es jetzt sei, könne er weder für das richtige Eingehen der Steuern, noch für die freie Durchfuhr der Lebensmittel, noch für die Sicherheit der einzelnen Bürger mit dem gehörigen Nachdruck sorgen. Billig Denkende sahen in dem Schreiben nur den Ausdruck des Eifers für das Heil des Volkes und fanden es in der Natur der Sache begründet, daß der König nicht immer einzelne abgerissene, in der Aufregung des Augenblickes beschlossene Bruchstücke der Verfassung bestätigen, sondern die Vorlegung der gesammten, harmonisch in sich zusammenhängenden Verfassung vorgelegt haben wollte. — Die Demokraten aber nahmen dieses Schreiben zum Anlaß, das Volk über die Absichten des Königs zu täuschen. Die Menschenrechte. Antwort des Königs.

Robespierre meinte, die Antwort des Königs widerspreche den Rechten der Nation; der König habe kein Recht, die Verfassung zu bemäkeln, sondern nur

Robespierre. die Pflicht, sie durchzuführen. Adrian Duport fand, es mangle dem Schreiben die Gegenzeichnung eines Ministers. Man warte nur bessere Umstände ab, wie die Orgien des Festmahls der Leibwächter andeuten. Mirabeau-Tonneau wurde mit seiner Mahnung: „Wenn wir selber die königliche Gewalt untergraben, so wird die Anarchie bald wieder da sein" niedergeschrieen. Pétion sprach von der Beschimpfung der Nationalcocarde. Der Graf Mirabeau aber betonte, der König müsse frei seine Zustimmung geben, nicht gezwungen —, dann sei seine Genehmigung ein Schutz der nationalen Freiheit.

Die Nationalversammlung. Auch die Nationalversammlung war überrascht, nur auf Seitenwegen und durch Gerüchte bekamen Einige Kunde vom Anmarsche der Weiber. Den Vorsitz hatte damals Mounier. Ihm flüsterte Mirabeau ins Ohr: „Paris marschirt gegen uns." — „Ich weiß Nichts davon", entgegnete Mounier. — „Sie mögen es glauben oder nicht", fährt Mirabeau fort, „das geht mich Nichts an, aber Paris ist gegen uns im Anmarsch! — Stellen Sie sich plötzlich unwohl, gehen Sie zum Schloß hin und sagen Sie es dort. Es ist kein Augenblick zu verlieren." Mounier — „Paris gegen uns im Anmarsch!" antwortete Mounier ärgerlich. „Gut, dann sind wir um so eher in der Republik!" — Und er blieb auf seinem Stuhl.

Man beschloß eben, eine Deputation an den König zu schicken, daß es ihm gefallen möge, die Menschenrechte kurzweg anzunehmen,[1]) als man den Lärm der heranstürzenden Weiber hört und der Waibel meldet, daß sie Einlaß begehren. Mounier will nur Zwanzigen den Zutritt gestatten — aber Alle wollen herein, und Maillard hat Mühe, die Andern zurückzudrängen.[2]) Die Weiber kommen. Dieser erscheint als Sprecher an der Schranke, den Säbel in der Hand; mit ihm treten 15 Weiber ein, vom Regen durchnäßt, vom Marsche beschmutzt; Eine trägt eine Trommel an einer Stange.

Maillard Maillard hebt an: „Das Volk hat Mangel an Brod; es ist in Verzweiflung; es hat den Arm erhoben und wird sicher seinem Unmuth Luft machen. Wir verlangen die Erlaubniß, Häuser zu durchsuchen, die im Verdachte stehen, daß dort Mehl verborgen ist. Es geziemt der Nationalversammlung, Blutvergießen zu verhindern, aber sie hat auch in ihrer Mitte Feinde des Volkes und diese sind Schuld an der Hungersnoth. Schlechte Menschen geben den Müllern Geld und Kassenscheine, auf daß sie nicht mahlen. Das Volk hat die Beweise dafür, es kennt die Namen seiner Feinde. Wir wollen sie nicht nennen, weil wir Angeberei verachten." — „Sind Sie auch dessen sicher, was Sie da vorbringen?" fragte Mounier. — „O ja", riefen Maillard und die Weiber. — „Gut, so nennen Sie diese Männer." — „Das Amt eines Angebers ist unehrenhaft." — „Nennen Sie diese Männer!" — Zwei Abgeordnete flüstern den Frauen Etwas zu und diese rufen: „Der Erzbischof von Paris!" — Ueberraschung und Unmuth bemächtigen sich der Versammlung. Auf neue Aufforderung, die Beweise für die Wahrheit seiner Aussage vorzulegen, redet sich Maillard auf eine Dame aus, die ihm Alles gesagt, welche die Beweise in ihrer Wohnung habe, er aber habe die Nummer und Straße derselben vergessen! —

Robespierre. Doch Robespierre kommt dem Verlegenen zu Hilfe: auch er habe am Morgen etwas Aehnliches gehört. Jetzt faßt Maillard wieder Muth, daß

[1]) Purement et simplement.
[2]) Mémoires de Ferrières, I, p. 309.

er zu rufen wagte: „Wir verlangen, die Rücksendung des Regimentes Flandern, Genugthuung für die Beleidigung der Nationalcocarde: wir aber werden Alle nöthigen sie zu tragen!" — Als er hörte, daß sein anmaßender Ton Murren erregte, rief er: „Wir sind ja alle Brüder!" zog eine schwarze Cocarde aus der Tasche, zerriß sie zornig und trat sie mit Füßen. Offenbar war er betrunken, die Weiber aber auch. „Wo ist denn unser Graf Mirabeau?" [1]) riefen sie in Einemfort, „wir wollen ihn sehen!" Einige zeigten ein Stück schwarzes Brot: „Davon soll die Königin essen, wir werden ihr dann den Hals abschneiden." — Immer mehr Weiber drangen unterdessen in den Saal, setzten sich zu den Deputirten, küßten sie, sprachen laut. Indeß ward eine Verordnung wegen der Lebensmittel Maillard übergeben. „Wir sind mit diesem Beschlusse nicht zufrieden, es steht Nichts darin, daß wir die Häuser durchsuchen dürfen. — Glauben Sie mir, Sie verhindern Blutvergießen, wenn Sie thun, was wir wollen." — Mounier wollte dem König den Erlaß bringen und zugleich um unbedingte Annahme der Menschenrechte bitten. — Die Weiber verlangten aber mitzugehen: vergebens betheuerte ihnen Mounier, der König könne ihnen nichts Anderes sagen, als daß er im Verein mit der Nationalversammlung sich alle Mühe geben werde, um Paris mit Lebensmitteln zu versorgen — er mußte sie mit ins Schloß hinüber nehmen. Der Platz vor demselben war voll von hungrigen Weibern und tobenden, pikenbewaffneten Männern. Es regnete. Schüsse fielen. [2]) Zuerst ging es zu Saint-Priest, der den Weibern bitter sagte: „So lange Ihr nur einen König hattet, ist Euch nie das Brot abgegangen; jetzt habt Ihr deren 1200, geht zu ihnen, sie sollen es Euch verschaffen." — Die Weiber beim König.

Dann wurden die Weiber vor den König gebracht. Die schönste unter ihnen, Louison Chabry, 17 Jahre alt, Arbeiterin in Sculptur, trug die Beschwerden der Pariserinen vor. Als der König, gerührt über ihre Leiden, freundlich antwortete: „Ihr kennt mein Herz; ich will anordnen, daß alles Brod, so in Versailles aufzutreiben ist, Euch übergeben wird" — wurde Louison so ergriffen, daß sie in Ohnmacht fiel. Der König fing sie in seinen Armen auf und ließ ihr alle Hilfe zu Theil werden, bis sie wieder zu sich kam. Entzückt von der Huld und Gnade des Königs eilten die Weiber aus dem Palaste und riefen auf dem Platze: „Es lebe der König, unser guter König und sein Haus! morgen haben wir Brod!" — Sie meinten es ehrlich; aber nicht so die Weiber, welche vor dem Schlosse standen. Louison Chabry.

„Diese Närrinen", hieß es, „haben sich beschwatzen lassen; sie haben Geld bekommen; man muß sie aufhängen, wenn sie nichts Schriftliches vom König haben." — Louison galt ihnen gar als eine Verrätherin, als sie hörten, der König habe sie in den Armen gehalten. Im Augenblicke machten sie aus Strumpfbändern einen Strick, um sie aufzuhängen, und die Arme wäre verloren gewesen, hätte der Officier des nahen Postens sie nicht gerettet: er führte diese Weiber wieder in den Schloßhof zurück. Der König zeigte vom Balkon das schriftliche Versprechen, daß er alles Korn in Senlis und Lagny aufkaufen und Paris damit

[1]) Ferrières, Mémoires, I. p. 312—15.
[2]) Mémoires de Weber, I, p. 432.

versorgen werde, und ließ diese Frauen, um sie vor der Wuth der andern zu schützen, in seinen Wagen nach Paris zurückführen.[1])

Plänkeleien. Indeß kam es zu Plänkeleien zwischen den Soldaten, welche das Schloß schützen sollten, und den Weibern und in Weiberkleidern steckenden Männern, welche in das Schloß eindringen wollten, und der Bürgerwehr von Versailles, welche mit den Parisern Bruderschaft trank. Man mag sich die schwierige Lage der Wächter des Schlosses denken. Als Luxembourg fragte, ob er Gewalt mit Gewalt vertreiben dürfe, antwortete der König: „Was? Krieg gegen Frauen? Sie machen Spaß!" Die Soldaten bekamen Befehl, Alles zu vermeiden, was das Volk reizen könnte, die Hand nicht auf den Säbel zu legen, noch auf die Pistolen. „Mit solcher Ergebung gehorchten sie, daß man sie der Reihe nach hätte erwürgen können, ohne daß daß sie sich gerührt hätten."[2])

Das war aber den Verschworenen nicht recht, sie wollten einen Hader, um einen Grund zu haben, das Schloß anzugreifen. Luxembourg, welcher die böse Gesinnung der Versailler kannte, befahl, durch sechs Officiere der Bürgerwehr zu sagen, daß die Leibwache ihr Feind nicht sei, daß sie die Nationalcocarde nicht mit Füßen getreten hätte. Schon wollten die Sechs gehen, als d'Estaing sie warnte, sie würden geschlachtet werden, auch auf ihn habe man geschossen, er sei nicht mehr Meister der Bewegung, er müsse das Gitter schließen lassen. Da will sich ein Pariser in die Reihen der Garden eindrängen; man befiehlt ihm wegzugehen, er gehorcht nicht und sucht in das Schloß zu dringen; der Officier Savonière eilt ihm nach und schlägt mit dem flachen Säbel nach ihm, daß er sich fortmache. „Man tödtet uns!" schreit der Geschlagene. Ein Schuß fällt, der den Arm Savonières zerschmettert. Bald ertönt das Geschrei: „Die Gardes-du-Corps feuern auf das Volk!" und Pariser und Versailler kommen mit Piken, Flinten und Kanonen. Luxembourg gibt den Gardes-du-Corps Befehl, sich zurückzuziehen; indeß geben die Versailler eine Salve auf sie. Ein Haufe will das Schloß angreifen, während Andere ihm zurufen, es sei nicht nöthig, die Pariser Bürgerwehr sei unterwegs und werde sich des Königs, der Königin und all der Dummköpfe bemächtigen, die um sie herum seien; diese Leute verständen doch nicht zu regieren und man müsse sich dieser Last entledigen. —

(Randnotiz: Pariser und Versailler.)

Orleans. Es ist die Ueberzeugung tüchtiger Gewährsmänner, daß der Herzog von Orleans oder seine Partei bei diesem Weiberaufstande die Hand im Spiel hatte, daß es galt dem König Angst einzujagen, ihn zur Flucht zu bewegen, und daß dann Orleans als Generalstatthalter des Reiches ausgerufen werden sollte. „Er war unruhig und unentschlossen", sagt Ferrières,[3]) „wie alle schwachen Menschen im Augenblicke der Entscheidung; er zeigte und verbarg sich, je nachdem seine erregte Seele Hoffnung hegte oder Angst. Man sah ihn am Morgen im runden Hut und grauen Kleid aus der Vorstadt Saint-Antoine kommen; um 1 Uhr verließ er die Nationalversammlung und

[1]) Bertrand de Molleville.
[2]) Weber, l. c. I, p. 452.
[3]) Ferrières, l. c. I, p. 319—20.

nahm den Weg nach Paris; dann sah man ihn wieder auf dem Weg nach Versailles, umgeben von Pikenträgern, aber er konnte seinem bösen Gewissen und seiner Furcht nicht entfliehen. Er ging diesmal auf die Pläne der Verschworenen ein, einige Mitglieder der Versammlung, die sich durch Geist, Muth und Rechtschaffenheit auszeichneten, aus dem Wege zu räumen." Theroigne sagte auch ihrem Anhang an, sie wolle ihnen die wahren Freunde schon zeigen in der Versammlung. Diese bot damals den widerwärtigen Anblick einer Kneipe dar. Weiber und Männer saßen auf den Bänken, aßen, tranken, lachten, verlangten billiges Brot und Fleisch, umdrängten den Präsidentenstuhl, den in Mouniers Abwesenheit der Bischof von Langres einnahm, mit dem Ruf: „Nieder mit den Pfaffen! Bildet euch nicht ein, daß wir Kinder sind, mit denen man spielen kann; wir haben den Arm erhoben und werden die Verräther schon treffen." — Gröblich beschimpft hob der Bischof die Sitzung auf. Die Nationalversammlung.

Im Schloß herrschte unsägliche Verwirrung. Man hörte in Einem fort Schüsse und vernahm ängstigende Berichte. Befehl und Gegenbefehl folgten einander in Hast. Die Truppen mußten in ihre Kaserne, dann mußten sie wieder vor das Schloß rücken, dann bekamen sie wieder die Weisung, sich nicht zu rühren. Saint-Priest [1]) rieth dem König zur Flucht, die Königin erklärte, daß sie sich nie von ihrem Gemahl trenne. Andere, wie Necker, riethen, daß der König die Ankunft Lafayettes abwarte, die Gefahr sei nicht so groß, auch frage es sich, ob Flucht noch möglich sei. Flucht sei der Anfang des Bürgerkrieges, die Gewalt gehe in die Hände der Gegner über. Der König sagte: „Wenn ich mich entferne, werden sie den Herzog von Orleans krönen." Mehrere Edelleute baten die Königin, ihre Pferde benützen zu dürfen zur Deckung der Flucht der königlichen Familie: „Ja, recht gern", entgegnete die muthige Marie Antoinette, „wenn das Leben des Königs in Gefahr ist; ist aber bloß mein Leben in Gefahr, so gebe ich Euch meine Einwilligung nicht." — Der Hof.

Mounier kehrte endlich vom König mit der unbedingten Genehmigung der Menschenrechte zurück in die Versammlung, in welcher er jedoch nur Weiber und Männer in Waffen traf; ein Weib saß auf dem Stuhl des Präsidenten. Als er ihnen mittheilte, die Menschenrechte seien unbedingt angenommen, riefen sie: „Verschafft das den armen Leuten in Paris Brot?" Er ließ die Deputirten zur Sitzung zusammenrufen, einige kamen, aber es war vor Lärm nicht möglich zu verhandeln. Da zeigte Mirabeau sein grimmes Gesicht und rief mit Stentorstimme: „Wie wagt man unsere Sitzungen zu stören?!" — „Bravo!" riefen die Weiber und klatschten Beifall und einige Augenblicke herrschte Ruhe. Viele lagen trunken auf den Stühlen. Die Menschenrechte

---

[1]) Er hat über diese Tage einen werthvollen Bericht hinterlassen. Vgl. Eclaircissements inédits.

Die Nationalgarde

Indeß vernahm man Trommelwirbel und den Anmarsch eines Heeres. Es war ein anderer Theil von Paris, der in Waffen heranzog, die Bürgerwehr unter Lafayette. Kaum waren die Weiber aus Paris abgezogen, so rasselte der Generalmarsch durch die Straßen und rief die Bürgerwehr zusammen. Sechs Grenadiere begaben sich zu Lafayette: „Herr General! wir halten Sie nicht für einen Verräther,[1]) aber wir glauben, daß die Regierung uns verräth; es ist Zeit, daß das ein Ende nimmt. Wir können unsere Bajonnette nicht gegen die Frauen kehren, die Brot verlangen. Der Lebensmittelausschuß ist boshaft oder seines Amtes nicht mächtig, jedenfalls muß man ihn ändern. Das Volk ist elend, die Quelle des Unglückes ist in Versailles. Man muß den König nach Paris holen, das Regiment Flandern und die Gardes-du-Corps vernichten, welche die Frechheit hatten, die Nationalcocarde mit Füßen zu treten. Ist der König zu schwach für die Krone, so lege er sie nieder. Wir rufen dann seinen Sohn aus, setzen einen Regentschaftsrath ein und Alles wird besser gehen." — Lafayette gab die Antwort: „Wie, Ihr wollt also Krieg gegen den König führen und ihn zur Flucht nöthigen?" — „Nein, Herr General, es thäte uns sehr leid, denn wir haben ihn gern; er wird nicht fortgehen, und verläßt er uns, so haben wir den Dauphin." — Lafayette thut, wie wenn er erstaunt wäre, und sucht, sie auf andere Gedanken zu bringen, aber sie antworten insgesammt: „Es ist unnütz, uns überreden zu wollen, unsere Kameraden denken gerade so wie wir; wenn Sie es auch uns ausreden könnten, so doch nicht den Andern." Da steigt Lafayette auf sein Streitroß und sprengt auf den Grèveplatz und mahnt die Soldaten an ihren Eid, treu zu sein der Nation, dem Gesetz und dem König. Aber seine Stimme verhallt unter dem Geschrei: „Nach Versailles, nach Versailles!" — Mehrere Grenadiere treten an ihn heran und beschwören ihn, nach Versailles zu ziehen, den günstigen Augenblick nicht zu verlieren, um die Ränke der Aristokraten zu vereiteln. „Es ist seltsam", sagt Einer zu seinen Kameraden, „daß Herr von Lafayette dem Volke befehlen will, während es am Volke ist, ihm zu befehlen. Er muß marschiren lassen, wir alle wollen es!" Auch der Maire Bailly kommt angefahren und redet zur Bürgerwehr — aber vergebens, und ist froh, wieder auf seine Amtsstube zurückzukommen.

(Randnotizen: und Lafayette; Bailly.)

So vergeht Stunde auf Stunde im Hin- und Herreden; die Officiere bitten den General nachzugeben, das Murren der Gemeinen aber wird drohend. Aus der Ferne hört man den Ruf: „An die Laterne!" Lafayette erklärt, daß er nur auf Befehl des Gemeinderaths den Marsch antreten werde. Da wird ihm über die Tausende von Köpfen weg ein Schreiben gereicht,[2]) er ergreift es, während Aller Augen auf ihn gerichtet sind, liest es, verän-

Befehl zum Abmarsch.

[1]) So gibt Bertrand de Molleville ihre Anrede, in etwas anderer Fassung findet sie sich bei Ferrières, l. c. I, p. 294.

[2]) Ferrières, l. c. I, p. 295—97.

dert die Farbe und gibt Befehl zum Abmarsche. Das Schreiben lautet: „In Anbetracht der Umstände und des Willens des Volkes und auf die Vorstellung des Befehlshabers, daß es unmöglich ist, ihm zu widerstehen, gibt der Gemeinderath dem Befehlshaber die Vollmacht, ja die Weisung, nach Versailles zu ziehen.“ — Unter Trommelschlag und Musik, mit Kanonen und Munition, wälzt sich die Masse nun — ungefähr 30.000 Mann — durch die Straßen von Paris gen Versailles unter dem Beifallsdonner der Menge. „Lafayettes Antlitz“ erzählt der ehrliche Ferrières, „wurde heiter, es schien zu sagen: „Ihr wollt es, gut, ich gehorche!“ — Es ist drei Uhr Nachmittags. Er hält oft an auf dem Marsch, mahnt seine Soldaten an ihre Pflicht, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, treu zu sein dem König und der Nation. Erst gegen Mitternacht rückt er in Versailles ein, wo indessen die Zustände mehr Besorgniß zu erregen begannen.

Zug nach Versailles.

Da der König nicht wußte, was der Heranzug bedeute, und keine Macht der Macht entgegenzustellen hatte, so wollte er sich mit der Unverletzlichkeit der Deputirten decken, und ließ Mounier bitten, mit einer möglichst großen Anzahl zu ihm zu kommen. Dieser fand aber nur Fischweiber in der Kammer, die über das berietheu, was diese Nacht zu geschehen habe. Da kamen arge Dinge zur Sprache. Ferrières hörte, wie Eine eifrig nach dem Zugang zu den Gemächern der Königin fragte, deren festen Sinn man fürchtete und die darum der Gegenstand des wildesten Hasses war. Marie Antoinette wußte dies auch: „Ich habe gehört“, sagte sie, „daß man von Paris kommt und meinen Kopf haben will; doch habe ich von meiner Mutter gelernt, den Tod nicht zu fürchten, und werde ihn mit Festigkeit erwarten.“ — „Sie allein“, erzählt der treue Weber,[1] „sie allein zeigte eine edle, würdige Haltung inmitten dieses bestürzten Hofes; ja sie war eine würdige Tochter ihrer Mutter, und wenn sie mit ihrer Seelengröße und ihrem Muthe nicht den gleichen Erfolg hatte, wie Maria Theresia, so ist der Grund davon, weil diese es mit edlen Magyaren, jene aber mit elenden Parisern zu thun hatte.“

Der König.

Marie Antoinette.

Mounier hat mit Trommelschlag die Abgeordneten zusammengerufen. Da tritt Lafayette ein und beruhigt den ängstlichen Mann: der Friede werde bald hergestellt sein, wenn man Forderungen bewillige, welche unter anderen Verhältnissen sehr wichtig, in der jetzigen Krisis aber sehr gering seien. Dann eilt Lafayette ins Schloß und verbürgt sich in hochfliegender Weise für die Sicherheit der königlichen Familie: mit seinem Kopfe stehe er für das Benehmen seiner Soldaten ein; man möge sich nur zur Ruhe begeben. Mit dem König hat er eine geheime Besprechung und zwei Gemeinderäthe, die mit ihm kamen, tragen die Wünsche der Stadt Paris vor: diese sind jetzt, da die Menschenrechte schon im vollsten Sinne genehmigt sind, bloß: daß die Ehre, den König zu bewachen, der Nationalgarde überlassen werde, nämlich den Centralgrenadieren, welche früher als Gardes français

Lafayette

Die Wünsche von Paris.

[1]) Weber, l. c. I, p. 439.

schon dieses Vorrecht hatten; dann daß für Lebensmittel gesorgt werde; drittens, daß man Richter in die Gefängnisse schicke, die mit Gefangenen überfüllt seien; viertens, daß der König geruhe, in sein getreues Paris zu kommen und dort zu leben. Die drei ersten Bitten bewilligte der König sogleich, über die vierte wollte er sich noch berathen.

Abgeordnete. Indeß waren die Deputirten ins Schloß gekommen. Der König entließ sie aber in Gnaden mit den Worten: „Ich wollte mich mit den Vertretern der Nation im Augenblick, wo ich Lafayette sehen sollte, umgeben und Ihres Rathes mich erfreuen. Doch Lafayette kam vor Ihnen. Ich kann nur noch sagen, daß ich nicht die Absicht hatte zu fliehen und daß ich mich nie von der Nationalversammlung trennen werde." [1])

Die Nacht vom 5. October. Lafayette gab dann den Garden die Wachposten wieder zurück und Alles schien zur Ruhe zurückzukehren. Gouvion erzählte den Abgeordneten, wie die Bürgerwehr von Paris mit dem Bewilligten zufrieden sei und am anderen Morgen wieder heimkehren wolle. Berthier meldete den Versaillern, daß die Gardes-du-Corps den Bürgereid ablegen und die Nationalcocarde tragen würden. Es war zwei Uhr. Die königliche Familie begab sich zur Ruhe. Lafayette verließ das Schloß und warf sich um fünf Uhr in seinem Hotel auf das Bett. Weber meint jedoch ganz richtig: [2]) „Wenn seine durch die Anstrengungen des Tages erschöpfte Natur der Ruhe bedurfte, so hätte er sie im Vorzimmer des Königs suchen sollen. — Konnte er sich denn verhehlen, daß dieselbe Partei, welche am Morgen die Hefe von Paris nach Versailles hatte abgehen lassen, im Schatten der Nacht ihre geheimen Pläne würde ausführen wollen, und wenn er es fürchten mußte, wie konnte er sich von der geheiligten Person des Königs und der Königin entfernen?" —

Lafayettes Fehler.

Die Aufregung auf den Straßen steigerte sich indessen. Die Menge kauert um Feuer herum, die man von Stelle zu Stelle angezündet hat, trinkt und ißt. Das Pferd, das man einem Leibwächter getödtet hat, wird gebraten und mit Gier verzehrt. Oberstlieutenant Lecointre schürt das Feuer der Erbitterung. Kleine Gruppen bilden und bewegen sich unter angewiesenen Führern still gegen das Schloß. Nicht alle Eingänge sind sorgfältig versperrt oder bewacht. Eine Schaar findet den Durchgang beim Gitter der Kapelle und ein Nationalgardist aus Versailles zeigt ihr den Weg zur Stiege des Königs.

Einbruch ins Schloß.

Miomandre. Miomandre de Saint-Morin ruft dieser Schaar zu: „Meine Freunde, Ihr liebt Euren König und werdet seine Ruhe im Palast nicht stören wollen!" Niemand gibt Antwort. Die Leibwächter stellen sich in ihrem Saale auf, die Fremdlinge sprengen die Thüren und nehmen die Richtung gegen das Schlafzimmer der Königin: „Wir wollen ihr den Kopf abschneiden, das Herz herausreißen, die Leber braten!" — Miomandre ruft durch die Thüre: „Rettet die Königin! man will ihr ans Leben, ich bin allein gegen 2000 Tiger, meine Kameraden mußten ihren Saal räumen." Dann stellt er sich vor die Thüre und wehrt den Stoß einer Pike ab, stürzt aber bald unter einem Kolbenschlage in seinem Blute zusammen. —

[1]) So der Augenzeuge Ferrières, l. c. I, p. 325.
[2]) Weber, l. c. I, p. 442.

Der Herzog von Orleans erging sich indeß, den Spazierstock in der Hand, vor dem Schloß, lächelte den Einen zu, sprach freundlich mit den Andern. „Unser Vater ist da!“ riefen sie, „es lebe Orleans, unser König!“ Das macht ihm Muth, er steigt die Stiege ins Schloß hinauf, wagt aber nicht den letzten Schritt zu thun und zeigt nur mit dem Finger, wo das Gemach der Königin ist, und eilt rasch wieder hinunter. Auf die Thüre der Königin wird jetzt losgeschlagen, schon springen die Platten, sie hat kaum Zeit einen Mantel umzuwerfen und durch einen langen Gang zum Gemach des Königs zu eilen. Der Lärm ist so groß, daß man ihr Klopfen kaum hört. „Rettet mich, meine Freunde!“ ruft sie den Wachen zu. Unter Thränen stürzt sie endlich in die Arme des Königs und ihrer Kinder. Orleans. Die Königin.

Indeß war die Thüre ihres Gemaches dem Andrange der Meuterer gewichen, sie fanden ihr Bett leer und durchwühlten es mit den Fäusten und durchbohrten es mit den Schwertern. Vom Bett der Königin weg, drangen sie gegen das Gemach des Königs vor, in der ersten Wuth hätten sie die ganze königliche Familie ermordet.[1]) Da erschienen aber im Vorsaal alte Grenadiere der königlichen Garden, welche diese Horde die große Stiege hinabdrängten. Unten trafen sie einen anderen Haufen, der ein anderes Gitter erbrochen und zwei Leibwächtern den Kopf abgeschnitten hatte, und dessen Führer, ein ehemaliger Sträfling, ein Kerl in ziegelrothem Barte und gräulicher Tracht, Jourdan, von da an meist der Kopfabschneider genannt, sich eben anschickte, bei fünfzehn anderen überwältigten und verwundeten Leibwächtern das gleiche Geschäft zu verrichten, während Andere auf fliehende Leibwächter wie auf Wild Jagd machen, im Blute der Ermordeten sich die Hände und das Gesicht waschen, Andere in teuflischer Freude um die Leichen tanzen, Einige den Vorschlag machen, die Kaserne der Gardes-du-Corps mit Kanonen zu beschießen, wogegen Andere es lustiger finden, sie einzeln nach einander zu hängen, um die Freude länger zu genießen. Einer redet zur Menge: „Man muß nur den Dauphin und den Herzog von Orleans schonen. Lafayette ist ein Verräther!“ Jourdan Coupe-tête.

Dieser Lafayette eilt jetzt an der Spitze der Grenadiere herbei, sich schämend, seiner Vertrauensseligkeit und seines Schlafes und aller Mißgriffe, so er vorigen Tages begangen, und fährt heftig die ehemaligen Gardes français unter der Pariser Bürgerwehr an: „Ich habe dem König mein Wort gegeben, daß seinen Leibwächtern kein Leid geschieht; wenn Ihr mir mein Wort brecht, so mag ich auch nicht mehr Euer General sein. — Auf, zieht Eure Säbel!“ Die Grenadiere stürzen sofort auf die Mörder los und entreißen ihnen ihre Beute. — In diesem Augenblick öffnet der König, welcher hörte, seine Leibwachen seien in Gefahr, das Fenster, zeigt sich auf dem Balkon dem Volke und bittet es, die Unglücklichen zu schonen. Der Ruf ertönt: „Es lebe das Volk!“ — aber auch: „Es lebe der König!“ und dieselben Gardes-du-Corps, die eben noch fürchteten, wie Schafe geschlachtet zu werden, sehen Lafayette König und Pöbel.

---

[1]) Die Campan läugnet dies. Mémoires, II, p. 78.

sich jetzt umarmt und geliebkost von denselben Tigern, welche soeben noch über die Art, wie sie die Leibwächter tödten sollten, berathen hatten.[1])

Doch war man um den König noch nicht ganz sicher wegen der Haltung der Pariser, die Napoleon I. bekanntlich die ärgsten Gassenbuben genannt hat. Alles war Verwirrung und Schluchzen. Die Minister kamen, aber sie waren vom Schrecken betäubt und ohne die nöthige Ruhe des Geistes, um Necker. einen guten Rath zu geben. Das kläglichste Bild bot Necker, einst der Abgott des Volkes — jetzt hatte er Gelegenheit, seine Beliebtheit zu erproben; aber er blieb unbeweglich und niedergeschmettert, während die Königin mit edler und hinreißender Festigkeit Alles um sie ermuthigte. „Ich habe den Muth zu sterben, aber ich möchte, daß Denen, welche sich zu Meuchelmördern herabwürdigen, auch das Bewußtsein ihres Verbrechens aufginge, daß sie sich als das zeigen, was sie sind." Eine Kugel schlug in diesem Augenblick an die Mauer beim Fenster. Schnell stellte sich der Marineminister La Luzerne zwischen das Fenster und die Königin, um sie mit seinem Leibe zu schützen. „Ich danke Ihnen, ich sehe Ihre gute Absicht, aber hier ist mein Platz; gehen Sie zum König." [2]) Als sie unten im Hof den Herzog von Orleans mit Adrian Duport Arm in Arm gehen sah, erschrack sie und rief: „Sie wollen den Dauphin umbringen!" nahm ihren Sohn in die Arme und eilte in ein anderes Gemach. —

König und Volk. Indeß wogt ein Meer von Menschen unter dem Balkon im Hofe des Schlosses auf und ab und ertönt wie Donner der Brandung der Ruf: „Der König nach Paris!" Bei der Berathung legt Lafayette die Reise nach Paris als eine Nothwendigkeit dar. Von allen Seiten gedrängt und müde, verspricht der König, noch denselben Tag nach der Hauptstadt abzureisen. Dann betritt er zum zweiten Male den Balkon und redet zu dem Volke; „Meine Kinder, Ihr wollt, daß ich Euch nach Paris folge; ich willige ein, aber unter der Bedingung, daß ich mich nicht trenne von meiner Gattin und den Kindern und daß den Gardes-du-Corps kein Leid geschieht." — Die Menge antwortet: „Es lebe der König! es leben die Gardes du Corps!" und Flinten werden abgeschossen zum Zeichen der Freude. Dann ruft die Menge nach der Königin. Lafayette naht ihr und bittet sie, sich auf dem Balkon zu zeigen, Die Königin. es sei nöthig, um das Volk zu beruhigen. — „In diesem Falle trage ich kein Bedenken und müßte ich auch auf das Schaffot, ich gehe." — „Haben Sie keine Furcht!" — „Ich mich fürchten?" sagt stolz Maria Theresias Tochter. Sie nimmt die Kinder an die Hand und naht dem Balkon. „Keine Kinder!" heißt es; sie schiebt sie zurück. Warum keine Kinder? soll deren Anblick nicht rühren, nicht Theilnahme erwecken, vielleicht die Mutter nicht schützen dürfen vor der mörderischen Kugel? Daran scheint Maria Antoinette

---

[1]) Weber, Mémoires, I. p. 448.
[2]) Ibid., I, p. 449.

gedacht zu haben und betritt todesgefaßt, den Blick gen Himmel gerichtet, die Arme über die Brust gekreuzt den Balkon, wie ein edles Opfer, das bereit ist.[1]) Ihre Hoheit, ihre Festigkeit, die Größe ihres Erscheinens, ergreifen die Herzen, der Haß verstummt, die Blutgier scheint gestillt. Die Bewunderung ihres Muthes entringt Allen den Ruf: „Bravo! — es lebe die Königin!" Um zu zeigen, wie man die Königin verehren müsse, beugt sich Lafayette vor ihr und küßt ihr ehrerbietig die Hand. Dann führt er den Hauptmann der Gardes-du-Corps, der jetzt am Hut eine ungeheure Tricolore trägt, auf den Balkon und umarmt ihn. Nationalgarden und Gardes-du-Corps tauschen ihre Hüte aus zum Zeichen der Versöhnung und das Volk ruft: „Es leben die Gardes-du-Corps!" Der Rausch der Freude folgt auf die Trunkenheit der Wuth. Kanonendonner und Gewehrsalven verkünden den Abschluß des Friedens nach dem Siege der Pariser über den König. Alles will jetzt national sein und um 1 Uhr soll der Abmarsch nach Paris beginnen. Lafayette

Aber was sagt die Nationalversammlung dazu? Wird sie in Versailles bleiben? Mounier hätte in der Nacht die Versammlung gerne beisammen erhalten, weil er dem Pöbel einen Angriff auf das Schloß zutraute, aber Lafayette hatte ihm so fest versichert, daß für die Ruhe gesorgt sei, daß er die Sitzung aufhob: um neun Uhr Früh wollten sie wieder zusammen kommen. Aber die Mühe des Tages, die Unruhen am Morgen, die Ränke der Partei Orleans machten die Eröffnung der Sitzung erst um elf Uhr möglich. „Der König wünscht die Volksvertreter um sich zu haben", begann Mounier.[2]) Eine Absendung von 30 Mitgliedern genüge, meinte dagegen Mirabeau, es entspreche nicht der Würde der Versammlung, im Schloß zu berathen. — „Wir müssen über uns selber Rathschluß pflegen", meinte Barnave. „Das Eine ist gewiß, der König und die Nationalversammlung dürfen sich nicht trennen.[3]) Das Glück, der Friede des Reiches, die Einheit der öffentlichen Gewalt, unsere Anhänglichkeit an den König verlangen dies." Und die Versammlung beschließt, daß sie untrennbar sei von der Person des Königs. Die Nationalversammlung will beim König sein.

Die Männer der Bewegung erwarteten von der Uebersiedelung nach Paris das Beste: das Volk, das an ihnen hing, mußte ihren Reden Nachdruck geben, mußte ihren Gegnern Schrecken einjagen, der König könne gegen ihren Willen nie an Widerstand denken. Die Orleanisten hatten dieses Mal allerdings wieder nicht ihr Ziel erreicht, der König und die Pariser hatten sich soeben versöhnt;[4]) aber in Paris mochten sie vielleicht besseren und schnelleren Er-

[1]) Weber, l. c. I, p. 451.
[2]) Ferrières, Mémoires, I, p. 353—56.
[3]) Buchez et Roux, Hist. parlem., III, p. 118.
[4]) Bertrand de Molleville erzählt: „Der Hauptgrund, warum der König sich zur Uebersiedlung nach Paris entschloß, war die Sorge, die Orleanisten möchten, wenn er dem Wunsche der Hauptstadt nicht entspreche, den Herzog von Orleans zum Generalstatthalter des Reiches oder gar zum Könige ausrufen.

folg haben. Der König zeigte seine Freude über den Beschluß der Nationalversammlung: es sei der innigste Wunsch seines Herzens, sich nicht von ihr zu trennen. — Eine große Anzahl von Abgeordneten verzweifelte jedoch an der Zukunft, sie gaben ihre Entlassung ein; sie mochten nicht Theil haben an Beschlüssen, die sie mit Schmerz voraussahen; sie mochten nicht treulos werden ihren Wählern, deren Willen sie kannten. Sie gingen großentheils ins Ausland: Mounier, Lally-Tolendal, Adel, Klerus. Jetzt beginnt die

Zweite Emigration. zweite Emigration, die der verfassungstreuen Anhänger der Monarchie; bei 60.000 fand man allein in der Schweiz. Auch von ihnen muß man sagen, daß sie fehlten, indem sie an ihrem Wirken verzagten, daß sie ihren Gegnern den Platz, daß sie den König wehrlos den Meuterern überließen. Weil so Wenige mehr da waren, die den Muth des Widerspruchs hatten, erlosch die Freiheit der Berathung.

Zug nach Paris. Um 1 Uhr begann der Abzug nach Paris, der Todesgang der französischen Monarchie. Der Pöbel von Paris ist Sieger; es ist nicht Achill, der die Leiche des Hector hinter seinem Wagen nachschleift, es ist der Cannibale, der das Götzenbild, vor dem er früher im Staube gekrochen ist, jetzt zerbrochen hat und auf die Trümmer stampft. Ein demüthigenderer Zug eines Monarchen in seine Hauptstadt ist nie da gewesen.

Der Minister Bertrand de Molleville, der ihn mitmachte, schildert ihn eingehend in seinen Memoiren. Im Wagen des Königs waren die Königin, die Kinder und ihre Erzieherin, Frau von Tourzel, und seine Schwester Elisabeth. 100 Abgeordnete folgten in königlichen Wagen. Dem Wagen des Königs schritten die Mörder mit den Köpfen der treuen Gardes-du-Corps auf hohen Stangen voran. In Sèvres wollten sie einen Perrückenmacher zwingen, diese Köpfe zu frisiren: der Mann wurde krank vor Schrecken. Den Mördern

Die Weiber. folgten die Fischweiber und die der Halle, meist angetrunken, und die Freudenmädchen, einige auf Kanonen sitzend. Die Lieder, welche dieser Auswurf der Gesellschaft sang, feierten die Schändlichkeiten, die sie begangen hatten. Dirnen und Weiber der Halle sangen rechts und links vom Wagen des Königs die gemeinsten Zoten oder brachten Liebkosungen dar, die wie Hohn und Spott klangen, wie: „Ach, gute Königin, seien Sie nur keine Verrätherin mehr, wir wollen Sie dann

Les poissardes. lieb haben." — Die Fischweiber saßen auf Pferden erschlagener Leibwächter und hatten deren Hüte auf, andere hatten Brustharnische umgeschnallt, wieder andere trugen Säbel und Gewehre und hatten ein Gefolge von ergebenen Strolchen um sich.[1]) Wagen mit Getreide und Mehl, das man aus Versailles mitnahm und mit Gezweig und grünen Aesten aufputzte, waren geleitet von Grenadieren, welche zugleich die gefangenen Gardes-du-Corps mit sich führten, deren Leben der König erbeten hatte: diese Gefangenen waren entwaffnet, baarhaupt und baarfuß, und gingen einer nach dem andern. Man hätte von der Ferne meinen mögen, man sehe einen wandernden Wald, aus dessen Grün Gewehre und Piken glänzten. Unmittelbar vor und hinter dem Wagen, diesem Sarge des Königthums, waren Dragoner und Schweizer. — Die Verwirrung war unbeschreiblich, der Zug ging

[1]) Weber, l. c. I, p. 453.

sehr langsam, er dauerte sechs Stunden; er begann mit einer allgemeinen Salve der Nationalgarden von Paris und Versailles und hielt von Zeit zu Zeit, damit man wieder eine Salve geben könne. Die Fischweiber stiegen dann von ihren Pferden und Kanonen herab, um einen Rundtanz um den Wagen des Königs anzustellen; sie umarmten hierauf die Soldaten und sangen Lieder, deren Schluß war: „Wir werden jetzt Brot im Ueberfluß haben, denn wir bringen den Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Bäckerburschen." [1]) — „Der Schauer eines kalten, düsteren, regnerischen Tages, diese ruchlose Bürgerwehr, die im Kothe einherzog, diese Harpyen, diese Scheusale in Menschengestalt, und in Mitte seiner gefangenen Garden dieser König, in Schmach fortgeschleppt mit seiner Familie, — all das bildete einen so kläglichen Anblick, eine so beweinenswerthe Mischung von Schmach und Schmerz, daß ich nicht daran zurückdenken kann, ohne fast von Sinnen zu kommen" — erzählt der treue Weber, [2]) der sich stets in der Nähe des königlichen Wagens hielt, um im Nothfalle Hilfe zu leisten. Die Lage der königlichen Familie war unbeschreiblich; bei den steten Salven dieser betrunkenen Menge war ihr Leben immer in der höchsten Gefahr. „Die Königin zeigte mir oft durch ein Zucken der Achsel, durch einen Blick, welche Schmerzen sie ausstand. Ihr Sohn, der auf ihren Knieen saß, litt Hunger und bat um Etwas zu essen. Da sie ihm nicht willfahren konnte, drückte sie ihn an ihre Brust und benetzte ihn mit ihren Thränen, und mahnte ihn zu dulden, ohne zu klagen. Und der Kleine faßte sich in Geduld." [3]) — Bertrand de Molleville sagt: „Ich war Zeuge dieses herzzerreißenden Anblicks. Mitten im Lärm, unter dem Geheul, dem ohrbetäubenden Geknalle, wobei so leicht die Hand eines Ungeschickten oder eines Schurken die Kugel auf die geweihten Häupter senden konnte, sah ich, wie die Königin ihre Fassung, ihre Würde, ihren unbeschreiblichen Adel bewahrte, und meine Augen füllten sich mit Thränen der Wehmuth und der Bewunderung." *Seelenhoheit der Königin.*

Paris war indeß sehr in Unruhe ob dem Erfolge des Zuges, bis am 6. October die Meuterer mit den Köpfen der Gardes-du-Corps eintrafen und bald darauf die Kunde von der Ankunft des Königs. Eine unermeßliche Menge ging dem Zuge entgegen. Bailly übergab ihm wieder die Schlüssel „seiner guten Stadt Paris" und sprach in der Verwirrung von „diesem schönen Tage". Der König erwiderte: „Ich habe auf die Anhänglichkeit und Treue meines Volkes gerechnet und begebe mich mit vollem Zutrauen in die Hauptstadt meines Reiches." Dann ging es auf das Stadthaus, wo Reden und Gegenreden eine Stunde währten. Ein Thron war hier für den König errichtet, während der alte Thron der Capetinger soeben in Trümmer gegangen war. Bailly las den Bericht über den Empfang ab, um ihn dem Volke mitzutheilen, vergaß aber dabei das Wort des Königs, „er komme mit Zutrauen". — „Setzen Sie mit Zutrauen bei", sagte die Königin. [4]) — Tiefes Schweigen herrschte draußen, während dieser langen Verhandlungen. Viele wurden ängstlich [5]) um den König und die Königin — es war wie die Stille vor dem Opfern. *Paris.* *Bailly.* *Im Stadthaus.*

[1]) „Voici le boulanger, la boulangère et le petit mitron."
[2]) Weber, l. c. I, p. 453—54.
[3]) Ibid., I, p. 455.
[4]) Buchez et Roux, l. c. III, p. 126.
[5]) Weber, l. c. I, p. 436—38.

Diese Sorge theilte sich wie durch Sympathie dem Menschenmeere vor dem Stadthause mit und es begann unruhig hin und her zu wogen. Da ließ die Behörde die Fenster öffnen und stellte Fackeln in die Nähe des Königs und der Königin: sie traten auf den Balkon, grüßten das Volk, das voll Enthusiasmus unter Jubelruf ihm die Hände entgegenstreckte. Dann fuhr die königliche Familie in die Tuilerien, die in Hast für sie hergerichtet wurden, bisher waren sie von ihren Dienern bewohnt.

Umschlag der Stimmung. Der Umschlag der Stimmung wurde auf einmal royalistisch. Am anderen Morgen kam das Volk vor die Tuilerien, um den König zu sehen: er mußte mit der Königin auf dem Balcon sich zeigen. Die Frauen redeten mit der Königin, und gerade solche, die am Tage zuvor auf den Kanonen von Versailles nach Paris fuhren; eine mahnte Marie Antoinette, sie möge sich doch die Höflinge ferne halten, welche nur die Könige zu Grunde richten; sie möchte die Leute der guten Stadt Paris gern haben. Die Königin entgegnete: „Ich hatte sie gerne in Versailles wie jetzt in Paris.“ — „Ja, ja“, rief eine Andere, „aber am 14. Juli wollten Sie die Stadt belagern und beschießen lassen und am 6. October wollten Sie nach der Grenze entfliehen.“ — „Das hat man Euch leider gesagt und Ihr habt es leider geglaubt“, sagte die Königin, „das ist eben das Unglück des Volkes und des besten der Könige.“ — Einer Dritten, die sie als Deutsche anredete, sagte sie, sie sei ganz Französin geworden. Da wurde „Bravo!“ gerufen, und sie wollten einen Bund mit ihr schließen. — „Wie kann ich einen Bund mit Euch schließen, wenn Ihr das nicht glaubt, was mir meine Pflicht gebietet und was ich als mein Glück ansehen muß.“ — Jetzt wollten sie Bänder und Blumen von ihrem Hute haben: sie nahm sie ab und gab sie ihnen, die sie gleich unter sich theilten, und riefen: „Es lebe unsere gute Königin Marie Antoinette!“ — Madame Elisabeth mußte vor dem Volke speisen und man fand, sie sei sehr schön.

Die Weiber und die Königin.

Tausende von Bürgern kamen in die Tuilerien, um sich dem Könige vorzustellen oder sich einzuschreiben. „Vater, ist denn heute wieder gestern?“ fragte der Kronprinz den König. Ein andermal fragte er ihn: „Womit hast Du das Volk so bös gemacht, das Dich doch so gerne hat?“ — Der König nahm den Kronprinzen auf den Schooß und sagte zu ihm: „Schau, mein Kind, ich wollte das Volk glücklicher machen, als es war; ich brauchte Geld, um die Kosten eines früheren Krieges zu bezahlen. Ich habe mein Volk darum gebeten, wie es meine Vorfahren thaten. Aber Beamte, die das Parlament ausmachen, widersetzten sich und sagten, das Volk allein habe das Recht, das Geld zu bewilligen. Ich versammelte deßhalb in Versailles die Ersten jeder Stadt an Geburt, Vermögen und Talent, man nennt das die Generalstände. Als sie beisammen waren, verlangten sie von mir Dinge, die ich nicht thun kann, sowohl meinetwegen als deinetwegen, da du mein Nachfolger sein wirst: es fanden sich Bösewichter genug, welche das Volk zur Erhebung aufstachelten und die Schändlichkeiten, welche in den letzten Tagen vorfielen, sind ihr Werk; man muß deßhalb nicht dem Volke grollen.“ [1]) So der gutmüthige Ludwig XVI., der bald wieder alle Kränkung vergaß und mit unermüdlichem Eifer an die Arbeiten sich machte, welche der Zustand des Landes oder die Verhandlungen der Nationalversammlung ihm nahe legten.

Der Dauphin.

Nicht so leicht verwand die Königin die Kränkung und nicht so leicht faßte

[1]) Campan, Mémoires, II, p. 88.

sie wieder Hoffnung. Als Abgeordnete der Stadt und der Nationalgarde zwei Tage nach ihrer Ankunft die Königin baten, im Schauspiel zu erscheinen, und dadurch zu zeigen, daß sie gerne wieder in Paris sei, gab sie die Antwort, unendlich gern würde sie der Einladung folgen, aber sie brauche Zeit, um die Erinnerung an die letzten schrecklichen Tage zu überwinden, ihr Herz leide noch sehr darunter. Sie sei nach Paris gekommen, während man ihr die Köpfe zweier Leibwächter vorantrug, welche an der Thüre des Königs wegen ihrer Treue das Leben verloren — da finde sie es unschicklich, gleich wieder ins Theater zu gehen. Das Glück, das sie beim ersten Aufenthalt in Paris empfunden, sei noch in ihrer Erinnerung und sie hoffe, wieder einmal darin glücklich zu sein. — Ihre düstere Ansicht von der Zukunft vertraute sie der Campan an: [1]) „Treue Diener werden uns in der jetzigen Lage nützliche Freunde. Wir sind verloren, wahrscheinlich müssen wir bald den Tod erleiden. Gefangene Könige haben selten mehr lang zu leben." Sie sah zu tief in das Getriebe der Parteien. Die Revolution war der stete Gegenstand ihres Nachdenkens — sie suchte die Gründe zu finden, warum sie die Liebe des Volkes so gänzlich verloren. Ihr Geist war so beschäftigt mit der großen Bewegung, mit den Gefahren, welche sie umgaben, daß sie die Ruhe nicht mehr hatte, ein Buch zu lesen, wie sie früher so gerne that; nur die Stricknadel gewährte ihr noch Zerstreuung. Sie fertigte prachtvolle Teppiche. All ihre Hoffnungen waren nur noch ihre Kinder; sie unterrichtete sie selber oder wohnte dem Unterrichte bei. Der Dauphin zeigte Anlage und Lernbegier und Eifer, durch Fortschritte das Herz der Mutter zu trösten. Bailly mußte ihm eines Tages den Schild Scipios zeigen; auf seine Frage, wer ihm mehr gefalle, Hannibal oder Scipio, antwortete der Kleine: „Scipio, denn er hat sein Vaterland vertheidigt." Heiter in der königlichen Familie in allem Unglück war nur des Königs schöne Schwester, Madame Elisabeth: ihr Herz hing an Gott und sie sah Gottes Schickung in Allem, was geschah, und war der Engel des Trostes.

Die Königin · *unterrichtet die Kinder.* · *Madame Elisabeth.*

So die königliche Familie in den Tuilerien. Die Formen waren wie in Versailles. Um der Neugier der Pariser zu entsprechen, speiste der König jeden Donnerstag öffentlich. Concerte, Bälle gab es aber keine mehr, die Königin lebte nur ihren Kindern. Trost fand sie noch im Umgang mit der edlen Prinzessin Lamballe. Ihre Briefe aus dieser Zeit zeigen ihre schmerzvolle Stimmung. Der Polignac, die in der Schweiz lebte, schrieb sie: „Meine Lage ist schmerzlich; bitter ist es, stets für sich und seine Freunde bangen zu müssen. Das Leben ist mir zur Last. Hinge mein Herz nicht noch an meinem Mann, an meinen Kindern und meinen Freunden, so möchte ich sterben."

Lamballe

Was von Adel und königlich Gesinnten noch in Paris war, suchte durch Kundgebungen der Anhänglichkeit den König zu ermuthigen. Weiße Farbe, Lilien an den Hüten wurden Mode. Aber dadurch machte man nur den Gegnern Angst und Aerger. Es kam im Theater oft zu Scenen der Erbitterung zwischen dem Publicum im Parterre und dem in den Logen.

Der Adel.

Die Ereignisse des 5. und 6. October machten einen tiefen Eindruck auf Frankreich und ganz Europa. Die eigentlichen Machthaber in Paris, Bailly und Lafayette, suchten allen üblen Schein, als ob dem König ein Zwang angethan worden, von sich fern zu halten: sie vermochten den König zu einer Erklärung an sein Volk: er sei freiwillig mit seiner Familie nach Paris ge-

Eindruck auf Europa.

[1]) Campan, l. c. II, p. 91.

Proclamation. kommen, er habe die ehrenwerthesten Beweise der Liebe und Treue seiner guten Pariser erhalten, er sei sicher, daß sie niemals die Freiheit seines Willens beeinträchtigen würden; von Paris aus werde er dann, wenn die Nationalversammlung ihr großes Werk der Wiederherstellung des allgemeinen Glückes vollendet habe, ohne allen Prunk die Provinzen bereisen, um genauer das Gute, das er ihnen erweisen möchte, kennen zu lernen, und um ihnen in der Ergießung seines Herzens zu bezeigen, daß sie ihm alle gleich theuer seien.[1])

Lafayette Lafayettes Benehmen am 5. und 6. October war so eigenthümlich, daß schwere Vorwürfe gegen ihn erhoben wurden. Wenn er am 17. September so rasch einen Zug nach Versailles verhindern konnte, warum vermochte er es nicht, auch die Weiber in der Bewegung aufzuhalten? Er war sonst so genau von seinen Spionen über Alles unterrichtet, was geplant wurde, sollte er von dem Zuge der Weiber, von dem man einige Tage vorher in Paris sprach, allein Nichts gewußt haben? Nichts von der Absicht der Nationalgarde, den König nach Paris zu bringen? Wie konnte er an demselben Morgen, noch ehe die Soldaten ihn aufforderten, sie nach Versailles zu führen, dorthin melden, heute komme die Nationalgarde nach Versailles, wenn nicht diese nach seinem Willen handelte? Man sieht, er wollte gezwungen erscheinen und schrieb selber an den Gemeinderath, man solle ihm die nöthigen Befehle zusenden. Von der Weigerung des Königs, die Menschenrechte unbedingt zu bestätigen, aus dem Ministerium selber[2]) unterrichtet, wollte er offenbar durch Bangemachen den König zwingen, diese Menschenrechte zu genehmigen. Darum ließ er die Weiber vorausgehen — sie waren geeignet, den König einzuschüchtern und Lafayette als Retter erscheinen zu lassen. Sein Thun, seine Sorglosigkeit in Versailles ist unbegreiflich,[3]) wenn es nicht darauf abgesehen war, dem König Angst zu machen. Mit dem Umzuge nach Paris wurde Lafayette der Herr der Lage, der Majordomus des Königs. Necker berichtet, es habe damals in Paris zwei Richtungen gegeben:[4]) die eine wünschte den König hinwegzutreiben, um seine Stelle einzunehmen, die andere, ihn nach Paris zu bringen, um durch seinen Besitz Einfluß zu
Orleans. üben. Die erste war die Partei Orleans, dessen Freunde beharrlicher und kühner waren für ihn, als er für sich selber; das Geld, das sie ihm abgelockt hatten, spielte beim Abmarsche der Weiber und in Versailles eine Rolle. Im Augenblick der Entscheidung verlor er den Muth und jetzt war es aus

---

[1]) Ferrières, l. c. I, p. 242.

[2]) Was er allerdings in seinen Memoiren zu erwähnen vergißt.

[3]) Rivarol nannte ihn witzig General Morpheus. Graf Lamark (Briefwechsel mit Mirabeau, I, S. 103) erzählt, wie er mit Lafayette nach Mitternacht 5. October im Schlosse zu Versailles sprach und gerade die Meldung eintraf, das Volk bedrohe die Leibgarde, und wie der General gar keine Eile hatte zu helfen, und wie er nur sagte, er habe die nöthigen Befehle zur Ruhe gegeben, er sei müde, er müsse schlafen.

[4]) Sybel kam auf dieselbe Ansicht, wenn ihm auch die oben angeführte Stelle bei Lamark entging. — Revolutionszeit, I, S. 160.

mit Orleans, er sank fortan rasch in der Volksgunst. Lafayette hingegen war jetzt der mächtigste Mann in Frankreich.

Auch Mirabeau kam ins Gerede, er sei Einer der Schürer beim Treiben der Weiber in Versailles gewesen. *Mirabeau ist unschuldig am 5. und 6. October.*

Ein Marquis von Valfond wollte ihn am 5. October Nachmittags mit einem Säbel unter dem Arm über den Waffenplatz gehen gesehen und gesagt haben: „Sie sehen aus wie Karl XII." und Mirabeau soll geantwortet haben: „Man weiß nicht, was geschehen kann, man muß sich immer vertheidigen können." Nach einer anderen amtlichen Aussage war jedoch dieser Säbelträger nicht Mirabeau, sondern der Abgeordnete Gamaches. Mirabeau bemerkte lachend, als die Sache in der Nationalversammlung zur Sprache kam, Gamaches werde jetzt in den Ruf der Häßlichkeit kommen, berief sich aber auf das Zeugniß des Grafen Lamark, daß er den ganzen Nachmittag bei diesem in seinem Hause über Karten wegen des Aufstandes in Belgien gesessen und mit ihm Abends in die Nationalversammlung gegangen sei. Lamark gibt ihm auch in seinem Werke dieses Zeugniß: [1]) „Er sprach bei mir auch über die Gefahren des vom Hof befolgten Systemes, nicht aufrührerisch, sondern wie ein großer Bürger. Aus der Fülle meines Gewissens erkläre ich, daß er in Gesinnungen und Handlungen jenen Umtrieben ganz fremd war, die eine so heftige Gährung in Paris erregten. Ich muß allerdings zugestehen, daß die Aufrührer sich der Reden und Grundsätze bedienten, welche seine revolutionäre Beredsamkeit gleich zu Anfang der Versammlung von der Tribune herab hatte ertönen lassen. In diesem Sinne, aber auch nur in diesem, kann man ihm vorwerfen, daß er zur Entflammung der Geister in Frankreich beigetragen hat." *Arenberg.*

Gerade im Monat October stritt Mirabeau für die Sache des Königs. *Mirabeau für den König in der Frage der Civilliste.*

Als die Nationalversammlung am 7. October die Civilliste des Königs jährlich bewilligt haben wollte, nicht ein für allemal, bemerkte er: „Man erwäge doch, was ein König wäre, der sein Volk jedes Jahr um die zu seinem Unterhalt als König und Privatmann nöthigen Summen bitten müßte. Ist die vollziehende Gewalt bloß ein Schaustück, so kommt sie zu theuer; ist sie aber nöthig zur Aufrechthaltung der Ordnung, zum Schutze der Bürger, zum Bestande der Verfassung, so dürfen wir sie nicht durch Vorsichtsmaßregeln entkräften, die mehr Kleinmuth verrathen als Klugheit. Ist der Betrag einer Civilliste nicht festgestellt, so ist der Beruf eines Königs zu gefährlich." Er stritt dafür, daß man die Formel „König von Gottes Gnaden" beibehalte mit dem Zusatze „und kraft der Staatsverfassung", denn sie sei eine der Religion dargebrachte Huldigung, die alle Völker zu zollen haben; ein ganz ungefährlicher religiöser Ausdruck, der als Vereinigungspunkt für die Menschen großen Werth habe. Welchen Mißbrauch kann wohl der gewaltigste und abgefeimteste Despotismus davon machen? Sind die Könige von Gottes Gnaden Könige, so sind die Völker souverain von Gottes Gnaden. — *König von Gottes Gnaden.*

Mirabeau sah die schweren Folgen der Uebersiedlung nach Paris alle voraus: Frankreich und der König seien verloren, wenn er nicht wieder von Paris wegzukommen suche. Lamark rieth ihm, seine Ansichten in einer Denk- *Denkschrift für den König.*

[1]) Lamark, Briefwechsel mit Mirabeau. I, S. 101.

schrift niederzulegen, welche er dem Könige oder dessen Bruder zu überreichen versprach. Mirabeau schilderte nun mit bewunderungswürdiger Klarheit und Kraft die Gefahren des Thrones und die Nothwendigkeit energischer Maßregeln, um den König aus der Dienstbarkeit, in der er sich in Paris befinde, und aus den drohenden Gefahren zu befreien.

Was der König thun soll.

Aber es sei unheilbar unvorsichtig, wenn der König sich aus Frankreich entferne, sich von der Revolution, von seinem Volke trenne, um zu den Waffen zu greifen, mit dem Adel, der, ohne Volk hinter ihm, keine Kraft habe, oder mit Fremden, was bei seinem Volke nur jeden Glauben an seine Großmuth erschüttern würde. Dagegen möge er sich nach der Normandie zurückziehen, einer treuen und anhänglichen Provinz, die an die Bretagne und Anjou stoße, auf die man gleichfalls rechnen könne. Von dort müsse er in einem Aufruf an die Nation in Erinnerung bringen, daß er von Anfang an ein Feind der Gewaltherrschaft, der Mißbräuche, der Verschleuderung gewesen, daß er den Wünschen der Nation stets entgegengekommen, die Heilighaltung der öffentlichen Schuld aussprechen und die Nationalversammlung zu sich berufen — sie werde folgen; werde sie zurückgehalten, so sei eine andere Legislatur zu berufen, zugleich der Nation zu betheuern, Ludwig XVI. wolle keinen alten Luxus mehr, er werde sich mit einer Million als König und Familienvater begnügen; er werde alle Schätze des Staates auf die Verbesserung der öffentlichen Zustände verwenden, an den Gehalten wolle er aber als an wohlerworbenen Rechten Nichts ändern. Schnell müsse aber der König handeln, denn die Gefahr dränge, nicht minder vorsichtig und maßvoll und den Ereignissen angemessen.[1])

Lamark wagte nicht, diese Denkschrift unmittelbar der Königin zu übergeben, denn man hatte ihr eingeredet, Mirabeau sei der Urheber der Ereignisse des 5. October, sie müsse ihn somit als ihren Mörder ansehen. Er übergab sie daher dem Grafen von Provence, der sie vortrefflich fand, aber meinte, vom König in dieser Zeit Kraft und Entschlossenheit verlangen, sei so viel, als wenn man zwei mit Oel beschmierte Billardkugeln zusammenhalten wollte.

Mirabeau.

Mirabeau hat also keinen Antheil an den Octobergräueln. Die Untersuchung, welche im Chatelet[2]) über diese Unruhen angestellt wurde, warf keinen Schatten auf ihn, das Zeugniß Arenbergs spricht ihn frei. Maury, sein Gegner, der die Acten durchlas, erklärte, daß kein Grund zu einer Anklage vorliege. Lafayette versprach, sein Zeugniß für ihn einzulegen, erschien aber nicht

[1]) Lamark, l. c. I, S. 108—10, 347—64.

[2]) Châtelet (Castellana Parisiorum curia) war der Gerichtshof in Paris, welcher vor allen anderen besonderes Ansehen und gewisse Vorrechte genoß; er zerfiel in drei Kammern, eine civile, eine criminelle und eine Polizeikammer. Diese Untersuchung über den 5. und 6. October dauerte zehn Monate. Eine Menge Personen wurden verhört, aber die Aussagen nicht mit der gehörigen Schärfe verfolgt. Ein jetzt seltenes Werk in drei Theilen gibt alle Aussagen, es ist auf Kosten der Nationalversammlung gedruckt und trägt ihren Stempel mit dem Spruche: La loi et le roy. Es führt den Titel: „Procédure criminelle instruite au Châtelet de Paris, sur la dénonciation des faits arrivés à Versailles dans la journée du 6. Octobre 1789. Imprimée par ordre de l'Assemblée nationale. Paris 1790.“

in der entscheidenden Sitzung und Mirabeau sprach bitter „über den Ehrgeiz des neuen Dictators". —

Alle Welt bezeichnete dagegen den Herzog von Orleans als den, durch dessen Geld der Weiberzug zu Stande gekommen und auf dessen Gewissen also der Mord der treuen Leibwächter und die Gefahr lasteten, in welcher das Leben der königlichen Familie damals schwebte. Mehrere Jahre nach seinem Tode fand man noch ein Schreiben aus Versailles von ihm, in welchem er seinen Diener anwies, zum Bankier zu eilen, daß er eine abgemachte Summe nicht auszahle, denn „das Murmelthier lebe noch".[1]) Das Murmelthier ist aber Niemand Anderer als der König. — Orleans.

Diesen Mitbewerber um die Macht beschloß Lafayette zu entfernen und, wie auf den Sündenbock bei den Juden, die Schuld des Volkes und die eigene vor der Welt auf ihn abzuladen. Er stellte dem Könige die Entfernung des Herzogs als nothwendig dar, wenn man Ruhe haben wolle, und erwirkte die Weisung an den Herzog, unter dem Scheine einer politischen Mission nach England zu gehen.[2]) Lafayette hatte dann eine Zusammenkunft mit Orleans und sprach sehr gebieterisch und drohend. Der Herzog, erdrückt von den Vorwürfen, versprach das Königreich zu verlassen. Seine Anhänger aber stachelten ihn gegen diese Verurtheilung ohne Rechtsgang auf, und der Herzog wandte sich durch Lauzun um Rath an Mirabeau. Dieser hatte allerdings eine sehr geringe Meinung von Orleans,[3]) hätte ihn aber doch lieber in Frankreich gesehen, weil seine von Lafayette erzwungene Abreise dem General eine Stärke und Bedeutung gab, die der Monarchie, deren Sturz er schon damals zu beabsichtigen im Verdachte stand, gefährlich werden konnten; der Sieg der Ideen Lafayettes mußte unfehlbar zur Republik führen. Orleans sollte wenigstens als Gegengewicht dienen. Darum gab er Lauzun die Antwort, der Herzog solle sich dem neuen Hausmaier nicht unterwerfen, dagegen übermorgen in die Versammlung kommen und hören, wie er die Anmaßung des neuen Dictators geißeln würde. „Wenn der Herzog abreist, so klage ich ihn an, weil er den Posten verläßt, den ihm seine Wähler übertrugen; wenn er auf die Hand hindeutet, welche ihn fortschickt, so klage ich die neue Gewalt an, welche an die Stelle des Gesetzes treten will."[4]) — Der Herzog hatte jedoch keinen Muth, weil kein gutes Gewissen, und reiste nach London ab. Mirabeau rief darüber unwillig: „Man sagt, ich gehöre zu seiner Partei, ich möchte jedoch diesen Feigling nicht einmal zu meinem Bedienten!"[5]) Lamark aber übergab er ein Schreiben, das er Lafayette zeigen solle, worin er ihm erklärte, daß er ihm einen unauslöschlichen Flecken aufdrücken könnte, den er ihm bisher nur für die Geschichte bestimmt habe. Mit anderen Worten: Mirabeau drohte ihm mit Enthüllungen über den wahren Urheber des Zuges der Nationalgarde nach Versailles. Lafayette / Mirabeau.

Die Sorgen der Königin schildert Augeard, ihr Secretär,[6]) der während der Octobertage in Urlaub war. Sie erzählte ihm all das Gräßliche, und daß

---

[1]) „Courez vite, mon cher, chez le banquier, qu'il ne delivre pas la somme, car le marmot vit encore.

[2]) Sybel, Revolutionszeit. I, S. 104.

[3]) Lamark, Briefwechsel. I, S. 113.

[4]) Ibid., I, p. 114.

[5]) Tenez, lisez, il est lâche comme un laquais; c'est un Jean f. . . ., qui ne mérite pas la peine qu'on s'est donnée pour lui — lautet sein Ausspruch bei Ferrières, l. c. I, p. 344.

[6]) Mémoires sécrets de J. M. Augeard, par M. Evariste Bavoux, Paris 1866, p. 197—209.

es Orleans' Absicht gewesen wäre den König bei Seite zu schaffen, und, wie Lafayette dem letztern früher verheißen hatte, er habe gar Nichts zu befürchten, bei der geringsten Bewegung würde er mit Kanonen sich aufmachen und zwei oder drei Bogen der Brücke von Sèvres abbrechen. Bei diesen Worten ging die Königin bald zu dieser, bald zu jener Thüre ihres Gemaches, um zu sehen, ob Niemand horche. Augeard schilderte ihr dann die Gefahr ihrer Lage, welche wachse statt abzunehmen, zumal ihr Bruder, der Kaiser, ihr keine Hilfe senden könne, weil sein Heer gegen die Türken und durch die Bösartigkeit des Aufstandes in Belgien beschäftigt sei. Man müßte Jemand zu ihm senden, der die Schrecklichkeit der Lage vollkommen verstehe und Einfluß auf ihn habe, und zu einer solchen Gesandtschaft eigne sich Niemand besser als die Königin selber. Sie möge heimlich mit den Kindern über die Grenze gehen (— der Plan hiezu ist sehr klug —); ihre Lage berechtige sie dazu. Ueberdies sei sie ja nur Gemahlin des Königs, nicht Regentin, nur in letzterem Falle hätte sie die Verpflichtung zu bleiben. Damit es scheine, daß der König Nichts von ihrem Plane wußte, sollte sie ein Schreiben zurücklassen, daß sie nach den Schrecken des 5. und 6. October sich nicht mehr verhehlen könne, den Unterthanen ihres Gemahls mißliebig zu sein und für das Hinderniß der Freiheit und des Glücks der Franzosen zu gelten, daß sie darum sich lieber in die tiefste Einsamkeit zurückziehe, bis die Ruhe und die Verfassung vollendet sei. Marie Antoinette schien auf den Plan einzugehen und bat nur um ein Gutachten über die Lage, von dem Augeard einige Stellen seinem Schreiber dictirte, dann in der Stille die passendsten Maßregeln zur Abreise traf. Auf einmal erklärte ihm jedoch die Königin: „Ich habe mir noch einmal Alles überlegt, ich will aber nicht fortgehen. Meine Pflicht ist zu sterben zu den Füßen des Königs." [1]) — „Madame", entgegnete Augeard, „Ihre Pflicht ist, den König zu retten, Sie könnten es nur durch diese Reise. Es wird eine Zeit kommen, wo Ihre Majestät abreisen wollen — und nicht mehr können." —

Denselben Abend wurde Augeard verhaftet. Sein Schreiber, ein Verwandter, hatte ihn angezeigt. Die Beamten, welche ihn verhafteten, waren der Abbé Fauchet, Brissot und Duport-Dutertre. — Derart war der Hof von Feinden belauert! —

---

[1]) Toute réflexion faite je ne partirai pas: mon devoir est de mourir aux pieds du roi. Augeard, p. 205.

Die französische Revolution. Vom 6. October 1789 bis zum 30. September 1791.

Vom Umzuge des Königs nach Paris bis zum Ende der Nationalversammlung.

Die Nationalversammlung in Paris.

Nur ungern gaben viele Mitglieder der Versammlung ihr Ja zum Umzug nach Paris, weil sie fürchteten, daß es mit der Freiheit der Meinung inmitten einer rohen, unwissenden, von Aufwieglern verhetzten Menge zu Ende sei. Malouet forderte, daß man Maßregeln treffe, um die Unverletzlichkeit der Abgeordneten zu sichern. Mirabeau wies darauf hin, daß der Beschluß schon gefaßt sei und daß jeder derartige Schritt nur Furchtsamkeit verrathe, welche muthiger Männer, die ihr Leben dem Vaterland geweiht hätten, unwürdig sei.[1]) Beschlossen wurde, die Stadt Paris um die Bürgschaften der Sicherheit zu befragen. Die Stadt gab anfangs eine ausweichende Antwort und schon wollten viele Abgeordnete eine Verwahrung gegen den Umzug nach Paris einlegen, als vom Gemeinderath die feste Zusicherung eintraf, er sichere die Freiheit der Abstimmung, die Unverletzlichkeit der Abgeordneten; die Bürger von Paris machten sich insbesondere verbindlich, sie mit ihrem Leben zu vertheidigen. Jetzt war jede Weigerung abgeschnitten, die Versammlung eröffnete am 19. October ihre Sitzungen im erzbischöflichen Palaste, da der für sie bestimmte Sitzungssaal in der Reitbahn der Tuilerien noch nicht hergestellt war.

Die Nationalversammlung in Paris.

Die Bürger hatten in der That Vieles gethan, um die Abgeordneten vor einem ersten Anlauf der Masse zu schützen. Alle Zugänge waren mit Schranken umgeben, mit Kanonen bespickt, von der Nationalgarde besetzt. 500 Reiter hielten Wache auf dem Platze vor dem erzbischöflichen Palast: er hatte das düstere Aussehen einer bedrohten Festung.

Daß man auf einem vulkanischen Boden wandle und auch die Entfernung des Herzogs von Orleans die Ruhe noch nicht sichere, zeigte sich schon am zweiten Tage nach dem Umzug der Versammlung. Am 21. October rottete sich das Volk

[1]) Ferrières, Mém. I, p. 347. — Buchez et Roux, l. c. II, p. 142—47.

Mord des François. vor dem Hause des Bäckers François zusammen: eine alte Frau klagte, er halte viel Brot verborgen. Die Nachbarn riefen vergebens, er sei ein Ehrenmann, er thue Vieles für die Armen, er backe täglich in sieben Oefen und verweigere Niemanden Brot. Das Volk wollte Nichts hören. Die Bürgerwehr führte ihn auf das Stadthaus vor den Polizei-Ausschuß der Gemeinde, der ihn verhörte und sogleich sich von seiner Unschuld überzeugte, aber vor dem Drohen der Menge, die den Grèveplatz füllte, sie nicht anzuerkennen wagte: man müsse ihn in die Abtei führen, denn es sei, wenn er schuldig, sehr wichtig, die Theilnehmer an der Verschwörung kennen zu lernen. Allein draußen hieß es, treulose Beamte wollten dem Zorne des Volkes den Frevler entreißen, das dürfe man nicht dulden. Die Menge drängte in das Rathszimmer, entriß der Wache den Angeklagten, und hing ihn am nächsten Laternenpfahl auf, ohne daß die Nationalgarde vor dem Rathhaus sich regte. Der Mann lebte noch, als man ihn am Strick wieder herunterließ; man schnitt ihm den Kopf ab und trug denselben auf einer Pike durch die Straßen. So begannen die Schrecken des Juli wieder unter den Augen des Königs und der Nationalversammlung.

Loi martiale. Dieser Mord gab Anlaß zum Martialgesetz. Bailly verlangte es, denn man gehe der trostlosesten Anarchie entgegen. Barnave selber unterstützte ihn; Lafayette selber erklärte, er könne ohne ein solches Gesetz nicht für die Ruhe einstehen.

Robespierre. Nur Robespierre vertheidigte das Volk: die Aristokraten seien Schuld an dieser blutigen That, indem sie den Mangel erzeugen und so das Volk zum Aufstand reizen. Nicht Gesetze gegen das arme hungernde Volk brauche man, sondern Maßregeln zur Entdeckung der Verschwörer gegen das Glück und die Cazalès. Freiheit des Volkes. Cazalès forderte Robespierre auf, der Versammlung die Beweise vom Bestand einer solchen Verschwörung mitzutheilen: wenn sie bestehe, so müsse man die Theilnehmer bestrafen; bestehe sie aber nicht, so sei es unnöthig, der Versammlung und dem Volke Angst einzujagen. Robespierre wußte jedoch keine Beweise vorzubringen — aber er hatte den Verdacht in die Menge geschleudert und sich als Vertheidiger der Masse bemerkbar gemacht — und das war ihm genug. —

Beide Richtungen kamen zu ihrem Ziel. Das Kriegsgesetz vom 22. October gebot den Gemeindebehörden, bei jedem Ereignisse, welches die öffentliche Ruhe gefährden könnte, die bewaffnete Macht zu deren Erhaltung aufzubieten.

Wann und wie

Als Zeichen, daß dies geschehen sei, sollten rothe Fahnen dienen, die am Rathhause und in allen Straßen aufgesteckt werden: dann gilt jeder Auflauf für verbrecherisch und muß mit den Waffen zerstreut werden. Doch solle man vor Anwendung der Waffen die versammelten Haufen dreimal auffordern, auseinander zu gehen, auch sechs Abgeordnete zu ernennen, welche ihre Beschwerden der Gemeindebehörde vorzulegen haben. Nur auf Verlangen dieser Behörde darf die bewaffnete Macht handeln, darum muß ein Municipalbeamter jede Abtheilung begleiten, welche gegen das Volk wirken soll; vor den Truppen wird eine rothe Fahne vorhergetragen. Ist der Aufstand zu Ende, so werden weiße Fahnen an die Stelle der rothen gesteckt. Todesstrafe solle die Anstifter eines Aufruhrs treffen, auch die Officiere und Soldaten, welche einen Aufstand begünstigen, mehr-

das Kriegsgesetz anzuwenden.

jähriges Gefängniß die Anführer und Truppen, welche nicht augenblicklich alle Dienste leisten, so die Municipalität von ihnen fordert.[1]) — Das Gesetz wurde am 22. October unter Trompetenschall ausgerufen. Man zeigte dieses Mal Ernst. Zwei von den Mördern des Bürgers François wurden hingerichtet. Statt der unzuverlässigen Centralcompagnien der ehemaligen französischen Garden errichtete die Stadt Paris einige Schaaren besoldeter Nationalgarden.

Aber auch Robespierres Antrag hatte Erfolg: ein Untersuchungsausschuß über alle Verbrechen gegen die Nation (lèse-nation) ward eingesetzt: er sollte der Nationalversammlung alle nöthigen Nachrichten zur Entdeckung der Verschwörung gegen die Sicherheit und Freiheit mittheilen; er setzte Preise aus von 100 Thalern bis 1000 Louisdor für die Angeber, je nach der Wichtigkeit der Nachrichten. Wenn sich solche Angeklagte, wie Besenval, auf ihre frühere Pflicht, auf höheren Befehl beriefen, so wurde entgegnet, ihre Strafbarkeit sei durch noch ältere Gesetze, durch das des „Gesellschaftsvertrages" begründet. Dieser Untersuchungsausschuß sollte jeden Monat erneuert werden. Comité des recherches

Er war ein arger Mißgriff, denn[2]) „er vereinte die Roheit mit der Unfähigkeit, begünstigte die Angeberei und erfand Verschwörungen, wenn er keine fand; er legte Anwandlungen als Thaten, in der Luft schwebende Pläne als vollzogene Attentate aus. Die Anzeige eines Bedienten, der an einer Thüre gelauscht hat, die Angabe einer Wäscherin, die in der Tasche eines Morgenkleides ein Stückchen Papier findet, ein mißdeuteter Brief, eine nebelhafte Andeutung genügt, um, nachdem man die vermeintlichen Anzeichen mit Hilfe der Phantasie ergänzt und in irgend einen Zusammenhang gebracht hat, einen Staatsstreich zu vermuthen und eine Reihe von Verhören, Haussuchungen, Verhaftungen und nächtlichen Ueberrumpelungen hervorzurufen. Der Ausschuß übertreibt und schwärzt Alles und bringt jede Dummheit in öffentlicher Sitzung vor die Kammer. Heute entdeckt man eine Verschwörung des bretonischen Adels behufs Auslieferung Brests an die Engländer, morgen die der Räuber, gedungen, um die Saaten auf den Feldern zu verwüsten, übermorgen die vom 14. Juli zur Niederbrennung von Paris, dann das Complott von Favras zur Ermordung Lafayettes, Neckers und Baillys, ferner das Augeards zur Entführung des Königs und viele andere, deren Zahl von Woche zu Woche zunimmt, abgesehen von denen, die in den Köpfen der Journalisten, eines Marat, Camille Desmoulins spuken und in jeder Nummer ihrer Blätter ausposaunt werden. Solche Dinge werden täglich in den Straßen ausgerufen wie Rüben oder Blumenkohl, und das gute Volk von Paris athmet sie ein wie die verpesteten Ausdünstungen unserer Pfützen."[3]) ein arger Mißgriff

Am 9. November bezog die Nationalversammlung die Reitbahn.[4]) Der Saal, auf 2000 Personen berechnet, war zu groß; sich verständlich zu machen war schwer, das Schreien war nothwendig, die Declamation lag in der Der Saal der Versammlung.

[1]) Ferrières, l. c. I, pag. 345—48. — Buchez et Roux, l. c. III, pag. 196—208.
[2]) Taine, Révolution, I, p. 177.
[3]) Taine, l. c. I, p. 177—78.
[4]) Buchez et Roux, l. c. III, p. 307.

Luft. Das Publicum der Galerieen war zu zahlreich, man verstand es nicht in Schranken zu halten, und Lärm und Ungestüm waren deshalb an der Tagesordnung; sie war steten Ueberraschungen und Ueberrumpelungen ausgesetzt.

Théroigne. Die Théroigne von Méricourt fand jedoch diesen Saal nicht groß genug. „Die Königin von Saba kam zu den Salomonen in den Club der Cordeliers"; „mit dem leichten Schritt des Panthers", so berichtet Camille Desmoulins, „durchschritt sie den Saal und schwang sich auf die Rednerbühne: „Seid ihr wirklich Salomone, so werdet ihr auch einen Tempel bauen, den Tempel der Freiheit, das Schloß der Nationalversammlung, da, wo einst die Bastille stand. Wie, während die ausübende Gewalt den schönsten Palast des Erdkreises bewohnt, lagert die gesetzgebende unter den Zelten, in der Reitbahn! Das darf nicht länger bleiben. Es ist Zeit, daß das Volk schon beim Anblick der Gebäude wisse, wo der wahre Herrscher thront. Was ist ein Herrscher ohne Schloß, ein Gott ohne Kirche, ohne Altar? Bauen wir diese Kirche. Kein Tempel ist Gottes würdiger als der, in welchem die Erklärung der Menschenrechte verkündet ward. Alle mögen ihr Gold, ihre Edelsteine zum Baue beitragen. Hier gebe ich mit Freuden die meinigen."

Angriff auf das Kirchenvermögen.

Die Güter des Klerus. Zu den wichtigsten Verhandlungen, die noch im Jahre 1789 in Paris stattfanden, gehören die über die Hebung der Finanznoth durch Einziehung der Güter des Klerus. Es war ein Geistlicher, Talleyrand, Bischof von Autun, Talleyrand. welcher am 30. October den Antrag stellte, alle Kirchengüter gehörten der Nation unter der Verpflichtung, daß sie für die Kirchen und die Geistlichen sorge. Kein Pfarrer solle, außer seiner Amtswohnung, weniger denn 1200 Francs Einkommen haben, kein Bischof unter 12.000, kein Erzbischof unter 20.000. Die Nation nehme die Erhaltung der Geistlichen, der Schulen, der Spitäler auf sich und entspreche so den Absichten der Stifter. Die Nation müsse die Schulden des Klerus decken und für den katholischen Cult etwa 80 Millionen auswerfen. Die Kirchengüter, welche man verkaufen könne, haben einen Ertrag von 200 Millionen; die Staatsschuld belaufe sich auf 224 Millionen, man könne also 110 Millionen leicht zurückbezahlen und das Deficit decken.

Die Aufregung, welche dieser Antrag hervorrief, war groß. Die Abbés Rastignac und Aymar wiesen auf das Unrecht hin, auf die Gefahr für die Religion. Der Klerus hänge dann von der Laune eines Volkes ab, bei dem der kirchliche Sinn ohnehin im Schwinden sei, von allen Entwürfen einer verschwenderischen Regierung, von allen Finanzkrisen ab. „Uns bleiben nur noch Thränen über das Schicksal der Religion", meinte Montesquiou. „Ihr wollt also Maury. 200.000 Eurer Mitbürger ins Elend stürzen!" rief der Abbé Maury. „Wollt Ihr den Geistlichen, die durch unwiderrufliche Gelübde gebunden sind, ihre letzten Hilfsmittel wegnehmen? Ihr redet vom allgemeinen Willen und allgemeinen Nutzen. Der allgemeine Wille, sagt Rousseau, den Ihr so oft anführt, muß von Allen ausgehen und für Alle von Nutzen sein; er verliert seine Geradheit, wenn er sich auf eine besondere Thatsache, auf ein besonderes Recht beschränkt. Hier ist

bloß eine Streitfrage, ein Prozeß, wo der Klerus auf der einen Seite steht und die Nation auf der anderen; hier waltet kein Gesetz und kein Richter, denn wenn die Mehrheit, welche den allgemeinen Willen aussprechen soll, zum Voraus gegen uns entschieden ist aus persönlichem Interesse, so ist sie unser Gegner, kann also nicht unser Richter sein. Fordert ein Viertel, fordert die Hälfte unseres Einkommens, wir wollen es Euch recht gerne bewilligen, aber nehmt uns nicht den Grundstock weg, zerstört nicht auf einmal eine Hilfsquelle, die Euch in der Zukunft von großem Nutzen sein kann, und über deren Erschöpfung Ihr einst Reue empfinden werdet." [1]) Es war aber jede Vorstellung umsonst. Als ein braver Pfarrer seinem Unmuth in den Worten Luft machte: „Als Ihr in unsere Kammer im Namen des Gottes des Friedens kamet und uns beschworet, uns mit Euch zu vereinigen, da hattet Ihr also nur die Absicht uns zu erwürgen!" — erhob sich ein Geschrei der Wuth bei den Demokraten. Die Verhandlungen zogen sich einige Zeit dahin.

Maury brandmarkte den Raub, wie die Behauptung von Siéyès: „Die Geistlichkeit ist nicht Eigenthümerin, wie die übrigen Eigenthümer", sehr kräftig in den Worten: „Es gibt nur ein Eigenthum", sagte er, „und dieses ist geheiligt für uns, wie für Euch. Unser Eigenthum verbürgt auch das Eurige; sind wir einmal beraubt, so wird auch an Euch die Reihe kommen; man wird Euch alsdann Eure eigene Ungerechtigkeit vorhalten und der nächsten Finanznoth wird auch Euer Erbe zum Opfer fallen. Wir sind nicht in unrechtmäßigem Besitze; unsere Güter gehören uns, theils weil wir sie von unseren Ersparnissen gekauft, theils weil wir sie geschenkt erhalten haben. Kauf- und Schenkungsurkunden existiren noch, und wir können sie vorzeigen. Die Schenkungen sind nicht dem öffentlichen Cultus oder der Kirche im Allgemeinen gemacht worden, sondern den einzelnen Kirchen durch einzelne Stifter. Das Einkommen der meisten Pfarrer beruht nur auf Stiftungen von einzelnen frommen Parochianen; es geht nicht von der Nation als solcher aus und kann daher auch von ihr nicht beansprucht werden. Wird der Nation gestattet, bis auf den Ursprung der menschlichen Gesellschaft zurückzugehen, um uns Geistlichen unser Eigenthum zu rauben, das doch über vierzehn Jahrhunderte gesetzlich anerkannt und geschützt war, so muß dieses neue Princip unfehlbar zum Sturze der ganzen Agrarverfassung führen; das Volk wird diese heillose Verwirrung benützen, um die Theilung aller Güter zu verlangen und zwar mit demselben Rechte, das Ihr heute uns gegenüber geltend macht." Maury.

Dann hob der Redner die Schwierigkeit der Durchführung des Antrages seiner Gegner hervor, wie ihre Täuschung über den Gewinn, den sie erhofften. Als man die Jesuiten unterdrückte, hatte man auch große Reichthümer zu treffen erwartet, ihre Güter hatten jedoch kaum hingereicht, die kärglichen Pensionen für die Exjesuiten zu bezahlen; der Besitz sei unter den Händen der Staatsbeamten verschwunden: Das Vermögen des Klerus sei vortheilhaft für Alle und mache ihm möglich, die christliche Charitas zu üben, und mache die Bevölkerung für seine Lehren empfänglich. Die Beraubung des Klerus führe zur Zügellosigkeit, zur Verwilderung Frankreichs. Die Religion sei die Grundlage jedes geordneten Staatswesens, der Klerus allein könne dem Staate das Wohlverhalten des Volkes verbürgen.[2]) „Sie wollen frei sein! Wohlan, erinnern Sie sich, daß es ohne Eigenthum

[1]) Ferrières, Mém. I, p. 355—61. — Buchez et Roux, l. c. vol. III, p. 157—179.

[2]) Poujoulat, l. c. p, 90—102. — Hergenröther, l. c. S. 23—26. — Die Hist. parlem. ist sehr karg in Anführung der Reden von Maury.

keine Freiheit gibt, denn die Freiheit ist nichts Anderes als die erste der socialen Besitzungen, der Besitz seiner selbst."

Die Demokraten scheuten kein Mittel, um das Volk gegen den Klerus zu reizen. Ein Theaterstück „Karl IX." wurde damals oft gegeben, in welchem die Bartholomäusnacht als eine Folge der katholischen Religion, und nicht als ein Parteifrevel dargestellt wurde. Trunken von Wuth und dürstend nach

Thouret. Blut, kam jeden Abend das Volk aus dem Theater. Thouret, ein begabter, aber käuflicher Mann, früher im Dienste der Polignacs, seit dem 6. October aber mit dem Strom der Revolution schwimmend, faßte in schneidiger, einseitiger, aber für die Meisten damals überzeugender Weise die ganze Frage zusammen. Es gipfelt darin die mathematische Anschauung vom Staate; es war das abgedroschene Gerede vom Staat im Staate.

„Jede Körperschaft, die nicht selber einen Staat, das heißt eine Nation bildet, kann weder ihr Dasein noch ihr Vermögen als ihr Eigenthum betrachten, denn da sie nicht durch eigene Kraft besteht, so hat sie ihr Eigenthum und ihr Dasein kraft der Nation, in deren Mitte sie lebt, weil sie nur durch ihre Zustimmung und ihren Schutz besteht und Eigenthümerin ist. Diese Nation behält also, so oft sie es ihrem Vortheil für entsprechend glaubt, das Recht, den Individuen, welche in ihrem Schooße leben, die Eigenschaft, in einer Körperschaft zu leben, zu entziehen; sie kann also mit Recht über das Eigenthum, welches sie an diese Genossenschaft geknüpft hat, verfügen. Also, die französische Nation war es, die in Frankreich den Klerus zu einer Körperschaft und zum Eigenthümer machte, sie hat also die Macht, den Einzelnen, welche sie bilden, zu sagen: Ich will nicht mehr, daß ihr eine besondere Körperschaft bildet, ich verfüge über die Güter, die ich an Eure Körperschaft knüpfte. — Die Güter des Klerus gehören also der Nation."

Mirabeau. Das war die Logik, welche die Versammlung überwältigte. Mirabeau schlug, statt des Thouret'schen Schlusses: „Die Güter des Klerus gehören der Nation", den Satz vor: „Die Güter des Klerus stehen zur Verfügung der Nation",[1]) und dieser ward von der Versammlung am 2. November 1789 mit 568 gegen 364 Stimmen angenommen. 40 Abgeordnete enthielten sich der Abstimmung. Durch Beschluß vom 7. November wurden alle geistlichen Güter unter die Aufsicht der Verwaltungsbehörden und Municipalitäten gestellt; am 9. November wurde der König ersucht, außer den Pfarreien, keine Pfründen mehr zu vergeben; am 13. November wurde den Pfründebesitzern wie allen Obern der Klöster und geistlichen Anstalten geboten, binnen zwei Monaten ein genaues Verzeichniß alles beweglichen und unbeweglichen Eigenthums ihrer Stiftungen vorzulegen. Schon am 17. December beschloß die Versammlung, als Necker ihr die Finanznoth schilderte, den Verkauf von Kirchengütern und Domänen im Belaufe von 400 Millionen; zugleich sollten

Assignaten. für 400 Millionen Scheine oder Assignaten — keine unter 1000 Livres

[1]) Les biens du clergé sont à la disposition de la nation.

— ausgegeben und vom Staat mit fünf Procent verzinst werden. Paris erklärte sich bereit, für 200 Millionen Nationalgüter zu kaufen und sie dann vereinzelt wieder loszuschlagen. Andere Städte folgten diesem Beispiel. Als einige Güter über den Abschätzungswerth gekauft wurden, kam man bald leichtfertig zur Ansicht, alle Staatsschulden, alle Auslagen und Bedürfnisse ließen sich mit Assignaten decken, und kam dann zum Zwangscurs, als durch Ueberfüllung des Marktes diese Papiere rasch im Werthe sanken. Es war kein Heil in diesem Kirchenraub, so wenig als in England in den Tagen Heinrichs VIII.

Taine über die Assignaten.

Taine,[1]) kein Mann kirchlicher Richtung, aber von unabhängiger gerechter Gesinnung, bemerkt sehr gut: „Diese Finanzoperation erwies sich bald als verderblich, denn der plötzliche Reichthum brachte auf die hitzköpfigen Politiker denselben Eindruck hervor, wie eine beträchtliche Erbschaft an Grundbesitz auf einen schwärmerischen und in Geldverlegenheiten befindlichen Emporkömmling: er hält das neue Vermögen für einen bodenlosen Goldsee, aus dem er mit vollen Händen schöpft, um all seine Träume zu erfüllen; da er Alles bezahlen kann, glaubt er Alles mit Trümmern erfüllen zu dürfen. So macht es auch die Kammer; sie schafft die Richterstellen ab und entschädigt die „Unabsetzbaren" mit 450 Millionen, desgleichen die Finanzstellen und Cautionen mit 321 Millionen, die militärischen Würden und Aemter mit 35 Millionen, die Aemter des königlichen Haushaltes mit 52 Millionen, den auf manchen Gütern untrennbar haftenden Zehnten mit 100 Millionen. Necker sagt: „Im Jahre 1789 war es kinderleicht die Staatsfinanzen in Ordnung zu bringen, aber schon nach Ablauf eines Jahres ist es so weit gekommen, daß der Staat, in Folge maßloser Verschwendung und Verschuldung und in Folge freiwilliger Verstopfung vieler seiner Einnahmequellen, nur noch von dem Papiergeld, das er in Umlauf setzt, sein finanzielles Dasein fristet; er zehrt sein neues Kapital auf und geht mit Riesenschritten dem Bankerott entgegen. Niemals ist eine so große Erbschaft so rasch auf Nichts und weniger als Nichts herabgemindert worden." Der Staatsbankerott hatte eine noch schrecklichere Folge, als Mirabeau in seiner berühmten Rede zu schildern vermochte.[2])

Mirabeau und Maury.

Uebrigens bewegte sich Mirabeau in dieser Frage in den gleichen Trugschlüssen wie Thouret und zeigte Nichts von seiner sonstigen Ursprünglichkeit und seinem staatsmännischen Blick. Maury warf ihm auch vor, er habe nur Sätze aus der Encyklopädie geplündert.[3]) Mit seichten Gründen wurden diese Güter für Eigenthum des Staates erklärt, während dieser kein Recht dazu hatte. Sie waren zu bestimmten wohlthätigen Zwecken gestiftet und Niemand hatte das Recht, sie zu anderen zu verwenden.

Taine.

Taine bemerkt sehr gut:[4]) „Die Millionen Großherziger, Reuiger und Frommer, die zur Vermehrung oder Verwaltung derselben ihr Scherflein beige-

---

[1]) Taine, l. c. I, p. 211—231.
[2]) Vgl. oben S. 279—81.
[3]) Artikel Fondation, Stiftung.
[4]) Taine, Révolution, I, p. 222.

Recht der Stifter. tragen, waren von einer bestimmten Absicht beseelt. Sie wollten die Erziehung, die Wohlthätigkeit, die Religion fördern und nichts Anderes. Es ist nicht gestattet, ihrem berechtigten Willen entgegenzuhandeln. Die Todten dürfen gleich den Lebenden Anspruch erheben, von der Gesellschaft angehört zu werden, denn sie, die Todten, haben zur Erstehung dieser Gesellschaft, deren sich die Lebenden erfreuen, beigetragen, und wir können sie nur beerben, wenn wir ihr Testament respectiren. Allerdings ändern sich die Zeiten, nicht aber die Absicht der Stifter. Man ändere unter Umständen die Verwaltung oder Vertheilung eines Legates, aber man verwende es nicht auf anders geartete Zwecke. Die vier Milliarden Grundeigenthum und die 200 Millionen Jahreseinkommen der Kirche sind ausdrücklich dieser zugewiesen; sie sind kein Goldhaufe, der etwa auf der Landstraße liegen geblieben ist und den der Staatsschatz auflesen könnte, um ihn für sich zu behalten oder an die Umwohner zu vertheilen, — nein, bei diesem Goldhaufen findet sich eine authentische Urkunde, die dessen Herkunft und Bestimmungsart besagt, und der Finder hat die Pflicht, dafür zu sorgen, daß er an die richtige Adresse gelangt." — Die frühere Regierung hatte auch nach diesem Grundsatze gehandelt, wenn ein Kloster aufgehoben wurde, sein Vermögen zu Gunsten von Seminaren und Schulen verwendet. Die Nationalversammlung steckte aber Alles in die Tasche der Regierung, und diese Alles in verfehlte Unternehmungen, und bald war der Staatsbankerott da. „Ist es gerecht", fragt derselbe Franzose, „daß von diesem seit vierzig Generationen für Kinder, Arme, Schwache, Kranke und Gläubige angehäuften ungeheuren Schatz schließlich Nichts übrig bleibe, um eine Lehrerin, einen Vicar, einen Teller Suppe für einen Kranken zu bezahlen?" — Das Verfahren war um so ungerechtfertigter, als der Erzbischof von Aix im Namen des Klerus das Anerbieten stellte, unverzüglich 360 Millionen Staatsschulden mittels eines Hypothekaranlehens von 400 Millionen zu decken.[1]) Der Klerus hätte es vermocht, denn er hatte Credit bei den Geldmännern. —

Folgen. So verlor die französische Kirche ihr ungeheures Vermögen. Der Staat versprach, die Geistlichen zu bezahlen, die Kosten des Gottesdienstes, der Kirchenbauten, der Schulen zu tragen. Er hielt sein Wort schlecht. Die entwendeten riesigen Summen verschwanden in seinen Händen. Bald hieß es, wer einen Geistlichen halten will, soll ihn selber bezahlen. Der Klerus lebte im Elend, die Jugend wuchs in Roheit auf, die Nation verwilderte, nur wenig Wissen erhielt sich in den kümmerlichen Resten von Schulen.

Die Orden. Mit dem Kirchenvermögen schwanden die Orden, welche von ihm unterhalten wurden. Ueberdies hob die Verfassung die Gelübde auf und verbot alles corporative Leben, innerhalb der allgemeinen Gesellschaft dürfe es keine besonderen Gesellschaften geben, denn sie würden die Einheit und das Gleichgewicht der Kräfte stören. Es darf nur einen Vermittlungspunkt für alle Individuen geben, den Staat; eifersüchtig nimmt er alle Liebe der Einzelnen für sich in Anspruch. Als ob in dem großen Organismus unseres Leibes nicht eine Menge kleiner Organismen, alle mit einer Art eigenen Lebens wären, die sämmtlich zum Leben des großen Organismus harmonisch beitragen! Jetzt fiel

[1]) Schütz, Staatsveränderung in Frankreich, Bd. IV, S. 246—47.

die bunte Reihe der Orden, der literarischen Vereine, der Akademien, der Wohlthätigkeitsgenossenschaften.

Den Maurinern halfen ihre große Leistungen für die Wissenschaft Nichts, ihre Klöster wurden geschlossen, niedergerissen oder in Kasernen umgewandelt, ihre kostbaren Bibliotheken verschleudert, die seltensten Handschriften zu Patronenhülsen verwendet, ihre schönen Baumreihen, unter denen die emsigen Mönche, die im Winter in ungeheizten Stuben ihre gelehrten Arbeiten verfertigten, ihre einzige Erholung fanden, umgehauen. Unbarmherzig wurden die Kupferplatten zu einer eben erscheinen sollenden illustrirten Geschichte der Congregation eingeschmolzen [1]) und zu Sousstücken verwendet — und doch war diese Congregation ein Ruhm für das französische Volk und ganz Europa war ihres Preises voll. Der Fanatismus dieser „Solone" war mächtiger als die Dankbarkeit. Mauriner.

Die Trappisten, welche die Kunst des Ackerbaues zu so hoher Blüthe gebracht und Wildnisse in Gartenland umgewandelt hatten, wurden unbarmherzig aus ihren stillen Räumen, wo sie in Gebet und Arbeit den Frieden der Seele suchten und fanden, in die Welt der Revolution hinausgestoßen. — Trappisten.

Frankreich hatte damals in 1500 Klöstern 37.000 Nonnen, in denen Glaubenseifer und Nützlichkeitsdrang glühten, 14.000 barmherzige Schwestern pflegten die Kranken in 429 Klöstern; die Häuser der Visitandinerinen waren Zufluchtsorte für vermögens- und schutzlose Mädchen und Wittwen; die Ursulinerinen, die Salesianerinen und Andere widmeten sich dem unentgeltlichen Unterrichte der Jugend. Diese Nonnen lebten ärmlich, leisteten aber der Gesammtheit große Dienste, und waren glücklich in ihrem Beruf. Eine dieser Religionsgesellschaften bat: [2]) „Wir würden lieber unser Leben aufgeben, als unsern Stand. Die Nationalversammlung hat die Rechte der Freiheit gewährleistet; sollte sie einzig den edelmüthigen Seelen, die Nichts wünschen als nützlich zu sein, und die auf die Welt nur verzichten, um der Gesellschaft größere Dienste zu leisten, — sollte sie gerade diesen Seelen die Freiheit verkümmern wollen?" — Eine andere Schwesterschaft schrieb: „Man kennt unser Glück nicht, aber dasselbe ist groß und echt. Wir wissen Nichts von Auszeichnungen und Vorrechten, unsere Freuden und Leiden sind gemeinsam. Da wir alle gleichgesinnt und gleichgestimmt sind, protestiren wir angesichts der Nation, angesichts des Himmels und der Erde dagegen, daß es im Bereiche irgend einer Macht stehen soll, uns die Liebe zu unserem Berufe zu nehmen; wir betheuern, daß dies unmöglich ist, und wir erneuern unser Gelübde mit mehr Eifer denn je." — Umsonst! die armen Nonnen werden mit einem Kleide und der Anweisung auf einen kläglichen Gehalt, der aber bald gar nicht ausbezahlt wird, in die weite, wirre Welt, ins Elend hinausgestoßen. Taine bemerkt mit Recht: „Hätten diese Gesetzgeber wirklich den Vortheil des Volkes und die Gerechtigkeit im Auge gehabt, so hätte ihr Zerstörungseifer angesichts solcher Lichtseiten innehalten müssen. Ohnehin mußten sie sich sagen, daß das Beseitigen nutzlos sei. Vergeblich hat ihre rauhe Hand die Nonnenorden abgeschafft, sie gehören zum Blut jeder katholischen Nation und leben von selbst wieder auf, wenn man sie ertödtet. Heute gibt es in Frankreich 86.000 Nonnen gegen 37.000 im Jahre 1789, das heißt 0·045 Procent der französischen Damen sind heute Nonnen Nonnen. Tyrannei der neuen Freiheit.

[1]) Der gelehrte und für den Ruhm seiner Nation begeisterte Peigné de la Court hat in dem Monasticon Gallicanum das Werk mit großen Kosten wieder hergestellt und edelmüthig eine Schuld seiner Nation abgetragen.

[2]) Taine, l. c. I. p. 216.

gegen 0·028 Procent von damals." — Umsonst! Die Scheere dieser Freiheit schneidet jedes eigenthümliche Leben ab; man muß frei und glücklich sein, wie man es im Palais Royal will. Frankreich droht ein Sina zu werden. — Für manche dieser Klöster baten die Umwohner, welche von ihnen lebten. Umsonst! kein selbständiges corporatives Leben darf fürder bestehen.

Nutzen der Corporationen. Und doch schützen solche Corporationen die Freiheit: „Sie engen die Allmacht des Staates ein, insofern sie gleich weit entfernt sind von absoluter Monarchie und reiner Demokratie.[1]) In ihren Kreisen kann man sich unabhängig entwickeln, ohne ein Höfling oder Demagoge zu werden; kann Reichthum, Ehre und Ansehen erlangen, ohne der launenhaften Gunst des Volkes oder des Fürsten Dank zu schulden; man kann sich mittelst einer vom Corpsgeist zusammengehaltenen Umgebung sowohl gegen die herrschenden Mächte, wie auch gegen die herrschenden Meinungen vertheidigen. — Nichts kann schlimmer sein als eine allgemeine Bureaukratie, denn sie erzeugt eine mechanische gleichförmige Unterwürfigkeit; in einem Lande, in dem die Aristokratie zu Grunde gegangen, bilden die Körperschaften die einzige Zuflucht. Innerhalb ihrer Kreise entstehen kleine, eigenartige, besondere Welten, in denen viele Gemüther die einzige Lebensweise finden, die ihnen zusagt. Auf solche Weise und mit möglichst wenigen Kosten und äußerst gutem Erfolg, versehen Hunderttausende von Männern und Frauen freiwillig und unentgeltlich die wenigst anziehenden und oft die abstoßendsten Angelegenheiten der Gesellschaft." [2]) —

Maury. Manches war morsch im alten Ordenswesen, aber Vieles frisch und lebenskräftig. Das Erstere hätte man abschneiden, das Letztere aber erhalten sollen. Rücksichts- und verständnißlos ward aber Alles zerschlagen.

„Ihr habt Euch bisher nur mit Trümmern umgeben", rief Abbé Maury darum mit Recht der Versammlung zu, „und wollt deren immer noch mehr häufen auf dem Boden, worauf ihr wieder bauen sollt. Soll denn die Kunst, die Wiedergeburt eines Staates zu bewirken, keine andere sein, als die unselige Gabe, alles Bestehende zu zerstören? Bedenkt, daß die schrecklichste Tyrannei beständig diejenige war, welche sich unter der Maske der Freiheit verbarg!"

Ende der Provinzen. Im gleichen Eifer für Einförmigkeit wurde die alte, durch die Geschichte gegebene Eintheilung Frankreichs in Provinzen zerschlagen. In der Anhänglichkeit an die Landschaft und ihre Geschichte war ein Keim des Widerstandes, den die Demokraten fürchteten, und darum schnell zu entwurzeln trachteten. Mounier gab Anlaß durch seinen Widerstand in der Dauphiné.

Mounier Als er die Nationalversammlung am 6. October verließ, schilderte er in Grénoble, wie sie die Sclavin einiger Ränkeschmiede des Palais Royal und einiger Söldlinge des Herzogs von Orleans, und von allen Schwankungen des Pöbelregiments in Paris berührt sei, wie dem Könige Zwang angethan

---

[1]) Taine, l. c. I, p. 215.
[2]) Ibid., I, p. 213.

werde, und wie das einzige Mittel der Rettung darin bestehe, daß die Stände der Provinzen sich versammeln und die gefährliche Lage in Berathung ziehen, in der sich der König, die Nationalversammlung und das Königreich befinden. Die Stände der Dauphiné traten in der That zusammen, andere schienen ihrem Beispiele folgen zu wollen. Da erhob sogleich Adrian Duport in der Nationalversammlung das Wort gegen diesen Eingriff in ihre Rechte, gegen diese Ränke der Feinde der Freiheit. Dagegen vertheidigte Cazalès das Recht der Stände, sich zu versammeln und die Vertheilung der Steuern und die Angelegenheiten der Landschaft zu berathen; kämen doch in Paris nahezu jeden Tag 60 Districtsversammlungen zusammen und faßten Beschlüsse oft gegen die Nationalversammlung, zum Beispiel gegen das Kriegsgesetz; sei doch allen Franzosen in den Menschenrechten die Befugniß zugesprochen, sich zu versammeln und Bittschriften einzureichen. Aber die Districtsversammlungen waren im Sinne der Demokraten und wurden darum geduldet; die Provincialstände aber konnten, wenn gut geleitet, den Gang der Revolution hemmen — darum wurde nach stürmischen Verhandlungen am 26. October beschlossen, ihre Versammlungen hätten zu unterbleiben, bis mit Zustimmung des Königs die neue Art ihrer Einberufung angeordnet sei. Indem Ludwig XVI. diesen Beschluß genehmigte, entzog er sich das einzige Mittel, wider die Anmaßung der Nationalversammlung an das Volk zu appelliren. Alles stürzte jetzt über Mounier her. Briefe und Sendlinge aus Paris bezeichneten ihn als Feind der Nation und verfolgten ihn von Haus zu Haus, bis er in der Schweiz eine Zuflucht fand. —

Duport.

Ende der Landstände.

Ludwig XVI.

Ende der Provinzen. Anfang der Departements. Die Wahlordnung.

Die neue Eintheilung Frankreichs in 83 Departements war vom Eiferer für Gleichförmigkeit, vom Abbé Syéyès, entworfen; schachbrettartig, ohne alle Rücksicht auf die Geschichte, wurde Frankreich in 83 Felder abgetheilt, die nach Bergen, Thälern, Flüssen ihren Namen bekamen; am liebsten hätte er Städte und Landschaften, wie die Abtheilungen eines Heeres, mit Ziffern bezeichnet. Die einzelnen Departements sollten an Umfang und an Zahl der Bevölkerung möglichst gleich und in ihrer Verwaltung unter einem Rath von 36 Mitgliedern möglichst unabhängig sein. Jedes Departement war in vier bis neun Districte, jeder District in Cantone und jeder Canton in sechs bis acht Municipalitäten eingetheilt, wie man fortan die Kirchspiele nannte. Die Verwaltung der Districte leitete ein Rath von zwölf Männern, mußte aber seine Beschlüsse dem Rathe des Departements vorlegen. Die Cantone hatten keinen eigenen Rath, wohl aber einen Friedensrichter, die Districte je ein Civilgericht, das Departement je ein Criminalgericht. In den einzelnen Muni-

83 Departements.

cipalitäten wählte das Volk seine Beamten, während die Beamten des Districtes und des Departements und die Richter durch eine Anzahl Wähler, welche die Urversammlungen ernannten, bestimmt wurden. — Gemeinden unter 500 Seelen hatten 3 Beamte, Städte über 100.000 Einwohner hatten deren 21, dazu kamen noch als Beisitzer eine Anzahl Notabeln oder Vertrauensmänner. Zählte man alle diese Beamten im Reiche zusammen, so hatte man ein Heer von 1,300.000 Mann, das nur vom Volke und der Nationalversammlung seine Macht besaß. Frankreich war also das Land der vollkommensten Selbstregierung und sein König der ohnmächtigste der Monarchen geworden. Die Gemeinden waren mit ungewohnten Rechten ausgestattet: sie verwalteten ihr eigenes Vermögen, sie legten die Steuern um, leiteten die öffentlichen Arbeiten und überwachten die Bauten, sorgten für die Gesundheit, die Reinlichkeit, handhabten die Polizei; sie forderten die bewaffnete Macht zum Einschreiten auf, Bürgerwehr oder Linie, und geboten ihr wiederum Stillstand.[1]) So hatte der Bürgermeister der kleinsten Gemeinde in mancher Beziehung mehr Rechte als der König. So groß war die Angst der Demokraten vor dem todten Riesen, der wieder erwachen könnte, daß die Demokraten die kleinste Gemeinde mit so wichtigen Rechten bekleidete.

Notabeln. *Die Gemeinden.*

Der König.

Als Ludwig XVI. diese Beschlüsse genehmigte, behob er damit nicht das Mißtrauen der Demokraten. „Die executive Gewalt spielt nur den Todten!" rief Lameth, während man, bis er bestätigte, den König beglückwünschte, daß er nun frei sei vom Widerstand der Parlamente und der Provinzialstände.

Wahlgesetz.

Mit dieser Einrichtung hängt das neue Wahlgesetz zusammen. Die großen Gesetzgeber haben insgesammt das Wahlrecht an einen Census geknüpft, denn wer über das Gesetz, über das Glück oder Unglück Anderer entscheiden soll, muß auch Etwas einsetzen können, was er verliert, wenn er zur schlechten Entscheidung beiträgt. Die Nationalversammlung hatte dagegen ein weites Herz, sie machte fast alle Männer stimmfähig, die geistig oder physisch arbeiteten, — eigentlich hätte sie allen Menschen völlig gleiches Stimmrecht ertheilen sollen, — sie schloß nur Dienstboten und Taglöhner von den Wahlen aus, die keinerlei Besitzthum oder Einkommen hatten und weniger als 21 Sous für den Tag verdienten.

Wer darf wählen.

Jeder andere Arbeiter, jeder in einer Mühle beschäftigte Müllnergeselle, jeder kleine Halbpächter, jeder eine Hütte oder ein Gemüsebeet besitzende Landmann ist Urwähler und kann Gemeindebeamter werden.[2]) Wer jährlich mindestens zehn Francs Steuer entrichtet, wer wenigstens 400 Livres Einkommen hat, oder 100 Francs Wohnzins bezahlt, ist Wahlmann zweiten Grades und kann Districts- oder Departementsverwalter werden. Wer 100 Francs Steuern zahlt, kann zum Stellvertreter in der Nationalversammlung gewählt werden. Man rechnete

---

[1]) Ferrières, Mémoires, I, p. 372—76.
[2]) Taine, l. c. I, p. 188—211.

in ganz Frankreich auf 4,400.000 Wahlberechtigte. Zur Wahl eines Abgeordneten sollten sich zuerst die Urwähler im Hauptorte des Cantons versammeln und eine Anzahl von Wahlmännern aus den zu Verwaltungsstellen Wählbaren ernennen. Diese Wahlmänner vereinigen sich dann im Hauptorte des Districtes und wählen Wahlmänner zur Versammlung des Departements, und diese wählt die Abgeordneten, so viele jedes Departement zu stellen hat. Cahiers oder Vorschriften von den Wählern dürfen diese nicht mitbringen, denn jeder Abgeordnete ist Stellvertreter der ganzen Nation. Auch kann ihm sein Wahlkreis sein Mandat nicht mehr entziehen. Art der Wahl.

Der gute König war schlecht berathen, als er diese Anordnungen genehmigte: er ahnte nicht, daß er damit Frankreich in 44.000 kleine Theile zerschnitt und allen Zusammenhalt auflöste. Die Welt geht voran durch den Verstand Derer, welche berufen sind, zu leiten, und durch den Gehorsam Derer, welche berufen sind, sich leiten zu lassen. Hier war es aber gerade umgekehrt: nicht von oben nach unten ward geleitet, sondern von unten nach oben. Die eigentliche Entscheidung lag in den Händen der Unverständigen. Die verkehrte Welt.

„Die Urheber der neuen Verfassung sind der Ansicht, der Gehorsam müsse stets freiwillig, niemals erzwungen sein; um der Willkürherrschaft vorzubeugen, unterdrücken sie die Regierung. In der Rangordnung, die sie aufstellen, waltet die Regel ob, daß die Untergebenen von ihrem Vorgesetzten unabhängig sind, weil sie von diesem weder ernannt noch abgesetzt werden können. Er hat bloß das Recht, ihnen Rathschläge zu ertheilen und Vorstellungen zu machen, höchstens ist es ihm in gewissen Fällen gestattet, ihr Vorhaben für ungiltig zu erklären. Die Centralgewalt kann keinerlei Localgewalt verleihen und gleicht einem im goldenen Lehnstuhl sitzenden Manne ohne Arme und Hände. Alle Muskeln der Centralgewalt sind durchschnitten und jedes Departement bildet einen kleinen Staat für sich. — In ähnlicher Weise ist das Departement durchschnitten, auch seine Beamten können auf die des Bezirkes und diese auf die des Cantons nur durch Bitten und Verweise einwirken. Nirgends ist der Vorgesetzte ein mit zwingender Macht ausgerüsteter Befehlshaber, überall ist er Nichts weiter als ein brummender und mahnender Tadler. Jedes Departement, jeder District, jede Gemeinde wird von Rathsversammlungen verwaltet, keine hat ein leitendes Haupt." [1]) — Alles ist aufgelöst.

In Geschäften geübte Männer sind mehr werth als Neulinge, und es gehören Jahre dazu, um die Verhältnisse kennen und verstehen zu lernen. In Frankreich zieht man aber unerfahrene Neulinge vor, so stark ist die Eifersucht und das Mißtrauen! Ein Bürgermeister kann nach vierjähriger Amtsdauer nicht mehr gewählt, der Rath muß alle zwei Jahre zur Hälfte erneuert werden. Jede Gemeinde ist eine Republik und ihre Beamten haben jetzt die Macht, welche einst die Regierung besaß: Sicherheit des Lebens und Eigenthums, Steuerumlegung und Erhebung, Verkündigung des Kriegsgesetzes hängen von ihnen ab. Natürlich fühlen sie ihre Stärke und lehnen sich oft gegen das Departement auf. Hätten sie nur auch Bildung genug! Aber in 20.000 von den 44.000 Gemeinden können die Municipalbeamten weder lesen noch schreiben, was um so verhängnißvoller ist, als der Pfarrer durch das Gesetz und der Gutsherr durch die öffent- Nur Neulinge.

[1]) Taine, l. c. I, p. 242—263.

Meisterlosigkeit. liche Meinung von der Gemeindeverwaltung ausgeschlossen sind. Manche können allerdings lesen und schreiben, verstehen aber nur den Dialekt ihrer Provinz und nicht die philosophische Sprache der Gesetzgeber und müssen erst in die Stadt gehen, um sich von einem Advocaten ein Gesetz erklären zu lassen. Verstehen sie aber auch das Gesetz und haben sie den besten Willen es auszuführen, so können sie es oft nicht, weil ihre Untergebenen ihnen den Gehorsam versagen. Diese haben sie gemacht, haben den Beamten die Schärpe und den Officieren die Epauletten verliehen und fühlen dies und gehorchen ihren Befehlen, wenn sie wollen.

Wenn die Untergebenen, die Urwähler und Nationalgarden, aber auch den besten Willen haben, so kostet dieses ewige Wählen und Thätigsein für den öffentlichen Dienst zu viel Zeit.

Zeitverlust. Taine berechnet,[1]) daß jeder stimmfähige Bürger den öffentlichen Angelegenheiten wöchentlich zwei Tage, das heißt ein Drittel seiner Zeit, widmen mußte. Die Reichen, die Adeligen, die Geistlichen sind durch die Gesetze oder die im Schwunge gehenden Ansichten verdrängt. Die Kaufleute, die Handwerker, die Bauern, gerade die, welche ihre Zeit am meisten brauchen, sollen jetzt ihre Geschäfte stehen lassen, um sich mit Staatsangelegenheiten zu befassen. Das thun sie einige Zeit, bis die Sache den Reiz der Neuheit verloren hat. Bald fehlen darum bei den Wahlen die meisten Wähler, beim Aufgebot die meisten Nationalgarden. „Man kann im Handumdrehen nicht aus den Franzosen florentinische oder athenische Bürger machen. Man kann den Geistern und Gemüthern von drei oder vier Millionen Menschen nicht über Nacht Fähigkeiten und Gewohnheiten einimpfen, die ihnen gestatten würden, ein Drittel ihrer Kräfte einer neuen übergroßen, unentgeltlichen und unnützen Arbeit zuzuwenden. Das revolutionäre Frankreich legt zehn Jahre hindurch eine falsche Ziffer seinen Berechnungen zu Grund — es schreibt willkürlich und ohne nähere Untersuchung dem Metalle Mensch eine gewisse Schwere und Widerstandsfähigkeit zu, während bei der Erprobung die Schwere dieses Metalls zwanzigmal größer und die Widerstandsfähigkeit zehnmal geringer sich herausstellt.“ So Taine.[2]) Kürzer gefaßt lautet die Wahrheit: Rousseau läugnet unser Erbgebrechen. Frankreich läßt sich aber in dieser Zeit von der Theorie Rousseaus leiten und diese Auffassung erweist sich als falsch, als verderblich.

Die Minderheit siegt. So kommt es, daß nicht die Mehrheit entscheidet, sondern die Minderheit. In jedem Orte sind Einige, die besonderen Sinn für revolutionäre Gedanken und Eifer für ihre Verwirklichung haben, gibt es ferner Leute, die im alten Staat Schiffbruch litten und jetzt auf einem neuen Meere wieder die Fahrt nach dem Hafen des Glückes versuchen: Priester, die vom Glauben abfielen, Advocaten, die keine Klienten hatten, erstickte Studenten, bankerotte Kaufleute, Landwirthe, die nicht gerne arbeiten. Sie bemächtigen sich der Bewegung, lesen am eifrigsten die Zeitungen, machen Adressen und Wahlen, unterstützen einander und bringen einander in die Stellen als Richter, Vollzugsbeamte, Officiere, Abgeordnete. Sie sind das Volk, sie, die Schwärmer,

---

[1]) Taine, l. c. I, p. 243—279.
[2]) Ibid., I, p. 250—56, 283.

die Ehrgeizigen, deren Willen reger, deren Bedenklichkeit geringer, deren Habsucht gieriger ist; ein Zehntel der Bevölkerung, nur ein Zehntel, eine Partei, die aber in ihren ehernen und blutbefleckten Griffen die Mehrheit niederhält, nur ein Zehntel der Bevölkerung — aber sie sind Zahlen, während die Meisten in ihrer Unentschlossenheit, Furchtsamkeit Nullen sind, vor welche die Zahlen sich stellen und Füllung bekommen. Sie versammeln sich in Clubs und das Clubwesen beginnt, „ein neues, ergänzendes, schmarotzendes Organ, das sich im Gesellschaftskörper neben den berechtigten Organen entfaltet, unmerklich anschwillt, den letzteren den Lebenssaft entzieht, sie seinen Zwecken dienstbar macht, sie endlich verdrängt und eigenmächtig functionirt, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Es ist eine Art gefräßigen Auswuchses, dessen Umsichgreifen nicht aufgehalten werden kann." [1])

Das ist die Wirkung der Menschenrechte. Einige Paragraphen des zweiten Abschnittes (§ 9 ff.) der Constitutionsacte von der Eintheilung des Königreichs und dem Zustande der Staatsbürger lauten: „Diejenigen Staatsbürger, welche eine Gemeinde ausmachen, haben das Recht, nach der durch das Gesetz bestimmten Weise auf eine gewisse Zeit Diejenigen unter sich zu wählen, welchen unter dem Titel Bürgerräthe [2]) die Führung der besonderen Geschäfte der Gemeinde obliegt. Es sollen ihnen auch einige das innere Wohl des Staates betreffende Geschäfte übertragen werden können." — „Um eine gesetzgebende Nationalversammlung zu bilden, werden sich die Activbürger alle zwei Jahre in den Städten und in den Cantonen in Urversammlungen vereinigen. Die Urversammlungen haben das volle Recht, am zweiten Sonntag im März zusammenzutreten, falls dieselben nicht eher durch die öffentlichen Beamten einberufen worden sein sollten. Um Activbürger zu sein, muß man geborener oder naturalisirter Franzose, 25 Jahre alt, die gesetzmäßige Zeit ansäßig gewesen sein, an irgend einem Orte des Königreiches eine Steuer, die wenigstens dem Werth von drei Tagesarbeiten gleich ist, bezahlen und die Quittung vorzeigen; man darf in keinem Zustand der Dienstbarkeit sein, das heißt Niemand um Geld dienen, muß von dem Bürgerrathe des Ortes in das Verzeichniß der Nationalgarde eingetragen sein und den Bürgereid geleistet haben. Alle sechs Jahre wird der gesetzgebende Körper das Minimum und Maximum des Werthes einer Tagesarbeit festsetzen. — Von der Ausübung der Rechte der Activbürger sind ausgeschlossen, Alle, die sich im Anklagestand befinden und im Zustande des Bankerottes waren und ihre Gläubiger noch nicht bezahlt haben. Die Urversammlungen ernennen die Wahlherren, [3]) 1 auf je 100; von 151 bis 250 werden 2 ernannt. — Niemand kann zum Wahlherrn ernannt werden, wenn er nicht in Städten unter 6000 Seelen der Besitzer oder Nutznießer eines Gutes ist, welches auf den Steuerrollen einem Einkommen von 200 Tagen gleichgeschätzt wird, oder der Miethsmann einer Wohnung, die einem Einkommen von 150 Tagen Arbeit gleichgeschätzt wird; in Städten unter 6000 Einwohnern ist ein Einkommen von 150 Tagen Arbeit erforderlich oder ein Miethzins von 100 Tagen, auf dem Land ein Gut, dessen Einkommen 150 Arbeitslöhnen gleichgeschätzt wird, oder ein Pacht eines

Gemeinderäthe.

Wahlen in die Nationalversammlung.

Activbürger.

Wahlherren

[1]) Taine, l. c. I, p. 263—277.
[2]) Officiers municipaux.
[3]) Les electeurs.

Deputirte. Gutes von 400 Taglöhnen Ertrag. — Die Wahlversammlungen haben das volle Recht, sich am ersten Sonntag des Monats März zu versammeln, falls sie von den gesetzlichen Beamten nicht einberufen werden. — Die Abgeordneten wie die Ersatzmänner werden durch die Stimmenmehrheit gewählt und zwar nur aus den Activbürgern des Departements. Alle Activbürger, ihr Stand, ihre Religion und Steueranlage seien, welche sie wollen, können zu Stellvertretern der Nation gewählt werden. In keinem Falle und unter keinem Vorwande kann weder der König, noch irgend ein von demselben ernannter Wortführer, sich in Dasjenige mischen, was die Regelmäßigkeit der Zusammenberufungen, die Haltung der Versammlungen, die Form der Wahlen oder die politischen Rechte der Staatsbürger angeht." Nahezu drei Monate nahmen die Verhandlungen über die zum Wählen und Gewähltwerden nöthigen Bedingungen die Versammlung in Anspruch.

Untergang der Parlamente. Die Versammlung begibt sich der Regierung.

Nicht ohne Widerspruch der alten Gewalten wurden all die eben genannten Beschlüsse gefaßt. Die Bischöfe beklagten in feurigen Hirtenbriefen die Gefahr der Religion; die Stände von Languedoc verwahrten sich gegen die Abschaffung ihrer Vorrechte, gegen die Eintheilung Frankreichs in Departements. Die Stände der Bretagne beriefen sich auf den Vertrag, kraft dessen sich das Herzogthum einst an Frankreich angeschlossen habe.

Ende der Parlamente. Die Ferien des Parlamentes gingen zu Ende — auch diese altangesehene Quelle des Rechtes konnte dem Treiben der Demokraten gefährlich und ein Mittelpunkt der Vereinigung werden, wenn sich der König, die Prinzen, der Adel, der Klerus an sie anschließen würden. Die Stimmung des Volkes konnte umschlagen; wer stand dafür, daß es den würdigen Verhandlungen des Parlamentes nicht mehr Werth beilegte, als den stürmischen, oft unwürdigen der Nationalversammlung?

Adrian Duport. Den Schlag gegen die Parlamente sollte aber ein Mitglied des Standes, Adrian Duport,[1]) Parlamentsrath zu Paris, führen. Am 3. November 1789

[1]) Duport hatte Neigung zu revolutionärer Intrigue; ihm schreibt auch Droz (l. c. II, p. 327—30) die Verbreitung des Gerüchtes zu, daß Tausende von Straßenräubern unterwegs seien, die Felder und Pachtungen zu verwüsten, welches Gerücht die allgemeine Bewaffnung hervorrief. Duport habe mit zwei oder drei Männern, die ohne Zweifel sehr thätig, aber auch sehr unbekannt waren, den Plan verabredet, ganz Frankreich durch die Nachricht von der Ankunft der Straßenräuber unter die Waffen zu schrecken. Die Sache sei nicht so schwer gewesen, weil man im ganzen Land wußte, daß Räuber Paris erschreckt hätten; man schloß aus der Nachricht, sie hätten sich jetzt auf das Land geworfen. Die Verbreiter der Schreckensnachricht durften den Leuten bei der damaligen Aufregung nur die Nachricht hinwerfen, sie seien durch einen Ort gekommen, wo die Landleute sich bewaffnet hätten gegen die Straßenräuber, und man dürfe keinen Augenblick verlieren, um sich in Vertheidigung zu setzen, und so bewaffneten sich die Bauern, läuteten die Sturmglocke und schickten nach der nächsten Stadt um Hilfe; so ging die Nachricht weiter durch das Land, von Ort zu Ort, und bald war das ganze Volk bewaffnet. Droz meint, die Folgen dieses kühnen Versuches hätten bald die Grenzen überschritten, welche Duport ihm geben wollte; er gleiche einem Mechaniker, der Maschinen baue, ohne ihre Kraft und Wirkung zu berechnen. „Ohne Zweifel

wurde von Alexander Lameth nach einer Verabredung bei Duport betont, daß Martini nahe, an welchem Tage die Parlamentsferien zu Ende gingen. Die Verfassung sei noch nicht vollendet, man solle deßhalb die Ferien der Parlamente verlängern. Allerdings hätten sie in früherer Zeit der Freiheit große Dienste geleistet, aber man dürfe der Dankbarkeit dafür nicht den Nutzen des Volkes opfern. Die Parlamente seien gewohnt sich als Stellvertreter des Volkes zu betrachten, darum Nebenbuhler der Nationalversammlung, auf deren Schritte sie lauerten, einen Fehler zu entdecken, um sich im günstigen Augenblick auf ihren Trümmern wieder zu erheben. Ein Freund der Freiheit könne also nur mit Sorgen auf diese Gerichtshöfe hinblicken und deßhalb solle man, bis endgiltig über ihr Schicksal entschieden werde, ihre Ferien verlängern. Der Antrag ward 3. November nach stürmischen Verhandlungen angenommen.[1]) „Wir haben sie lebendig begraben" — sagte Lameth beim Hinausgehen. Lameth.

Die Ferien der Parlamente sollten bis auf Weiteres fortdauern oder, wo sie unterbrochen wären, sogleich wieder beginnen; nur die Vacanzkammern sollten ihre Amtsverrichtungen fortsetzen. Diese bestanden aber aus so wenigen Räthen, daß sie kaum den zehnten Theil der Geschäfte eines Parlamentes erledigen konnten. Die Untergerichte jedoch blieben in Thätigkeit. Der König genehmigte und versandte den Beschluß zur Einzeichnung, die Parlamente fügten sich; sie protestirten nur insgeheim und erneuerten den Protest heimlich, 14. October 1790, wegen dessen später Viele das Schaffot besteigen mußten; das Volk sah sie gleichgiltig untergehen. Vacanzkammer.

Nur drei Gerichtshöfe wagten einen Widerstand: die Vacanzkammer zu Rouen richtete eine Vorstellung an den König und erklärte die Einzeichnung für erzwungen; nur die Rücksicht auf seine Güte und Nachsicht und die Furcht, durch Widerspruch die gegenwärtige Gährung im Reiche zu vermehren, halte sie von weiteren Schritten zurück; sie protestire aber bei ihm gegen die Giltigkeit des Beschlusses; sie versicherte, sie werde nur leben, um seine Autorität zu achten und zu lieben. — Das Parlament zu Metz, das seine Sitzungen schon eröffnet hatte, verwahrte sich in Gesammtheit feierlich gegen den Beschluß der Nationalversammlung, wie gegen die Genehmigung des Königs, denn beiden fehle es an der für verbindliche Gesetze nöthigen Freiheit. Man möge das ganze Volk über diese Frage abstimmen lassen. — Die Ferienkammer in Rennes, auf die Rechte, unter denen die Bretagne an Frankreich gekommen sei, pochend verweigerte kurzweg die Einzeichnung. Einsprache

Der König zeigte diese Verwahrungen der Nationalversammlung an und bezeugte den Parlamenten seine Unzufriedenheit. Die Nationalversammlung be- vom König angezeigt

---

lag es ganz und gar nicht in den Absichten eines Mannes, der in der Magistratur erzogen war, Verwüstung und Meuchelmord zu befördern; aber um seinen Plan auszuführen, konnte er nur unter niederträchtigen Intriguanten und verrückten Leuten seine Sendlinge finden. Diese Menschen nahmen die tollen Ideen der demokratischen Clubs an, und predigten auf ihren Fahrten Mord und Brand. In mehreren Provinzen zeigten sie gedruckte Befehle vor, angebliche Befehle des Königs, die Schlösser niederzubrennen, und sagten, Ludwig XVI. wolle, daß in Frankreich kein anderes Schloß bleiben sollte, als das seinige. Die Bauern, die ihren Lehensherren gern weder Abgaben noch Steuern gezahlt hätten, waren nur zu sehr für einen strafbaren Antrieb vorbereitet." —

[1]) Ferrières, Mémoires, I, p. 366.

Einsprache als Verbrechen

handelte ihr Vorgehen als Beleidigung des souveränen Volkes und als Verbrechen, über welches das Châtelet in Paris zu richten habe, und dankte dem König, der sogleich andere Vacanzkammern ernennen möge.[1]) Der König bat die Versammlung um Nachsicht für diese Männer, welche ihre Stelle verlieren sollten! — Darauf hin nahmen die Gerichtshöfe zu Rouen und Metz ihre Beschlüsse zurück, Rennes aber beharrte bei seiner Weigerung, worauf der König eine andere Vacanzkammer ernannte und aus Beamten der vornehmsten Untergerichte in der Provinz einen neuen höchsten Gerichtshof zusammenstellte. Die Schuldigen und Reuigen mußten vor der Nationalversammlung erscheinen, einen Verweis anhören und sich gleichsam für ihre Begnadigung bedanken. Die meisten Städte ließen die Parlamente im Stich und so endeten diese lautlos. Einst so gefeiert, fanden sie jetzt keine Stimme, die sie bedauerte. Selbst die Stadt Rennes erhob sich gegen sie und stellte Wachen vor die Wohnung der Räthe. Mirabeau gab ihnen mit den Worten den Todestritt: „Sind denn diese etwa entthronte Souveräne, die, in einem Ausbruche von unklugem, aber edlem Stolze zu glücklichen Usurpatoren sprechen? Nein, es sind Männer, die lange Zeit jeden Gedanken gesellschaftlicher Ordnung gehöhnt haben; es ist eine Abtheilung der Collegien, die, nachdem sie sich selbst zwischen den Monarchen und die Unterthanen gestellt hatten, um das Volk zu beknechten, den Fürsten zu beherrschen, sich Reihe um Reihe, eins das andere, zu Gunsten ihrer ehrgeizigen Absichten betrogen, verrathen, und den Tag der Vernunft und der Freiheit um einige Jahrhunderte verzögert haben. Es ist eine Handvoll Magistrate, die, ohne Charakter, ohne Recht, ohne Vorwand, dem Stellvertreter des Souveräns zu sagen wagen: „Wir haben nicht gehorcht und sind nicht schuldig gewesen zu gehorchen; wir haben nicht gehorcht, und unsere Empörung wird uns ein Recht auf Ruhm geben; wir haben nicht gehorcht, und unser Ungehorsam wird unsere Namen ehren. Die Nachwelt wird uns darüber Rechnung halten, unser Widerstand wird der Gegenstand ihrer Rührung und ihrer Achtung sein." — Nein, das Andenken an einen solchen Wahnsinn wird nicht auf die Nachwelt übergehen. Ach! wozu sind alle diese Anstrengungen von Zwergen, die sich halsstarrig bestreben, die schönste, die größte der Revolutionen fehlschlagen zu lassen, die Revolution, welche unausbleiblich die Gestalt der Erdkugel, das Schicksal des menschlichen Geschlechtes verändern wird! Ich könnte wünschen, daß sich diese hochmüthigen Dissidenten selbst fragen: „Wen vertreten wir? Welchen Wunsch, welches Interesse, welche Gewalt wollen wir dieser Versammlung entgegensetzen, die schon so viele feindliche Vorurtheile und so viele bewaffnete Vertheidiger derselben zu Boden geschlagen hat?" — Kommen sie als großmüthige Bürger einer zerstörten oder verwaiseten Stadt, als edle Vertheidiger der leidenden Menschheit, um verletzte oder verkannte Rechte in Anspruch zu nehmen? Nein, meine Herren, Diejenigen, die vor Euch erscheinen, sind nur mehr interessirte als kühne Kämpfer für ein System, welches Frankreich zweihundert Jahre allgemeine und besondere, politische und fiscalische, feudalistische und gerichtliche Unterdrückung eingetragen hat . . . und ihre Hoffnung ist, dieses System wieder ins Leben zu bringen! Strafbare Hoffnung, bei welcher das Lächerliche die unvermeidliche Züchtigung ist . . . ."

abgelehnt.

Mirabeau.

So sehr hatte die Nationalversammlung damals die öffentliche Meinung noch für sich. „Die Minister", klagt Ferrières.[2]) „trugen durch ihre Schwäche

Die Minister

[1]) Buchez et Roux, Hist. parlem., III, p. 314—16, 335, 338.
[2]) Ferrières, Mémoires, I, p. 380.

und ihre Uneinigkeit zu den Fortschritten der Umsturzmänner nur bei. Statt einen Strom aufzuhalten, der Alles niederzureißen drohte, wollten sie warten, bis er von selbst stille stehe, und als sie merkten, daß er sie wie den König mit fortreiße, stellten sie, weit davon entfernt alle Interessen um sich zu vereinen und den Männern des Umsturzes mit Offenheit Muth und Thatkraft ent- gegenzutreten, ihm nur geringfügige Mittel und kleine Ränke entgegen. Sie strebten nicht auf festen Grundlagen eine Regierung, die von allen Seiten niederzustürzen drohte, zu erhalten; sie schürten im Gegentheil die Unordnung und begünstigten die Anarchie, indem sie wähnten, das Volk werde vor Ermüdung wieder in seine Fesseln schlüpfen. Die Männer des Umsturzes nahmen diese neue Art zu kämpfen gerne auf. Denn dieser unterirdische Krieg schlug ganz zu ihrem Vortheil aus: erlitten sie eine Niederlage, was selten geschah, so überschütteten niederschmetternde Beschlüsse ihre Gegner und nahmen ihnen die Frucht ihres Sieges weg: sie verjagten sie aus ihren Stellen, warfen sie ins Gefängniß, zwangen den König und seine Minister, ihre Beschlüsse zu genehmigen und auszuführen, und selber zum Untergang von Männern beizutragen, welche nur nach ihren Befehlen handelten; indem sie die Formen des Gesetzes immer für sich hatten, belästigten sie dieselben mit seinem Gewicht, so daß Niemand Etwas für sie zu sagen wagte. Die Männer des Umsturzes fühlten sich als die Stärkeren, sie warteten nicht ab, bis man sie angriff, sie griffen zuerst an; dann schrieen sie gegen Diejenigen, welche sie beraubt, eingesperrt, mißhandelt, gemeuchelt hatten, und klagten sie gegenrevolutionärer Entwürfe an. Ein Gesetz gab den Unterdrückern Waffen in die Hand und entriß nur für den Augenblick die Unterdrückten ihrer Wuth, nur um sie dem noch unerträglicheren Druck des Gesetzes zu unterwerfen, indem es sie ohne Verhör in die Kerker warf und hier Monate und Jahre schmachten ließ." [1]

taub und kraftlos.

List der Umstürzler.

Daß dieses Ministerium der Lage nicht gewachsen sei, war Ueberzeugung der weiter Blickenden. Auf einer Zusammenkunft in Passy, der Lafayette und Mirabeau beiwohnten, war dies allgemein die Meinung: Necker habe keinen höheren Blick, Montmorin nicht die nöthige Energie, Saint-Priest fehlen die nöthigen Fähigkeiten, La Lucerne beschäftige sich lieber mit Botanik als mit Staatsangelegenheiten. Die Mehrzahl könne sich von der alten Ordnung nicht losmachen, sie seien also auch die Männer nicht, wie sie die Umstände erheischen.[2] Nur dadurch, daß der König zu allen Aemtern geeignete Männer wähle, könne er beweisen, daß er sich der Revolution anschließe. Lafayette übernahm es, dem König diesen Wunsch mitzutheilen, ließ sich aber dann entweder durch seine Verbindungen mit Necker und Montmorin zurückhalten oder stieß beim König selbst auf einen Widerstand, den er in seiner Stellung sich nicht zu überwinden getraute. Wer war aber zu einer solchen Aufgabe ge-

Neue Minister?

Lafayette

[1]) Ferrières, Mémoires, I, p. 380—81.
[2]) Lameth, Histoire de l'assemblée constituante, I, p. 180—86.

eigneter, als Mirabeau, und wer trug mehr das Bewußtsein in sich, daß er Großes leisten könne? Mirabeau wollte also Minister werden, es standen ihm aber die größten Hindernisse entgegen.

Mirabeaus peinliche Lage.

Der Fürst von Arenberg[1]) schildert seine Lage: „Sein erster Gedanke war, den König zu retten und ihn den Händen der Anarchisten zu entreißen, die unfehlbar bald seine Mörder werden mußten; gelang ihm dieses, so war nicht Alles verloren. Wo aber waren die Mittel, den Erfolg eines so kühnen Unternehmens zu sichern? Mirabeau ist allerdings im Besitze so großer persönlicher Kräfte, aber er steht allein und kann nur im Dunkeln wirken. Ihn umgibt Argwohn, den seine Vergangenheit rechtfertigt, Eifersucht, die seine Talente fürchtet und beneidet und die ihn mit keiner Verleumdung verschont. Sogar die anscheinenden Vertreter der Gewalt sind gegen ihn, denn die Minister, die es wirklich sein sollten, sind es nur dem Namen nach, und sind überdies, selbst in dem, was sie persönlich betrifft, unfähig, einen muthigen Entschluß zu fassen oder ihn zur rechten Zeit auszuführen. Diese Revolution endlich, deren Gewaltthätigkeiten er beklagt, — er ist es, der sie in die schreckliche, sich überstürzende Bewegung hineingestoßen, die er nun hemmen möchte. Nur indem er sich an sie anklammert, indem er hartnäckig ihrem Gange sich anschließt, kann er hoffen, ihre Richtung zu ändern. Um die Anarchie zu zerstören, muß er sich das Ansehen geben, gemeine Sache mit ihr zu machen. So war die Stellung Mirabeaus. Sein Leben wagte er und hätte es gewiß, wie so viele Andere, auf dem Blutgerüste verloren, wäre er nicht mitten im Kampfe eines natürlichen Todes gestorben. Die damaligen Minister hemmten seinen Gang, statt ihn zu fördern; er mußte daher Alles aufbieten, damit sie entfernt, durch Männer, die seinem System günstig wären, ersetzt würden. Darum griff er oft die Minister an.

Lafayettes gefährliche Macht

Eine andere Macht war ihm noch ungelegener, weil sie wesentlicher war und schwerer zu entfernen, als Minister, gegen die er bei der ersten besten Gelegenheit die Mehrheit der Versammlung aufregen konnte. Diese Macht war Lafayette: Republikaner und über jeden Begriff anmaßlich, war dieser Mann der Abgott des zur Nationalgarde umgeschaffenen Pariser Bürgerthums. Diese Garde, obschon selbst anarchisch, war dennoch die einzige Gewalt, mit deren Hilfe man noch ein wenig Ordnung in die allgemeine Verwirrung bringen konnte, und Lafayette war ihr Befehlshaber. In dieser Eigenschaft wurde er jeden Augenblick beim König und bei der Königin, unter dem Vorwand für ihre Sicherheit zu sorgen, vorgelassen. Die Stellen und Gunstbezeugungen, über welche der König noch zu verfügen hatte, wurden größtentheils seinen Bitten gewährt, indeß seine Grundsätze und Handlungen nur zur Vernichtung der legitimen Gewalt des Königs führen konnten, der noch dazu genöthigt war, ihn mit einer Art Vertraulichkeit zu behandeln, wodurch Lafayettes durch den Rausch des Erfolges gesteigerte Insolenz nur noch erhöht wurde. Man mußte also Lafayette beseitigen oder ihn in die Unmöglichkeit versetzen zu schaden, und beides war beinahe unerreichbar, denn ganz Frankreich lag zu seinen Füßen. Die Versammlung, die einzige Macht, welche der seinigen hätte die Wage halten können, sah in ihm ihren Beschützer und die kräftigste Stütze einer Revolution, die sie durchführen wollte. Da Lafayette nicht entfernt werden konnte, so blieb Nichts übrig, als

[1]) Briefwechsel zwischen dem Grafen Mirabeau und dem Fürsten Arenberg, I, S. 134.

sich mit ihm zu verstehen. Dies war aber sehr schwierig. Lafayette gab nämlich mehr und mehr seinen republikanischen Gelüsten nach und Mirabeau hatte sehr entschiedene monarchische Grundsätze, die er nicht verbarg. — Sind einmal zwei Männer, die so wichtige Rollen spielen, an einander gestoßen, so läßt sich schwerlich jemals wieder ein einträchtiges Zusammenwirken von ihnen hoffen. Mirabeau verschonte Lafayette nicht unter seinen Freunden und diese ermangelten nicht, seine beißenden Witze zu wiederholen. Lafayette dagegen trug Geringschätzung gegen Mirabeau zur Schau. „Ich habe den König von England in seiner Macht, den König von Frankreich in seinem hohen Ansehen, das Volk in seiner Wuth besiegt; ich werde vor Herrn von Mirabeau gewiß nicht weichen.“ und Eifersucht.

Uebrigens brachte Lafayette Mirabeau doch mit Montmorin zusammen und dieser sprach von einem Gesandtschaftsposten, etwa in Constantinopel. Mirabeau wich aber aus, er könnte kein anderes diplomatisches Amt in seiner Stellung übernehmen, als höchstens den Botschafterposten in London, doch gewann er in dieser Unterredung in Montmorin einen eifrigen Fürsprecher beim König. Necker verhielt sich spröde. Montmorin.

Als Mirabeau mit ihm eines Tages von seinem Eintritt ins Ministerium sprach, entgegnete der Genfer Pedant: „Meine Stärke besteht in der Moral. Sie besitzen zu viel Geist, als daß Sie dereinst die Nothwendigkeit dieser Stütze nicht fühlen sollten. Bis dieser Zeitpunkt eintritt, kann es vielleicht dem König gut dünken, Sie unter den gegenwärtigen Umständen zum Minister zu machen; aber zusammen können wir beide es nicht sein.“ Necker.

Bis jetzt durften die Minister sich an den Verhandlungen nicht betheiligen: sie erschienen nur an den Schranken, wenn die Versammlung von ihnen eine Auskunft verlangte oder sie ihr eine Mittheilung machen wollten. Mirabeaus Stärke war aber das Wort — und wollte er als Minister dereinst wirken, so mußte er jederzeit das Recht haben, zur Versammlung zu sprechen. Darum ergriff er am 6. November das Wort zu einer düstern Schilderung der Lage des Handels und Verkehrs und der Finanzen, um den Antrag zu stellen, Bevollmächtigte nach den Vereinigten Staaten zu senden wegen Getreideankäufen, zweitens, eine Nationalkasse zu errichten, der alle die Staatsschuld betreffenden Geschäfte zu übertragen wären, und drittens den Ministern berathende Stimme in der Nationalversammlung zuzugestehen, bis die Verfassung ihr Verhältniß zum gesetzgebenden Körper endgiltig geordnet habe.[1]) — Der Antrag wäre durchgegangen, wäre sogleich darüber abgestimmt worden. Unglücklicherweise wurde die Entscheidung auf den nächsten Tag verschoben. Indeß hatten schon seine Feinde ihre Thätigkeit begonnen, wahrscheinlich auf Mirabeaus Ziel von einem Minister aufmerksam gemacht, welcher den gefährlichen Mitbewerber fürchtete. Das Triumvirat — Duport, Minister und Nationalversammlung. Das Triumvirat.

---

[1]) Que les ministres de sa Majesté seront invités à venir prendre dans l'assemblée voix consultative, jusqu' à ce que la constitution ait fixé les règles qui seront suivies à leur égard. — Buchez et Roux, l. c. I, p. 353—57.

Barnave, Lameth — wollte über das Ziel hinaus, welches sich Mirabeau steckte, „tiefere Furchen ziehen". Royalisten und Republikaner gingen diesmal Hand in Hand: jene haßten in ihm den Revolutionär, diese den Anhänger der Monarchie, jene hätten ihn an den Galgen, diese hätten ihn auf das Schaffot geschickt. Bei all seinem Ruhm stand der große Redner einsam.

Montlosier. Montlosier eröffnete den Kampf mit der Behauptung, die Nationalversammlung sei nicht berechtigt, Leuten, welche das Volk nicht gewählt habe, Sitz und Stimme einzuräumen. Da konnte man aber die Gegenfrage stellen: Verlieren Männer, welche das Volk gewählt hat, in Folge ihres Eintrittes in das Ministerium Sitz und Stimme? Dann betonte Lanjuinais, Professor des Kirchenrechtes in Rennes, sein Mandat, das ihm nicht gestatte, in Gegenwart der Minister zu stimmen; er sei für die Trennung der Gewalten und stelle, falls Mirabeaus Antrag durchgehe, den Gegenantrag, daß kein Volksvertreter während dieser Sitzung und der nächstfolgenden drei Jahre von der Regierung irgend eine Stelle oder Belohnung annehmen dürfe. Blin folgte mit dem Antrage, daß kein Mitglied der Nationalversammlung im Laufe der gegenwärtigen Sitzungsperiode ins Ministerium treten dürfe. Das hieß Mirabeau ins Herz treffen, und doch mußte er thun, als ob er das Ziel des Antrages nicht verstehe; er griff zur Waffe der Ironie: „Der Antragsteller will gewiß nicht beschließen lassen, daß der Kern der Nation keinen guten Minister enthalten könne; daß das Vertrauen, welches das Volk einem Bürger schenkt, ein Grund sein solle, ihm das Vertrauen des Monarchen zu entziehen; daß der König, der in schwierigen Augenblicken die Vertreter der großen Familie zu Rathe zog, seine Rathgeber nicht aus ihrer Mitte wählen dürfe; daß die Erklärung, alle Bürger seien gleichmäßig zu allen Ehren und Aemtern berufen, sich nicht auf die 1200 Abgeordneten beziehe, die ein großes Volk mit seinem Vertrauen beehrt; daß die Nationalversammlung und das Ministerium in solcher Trennung, in solchem Gegensatze zu verharren hätten; daß Alles beseitigt werden müßte, wodurch in ihr Thun und Treiben mehr Eintracht gebracht werden könnte. Nein, ich glaube nicht, daß dies der Zweck des Antrages sei, weil ich nicht im Stande sein werde, Unsinn zu glauben. Eben so wenig kann ich mir vorstellen, daß eine Maßregel, die bei unseren Nachbarn das Gemeinwohl befördert, bei uns nur schädlich wirken könne; daß wir aus der Anwesenheit der Minister nicht die nämlichen Vortheile zu ziehen fähig seien, die sie dem englischen Parlamente gewährt; daß diese Anwesenheit bei uns nur der Bestechlichkeit Vorschub leisten und Mißtrauen erzeugen würde, während sie das englische Parlament in den Stand setzt, jeden Augenblick die Entwürfe des Hofes kennen zu lernen, die Agenten der Regierung zur Verantwortung zu ziehen, sie zu überwachen, zu belehren, die Mittel mit den Zwecken zu vergleichen und der Staatsgewalt jene gleichförmige Richtung zu geben, die alle Hindernisse überwindet. Ich kann mir ferner nicht denken, daß man dem Ministerium die Beleidigung anthun wolle, zu glauben, daß jedes Mitglied desselben schon an und für sich der gesetzgebenden Versammlung verdächtig sein müsse; den drei bereits aus der Mitte dieser Versammlung und fast auf ihr Gutachten hin gewählten Ministern die Beleidigung, anzudeuten, daß dieser Fall zur Ueberzeugung geführt habe, solche Ernennungen könnten fortan Gefahr bringen; jedem Mitgliede dieser Versammlung die Beleidigung zu sagen, daß er, falls er ins Ministerium berufen werde, weil er seine Bürgerpflicht erfüllt, diese Pflicht zu erfüllen aufhörte, gerade und nur deßhalb, weil er Minister wurde."

Lanjuinais. — Blin. — Mirabeaus Ironie.

„Nein, ich kann keine dieser Folgerungen glauben. Ich muß also annehmen, daß irgend ein geheimer Grund den Antragsteller bestimmte, und will denselben zu erforschen suchen. Ich gebe zu, es könne nützlich sein, diesem oder jenem Mitgliede der Versammlung den Eintritt ins Ministerium zu versperren. Da man jedoch, um diesen Vortheil zu erreichen, einen wichtigen Grundsatz nicht preisgeben soll, so schlage ich vor, nur jene Mitglieder der Versammlung, die der Antragsteller zu fürchten scheint, vom Ministerium auszuschließen, und mache mich anheischig, sie Euch näher zu bezeichnen . . . Es gibt bloß zwei Personen in der Versammlung, auf die sich der Antrag beziehen kann, die übrigen haben genug Proben von Freisinn, Muth und Gemeingeist abgelegt, um den ehrenwerthen Abgeordneten zu beruhigen; zwei aber gibt es, über die er und ich zwangloser sprechen, die er und ich ausschließen können, und sicher kann sein Antrag nur einen von diesen betreffen. Wer sind diese Mitglieder? Ihr habt es bereits errathen: es ist entweder der Antragsteller oder ich. Ich nenne zuerst den Antragsteller, weil es möglich ist, daß er sich in schüchterner Bescheidenheit oder übertriebener Zaghaftigkeit vor einem großartigen Beweise des Vertrauens gefürchtet und sich einen Ausweg zu eröffnen beabsichtigt, indem er eine allgemeine Ausschließung beantragt. — Dann aber nenne ich mich, weil allerlei Gerüchte, die über mich im Umlaufe sind, gewissen Leuten Besorgnisse, anderen hingegen vielleicht Hoffnungen eingeflößt haben, weil es sehr möglich ist, daß der Antragsteller diesen Gerüchten Glauben schenkte, daß er die Meinung theilt. Dann aber wundere ich mich keineswegs, daß er mich für unfähig hält, eine Aufgabe zu erfüllen, der ich zwar wohl meinen Eifer und meinen Muth, doch nicht meine Einsichten und Talente gewachsen glaube, besonders wenn ich dabei auf die Lehren und Rathschläge Verzicht leisten müßte, die mir in dieser Versammlung fortwährend zu Theil geworden sind. — Ich beantrage daher den Zusatz, die beantragte Ausschließung auf Herrn von Mirabeau, Abgeordneten von Aix, zu beschränken. Ich werde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich, um den Preis meiner eigenen Ausschließung, dieser Versammlung die Hoffnung bewahren könnte, einige ihrer Mitglieder, die mein ganzes Vertrauen und meine ganze Hochachtung verdienen, zu Rathgebern der Nation und des Königs erwählt zu sehen, die ich stets als untrennbar betrachten werde." Mirabeau.

Feiner konnte man einen thörichten Antrag nicht widerlegen, sachgemäßer die Wahrheit, daß die Versammlung sich von der Verwaltung nicht trennen dürfe, nicht hervorheben, als es Mirabeau hier that. Aber aller Aufwand von Geist und Beredsamkeit war vergebens. Die Versammlung entschied, daß keines ihrer Mitglieder im Laufe der gegenwärtigen Sitzungsperiode ins Ministerium treten dürfe, und schloß damit den tüchtigsten Mann, der allein die Revolution hätte schließen können, vom Ziele seines berechtigten Ehrgeizes aus. Niebuhr, der mit dem scharfen Blicke des Staatsmannes damals die Ereignisse verfolgte und später mit hervorragenden Theilnehmern an der Bewegung verkehrte, sagt:[1] „Der einzige große Mann in der Versammlung war Mirabeau: durch die Intuition seines riesenhaften Genies hatte er wahrhaft administrative Einsichten. Seine Natur war architektonisch nach dem Beschluß.

[1] Niebuhr, Vorlesungen über die Geschichte der französischen Revolution. I.

Ausdruck der griechischen Philosophen und dies vervielfachte seine Macht; er wußte sich mit mehr untergeordneten Männern, zum Theil auch bedeutenden Talenten zu umgeben, die durch seine Ideenmittheilungen über sich selbst gehoben wurden, ihn begriffen und seine Gedanken ausarbeiteten. — Dies beweist, was er als Minister gewesen sein würde, kein Staatsmann hat dies so gethan wie er." — Taine aber sagt mit Recht: „Am 6. November hat sich die Kammer aller praktischen Einsicht in das Getriebe der wirklichen Dinge beraubt und sich ohne Gegengift in den Strudel der Theorie gestürzt und sich zu einer bloß gesetzgebenden Akademie herabgesetzt." [1]) —

Wie Mirabeau sich tröstet.

Mirabeau war ins Herz getroffen, doch faßte er sich wieder. Seiner Schwester schrieb er: „Den Ehrgeiz der Portefeuilles, der Ordensbänder habe ich nie gekannt. Ich wollte zum Wohle des Menschengeschlechtes eine große Revolution in den irdischen Dingen vorbereiten, beschleunigen, vielleicht entscheiden. Von dem Geiste des Jahrhundertes und den unbegreiflichsten Umständen begünstigt, ist es mir bis zu einem gewissen Grade und mehr gelungen, als ein gewöhnlicher Sterblicher, dem seine Fehler und die Fehler Anderer so viele Hindernisse gelegt haben, hoffen durfte. Die Unerfahrenheit und Treulosigkeit der Regierung auf der einen, die Dummheit und Ungeschicklichkeit auf der anderen Seite, haben mich mehr als einmal über mein eigenes Maß hinausgerissen, das Princip aber habe ich nie fahren lassen, selbst wenn ich genöthigt war seine Anwendung zu übertreiben, und immer habe ich gewünscht in der richtigen Mitte zu bleiben oder zu ihr zurückzukehren . . . Was bleibt jetzt zu thun? — Der vollziehenden Gewalt neues Leben zu geben, das Ansehen des Königs wieder herzustellen und mit der Freiheit der Nation in Einklang zu bringen. Ohne ein neues Ministerium läßt sich dieses nicht thun und das Unternehmen ist schön und schwierig genug, um daran Theil zu nehmen. Ein neues Ministerium aber wird immer schlecht zusammengesetzt sein, so lange die Minister nicht Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung sind. Man muß also das Dekret über die Minister widerrufen. Es wird hiezu kommen oder die Revolution wird niemals Bestand gewinnen. Das wird man einsehen, wenn einmal die Herrschaft des Marktschreiers ganz beseitigt ist. Meine Niederlage ist nur die Frucht seiner Anzettelungen. Sie hat mich mehr der Sache wegen, als meinetwegen geschmerzt, denn längst habe ich gesagt: Wehe den dankbaren Völkern! [2]) Meine Stellung ist indeß nicht so sehr dadurch geändert, als man in der Ferne glaubt. Ueberhaupt kann und will ich nur durch die Nothwendigkeit der Dinge ans Ruder kommen; ist diese nicht vorhanden, so ist es ganz einfach, daß ich zurückbleibe; tritt sie ein, so muß ihr Alles gehorchen. Auch habe ich mir Nichts vergeben wollen und werde mir Nichts vergeben." [3]) —

Mirabeau verbindet sich mit dem König.

Andere waren für Mirabeau thätig und suchten seine gewaltige Kraft für die Sache des Königthums zu verwenden, namentlich der Fürst von

---

[1]) Taine, l. c. I, p. 165—178.

[2]) 1788 in seiner Adresse aux Bataves, weil die Holländer aus Rücksicht auf frühere Verdienste dem Hause Oranien ihre Freiheit preisgaben.

[3]) Briefwechsel zwischen dem Grafen von Mirabeau und dem Fürsten von Arenberg, I, S. 140.

Arenberg. Von ihm aufgefordert, arbeitete Mirabeau das Memoire um, das er dem Grafen von Provence übersendet hatte, für den König, dem die Wahrheiten darin sehr gefielen. Die Folge davon war eine dauernde Verbindung des großen Redners mit dem Hof. — Arenberg.

Das Schreiben,[1]) welches die Lage mit kräftigen Zügen schildert und aus dem hier einige Stellen entnommen sind, geht vom Satze aus, der König sei nicht frei nach Paris gekommen, er sei in Paris nicht frei: ein fremder Wille nehme die Stelle des seinigen ein; er könne Paris nicht verlassen, er könne seine Leibwache nicht wählen, er habe keinen Einfluß auf die Bürgerwehr, der seine Sicherheit anvertraut sei. Auch der Nationalversammlung gebricht die Freiheit, ihren Sitz in eine andere Stadt zu verlegen und dem König mehr Freiheiten zu verbürgen, als er jetzt hat. „Auch sicher ist der König nicht in Paris. Die Hauptstadt hat große Gährungsstoffe in sich, ihr aufgeregter Pöbel ist unwiderstehlich, der Winter und mit ihm die Noth naht heran — dann ist die Stadt ein Spital, vielleicht ein Schauplatz von Gräueln. Darf das Oberhaupt der Nation diesem Orte sein Leben und unsere ganze Hoffnung anvertrauen?" — Den Ministern fehlt es an Mitteln; nur einer, der Finanzkünstler, genießt noch ein wenig Volksgunst, die aber bald dahin sein wird; sein Kopf ist leer, seine Rathlosigkeit wird den Bankerott beschleunigen. Jetzt sind wir müde und entmuthigt, der Augenblick der Verzweiflung naht. Die Provinzen sind auseinander gerissen, ein dumpfer Zwiespalt kündet Ungewitter an. Die Zahl der Mißvergnügten wächst. Die Nation ist am Ende nur, was ihre Arbeit ist, sie ist aber jetzt der Arbeit entwöhnt. Die öffentliche Stärke besteht nur in der Meinung und in dem Staatseinkommen. Alle Bande der Meinung sind gelöst und man bezahlt nur noch und sogar unvollkommen die directen Steuern, während die Hälfte unserer Steuern indirecte sind. Mehrere Jahre wären nöthig zu ersetzen, was sechs Monate eben jetzt zerstört haben. Noch schlimmer ist, daß die Nationalversammlung mit jedem Tage mehr ihr Ansehen verliert. Die besten Absichten schützen vor Irrthümern nicht: aus ihren eigenen Grundsätzen durch die unselige Unwiderruflichkeit, die sie ihren ersten Beschlüssen gab, herausgerissen, wagt sie, weder sich selbst zu widersprechen, noch einen Rückschritt zu thun, und hat sich so aus ihrer eigenen Macht ein Hinderniß bereitet. Die Hoffnung, den Völkern so unentbehrlich, hält sie noch aufrecht. Doch wendet sich die öffentliche Meinung mehr und mehr von ihr ab. Eine dumpfe Erschütterung bereitet sich vor, der Staatskörper löst sich auf, nur durch eine Krisis kann er wieder aufleben, ein neues Blut muß ihm eingegossen werden. Das einzige Mittel der Rettung ist, den König in eine Stellung zu versetzen, die ihm erlaubt, sich augenblicklich mit seinem Volke zu verbinden. — Schreiben Mirabeaus. Necker. Auflösung.

Paris verschlingt schon jetzt alle Steuern des Königreichs, es hat die Schuld geschaffen, es hat durch seinen verderblichen Wucher den öffentlichen Credit zu Grund gerichtet und die Ehre der Nation gefährdet. Soll die Nationalversammlung nur auf diese Stadt sehen und ihretwegen das Königreich ins Verderben stürzen? Mehrere Provinzen besorgen, daß die Hauptstadt die Versammlung beherrsche und ihre Arbeiten leite; es will nur Finanzoperationen und sie wollen nur Ackerbau und Handel; es trachtet nach Geld und sie streben nach Gesetzen. Das Mißverhältniß wird arg. Der König ist in Paris weder Paris und die Provinzen.

---

[1]) Es umfaßt 17 Seiten in dem Briefwechsel zwischen Arenberg und Mirabeau. Bd. I, S. 347—364.

sicher noch frei. Die Nationalversammlung kann schwerlich unerschüttert bleiben durch die tausend Ereignisse, die sich vorbereiten.

Wenn es nicht gelingt der öffentlichen Meinung eine andere Richtung zu geben, das Volk über seinen wahren Vortheil aufzuklären, wird wohl der Staat den Frieden, das Heer seine Stärke, die vollziehende Gewalt ihren Einfluß, der Monarch seine wahren, für die Freiheit unentbehrlichen Rechte wieder erlangen? (Was kann retten?) Nein! — Was kann helfen? Nicht eine Flucht des Königs nach Metz — das hieße der Nation den Krieg erklären und auf den Thron verzichten. Nicht minder gefährlich wäre, wenn der König sich in das Innere des Landes zurückzöge und den gesammten Adel zu sich beriefe, denn die Nation hält die Edelleute in Masse für ihre unversöhnlichsten Feinde. Eine Versammlung des Adels ist kein Heer. Soll der König die Nationalversammlung beim Volk anklagen? — Nein, er würde dadurch nur seine Sicherheit bloßstellen und den Bürgerkrieg anfachen. Der König hätte dann weder den Adel, noch das Volk für sich.

Was soll also geschehen? Nur eine große Aenderung rettet das Reich. Alle Anstrengungen der Staatsmänner müssen jetzt dahin gerichtet sein, die Krisis vorzubereiten, zu mäßigen, zu leiten und zu beschränken, nicht aber ihren Ausbruch zu verhindern, nicht einmal sie aufzuschieben, denn man würde sie nur heftiger machen. Dem Ministerium darf man aber den Plan nicht anvertrauen, es ist nicht gut genug gesinnt. Der König muß jedoch, wenn die öffentliche Meinung gehörig darauf vorbereitet ist, als ob das öffentliche Wohl es erheische, von Paris abreisen. Seine Garden, systematisch zerstreut, müßten diese Abreise decken — (Reise nach Rouen.) abreisen müßte er bei hellem Tage nach Rouen, es liegt in der Mitte des Reiches, gebietet über eine unermeßliche Schifffahrt und die Lebensmittel, die Normandie ist stark bevölkert und ihre Einwohner sind zäher. Zugleich müßten überall Proclamationen erscheinen, der König werfe sich in die Arme seines Volkes, man habe ihm in Versailles Gewalt angethan, er sei unfrei in Paris, entbehre (Gründe.) der jedem Bürger zustehenden Freiheit des Hin- und Hergehens; Unzufriedene könnten daher den Vorwand nehmen, den Beschlüssen der Nationalversammlung den Gehorsam zu verweigern und dadurch die Revolution gefährden, an welcher er den innigsten Antheil nehme. Nun wolle er, der erste König seines Stammes, welcher der Nation alle ihre Rechte zu gewähren strebte, von seinem Volke unzertrennlich sein. Die Dekrete der Versammlung, welche ihm für das Volk nützlich schienen, habe er gerne genehmigt, einige andere schienen ihm aber nicht reiflich genug erwogen, andere nicht vortheilhaft: er wünsche darum, daß die Nation sie (Was zu thun sei.) von Neuem prüfe — er werde dazu eine neue Versammlung einberufen. Die öffentliche Schuld müsse jedoch heilig gehalten werden. Die Parlamente, lange Zeit die größte Geißel des Volkes, dürfen nicht wieder hergestellt werden, deßgleichen die Corporationen. Er selber werde sich den größten Opfern unterziehen und wie ein Privatmann leben, nur einen Tisch für sich wie die Seinigen haben, eine Million reiche für ihn und seine Familie aus. Die Staatsgläubiger dürften nicht mit leeren Versprechungen hingehalten werden. Die Gehalte der Beamten müßten gewissenhaft ausbezahlt werden; er bitte die Nation zu erwägen, daß man den öffentlichen Frieden nicht zurückführen könne, indem man viele Tausende zu Grunde richte und in Verzweiflung bringe. Er wolle sein Volk nicht durch die Waffen, sondern durch die Liebe um sich sammeln; der Redlichkeit und Treue der Franzosen vertraue er seine Ehre, seine Sicherheit an; er wolle nur das Glück der Bürger, er selber sei nur ein Bürger. —

Dieser Aufruf müsse rasch in alle Provinzen versandt und die Befehlshaber

aufgefordert werden, auf ihrer Hut zu sein. Die Nationalversammlung müsse er unter Angabe der gleichen Gründe zu sich berufen; sie werde folgen; wenn aber nicht, die Merkmale des Zwanges an sich tragen, und die Einberufung einer neuen Versammlung als nöthig erscheinen. Sicher würden die Wirkungen dieses Schrittes groß sein und die guten Bürger überall mit dem König zusammenhalten, und man würde sehen, was die Liebe zu einem guten Fürsten, der selbst immer das Beste gewollt und unglücklicher ist als sein Volk, über eine treue und große Nation vermöge. Hoffnung.

Der Aufsatz schließt mit den Worten: „Der einzige Punkt, über den der König unbeugsam sein muß, ist der, daß er jeden Plan von sich weise, dessen ausschließlicher Zweck nicht der Friede und das Wohl des Staates ist und die Unzertrennlichkeit von Monarch und Volk. Diese Unzertrennlichkeit ist in dem Herzen aller Franzosen, sie muß auch im Handeln und in der öffentlichen Gewalt sein."

So der merkwürdige Entwurf Mirabeaus, dem er warnend beifügt: „Große Entschlüsse sind fast immer an Uebereilung oder an Ungeduld gescheitert", und über das Wann der Ausführung andeutet: „Heute schon muß der Plan in Ausführung gebracht, das heißt, von diesem Augenblicke an muß er langsam vorbereitet werden." Ludwig XVI. war entzückt über das Schreiben.[1]) Die Königin sagte darüber zu Arenberg: der König wünsche gar nicht seine frühere Gewalt in vollem Umfange wieder zu erlangen und sei weit entfernt, dieses zu seinem eigenen Glück oder zum Glück seiner Völker für nöthig zu halten. Beide fühlten die Bedeutung dieses Staatsmannes und suchten ihn durch Wohlthaten an die Sache des Königthums zu ketten. Ludwig XVI.

„Was ist zu thun?" fragte die Königin, „damit Mirabeau mit dem König und mir zufrieden wird?" Arenberg antwortete:[2]) „Mir scheint es unumgänglich nöthig, ihm eine ehrbare Unabhängigkeit zu sichern, damit er, mit seinen eigenen Angelegenheiten unbelästigt, sich den Staatsgeschäften vollständig widmen kann; mir ist es bekannt, daß es ihm oft am Nöthigsten fehlt." — Die Hoffnung auf Mirabeau schien die sie rings umgebenden Gefahren den Augen der Königin zu entziehen; sie sprach länger als zwei Stunden mit mir in jenem heiteren, der Königin natürlichen Tone, der zugleich aus der Güte ihres Herzens und aus der schalkischen Feinheit ihres Geistes entsprang. — Sprach ich von der Revolution, so wurde sie ernst und traurig: war aber die Rede von anderen Gegenständen, so kehrte ihre liebenswürdige, anmuthige Laune zurück; und dieser Zug schildert ihren Charakter besser als Alles, was ich von ihr sagen könnte. In der That hatte Marie Antoinette, die man so oft beschuldigt, sich gerne in die Politik gemischt zu haben, keinen Geschmack an ihr. Mit einer edlen erhabenen Seele verband sie eine Raschheit des Entschlusses und eine Energie des Willens, wovon sie bei mehr als einer Gelegenheit Proben abgelegt hat. Gerade diese Kraft des Entschlusses fehlte Ludwig XVI. Die Feinde des Königthums fühlten dieses bald und richteten alle ihre Angriffe gegen Diejenige, deren Entschluß sie fürchteten. Daher sprach man auch immer nur von den Tugenden des Die Königin.

---

[1]) Briefwechsel zwischen dem Grafen Mirabeau und dem Fürsten Arenberg. Bd. I, S. 138.

[2]) Ibid., I, p. 138—39.

Königs, von der Königin aber schwieg man. Durch den Erfolg ermuthigt, fingen die Aufwiegler bald an, Marie Antoinette als die große Schuldige zu bezeichnen, denn sie erriethen, welch kräftigen Widerstand die Energie und der Muth der Königin ihnen entgegensetzen konnten. So wurde diese von jener Zeit an bis zu ihrem Tode mit Vorwürfen und Beschuldigungen überhäuft, in denen Treulosigkeit und Schamlosigkeit um den Preis stritten." [1]) —

Mirabeaus Schulden

Man hielt es für schicklich, vor Allem Mirabeaus Schulden zu bezahlen. Als ihn Arenberg im Auftrag des Königs um die Höhe derselben befragte, erwiderte Mirabeau, das wisse er selber nicht, übrigens werde er bald darüber ins Klare kommen und zufrieden sein, wenn er monatlich auf 100 Louisdors rechnen könne. „Wenige Tage nachher zeigte er mir den vollständigen Nachweis, sie beliefen sich auf 208.000 Livres, für Jemand, der wie er ein Besitzthum von 50.000 Livres Ertrag in Grundeigenthum anzutreten hatte, leicht abzutragen, wenn er Muße gehabt hätte, sich mit seinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen. Es befanden sich Schulden von burlesker Art darunter, die nur von den Wechselfällen seines traurig bewegten Lebens zeugten, so war sein Hochzeitsanzug noch nicht bezahlt.[2]) Die Schulden

getilgt.

Mirabeaus wurden getilgt in der zartesten und verschwiegensten Weise. Der König gab sein Schreiben an Arenberg mit den Worten zurück: „Verwahren Sie es so wie diese vier Billete von meiner Hand, jedes zu 250.000 Livres. Leistet mir Herr von Mirabeau, so wie er es verspricht, gute Dienste, so geben Sie ihm beim Schlusse der Nationalversammlung diese, für die er eine Million erhalten wird." Dazu wurden Mirabeau noch 6000 Livres für jeden Monat angewiesen und 300 Francs für einen Schreiber.

Seine Freude.

Mirabeau brach, als Arenberg ihm des Königs Zufriedenheit meldete und daß er von dem gedrückten Zustand, in welchem er bisher lebte, befreit sei, und im Gefühl gerechten Stolzes, daß man endlich Rücksicht auf ihn nehme, in eine trunkene Freude aus. Bald theilten der König und die Königin dem Grafen Mercy ihren Wunsch mit, das Ministerium zu ändern und eines zu Stande zu

Ludwig XVI.

bringen, das mit Mirabeau zusammenwirken könne.[3]) — „Der König", erzählt Arenberg, „setzte fortan in die Zukunft ein grenzenloses Vertrauen. Für sich verlangte er wenig. Wenn die Minister fortan mehr Schwierigkeiten fanden, so hoffte er dagegen, weniger Verantwortlichkeit, also mehr Ruhe zu haben. Diese Ruhe glaubte er durch Mirabeau zu finden." [4])

Mirabeaus Energie.

Dieser nahm seine Verpflichtung seinem Wohlthäter gegenüber in vollem Ernste. Arenberg erzählt: [5]) „Er gönnte sich keinen Augenblick Ruhe. Bald auf der Rednerbühne thätig, bald in seinem Cabinet, aufmerksam auf Alles, was geschah oder gesagt wurde: seinem Secretär dictirend, selbst schreibend, die Schriften, die er Andern aufgetragen, durchsehend, Besprechungen anregend, um neue Ideen

---

[1]) Briefwechsel ꝛc., I, S. 139—40.
[2]) Ibid., I, p. 141.
[3]) Ibid., I, p. 146.
[4]) Ibid., I, p. 147.
[5]) Ibid., I, p. 144.

hervorzulocken; sich dieser Ideen bemächtigend, um sie schriftlich festzuhalten, oder Andere anzuweisen, sie zur Grundlage ihrer Ausarbeitungen zu nehmen, und über dieses Alles seine Genüsse nicht vergessend, — so muß man sich diesen außerordentlichen Menschen denken, den die Natur geschaffen zu haben schien, seine Zeitgenossen durch die Vereinigung so vieler auffallenden Eigenschaften und unverträglich scheinenden Fähigkeiten in Staunen zu setzen.[1]) — Es war in ihm ein Ueberströmen geistiger und physischer Kräfte, die sein ungestümes Naturell unaufhörlich aufregten und sich alle zugleich Luft zu machen suchten." [2])

So wurde Mirabeau der Pensionär des Hofes, worüber er aber unter Vertrauten sagte: „Ich bin bezahlt, aber nicht verkauft. Ein Mann wie ich kann 100.000 Thaler nehmen, aber man bekommt für 100.000 Thaler keinen Mann wie mich." — Uebrigens spendet ihm auch Lafayette das Lob, daß er sich um kein Geld dazu verstanden hätte, eine Ansicht zu vertheidigen, welche die Freiheit vernichtet und seinen Geist entehrt haben würde, und bemerkt Bailleul, daß, als die Nachricht sich verbreitete, Mirabeau sei vom Ministerium bezahlt, man allgemein sagte, wenn er bezahlt sei, so habe er dem Ministerium Nichts verkauft, was er nicht auch umsonst gegeben hätte. Payé mais pas vendu.

In dem Vertrage, den Mirabeau mit dem Hofe abschloß in dem die Gedanken seiner Denkschrift für den König kurz zusammengedrängt sind, sagt er: „Ich verpflichte mich, die wahren Interessen des Königs mit meinem ganzen Einflusse zu fördern und, damit diese Versicherung nicht zu unbestimmt laute, erkläre ich, daß ich eine Gegenrevolution für ebenso gefährlich und verbrecherisch halte, als mir die Hoffnung oder der Plan chimärisch erscheint, in Frankreich irgend eine Regierung zu gründen ohne ein Oberhaupt, das mit der nöthigen Gewalt bekleidet ist, um die Staatsgewalt in ihrem ganzen Umfang zur Vollziehung des Gesetzes anzuwenden. — Von diesen Grundsätzen ausgehend, werde ich schriftlich meine Meinung abgeben über die Ereignisse, über die Mittel, sie zu lenken, ihnen vorzubeugen, wenn sie zu fürchten, und Abhilfe zu bringen, wenn sie geschehen sind. Zur Hauptaufgabe aber werde ich es mir machen, der vollziehenden Gewalt, die uneingeschränkt und ungetheilt in der Hand des Königs sein muß, in der Verfassung die rechte Stelle anzuweisen. — Ich bedarf zwei Monate, um meine Mittel zu sammeln, wenn ich so sagen darf, erst zu erschaffen, die Gemüther vorzubereiten, und die der Sache des Königs nöthigen verständigen Bürger der Vernunft zugänglich zu machen. Ich werde in jedem Departement einen einflußreichen Briefwechsel unterhalten und die Ergebnisse desselben mittheilen. Meine Bewegungen werden unmerklich sein, aber jeden Tag werde ich einen Schritt thun. Ein Quacksalber verspricht unverzügliche Heilung und tödtet. Ein ächter Arzt beobachtet, wirkt vorzüglich durch Diät, bemißt seine Mittel und heilt zuweilen. — Ich bin einer Gegenrevolution eben so abgeneigt, wie den Ausschweifungen, wozu die Revolution unter der Leitung ungeschickter und verworfener Menschen das Volk verlockt hat. Man darf mein Verfahren nie nach einzelnen Handlungen oder einer einzelnen Rede beurtheilen. Nicht als ob ich mich weigern wollte, jede zu erklären; man Vertrag mit dem Hofe. Was Mirabeau verspricht.

[1]) Arenberg-Mirabeau, Briefwechsel 2c., Bd. I, S. 153.
[2]) Ibid., I, p. 151.

kann jedoch nur nach der Gesammtheit entscheiden und nur durch die Gesammtheit wirken, es ist unmöglich den Staat zu retten von einem Tag zum andern. — Ich verspreche dem König Treue, Eifer, Thätigkeit und einen Muth, von dem man vielleicht keine Vorstellung hat; kurz, ich verspreche ihm Alles außer dem Erfolg, der nie von einem Einzigen abhängt, und den nur ein sehr vermessener und strafbarer Dünkel verbürgen könnte bei der schrecklichen Krankheit, die den Staat erschöpft und sein Oberhaupt bedroht." [1])

„Fast jeden Tag", erzählt Arenberg,[2]) „ließ er jetzt dem Hofe Noten zugehen, deren Abfassung große Sorgfalt erforderte. Diese Noten waren das Resultat seiner Beobachtungen über den Gang der Versammlung, über die Absichten der Parteien und über die Mittel, sie zu bekämpfen oder sich ihrer Herrschaft zu entziehen." Wie viel ein guter Rathschlag von Mirabeau werth war, zeigt

Die Geschichte von Favras.

Schon seit einiger Zeit sprach man wieder in Paris von Plänen gegen die Nationalversammlung und einer Verschwörung gegen die Freiheit des Volkes — der Argwohn erfand sie, die erregte Einbildung malte sie aus, die Angst vergrößerte sie. Da ward 24. December 1789 zu Paris der Marquis Thomas de Mahy Favras und seine Gattin Caroline, geborene Prinzessin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, auf Befehl des Untersuchungsausschusses der Pariser Gemeinde verhaftet und am 26. December beim Châtelet angeklagt, eine Gegenrevolution beabsichtigt und deren Ausführung versucht zu haben. Die Aufregung des Volkes stieg zu einer Höhe, die den Bruder des Königs und die Königin bedrohte.

Leben des Marquis Favras.

Favras, geboren 1744 zu Orleans, stammte aus einer alten Familie und zeichnete sich durch Begabung, Lernbegier und Schönheit aus. Seine Jugend war sehr bewegt: er war zuerst im französischen Kriegsdienst Officier der adeligen Musketiere, dann Dragonercapitän, 1772 bis 1775 Premierlieutenant bei der Schweizergarde des Grafen von Provence — diese Stelle gab den Rang eines Obersten in der französischen Armee — in zwei Feldzügen hatte er sich den Ruf der Tapferkeit erworben, zugleich bewährte er sich allenthalben als sittlich ehrenhaften Mann; [3]) dann durchreiste er Deutschland, vermählte sich mit einer Prinzessin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, der aber das Oberhaupt des Hauses Anhalt die Anerkennung versagte. Favras aber ging nach Wien, um beim Reichshofrath die Anerkennung der ehelichen Geburt seiner Gattin und hiernach ihr Anrecht einer Aussteuer von dem Fürstenhause, aus dem sie stammte, durchzusetzen, und er siegte in diesem Rechtsstreit. Dann finden wir ihn in Polen, wo es ihm aber nicht lang behagte, hierauf in Paris mit ernsten Studien beschäftigt. Vom Thatendrang

---

[1]) Das Facsimile dieses Versprechens von Mirabeaus Feder im Anhang zu Arenbergs Briefwechsel, Bd. II.

[2]) Ibid., I, p. 153.

[3]) Auch die Geschichte des Favras hat ihre Literatur. Viele Irrthümer über ihn widerlegte der Enkel seiner Gemahlin, Eduard Freiherr von Stillfried-Ratenic in der 1881 in Wien bei Braumüller erschienenen gehaltvollen Schrift: „Thomas de Mahy Marquis de Favras und seine Gemahlin. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution aus den Jahren 1789 bis 1790."

geleitet, begab er sich von da 1785 nach Holland, wo er für die Patrioten-Partei gegen den Erbstatthalter Wilhelm IV. ein Truppencorps errichten wollte; ein französischer Werbeofficier, Tourcaty, sollte ihm behilflich sein, doch dem Aufstand machte der rasche Einmarsch der Preußen bald ein Ende. Beim Beginn der Revolution kehrte Favras nach Frankreich zurück und legte den Notabeln, dann den Ministern, dann den Reichsständen in Versailles Pläne zur Tilgung der Staatsschuld vor, und Mirabeau und Necker belobten das Neue und Verdienstvolle seiner Ideen: „Für den König, für das Vaterland“ — war seine Losung. Am 5. October erklärte er es für eine Schmach, dem Gesindel zu gestatten, daß es Versailles nahe und das Schloß bedrohe, und forderte er deßhalb vom Minister Saint-Priest die Erlaubniß, an der Spitze einiger Gutgesinnten den König nach Metz zu geleiten und den Weibern die Kanonen wieder wegzunehmen; mit dem Zuge des Königs kehrte er, empört über die Feigheit der Minister, nach Paris zurück. Man beobachtete fortan Favras sorgsam. Sein Thun war verdächtig.[1]) — 5. bis 6. October 1789.

Aufzeichnungen seiner Tochter und Mittheilungen von Verwandten gehen dahin,[2]) daß der Graf von Provence, der sich anfangs der Opposition angeschlossen, dann aber eingesehen hatte, daß die Revolution zu weit gehe und Alles niederreiße, den Plan gefaßt habe, eine Gegenrevolution zu versuchen, zu welcher das Volk der Vorstadt Saint-Antoine herangezogen werden solle. Zu diesem Zweck bedurfte es nicht nur des Geldes, sondern vor Allem Männer von Muth und Entschlossenheit. Unter den Herren bei Hofe befand sich Keiner, welcher sich irgend einer Gefahr gegenüber der Revolution aussetzen wollte; man mußte deßhalb Jemand suchen, der eine Stellung einnahm, die dem zu unternehmenden Schritte das nöthige Gewicht geben könne, ohne jedoch Monsieur bloßzustellen. Da brachte der Graf de la Châtre den Marquis von Favras in Vorschlag, von dessen Ergebung für die Person des Prinzen und die königliche Sache er fest überzeugt war, und von welchem er wußte, daß er den Plan nicht völlig aufgegeben, ein Freicorps für Holland zu werben, weßhalb seine Schritte bei Leuten, deren er sich etwa bedienen möchte, auf Rechnung dieses Unternehmens fallen würden. Auch kannte ihn der Prinz von früheren Zeiten und hatte sodann im Monate November mehrere geheime Unterredungen mit ihm. Er wollte sich Geld durch Verkauf von Leibrenten verschaffen; Favras, der gehört, daß dieses Geschäft mißglückt sei, erbot sich, eine Anleihe von der gewünschten Höhe bei holländischen Bankiers zu bewerkstelligen. Mehrere Männer von hoher Stellung wurden mit ins Geheimniß gezogen, deren Namen de la Châtre bis auf den des Grafen von Luxembourg verschwieg, welch' letzterer, als Favras ihn Ende November ins Geheimniß zog, erklärte, daß er sich verpflichtet fühle, Lafayette davon zu verständigen. Ein

Graf von Provence

plant mit Favras.

[1]) „In kritischen Augenblicken haben den Regierungen nie energische Rathschläge, noch Männer gefehlt, sie auszuführen. Die Regierungen haben aber immer ihre besten Freunde zurückgewiesen und ihnen nur die Freiheit und die Ehre gelassen, unnöthig für sie zu sterben. In solcher Stunde stellt man sich nicht ungestraft in den Vordergrund, und man mengt sich nicht in solche Angelegenheiten, ohne seinen Kopf aufs Spiel zu setzen. — Mit einem Wurfe entscheidet der Zufall, ob man Ruhm erntet oder sein Leben verliert. Hätte de Saint-Priest Herrn von Favras willfahren, so wäre dieser, wenn sein Unternehmen gelungen wäre, einer jener Helden geworden, welche die Geschichte rühmlich nennt; vom Minister zurückgewiesen, glaubte er vielleicht in seine Verborgenheit zurücktreten zu können; doch irrte er sich, er war für immerwährende Zeiten hervorgetreten; die Revolution hatte ihn bereits unter ihre Opfer verzeichnet, und dieses ehrenhafte Betragen war sein erster Schritt zum Blutgerüste. Alexis de Valon, Revue de Deux-Mondes, 1851, p. 1100.

[2]) Stillfried-Ratenic, l. c. S. 16.

bestimmter Plan war jedoch nicht gefaßt, wie es diesem vorsichtigen Prinzen auch ähnlich sah, sondern es waren nur Ideen hingeworfen, deren Ausführung vielleicht nach Beschluß der Geldanleihe in Betracht gezogen worden wäre, sofern nebenbei die Gewißheit erlangt worden wäre, auf die Vorstadt Saint-Antoine zählen zu können. Allein die Unruhen im November 1789 zeigten, daß man dort keine Partei bilden könne. — Favras setzte sich auch wegen einer Anleihe mit holländischen Bankiers und wegen Anwerbung eines Corps nach Holland mit seinem Werbeofficier Tourcaty in Verbindung, der ihm seinen Kameraden Morel zuführte.[1])

Nichts geschah.

Favras wird verhaftet.

Am 24. December 1789 wurde Favras verhaftet und wurden von unbekannter Hand Zettel des Inhalts in den Straßen vertheilt:[2]) Favras und seine Gattin sind verhaftet worden, weil er den Plan entworfen, 30.000 Mann aufzubringen und in der Nacht nach Paris zu führen, Lafayette, Necker und Bailly zu ermorden, den König zu entführen, die Hauptstadt auszuhungern. Der Graf von Provence, der ältere Bruder des Königs, steht an der Spitze der Verschwörung, Favras sucht in seinem Namen beträchtliche Summen aufzunehmen.[3]) — Die Nachricht und die Art und Weise der Verhaftung erregten das größte Aufsehen. Für den Grafen von Provence konnte die Sache gefährlich werden, wenn Favras aussagte, was er ihm vertraut hatte.

Monsieur im Stadthaus.

Monsieur fragte deshalb bei Mirabeau um Rath und dieser schrieb das Wichtigste ihm auf, was er auf dem Stadthause zu sagen habe. Der Graf von Provence eilte dahin, um „eine grausame Verleumdung" zurückzuweisen; er habe keinerlei innige Verbindungen mit Favras und glaube, als Bürger von Paris die Municipalität darüber aufklären zu müssen. Favras sei 1772 bis 1775 in seiner Garde Officier gewesen, seitdem habe er ihn nie gesprochen. Da er bedeutende Zahlungen 1790 zu machen habe und von seinen Gütern wenig eingehe, habe er, um dem Staatsschatze nicht lästig zu fallen, Leibrenten veräußern wollen; man habe ihm aber bedeutet, daß er ein Anleihen viel leichter machen könne, und ihm den Favras hiefür als Agenten in Vorschlag gebracht. Demnach habe er Schuldverschreibungen im Werthe von zwei Millionen ausgestellt, ohne aber bei dieser Gelegenheit mit Favras selber zu verkehren; die ganze Verhandlung sei durch seinen Kämmerer gegangen, es sei eine reine Geldangelegenheit; was Favras sonst gethan haben möge, sei ihm völlig unbekannt. Deßungeachtet wolle man ihn zum Anschürer einer Verschwörung machen. „Sie erwarten nicht, meine Herren, daß ich mich von einem so niedrigen Verbrechen rein wasche, aber in einer Zeit, wo die abgeschmacktesten Verläumdungen leicht die besten Bürger verwirren können, glaube ich es dem König, Euch und mir selber schuldig zu sein, die Sachlage, wie ich es eben that, genau darzustellen, damit die öffentliche Meinung nicht

---

[1]) Stillfried-Ratenic, l. c. S. 16—17.

[2]) Lafayettes Adjutant Masson de Neuville war es, der ihn festnahm. Lafayette hörte, da er als Retter im Schloß zu Versailles aufzutreten sich anschickte, im Oeil de boeuf den Ruf: „Voilà Cromwell!" (Favras soll ihn ausgestoßen haben) und gab zur Antwort: „Cromwell ne serait pas venu seul!" Daher der Haß gegen den Marquis.

[3]) Wer schrieb den Straßenanschlag? Ein Schneider Posel, von einem Perrückenmacher Brichemier dabei unterstützt. Alexis de Valon, Revue de Deux-Mondes, 1851, p. 1101—1119. Stillfried-Ratenic, l. c. S. 28.

auch nur einen Augenblick unsicher sei. Was meine eigene Ansicht anlangt, so glaube ich mich vor meinen Mitbürgern mit Zuversicht darauf berufen zu dürfen. Seit dem Tage, da ich in der zweiten Notabelnversammlung über die Grundfrage, welche damals die Geister entzweite, mich für die Verdoppelung des dritten Standes erklärte, habe ich keinen Augenblick gezweifelt, daß eine gewaltige Umwälzung vor der Thüre stehe, und der König berufen sei, sich als Gründer der Freiheit an ihre Spitze zu stellen, denn diese Umwälzung könne nur vortheilhaft für die Nation sein, wenn sie es auch für den König sei; endlich daß die Macht des Königs das Bollwerk der nationalen Freiheit und diese hinwieder die Grundlage der Macht des Königs sei. Man kann mir nicht eine That, nicht ein Wort vorweisen, das im Widerspruch steht mit diesen Grundsätzen und das nicht in jeder Lage meines Lebens gezeigt hätte, daß das Glück des Königs und das des Volkes das höchste Ziel meiner Wünsche wäre. Bis dahin beanspruche ich das Recht, daß man meinen Worten glaube. Ich bin immer derselbe in meinen Ansichten und meiner Stimmung geblieben."

Daß der erste Prinz von Geblüt auf das Stadthaus eilte, um sich vor Bürgern, die sonst nur mit gesenktem Blicke vor ihn treten durften, gegen ein Gerede zu rechtfertigen, schmeichelte den Parisern; es war eine förmliche Anerkennung der höchsten Macht des Volkes. Bailly antwortete: „Sie gaben soeben ein Muster bürgerlicher Gleichheit, indem Sie zu den Vertretern der Gemeinde kamen und nur nach Ihren patriotischen Gefühlen werthgeschätzt sein wollten. Sie sind der erste Gründer der bürgerlichen Gleichheit" — und begleitete mit den Gemeinderäthen den Prinzen zum Wagen unter den Beifallsbezeugungen des Volkes. Baillys Antwort.

Da Monsieur in der That Verbindungen mit Favras hatte, so war dieser mit solcher Rede preisgegeben. Das Benehmen des Grafen von Provence war das eines muthlosen Mannes, der einen treuen und thatkräftigen Freund preisgibt: — ein Wort zu seinen Gunsten hätte Favras gerettet. Lafayette schrieb auch später, es habe dem Prinzen an Treue und Muth in dieser Angelegenheit gefehlt. Auch ging Monsieur ins Stadthaus ohne Gutheißung des Königs. — Prozeß Favras.

Die Verhöre mit Favras begannen am 2. Jänner 1790. Es waren Werbeofficiere, Tourcaty und Morel, welche gegen ihn zeugten, Mitschuldige, Spione, Angeber. Der Lohn von 24.000 Francs für Entdeckung einer Verschwörung und der Amnestie für eigene Vergehen war eine zu mächtige Lockung zu falschen Angaben und Meineid, zumal Morel durch eine Wechselschuld von 8000 Francs gedrängt wurde.[1]) Vielleicht hat Favras mit seinen ehemaligen Werbeofficieren bald über diesen oder jenen Rettungsplan gesprochen und von seinen Verbindungen in höheren Kreisen unvorsichtig geredet. Ihre Angaben widersprachen sich in Einzelheiten des Planes, der unausführbar war.[2]) Wie sollte Favras mit zwei Millionen Francs 1200 Reiter und 30.000 Mann zu Fuß anwerben? Wo sie in der Stille versammeln, ohne daß die Zeitungen darüber Lärm schlugen? Wie mitten in der Nacht unbemerkt nach Paris kommen und mitten aus seinen 100.000 Nationalgarden Lafayette aufheben, mitten aus seinen Mitbürgern Bailly entführen, Necker, ohne daß der König sich zu seinem Schutz erhob, aus seinem Ministerium abholen? Morel sprach gar von 20.000 Mann aus der Schweiz, 12.000 Deutschen und 12.000 Piemontesen. Falsche Anklage.

---

[1]) Stillfried-Ratenic, l. c. S. 55. — Revue de Deux-Mondes, 1851, p. 1121.
[2]) Ibid., p. 49—54. — Alexis de Valon, l. c. p. 1122—26.

Diese Angaben kommen dem Leser dieser Verhöre wie derbe Lügen oder wie Fieberphantasieen vor. Auch die Papiere des Favras boten für die Angaben keinen Halt. Morel hatte bei Lafayette die erste Anzeige gemacht, dafür eine Officiersstelle und den Auftrag erhalten, Favras weiter auszuspioniren. Der Angeklagte bewies die größte Kaltblütigkeit, eine unerschütterliche Geistesgegenwart: er forderte vergebens, die Ankläger sollten ihm auch nur einen schriftlichen Beweis ihrer Angaben vorlegen, auch nur einen Mann von den vielen Tausenden nennen, die geworben seien, auch nur eine Spur von den nöthigen Waffen, dem Pulver, den Pferden, den Kanonen zeigen. Solche Vorbereitungen hätten nicht auf einmal spurlos verschwinden können und nur ein Wahnsinniger hätte ein so großes und gefährliches Unternehmen beabsichtigt, ohne das Geringste dafür zu thun. Aufpasser hätten ihn ja seit Monaten umgeben. Wie solle ein wenig bekannter Mann ohne Vermögen so viele Mannschaft werben, so viele Menschen für ein so gefährliches Unternehmen gewinnen können? Gesetzt, er habe einen solchen Plan gehegt, so hätte er ja auf den ersten Blick sein Mißlingen voraussehen müssen — aus einer Stadt von 700.000 Menschen und mindestens 100.000 Bewaffneten den König ungehindert zu entführen! — Favras verwahrte sich feierlich dagegen, je den Plan zur Ermordung Baillys und Lafayettes gehegt, geschweige denn ausgesprochen zu haben, nie habe er den frevelhaften Gedanken zu haben gewagt, den König mit Gewalt nach Peronne zu entführen. Doch das Gericht begünstigte sichtlich die Ankläger wie die Belastungszeugen, ja ließ sogar die Kläger als Zeugen auftreten.[1]

Vertheidigung.

Das Châtelet.

Der Angeklagte war offenbar das Opfer von Spionen; ihre Angaben sind ein plumpes Lügengewebe. Sicher fühlte er als Edelmann und alter Soldat bitter die Lage des Königs und sprach, wie Tausende damals, unter Bekannten allerlei Einfälle und Pläne aus, wie man ihn retten könnte. Jeder gewissenhafte Richter hätte ihn schon wegen gänzlichen Mangels an Beweisen freigesprochen. Doch das Châtelet wagte dies nicht: es hatte am 29. Jänner Besenval[2]) freigesprochen, weil er nur Befehle seines Königs befolgt habe; deßgleichen war es daran den Generalpächter und Secretär der Königin Augeard freizulassen, der bloß auf dem Papier[3]) den Plan zur Rettung des Königs nach Metz und Auflösung der Versammlung entworfen, aber noch Niemanden gezeigt hatte; sein Schreiber jedoch machte im Stadthaus Anzeige und viele angesehene Personen wurden deßhalb verhaftet. Der Pöbel war wüthend, daß ihm diese Opfer entrissen wurden. „Es rast der Sturm und will sein Opfer haben", heißt es bei Schiller. Favras wurde als Entschädigung für die beiden Andern dem Rachen des Volkes zugeworfen. Die Gährung war gewaltig, die Furcht vor einem neuen Aufstande groß.[4]) Die Freunde Lafayettes verbreiteten, sein Leben sei in Gefahr. Ein Nationalgarde hieß es, sei mit einem Pfriemen ermordet worden, an dem auf einem Zettel die Worte standen: „Gehe voran und erwarte Lafayette."[5]) Später kam zu Tage, daß der Mann, um sich wichtig zu machen, sich selber eine leichte Wunde beigebracht habe. Hunderte von Soldaten versammelten sich auf den elyseischen Feldern und verlangten Erhöhung des Soldes und Handgeldes. Lafayette ließ

Besenval

Opfer der Justiz.

[1]) Gegen den Grundsatz: Nemo enim potest esse testis et accusator.
[2]) Vgl. oben S. 228—29.
[3]) Beschrieben ist seine Verhaftung in den Mém. sécrets de J. M. Augeard, welche Bavoux 1866 in Paris herausgab, p. 24—88.
[4]) Bertrand de Molleville. — Ferrières, l. c. I, p. 389.
[5]) Stillfried-Ratenic, l. c. S. 67. — A. de Valon, l. c. p. 1120—30.

Jäger und Bürgerwehr gegen sie anrücken und die Gefangenen durch ein Kriegsgericht aburtheilen.

Am Tage, da das Urtheil über Favras gefällt werden sollte, war das Châtelet von Volkshaufen umwogt, die da schrieen: „Tod dem Favras! Der Aristokrat an die Laterne! Entweder der Verräther oder die Richter!" mit Mühe hielt sie die Bürgerwehr zurück. Die 38 Richter waren eingeschüchtert und stimmten in der Mehrzahl dem Antrage des ehrgeizigen Procurators Talon zu, der durch Gewinn der Volksgunst zu den höchsten Stellen gelangen wollte: Favras sei überführt, den Plan zu einer Gegenrevolution entworfen, den Monarchen entführen und fremde Truppen ins Land bringen gewollt zu haben: er habe beabsichtigt die Nationalversammlung aufzulösen, Paris auszuhungern und Necker, Bailly und Lafayette ermorden zu lassen: darum verdiene er als Strafe den Tod durch den Strang auf einem Galgen auf dem Grèveplatz, nachdem er im Hemd, mit bloßen Füßen, eine Kerze in der Hand, vor der Hauptkirche Notre-Dame Abbitte geleistet für sein boshaftes und schändliches Verbrechen. Feierlich erklärte der Vertheidiger Thilorier, der Ankläger rede gegen seine Ueberzeugung, gegen sein Gewissen, rein aus Angst vor der grausamen Meinung des Pöbels. Das Gericht zeigte sich feig, die Zeitungen verlangten geradezu den Tod des Marquis, als Zeichen der nationalen Charakterfestigkeit. Diejenigen aber, welche die Bewegung gegen Favras leiteten, hatten die Absicht, ein Mitglied der königlichen Familie vor Gericht zu ziehen, wenn Favras in der Todesangst Geständnisse machen sollte. Der Vorstand des Untersuchungsausschusses, Perron, sagte dem Rechtsbeistand Gaillard de la Ferrières: „Ich will Ihnen ein Mittel angeben Favras zu retten. Begnadigung und hoher Lohn ist jenen Verschworenen zugesagt, welche ihre Mitschuldigen angeben. Favras soll nur seine Mitverschworenen nennen, sei es Monsieur, sei es die Königin, wir werden sie gerichtlich belangen. Er ist nicht reich; 24,000 Francs und die Ruhe sind nicht zu verschmähen!" [1]) —

Urtheil, 18. Februar. — *Protest.* — *Grund.*

Unter 38 Richtern hatten 28 sich **für** die Schuld des Angeklagten ausgesprochen, ein Beweis, wie unzweckmäßig die Schwurgerichte bei politischen Prozessen sind. Ferrières bemerkt, man habe mit Favras alle Spuren der geheimen Springfedern, welche diese Angelegenheit in Bewegung gesetzt haben, begraben. **Ludwig** XVI. soll gesagt haben: „Ich kenne die Angelegenheit des Marquis von Favras nicht, aber ich habe, sei er schuldig oder nicht, das Recht, ihn zu begnadigen — und ich übe es aus." Doch Lafayette soll diesen Befehl unbeachtet gelassen haben. [2]) —

---

[1]) **Stillfried-Ratenic**, l. c. S. 43—44.

[2]) **Stillfried-Ratenic**, l. c. S. 159. — Der Prozeß ist in dieser Schrift sehr lichtvoll dargestellt, S. 48—160. Am 19. Februar 1790 um 3 Uhr sollte das Urtheil vollzogen werden.

Favras vor Notre-Dame. Freudengeschrei und Händeklatschen der Menge, als sie, 19. Februar 1790, einen Marquis auf dem Henkerkarren, die brennende Kerze in der Hand, vor die Kirche des Gottes der Barmherzigkeit kommen sah. Aehnlich mögen einst die Molochanbeter über vornehme Opfer ein Freudengeschrei ausgestoßen haben. Mit dem Ruf: „Heute kommt Favras an den Galgen!“ verlangte man von Vorübergehenden, als ob man eine Siegesbotschaft verkaufe, ein Trinkgeld. Favras erschien voll Ruhe und Würde, ergeben in sein Schicksal. Er erklärte, bevor er die Formel der Abbitte las, nur der Gehorsam vor dem weltlichen Richter bewege ihn das Blatt zu verlesen, denn vor dem Allwissenden, vor dem er in kurzer Zeit stehen werde, sei er unschuldig an Allem, was man ihm beimesse und wofür ihn irrende Menschen verdammten. Favras verlangte noch nach dem Stadthaus gebracht zu werden, um die letzten Bekenntnisse eines Unschuldigen niederzuschreiben.

Letzte Erklärung. Es ward ihm gewährt und, vom Pfarrer und Scharfrichter begleitet, ging er festen Schrittes dahin und dictirte hier mit großer Geistesgegenwart und Eleganz zunächst die Versicherung, daß er vor Allem jenen Menschen vergebe, die ihn ohne Gewissen wegen Verbrechen verurtheilt haben, die sich niemals seiner Seele bemächtigten; er habe nie Veranlassung gegeben zum Glauben, daß er hätte jemals den verehrten König entführen, die Nationalversammlung vernichten und die drei hervorragendsten Personen des Staates dem Tode überliefern wollen. „Gott hört mich und ich sage die Wahrheit.“ — „Ich liebe meinen König und werde treu in dieser Gesinnung sterben. Es war nie meine Absicht, Gewaltmaßregeln gegen die neue Ordnung der Dinge anzuwenden. Ich beziehe keine Pension, ich genieße keine persönliche Gnade. Meine Interessen und jene, welche meine Familie erwartet, liegen im Ausland, ich verlor Nichts durch die gegenwärtigen Zustände; ich konnte nur hoffen durch dieselben persönlich zu gewinnen.“ — „Nachdem der König nach Paris gebracht war, merkten seine Feinde bald, daß der Schlag in Versailles gescheitert sei, und bearbeiteten das Volk zu einem neuen Aufstand. In dieser Zeit sagte mir ein hoher Herr: „Die Art und Weise, wie ich in Versailles das Leben des Königs zu schützen wußte, habe ihm einen hohen Begriff von meiner Anhänglichkeit an ihn gegeben. Wenn ich ein Mittel wüßte, den drohenden Schlag abzuwenden, so bitte er mich, es mitzutheilen, und da ich in der Nähe der Vorstadt Saint-Antoine wohne, ihn von der dortigen Bewegung genau zu unterrichten. Solche Nachforschungen seien kostspielig, ich möge mich nicht sträuben hundert Louisdor zur Deckung der Kosten anzunehmen. Ich gab mir dann alle Mühe, kam aber bald zur Ueberzeugung, daß die Bewegung groß, aber nicht gefährlich sei. Ich theilte es ihm mit, er fand jedoch, meine Erkundigungen seien schlecht, das Leben des Königs sei in der größten Gefahr, man werde ihn erschießen, wie er sich öffentlich zeige. Diese Worte versetzten mich in Schrecken. Ich kehrte voll Unruhe nach Hause zurück, wo ich die mir schon längst bekannten Tourcaty und Morel traf, denen ich meine Besorgnisse mittheilte; jedoch ich verlangte die Dienste dieser zwei Männer nicht, noch wurde von einem Complot gesprochen. Ich vergebe ihnen und hoffe, Gott wird ihnen auch vergeben. — Dieses Betragen, so redlich und ehrenhaft, bringt mich nichts desto weniger jetzt auf das Blutgerüst, läßt mir aber wenigstens den Frieden der Seele und die Ruhe des Gewissens und gibt mir dir Kraft, im Unglück auszuharren. Ich beklage die Verirrungen des Gerichtshofes; durch Gerede im Volk irre geleitet, wünscht es im gegenwärtigen Augenblick meinen Tod. — — Es ist nur ein Leben, das ich dem ewigen Gott etwas früher zurückgebe, ihm, der es mir geschenkt hat und der, wenn er mir gnädig ist, mir vielleicht in seiner Gerechtigkeit

eine Vergeltung für die Ehrlosigkeit der Todesstrafe gewähren wird. Ich empfehle den ehrenwerthen Bürgern, die mich hören, mein Andenken, meine nur zu unglückliche Gattin, meine zwei unglücklichen Kinder, ich danke meinem würdigen Beichtvater für seine großmüthige Sorgfalt und bitte den Gerichtshof zu erlauben, daß ihm meine Leiche übergeben werde, damit sie das Begräbniß eines Katholiken erhalte, und daß er mir die Ehre einer anständigen Beerdigung angedeihen lasse." Mit großer Seelenruhe hörte der Verurtheilte die Vorlesung seiner Erklärung an und unterschrieb sie mit fester Hand. — So die Hauptgedanken seiner Erklärung, sie währte lange. Manche glaubten, er habe damit Zeit gewinnen wollen in der Hoffnung, es würde Rettung kommen durch den Grafen von Provence. Diese Hoffnung hegte Favras jedoch nicht; er wußte, daß er von dieser Seite verlassen war, daß, wenn man ihn hätte retten wollen, Geld die Riegel des Gefängnisses leicht geöffnet hätte, der Kerkermeister wäre mit ihm entflohen. Favras wollte nur seine Ehre retten, die unter dem Eindruck litt, daß er den Tod des Stranges, den Tod gemeiner Verbrecher sterbe. Madame Elisabeth schrieb über sein Ende an ihre Freundin Bombelles: „Man wollte durch seine Hinrichtung Jene einschüchtern, welche etwa dem König dienen könnten oder wollten"; man wollte Blut für das Volk und zwar das Blut eines Mannes, dem man den Namen Aristokrat geben konnte". — Das Volk sah die erste Anwendung der politischen Freiheit und Gleichheit in der Strafe ohne Rücksicht auf den Stand der Person.

Zweck der Erklärung.

Madame Elisabeth.

Vier Stunden hatte diese Verhandlung gedauert. Die Menge brüllte vor Ungeduld, wie einst die hungrigen Bestien im Amphitheater. Favras erklärte sich bereit zu sterben und bat die Anwesenden, eines unglücklichen Schlachtopfers mit Achtung zu gedenken. Da die Nacht schon angebrochen war, hatte man allenthalben auf dem Platz Lichter aufgestellt, selbst an den Stufen der Leiter zum Galgen. Fest schritt Favras hinauf, dreimal rief er feierlich: „Bürger, ich sterbe unschuldig! betet zu Gott für mich"; dann sagte er zum Henker: „Wohlan, mein Freund, thue Deine Pflicht!" Doch dieser Muth, diese Ergebenheit besänftigte die Wildheit des Pöbels nicht; er rief höhnisch: „Jetzt tanze Marquis!" und als der Arme endete, riefen sie händeklatschend: „Noch einmal (bis)!" und wollten die noch warme Leiche abreißen, um den Kopf auf eine Pike zu stecken — die Bürgerwehr konnte nur mit dem Bajonnette die Menge zurückdrängen.[1]) Die Leiche wurde seinem Bruder ausgeliefert und auf dem Friedhof Saint-Jean-en-Grève bestattet. Bei ihrer Uebernahme zeigte es sich, daß Favras nicht völlig todt war. Ein Aderlaß ward angeordnet, der Unglückliche öffnete die Augen und verschied mit einem tiefen Seufzer.[2])

Hinrichtung.

Die unglückliche Gattin des Marquis erfuhr sein Todesurtheil durch die Stimme des Zeitungsausrufers vor ihrem Gefängniß; sie fiel darüber in Ohnmacht. Am folgenden Morgen kam der Beichtvater Bossu, ihr die letzten Bestimmungen ihres Gatten mitzutheilen. Augeard sagt darüber:[3]) „Dieser ehrwürdige Geistliche ermahnte uns Alle, ihn zu begleiten; er hielt an die Wittwe

Die Gattin.

---

[1]) Ferrières, l. c. I, p. 390—93.
[2]) Stillfried-Ratenic, l. c. S. 176. — A. de Valon, l. c. p. 1133—35.
[3]) Mémoires sécrets de J. M. Augeard, p. 229.

Bossu und Augeard. die rührendste, erbaulichste Anrede. Ich mußte weinen darüber und war so ergriffen, daß ich sie nicht zu Ende hören konnte; ich bat den Gefängnißwärter den Geistlichen nachher in meine Zelle zu bringen. „Sie halten also den Marquis für unschuldig?“ — sagte ich zu ihm, als er eintrat. „Als Mann halte ich ihn für unschuldig und als sein Beichtvater halte ich ihn für einen Heiligen.“ — „Er ist also unschuldig“ sagte ich. „Ja, ganz gewiß.“ Wohlan, Herr Pfarrer, wenn ich zu gleichem Unglück bestimmt bin, so bitte ich Sie, mir den letzten Dienst zu erweisen wie Favras und mich zu lehren, wie man sterben muß.“

Wenige Stunden darauf wurde die Marquise in Freiheit gesetzt, nachdem man sie 58 Tage, ohne daß ein Grund für sie vorlag, in harter Haft gehalten hatte, trotz „der Menschenrechte“, daß Niemand ohne gesetzlichen Grund verhaftet werden dürfe. Sie zog sich mit ihren Kindern in eine kleine Wohnung, in eine kirchliche Genossenschaft von Frauen zurück. — Trotz ihrer Armuth sandte ihr Bailly. Bailly doch die Aufforderung zu einer patriotischen Beisteuer zu. Sie schrieb sofort an ihn: „Die Zahlungsforderung mag an alle Unterthanen des unglücklichsten Monarchen gestellt werden, aber die unglückliche Wittwe des Marquis de Favras hat ihre eigenen Rechte, die Herr Bailly, obschon so sehr mit Schuld belastet, doch nicht vergessen sollte. Wie kann er durch den Glanz einer kurz dauernden Erhöhung so verblendet sein, mich in die Lage zu setzen, ihn zu erinnern, daß er mich des Nachts aus meiner Wohnung abholen ließ und die Grausamkeit beging, mich 26 Tage in geheimer Haft zu lassen, ohne daß gegen mich ein Urtheil oder eine Klage vorlag, und daß er mir alle Mittel raubte, meinen Mann zu retten, indem meine Gefangenschaft bis zum Mord dieses unsterblichen Opfers verlängert wurde — — wie kann er so wenig Schamgefühl haben, nicht einzusehen, daß das durch frevelhafte Hände vergossene Blut eine so fürchterliche Beisteuer ist, daß sie einerseits nicht aufhören kann nach Rache zu schreien, und andererseits der unglücklichen Familie, welche diesen fürchterlichen Tribut gezahlt hat, die heiligsten Rechte und in voller Ausdehnung die öffentliche Verehrung sichern sollte. Mein Herr, wo ist jetzt mein Vaterland? Wenn Sie diesen süßen Namen dem Land geben, in welchem meine Kinder geboren sind und welches deren Vater geschlachtet hat, so kann ich es nur verabscheuen! Es macht mich schaudern, ich schulde ihm Nichts, es schuldet mir Alles. — — Ich erröthe nicht zu gestehen, daß ich ohne alles Vermögen bin, weil man mir Alles geraubt, und daß ich mein Leben voll Schwermuth in der ehrwürdigen Genossenschaft, in die ich mich zurückgezogen habe, nur durch einstweilige Unterstützung friste, über welche ich meinen Tyrannen keine Rechenschaft schuldig bin.“

Solches mußte sich Bailly von einer muthigen Frau sagen lassen! Wie oft mag er es bereut haben, daß er seine Sternwarte verlassen und sich in den Strudel der Revolution gestürzt hatte. Die Marquise begab sich nach Belgien und von da 1795 nach Eger, beim böhmischen Adel fand sie wohlwollende Aufnahme. Vom Grafen von Provence bezog sie eine Pension von 3000 Francs; als er König wurde, wies er ihr und ihren Kindern eine Jahresrente von 12.000 Francs an; sie starb erst 1841. Der Sohn des Marquis trat in die österreichische Armee ein, die Tochter vermählte sich 1800 mit Rüdiger Freiherrn zu Stillfried-Ratenic.

Die Königin. Die Campan erzählt,[1]) wie am anderen Tag der Adel die Wittwe und den Knaben des Favras an die königliche Tafel brachte, als die eines Mannes,

[1]) Campan, Mémoires, II, p. 99—101.

der sich für den König geopfert habe und welche die Königin mit Bezeugung ihrer Gnade überschütten müsse. Nach dem Essen kam die Königin zur Campan und rief tiefbewegt: „Ach man muß zu Grunde gehen, wenn man Leute zu Feinden hat, die alle Talente mit Verbrechen verbinden, und beschützt ist von allerdings sehr achtungswerthen Männern, die aber unsere Lage nie begreifen. Sie haben mich heute beiden Parteien gegenüber bloßgestellt, indem sie mir die Wittwe und den Sohn des Favras brachten. Wäre ich frei in meinem Thun, so müßte ich das Kind eines Mannes, der sich soeben für mich geopfert, annehmen und an der Tafel zwischen mich und den König setzen; aber umgeben von den Henkern,[1]) die so eben seinen Vater umgebracht haben, durfte ich nicht einmal mein Auge auf es heften. Die Royalisten werden mich tadeln, daß ich mich nicht hinlänglich mit dem Kinde beschäftigt habe, und die Revolutionäre werden mir böse sein und denken, man habe mir einen Gefallen gethan, als man mir das Kind brachte." Uebrigens kannte die Königin die bedrängte Lage der Madame Favras wohl und sandte ihr am andern Tage einige Rollen mit je 50 Louisdors. —

Der Bürgereid.

Während der Verhandlung über Favras und der Aufregung über seine Pläne riethen Mirabeau und die Minister dem König, durch einen entscheidenden Schritt zu zeigen, daß er Nichts von Plänen der Reaction wissen wolle: in der Nationalversammlung solle er auf das feierlichste seine Theilnahme an der Bewegung aussprechen. Ludwig gab nach und erschien eben angemeldet am 4. Februar, bloß von seinen Ministern begleitet, in der Versammlung: der Ernst der Lage führe ihn in ihre Mitte, er sei aufs tiefste betheiligt am Gelingen der Verfassung; Alles, was man anstrebe, um seine Einigung mit ihr zu stören, habe nur große Uebel zur Folge. „Ueberlassen wir uns also treuherzig unseren schönen Hoffnungen! — Gedenken wir sie nur durch Uebereinstimmung zu verwirklichen! Ueberall wisse man, daß der König und die Vertreter der Nation nur einen Wunsch und den gleichen Vortheil haben, damit diese Ansicht und dieser feste Glaube in den Provinzen einen Geist des Friedens und guten Willens verbreiten. Eines Tages, ich will es gerne glauben, werden alle Franzosen ohne Unterschied den Nutzen der gänzlichen Unterdrückung der Stände im Staate einsehen, wenn es gilt gemeinsam für das Gute zu arbeiten und für das Glück des Vaterlandes, welches in gleicher Weise auf alle Bürger wirkt. Jeder muß in Zukunft leicht begreifen, daß er im Dienste des Vaterlandes sich nur durch seine Talente und Leistungen auszeichnen kann. — Sicher mußten jetzt Viele große Geldopfer, Andere das Opfer ihrer bevorzugten Stellung bringen, deren Werth ich wohl begreife; doch ich bin überzeugt, sie haben Hochherzigkeit genug, die Entschädigung im allgemeinen Vortheil zu suchen. Würde ich inmitten der größten Fragen nur an meinen persönlichen Vortheil denken, so könnte ich

Ludwig XVI. in der Nationalversammlung.

[1]) Santerre stand, als Oberst der Nationalgarde, hinter dem Stuhl der Königin.

große Verluste aufzählen, aber ich habe eine genügende, volle und ganze Entschädigung gefunden im Glücke der Nation. Aus dem Grunde meines Herzens spreche ich dieses Gefühl hier aus, ich werde die verfassungsmäßige Freiheit schützen und erhalten, deren Grundsatz mein und Aller Wille geheiligt hat. Ja ich will noch mehr thun: in Eintracht mit der Königin, die meine Ansichten theilt, werde ich früh schon den Geist und das Herz meines Sohnes für die neue Ordnung der Dinge gewinnen; ich werde ihn von seinen ersten Jahren gewöhnen, nur im Glücke der Franzosen sein eigenes Glück zu suchen und, trotz der Reden der Schmeichler, immer zu erkennen, daß eine weise Verfassung ihn schützen wird vor den Gefahren des Mangels an Erfahrung, und daß eine gerechte Freiheit neuen Werth den Gefühlen der Liebe und Treue verleiht, von denen das französische Volk seit so vielen Jahrhunderten seinen Königen so rührende Beweise lieferte. Möge dieser Tag, an dem Euer König in der freiesten und innigsten Weise mit Euch sich verbündet, in der Geschichte dieses Reiches immerdar denkwürdig bleiben! Er wird es sein, wie ich hoffe, wenn meine brennenden Wünsche, meine dringenden Mahnungen ein Zeichen zur Annäherung und zum Frieden unter Euch sein können. Mögen doch Jene, welche von diesem so nothwendigen Geiste der Eintracht noch fern bleiben, mir das Opfer der Erinnerungen, die sie schmerzen, bringen, ich werde es mit meinem Dank und meiner Liebe bezahlen! Drücken wir, ich gebe Ihnen das Beispiel, von heute an nur eine Meinung, einen Willen aus: die Anhänglichkeit an die neue Verfassung und das brennende Verlangen nach dem Frieden, dem Glück und dem Gedeihen Frankreichs!" [1])

Bildung des Kronprinzen.

Bürgereid.

Die Rede des Königs ward oft durch Zurufe der Freude und Begeisterung unterbrochen. Der Vorsitzende sprach die Gefühle des Dankes aus, von dem alle Herzen durchwogt seien. Ein Sturm des Beifalls erschütterte den Saal, als ihn der König verließ. Das Volk sah in diesem Schritt, in dieser Rede des Königs den treuen Ausdruck seiner festen Anhänglichkeit an die Verfassung und geleitete ihn in Massen unter Beifallsrufen in seinen Palast. Die Versammlung beschloß eine Danksage an den König und eine Mahnung zur Einigkeit und Erhaltung der Ruhe und des Friedens an das Volk. Goupil de Prefeln meinte, wie der König sich eben verpflichtet habe auf die Verfassung, so sollten alle Abgeordneten gleichfalls ihre Aufrechthaltung beschwören. Camus wollte gar, Jeder, der diesen Eid nicht ablegen wollte, könne nicht länger Mitglied der Versammlung sein. Alsbald steigt der Vorsitzende Bureau de Puzy zuerst auf die Rednerbühne und schwört: „Treu zu sein der Nation, dem Gesetz und dem König, und mit all seiner Macht die von der Versammlung beschlossene und vom Könige genehmigte Verfassung aufrecht zu erhalten." Die Abgeordneten erheben sich und rufen, indem sie die Rechte emporhalten: „Ich schwöre (Je le jure)!" [2]) Einige

Schwöreifer.

---

[1]) Ferrières, l. c. I, p. 397.

[2]) Aber Viele vom Adel sahen mit Schmerz, daß alles Gehässige eines Widerstandes gegen undurchführbare Beschlüsse der Versammlung nur auf sie falle. Mirabeaus Bruder soll während der Rede des Königs seinen Degen auf den Knieen zerbrochen haben: wenn es keinen Thron mehr gebe, so bedürfe der Adel auch keinen Degen mehr. Die Rede des Königs war von Necker entworfen. — Staël, Considérations, I, p. 375.

Bischöfe und Adelige, welche sitzen bleiben, müssen sich gleichfalls erheben und schwören. Die Gallerie schickt einen Zettel herunter und verlangt, daß man auch ihr den Eid abnehme, und wie die Abgeordneten hinauf blicken, stehen da Männer und Frauen und legen den Eid ab, und im ganzen Saale vernimmt man nur den Ruf: „Ich schwöre es.“ Mit der Schnelligkeit des Blitzes ergreift der Eifer zu schwören die Stadt. Bailly muß den Gemeinderäthen im Stadthause den Eid abnehmen, und da das Volk vor demselben auch den Eid ablegen will, von zwölf Räthen begleitet auf die große Treppe hinaustreten und den Eid vorsagen, der dann vom Volk unter Freudenthränen und Trommelwirbel nachgesprochen wird. Und in allen Districten wird geschworen und waltet Freude und Eifer, und in der Nacht wird die Stadt beleuchtet. So schwor Alles auf eine Verfassung, die noch nicht vollendet war, und fühlten sich die Minister und der König nicht wenig überrascht über die Folgen ihres Schrittes. Eifer zu schwören.

Die Männer der Bewegung wollten das Feuer nicht erlöschen lassen. Bailly kam an der Spitze von 60 Gemeinderäthen in die Tuilerien, um dem König ihren Glückwunsch und ihren Dank auszusprechen über seine Rede, welche allen Franzosen einen Geist einflöße, und die Feinde der Freiheit nöthige, ihre treulosen Pläne aufzugeben. Am nächsten Sonntag, 7. Februar, war großes Dank- und Schwurfest.

Die Abgeordneten, die Gemeinderäthe, die Richter begaben sich mit der Nationalgarde im Festzug nach Notre-Dame. Mitten im Schiff war in antiker Art ein Altar errichtet, auf dem die heilige Messe gelesen ward. Abbé Mulot hielt die Predigt. Dann schworen Alle, Abgeordnete und Beamte, noch einmal den Eid, Lafayette an der Spitze der Nationalgarde, unter Flintensalven und Kanonendonner und den Klängen der Musik; das Volk schwor vor dem Dom. Dann führten die Sänger der Oper das Tedeum von Floquet auf und ward Alles gethan, den Eid feierlich zu machen, und ganz Frankreich schwor ihn nach.

Das Heer. Das Recht über Krieg und Frieden.

König und Volk schienen vollkommen geeinigt, aber wieder traten Fragen ein, die bewiesen, daß das Königthum auch in den letzten Resten seiner Macht nicht sicher sei. Die Zucht konnte in der Armee wieder hergestellt und das Heer wieder eifrig für seinen obersten Führer und ein Werkzeug in seiner Hand werden. Darum das Streben der Partei der Bewegung, dem Heere zu zeigen, daß es von der Nationalversammlung abhänge.

Noailles trug schon am 1. Februar einen Plan zur Reorganisation des Heeres vor. Der König ward allerdings noch als oberstes Haupt desselben anerkannt, aber man erklärte, fremde Truppen sollten nur nach Beschluß der Versammlung und mit Zustimmung des Königs in den Dienst genommen werden; kein Mitglied des Heeres dürfe ohne ein gesetzliches Urtheil seiner Stelle enthoben, der Geldbedarf und der Höhestand müsse von jeder Legislatur neu bestimmt werden, desgleichen der Sold für jede Stelle, die Grundsätze der Beförderung, die Art der Ergänzung. Der Verkauf der Stellen bleibe für immer abgeschafft, jeder Staatsbürger vermöge zu allen Stellen im Heere zu gelangen. Wenn er auch das Das Heer.

nöthige Vermögen nicht besitzt, so erhält doch jeder Franzose die Rechte eines Activbürgers, welcher 16 Jahre ununterbrochen und untadelhaft im Heere gedient hat. Vom 1. Mai an solle der Sold um zehn Pfennige erhöht werden.

Nootkafrage.

Aber wer hatte das Recht über Krieg und Frieden? Diese wichtige Frage kam im Mai 1790 zur Sprache, als zwischen Spanien und England ein lebhafter Streit entstand wegen des Besitzes von Nootka an der Küste des stillen Meeres. Beide Mächte rüsteten zum Krieg und gemäß des Familienvertrages mußte Frankreich dann Spanien zu Hilfe kommen. Krieg in der gegenwärtigen Auflösung! Mirabeau fürchtete ihn: „Der Krieg", schrieb er, „wird alle möglichen Plagen entfesseln, wird thöricht, ohne System, ohne Geld, ohne Mannszucht, ohne irgend eine Möglichkeit des Erfolges geführt werden, und auf jedem Schiff, in jedem Regiment einen Galgen errichten, und auf den König und die Königin eine wirklich persönliche Verantwortung wälzen."[1]) Manche trieben zum Krieg, weil sie von der Verwirrung den Umsturz des Thrones erwarteten.

Botschaft des Ministers.

Am 14. Mai setzte Montmorin, der Minister des Aeußeren, die Nationalversammlung in Kenntniß von der kriegsdrohenden Lage und daß der König die Ausrüstung von 14 Kriegsschiffen anordnen mußte und daß die Versammlung die nöthigen Summen hiefür bewilligen möge. Man müsse Europa zeigen, daß die Wiederherstellung der Freiheit in Frankreich der Entfaltung seiner Kräfte nach außen nicht hinderlich sei.[2])

Carra.

Die Versammlung bestimmte in ihrem Eifer, jetzt auch für die Welt außer Frankreich eine Entscheidung zu treffen, die Verhandlung schon für den nächsten Tag an. Im Club der Jakobiner setzte am Abend Carra auseinander: das Recht über Frieden und Krieg und über Bündnisse mit dem Auslande gehöre allein der Nation. Die Versammlung habe allein das Recht, die äußere Politik zu bestimmen. Die ganze Frage sei nur ein Fallstrick, den der Minister der Freiheit lege; man wolle einen Krieg, um die Arbeiten an der Verfassung zu unterbrechen, die Assignaten zu entwerthen, den letzten Bissen Brot dem Volke wegzunehmen, den Handel zu Grunde zu richten, den Bankerott herbeizuführen und die Verfassung zu vernichten. „Darum Ihr Kaufleute, Ihr tapferen Krieger der Linie, Ihr Soldaten der Landwehr, Ihr guten Bürger, auf, erhebt Eure Stimme gegen diesen treulosen Plan der Minister, jagen wir sie aus der Nähe dieses Königs, dessen Geist sie immer mit ihrem aristokratischen Gifte anstecken! Auf was warten wir noch, um zu erklären, daß wir die Freunde aller Nationen, die Feinde aller Tyrannen sind, und keinen anderen Familienvertrag anerkennen, als den der Verbrüderung aller Völker?" Die Aufregung wurde stark. Das Haus war gedrängt voll, die Anwesenheit aller fremden Gesandten bei diesen Verhandlungen bewies, welche Bedeutung man der Entscheidung beimaß. Viele hatten sich für und wider zum Worte gemeldet.

Verbrüderung der Völker.

Am 15. Mai 1790 begann der Herzog von Biron mit der Schilderung der politischen Lage und daß das Glück Frankreichs vom Siege Spaniens abhänge

[1]) Arenberg, Briefwechsel ꝛc., Bd. I, S. 154.
[2]) Sein Schreiben bei Buchez et Roux, Hist. parlementaire, VI, p. 35.

und daß man, um die Ehre zu erhalten, Alles wagen müsse, getreu dem Spruche jenes Königs: „Wenn auch Alles verloren ist, so ist doch die Ehre gerettet!“,[1]) welcher die Ehre rettete und alles Verlorene wieder gewann. Man müsse dabei vertrauen auf den Geist des Heeres, auf das Herz des Königs, und dem letzteren danken für die Maßregeln, die er ergriffen, für die Unterhandlungen, die er gepflogen habe, und ihn bitten um die Höhe der Summe, die er verlange.

Jetzt begannen die Geister auf einander zu platzen. Gegen Maury, der die Angelegenheit zu einer einfachen Geldfrage machen wollte, über die man nur mit Ja oder Nein antworten könne, betonte Quesnoy, es sei eine tiefgreifende Frage, es handle sich um das Heil des Reiches. Vorher müsse entschieden werden, ob der König ein Recht habe, Rüstungen anzuordnen, dann erst, ob man Geld bewilligen könne oder solle. Lameth faßte die Frage einfach so: „Soll die Nation dem König das Recht über Krieg und Frieden zuerkennen? Können wir das Recht, Blut vergießen zu lassen, Tausende von Mitbürgern vom heimischen Herde wegzuschleppen, das Eigenthum der Nation zu gefährden, können wir dieses entsetzliche Recht dem König übertragen?“ Duport verlangte, weil die Frage so wichtig sei, eine Vertagung derselben auf drei Wochen, um sie gründlich zu prüfen. Barnave sprach gegen die Vertagung, denn in drei Wochen könne der Krieg oder der Frieden schon entschieden sein, da die Verhandlungen und Rüstungen bereits begonnen hätten. Vertagen heiße also das Recht zu Unterhandlungen zu Krieg und Frieden verleihen. „Ihr würdet Euch der Mittel berauben, der treulosen Arglist der Minister zu widerstehen, und die Verfassung durch einen zur Unzeit angesponnenen Krieg der Gefahr aussetzen.“ — Robespierre: „Der Krieg ist ein Mittel des Willkürregiments gegen die Völker. Erklärt den Völkern, daß im Gegensatze zu den bisherigen Grundsätzen, die das Unglück der Nationen ausmachten, das französische Volk sich in keinen Krieg mehr einlassen, sondern in der naturgemäßen Brüderlichkeit mit den Völkern leben will.“ [2])

Maury. Lameth. Barnave. Robespierre.

Da erhob sich Mirabeau: die Frage sei ungereimt. „Die Botschaft des Königs ist keine Kriegserklärung, denn sie könnte auch mitgetheilt werden, wenn wir schon entschieden hätten, daß das Recht über Krieg und Frieden der Nation zustehe. Das Recht zu rüsten, sich in Wehr zu setzen, wird immerdar das Recht des höchsten Vollzugsbeamten des Willens der Nation bleiben. Die Sicherung der Wege zu Land und zur See muß immer in den Händen des Königs bleiben. Das Provisorische kommt überall vor, ehe das Definitive eintritt; der König hat vorläufig also nach dem Gesetz das Recht, Rüstungen anzuordnen. — Die Ausrüstung von 14 Schiffen, welche die Lage des Augenblicks verlangt, kann doch für Euch kein Gegenstand des Schreckens sein; sie ist nöthig, sie ist nicht gefährlich; sie ist geboten wegen der Sicherheit des Handels; wollt Ihr die Handelswelt gegen Euch aufregen? Unbegründete Angst erregen, heißt Staatssachen zu Grund richten. Wenn Ränke der Minister volksmörderische Pläne in sich schlössen, so wäre das ein Krieg der Pygmäen. Niemand wird glauben, daß eine Ausrüstung von 14 Schiffen eine Gefahr für die Verfassung ist. — Ich beantrage alsbaldige Inangriffnahme der Frage.“ Und die Versammlung erhob nach heftigen Gegenreden seinen Antrag zum Beschluß, heute noch dem König zu danken für die Maßregeln, welche er zur Erhaltung des Friedens getroffen, und morgen den 16. Mai die Frage zu be-

Mirabeau.

---

[1]) Tout est perdu fors l'honneur! -- Die Rede bei Buchez et Roux, l. c. VI, p. 37.

[2]) Buchez et Roux, l. c. VI, p. 40—50.

handeln, ob die Nation dem Könige das Recht über Krieg und Frieden übertragen dürfe.[1])

Fünf Tage unter immer steigender Aufregung nahmen diese Verhandlungen in Anspruch. Die Gallerieen waren gedrängt voll; an Schnüren ließ man Zettel über den Gang der Verhandlungen der vor dem Hause harrenden Menge zukommen. Hauptredner waren Lameth, Malouet, Pétion de Villeneuve, Goupil de Robespierre. Preseln. Auch die schrille Stimme Robespierres ward vernommen, er erhob sich dagegen, daß man den König den Vertreter der Nation nenne, er sei nur ihr Bedienter.[2]) Man müsse das Recht über Krieg und Frieden Dem übertragen, welcher am mindesten Neigung habe, es zu mißbrauchen, und das sei die Nationalversammlung.

Mirabeau. Am 20. Mai ergriff Mirabeau das Wort. Man habe die Frage nicht richtig gestellt, sie würde dadurch unlösbar. Man dürfe nicht fragen: Hat der König oder die Nationalversammlung das Recht über Frieden und Krieg? Beide haben es nicht ausschließlich, beide haben es gemeinsam: die Nationalversammlung die Berathung, der König die Ausführung; beide Gewalten müssen mitwirken. „Es gilt nur die Grenze und die Wirkungsweise beider Gewalten zu bestimmen. Wer hat zu wachen über die Sicherheit des Reiches und für seine Vertheidigung zu sorgen? offenbar der König, denn sonst hätte man zwei vollziehende Gewalten. Der König kann einen feindlichen Angriff zurückschlagen, ohne daß der gesetzgebende Körper Zeit genug hat, eine Meinung darüber zu äußern; einen feindlichen Einfall zurückschlagen, heißt den Krieg beginnen. Gesetzt, die Schiffe, welche Eure Kolonieen vertheidigen, die Krieger, welche die Grenzfestungen bewachen, werden angegriffen — sollen sie da sich nicht vertheidigen dürfen, bis es die Nationalversammlung erlaubt? Gewiß. Aber dann ist der Krieg schon vorhanden. Ich rede nicht von einem Angriffskrieg auf Nachbarvölker, der immerdar ein Verbrechen ist, sondern nur von einem Krieg der Vertheidigung, in dem es gilt uns oder unser angetastetes Recht zu schützen. Wollt Ihr die vollziehende Gewalt zwingen, über alle Vorbereitungen Euch zuerst zu fragen, so ist das eine Verletzung aller Regeln der Klugheit, der Feind würde Alles erfahren und alle Vorsichtsmaßregeln vereiteln. Denkt an die Ausdehnung unserer Küsten in Europa, in Amerika, in Indien! Müßtet Ihr da nicht jedes Jahr eine Summe bewilligen für nicht vorgesehene Rüstungen? Wir haben ja das Mittel in der Hand, die vollziehende Gewalt an Mißbrauch zu hindern, daß sie nicht nutzlos Summen verschleudert oder unter dem Anschein der Vertheidigung einen Angriff plant. Die Kriegführung ist Sache der vollziehenden Gewalt, sie muß aber die gesetzgebende über den Stand, über die Ursachen desselben aufklären, sie muß also die Versammlung einberufen und von ihr die nöthigen Summen verlangen. Sie kann, um sich vor Mißbrauch zu schützen, beisammen bleiben, so lange der Krieg währt; sie kann, wenn ein Krieg droht, ihre Sitzungen verlängern; sie kann, wenn der König den Krieg in Person führt, die Bürgerwehr zu ihrem Schutze einberufen; sie kann von dem König verlangen, daß er Frieden schließt. Ich sage nicht, daß sie selber das Recht hat, den Frieden zu schließen. Wer soll den Augenblick, Frieden zu schließen, besser erkennen, als Der, welcher alle politischen Fäden in der Hand hat? Wollt Ihr mit den Gesandten briefwechseln und ihre Berichte lesen? und sie durch andere ersetzen, wenn

[1]) La nation doit-elle déléguer au roi l'exercice du droit de la paix et de la guerre. — Buchez et Roux, Hist. parlem., VI, p. 37—50.

[2]) Il est inexact de dire représentant de la nation. Le roi est le commis et le délégué de la nation. Ibid., p. 67.

sie ihre Pflicht nicht thun? Werdet Ihr in feierlichen Verhandlungen die Gründe besprechen, aus denen ein Friede zu Stand kommt? Wo ist da das nöthige Geheimniß? — Dürfen wir den Einfluß fremder Mächte vergrößern und unsere Einwirkung auf sie vermindern? Ohne Zweifel, die Zeit wird kommen, wo wir nur Freunde und Verbündete haben werden, wo die Freiheit des Handels allgemein und Europa nur eine Familie sein wird. Aber auch die Hoffnung hat ihren Fanatismus — sind wir glücklich genug, daß in einem Augenblick das Wunder, dem wir unsere Freiheit verdanken, sich in den beiden übrigen Welttheilen wiederholt? Die Frage beschränkt sich zuletzt dahin: Durch wen soll das Recht des Krieges und Friedens zum meisten Vortheil des Staates ausgeübt werden? Durch eine Versammlung von 700 Personen, die von der Einwirkung einer Rede abhängen? Werden Euch solche Erregungen nicht zu unglückseligen Kriegen fortreißen? Werdet Ihr Euch nicht über die Stimmung täuschen? Man spricht vom Zügel der öffentlichen Meinung, aber kann diese nicht auch irreführen? Große Versammlungen haben meist in Folge einer großen Aufregung den Krieg beschlossen. Welch schlimme Folgen hat nicht Parteiung im Innern für die Führung eines Krieges!" —

„Denkt an den polnischen Reichstag, denkt an Schweden! Wollt Ihr aus dem König von Frankreich einen Statthalter von Holland machen? Entwürdigt das Königthum nicht! Für einen schwachen König wäre das ein Grund zur Entmuthigung und zur Unthätigkeit. Ist denn die Würde eines Königs nicht ein Vortheil für die ganze Nation? Wird ein von treulosen Räthen umgebener König, wenn er an Macht anderen Königen nicht gleich steht, sich nicht für entthront halten? Ein gerechter König wird den Thron von Klippen umgeben wähnen und die Thätigkeit der Regierung wird erlahmen; ein König aber, der ehrgeizig ist, wird eine ihn erniedrigende Verfassung zu vernichten suchen. Sollen wir also mit falschen Maßregeln unsere Verfassung besudeln und zuletzt wieder Sclaven werden?" — Beschimpft den Thron nicht!

„Allerdings ist unsere Verfassung noch nicht befestigt und kann man uns in einen Krieg verwickeln, um einen Vorwand zu haben, eine große Macht zu entfalten, die man gegen uns wendet. Lassen wir diese Besorgnisse nicht außer Acht, aber unterscheiden wir den flüchtigen Augenblick von den dauernden Wirkungen einer Verfassung! Wenn Ihr das Mißtrauen des Augenblickes auf die ganze Zukunft übertragt, so nehmt Euch wohl in Acht, daß Ihr nicht aus übertriebener Klügelei die Vorsichtsmaßregeln schlimmer macht als die Uebel, und daß wir, anstatt die Bürger in der Freiheit zu vereinen, sie nicht in zwei Parteien spalten, die immer bereit sind, gegen einander sich zu verschwören. Wenn man uns bei jedem Schritt mit der Wiederkehr der zerschmetterten Gewaltherrschaft ängstigt, wenn man uns ohne Unterlaß die Gefahren eines kleinen Theiles der öffentlichen Gewalt vorhält gegenüber den Millionen, die für die Verfassung die Waffen führen — welches Rettungsmittel gibt es dann noch ferner? Da wollen wir lieber gleich zu Grunde gehen! Man stoße die Wölbung dieses Tempels ein und wir wollen heute als freie Männer sterben, wenn wir morgen wieder Sclaven sein sollen!" [1]) —

Barnave nahm den Handschuh auf. Seine Rede am 21. Mai war logisch, fließend und gefällig und gipfelte in dem Satze, die Entscheidung über Krieg und Frieden ist ein Willensact und gebührt allein der Nationalver- Barnave

[1]) Buchez et Roux, l. c. VI, p. 68—94

sammlung. Seine Anhänger bereiteten ihm Huldigungen. Die Menge begrüßte ihn mit Freudengeschrei und trug ihn im Triumphe unter den Fenstern des königlichen Palastes vorbei, während Mirabeau ausgezischt und mit dem Strick bedroht wurde. Eine Schmähschrift ward verbreitet: „Der große Verrath des Grafen Mirabeau ist enthüllt", in welcher ihm mit dem Schicksal Foulons gedroht war.[1]) Der Verfasser, ein junger Mann, nannte, von Mirabeau angeklagt, das Triumvirat als Anstifter seiner Arbeit. Ein Freund zeigte Mirabeau diese Schrift, als er am 22. Mai in den Saal der Versammlung trat. „Mir gleichgiltig", sagte er; „man mag mich heute in Stücke zerreißen, oder im Triumphe wegtragen". Als er die Rednerbühne betrat, konnte er drei Viertel Stunden vor Geschrei rechts und links nicht zum Worte kommen. Ruhig, die Arme gekreuzt, hielt er aus und begann dann Barnaves Rede zu widerlegen.

Mirabeau

Es sei immer gut sich im Streit darüber klar zu werden, worin man einig ist; freundliche Verhandlungen helfen mehr zur Verständigung, als verläumderische Einflüsterungen und boshafte Umtriebe. „Seit acht Tagen verbreitet man, daß der Theil der Nationalversammlung, welcher dem königlichen Willen einen Antheil an der Entscheidung über Krieg und Frieden sichern will, die öffentliche Freiheit meuchelmorde; man verbreitet Gerüchte von Treulosigkeit und Bestechung, man ruft das Volk zur Rache auf, um eine Tyrannei der Meinung zu begründen. Man macht ein Verbrechen daraus, daß über eine der feinsten und schwierigsten Fragen in der Gesellschaft zwei verschiedene Ansichten bestehen. Es ist ein seltsamer Wahnsinn, es ist eine beklagenswerthe Verblendung, welche Männer, so ein Ziel, eine Stimmung einander nahebringen sollte, gegeneinander aufhetzt, Männer, welche demnach die Reizbarkeit der Eigenliebe mit der Liebe zum Vaterlande verwechseln und sich wechselweise den Vorurtheilen der Menge preisgeben. Auch mich wollte man noch vor wenigen Tagen im Triumphe wegtragen und jetzt schreit man in den Straßen vom Verrath des Grafen Mirabeau. Ich bedurfte dieser Lehre nicht, um zu wissen, wie nahe der tarpejische Fels beim Capitole ist; aber ein Mann, der für die Vernunft, der für das Vaterland kämpft, hält sich nicht so leicht für überwunden. Wer das Bewußtsein hat, daß er sich um sein Vaterland wohl verdient gemacht hat, und daß er ihm noch immer nützlich ist, wer sich nicht sättigt an eitler Berühmtheit und die Erfolge des Tages verschmäht, um wahren Ruhm zu erringen, wer die Wahrheit sagen und für das Gemeinwohl wirken will, unabhängig von den Schwankungen der öffentlichen Meinung[2]) — ein solcher Mann darf seine Ernte, seine Zukunft, die einzige, die für ihn Reiz hat, die Zukunft seines Namens, nur von der Zeit erwarten, dieser unbestechlichen Richterin, welche Gerechtigkeit übt gegen Alle. Mögen Jene, welche seit acht Tagen meine Ansicht voransagten, ohne sie zu kennen, welche in diesem Augenblick meine Rede verläumden, ohne sie zu verstehen, mich anklagen, daß ich ohnmächtigen Götzen Weihrauch streue, im Augenblicke, wo diese schon niedergeschmettert sind,

widerlegt Barnave.

[1]) Ferrières, Mémoires, II, p. 28—33. „Nimm dich in Acht", heißt es darin, „daß das Volk nicht deinen Kopf spazieren führt, wie es den Kopf Foulons getragen hat, dessen Mund mit Heu gefüllt war. Dieses Volk ist geduldig, aber schrecklich, wenn der Tag der Rache gekommen ist; es ist unerbittlich, es ist grausam, nach der Größe der Treulosigkeiten, nach den Hoffnungen, die man ihm gemacht, nach den Huldigungen, die man von ihm erschlichen hat." — Hist. parlem., VI, p. 100—111.

[2]) Buchez et Roux, Histoire parlementaire VI, p. 112—24.

oder der feige Söldling Jener zu sein, die ich zu bekämpfen nie aufgehört habe; mögen sie auf Denjenigen als einen Feind der Revolution anklägerisch hindeuten, der ihr vielleicht einige Dienste leistete, der, wäre sie auch seinem Ruhme fremd, doch nur in ihr seine Sicherheit finden könnte; mögen sie der Wuth des getäuschten Pöbels Den preisgeben, welcher zwanzig Jahre hindurch jede Art von Unterdrückung bekämpfte, der zu den Franzosen von Freiheit sprach und Verfassung, von Widerstand, als diese feilen Verläumder alle nur von den im Schwang gehenden Vorurtheilen lebten: was liegt mir daran! Diese Hiebe von unten nach oben werden mich in meinem Gange nicht aufhalten. Ich will ihnen bloß sagen: antwortet, wenn Ihr könnt, verläumdet dann, wenn Ihr Lust habt." [1]) —

Dieser majestätische Anfang machte die Gegner verstummen, er war ein Quos ego, das den Sturm beschwichtigte. Stille trat ein und Alles lauschte den Sätzen, die wie der Hagel auf die Gegner niederfielen. Barnave hatte das Recht des Krieges und Friedens als einen Willensact des gesetzgebenden Körpers hingestellt. Mirabeau betonte, daß er den gesetzgebenden Körper mit der gesetzgebenden Gewalt verwechselt habe, an welcher der König auch einen Antheil besitze, denn die Verfassung lege ihm ja das Recht des Veto bei. „Der gesetzgebende Körper beräth und erklärt den allgemeinen Willen; der Träger der vollziehenden Gewalt hat aber das doppelte Recht, den Beschluß des gesetzgebenden Körpers zu genehmigen, dann ist er Gesetz, oder das Veto auszuüben, das für eine gewisse Zeit Geltung hat, und während dieser Zeit ist der Beschluß der Versammlung nicht Gesetz. Wir haben also zwei Gewalten, die gleichmäßig zur Bildung des Gesetzes beitragen, der allgemeine Wille wird also nicht allein von der Versammlung ausgedrückt. Die gesetzgebende Gewalt drückt diesen Willen aus, nicht bloß die gesetzgebende Versammlung." — „Hat nun der König bei der Frage der Erklärung über Krieg und Frieden die Initiative nicht oder hat er sie? Hat er sie nicht, so hat er auch nicht das Veto, auch nicht die Mitwirkung am wichtigsten Ausdruck des Willens der Nation. Wie wollt Ihr das mit der Verfassung reimen? wie mit dem Vortheil der Gesammtheit? Statt des einen Königs habt Ihr dann ebensoviele Anreger zu einem Kriege, als ihr leidenschaftliche Menschen habt. Oder wollt Ihr dem Könige die Initiative beilegen? Ich verstehe darunter zunächst eine Benachrichtigung, eine Botschaft. Das liegt in der Natur der Dinge. Wenn man berathen will, muß man benachrichtigt sein, und wer kann bessere Nachrichten geben als Der, welcher die Beziehungen mit dem Ausland überwacht? Das wäre eine seltsame Verfassung, die dem Könige die höchste vollziehende Gewalt übertrüge und eine Kriegserklärung zu Tage förderte, ohne daß der König durch seinen Bericht die Anregung dazu gegeben hätte; dann wäre Eure Versammlung nicht mehr eine berathende, sondern eine handelnde, sie würde regieren. Ihr müßt also dem König die Initiative zugestehen, die aber nicht bloß in einer Nachricht bestehen kann, denn sonst hätte er ja keinen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt, sondern auch im Ausdruck dessen, was er thun will. Wenn er den Krieg will, mag sich allerdings der gesetzgebende Körper für den Frieden entscheiden. Wenn er aber den Frieden will, kann der gesetzgebende Körper den Krieg beschließen und führen? Das würde zu vielen Uebelständen, zu zwei vollziehenden Gewalten führen. Unsere Verfassung wäre dann entstellt. — Ihr sprecht immer nur von Mißbrauch der Gewalt durch die Minister, aber es gibt auch einen Mißbrauch der Rechte berathender Versammlungen. Barnave declamirt nur gegen das Böse, das Könige

Eindruck.

Rath des Rechtes.

[1]) Ferrières, l. c. II, p. 34—37.

gethan haben; er hütet sich aber wohl zu bemerken, daß mit unserer Verfassung der König nicht willkürlich handeln, daß er kein Despot sein kann. — Der Träger der höchsten Gewalt muß große Mittel haben, er hat allerdings dann auch Gelegenheit, sie zu mißbrauchen. Dieser Uebelstand findet sich jedoch in allen Systemen — nennt ihn meinetwegen die Schattenseite der Monarchie. Ein Gebrechen hängt aber an Allem, was Menschen schaffen. Sollen wir der Vortheile des Königthums entbehren, weil das Königthum seine Gefahren hat? Sagt es offen heraus! Dann müßt Ihr aber auch sagen, weil das Feuer bisweilen brennt, wollen wir auf Wärme und Licht verzichten. Nichts ist widerwärtiger als Inconsequenz; sagt lieber: wir wollen keinen König, als: wir wollen einen König, der uns Nichts nützen kann."

Barnave. Auf die Bemerkung Barnaves, man finde auf der Seite für das Recht des Königs nur Leute, die im Heere oder in der Verwaltung befördert zu werden wünschen, auf der andern Seite aber lauter friedliche, tugendhafte, vom Ehrgeiz nicht bewegte Bürger, die ihr Glück nur im Glück der Gesammtheit suchen, entgegnete Mirabeau, er glaube nicht, daß es den Grundsätzen der Politik mehr entspreche, als denen der Moral, den Dolch zu spitzen, seinen Gegner wie ein feiler Gladiator zu bekämpfen, statt an Einsicht und Talent, ihn an Beschuldigungen und Ränken zu überbieten; politische Gegner dürften nicht in gegenseitiger Erniedrigung strafbare Erfolge und Siegeszeichen suchen, die Alles verunglimpfen, sogar den Ruhm. Auf seiner Seite ständen alle Gemäßigten, welche nicht glauben, daß die Weisheit in Uebertreibungen liege, und daß der Muth, der zerstört, dem Muthe, der aufbaut, nie Platz machen dürfe; auf seiner Seite stehe die Mehrzahl der thatkräftigen Bürger, welche so vielen Gefahren trotzten und so manchen Widerstand besiegten, jene Männer, welche die Nation, trotz des Gekläffes neidischer Mittelmäßigkeit, noch lange zu den Befreiern des Vaterlandes zählen werde, die Männer, die ohne Makel, ohne Eigennutz, ohne Furcht sich bis zum Grabe geehrt fühlen durch ihre Freunde und durch — ihre Feinde.

Mirabeau siegt. Logik und Ausdruck der Leidenschaft waren gleichmäßig in seiner Rede. — Unter einem Sturm des Beifalls stieg Mirabeau von der Rednerbühne mit dem Stolze geistiger Ueberlegenheit; Aerger und Verwirrung war auf dem Gesichte seiner Gegner zu lesen, Haß und Rachlust. Doch wagte Keiner zu antworten. Sein Vorschlag erlangte mit geringen Abänderungen den Sieg. Beschluß. Die Versammlung beschloß, das Recht über Krieg und Frieden gehöre der Nation, der Krieg könne nur entschieden werden durch einen Beschluß der Nationalversammlung, den der König beantragt und genehmigt habe; die Sorge, für die Sicherheit des Reiches im Innern, für seinen Besitz und seine Rechte nach außen zu wachen, sei von der Verfassung dem König übertragen; er allein habe das Recht, politische Verbindungen mit dem Auslande zu unterhalten, Gesandte zu ernennen, Verhandlungen zu führen, provisorisch Vorbereitungen für den Krieg zu treffen, welche denen der Nachbarstaaten entsprechen, die Streitkräfte zu Land und Meer zu vertheilen, wie er für geeignet halte, und zur Zeit des Krieges ihre Bewegungen zu leiten.[1]) Mit andern

[1]) Buchez et Roux, l. c. VI, p. 112—132. — Mirabeau gab seine Reden besonders heraus; über den Unterschied seines Textes von dem im „Moniteur" veröffentlichte Lameth eine eigene Schrift. Buchez et Roux, l. c. VI, p. 146—161.

Worten, Mirabeau hatte dem König das Recht über Krieg und Frieden und damit einen bedeutenden Machtzuwachs erstritten.

Der König gewann wieder Vertrauen durch diesen Sieg. Die Königin gewährte Mirabeau eine Zusammenkunft in Saint-Cloud. „Einem gewöhnlichen Feinde", hob sie an, „einem Manne gegenüber, welcher der Monarchie den Untergang geschworen hätte, ohne die Vortheile zu würdigen, die sie einem großen Volke bringt, thäte ich in diesem Augenblick den unpassendsten Schritt; spricht man jedoch mit einem Mirabeau . . ." und da begann die Rede über Politik. „Zwar ich billige nicht alle Ihre Ideen, aber Sie sind ein echter Staatsmann." — „Wenigstens braucht man sich nicht jenseits des Rheines darüber Raths zu erholen", entgegnete Mirabeau, „was man an der Seine zu thun hat." Als er zum Abschied sich als Zeichen der Gnade die Hand zum Kusse erbat mit den Worten: „Wenn die Kaiserin, Ihre Mutter, einem Ihrer Unterthanen Zutritt gestattete, entließ sie ihn nie, ohne ihm die Hand zum Kusse zu reichen" — und Marie Antoinette mit unendlicher Anmuth ihm diese Gunst gewährte, küßte er die Hand ehrerbietig und rief hochbegeistert und voll Selbstvertrauen aus: „Madame, die Monarchie ist gerettet!" — „Die Königin ist der einzige Mann am Hofe" — pflegte er nachher oft zu sagen. In einer Note bemerkt er: „Bald wird der Augenblick kommen, wo man wird versuchen müssen, was ein Weib und ein Kind zu Pferde vermögen."

Mirabeau bei der Königin

und über die Königin,

Die Königin versicherte nachher Arenberg,[1]) sie und der König hätten die Ueberzeugung von Mirabeaus aufrichtiger Anhänglichkeit an die Sache der Monarchie gewonnen. Schwer kam es sie aber an, bei seinem Erscheinen eine Erinnerung zu überwinden. Man hatte ihr den Mann wie ein wildes Ungeheuer geschildert, der eine Räuberhorde nach Versailles geführt, um sie umzubringen. Sein Erscheinen erweckte in ihr zuerst ein Gefühl des Entsetzens und Abscheus, denn sie dachte an ihre ermordeten getreuen Garden, an ihren Palast von Scheusalen erstürmt, die ihren Kopf forderten, und dazwischen drängte sich das Bild Mirabeaus. Dieser aber sprach nur mit Begeisterung von der Würde der Königin, von der über ihre ganze Gestalt verbreiteten Anmuth, von ihrer Milde, als er gerührt und reuig sich darüber anklagte, daß er eine der Hauptursachen ihrer Leiden sei; Alles an ihr hatte ihn über jeden Ausdruck entzückt, ihm neuen Muth eingeflößt und seinen Eifer, sein Unrecht gut zu machen, noch vermehrt, „Nichts soll mich hindern", sagte er zu Arenberg, „lieber zu Grunde zu gehen, als mein Versprechen nicht zu erfüllen." [2]) — Nicht minder war er gerührt von des Königs ruhiger Resignation, von seinen gemäßigten Ansprüchen in Bezug auf die Wiederherstellung seiner Gewalt; er meinte, es würde bei seinem Charakter ein Leichtes gewesen sein, den Uebeln der Revolution vorzubeugen, wenn Ludwig fähigere Minister gehabt hätte.[3])

über den König.

Mirabeaus Geist erschien damals in seiner schönsten Blüthe, ein hoher Schwung, eine Meisterschaft der Form war in Allem, was er sprach. So als er am 11. Juni auf der Tribüne die wenigen, einfachen, edlen und rührenden Worte sagte: „Franklin ist todt! . . . Er ist in den Schooß der Gottheit zurück-

---

[1]) Arenberg, Briefwechsel, I, S. 169.
[2]) Ibid., I, p. 169.
[3]) Ibid., I, p. 170.

Trauer um Franklin gekehrt, jener Genius, welcher Amerika befreite und Ströme Lichtes über Europa ausgoß. Der Weise, den zwei Welten als den ihrigen in Anspruch nehmen, der Mann, um den sich die Geschichte der Wissenschaft und die Geschichte zweier Reiche streiten, nahm ohne Zweifel eine hohe Stellung unter den Menschen ein. Lange genug haben die Cabinete einander den Tod Jener gemeldet, die nur groß waren in ihrer Leichenrede; lange genug hat die Etikette der Höfe eine heuchlerische Trauer vorgeschrieben: jetzt aber müssen die Völker nur noch Trauer tragen um ihre Wohlthäter und ihre Vertreter haben ihren Huldigungen nur noch die Heroen der Menschheit zu empfehlen. Der Congreß hat für die 14 Bundesstaaten eine Trauer von zwei Monaten um Franklin angeordnet und Amerika bringt in diesem Augenblick einem der Väter seiner Verfassung diesen Zoll der Dankbarkeit und der Verehrung dar. — Wäre es, Ihr Herren, unser nicht würdig, dieser frommen Feier uns anzuschließen und an dieser Huldigung Theil zu nehmen, die im Angesichte der Welt sowohl den Menschenrechten als auch dem Philosophen dargebracht wird, der am meisten zu ihrer Verbreitung beigetragen hat. Das Alterthum würde dem mächtigen Genius Altäre errichtet haben, der zum Nutzen der Sterblichen in seinen Gedanken Himmel und Erde umspannte und den Blitz wie die Tyrannen zu bändigen verstand. Das aufgeklärte und freie Europa ist einem der größten Männer, welche je der Philosophie und der Freiheit gedient haben, wenigstens ein Zeichen der Erinnerung und des Bedauerns schuldig. Ich beantrage demnach, daß die Nationalversammlung drei Tage hindurch für Benjamin Franklin Trauer trage." [1])

Die Versammlung genehmigte mit Zuruf seinen Antrag und beschloß zugleich den Druck seiner Rede, welche der Präsident dem Congreß mittheilen solle.

Die Aufhebung des Erbadels am 19. Juni 1790

war im Grunde schon in den Menschenrechten gegeben, die Macht der Erinnerungen war jedoch so groß, daß die alten Namen und Ehrenabzeichen fortdauerten. Der Adel war zu sehr mit dem ehemaligen Frankreich verbunden, als daß die Eiferer für ein ganz neues Leben nicht hätten trachten sollen, jede Spur des alten auszulöschen. Edelleute waren es auch hier, welche den ersten Schlag gegen ihren Stand führten, und zwar solche, welche als Verräther an ihrem Stande galten und die von ihren Standesgenossen nicht Verzeihung erwarten durften und sich darum dem Volke in die Arme warfen. Reuig über sein Treiben sagte ein Edelmann zu Maury: „Ich werfe mich Euch wieder in die Arme." — „Nein, zu Füßen!", sagte dieser. So war damals die Stimmung. — Mirabeau. Mirabeaus Wort wurde in dieser Frage nicht vernommen, eine Augenkrankheit hielt ihn von der Sitzung fern. Seine Ansicht

[1]) Buchez et Roux, l. c. VI, p. 323—24.

hierüber sprach er in einem Brief an Mauvillon aus: „Nichts ist unmöglicher, als im Herzen der Menschheit die Macht der Erinnerungen zu vertilgen. In diesem Sinne ist der wahre Adel ein ebenso unzerstörbares wie heiliges Eigenthum. Die Formen wechseln, aber die Verehrung bleibt. Alle seien gleich vor dem Gesetz, jedes Monopol, besonders jedes sittliche, verschwinde — alles Andere ist Nichts als Verlegung der Eitelkeit." [1])

Unbefriedigter Ehrgeiz trieb die Brüder Lameth, sich durch kühne Anträge Lameth hervorzuthun: Karl wollte Oberbefehlshaber der Bürgerwehr von Paris werden, Alexander hätte gern den Vorsitz in der Versammlung bekleidet. Beide wußten, wie sehr der Adel sie als Ueberläufer haßte, beide nahmen Rache dafür. Am 19. Juni hatte eben der deutsche Baron sein Spectakelstück mit der Deputation des Menschengeschlechtes aufgeführt vor der leichtgläubigen und stets Scenen des Enthusiasmus liebenden Versammlung, die so gern glaubte, daß mit Bewunderung alle Völker auf ihre Orakelsprüche lauschten, als Alexander Lameth mit dem Antrag begann: „Der Tag, an dem Abgeordnete aller Landschaften sich versammeln, um die Verfassung zu beschwören, welche Allen die Freiheit und Gleichheit verheißt, darf nicht in Einigen Gedanken an Demüthigungen und Knechtschaft erwecken. Dies ist aber der Fall mit den vier gefesselten Figuren am Standbild Ludwigs XIV., welche vier dem Reiche einverleibte Landschaften darstellen, deren gegen histori-sche Denkmäler Abgeordnete sich als die treuesten Anhänger des Rechtes der Völker bewiesen. Diese Denkmäler des Stolzes dürfen unter der Freiheit und Gleichheit nicht fortbestehen. Errichtet Standbilder den Fürsten, welche sich um ihr Land große Verdienste erwarben, weihet eines dem Gründer unserer Freiheit, aber nehmet schleunigst diese Sinnbilder der Knechtschaft weg!" — Lambel aus Ville-franche rief darauf aus: und den Adel. „Heute wird aller Eitelkeit das Grab gegraben: ich beantrage die Abschaffung des Erbadels und daß hinfüro Niemand wagen darf, sich als Graf, Marquis oder Baron zu geberden." Karl Lameth unterstützte den Antrag, denn diese Titel verletzen die Gleichheit, die Grundlage der Verfassung. Der Erbadel sei gegen die Vernunft und wahre Freiheit. —

Das war eine wichtige Frage, sie stand nicht auf der Tagesordnung; es war sonst Regel, Grundfragen nicht in den Abendsitzungen vorzubringen und nie ohne vorhergehende Anmeldung. Die anwesenden Edelleute waren überrascht und auf Ueberraschung war es diesmal abgesehen. Lafayette, dem seine Freunde mit- Lafayette theilen, was vorgehe, eilt herbei voll Erbitterung über die Lameth, die ihm den Vorrang im Liberalismus ablaufen wollen, und drückt seine Zustimmung zum Antrage Lambels aus und entgegnet auf den Antrag Goupils de Prefeln, der Mon-seigneur. Titel Monseigneur dürfe fortan nur Prinzen von königlichem Geblüt verliehen werden: „In einem freien Staate gibt es nur noch Bürger und öffentliche Beamte. Das Amt eines Königs bedarf in der That einer großen Kraft — aber wozu der Titel Prinz für Menschen, die nur Activbürger sind, wenn sie die nöthigen Eigenschaften haben?" [2]) — Der Graf Faucigny verlangt Vertagung der Frage auf Fau-cigny. eine Sitzung am Morgen; hebe man den so wichtigen historischen Adel auf, so werde man nur Adel von Geldjuden haben. Noailles, der zu jenen Edelleuten Noailles. gehörte, welche durch Freisinnigkeit Ruhm und Einfluß erwerben wollten, rief: „Heben wir diese Titel auf, diese Kinder der Eitelkeit und des Hochmuths, an-

---

[1]) Ferrières, Mémoires, II, p. 164.
[2]) Buchez et Roux, l. c. VI, p. 285—96.

erkennen wir nur Auszeichnung durch Tugenden! Sagt man: der Marquis Franklin oder der Graf Washington oder der Baron Fox? oder sagt man kurzweg: Benjamin Franklin, Washington, Fox? — Man braucht keinen Beisatz zu diesen Namen und spricht sie doch voll Bewunderung aus." Le Pelletier de Saint-Fargeau, den wir später in traurigster Lage finden werden, beantragt, jeder Bürger solle nur seinen Familiennamen und nicht den einer Besitzung führen; er wolle hinfüro nur Louis-Michel Le Pelletier heißen. De Tracy verlangt, daß die Neuadeligen nicht mehr altadelige Namen führen dürfen.

Le Pelletier.

Maury. Maury klagt über die Menge der Anträge, von denen jeder eine besondere Prüfung erheische, und über die Hast der Berathung. Man schulde Ludwig XIV. Achtung, nicht er habe in Eitelkeit jenes Denkmal errichtet; geschichtliche Denkmäler dürfe man überhaupt nicht leichtfertig vernichten; jenes Denkmal zeige, wie man dem gewaltigen König schmeichelte. Auch was die Namen anlange, so müsse man nicht gegen sie sein, sondern gegen Diejenigen, welche sie sich anmaßen. Die Römer waren ein großes und freies Volk und hatten doch ihren Ritterstand. In Deutschland frage man bei einem Mann: zu welchem Kapitel gehört er? in Frankreich: welche Stelle hat er am Hof? in Spanien: ist er ein Grande ersten Ranges? in England allein: was ist er für ein Mann? Wo kein Adel mehr sei, da sei auch die Monarchie verloren. Der Adel sei in Frankreich mit der Monarchie verwachsen. Als Diogenes auf Platos schönen Teppichen herumtrat und sagte: „Ich trete auf den Stolz des Plato", habe dieser mit Recht geantwortet: „Ja, mit dem Hochmuth des Diogenes." Die Neuerer scheinen den gleichen Hochmuth zu haben. Weil ein Domestike eine Livree trage, sei er darum weder erniedrigt, noch unglücklich. —

Wappen. Ein Montmorency macht darauf den Antrag, alle Wappen zu verbieten im Sinne der Gleichheit. Faucigny verlangt noch einmal Vertagung dieser Frage auf eine Morgensitzung, während Barnave alsbaldige Erledigung befürwortet und Lafayette bemerkt, was man jetzt verhandle, sei ja nur eine Folgerung aus einem schon früher gefaßten Beschlusse. Die Gallerie mischt sich mit ihrem Toben in die Verhandlung und es wird den Antragstellern schwer, zum Worte zu kommen. Sillery fordert, daß der Spruch: „Ultima ratio regum" von den Kanonen verschwinde. Chapelier faßt alle Anträge in einen Satz zusammen. Maury beweist aus Cäsars Commentaren, daß schon bei den alten Galliern ein Adel war und daß es nicht klug sei, eine so alte Einrichtung zu vertilgen. Fréteau warnt vor muthwilliger Zerstörung historischer Denkmäler. Ein Landenberg hebt die Anhänglichkeit der Elsäßer an Frankreich hervor, aber auch daß das Gefühl des Adels in seinen Edelleuten unauslöschlich sei.

Lafayette.

Andere Edelleute wollen auf die Rednerbühne, können aber das Wort nicht mehr erhalten, so stürmisch wird nach Abstimmung geschrieen. Die Adeligen, welche den Morgensitzungen beiwohnten, blieben gewöhnlich in den Abendsitzungen weg, und so waren denn nur Wenige vom Adel anwesend; darauf hatten die Demokraten gerechnet und unter einem rasenden Beifallssturm ward die Annahme des Beschlusses verkündet: „Die Nationalversammlung beschließt, daß der Erbadel für immer abgeschafft ist, daß folglich die Titel Marquis, Ritter, Stallmeister, Graf, Vicomte, Messire, Prinz, Baron, Vidame, Edelmann, Herzog und alle anderen Titel der Art von Niemanden fürder getragen oder verliehen werden können, daß kein Bürger einen anderen

Beschluß.

Namen als den seiner Familie führen kann, daß Keiner seine Diener eine Livree tragen lassen, Keiner ein Wappen führen darf, daß in den Tempeln nur zu Ehren der Gottheit Weihrauch verbrannt werden darf, sonst für Niemand andern, daß die Titel Monseigneur und Messeigneurs weder Genossenschaften noch Einzelnen ertheilt werden dürfen, ebensowenig als die Titel Excellenz, Hoheit, Eminenz. — Unter dem Vorwand dieses Gesetzes darf jedoch Niemand Denkmäler antasten, die in den Tempeln stehen, Urkunden, Titel und andere Abzeichen, welche sich auf Familien oder auf Güter beziehen, oder Verzierungen öffentlicher oder privater Plätze. Die Ausführung dieses Beschlusses hinsichtlich der Wappen auf Wagen und der Livreen muß in Paris bis zum 14. Juli und in den Provinzen binnen drei Monaten stattfinden. Fremde, die sich in Frankreich aufhalten und Livreen und Wappen tragen, sind in diesen Beschlusse nicht einbegriffen.“ —

„In Anbetracht daß beim Herannahen des Tages, der alle Bürger des Reiches in einer gemeinsamen Verbrüderung vereint, es für den Ruhm der Nation wichtig ist, kein Denkmal übrig zu lassen, welches Gedanken an Knechtschaft erweckt, die für die Völker und vereinten Landschaften schmerzlich sind, wie in Anbetracht, daß es einem freien Volke geziemt nur Handlungen zu heiligen, die anerkannt groß und nützlich sind, beschließt die Nationalversammlung, daß die vier Gestalten in Ketten an dem Standbilde Ludwigs XIV. vor dem 14. Juli entfernt werden sollen.“ [1])

So endete der Adel in Frankreich. Die Montmorency hießen fortan Bouchard, Lafayette hieß Mottié, Saint-Priest hieß Guignard, Montlosier hieß Regnault. Marat nannte den König fortan nur Capet. Neckers geistreiche Tochter bemerkt: „Das hieß Frankreich seiner Geschichte berauben, und kein Mensch, mochte er ein noch so arger Demokrat sein, konnte oder durfte auf das Andenken seiner Vorfahren verzichten.“ Andere Namen.

Als am nächsten Tage die Journalisten Mirabeau nur Riquetti den älteren nannten, rief dieser voll Ingrimm: „Mit Eurem Riquetti werdet Ihr Europa nur drei Tage irre machen.“ Er nannte sich unbekümmert fortan Mirabeau und auch das Volk bewahrte ihm diesen Namen und die Postillone nannten den Stangengaul, der am stärksten zog, ihm zu Ehren ihren Mirabeau; auch gebrauchte er Wappen und Livreen wie zuvor und erwirkte nachträglich, daß der Beschluß für Prinzen von Geblüt zurückgenommen wurde. Als der Herzog von Orleans dennoch nur als ein einfacher Bürger behandelt sein wollte, fuhr er ihn an: „Ihr könnt machen, was Ihr wollt, Ihr bleibt immer und ewig Prinzen.“ Als der Herzog einen Mittelweg wissen wollte, sagte er ihm: „Um Verzeihung, wenn man Euch nimmt, wie Ihr auf die Welt kommt, und erdrosselt wie Wölfe.“ Es war Eitelkeit in Allem. Kurz vorher hatten die meisten Demokraten adelig sein wollen, hatte sich Danton d'Anton geschrieben, Robespierre sich von genannt, Brissot sich von Warville unterzeichnet, Pétion von Villeneuve und

Mirabeau. Orleans.

[1]) Buchez et Roux, l. c. VI, p. 297.

Barrère von Vieusac. Wie Mirabeaus, so blieben, trotz des Gesetzes, die meisten Namen des alten Adels im Gebrauch. So wurden in einer Nachtsitzung dem französischen Adel alle seine Ehren genommen. Man verglich die Nacht des 19. Juni 1790 vielfach mit der des 4. August 1789. Aber es besteht doch ein großer Unterschied. Die Nacht des 4. August ging aus einem Enthusiasmus für Frankreich hervor, die des 19. Juni aus Hascherei nach Volksgunst, aus demokratischer Pedanterie, und hat mehr verletzt als genützt. Der Franzose Droz fragte: [1]) „Was bleibt von dem Abend des 19. Junius übrig? — Das Aergerniß, welches die Männer gaben, die einige Jahre später so stolz waren, sich mit Titeln zu schmücken, die sie aufgehoben hatten; die Lächerlichkeit, bekannt gemacht zu haben, daß man keinen Adel mehr wolle und endlich zweierlei Adel erhielt. Der 19. Juni war eine Parodie des 4. August. Dieser Mißbrauch der Gewalt vermehrte die Feinde der Revolution. Viele Edelleute, die für das Volk lästige Privilegien ohne Klage geopfert oder sich in ihren Verlust ergeben hatten, waren aufgebracht, als man ihnen Vortheile, die Niemand schadeten, entreißen wollte. In Frankreich verwechselt man leicht, was die Eigenliebe verletzt, mit dem, was die Ehre kränkt. Die letzte Unterdrückung war im Allgemeinen für die Edelleute unerträglich, weil sie in derselben die Absicht erblickten, sie zu kränken; sie sahen sich wie verstoßen aus einem Lande an, in welchem man ihnen das Recht entzog, die durch ihre Väter berühmten Namen zu führen, und Viele unter ihnen suchten eine Zuflucht in der Auswanderung, die sie bisher mißbilligt hatten."

Der 19. Juni und 4. August. *Kränkung des Adels.*

Necker. Necker rieth dem König,[2]) den Beschluß nicht zu genehmigen; er war ein eifriger Anhänger Montesquieus, und dieser maß dem Erbadel eine nützliche Wirkung bei und wollte aus ihm ein Oberhaus haben. Necker meinte, das Wort Gleichheit sei mißverstanden, es könne bei einem gebildeten Volke nie den Unterschied des Ranges oder des Eigenthumes vernichten. Die Verschiedenheit der Arbeit, der Stellung, der Erziehung, der Begabung, der Kenntnisse, der Thätigkeit, der Wetteifer bringen immer Unterschiede hervor; der Gesetzgeber könne diese Ungleichheiten nicht vertilgen, er könne ihnen nur das gleiche Ziel stecken, das allgemeine Glück. Eine Ueberlegenheit erscheine oft nur bei oberflächlicher Betrachtung als ein Mißbrauch, während sie, näher besehen, ein Nutzen für das Ganze sei. Der Adel habe genug verloren durch das Gesetz der Gleichbesteuerung und der Aufhebung der Lehenslasten; es sei geschehen des allgemeinen Nutzens wegen; die Aufhebung seiner Ehrenrechte gewähre jedoch keinen allgemeinen Nutzen und erscheine der Mehrzahl des Volkes keineswegs drückend.

Wahrscheinlich berechnete Necker, daß ein Veto des Königs eine nochmalige Berathung der Frage zur Folge habe und dann diese anders entschieden werde. Allein die Sorge vor Lafayette, der allein den blut- und beutegierigen Pöbel der Hauptstadt in Schranken hielt und eifrig für die Aufhebung des Adels war, ließ die andern Minister dem Könige den Rath geben, den Beschluß zu bestätigen, und Ludwig genehmigte die Aufhebung aller Ehren und Rechte des Erbadels.

Lafayette.

Der zweite Theil des Beschlusses vom 19. Juni betraf

---

[1]) Droz, Regierung Ludwigs XVI. Bd. III, S. 207.

[2]) Staël, Considérations, I, p. 368—71.

Das große Bundesfest am 14. Juli 1790.

Bisher hatten in einzelnen Städten des Reiches Feste der Verbrüderung zwischen Linie und Landwehr stattgefunden: man machte kriegerische Uebungen und schwor dann, unter Trompetenschmettern und Flintenschüssen, einander unter König und Gesetz treu beizustehen, die Durchfuhr des Getreides zu beschützen und den Beschlüssen der Nationalversammlung zu gehorchen und bis auf den Tod Gehorsam zu verschaffen. Der Bürgereid und der Frühling gaben neue Lust zu solchen Verbrüderungsfesten, namentlich unter den feurigen Südfranzosen,[1]) und regten zuletzt den Gedanken an, ein allgemeines Bundesfest für das ganze Reich am Jahrestag der Eroberung der Bastille in der Hauptstadt zu feiern. Am 5. Juni erschien Bailly vor der Versammlung[2]) mit einer Adresse der Bürger von Paris an alle Franzosen und bat um die Genehmigung eines allgemeinen Bundesfestes in Paris am 14. Juli, was die Versammlung unter stürmischem Jubel sogleich genehmigte. Paris

Der Gedanke des Festes ist in der schwungvoll verfaßten Anrede also bezeichnet: „Franzosen! wir sind Brüder, wir sind frei, wir haben ein Vaterland! Wir sind nicht mehr Bretonen oder Leute aus Anjou oder Pariser, nein, wir sind alle Franzosen! Ihr habt geschworen, durch die unauflöslichen Bande einer heiligen Brüderschaft vereint zu bleiben, bis zum letzten Seufzer die Verfassung zu vertheidigen, die Beschlüsse der Nationalversammlung und die gesetzliche Gewalt unserer Könige aufrecht zu erhalten. Wie Ihr, so haben auch wir diesen erhabenen Eid abgelegt — jetzt ist es an der Zeit, daß wir eine allgemeine Verbrüderung veranstalten.[3]) Ja, er wird schön sein dieser Bundestag aller Franzosen — ein Volk von Brüdern, welche das Reich wieder herstellten, ein König mit Bürgersinn! Alle vereint ein Schwur am Altar des Vaterlandes, welches erhebende und neue Schauspiel für alle Völker! Wir würden gerne bis an das Ende des Reiches gehen, um uns mit Euch zu vereinigen, aber in unseren Mauern wohnen unsere Gesetzgeber und unser König. Darum hält uns die Dankbarkeit zurück und fesselt uns an sie; wir wollen ihnen nun zum Lohn für ihre Tugenden und ihre Arbeiten das rührende Schauspiel einer freien, glücklichen und dankbaren Nation darbieten. — Am 14. Juli haben wir die Freiheit erobert, am 14. Juli wollen wir schwören, sie uns zu erhalten. Am nämlichen Tag, zur gleichen Stunde soll in allen Theilen des Reiches ein allgemeiner, einstimmiger Ruf ertönen: Es lebe das Volk, das Gesetz und der König! Dieser Ruf soll das Zeichen der Vereinigung für alle Freunde des Vaterlandes und der Schrei des Schreckens für all seine Feinde sein." — Natürlich darf der Gedanke im Aufruf nicht fehlen, daß die Franzosen an der Spitze der Menschheit stehen und ihr ein Beispiel geben. — an alle Franzosen.

[1]) So kamen bei Lyon mehr denn 50.000 Menschen um einen Tempel der Eintracht zusammen; auf der Spitze eines Felsens stand eine riesige Statue der Freiheit, in der einen Hand eine Lanze mit der phrygischen Mütze, in der andern eine Bürgerkrone haltend. Am Fuße der Statue war ein Altar, wurde die heilige Messe gelesen und dann der Bürgereid geschworen. Dann Gastmahl, Ball und Feuerwerk. Die Abgeordneten von Korsika trafen erst am anderen Tag ein, „wie die Spartaner auf der Ebene von Marathon".

[2]) Buchez et Roux, Hist. parlem., VI, p. 275.

[3]) Faisons de ces fédérations une confédération générale.

Wer nimmt Theil am Feste

Die Stadt Paris erbot sich, die Kosten des Festes zu tragen und sämmtlichen Abgesandten unentgeltliche Wohnung zu geben. Außer der Nationalversammlung und dem Monarchen — sollen am Feste theilnehmen von allen Regimentern der Linie je der zu längst dienende Officier und die vier zu längst dienenden Soldaten und Unterofficiere von jeder Abtheilung der See- und Landmacht; von sämmtlichen Nationalgarden eines Districtes sollen je 200 Mann 1 Abgeordneten wählen, die Reisekosten hat der District zu tragen. Das Fest soll stattfinden auf dem Marsfeld, das in ein ungeheures Amphitheater mit 30 Reihen stufenweise sich erhebender Sitze für 150.000 Zuschauer umgewandelt werden soll; eine gleiche Anzahl könne noch stehend Platz finden. In der Mitte des Amphitheaters auf einem 25 Schuh hohen Erdaufwurfe soll der Altar des Vaterlandes stehen. Der Hof und die Nationalversammlung sollen auf einer bedeckten Erhöhung, die an die Kriegsschule angebaut ist, dem Feste beiwohnen. Zur Erleichterung des Zutrittes soll eine Schiffbrücke über die Seine geschlagen werden.

auf dem Marsfelde?

Arbeiter.

Der 14. Juli war nicht mehr fern und die Leistung auf dem Marsfeld war schwierig. 12.000 Arbeiter wurden angestellt, aber bald schien es, daß sie mit ihrer Aufgabe nicht fertig werden könnten. Aengstlich schauten die Pariser zu. Da griff zuerst ein feuriger Patriot zu Haue und Schubkarren und arbeitete mit — und es folgten Andere seinem Beispiele, und bald kamen Hunderte und Tausende von Freiwilligen und schaufelten und karrten für das Vaterland und an schönen Tagen fand man bei 150.000 Menschen in emsiger Thätigkeit. Es wurde Mode mitzuarbeiten. Die Bewohner ganzer Districte kamen, eine Musikbande an der Spitze, die Bauern der umliegenden Dörfer, geführt vom Pfarrer und vom Maire. Die Geistlichen wollten nicht zurückbleiben, Mönche kamen und Nonnen und gruben und hackten. Stutzer nahmen die Karren in die Hand und zarte Damen zogen am Wagen. Mercier erzählt:[1] „Man sah eine ganze Familie beisammen arbeiten, der Vater hackte, die Mutter belud den Schubkarren, ihre Kinder schoben denselben von Zeit zu Zeit weg, während das kleinste, erst vier Jahre alte, auf den Armen des dreiundneunzigjährigen Großvaters lachend, das Ça ira sang. Man hat noch bei keinem Volk ein so erstaunliches und ewig denkwürdiges Bild der Brüderlichkeit gesehen, ich denke nie daran ohne Staunen. Ich sah 150.000 Bürger jeder Klasse, jedes Alters, die das prachtvollste Bild der Eintracht, der Arbeit, der Bewegung, der Munterkeit boten, das man je sehen konnte. O über die Ungeheuer, welche später diese so heiteren Farben auslöschten! Was für Leute sind diese guten und wackeren Bürger von Paris, die acht Tage der Arbeit in eben so viele Tage des rührendsten, des unerwartetsten und neuartigsten Festes umzuwandeln wußten! Auch die abgestumpftesten Gemüther mußten erweicht werden bei diesem originellen Schauspiel.“ — Fremden, die zusahen, kamen Thränen in die Augen über diese Begeisterung und Einmüthigkeit bei aller Buntheit: der Capuziner arbeitet neben dem Ludwigsritter, der Lastträger neben dem Stutzer des Palais Royal, das Fischweib neben der Dame im Seidenkleid, Leute in Lumpen neben Millionären, Karthäuser neben Studenten! 150.000, ja an gewissen Tagen 250.000 arbeiten, noch viel Mehre schauen zu, weil sie keinen Platz mehr zur Arbeit finden können. Eine Rührigkeit, wie in einem Ameisenhaufen, ein Lärm der Gesänge, der Reden, der Musikbanden — und doch Ordnung in der Arbeit. Abends 9 Uhr geht Jeder an den ihm angewiesenen Platz,

Allgemeiner Eifer,

Bericht Merciers

[1] Mercier, Le nouveau Paris. I, pag. 69. |Seconde édition. An III, républicain.

findet da die Genossen seines Dorfes, Districtes oder seines Standes, und unter Fackelbeleuchtung und Musik wird dann heimgezogen. Kein Stand will zurückbleiben: die Fleischer ziehen einher, auf ihrer Fahne ein großes Messer mit der Umschrift: „Zittert, Ihr Feinde der Freiheit!" Die Buchdrucker haben auf ihrer Fahne die Worte: „Die Buchdruckerkunst ist die erste Fahne der Freiheit." Die Kohlenhändler, die Wasserträger, die Perrückenmacher, die Schauspieler, kein Stand wollte zurückbleiben, jeder widmete wenigstens einen Tag der Arbeit. Eines Morgens hörten die Pariser keine Ausrufer — ihrer 1200 arbeiteten auf dem Marsfelde. Jeder hervorragende Mann sollte mindestens einmal dort arbeiten oder sich wenigstens sehen lassen. Man sieht Siéyès und Beauharnais an einem Karren ziehen. „Etwas links gehen sie", bemerkt ein Pariser, „Maury würde mehr nach rechts ziehen." Selbst die königliche Familie kommt, um der Arbeit zuzusehen, alsbald bilden Schaufelträger eine Art Leibwache um sie. — Man zeigt Vertrauen: ein junger Mann kommt, wirft hastig Rock und Gilet ab, um zu arbeiten: „Geben Sie Acht zu Ihrer Uhr!" ruft ihm Jemand zu. — „Man setzt kein Mißtrauen in seine Brüder!" entgegnete er. Ein Bürger bringt auf einem Wagen Wein herbei und schenkt ihn Jedem, der zu trinken kommt: „Brüder", mahnt er, „trinkt nur, wenn Ihr durstig seid, damit das Faß um so länger anhält." Man dachte an die Legenden des Mittelalters, wenn man all dies sah;[1]) nur waltete dort der religiöse Glaube, der Wunder schuf, hier der sociale Glaube. Bild der Eintracht.

Der vereinten Thätigkeit gelingt die rechtzeitige Vollendung. Die Municipalität dankt für die hinlänglich geförderte Arbeit und bittet, sie jetzt den kunstgerechten Arbeitern zu überlassen. Diese bringen die letzten Verzierungen an. Ein großer Triumphbogen bildet den Eingang ins Amphitheater, Inschriften in Versen und Prosa bezeichnen den Geist dieser Zeit: „Ihr seid das Volk, auch das Gesetz seid Ihr, denn es ist Euer Wille. — Der König ist der Bewahrer des Gesetzes. — Das Gesetz muß im Staate allgemein sein, vor ihm sind alle Sterblichen gleich. — Die Rechte des Volkes waren Jahrhunderte verkannt, sie sind jetzt der Menschheit zurückerobert. — Alles läßt uns die glückliche Zukunft voraussehen, Alles schmeichelt unseren Wünschen. — Nur der König eines freien Volkes ist ein mächtiger König; untergeordnete Tyrannen, die Ihr uns unter hundert verschiedenen Namen unterdrücktet, Euch fürchten wir ferner nicht!" und dergleichen. Inschriften.

Allmählig rückten die Föderirten heran und wurden herzlich und gastfreundlich aufgenommen. Es war ein Reden und Gegenreden, ein lebhaftes Austauschen der Ansichten. Jeder getraute sich den kranken Staat zu heilen, aber nach seiner Art. Die Staël bemerkt:[2]) „Man wich von einander ab in Interessen, in Stimmungen, in der Art zu denken; aber so lange noch die Schaffote nicht aufgestellt waren, war das Wort ein angenehmer Vermittler zwischen den Parteien. Ach — es ist das letzte Mal, daß der französische Geist sich in all seinem Glanze gezeigt hat; es ist das letzte und in mancher Hinsicht auch das erste Mal, daß die Gesellschaft in Paris das Bild dieses gegenseitigen Verkehrs überlegener Geister gegeben hat, des edelsten Genusses, dessen die menschliche Natur fähig ist. Diejenigen, welche diese Zeit durchlebt haben, können sich nicht enthalten zu sagen, daß man nie so viel Geist, so viel Leben beisammen gesehen hat; man kann es ermessen aus der Fülle der Männer von Talent, welchen die damaligen Umstände zur Entwicklung verhalfen, was die Franzosen leisten könnten, wenn sie in der Laufbahn einer weisen und ernstlich gemeinten Verfassung sich entwickeln dürften." Ankunft der Föderirten.

[1]) Buchez et Roux, l. c. VI, p. 384.
[2]) Staël, Considérations, I, p. 385.

Stimmung in den Provinzen. Die Stimmung, welche die Föderirten aus den Provinzen mitbrachten, war in der Regel für den König und die Königin. Dies zeigte sich bei manchen Anlässen. Der Führer der Bretonen überreichte bei einer Revue dem König seinen Degen, indem er vor ihm niederknieete: „Sire, rein und makellos überreiche ich Ihnen das Schwert der Bretonen, nur das Blut Ihrer Feinde soll es färben." Der König hob ihn auf und gab es ihm zurück mit den Worten: „Es kann in keinen besseren Händen sein; ich habe nie an der Treue und Liebe der Bretonen gezweifelt. Sagen Sie ihnen, daß ich der Vater, der Bruder, der Freund aller Bretonen bin." Thränen standen in Aller Augen. „Sire", ruft tiefbewegt der Bretone, den der König umarmt, „aus unserem Herzen wissen wir, daß alle Franzosen Sie lieben und ewig lieben werden, weil Sie ein Bürgerkönig sind." [1]) — Ein Lothringer erzählt, wie die Königin bei der Besichtigung seiner Abtheilung ihn fragte: „Mein Herr, aus welcher Provinz kommen denn Sie?" — „Aus der, in welcher Ihre Ahnen regierten." — „Was, Sie sind . . ." — „Ihre treuen Lothringer." — „Sie dankte mir mit einer Kopfneigung und einem Blick, den ich heute noch sehe, so sehr drang er mir in die Seele. Zum König sich neigend, sagte sie: „Das sind Ihre treuen Lothringer." Ach, dieser Blick, diese Worte rührten uns, wir hätten Alles für sie gethan. Es war damals etwas Leichtes für den König, über die 60.000 Mann zu verfügen, welche dieses Fest nach Paris führte. Man erwies ihnen die Ehre, beim König den Dienst zu thun. Ich sah da die Königin mit dem Dauphin an der Hand. „Grüßen Sie diese Herren", sagte sie zu ihm, „und seien Sie artig." [2]) — Als die Jakobiner die Königin vom Feste ferngehalten wissen wollten, sagten in Straßenanschlägen die Abgesandten der Provinzen: „Franzosen, was ist aus uns geworden? Werden wir dulden, daß eine Königin, welche die schönste Zierde Frankreichs ist, dem Feste, das herannaht, nicht beiwohnt? Werden wir uns noch lange durch Verläumdungen gegen eine so gute Frau täuschen lassen?" —

Marie Antoinette.

Festzug. Endlich kündeten Kanonendonner und Musik den Morgen des 14. Juli an. Aber der Himmel schien dem Feste nicht günstig, es regnete in Strömen. Doch französische Heiterkeit und Begeisterung fragt Nichts nach schlechtem Wetter, Koth und langem Weg. Die Feier fand dennoch statt. Der Zug dauerte vier Stunden. Nach Departements geordnet, jedes unter seiner besonderen Fahne, zogen die Föderirten vom Bastilleplatz unter Vorantritt und Begleitung der Truppen der Linie und der Marine, der Bürgerwehr von Paris und vieler Musikbanden auf, durch die Straßen Saint-Martin, Saint-Honoré nach der Schiffbrücke, unter dem Beifall des Volkes, das sie von den Trottoirs, den Fenstern, den Balkonen, den Dächern aus mit Blumen überschüttete. Das Amphitheater und die Umgebung bot, trotz des Regens, einen großartigen Anblick dar: über Hunderttausend harrten ihrer hier seit 6 Uhr Früh und begrüßten sie mit Jubelruf. Am Platze Ludwigs XV. hatte sich die Nationalversammlung dem Zuge angeschlossen, begleitet vom Bataillon der Veteranen und der Kriegsschüler. Ueberall Blumen, Jubel, begeisterte Männer und schöne Frauen — Niemand kümmert sich um den Regen; wie

[1]) Ferrières, Mémoires, II, p 99.
[2]) Roussel, Homme de loi, bei Buchez et Roux, l. c. VI, p. 389—90.

um dem Himmel zu trotzen, tanzen einige Abtheilungen um ihre Gewehrpyramiden.

Lafayette ist der Held des Tages; er hat viel anzuordnen, bald muß ihn sein stolzer Schimmel zu diesem, bald zu jenem Bataillon auf dem Marsfeld tragen, der Schweiß trieft ihm von der Stirne. Ein Mann aus dem Volke tritt mit einem Glas Wein auf ihn zu: „Herr General, trinken Sie, Sie haben warm!" Lafayette blickt ihn scharf an, trinkt in einem Zug das Glas leer und lächelt, wie wenn er sagen wollte: „In Eurer Mitte fürchte ich keine Gefahr!" Das Volk klatscht Beifall.[1]) Lafayette

Der König kommt gegen 12 Uhr, der Tanz hört auf, das Fest beginnt. Talleyrand, Bischof von Autun, liest die heilige Messe am antikgeformten Altar des Vaterlandes. 300 Priester mit tricolorenen Bändern an ihrer weißen Gewandung stehen an den vier Seiten des Altars. Dann segnet er die neue Oriflamme und die 83 Banner der Departements. Der Eid Lafayette steigt an den Thron, empfängt aus der Hand des Königs die schriftliche Formel des Eides, tritt dann an der Spitze des Generalstabes der Pariser Bürgerwehr und der Föderirten zum Altar empor, zieht den Degen — und alle Klingen blitzen — und schwört, treu zu sein der Nation, dem Gesetze und dem König, und Alle erheben die Hand zum Himmel und rufen: „Ich schwöre!" Der Präsident der Nationalversammlung, der rechts vom König auf einem gleich hohen Stuhle sitzt, spricht für diese stehend den Eid. Musik erschallt und 40 Kanonen donnern und verkünden den Parisern, die auf den Straßen stehen, das Antlitz gegen das Marsfeld gerichtet und die Hand zum Himmel erhoben, den Augenblick des Schwures. Und Kanonendonner verkündet dem ganzen Land und von den Schiffen aus dem Meer, daß der Schwur in diesem Augenblick zu leisten ist, und überall schwören die Franzosen, um einen Altar des Vaterlandes gereiht: „Ich schwöre treu zu sein der Nation, dem Gesetz und dem König; ich schwöre, die von der Nationalversammlung beschlossene und vom König genehmigte Verfassung aufrecht zu erhalten, Person und Eigenthum zu schützen und für freien Betrieb der Lebensmittel und regelmäßige Erhebung der Abgaben wirken und in den unauflöslichen Banden der Bruderschaft mit allen Franzosen leben zu wollen." Jetzt wandten sich alle Blicke gegen den Thron. Der König erhob sich und, Eid des Königs. die Hand gegen den Altar ausstreckend, schwor er mit weithin vernehmbarer Stimme: „Ich, der König der Franzosen, schwöre, die Macht zu handhaben, welche mir die Verfassungsurkunde des Reiches ertheilt, und die von der Nationalversammlung beschlossene und von mir angenommene Verfassung aufrecht zu erhalten."[2]) In demselben Augenblick zerriß die Sonne das Ge-

[1]) Ferrières, Mémoires, II, p. 95.

[2]) Moi, Roi des français, je jure d'employer le pouvoir que m'a délégué l'acte constitutionel de l'État, à maintenir la constitution décrétée par l'Assemblée nationale et acceptée par moi.

wölk und traf ein Strahl wie Blitz die Stirne des Königs. Es schien, als ob der Himmel seine Zustimmung zu diesem Schwur gebe, und ein unermeßlicher Jubel erhob sich.

Die Königin. Auch die Königin ward von der allgemeinen Stimmung ergriffen und hob ihren Sohn empor, dem Volke entgegen, und rief: „Hier ist mein Sohn, er theilt, wie ich, dieselben Stimmungen." [1]) Tausende und Tausende riefen: „Es lebe der König, die Königin, der Dauphin!" — Tausende streckten die Arme nach der Mutter und dem Prinzen aus und von Neuem erscholl der Donner der Kanonen und mischte sich mit den Klängen der Musik, der Lieder und der Jubelrufe, und verkündete, daß Frankreich, daß König und Volk eines Herzens seien. Das Tedeum wird angestimmt, 1200 Musiker führen es aus, 300 Trommeln wirbeln darein, die Anwesenden singen es mit. Alles ist voll Jubel. Der König umarmt Gattin und Kinder und unten liegt sich Alles in den Armen. Begeisterter konnte kein Gruß der Liebe und Verehrung je sein als der, welcher ihm bei der Abfahrt entgegentönte. Alles schien trunken vor Entzücken. „Ach, in solchen Augenblicken", sagt ein berühmter Geschichtschreiber,[2]) „wird selbst der Haß erweicht und schwindet aller Stolz dahin. Alle fühlen sich glücklich im gemeinsamen Glück, Alle sind nur stolz auf die gemeinsame Würde. O, warum muß diese selige Lust der Eintracht so schnell wieder vergessen sein! Ach, es gibt nur glückliche Augenblicke im Leben der Völker!"

Allgemeiner Jubel.

Ja, er ist schnell wieder vergessen dieser Schwur, und wie zur Strafe dafür, daß Frankreich so schnell ihn brach, kommen Jahre namenlosen Elendes über das Volk. Bald bekämpfen sich Die wieder mit tödtlichem Haß, die sich so eben wie Brüder in den Armen lagen und ewige Liebe schworen, denn es ist eine Art Naturgesetz, daß alle guten Vorsätze, die der Mensch mit einem gewissen Stolz und eitlem Schaugepränge verkündet, bald scheitern, daß aber das gelinge, was in Demuth des Herzens, in der Weihe stiller, reiner Begeisterung beschlossen wurde. „Wenn Du beten willst," heißt es in der Schrift, „so gehe in Deine Kammer, und der Herr, der ins Verborgene sieht, wird es Dir öffentlich vergelten." Schon der alte Herodot fühlte dieses Gesetz im Leben der Geister, sein Artabanus warnt den Xerxes vor eitler Prahlerei und dem Neide der Götter.

Darf man mit Schwüren prunken?

Nachfeste. Wenn die Saiten des Seelenlebens so tief ergriffen sind, so klingen sie noch lange nach. Das Bundesfest hatte mehrere Tage Nachfeste. An einem Gastmahl auf Kosten des Königs im Schlosse La Muette fanden 22.000 Personen Platz. Am Abend war Paris glänzend beleuchtet. Die elyseischen Felder schienen ein bezauberter Wald zu sein. Man ging wieder aufs Marsfeld, sang dort, trank und tanzte. Sonntag 18. Juli gab die Stadt Paris ein großes Fest den Föderirten.

---

[1]) Voilà mon fils, il se réunit ainsi que moi dans ces mêmes sentimens.
[2]) Thiers, Geschichte der französischen Revolution. Kap. 5.

Der König hielt Musterung über die Nationalgarde, bei welcher er, wie die Königin und der Dauphin begeisterte Huldigungen empfingen. Nachmittags war Schifferstechen, am Abend Feuerwerk und Tanz auf dem Platz, wo einst die Bastille gestanden. Man trat ein durch ein Gewölb von grünem Laub und las jetzt da, wo einst geduldet und gekämpft wurde, nur die Aufschrift: „Hier tanzt man.“ [1]) Man bewegte sich heiter und frei, Jeder mußte zum Zeichen der Gleichheit zu Fuß kommen, die Polizei ließ keinen Wagen durchfahren. Die öffentlichen Feste, war die Ansicht, [2]) sind wesentlich für das Volk, dieses soll man allein dabei ins Auge fassen. Wenn die Reichen am Vergnügen theilnehmen wollen, so sollen sie an einem solchen Tage sich zum Volke machen, sie werden dabei Stimmungen genießen, die sie bisher nicht kannten, und die Freude ihrer Mitbürger nicht trüben. — Die Föderirten nahmen die beste Stimmung für den König, die Königin und den Dauphin mit in ihre Heimath.

Noch war der Festjubel nicht verhallt, als Marat seinem Ingrimm darüber Marat. in einem Flugblatt, das die Aufschrift trug: [3]) „Mit uns ist es aus!“ Luft machte: [4]) „Bürger jedes Alters und Standes! die Maßregeln der Nationalversammlung schützen Euch nicht vor dem Untergange. Es ist aus mit Euch, wenn Ihr nicht schleunig zu den Waffen greift, wenn Ihr nicht jene heldenmüthige Kraft wieder findet, die zweimal, am 14. Juli und am 5. October, Frankreich rettete. Flieget nach Saint-Cloud, wenn noch Zeit genug ist, holt den König und den Dauphin, haltet sie in guter Wacht, sie sollen Euch einstehen für das, was geschieht; sperrt die Oesterreicherin ein und ihren Schwager, damit sie keine Verschwörung mehr anstiften können; bemächtiget Euch aller Minister und ihrer Gehilfen und schlagt sie in Ketten; versichert Euch des Hauptes des Stadtrathes und der Stellvertreter des Bürgermeisters; faßt den General scharf ins Auge und nehmt den Generalstab gefangen; nehmt die Kanonen der Rue verte weg, bemächtigt Euch aller Vorrathshäuser und Pulvermühlen; vertheilt die Kanonen unter die Districte, die alle beisammen bleiben und die traurigen Dekrete widerrufen lassen sollen. Lauft, lauft, wenn es noch Zeit ist, da viele feindliche Heerschaaren sich auf Euch stürzen werden. Bald werdet Ihr sehen, wie die bevorrechteten Stände sich wieder erheben; der Despotismus, der scheußliche Despotismus wird furchtbarer sich wieder zeigen als je. 500 oder 600 abgeschlagene Köpfe hätten Euch früher Ruhe verschaffen können, Freiheit und Glück; doch eine falsche Menschlichkeit hat Eure Arme gehemmt und Eure Schläge aufgehalten; sie wird bald Millionen Eurer Brüder das Leben kosten. Wenn Eure Feinde auch nur einen Augenblick triumphiren, so wird das Blut in Strömen fließen, sie werden Euch ohne Mitleid erwürgen, sie werden Euren Frauen den Leib aufschneiden und, um für immer unter Euch die Liebe zur Freiheit zu ersticken, werden ihre blutgierigen Hände das Herz in den Eingeweiden Eurer Kinder suchen!“

Nicht minder aufreizend war ein Aufsatz von Camille Desmoulins [5]) Camille Desmoulins. über das Föderationsfest: er sprach vom König, der mit auf den Rücken gebundenen Händen hinter dem Triumphwagen des Aemilius Paulus einherging, und hätte gern den Thron des Königs leer gesehen, um die Souveränität des Volkes anzudeuten, und ärgerte sich über die Schmeichelei und Niederträchtigkeit der

[1]) Ici l'on danse.
[2]) Ferrières, Mémoires, II, p. 100.
[3]) C'en est fait de nous!
[4]) Buchez et Roux, l. c. VI, p. 448—49.
[5]) In seinen Révolutions de France et Brabant.

Kammer, darüber ferner, daß der König nicht an den Altar des Vaterlandes gegangen sei, um den Eid zu schwören; er bezeichnete die Hochrufe auf die Königin als eine Schmach der Nation.[1])

Malouet. Malouet verlas diese Stücke in der Nationalversammlung und klagte die Ränkemacher an, welche unter den Augen der Versammlung das Volk aufrufen, den König festzunehmen, die Königin einzusperren, 500 bis 600 hervorragende Männer zu erdrosseln; man dürfe nicht dulden, daß Europa glaube, daß die Grundsätze Marats und Camille Desmoulins die der Nationalversammlung seien; jeder Freund der Freiheit müsse über solche Zügellosigkeit empört sein.

Camille mahne ja alle Völker am Schlusse seiner Brandschrift zum Sturze der Throne: „O ewig denkwürdiges Jahrhundert! Wir haben den Eid vernommen, den bald alle Völker der Erde schwören werden. 25 Millionen haben ihn in demselben Augenblick in allen Theilen des Reiches wiederholt: die Echos der Alpen, der Pyrenäen, der Felsen des Rheins und der Mosel haben ihn widerhallt und werden ihn tragen bis in die fernsten Grenzen Europas und Asiens. Göttliche Vorsehung! ich werfe mich nieder vor Dir, indem ich mit Abscheu auf alle Könige herabsehe, die sich für Götter halten und noch verlangen, die Menschen sollen sie lieben! Ich sage ihnen: was seid Ihr? Was habt Ihr gethan für das Glück der Menschen? Hinfüro müssen die Völker in ihren Versammlungen selber die Gesetze machen und ihr Glück begründen. Völker von Europa! wenn Ihr diesen Bericht leset, so fallt auf die Kniee vor der göttlichen Vorsehung, dann erhebt Euch mit dem Stolze von Männern und der Begeisterung von Republikanern, stürzet den Thron Eurer Tyrannen um und seid frei und glücklich wie wir!"

Gegen Preßunfug. Solchen Mißbrauch der Presse dürfe man fürder nicht dulden. Die Behörden jedoch, die er zur Verhinderung des gefährlichen Unfugs aufforderte, hätten ihm erklärt, daß die Gesetze ohnmächtig wären, nur die Nationalversammlung könne noch wirksame Mittel anwenden.[2])

Malouet stellte daher den Antrag, daß die Verfasser, Drucker und Verbreiter von Schriften, welche das Volk zum Aufruhr gegen die Gesetze, zum Blutvergießen, zum Umsturz der Verfassung aufreizen, sofort als Verbrecher gegen die Nation gerichtlich belangt und verfolgt werden sollten. Trotz Gelächter, Murren und Widerspruch von Seite der Linken erhob doch die Nationalversammlung mit Stimmenmehrheit diesen Antrag zum Beschluß.

Die Sieger der Bastille. Doch dieser Sieg der Royalisten hatte keine Folgen. Die Männer der Revolution waren eifrig für ihre Journalisten. Zunächst erließen die Sieger der Bastille — so hieß eine Abtheilung der Nationalgarde, welche als Freiwillige bei der Erstürmung der Bastille theilgenommen und meist aus Republikanern bestand — eine Einladung zu einem Trauergottesdienste für die beim Sturm auf das Schloß Gefallenen. Zu dieser Feier waren, als Freunde der Wahrheit, als patriotische Schriftsteller, namentlich Marat, Barrère, Camille Desmoulins, Brissot, Gorsas und Loustalot eingeladen. Auch die National-

[1]) Buchez et Roux, Hist. parlem., VI, p. 387—402.
[2]) Ibid., VI, p. 453—54.

versammlung ward zur Feier geladen und Robespierre beantragte die Absendung einer Deputation zu derselben. Laudenberg fragte vergebens, ob Mitglieder der Nationalversammlung mit Leuten zusammen kommen könnten, gegen die sie als Frevler an der Nation gerichtliche Verfolgung gestern erst angeordnet habe. Andere machten auf den Zwiespalt zwischen der Nationalgarde und den Bastillesiegern aufmerksam. Duport beantragte, die Versammlung solle selber eine Todtenfeier für die Bastillesieger veranstalten. Barnave unterstützte den Antrag, denn man sei diesen Todten Dankbarkeit schuldig — und die Versammlung erhob ihn zum Beschluß. Todtenfeier für die Bastillesieger.

Lag hierin schon eine Niederlage für die Freunde des Königthums, so noch mehr in der Verhandlung am 2. August. Marat erklärte in seinem Blatte über den Beschluß vom 31. Juli: „Fern davon, der Nationalversammlung irgend ein Zeichen von Huldigung darzubringen, werde ich nur strenge Gerechtigkeit gegen sie üben und ihr keinerlei Lob mehr spenden. Wenn zufällig ein guter Beschluß aus ihrem Schooße hervorging, so hat sie damit nur ihre Schuldigkeit gethan; ich werde aber immer mit der Peitsche der Censur jeden ihrer schlechten Beschlüsse verfolgen und die Zahl derselben wird wahrscheinlich erschrecklich groß sein, denn sie ist von den Feinden des Volkes unterjocht. — Ihr Verfassungsausschuß bedarf gar sehr der Einsicht und noch mehr der Tugend." — Das hieß der Versammlung frech den Krieg erklären. Indeß wurde Marat nie verhaftet, er schien den Ring des Gyges zu haben, der unsichtbar machte. Die Polizei konnte ihn nie auffinden. Marat geschützt.

Von Camille Desmoulins aber ward ein Schreiben verlesen, worin er eine genaue Prüfung des angeschuldigten Blattes und die Erlaubniß forderte, Malouet, der als Deputirter nicht belangt werden könne, vor Gericht zu ziehen. Die Linke beklatschte sein Schreiben. Malouet erklärte, er habe ein öffentliches und nicht ein privates Verbrechen angeklagt.[1]) In welchem Staate werde man ein ähnliches Treiben gestatten? „Ist Camille Desmoulins unschuldig, so wird er sich rechtfertigen. Ist er schuldig, so werde ich ihn und Alle anklagen, welche ihn vertheidigen. Er rechtfertige sich, wenn er den Muth dazu hat!" — „Ich habe den Muth dazu!" ruft eine Stimme von der Gallerie herab. Es ist Camille selber. Der Vorsitzende befiehlt sogleich die Verhaftung des Frevlers. Robespierre nimmt sich seiner an, man möge nicht eine Unbesonnenheit zum Verbrechen stempeln; einem Mann von tiefem Gefühl sei es unerträglich zuzuhören, wie man ihn zum Frevler an der Nation stemple; man könne nicht daraus schließen, daß er aus Mangel an Achtung vor der Versammlung seine Stimme erhoben habe. Indeß meldet der Vorsitzende, Camille sei entwichen; dieser selber versicherte nachher, er sei durch die Soldaten, welche sich seiner bemächtigen sollten, nicht nur frei hindurch und aus dem Hause gegangen, sondern auch wieder auf die Bühne zurückgekehrt, wo er ungestört der Sitzung beiwohnte. — Pétion brach der Sache die Spitze ab mit dem Antrag:[2]) „Die Versammlung beschließt, daß wegen Schriften, welche bis jetzt über die öffentlichen Angelegenheiten veröffentlicht worden sind, weder eine Klage erhoben, noch eine gerichtliche Verfolgung eingeleitet werden kann; indeß hat die Versammlung über die Zügellosigkeit, welcher sich mehrere Schriftsteller in der letzten Zeit hingegeben haben, auf gerechte Weise entrüstet, ihren Verfassungsausschuß, mit dem für Criminaljustiz vereint, beauftragt, ihr die Art der Aus- Camille Desmoulins, Malouet. Robespierre. Pétion.

---

[1]) Buchez et Roux, Hist. parlem., VI, p. 459.
[2]) Ibid., II, p. 460—68. — Clarétie, Camille Desmoulins, p. 116—17.

führung des Beschlusses vom 31. Juli vorzuschlagen." Das hieß die Frage auf die lange Bank schieben. Es galt offenbar Zeit zu gewinnen. Der Antrag, den Camus machte, Marat allein von der allgemeinen Regel auszunehmen, geschah entweder aus Hohn, oder die Partei mochte Marats revolutionäre Tollheit nicht in Schutz nehmen. Das ganze Preßgesetz verlief im Sande. Alles Gräßliche und Schändliche wurde nachher wie vorher ungestraft geschrieben und gedruckt — nur durften im Palais Royal Bücher und Flugblätter nicht durch Ausrufer verkauft werden. Marat wurde kecker denn je. Begreiflich, daß Mirabeau an Mauvillon schrieb: „Wir haben hier eine Menge Leute, die nur Verwirrung stiften wollen. Ihr verwegener Ungestüm blendet die Furchtsamen, schreckt die Verständigen, reißt die Leidenschaftlichen mit sich fort und ermuthigt die Rottengeister."

Kein Preßgesetz.

Mirabeau.

Mirabeau rieth, der König solle sich beim Verbrüderungsfest zu Pferd an die Spitze der Nationalgarde stellen, und beklagte, daß er sich statt dessen darauf beschränke, das Königthum Lafayettes in ehrerbietigem Schweigen zu betrachten. — Wie gerne hätte Mirabeau beim Feste die Würde des Präsidenten der Nationalversammlung bekleidet! sein Einfluß wäre dadurch erhöht, die Durchführung seiner Entwürfe erleichtert worden. Aber Lafayette, der gerne die erste Rolle spielte, mochte sich durch einen Mann wie Mirabeau nicht in Schatten stellen lassen; unter dem Vorgeben, an diesem Tage müsse ein ganz unbescholtener Patriot diese Würde bekleiden, wirkte er dem großen Redner entgegen und brachte den ganz unbedeutenden Marquis de Bonnay an diese Stelle. Fortan suchte Mirabeau den General zu stürzen, er warnte vor seinem Ehrgeiz, wie vor seiner Unfähigkeit.[1]) „Was wird aus diesem, plötzlich aus einem demüthigen Höfling zum Hüter der Könige emporgekommenen Mann noch werden, wenn Nichts ihn aufhält, Nichts ihn auf seiner Bahn hemmt? — Herr der Pariser Armee und durch diese der Hauptstadt, durch Paris Herr eines großen Theiles der Nationalgarde des Königreichs, Inhaber der vollziehenden Gewalt, wenn er es ist, welcher die Minister wählt, dadurch des Heeres und dadurch der Gesetzgebung — wird er nicht, wenn die Minister seinem Ehrgeize ergeben sind und ihm kein Mittel des Einflusses versagen, der absoluteste, der furchtbarste Dictator werden!"[2]) —

Lafayette

Rückkehr des Herzogs von Orleans. Die Jakobiner.

Orleans.

Damals dachte sogar Mirabeau daran, der Herzog von Orleans könnte in der Volksgunst ein Gegengewicht gegen Lafayette bilden. Der Prinz sann in London auf nichts Geringeres, als die Zwistigkeiten zwischen der österreichischen Regierung und dem Volke in Belgien zur Erlangung der Oberherrschaft in diesem reichen Lande zu benützen. Er verlangte, daß der Botschafter La Lucerne aus London abberrufen werde, daß sein Vertrauter, der Herzog von Biron, an dessen Stelle komme, oder mindestens, daß der Gesandtschaftssecretär gewechselt und Biron Gesandter in Berlin werde. Wenn man ihm nicht willfahre, so drohte er, nach Paris zurückzukehren. Wahrscheinlich war es der Ehrgeiz des Laclos, der gern Gesandtschaftssecretär werden

Laclos.

---

[1]) Briefwechsel zwischen dem Grafen von Mirabeau und dem Fürsten von Arenberg. Bd. I, S. 159.

[2]) Briefwechsel 2c., Bd. I, S. 159—60.

wollte, und des Herzogs von Biron, die solche Pläne in dem Hirn des charakterschwachen Mannes aufsteigen ließen. Lafayette sandte seinen Adjutanten nach London, der in einer Unterredung dem Herzog wieder drohen mußte. Der Prinz verschob dann die Abreise um einige Tage, sprach aber von Neuem seinen Wunsch aus und drohte, im Falle der Nichtgewährung, mit seiner Rückkehr.

Dem König, der ihn um Rath fragte, schrieb Mirabeau, den Herzog an der Rückkehr verhindern, sei eine falsche Maßregel: einmal, weil man, wäre er fest dazu entschlossen, sich ihm vergebens widersetzen würde; dann, weil die Hindernisse, die man ihm entgegensetzte, vom Volke als eine Verfolgung von Seite des Hofes angesehen und so ein an sich gleichgiltiges Ereigniß in einen Sieg über diesen verwandelt würde. Nach seiner Ansicht bestehe keine Orleanische Partei mehr, der Herzog selbst sei nur noch ein Phantom, das Keinen mehr täuschen könne. Die unter dem Namen Jakobiner bekannte Partei sei nie die des Herzogs von Orleans; es sei indessen die einzige, die ihn an sich ziehen, auf die er sich stützen könne. Man müsse ihn gut behandeln und ihm kein Recht geben, sich über den Hof zu beklagen; so vernichte man ihn, weil man ihm jedes Mittel nehme, sich zu irgend einer Partei zu schlagen. Stehe er aber in Verbindung mit dem Hofe, so würden ihm die Jakobiner nie vollständig trauen, und nähmen sie ihn trotz seiner Verbindung mit dem Hofe auf, so würden sie sich in der Meinung der Demokraten zu Grunde richten; werfe er sich aber in die Arme der Demokraten, so würde man ihm, wenn man ihn gut am Hofe behandle, das einzige Verdienst in ihren Augen wegnehmen, nämlich ein vom Hof verfolgter Prinz zu sein. Bei Hof aber sei er eine Verlegenheit für Lafayette, beide würden sich im Schach halten. Gegenwärtig gelte ja seine scheinbare Verfolgung für das Werk Lafayettes. Orleans zu schonen, biete also keinerlei Gefahr, denn in den Provinzen sei er verachtet, man kenne seine Unfähigkeit, seine Feigheit und seinen Leichtsinn, Paris kenne seine Unsittlichkeit — was sei also von einem solchen Manne zu fürchten? Ihm entgegenkommen, heiße ihn schwächen, ihn schonen, heiße ihn und seine Partei tödten; die einzig nöthige Vorsicht sei, ihm nicht den Schein zu gewähren, als sei er verfolgt, das heiße ihm die Kraft geben, die ihm abgehe. Der König möge ihm also, wenn er komme, bloß sagen: „Ich sehe Sie gerne und werde Sie immer gerne sehen, wünsche aber, daß Ihr Name nicht mehr im Munde der Aufrührer sei.“ Dieser Beweis der Güte des Königs werde ihn fesseln; die Furcht, in einem allgemeinen Umsturz seine Apanagen zu verlieren, werde ihn in Schranken halten; sein Friede mit dem Hof werde den Jakobinern jede Hoffnung rauben, sich seiner zu bemächtigen.[1])

Mirabeau.

Die Jakobiner.

Lafayette

Dem König gefielen diese Bemerkungen, er handelte nach Mirabeaus Rath. Der Botschafter und sein Secretär wurden in London belassen. Orleans mochte also zurückkehren, von Seite des Hofes wurde ihm Nichts in den Weg gelegt. In der Sitzung des 5. Juli 1790 verlas La Touche, der Abgeordnete von Montargis, ein Schreiben des Herzogs, worin er sagte, er sei nur nach London gegangen, weil man ihm vorgestellt, seine Anwesenheit in Paris gebe Anlaß zu Unruhen; nun sei aber seitdem Paris nicht minder unruhig gewesen. Warum solle denn sein Name Anlaß zu Unruhen geben? sein Aufenthalt in England habe keinen Nutzen mehr für Frankreich oder den König, darum wolle er heimkehren und seinen Pflichten als Abgeordneter in der Versammlung entsprechen. Diese ging über sein

Der König.

Orleans an die Versammlung.

[1]) Briefwechsel &c., Bd. I, S. 163—65.

Schreiben zur Tagesordnung über; er mochte also kommen, Niemand hinderte ihn daran. Nur sein Freund Biron sprach von grundlosen Verdächtigungen, die man seit acht Monaten gegen einen Mann ausstreue, der sich um die Freiheit verdient gemache habe, gegen Lafayette, der erklärte, er habe es für seine Pflicht gehalten, den Herzog von Orleans zu benachrichtigen, daß die Gründe, welche vor acht Monaten seine Absendung nach England veranlaßt hätten, zur Zeit noch ganz dieselben seien, und es sei vor Allem rathsam, jede Besorgniß zu entfernen, je näher der Tag komme, welcher dem allgemeinen Vertrauen und der allgemeinen Wohlfahrt gewidmet sein wolle.[1]

Biron. — Lafayette

Orleans in der Nationalversammlung.

Am 11. Juli erschien der Prinz wieder in der Versammlung und sprach verlegen einige Worte, die jedoch nur von seinen Anhängern beklatscht wurden: er erneuere seinen Bürgereid hier mündlich, schriftlich habe er seine Anhänglichkeit an denselben schon von London her ausgedrückt. Er habe nicht fehlen wollen beim Tag der allgemeinen Verbrüderung — was ihn seine Reise beschleunigen ließ —, an dem man nur die Stimmung der Eintracht und der Liebe zum Vaterland und zum Könige vernehmen werde: zum Vaterlande, das Allen so theuer sei, weil es die Freiheit gewonnen habe; zum Könige, der durch seine Tugenden so würdig sei, über ein freies Volk zu herrschen und seinen Namen mit der größten und ruhmreichsten Epoche der französischen Monarchie zu verknüpfen. Er selber, der nur Wünsche für die Freiheit habe, glaube sein Benehmen auch vor der schärfsten Prüfung rechtfertigen zu können.

Ludwig XVI.

Der König empfing ihn mit Wohlwollen: „Ach, Sie kommen, um ein guter Franzose zu sein." — Unter dem Adel am Hofe erregte jedoch sein Erscheinen nur Zeichen des Abscheues, die Frauen kehrten ihm den Rücken, die Männer zeigten ihm ihre Verachtung. Die Bürger von Paris wurden sorglich über finstere Pläne, die er haben könnte. Im Zuge der Abgeordneten beim Bundesfeste erlangte er kein Zeichen des Beifalls. Bald erfuhr er in Paris so viele Bezeugungen, nicht nur der Gleichgiltigkeit, sondern der Verachtung und des Hasses, daß er sich sogar vor Thätlichkeiten nicht sicher fühlte und von Lafayette Schutz verlangte und zwei Officiere zu seiner gewöhnlichen Begleitung erhielt. Mirabeau ließ er wegen seiner früheren Aeußerung über ihn zum Duell herausfordern, die Sache ward jedoch beigelegt, ohne daß Jemand weiter Notiz vom Prinzen nahm. Wahrscheinlich hielt Orleans die Aenderung der Volksstimmung für eine Wirkung des Hofes — er wurde der erbittertste Feind desselben und warf sich den Jakobinern in die Arme.

Orleans sinkt in der Volksgunst, — wird Jakobiner.

Schon öfter stießen wir auf die Mitglieder dieses Clubs, des merkwürdigsten in der französischen Revolution und des verhängnißvollsten für den Gang derselben,[2] denn er hat den zersetzenden Geist durch alle Schichten

[1]) Mémoires de Ferrières, II, p. 89—91.

[2]) Zinkeisen sagt in seinem gelehrten Werke: Der Jakobinerclub, Berlin 1852, S. 4 mit Recht: „In keiner Epoche der Weltgeschichte ist der Geist der Association in seinen verschiedenen Phasen, von der wohlthätig befruchtenden Ruhe bis zum Fieberparoxismus politischer Tollheit, so eigentlich, so wirksam und verhängnißvoll ins Leben getreten, wie in den ersten Jahren der französischen Staatsumwälzung. Er hat in dem großen geschichtlichen Drama dieser Weltbegebenheit gleichsam seine eigene Geschichte, seine Epochen, seine Episoden. Es war eine der gewaltigen Triebfedern, welche damals dem Streben des menschlichen Geistes im politischen Leben auf Jahrhunderte hin eine andere Richtung gegeben haben; er trat mit den Elementen in die Schranken, welche im chaotischen Gewirr entfesselter Kräfte um die Vorherrschaft rangen; er wollte nach blutig errungenem Siege der Welt Gesetze geben und die Geister unbarmherzig in Fesseln schlagen." —

der Gesellschaft bis in die kleinsten Verhältnisse verbreitet und sich zu einer Macht erhoben, wie die Weltgeschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen hat.

Einfluß Nordamerikas.

Die Neigung zum Clubwesen sogen die Franzosen, welche für die Vereinigten Staaten gegen England stritten, in Nordamerika ein und verbreiteten sie dann in ihrer Heimath. Man bildete Comités oder Vereine, in denen man sich über die Fragen des Tages verständigen und die dort eingesogenen Ideen pflegen und ihnen wo möglich Anwendung im Leben geben wollte. Amerikanische Ideen wurden Modesache wie Mesmers Magnetismus und die Fahrten in den Luftballons . . . Der beseelende Gedanke dieser Vereine war die Opposition gegen das Bestehende, und zwar ging der Adel, wie überhaupt in der Revolution, die ihn dann zum Dank dafür zuerst vernichtete, mit der Theilnahme an diesen Verbindungen voran; er erlaubte sich, die schonungsloseste Kritik und die beißende Satire Voltaires gegen Staat und Kirche anzuwenden, bis sie gegen ihn selber angewendet wurde. Dazu kam der Drang nach Thaten und Ruhm, der in dem noch Unbestimmten, in Neuerungen seine Befriedigung suchte. „Der Sieg Nordamerikas begünstigte vorzugsweise die schnelle Entwicklung allgemeiner und idealer Ansichten über Politik, Staatsverhältnisse und Gesellschaft, war aber auch deßhalb ganz dazu gemacht, die in den trügerischen Philosophemen des achtzehnten Jahrhunderts auferzogene Jugend von der ernsten Wahrheit der Geschichte auf jenen flachen und unklaren Republikanismus zu führen, welcher mit den bestehenden Verhältnissen der europäischen Staaten, namentlich Frankreichs, den sonderbarsten Gegensatz bildete.“ [1])

Strafe des Adels

Friedrich II.

Lafayette

Ludwig XVI. verkannte die Gefahr nicht, welche in diesem Geiste lag, vermochte ihm aber nicht Schranken zu setzen. Nicht minder scharf sah Friedrich II. von Preußen, der, als ihm der junge Lafayette an der Tafel Nordamerika pries, wo niemals Adel oder Königthum eine Stelle finden würden, ihn scharf ansah, indem er die Worte sprach: „Ich habe einen jungen Mann gekannt, der Länder besuchte, wo Freiheit und Gleichheit walteten, und der sich dann in den Kopf setzte, sie in seiner Heimath auch einzuführen. Wissen Sie, was zuletzt aus ihm wurde?“ — „Nein, Sire!“ — „Er ist am Galgen gestorben.“

Clubs in Paris.

Man ging aber vorsichtig voran und hütete sich das Kind beim wahren Namen zu nennen. Man gründete philosophische Clubs, Schachclubs, trieb aber Politik darin. Die Polizei hatte keine Sorge, gestattete die Gründung eines Lesecabinets im Palais Royal, nur sollten die Mitglieder desselben weder über Politik noch über Religion sprechen. Wer konnte sie aber daran hindern? 1785 entstand in Paris ein Club des-Americains, sie nannten sich Puristes libéraux. Die Händel zwischen der Regierung und den Parlamenten, die Einberufung der Notabeln, die Wahlen zur Ständeversammlung beförderten die Clubbildung. In der Dauphiné betonte man das Recht des Volkes sich zu versammeln, um seine Interessen zu berathen und über seine Ruhe zu wachen. Der mißvergnügte junge Adel und die aufgereizten Beamten waren am eifrigsten für solche Versammlungen, das Volk kam langsam nach. Lafayette klagt noch 1788

Lafayette

---

[1]) Zinkeisen, l. c. S. 21.

in einem Schreiben an Washington über die Lauheit und Schlaffheit des Volkes, es zeige gar keine Neigung, für die Freiheit zu sterben.[1]) „Es bleibt uns nur ein Mittel, nämlich zu räsonniren und der Nation eine Art passives Mißvergnügen oder Ungehorsam einzuflößen, wodurch die Leichtfertigkeit ermüdet und die Pläne der Regierung vereitelt werden können.“ Ein Comité Target in Paris, bei dem Lafayette und die Lameths insbesondere thätig waren, machte derart „in patriotischer Gesinnung“, wobei jedoch die That so wenig ausgeschlossen war, daß sie an einen Kampf, an einen Rückzug in die Cevennen und an einen Vergleich mit der Regierung in Waffen dachten. Adrian Duport, Rath beim Parlament zu Paris, wußte derart gesinnte Männer zu politischen Berathungen in seinem Hause zu vereinigen, insbesondere auch von jenem Hofadel, der, von der Königin vernachlässigt, sich vergeblich in Eifersucht und Ränken gegen die glücklichen Besitzer der Gunst und der Gnaden abmühte. Von hier ging das Gerede gegen die Königin aus, von hier wurde Siéyès Brandschrift „Was ist der dritte Stand?“ über die Provinzen verbreitet. Mirabeau war kurze Zeit Mitglied, verließ ihn aber bald, denn er wolle ein Peloton guter Bürger bilden helfen, nicht aber ein Reservecorps parlamentarischer Trabanten. Von den 2500 Flugschriften, welche damals erschienen, gingen viele vom Comité Duport aus. Hier wurden auch die Anweisungen (Cahiers) für die verschiedenen Wahlkreise (baillages) verfaßt. Der Verein Viroflex hat von einem kleinen Dorfe bei Versailles den Namen; er entstand, als der Streit der Regierung mit den Parlamenten seinen Höhepunkt erreicht hatte; seine Mitglieder versprachen sich durch Eid Bewahrung des Geheimnisses; unter seine Geheimlehren gehörte aber die Bekämpfung einer Allianz mit Oesterreich. Die Société publicole, welche 1788 zusammentrat, wollte die Geister über die bevorstehenden Wahlen aufklären und die Fragen des Tages dem Volke mundgerecht machen. Diesen letzten Zweck verfolgte auch der Club des-Enragés, der sich im Palais Royal versammelte; seine Hitzköpfe finden wir alle später im Club du Palais royal. All diese Clubs waren geheim, einige gingen in ihren Ansichten schon sehr weit: Brissot befürwortete schon die Republik, mindestens die Befreiung Frankreichs von den Bourbonen.[2]) Die Regierung wußte weniger von diesen Wühlervereinen, als sie sollte, die nach Lameths Zeugniß insgesammt auf Freiheit und Gleichheit hinarbeiteten.

(Marginalia: Comité Target. — Comité Duport. — Siéyès. — Comité Viroflex. — Société publicole, — Club des enragés)

Mai 1789. Die Eröffnung der Stände und die durch Neckers Ungeschicklichkeit ihnen aufgedrungene Entscheidung, ob nach Ständen oder nach Köpfen gestimmt werden sollte, erweckten unter den Abgeordneten das Bedürfniß, ihre Ansichten über die Lage der Dinge auszutauschen und über den einzuschlagenden Weg mit einander sich zu vertragen. Die Adeligen, welche den Kern des alten Frankreich erhalten wissen wollten, kamen unter dem Grafen Artois zusammen im Hotel Polignac: man klagte hier über die Uebergriffe des dritten Standes und ermunterte einander zumAusharren in den guten Grundsätzen. Der Adel aber, welcher zum dritten Stand hinneigte und gegen den Hof auftrat, kam anfangs im Hause des Herzogs von la Rochefoucauld zusammen, er wollte den Republikanern wie der streng aristokratischen Partei die Wage halten.

(Marginalia: Comité la Rochefoucauld.)

---

[1]) Mémoires du Général Lafayette, II, p. 208, 227. — Zinkeisen, l. c. Bd. I, S. 37.

[2]) Er nannte dies: débourbonailler la France.

La Rochefoucauld meinte es ehrlich, hatte aber nicht Gewandtheit und Charakterstärke genug zum Parteihaupt, darum gewann dieser Adelsverein auch keine Bedeutung; mehrere seiner Mitglieder, wie Condorcet, entpuppten sich Con-dorcet.
später als Republikaner.

Die damalige Spannung zwischen dem höheren und niederen Klerus verhinderte das Zustandekommen geistlicher Vereine. Dagegen waren die Mitglieder des dritten Standes, die sich in Versailles anfangs fremd fühlten, um so eifriger für Vereinigung, wenigstens nach Landsmannschaften. Der erste Verein der Art war der Club der Bretonen.[1]) Le Chapelier, ein Advocat aus Club Breton.
Rennes, bekam die Anregung dazu von Mirabeau, der ihm sagte, den Gemeinen fehlten die Clubs. „Was ist ein Club?" fragte Le Chapelier. „Mein Freund", antwortete der große Staatsmann, „das sind Menschen, die sich vereinigt haben; das muß man wissen, denn 10 Menschen vereint können 100.000 getrennt zittern machen." Bald hatte Le Chapelier die 44 Abgeordneten des dritten Standes der Bretagne in einem Verein. Hier wurden mit Ruhe und Mäßigung, oft mit Tiefe, die vorliegenden Fragen besprochen; man wollte keine gewaltsame Umwälzung, man war nicht an und für sich feindselig gegen den Hof. Die Mitglieder gewannen in der Nationalversammlung durch ihre Ueberlegenheit und Klarheit bald Ansehen; andere Abgeordnete wünschten auch Zutritt in den Club, namentlich Geistliche. Auch Adelige kamen, der Herzog von Aiguillon, Noailles, Adrian Duport, Lafayette. Am 23. Juni 1789 zählte der Verein schon 150 Mitglieder. Mit der Erweiterung bekam er bald den Charakter der Opposition. Neckers Ungeschicklichkeit war Schuld, daß die dem König anfangs so günstige Stimmung im Vereine nicht wirksam wurde.

Bertrand de Moleville, der die Abgeordneten durch seine frühere Bertrand de Mole-ville.
Stellung in der Bretagne kannte, erzählt, wie die Bretonen erfreut waren, als sie ihn in Versailles trafen, und ihm sagten: „Wir sind hier sämmtlich wie aus den Wolken gefallen, in einem Land und bei einem Zustand der Dinge, wovon wir nicht die geringste Idee haben; wir kennen weder den Hof, noch die Minister; wir wissen kein Wort darüber, was man von unserer Thätigkeit erwartet und wünscht. Wir haben gehofft, daß Sie uns leiten möchten; Sie kennen unser Zutrauen zur Genüge; wir werden Ihrem Rathe folgen, wie wir es in der Bretagne gethan haben." Ihre Ansicht sei, Alles für den König und die Wiederherstellung seiner Macht zu wagen, so daß der Adel und die Parlamente ihr ferner keinen Eintrag mehr thun könnten. Sie baten Bertrand de Moleville, ihre Vermittlung mit Necker zu übernehmen, sie wollten die Regierung gewissenhaft unterstützen.

Welche Bedeutung konnte dieser Verein bekommen, wenn der Minister eine geschickte Hand besaß! Aber Necker wies am folgenden Tag Molevilles Necker
Rath frostig zurück, weil es seiner Moral und seinen Principien zuwider

[1]) Zinkeisen, l. c, Bd. I, S. 52—76.

wäre, darauf einzugehen.[1]) Also wieder das hochmüthige Prunken mit der Moral, hinter dem sich die Unfähigkeit und Pedanterie verbirgt. Die Folge war, daß der Club, vom Minister verachtet und verletzt, sich gegen die Regierung wandte und sich von rücksichtslosen Parteihäuptern leiten ließ, zumal als sich vom Hof aus das Gerede verbreitete, der Club Breton stehe im Solde des Herzogs von Orleans, woran kein wahres Wort war. Diese Verläumdung erregte den Geist der Opposition. Der Verein beförderte die Bildung ähnlicher Vereine in den Landschaften, verbreitete Schriften, gewann jeden Tag mehr Einfluß in der Kammer, entschied durch seine Stimmenzahl über die Wahl des Präsidenten, über die Beschlüsse. So wurde die Frage über die Abschaffung der Feudalrechte zunächst in diesem Club besprochen und dann Arrêtés bretons durch ihn entschieden. Der Club Breton lieferte dann die meisten Mitglieder für die Linke, deren Beschlüsse oft bretonische genannt wurden.[2])

Le champ des Tatares. Die entschiedensten Mitglieder, die auf den obersten Bänken zur Linken des Präsidenten saßen, hießen bei den Gegnern das Lager der Tataren. Pétion, Barnave, die Lameth, Duport, der Prinz von Broglie gehörten dazu, Aiguillon. dann der Herzog von Aiguillon, oder, wie er eigentlich hieß, Armand Vignerod Duplessis-Richelieu, der Sohn jenes Richelieu, welcher durch die Gunst der Chateauroux und der Dubarry einen so verhängnißvollen Einfluß auf Ludwig XV. gewann und gleich bei der Thronbesteigung Ludwigs XVI. vom Hof und aus der Hauptstadt verwiesen wurde, wofür er Schmähschriften gegen die Königin verbreitete. Sein Sohn theilte seinen Haß gegen die königliche Familie. Durch die Abschaffung der Feudalrechte verlor er ein Jahreseinkommen von 100.000 Francs. Noailles, der ihm den Antrag in der Nachtsitzung des 4. August vor dem Munde wegschnappte, um beliebt und berühmt zu werden, war ein jüngerer Sohn und verlor gar Nichts.

Uebrigens erhob sich Mirabeau allein gegen den Druck, den der Club Breton schließlich auszuüben begann. In unmittelbarer Beziehung stand dieser aber mit dem Volke in Versailles keineswegs, auch hielt er sich von allen Gewaltthätigkeiten ferne. Erst in Paris ward es anders, da bekam er aber auch Jakobiner. einen andern Namen. Von dem Jakobiner- oder Dominikanerkloster in der Rue Saint-Honoré, wo er sich im November 1780 im Speisesaal niederließ, wurde er Jakobinerclub getauft.

200 Francs wurden Miethe bezahlt und eine gleich große Summe zum Ankauf von Tischen und Stühlen bestimmt. Siéyès meinte, es seien zu viele Hitzköpfe in dem Vereine gewesen, diese dürfe man nicht wieder aufnehmen, sonst würden sich die guten Patrioten ferne halten. Doch überzeugten sich die Letzteren bald, daß sie den Hitzköpfen nicht den Platz überlassen dürften, und fanden sich Barnave in der zweiten Sitzung wieder ein, welche 200 Mitglieder zählte. Barnave

---

[1]) Bertrand de Moleville, Histoire de la révolution, I, p. 377. — Zinkeisen, l. c. Bd. I, S. 63—67.

[2]) Ein Original unter diesen Bretonen war Vater Gérard, ein schlichter und ehrlicher Bauer, der sich weigerte das vorgeschriebene Kostüm für den dritten Stand zu tragen und seiner einfachen Bauerntracht treu blieb.

Statuten

entwarf jetzt die Statuten. Konnten bisher nur Mitglieder der Nationalversammlung an den Sitzungen theilnehmen, so ward jetzt, um die intellectuelle Kraft und das Ansehen nach außen zu heben, auch Gelehrten und Schriftstellern, die sich durch gemeinnütziges Wirken hervorgethan, der Zutritt gestattet. Doch war man anfangs sehr streng und vorsichtig in der Aufnahme neuer Mitglieder, höchstens durften 200 ansäßige Bürger zu Paris aufgenommen werden, die nicht Mitglieder der Nationalversammlung seien. Der schriftliche Antrag zur Aufnahme mußte von einem Mitgliede der Versammlung unterzeichnet, von dem Aufnahmsausschusse gebilligt und dann erst noch durch allgemeine Ballotage genehmigt sein. Ein solcher Ausschußmann wurde 3. November der junge Herzog von Chartres, der spätere König Louis Philipp.[1] Als er den Antrag stellte, die Zulassungsfähigkeit vom 21. Jahre auf das 18. herabzusetzen — denn in diesem Alter sei man im Stande einer Verhandlung zu folgen und man müsse die Gesellschaft wie eine Schule betrachten und darum junge Leute früh aufnehmen, damit sie ihre Furchtsamkeit besiegen und die heiligen Rechte der Nation früh vertheidigen lernten — so wurde der Antrag abgelehnt, jedoch zu Gunsten seines jüngeren Bruders, des Herzogs von Montpensier, für den er ihn gestellt hatte, eine Ausnahme gemacht. Der übliche Titel des Vereines wurde, da die Bretonen die Minderzahl bildeten, „Verein der Freunde der Verfassung im Jakobinerkloster“[2] und daraus erwuchs rasch kurzweg der Name Jakobiner.

Louis Philipp.

Leichte Aufnahme.

Von der ursprünglichen Strenge bei der Aufnahme wich man jedoch bald ab, sie wurde als aristokratisch verschrieen — warum sollten nur 200 Bürger von Paris besondere Patrioten sein? Ob von schriftstellerischen Leistungen der Bürgersinn abhänge? So wurde man nach und nach lässig in der Auswahl und der Verein nahm immer mehr eine Wendung nach links.

Ferrières bemerkt:[3] „Sie nahmen zuletzt Alle auf, die da kamen, und sahen auf Nichts als auf blinde Unterwerfung unter den Willen der Führer und vollständige Hingebung an die Grundsätze der Revolution. Der neue Club zählte viel mehr als 1200 Mitglieder, unter welchen mehrere Journalisten, alle Agenten der Partei Orleans und eine Menge Fremder waren, die, aus ihrer Heimath ausgewiesen, Leute ohne Ehrenhaftigkeit waren, die im Umsturz ihr Glück suchten. Wie die übervölkerten Städte des Alterthums, so sandte der Jakobinerclub Kolonieen in die ersten Orte Frankreichs aus und gründete Töchtergesellschaften. Barnave und die Lameth leiteten ihn.“

Zweck des Clubs.

Barnave, der die Statuten entwarf, bezeichnet als den Zweck der Gesellschaft: „1. im Voraus die Fragen zu berathen, welche in der Nationalversammlung zur Entscheidung kommen sollen; 2. an der Begründung und Befestigung der Verfassung im Geiste der Einleitung zu arbeiten, und 3. mit anderen Gesellschaften derselben Art, welche sich im Königreich bilden dürften, in schriftlichen Verkehr zu treten.“[4] In der Einleitung wird nun bemerkt, man müsse in der Nationalversammlung durch vorhergegangene Berathung völlig gerüstet und gegen jede Art von Ueberrumpelung gehörig gesichert erscheinen. Die Gefahr der

[1] Ferrières, Mémoires, II, p. 121.
[2] Zinkeisen, l. c. Bd. I, S. 137.
[3] Société des amis de la constitution aux Jacobins.
[4] Der seltene Text bei Zinkeisen, l. c. Bd. I, Anhang A, S. 657.

Freiheit sei offenkundig; Alles, was dazu beitragen könne, die Freunde der Verfassung zu vereinigen, müsse als ein kostbares Gut angesehen werden. Der Verein sei ein Mittel, zwischen den Bürgern „jene Gleichheit der Wünsche, der Grundsätze und des Handelns zu erzielen, welche auf die schnellste und friedlichste Weise die glückliche Revolution zu Stande bringen wird, welche wir alle wünschen.“ Es war also noch nicht auf eine Freiheit mit Blut und Eisen abgesehen. Zum gemessenen Widerstand ward jedoch in den Worten gemahnt: „Wenn es geschehen sollte, daß noch eine geringe Anzahl von Männern ihre Herrschaft dadurch wiederherstellen wollten, daß sie die Nation entzweien, Parteikämpfe anfachen, Leidenschaften, Selbstsucht, Vorurtheile und alle Privatinteressen gegen das Interesse der Gesammtheit aufregen möchten: da müssen die Freunde des Gemeinwohls ihrem aufrührerischen Geschrei beruhigende und stärkende Worte entgegensetzen können; sie müssen, genau unterrichtet und gegen die Lüge geschützt, nicht nachlassen, das Volk aufzuklären, um es vor den Irrthümern zu bewahren, welche die einzige Hoffnung seiner Feinde sind. — Wenn das Vaterland noch Feinde hat, so fordert uns Alles, selbst ihre eigene Sicherheit auf, gegen ihre Anstrengungen eine so mächtige Vereinigung zu bilden, daß sie, aller Hoffnung beraubt, aufhören, über unser Vaterland Unruhen heraufzubeschwören, welche nur ihnen selber Gefahr bringen würden.“ — Hier ist schon mit innerem Kriege gedroht.

Recht des Widerstandes.

Zwang zur Theilnahme.

Man durfte nicht säumig sein im Besuch der Versammlung. „Diejenigen, welche einen Monat lang ohne genügende rechtmäßige Gründe die Gesellschaft nicht besucht haben, sind ausgeschlossen; demselben Schicksal verfällt das Mitglied, welches Grundsätze an den Tag legt, die mit den Menschenrechten, überhaupt mit dem Geist der Gesellschaft nicht im Einklange stehen.“ [1]) Das hieß Einheit der Gesinnung im Vereine hervorrufen und, da man fortan leicht war in der Aufnahme, auch Einheit der Gesinnung verbreiten. Wer an sich glaubt, an den glauben bald auch Andere — der Zudrang wurde groß.

Zudrang.

Bald reichte der Sitzungssaal nicht mehr aus und bezog man die Bibliothek; aber auch sie faßte die Mitglieder bald nicht mehr, und man mußte die Kirche in einen Sitzungssaal umwandeln. An der Langseite eines Vierecks wurde die Rednerbühne angebracht, ihr gegenüber saßen die Secretäre und hinter ihnen der Präsident, und hinter diesem stand eine Art Altar, auf dessen Seiten die Menschenrechte verzeichnet waren. [2]) Rund herum hingen Bilder, welche die Hauptereignisse der Revolution darstellten. Dann prangten da die Büsten von Rousseau und Helvetius unter Freiheitsfahnen, in deren Mitte ein Bündel Piken sich befand, von denen eine hervorragend die rothe Mütze, das Zeichen der Freiheit trug, Ketten der befreiten Galeerensclaven vom Schweizerregiment Chateauvieux hingen an den Wänden. An den Enden des Saales waren Tribünen für das Publicum, amphitheatralisch aufsteigend, die unteren für die Frauen, die oberen für die Männer. An ihren Brustwehren las man die Worte: „Frei leben oder sterben.“ [3]) Die Sitzungen fanden wöchentlich viermal, Abends von 6 bis 10 Uhr, statt; es gab aber auch außerordentliche Sitzungen und manche dauerten Tag und Nacht ununterbrochen fort. Man sprach mit unbedecktem Haupt, man stimmte ab

Der Saal.

Rothe Mütze.

Sitzungszeit.

---

[1]) Articles IV—V.
[2]) Zinkeisen, l. c. Bd. I. S. 140—41.
[3]) Vivre libre ou mourir.

durch Aufstehen oder Sitzenbleiben. Zu Vorsitzenden wählte man nur Mitglieder der Nationalversammlung, alle vierzehn Tage mußte neugewählt werden. Vier Censoren übten die Polizei oder den Dienst der Gesellschaft, forderten an der Thüre die Eintrittskarten ab, gingen während der Sitzung im Saal auf und ab und sammelten die Bemerkungen der Mitglieder, welche sie auf dem Tische des Vorsitzenden niederlegten. Eine Einlaßkarte lautete nur auf den Namen des Inhabers, sie mußte während der Sitzung beständig im Knopfloch getragen werden. Wer seine Karte einem Andern lieh, wurde aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Jedes Mitglied erlegte einen Jahresbeitrag von 36 Livres; die Auslagen des Clubs betrugen 1791 bloß für Briefporto 40.000 Livres und für Drucksachen 47.000 Livres. Censoren.

Die eifrigsten Theilnehmer wurden nach und nach die Frauen, selbst solche aus höheren Ständen, wie die Herzogin von Longueville und die von Chevreuse; sie fanden Gefallen daran, Revolution zu machen, es sei ein hübsches Ding um einen Aufstand. So wirkte der Club immer mehr für die beweglichen Massen und empfand deren stürmische Rückwirkung. Neugierde und Mode [1]) fesselten die Damen des Hofes wie die Weiber der Hallen. Und bald verpflanzte sich diese Mode auf alle Städte Frankreichs, ja sogar auf die Dörfer, 1792 zählte der Mutterclub schon 760 Töchtervereine. Kein Winkel im Land, in dem nicht von den Volksrechten gepredigt wurde — am eifrigsten in den Dörfern vom Notar und Schulmeister. Besser und schneller als selbst die Regierung wurde bald der Mutterclub in Paris über jedes Ereigniß in den Landschaften unterrichtet und emsiger wurden seine Befehle versendet und befolgt als die des Königs. Einigkeit macht stark. Hier war jetzt die Gewalt, neben dem Jakobinerclub konnte kein Königthum auf die Dauer bestehen. Der Jakobinerclub wurde um so mächtiger in der Nationalversammlung, je unglückseliger das Gebahren der Adeligen und Bischöfe daselbst war, welche Gleichgiltigkeit gegen die Verhandlung zur Schau trugen und schaarenweise mit Lärm den Saal verließen, wenn es zur Abstimmung kam, statt mitzurathen und mitzuthun: sie beleidigten dadurch bitter, verloren den letzten Rest der Achtung und beschleunigten wesentlich dadurch ihren Untergang. Die Mittelpartei der Gemäßigten, die durch ihre 300 Stimmen die besten Beschlüsse entschieden hatte, nahm jeden Tag mehr ab. Mit dem Siege bei den Abstimmungen stieg dagegen bei den Jakobinern der Glaube an ihre Allgewalt. Frauen Affiliations. Macht.

Versuche zur Gründung conservativer Clubs.

Es fehlte nicht an Versuchen, eine Gegenwehr zu bilden. Der erste ist der Gegenclub der Unparteiischen, Clermont-Tonnerre und Malouet an der Spitze, der sich im Augustinerkloster in der Vorstadt Saint-Germain bildete. Les impartiaux.

Ihr Programm enthält sehr ernste Wahrheiten, wie: „II. Jeder Bürger muß sich der Verfassung unterwerfen. Was an ihr noch Mangelhaftes sein könnte, werden die Zeit und die Erfahrung der Nation kundthun. III. Es ist die höchste Zeit, Ordnung, Friede und Sicherheit wieder herzustellen. Das ist das einzige Mittel, das Vaterland zu retten, die den Staatsgläubigern versprochene und schuldige Treue zu halten, den Handel wieder zu beleben und die Erhebung der

[1]) Zinkeisen, l. c. Bd. I, S. 151—52.

Grundsätze. öffentlichen Einkünfte wieder herzustellen, ohne welche man bald die Verfassung sammt der Freiheit wird zu Grunde gehen sehen. IV. Die Erhaltung dieser beiden hängt wesentlich von der Beobachtung der Gesetze ab und diese kann nur durch eine thätige, alle Rechte gleichmäßig schützende Macht verbürgt werden. Man muß sich daher beeilen, dem Könige die Ausübung der höchsten executiven Gewalt zurückzugeben, gemäß dem feierlichen Wunsche der Nation und den monarchischen Grundsätzen, welche durch die Verfassung geheiligt sind. VIII. Ohne Zweifel darf Niemand weder wegen seiner religiösen Meinungen, noch wegen des in Gemeinschaft verrichteten Gottesdienstes beunruhigt werden. Aber die Erfahrung der vergangenen Jahrhunderte hat nur zu sehr gelehrt, wie sehr die Ruhe und selbst das Interesse des Staates verlangen, daß die katholische Kirche auch fernerhin allein im Königreiche und zwar als Nationalreligion die Feierlichkeit des öffentlichen Cultus genieße. IX. Um für alle Fälle und gegen jedes Ereigniß die Kosten des öffentlichen Cultus, den Unterhalt seiner Diener und die den Armen schuldigen und für sie gestifteten Unterstützungen zu sichern, ist es wesentlich, den Kirchen eine Dotation an liegenden Gründen zu erhalten. Folglich darf, bis die nöthige Dotation festgesetzt und gehörig gesichert ist, keine andere Veräußerung von Kirchengütern stattfinden, als die, welche am vergangenen 19. December als außerordentliche Hilfe beschlossen worden ist." [1]) Ferner wird zwar der hohe Werth der Freiheit der Presse anerkannt, aber auch verlangt, daß ihre Zügellosigkeit niedergehalten werde. Jede bewaffnete Macht müsse ferner der öffentlichen Freiheit gefährlich werden und die Geißel der einzelnen Bürger sein, wenn sie nicht von der Executivgewalt in Ordnung erhalten werde; folglich müßten die Armee und die Nationalgarde dem Monarchen untergeben sein, wie der Monarch selber dem Gesetze unterstehe.

Halbheit. Das sind sehr wichtige Zugeständnisse, sie haben aber nur den Fehler der Halbheit: mit dieser Verfassung war nicht zu regieren, mit ihr mußte gebrochen werden; die Unparteilichen stellen sie jedoch allenthalben als Schild hin. Unparteiliche konnte es nicht mehr geben, denn es war kein gemeinsamer Boden mehr vorhanden — nur Partei gegen Partei, und da mußten sie erliegen, indem sie sich mit dem Gesetze decken wollten wider Gegner, denen alle Waffen recht waren, wenn sie nur zum Siege verhalfen. Daher konnte dieser Club nie recht zu Kräften kommen.

Zeitung. Seine Zeitung,[2]) welche vom 4. Februar 1790 an erschien, stieß überall auf Hindernisse in der Verbreitung und endete schon mit der 19. Nummer. Die Hoffnung, daß die Unparteiischen früher oder später die anderen Parteien verschlingen würden, denn die Vernunft müsse siegen, schlug gänzlich fehl. Die Vernunft siegte nicht, sondern der revolutionäre Wahn. Um den Versammlungsort gab es Unruhen und der District erklärte, er werde den Verein als Zusammenrottung betrachten und mit Gewalt sprengen. Unter dem Namen Malouetisten setzten sie dann ihre Sitzungen an einem anderen Orte wieder fort. Ende April 1790 verendete dieser Club. —

---

[1]) Zinkeisen, l. c. Bd. I, S. 194—95.

[2]) Journal des Impartiaux (mit dem Motto: Justice, Vérité, Constance), rédigé par Salles de la Salle.

Ein anderer Club, aber in mehr conservativem Sinne, trat an seine Stelle, die Gesellschaft der Volksfreunde; Geistliche, Parlamentsräthe, Adelige bildeten denselben. Wahrung der materiellen Interessen des geistlichen Standes und Vertheidigung der katholischen Kirche als Staatsreligion war sein Hauptziel. La société des amis du peuple.

Viele Geistliche hofften, daß man mit der beschlossenen Veräußerung von Kirchengütern im Belaufe von 400 Millionen sich begnügen, und der Klerus vielleicht gegen das Angebot dieser Summe später diese Besitzungen wieder bekommen werde. Nun wurden aber die Güter schon zerschlagen und Assignaten, nicht mehr im Werth von 10.000 Livres, sondern zu 100 und 200 Livres, die drei Procent Zins tragen sollten, ausgegeben.[1]) Der Erzbischof von Aix bot, um das Fortschreiten dieser Maßregel zu hindern, von Neuem ein Anleihen von 400 Millionen an, das der Klerus auf sich nehme. Vergebens! Tiefbewegt rief der Abbé Montesquiou: „Ach, es ist Alles entschieden! Man muß jetzt von der Rednerbühne herabsteigen und den Gott unserer Väter bitten, daß er Euch die Religion des heiligen Ludwig erhalte und Euch beschütze. Die Unglücklichsten sind nicht Diejenigen, welche das Unrecht erdulden, sondern Diejenigen, welche es begehen." Kirchengüter. Sitzung vom 12. April 1790. Montesquiou.

Da trat der Karthäuser Dom Gerle auf, ein gutmüthiger, aber wenig weltkluger Mann, denn, obschon ein Mönch, saß er doch im Jakobinerclub, und stellte den Antrag:[2]) „Um denen den Mund zu schließen, welche die Nationalversammlung verleumden, indem sie sagen, sie wolle keine Religion, und um Diejenigen zu beruhigen, welche fürchten, daß sie alle Religionen in Frankreich zulassen wolle, muß beschlossen werden, daß die römisch-katholische apostolische Religion für immer die Religion der Nation ist und bleiben soll, und ihr Cultus der einzig anerkannte bleiben wird. Dom Gerle.

Dieser Antrag rief eine stürmische Bewegung hervor. Die Rechte verlangte Annahme des Antrags mit Acclamation, die Linke fürchtete eine Schlinge, wollte darüber zuerst im Jakobinerclub berathen und forderte Vertagung. Karl Lameth befürwortete das Letztere, indem er zugleich die Rechte zu beschwichtigen suchte; er wolle nicht gegen Das ankämpfen, was im Herzen so Vieler lebe, aber nur mit einigen Worten die Lage klären und auf die Folgen des Beschlusses hinweisen. Es sei jetzt nicht der Augenblick, die Religiösität der Versammlung zu bezweifeln, sie habe sie hinlänglich kundgegeben, als sie die Sittenlehre des Christenthums zur Grundlage ihrer Beschlüsse machte, namentlich jene vom Evangelium so sehr empfohlene Gleichheit; sie habe die Hohen erniedrigt und das Wort Christi verwirklicht: „Die Letzten werden die Ersten und die Ersten die Letzten sein." Wenn nur Diejenigen, welche so sehr jetzt für die Religion sind, nicht die Angriffe auf die Freiheit so eifrig beschützten, wie es durch Unruhen und verläumderische Schriften geschehe! Soll diese Religion eine Fackel der Zwietracht werden? sollen wir, statt unsere irrenden Brüder zu belehren, in Namen Gottes den Dolch in ihr Herz stoßen?[3]) — Diese Worte nahmen dem Antrag viele Stimmen weg und seine Vertagung wurde beschlossen. Der Präsident hob die Sitzung auf. Laut jammernd blieben jedoch viele Bischöfe auf ihren Plätzen. Jakobiner. Lameth.

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. V, p. 293—325.
[2]) Ferrières, Mémoires, I, p. 415—17. — Hist. parlem., V, p. 339.
[3]) Hist. parlem., V, p. 340.

Jakobiner. In der Nacht war große Thätigkeit. Die Jakobiner fuhren über Dom Gerle her, daß er ihnen den Antrag nicht früher zur Durchberathung vorgelegt habe, und banden ihm auf, denselben am nächsten Tage in der Versammlung zurückzunehmen — und der Jammermann versprach es. Die Geistlichen und Viele vom Adel aber versammelten sich in der gleichen Nacht im Kloster der Kapuziner in der Straße Saint-Honoré: man müsse hier auf der Annahme des Antrages bestehen, wenn er durchfalle, dawider sich verwahren und im feierlichen Zuge sich zum Könige begeben, um ihm einen Protest zu überreichen und dann in der Stadt das Volk auf die Gefahren aufmerksam machen, und zu diesem Zwecke sämmtlich am nächsten Morgen im Kostüm in der Sitzung erscheinen.

Die Geistlichen.

Es kam nicht dazu. Die Minister ließen den Mitgliedern sagen, daß der König sie nicht empfangen und ihre Adresse nicht entgegennehmen werde. Der District der Cordeliers beschloß, daß alle Bürger in Waffen erscheinen sollten, um den Schlag zu vereiteln, den die Rechte auf die Freiheit führen wolle. Lafayette umstellte deswegen am Morgen die Nationalversammlung mit starken Abtheilungen der Bürgerwehr. Die Demokraten waren übrigens des Volkes, der Mäkler und Börsenmänner sicher.

13. April 1790. Die Sitzung am Morgen des 13. April war sehr bewegt. Menou begann mit einem Glaubensbekenntniß: „Ich verehre die katholische und apostolische Religion, ich halte sie für die allein wahrhafte und unterwerfe mich ihr mit meinem Kopf und meinem Herzen.[1]) Aber kann meine Ueberzeugung zu Gunsten dieser Religion und die Art meiner Gottesverehrung die Wirkung eines Beschlusses der Versammlung oder eines Gesetzes sein? Nein, sicher nicht, mein Gewissen und meine Anschauung gehören nur mir allein an; ich bin nur dem Gotte, den ich anbete, dafür verantwortlich. Und warum soll ich aus dieser Religion, die ich achte und für die ich mein Leben hingeben möchte, eine Staatsreligion machen? Wenn alle Menschen in ihren Rechten gleich sind, wenn die Ansichten, und was sich daran knüpft, keinem Gesetze unterworfen sind, kann ich mir das Vorrecht anmaßen, Andern meine Ansichten, meine Cultformen aufzudrängen? Könnte mir nicht Jeder antworten: meine Religion ist besser, sie muß die herrschende sein. Hat nicht Gott selber gesagt, daß seine Religion immer mehr zunehmen werde, bis sie die ganze Welt umfasse, daß die Mächte der Hölle sie nicht überwinden werden — und Ihr wollt dieses große Wort des Herrn durch Euren Beschluß bekräftigen! Seid Ihr überzeugt von der Wahrheit der Religion, wie könnt Ihr fürchten, daß sie zu Grunde geht? Könnt Ihr glauben, daß die Gesetze und der Wille der Vorsehung der Hilfe Eures Beschlusses bedürfen?" — Das hieß aber die Frage umgehen. Laut erhoben sich dagegen die Bischöfe. Jetzt trat Dom Gerle auf die Tribüne, um unter Thränen zu erklären, daß er seinen Antrag zurücknehme. Allein die Rechte behauptete, daß ihm dies nicht mehr zustehe. Da nahm der Herzog von la Rochefoucauld der ganzen Verhandlung die Schärfe mit dem Antrag: „In Anbetracht daß die Nationalversammlung über die Gewissen und die religiösen Meinungen keine Macht auszuüben hat[2]) und daß die Majestät der Religion und die tiefe Achtung, die man ihr schuldig ist, nicht zulassen, daß sie Gegenstand einer Berathung werde; ferner in Anbetracht, daß die Anhänglichkeit der Nationalversammlung an den römisch-katholisch-apostolischen

Dom Gerle.

La Rochefoucauld.

---

[1]) Ferrières, l. c. I, p. 421. — Hist. parl., V, p. 343—48.

[2]) So gibt Bertrand de Molleville genauer als Ferrières (I, p. 423) den Wortlaut.

Glauben nicht gerade in dem Augenblick in Zweifel gezogen werden kann, wo dieser Cultus allein von ihr unter die erste Klasse der öffentlichen Ausgaben gesetzt werden soll, und wo sie ihre Achtung durch übereinstimmende Bewegung auf die einzige Weise zu erkennen gegeben hat, welche der Würde der Religion und dem Charakter der Versammlung entsprechen konnte, hat sie beschlossen, daß sie über den vorgeschlagenen Antrag nicht berathen kann noch darf und daß sie die Tagesordnung in Betreff des Kirchenzehnten wieder aufnimmt."

Espremenil. Die Jakobiner klatschten Beifall. Espremenil rief: „Als die Juden Jesus kreuzigten, riefen sie: Sei gegrüßt, Du König der Juden!" Neuer Sturm. Die Bischöfe verlassen den Saal. Estourmel aus Cambresis beruft sich auf die von Ludwig XIV. beschworene Verfassung seiner Heimath, wornach bloß die katholische Religion ihren Cult öffentlich ausüben kann. Mirabeau. Mirabeau ruft: „Da man historische Thatsachen anführt, so bitte ich nicht zu vergessen, daß man von hier, von dieser Tribüne aus, auf der ich spreche, das Fenster erblickt, von wo die Hand eines französischen Monarchen, durch verabscheuungswürdige Parteigänger, welche zeitliche Interessen mit den geheiligten der Religion vermischten, gegen seine eigenen Unterthanen bewaffnet, das Geschoß abdrückte, welches das Signal der Bartholomäusnacht wurde. Mehr sage ich nicht, eine Berathung kann darüber nicht stattfinden." [1])

Maury. Der Abbé Maury will auf den Kern der Frage eingehen, wird aber bei jedem Satze unterbrochen. Mit dem Vorwurf: „Hier ist keine Freiheit der Meinung mehr!" steigt er von der Rednerbühne. Die Bischöfe verbieten den Pfarrern, an der Versammlung ferner Antheil zu nehmen. Die Rechte enthält sich der Abstimmung — und so erlangt der Antrag die Mehrheit.

Ende der Volksfreunde. Diese Niederlage entmuthigte jedoch die Geistlichen noch nicht. Die „Gesellschaft der Freunde des Volkes" faßte am Abend des 13. April in der Kapuzinerkirche eine Erklärung über die Vorgänge der letzten Tage an das Volk ab und versandte sie in die Provinzen, von 297 Abgeordneten unterzeichnet, während den Protest gegen die Veräußerung der geistlichen Güter am 2. November noch 346 Abgeordnete unterschrieben hatten. So rasch war die Abnahme der conservativen Partei! Die Jakobiner aber waren nicht säumig, eine Gegenerklärung zu erlassen: diese neuen Kapuziner seien die Feinde des Volkes und der Verfassung und ihr Verein habe keinen anderen Zweck als Complote zu schmieden und die Verfassung zu vernichten — Worte, die nur zu sehr auf das Volk wirkten. Sonntag 18. April, auf welchen sie eine öffentliche Sitzung angekündigt hatten, war die Kirche von einer lärmenden Menge angefüllt. Kaum hatte der Cardinal La Rochefoucauld einige Worte gesprochen, so brach ein wahres Höllengetöse aus; als es ruhiger wurde, begann ein Kerl auf dem Flageolet das Lied zu blasen: „Nun macht Verhöhnung. Euch fort, Ihr Hochzeitsgäste." [2]) — Von einer Verhandlung konnte keine Rede sein und noch auf der Straße wurden die Mitglieder verhöhnt. Der Guardian aber sprach — wie zum Hohne auf die Versammlung — den Bürgereid vor, und die Masse schwor ihn nach, dann verbat er sich schriftlich den Besuch des Vereines in der Kirche. Als die Mitglieder um den hohen Preis von 10.000 Livres in der Rue Royale einen anderen Versammlungsplatz mietheten, wurde

[1]) Buchez et Roux, l. c. V, 345—353.
[2]) „Allez-vous-en gens de la noce!" — Zinkeisen, l. c Bd. I, S. 224.

ihnen an jedem Abend eine betäubende Katzenmusik gebracht, so daß wieder nicht an eine Verhandlung zu denken war. Vergebens waren Baillys Bitten an die Drohung Lärmenden. Man malte einen Galgen an die Thüre und schickte sich an, das Haus zu stürmen; da schloß die Polizei den Saal. Also konnten die „Volksfreunde" nicht mehr tagen, für sie bestand das allen Franzosen zugeschworene Versammlungsrecht nicht. Ihre Niederlage entmuthigte die Rechte und machte die Linke stiegesstolz und verwegen. Vergebens waren die rührendsten Klagen über das Unrecht — es galt nur noch einen Waffengang gegen die Jakobiner, und dazu fehlte den Geistlichen die Rücksichtslosigkeit und die Macht.

Wendung nach links. Die gesammte Nationalversammlung gerieth durch alle diese Vorgänge so weit links, daß Wimpffen mit seinem Worte Demokratie royale, oder ein von demokratischen Institutionen umgebenes Königthum, die Lage richtig bezeichnete und daß Lafayette jetzt der Hauptvertreter der gemäßigten constitutionellen Partei wurde. Das Austreten von Mounier, Lally-Tolendal, Clermont-Tonnerre aus dem Verfassungsausschuß war ein Unglück; sie waren geschäftskundige, beredte und muthige Männer. Droz [1]) bezeichnet ihren Abgang als den Wendepunkt: „Indem die Versammlung ihren Verfassungsplan verwarf, nahm sie den erleuchteten und weisen Männern jeden Einfluß und überließ den Träumern und Ränkemachern den Sieg, welche wiederum den Narren und Verbrechern den Weg bahnten, und man mußte jetzt, nachdem man die Lehren der Weisheit verschmäht hatte, die des Unglücks bestehen."

Lafayette und Mirabeau.

Lafayette D'Estaing berichtet, wie ihm Lafayette unter Schwüren betheuerte, die Ereignisse hätten ihn zum Royalisten gemacht; in seinen republikanischen Anschauungen befangen, wollte er jedoch ein Königthum, das ohne rechte Festigkeit war, und ist er fortan selber das größte Hinderniß einer constitutionellen Partei in Frankreich geblieben. Er betheuert zwar, daß er vom 6. October 1789 bis zum 21. Juni 1791 die Stütze der vollziehenden Gewalt gegen die Anarchie der Jakobiner gewesen; [2]) aber er hat mit aller Macht, welche er damals besaß, Nichts zur Kräftigung Jener gethan, welche ein starkes, lebensfähiges Königthum wollten. Ludwig wollte ihn nach den Octobertagen näher an das Interesse der Krone knüpfen: er erweiterte seine Macht, er übertrug ihm den Oberbefehl über sämmtliche Truppen, die sich damals in einem Umkreis von 15 Lieues um Paris befanden — er war nicht abgeneigt, ihm den Marschallsstab, die Würde eines Connetable, ja das Commando über alle Truppen zu verleihen, [3]) nur hätte er sich entschieden für die Sache des Königs erklären Bouillé. müssen. Bouillé meint, er hätte die Zustimmung des Königs und der

[1]) Droz, Histoire du règne de Louis XVI., vol. III, VII.
[2]) Lafayette, Mémoires, III, p. 191—215.
[3]) Bouillé, Mémoires, I, p. 124—25.

Mehrzahl der Nation für sich gehabt, wenn er den Oberbefehl angenommen, das Heer neu organisirt und sich mit den einflußreichsten und geschicktesten Männern der Nationalversammlung verbunden hätte.[1]) Aber dazu fehlte ihm das Selbstvertrauen, die willensstarke Entschiedenheit und die Neidlosigkeit gegen Männer, die ihm an Talent überlegen waren. Seine Macht bestand in der Beliebtheit beim Volk und er sagte zu Montmorin: „Ich besitze alle Macht, Unheil zu stiften, aber ich habe nicht genug, ihm Einhalt zu thun; ich könnte den Palast der Tuilerien in Brand stecken lassen, aber ich könnte nicht dafür einstehen, daß es, wenn er einmal in Flammen stände, in meiner Gewalt stände, das Feuer wieder auszulöschen."

Lafayette wollte nur „für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe wachen, den König und die Königin gegen alle Verschwörungen schützen und zugleich als Abgeordneter an der Freiheit arbeiten." An dieser wurde nur zu viel gearbeitet, aber zu wenig an der Erhaltung der Ordnung. Begreiflich, daß Viele am Hofe ihm nie recht trauten, daß er über die üble Behandlung der Patrioten, über das Mißtrauen der Königin klagte und über die Unfähigkeit der Minister: der König und die Königin seien große Kinder, welche die heilsamen Arzneimittel nicht verschlucken wollten, wenn man ihnen nicht mit Wehrwölfen drohe.[2]) Also auch hier wieder das System, dem König mit dem Aufstand zu drohen, wenn er nicht zugestehe, was man von ihm verlange. Und bei all dem mochte Lafayette den charakterfesten Mounier beschwören, doch ja zurückzukehren und nicht an dem Gang der Dinge zu verzagen: „Ich bin erstaunt über die ungeheure Verantwortlichkeit, welche auf mir ruht, aber sie entmuthigt mich nicht. Aus Pflicht und Neigung der Sache des Volkes ergeben, werde ich mit gleichem Eifer den Aristokratismus, den Despotismus und die Faction bekämpfen. Ich kenne die Fehler der Nationalversammlung, aber es scheint mir noch viel gefährlicher und es würde wahrhaft strafbar sein, sie in üblen Ruf zu bringen. Ich hasse den zu großen Einfluß eines Einzigen, aber weit mehr bin ich von der Nothwendigkeit überzeugt, die vollziehende Gewalt wieder zu heben. Um den Bürgerkrieg zu vermeiden, müssen wir uns auf die Nationalversammlung und den König stützen, die jetzt vereinigt sind. Ich halte dieses große Werk für möglich, ich halte es für verbürgt, wenn die großen Bürger und die großen Talente sich nicht den öffentlichen Angelegenheiten entziehen. — Der Bürgerkrieg würde uns zur Trennung der Provinzen, zur Auflösung der Monarchie führen, vielleicht zur Veränderung der Dynastie und, was uns noch weit mehr berührt, zur Sclaverei und zum Ruin der gegenwärtigen und der kommenden Geschlechter." — Mounier versäumte nicht, ihm die Unklarheit, die Widersprüche seines Treibens, das stete Schwanken zwischen republikanischer Aufopferung und monarchischer Ergebung gebührend auseinander zu setzen. Nicht minder behandelte ihn der scharfblickende Bouillé als einen Träumer.[3])

Lafayette

Mounier

Bouillé.

Dieser Lafayette, welcher das Königthum neu begründen wollte, aber „den allzugroßen Einfluß eines Einzigen" fürchtete, sprach auch von der

[1]) Bouillé, Mém., p. 118. — Zinkeisen, Der Jakobinerclub, I, S. 242—84.
[2]) Mémoires du Général Lafayette, II, p. 457—58. — Zinkeisen, l. c. Bd. I, S. 247.
[3]) Bouillé, l. c. I, p. 201.

Nothwendigkeit, alle großen Talente für die Sache des Königthums zu gewinnen, und trat dem einzigen wahrhaft großen staatsmännischen Talente in der Versammlung entgegen. Mirabeau hätte als Minister Alles wieder ordnen können, Lafayette wollte ihm jedoch höchstens einen Gesandtschaftsposten zugestehen; aber nicht in Constantinopel oder im Haag, sondern in Paris war die Entscheidung.

Mirabeau.

Einmal schickte der General, um Mirabeau aufzuhelfen, aus der Civilliste des Königs 23.000 Francs, die aber der große Redner trotz seiner Geldnoth stolz zurücksandte. Er schrieb dem General mit Stolz, daß das Verhängniß seiner persönlichen Unentschiedenheit ihn gegen die Unmöglichkeit blind mache, einem Zustande der Dinge Dauer zu verschaffen, welchen allein der Erfolg rechtfertigen könne; er warf ihm vor, daß er sich mit lauter mittelmäßigen Menschen umgebe und mit dieser Neigung das schönste Geschick vereitle, seinen eigenen Ruin herbeiführe und das öffentliche Wohl aufs Spiel setze. Er, Mirabeau, habe allerdings Schulden, aber in seinem ganzen Leben, selbst unter seinen Fehltritten, sei keine einzige Handlung, die er nicht so hinstellen könnte, daß seine Feinde vor Scham umkommen müßten, wenn sie überhaupt noch zu erröthen im Stande wären. Unter Freunden spottete er über Lafayettes Nebelhaftigkeit, er conspirire doch eigentlich nur aus Galanterie für den Royalismus. — Trotzdem machte Mirabeau Ende April 1790 noch einen Versuch der Annäherung, indem er ihn beglückwünschte,[1]) daß er sich endlich von den Barnave, Duport, Lameths losgemacht habe, von deren Redekunst er, seiner Genialität sich bewußt, verächtlich bemerkt: „Man kann die Gewandtheit lange nachäffen, nicht aber die Kraft; man führt mit Maschinen ziemlich gute Kunststücke aus, man ahmt sogar das Rollen des Donners nach, man ersetzt ihn aber nicht." — „Sie stehen also jetzt vereinsamt da, Herr Marquis — was werden Sie thun? — Die wahren Gefahren, welche den Staat bedrohen, sind das lange Ringen der Anarchie, die Ungewohntheit der Achtung vor dem Gesetze; jeder Stoß, der das Reich zersplittern könnte, jeder Zwiespalt der öffentlichen Meinung, die Kämpfe der neuen Verwaltungskörper und vor Allem das bevorstehende Urtheil Frankreichs und Europas über das Gebäude der Verfassung, dessen Gerüst, welches bisher den Ueberblick des Ganzen verhinderte, nun bald verschwinden wird. Dieses Urtheil — wird das wahre Gesetz sein, dieses Orakel ist sicherer als unsere Decrete. — Unter so vielen Gefahren vergesse ich die größte — die Unthätigkeit des einzigen Mannes, der ihnen vorbeugen könnte. Aber zum Nichtsthun ist ohne Zweifel diese Dictatur nicht bestimmt. — Sie werden also handeln, Herr Marquis! — Aber was soll ich selbst thun? Unthätig bleiben kann ich nicht, — es wäre eine zu schwere Aufgabe für einen Mann, an dem die Ungeduld des Talentes, der Kraft und des Muthes hinlänglich bekannt sind; für einen Mann, der auch seinen Theil Ruhm zu ernten hat, der sich zu weit in den Kampf eingelassen hat, um neutral bleiben zu können, den zu viele Blicke hindern, sich zu verbergen, dessen Schweigen sogar als ein Verbrechen angesehen würde." Er bespricht dann den Gedanken, ihn für kurze Zeit, bis er das Ministerium antreten könne, nach Constantinopel zu senden, minder abschätzig. „Dort laufen die Schranken, welche den Norden in seinen Grenzen halten müssen, und die Hauptbande, die den Welthandel um-

Das Triumvirat.

[1]) Der vier Quartseiten große Brief galt lange für verloren, ist aber jetzt in Arenbergs Briefwechsel, Bd. II, S. 1—8, veröffentlicht.

schlingen, zusammen; dort sind vielleicht die einzigen Mittel vorhanden, Frankreich fast ohne Kraftaufwand schnell wieder zu seinem politischen Ansehen zu verhelfen." — Lafayette gab auf dieses gehaltvolle Schreiben, das er als einen Geniestreich betrachtete, gar keine Antwort. —

Ultimatum an Lafayette

Nur auf Begehren des Königs, der eine Verbindung von Lafayette und Mirabeau wünschte, machte letzterer noch einmal in einem Schreiben vom 1. Juni,[1]) in welchem er ihm eine Art Ultimatum stellte, Vorwürfe: „Was machen wir, Herr Marquis? — Nichts; wir lassen mit uns machen! Und in welchem Zeitpunkt, mit welchen Gegnern? — Unter vielen Waffengefährten haben Sie einige Freunde, weniger jedoch, als Sie glauben; unter vielen Besoldeten haben Sie wenige Diener; aber ich kenne in Ihrer Nähe weder einen strengen Rathgeber, noch einen ausgezeichneten Agenten. Nicht Einer von Ihren Freunden kennt Land und Menschen, kennt die Angelegenheiten und Verhältnisse. — Und doch gleichen unsere Zeit, unsere Revolution, unsere Umstände in Nichts dem, was vor uns da gewesen. Weder durch Geist, noch durch Gedächtniß, noch durch gesellige Eigenschaften kann man heut zu Tage fortkommen, nur durch Combinationen des Nachdenkens, durch die Eingebungen des Genies, durch die Allmacht des Charakters. Kennen Sie einen Ihrer Ausschüsse, der dieser Forderung genüge? — — Ich bin mehr werth, als all diese, einäugig vielleicht, aber einäugig im Reiche der Blinden, Ihnen nothwendiger als all Ihre Ausschüsse — die man leiten, nicht befragen muß. Unschlüssigkeit ist ja stets das Resultat einer Berathung von Mehreren, während doch Entschiedenheit unser erstes Bedürfniß, unser einziges Rettungsmittel ist. — — Ich bin Ihnen nöthiger, als all diese Leute, während Sie doch kein rechtes Vertrauen zu mir haben. Wie soll ich Ihnen nützlich sein, wenn Sie mich nur um Rath fragen, so oft Sie in einer Verlegenheit sind? — — Ich sollte Ihr gewöhnlicher Rathgeber, Ihr vertrauter Freund, der Dictator des Dictators sein . . . Richelieu war Richelieu gegen die Nation, für den Hof, und hat er auch der öffentlichen Freiheit viel geschadet, so that er doch der Monarchie eine schöne Masse Gutes. Seien Sie Richelieu über den Hof, für die Nation, so werden Sie die Monarchie durch Erweiterung und Befestigung der öffentlichen Freiheit wieder aufrichten. Aber Richelieu hatte seinen Kapuziner Joseph; so haben denn auch Sie Ihre graue Eminenz . . . oder Sie stürzen sich ins Verderben, während Sie uns nicht retten. Ihre großen Eigenschaften bedürfen meines Antriebes, mein Antrieb bedarf Ihrer großen Eigenschaften. — Sie glauben kleinlichen Menschen, die aus kleinlichen Rücksichten, durch kleinliche Umtriebe, zu kleinlichen Zwecken uns einander unnütz machen wollen; und Sie sehen nicht ein, daß Sie sich mit mir vermählen und mir um so mehr glauben müssen, je mehr Ihre stupiden Anhänger mich verschreien und Sie von mir fern gehalten haben. Ha — Sie begehen Verrath an Ihrer Bestimmung! — darum kommen Sie bald, pünktlich, Sie selbst und Sie allein, das heißt abgemessen, aber loyal, weise und bedächtig, aber entschieden zu wollen, weil man entweder wollen oder zu Grunde gehen muß."

Bundesvorschlag

vergebens.

Doch Lafayette kam nicht — es war dies ein Verhängniß für ihn, für Mirabeau, für den König, für Frankreich. Das Bedauern, welches er in seinen Denkwürdigkeiten ausspricht,[2]) kam zu spät. — Er blieb der ehrgeizige,

[1]) Es findet sich in Arenbergs Briefwechsel. Bd. II, S. 20—25.
[2]) Lafayette, l. c. II, p. 367.

republikanische Pedant in der außerordentlichen Macht, die ihm für einige Zeit zugefallen war. Er sah zu spät ein, daß er im Unrecht war gegen Mirabeau. Dieser aber mußte ihn fortan nur als ein Hinderniß behandeln, das der Rettung Frankreichs und des Königs im Wege stehe. Mirabeau bedurfte jedoch für seine Pläne eines Heerführers und richtete darum die Aufmerksamkeit des Königs auf Bouillé, den man als den gefährlichsten Nebenbuhler Lafayette entgegenstellen müsse.

Mirabeau.

Bouillé.

„Wollte Bouillé populär sein, so wäre er bald mehr als Lafayette", heißt es in seiner Note für den Hof.[1]) „Rein von allem Schmutze, womit sich Jener befleckt, mehr als er von der Armee geachtet, unabhängiger, weil er nicht ausschließlich der Meinung einer einzigen Stadt unterworfen ist, welchen Einfluß würde er nicht erlangen, wenn er, die Zügellosigkeit auf der ganzen von ihm besetzten Grenze zähmend, zugleich die Autorität aufrecht zu halten und nur das Werkzeug des Gesetzes zu sein wüßte; wenn geschickt verfaßte Proclamationen zugleich die Festigkeit des Generals und den Patriotismus und Gehorsam des Bürgers verkündeten. Die Zeit drängt, nach diesem Ziele zu streben."

Lafayettes Haltlosigkeit.

Zugleich enthüllt Mirabeau die Unzuverlässigkeit Lafayettes aus der Stellung, die er angenommen hat. Seine Stärke liege in dem Vertrauen, das er der Bürgerwehr eingeflößt habe, und dieses Vertrauen flöße er nur ein, weil er die Meinungen der Menge zu theilen scheine. Da er aber diese Meinungen nicht macht, da von allen Städten des Königreichs Paris diejenige ist, in welcher unter der Leitung einer Menge von Schriftstellern und einer noch größeren Masse von Einsicht die öffentliche Meinung am wenigsten in der Macht eines einzigen Menschen steht, so folge daraus, daß Lafayette, der seinen Einfluß nur dadurch erlangt hat, daß er sich mit Paris auf gleichen Ton gestimmt, auch immer, um diesen Einfluß zu behalten, genöthigt sein wird, mit dem Strome der Menge zu schwimmen. — Welchen Damm könnte er ihm entgegensetzen? — Würde ein General der Nationalgarde, wären seine Grundsätze nicht die seiner Armee, nicht bald ohne Soldaten und ohne Macht sein? — „Hiernach ist es leicht vorauszusehen, wie er sich jederzeit benehmen wird. — Das Volk fürchten und ihm schmeicheln, aus Heuchelei und Interesse seine Irrthümer theilen, den zahlreichsten Theil, er mag Recht oder Unrecht haben, unterstützen, durch Volksaufstände, die er selbst angezettelt, oder die er, um sich nothwendig zu machen, befürchten lassen wird, den Hof in Schrecken setzen, die öffentliche Meinung von Paris derjenigen des Königreichs vorziehen, weil seine Kraft ihm nicht aus den Provinzen zufließt, das ist der oft schuldige, allzeit gefährliche Kreis, aus dem herauszuschreiten ihm unmöglich sein wird. Das ist sein ganzes Geschick."

Mirabeaus Freimuth.

Welche wahre Schilderung der Nöthen eines Mannes, der bloß von der Volksgunst abhängt! Mirabeau betont am Eingang dieses so merkwürdigen Schreibens die Freiheit seiner Hingebung in den schönen Worten: „Ich habe mich zu monarchischen Grundsätzen bekannt, als ich im Hofe nur seine Schwäche sah und, unbekannt mit der Seele und dem Gedanken der Tochter Maria Theresias, auf diese erhabene Helferin nicht rechnen konnte. Ich habe für die Rechte des Thrones gekämpft, als ich nur Mißtrauen einflößte, und all meine Schritte, von der Böswilligkeit vergiftet, nur Fallstricke schienen. Ich habe dem Monarchen Dienste

[1]) Arenberg-Mirabeau, Briefwechsel, Bd. II, S. 32.

geleistet, als ich wohl wußte, daß ich von einem gerechten, aber hintergangenen Könige weder Wohlthaten noch Belohnungen zu erwarten hatte. Was würde ich jetzt thun, wo das Vertrauen meinen Muth wieder aufgerichtet, wo Dankbarkeit aus meinen Grundsätzen meine Pflichten gemacht hat? — Ich werde sein, was ich immer war, der Verfechter der durch Gesetze geregelten monarchischen Gewalt und der Apostel der durch monarchische Gewalt gesicherten Freiheit. Mein Herz wird auf der Bahn weiter gehen, welche Vernunft allein mir vorgezeichnet hatte, oder vielmehr es ist, ungeachtet unverhoffter Gnaden, kein neues Gefühl in meine Seele gedrungen. Mit Liebe und Ehrfurcht vermischt, erfüllte Dankbarkeit sie schon. Man hat in Beziehung auf die Gottheit gesagt, arbeiten sei zu ihr beten; man muß in Beziehung auf die guten Könige sagen, ihnen dienen sei unser Wohl."

So schieden unversöhnlich damals Mirabeau und Lafayette von einander. Der General fand seinen Mentor in Siéyès und suchte eine Stütze in der „patriotischen Gesellschaft von 1789". So nannte sich ein Verein von Männern, die bisher eifrige Jakobiner waren, denen diese aber auf einmal zu weit gingen. Siéyès und Condorcet betrieben diese Vereinigung, hinter welcher Lafayette und Bailly standen, natürlich schloß sich der Gemeinderath und der Generalstab der Bürgerwehr von Paris an; man wollte an den Grundsätzen von 1789 festhalten, aber nicht darüber hinausgehen, und sich mit Allem, was zur Vervollkommung der gesellschaftlichen Kunst beitragen könne, beschäftigen und die Grundsätze der wahren Freiheit verbreiten.[1]) Club de 1789.

Die Statuten entwarf Siéyès. Die „gesellschaftliche Kunst" bestand namentlich in guten Gastmählern. Die Gesellschaft begann am 13. Mai 1790 ihre patriotische Thätigkeit im Palais Royal mit einem glänzenden Festmahl von 124 Gedecken, dem am 17. Juni, als der Jahresfeier der Begründung der Nationalversammlung, ein noch glänzenderes folgte. Der Wein floß in Strömen, Musik und Gesang steigerten die Heiterkeit. Das Volk begann zu pfeifen und war nicht abgeneigt, den Saal dieser Aristokraten zu stürmen, als beliebte Abgeordnete sich zeigten, es zu begütigen. Die Jakobiner fragten bald, woher das Geld komme, und drohten, die Namen dieser Schmarotzer, die sich durch ein Essen gewinnen ließen, ihren Departements anzuzeigen. Bei diesem Anlasse hören wir, daß die Diäten eines Abgeordneten 18 Francs betrugen und der Jahresgehalt auf 6570 Livres stieg, somit die Nationalversammlung jeden Tag 21.600 Livres kostete, jeden Monat 720.000 Livres, jedes Jahr 8,640.000 Livres, und daß ein Beschluß der Nationalversammlung in runder Summe auf 100.000 Livres zu stehen kam.[2]) Kosten der Versammlung.

Ferrières schildert eingehend das Treiben dieser Leute:[3]) „Sie hofften, Ludwig XVI., der, von Haus aus ohne Ehrgeiz und zufrieden war mit den Rechten, welche ihm die Versammlung überließ, und, zufrieden mit dem Schatten des Königthums, gewohnt war, sich von der Königin oder seinen Ministern leiten zu lassen, würde sich mit ihnen auf Grundlage der Verfassung vereinigen. — Die Hindernisse, auf welche sie stießen, schrieben sie auch ihm nicht zu. Einige hätten noch lieber die Republik gehandhabt, aber die Angst, daß dann die Anarchie käme oder der Herzog von Orleans, ließ sie die Verfassung festhalten. — Lafayette,

---

[1]) Buchez et Roux, Hist. parlem., VI, p. 162.
[2]) Zinkeisen, l. c. Bd. I, S. 311.
[3]) Ferrières, Mémoires, II, p. 122—24.

Bailly, Röderer, Dupont de Nemours, der Herzog la Rochefoucauld, Siéyès waren die Häupter: müde des Lärmens dieser Sitzungen, der Dummheit ihrer Redner, der Nothwendigkeit, um Volksgunst zu betteln, welche den Mann von Ehre zwingt, seine Ansicht zu verbergen und, wenn er gebieten will, zuerst allen Launen einer dummen und rohen Menge zu gehorchen, kamen sie selten mehr in den Jakobinerclub, ließen sich aber in Aufsehen erregender Art im Palais
Palais Royal. Royal nieder. Mit ihnen verbanden sich Akademiker, Schriftsteller, Geldmänner, Mitglieder der Nationalversammlung. Man besprach, wie bei den Jakobinern, politische Fragen, aber mit mehr Anstand —, noch mehr, man hielt gute Mahlzeiten und las Zeitungen. Schließlich warb man um die Gunst des Volkes wie bei den Jakobinern, wandte Adressen und Deputationen an und suchte das Volk zu täuschen, wie dort, und ihm weiß zu machen, man sei nur von Liebe zum Gemeinwohl geleitet, wenn man auch nur seinen Vortheil suchte und herrschen wollte. — Beide Clubs haßten sich gründlich, hielten aber treu zusammen, wenn es galt den Adel, die Geistlichkeit oder des Königs Macht anzugreifen oder einen volksbeliebten Beschluß durchzusetzen, denn sie buhlten in gleicher Weise um die Gunst der Menge. Oft schlugen die Jakobiner ein an sich tolles und schädliches Gesetz vor, für das sie durch ihre Presse das Volk im Voraus gewonnen hatten, nur in der Hoffnung, der Club von 1789 werde es bekämpfen und die Gunst des Volkes dadurch verlieren. Aber es kam oft ganz anders. Die Leiter des Clubs von 1789, welche immer die geheimen Absichten der Jakobiner erfuhren, brachten dann, eben so gleichgiltig gegen das Gemeinwohl wie diese, wenn schon überzeugt von der Schädlichkeit des Gesetzes, fern davon es zu bekämpfen, Verbesserungen daran vor, welche für die Gier des Volkes noch viel einschmeichelnder waren. Lafayette merkte bald, wohin dieses Treiben führe, und bot den Jakobinern Wiedervereinigung an, wenn sie alle seine Anträge in der Nationalversammlung unterstützen wollten. Die Lameth und Barnave wiesen diesen Antrag jedoch ab, sie hätten ihr Uebergewicht im Club verloren und wären von Lafayette abhängig geworden.“ [1])

Es kam also zum Kampf zwischen beiden Clubs und schließlich siegten die
Jakobiner. Jakobiner. Diese griffen Jene heimlich an und wußten jene Versammlungen in den Augen des Volkes verächtlich zu machen. Lafayette kam bald zur Ansicht, mit dem Verein von 1789 sei eben so wenig anzufangen, als mit den Jakobinern,
Mirabeau. er könne sich nicht einmal zu einer Partei herausbilden. Mirabeau schreibt an den König,[2]) daß Lafayette mit diesem Club nur einen großen Fehltritt gemacht habe, alle Feinde des Clubs habe er sich jetzt auf den Hals geladen; man werfe ihm vor, er habe sich damit nur eine Partei gegen die Lameths bilden wollen; volksthümlich könne ohnehin dieser Club von 1789 nie werden, weil er Nichts ausrichten könne, ohne sich mit der rechten Seite zu vereinigen; jetzt sei er bereit, sich unter die Fahne der Barnave und Lameths zu stellen. Siéyès kehrte offen wieder in den Jakobinerclub zurück, wie die Ratten ein Schiff verlassen, ehe es versinkt. Seinem Beispiel folgten Andere. Der Club von 1789 wurde ein bloßes Lesecabinet, in dem man zugleich eine gute Küche führte — er hatte nur dazu beigetragen, das Ansehen der Jakobiner in den Augen der Menge zu erhöhen.

Die Lameth suchten dem Jakobinerclub seine Kraft und Haltung so zu verstärken, daß sie die Entstehung von Töchtergesellschaften in allen größeren

[1]) Ferrières, l. c. II, p. 125.
[2]) Briefwechsel rc., Bd. II, S. 197.

Ortschaften Frankreichs beförderten und daß sie seinen inneren Halt und seinen Einfluß auf die Bevölkerung von Paris verstärkten; sie und Dupont und Barnave blieben die eigentlichen Leiter, ihm die Richtung zu erhalten. Eine Schaar ergebener Burschen, der sogenannte Sabbat, ward eingeschult, Gerüchte in Umlauf zu bringen, Anklagen gegen Beamte anzuregen, einen Auflauf hervorzurufen, die Revolution im Fahrwasser der Freiheit zu erhalten, nach Neuigkeiten zu spähen. Jeder von diesen Zehn hatte wieder zehn vertraute Helfershelfer, jeden Morgen erhielten sie ihre Weisungen, jeden Abend brachten sie ihre Berichte;[1]) sie leiteten das Publicum auf den Gallerien der Nationalversammlung wie auf den Tribünen des Clubs, waren die Claque, die Spione, die geheime Polizei des Vereines.

Spione der Jakobiner

Mirabeau war wohl im Recht, wenn er, an die Jakobiner denkend, von Leuten sprach, die sich weder bei den Garantieen der Gesetze, noch bei den Tugenden ihrer Mitbürger beruhigen mögen, die sich beständig durch die Gebilde ihrer Phantasie selbst in Schrecken setzen; die kaum ahnen, daß der Eifer für die Freiheit mit der Eifersucht auf Stellen und Personen Nichts zu schaffen habe; die allzuleicht allen falschen Gerüchten, allen Vorwürfen, jeder Verläumdung Gehör geben. Er beklagte mit Recht, daß die Gesellschaft, anstatt einen Verein von guten Bürgern zu bilden, welche gemeinschaftlich das Gebäude der Freiheit aufführen, nur noch empörten Sclaven gleiche, welche ihre Ketten gebrochen haben und sich ihrer bedienen, um sich zu schlagen und gegenseitig zu zerfleischen. In einem Schreiben an den König vom 23. December 1790 stellt Mirabeau[2]) die Nationalgarde von Paris als ein Hinderniß der Ordnung dar, weil der größte Theil ihrer Anführer zu den Jakobinern gehöre und die Grundsätze dieser Gesellschaft unter die Soldaten verpflanze und sie lehre, dem Volke, als der obersten Behörde, zu gehorchen. Die Nationalgarde sei dabei zu zahlreich, einen einmüthigen Geist anzunehmen; mit den Bürgern zu sehr verbunden, ihnen jemals widerstehen zu dürfen; zu stark, der königlichen Gewalt den geringsten Spielraum zu lassen; zu schwach, sich einem großen Aufstand widersetzen; zu leicht, nicht in Masse, aber die Einzelnen zu bestechen, um nicht ein für die Unruhestifter immer bereites Werkzeug zu sein; durch ihre scheinbare Disciplin zu merkwürdig, um nicht für die übrigen Nationalgarden des Königreichs, mit denen ihr Oberhaupt die Sucht habe, Briefe zu wechseln, den Ton anzugeben; zu herrschsüchtig endlich, um nicht die Bildung des Militärhauses für den König sehr zu erschweren. Diese wüthenden Demagogen von Paris seien das Haupthinderniß der Ordnung; nie seien so viele Brenn- und Zündstoffe auf einem einzigen Herde angehäuft gewesen, wie in diesem Verein aller Urheber der Revolution.

Mirabeau über die Jakobiner,

über die Nationalgarde.

So zeichnete Mirabeau das Treiben der Jakobiner. Begreiflich wird daher, daß die Herzogin von Orleans Alles aufbot, um ihre Söhne vom Eintritt in den Club zurückzuhalten. „Wie soll mein Sohn auf der Hut sein gegen einen Haufen von Leuten, welche dort die Mehrheit erlangt haben und ganz dazu angethan sind, die Grundsätze eines jungen Menschen von 17 Jahren irre zu leiten? Daß wir, die Eltern, ihn in eine solche Schule schicken sollen, ist wider den ge-

Die Herzogin von Orleans.

---

[1]) Bertrand de Moleville, Mémoires, I, p. 347.

[2]) Arenberg-Mirabeau, l. c. Bd. II, S. 434—35.

sunden Menschenverstand" — schreibt die bekümmerte Mutter an ihren jämmerlichen Gemahl, der mit der radicalen Erzieherin seiner Kinder, der Frau von Sillery,[1]) in einem unlauteren Verhältnisse lebte. Aber der junge Louis Philipp verstand, viel gewandter als sein verwollüstelter Vater, die Gunst des Volkes zu erbetteln, und erreichte auch später, allerdings mit kläglichen Mitteln, das Ziel und stahl der echten königlichen Linie die Krone weg. — „Seit langer Zeit", redete er die Jakobiner an, „hegte ich das glühende Verlangen, in Ihre Mitte aufgenommen zu werden; die günstige Aufnahme, die Sie mir widmen, rührt mich unendlich; ich wage mir zu schmeicheln, daß mein Benehmen Ihr Wohlwollen rechtfertigen wird, und kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich mein ganzes Leben hindurch ein guter Patriot und ein guter Bürger sein werde." [2]) Die Rede wurde gedruckt und so beifällig aufgenommen, daß mehrere Jakobiner brummten, es wäre besser gewesen, dem Prinzen bei dieser Gelegenheit eine Lection zu geben, als ihm den Hof zu machen. Der Prinz mußte den Diener des Clubs abgeben, auch ein Werk des Engländers Jower, eine Gegenschrift wider Burkes Betrachtungen über die französische Revolution, übersetzen und drucken lassen. Er mußte thätig sein für die Société fraternelle, einen Club für das niedere Volk, der mit den Jakobinern in Verbindung stand. Als Lameth in der Nationalversammlung am 11. November die Worte aussprach: „Die Freunde des Königs sind nicht die, welche ohne Unterlaß mit Verehrung den Namen des Königs aussprechen, sondern vielmehr Jene, welche die Parlamente vernichtet, welche den geistlichen Stand abgeschafft haben, welche durch Zerstörung der Denkmäler des Feudalwesens jener ewigen Eifersucht zwischen dem Thron und dem Adel ein Ziel gesetzt haben" — da bezeugte der junge Herzog von der Gallerie herab seinen Beifall in so auffallender Weise, daß zwei Abgeordnete der Rechten vom Vorsitzenden verlangten, er solle den Herzog aus dem Saale entfernen lassen. Als der Herzog dann die Abgeordneten mit der Lorgnette zu fixiren wagte, riefen sie ihm mit donnernder Stimme zu: „Weg mit der Lorgnette!"

Louis Philipp, als Jakobiner,

In ähnlicher Weise huldigte der junge Herzog 1791 den Jakobinern in Vendôme, wohin er bald darauf als Oberst seines Reiterregiments versetzt wurde. Ein guter Theil seines Regimentes folgte ihm jeweilig in den Club, den er regelmäßig besuchte und wo er auch einmal eine Rede hielt, in welcher er die Aufhebung aller Standesunterschiede mit Begeisterung begrüßte, so sehr auch die Officiere seine Ansichten nicht theilten: denn lieber gab die Mehrzahl ihre Stellen auf, als daß sie am 14. Juli 1791 nochmals eidlich versicherte und durch eine förmliche schriftliche Erklärung verbürgte, „daß sie der Nation, dem Gesetze und dem Könige treu sein, gegen diese und die Constitution Nichts unternehmen und ihre Untergebenen zu gleicher Gesinnung anhalten und im Falle sie nicht damit einverstanden wären, lieber den Dienst verlassen wollten." [3])

in Vendôme.

Club der Cordeliers.

Noch stärker als bei den Jakobinern war die Erregung im Club der Cordeliers, zuerst in der Versammlung des Districtes der Franciscaner. Hier trieb Danton sein Wesen und suchte die Grundlage der Macht. Camille Desmoulins, welcher sich als Mitglied aufnehmen ließ, spricht von Dantons feuriger Rede, die oft bis in die Tiefe der Nacht zu hören sei. Als

[1]) Bekannter als Frau von Genlis.
[2]) Zinkeisen, l. c. Bd. I, S. 400—419.
[3]) Ferrières, l. c. II. p. 326. — Zinkeisen, l. c. Bd. I, S. 412—15.

der District aufgehoben und Paris in 48 Sectionen getheilt wurde, entstand hier 30. Juni 1790 eine Gesellschaft der Rechte des Menschen und Bürgers,[1] die im Kloster der Franciscaner ihre Sitzungen hielt und davon den Namen Club der Cordeliers bekam. Neben Danton war hier Marat in eifriger Thätigkeit. Frérons „Orateur du peuple" war anfangs sein Blatt, dann ein eigenes „Journal du club des-Cordeliers", von dem aber im Ganzen nur zehn Nummern erschienen. Der Jakobinerclub beschützte diesen Verein, aber nicht offen.

Mit dem Jakobinerclub in Verbindung und im gleichen Hause sich versammelnd war die brüderliche Gesellschaft, welche das Volk mit dem Geist und dem Sinne der Beschlüsse der Nationalversammlung bekannt machen, und die ihm der Präsident erläutern sollte, und wozu Jedermann vom zwölften Jahre an, Männer, Weiber, Kinder, zugelassen werden sollten, unentgeltlich; nur sollten sie, weil die Sitzungen bei diesen Arbeitern stets in der Nacht waren, etwas Talglicht mitbringen. Eine ähnliche Gesellschaft eröffnete Tallien in der Section der rothen Kinder. So wurde dem Volke der Kopf verwirrt. Ein Club der Schweizer aus den niederen Ständen sollte namentlich unter den Schweizerregimentern für die Revolution Propaganda machen. Société fraternelle. Enfans rouges.

Noch einmal wurden Versuche zur Gründung von Gegenclubs gemacht. Mitglieder des Vereines der Unparteiischen thaten sich zu einem monarchischen Club im December 1790 zusammen; sie wollten beim constitutionellen System die Rechte und Würde der Krone strenge aufrechterhalten. Clermont-Tonnerre und Malouet standen an der Spitze, der Hofadel schloß sich an, der strenge alte Adel hielt sich fern; die Aufnahme sollte ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen erfolgen, Geldbeiträge sollten zu Zwecken der Wohlthätigkeit verwendet werden. Töchterclubs unter dem Namen Gesellschaften der Ordnung und des Friedens wurden in mehreren Städten gegründet; auch eine eigene Zeitung herausgegeben, „Freiheit und Treue" war der Wahlspruch; sie eifert für die rechtmäßige Gewalt des Königs, dessen Person heilig und unverletzlich sei, wie für die Verfassung, und will unerschütterlich allen Anstrengungen entgegentreten, welche seit langer Zeit gemacht wurden, um die Monarchie zu vernichten, und wird es sich zur besonderen Aufgabe machen, die Aufruhr verkündeten Schriftsteller zu bekämpfen und diejenigen Männer, welche, noch viel schuldbarer, derselben zu ihren Zwecken sich bedienen. Club monarchique. Société de l'ordre et de la paix.

Das hieß offen Farbe bekennen, darum gaben sich auch die Jakobiner sogleich alle Mühe, den Club zu unterdrücken, zumal er Anklang zu finden schien. Es wurde das Volk vor diesem Verein gewarnt, hinter dem der Abbé Maury stecke; dem Besitzer des Hauses wurde mit Feuer gedroht, wenn er seine Räume zu Versammlungen der Aristokraten hergebe; die Section verlangte von der Polizei Schließung des Clubs. — Die Jakobiner in Paris erließen an alle Töchterclubs im Reich Warnungen vor dieser neuen Gefahr für die Freiheit, auf diese Maury.

[1] Société des droits de l'homme et du citoyen.

Raufereien. Feinde müsse man ein doppelt wachsames Auge haben; sie beschlossen, bis diese Gefahr vorüber sei, täglich Sitzungen zu halten; sie verpflichteten sich eidlich, jeden Bürger, der den Muth habe, sich der Anzeige der Verräther und der gegen die Freiheit Verschworenen zu widmen, mit Gut und Blut zu vertheidigen. Ein von den Jakobinern aufgehetzter Haufe bedrohte eines Abends den Saal der Versammlung, die Monarchisten aber machten einen Ausfall und vertrieben die „Banditen". Jetzt mußte Barnave den Club vor der Nationalversammlung anklagen:[1] (Barnave) er sprach vom Mißbrauch, den man mit dem Worte Monarchie treibe, man habe es immer im Munde, wenn die Versammlung die Tyrannei bekämpfe; man rede immer von Bedrohung des Eigenthums, wenn die Versammlung den Anmaßungen Derer ein Ende mache, welche auf den Trümmern des allgemeinen Wohles den Bau ihres Vortheiles errichten wollen. — „In diesem Augenblicke erhebt sich eine neue Secte: sie ruft die monarchische Verfassung an und unter diesem Schild suchen arglistig einige Parteimänner Spaltungen unter uns zu erregen und die Bürger in ihren Schlingen zu fangen, indem sie dem Volke vergiftetes Brot geben. Noch ist der Augenblick nicht gekommen, Euch von dieser treulosen Sippschaft zu unterhalten: ohne Zweifel werden die Behörden der Stadt für die öffentliche Ruhe sorgen, und wird der Untersuchungsausschuß von diesen Parteimanövern und Brotvertheilungen Anzeige machen. Ich glaubte doch von diesen Dingen reden zu müssen, denn sichtbar hängt so viel Keckheit mit Hoffnungen auf die Bewegung wegen des Eides auf die Civilconstitution des Klerus zusammen."

Clermont-Tonnerre. Die Wirkung dieser Anklage, welche Barnaves Andenken schändet, zeigte sich schon am nächsten Tage in einer Zusammenrottung vor dem Hause Clermont-Tonnerres. Der Pöbel drohte es anzuzünden und wollte Clermont-Tonnerre aufhängen, als er sich zeigte: mit Mühe entrissen ihn einige Abgeordnete der rasenden Menge. Die Monarchisten klagten nun die Jakobiner an, aber vergebens; die große Menge blieb diesen günstig, sie sah im Club nur eine Verschwörung des Hofes und in den Leitern nur Ränkeschmiede. Clermont-Tonnerre klagte bei Bailly. Bailly, daß die Jakobiner das Versammlungsrecht antasteten. Der gab aber die Antwort: „Wissen Sie, ich bin auch Jakobiner." — „Das ist schlimm", sagte Clermont-Tonnerre, „denn der Bürgermeister von Paris darf keinem Club angehören."[2] — Zum Schluß zeigte er ihm an, daß die Monarchisten am nächsten Donnerstag wieder zusammenkommen würden. — Dies mochten aber die Jakobiner um keinen Preis gestatten, sie sandten 600 Vertraute, die mit eisenbeschlagenen Stöcken bewaffnet waren, gegen das Haus, Dirnen und Bürgerwehrmänner drängten sich dazu. (Ende der Monarchisten.) Jetzt zeigten die Jakobiner einige weiße Cocarden, die sie diesen Aristokraten abgenommen hätten. Darob gerieth die Menge in Wuth, erstürmte den Saal, mißhandelte die Mitglieder, trat sie mit Füßen, raufte sie an den Haaren und schlug Jeden blutig, der nicht zu fliehen vermochte. Endlich kommt Bailly, tadelt die Monarchisten über ihre Hartnäckigkeit, einen Club zu halten, den das Volk einmal nicht ausstehen könne, steigt kalt wieder in den Wagen, aus dem er dem Volke zuruft: „Seid ruhig, meine Freunde, wir wollen und dulden keine Aristokraten — es lebe das Volk, aber nicht die Aristokratie!" Unter dem Jubelgeheul der Masse fährt er dann davon. Am anderen Morgen priesen die Blätter der Jakobiner diesen feierlichen Sieg und beschloß der Stadtrath, daß der monarchische Club, da er am vorigen Abend einen Auflauf und

---

[1] Ferrières, Mémoires, I, p. 226—27.
[2] Ibid., II, p. 227—29.

blutige Schlägereien veranlaßt habe, sich nicht mehr versammeln dürfe, und durch ganz Frankreich fand dieser Vorgang Nachahmung, mißhandelte der Pöbel die Monarchisten, schlossen die Behörden ihre Clubs und herrschte die Partei der Jakobiner.[1])

Claude Fauchet und der Club der Freunde der Wahrheit.

Kein Verein konnte ohne Zustimmung der Jakobiner fürder bestehen und, wenn der „Gesellschaftskreis" oder der „allgemeine Bund der Freunde der Wahrheit" um diese Zeit es bis auf 10.000 Mitglieder in Paris allein brachte, so geschah es bloß, weil die Jakobiner darin anfangs einen Verbündeten erblickten. Cercle social.

Die Herausgeber der „Histoire parlementaire" bedeuten,[2]) daß dieser Club ursprünglich eine Freimaurerloge war und einen allgemeinen Bund der Freunde der Wahrheit anbahnen wollte. Ein Theil seiner Gründer, Bonneville, Goupil de Prefeln, Condorcet und Andere, waren Freimaurer und glaubten, die französische Revolution werde allen Sinnbildern und Ueberlieferungen des Ordens die Verwirklichung geben: Baco habe in seiner Wissenschaft zuerst das Geheimniß der Logen entziffert, dessen vollständiger Sinn bald im Leben sich zeigen werde. Andere Mitglieder, wie Fauchet, seien der Ansicht gewesen, das Christenthum sei gleichfalls nur eine Art Freimaurerei mit seinen Grundpflichten der Gleichheit und Brüderlichkeit und der Nächstenliebe. Confédération générale des amis de la vérité. Freimaurerei

Die erste Sitzung eröffnete am 13. October 1790 der Priester Claude Fauchet mit den Worten: „Ein großer Gedanke vereint uns heute: es handelt sich darum, eine Verbrüderung der Menschheit zu beginnen, um nützliche Wahrheiten einander nahezulegen, um sie in ein allgemeines System zu verbinden und sie in die Regierung der Völker einzuführen und in allgemeiner Eintracht an dem Glück der Welt zu arbeiten. Die Gesellschaft steckt damit noch in den Anfängen, die Grundlagen für den gemeinsamen Vortheil sind noch nicht gelegt. Die Gesetzgeber haben Umrisse entworfen, um die Völker in Schranken zu halten, nicht um sie glücklich zu machen. In den Gesetzen ist die Freundschaft vergessen, die Alles verbindet, und haben sie sich nur mit der Zwietracht beschäftigt, die Alles trennt. Keine Gesetzgebung hat zur Grundlage die Anschauung, daß der Mensch ein liebendes Wesen ist, und hat nach dieser Richtung hin die öffentlichen Einrichtungen gestellt. Alle gehen von der Selbstsucht und der gegenseitigen Feindschaft aus. Demgemäß befassen sie sich nur mit Verboten, Trennung der Interessen, mit Vorrechten, mit Gewährung von Genüssen für Einzelne, mit Niederdrückung der Anderen, mit der Thätigkeit Weniger und der Unthätigkeit der großen Menge, mit der Fülle in den Palästen und der Noth in den Hütten; sie haben den Reichen verboten, menschlich zu sein, indem sie ihre unverschämten Gelüste begünstigen; sie haben die Rechte der Natur den Armen versagt, indem sie sogar ihre Klagen ersticken. Indem sie also all diese Wesen, die für wild gelten, von einander absonderten, schlossen sie den Umkreis der nationalen Gesellschaften enge ab und sagten: „Die anderen Claude Fauchet.

[1]) Ferrières, l. c. II, p. 230.
[2]) Buchez et Roux, l. c. VII, p. 447. Une loge maçonnique.

Völker sind Euch fremd, sehet sie immer als Euch feindlich an.“ So wäre das ganze All in einem steten Kampf, eines gegen das andere, und in den Staaten jeder Mensch gegen den andern, und nach außen jedes Volk gegen alle anderen. — Es kann jedoch nur eine wahre Religion geben, jene, welche den Menschen zuruft: „liebet einander!“ und die ihnen, um diese einzige Pflicht zu erfüllen, die süßesten Mittel und die wirksamsten Beweggründe gibt. Diese Religion besteht, sie ist ewig wie das Gesetz der Liebe; die durch die Gesetze der Zwietracht, so einst die Reiche leiteten, geschiedenen Menschen, haben sie verkannt; man muß sie ihnen in ihrer keuschen Nacktheit zeigen, in ihrer reinen Wahrheit, und das Menschengeschlecht wird, ergriffen von ihrer göttlichen Schönheit, nur ein Herz haben, um sie anzubeten.“ — Dann sprach der Redner von den Freimaurerverbindungen, die sich mit ihren Grundsätzen des Freimuths, der Gleichheit, der Freiheit, der Brüderlichkeit, der Freundschaft, der Eintracht, bis auf seine Zeit fortgesetzt hätten. „Wenn diese vestalischen Verbindungen den Einfluß der entwürdigenden Regierungen auch nicht überwinden konnten, so haben sie wenigstens das heilige Feuer der Geselligkeit bewahrt; erforderte es bisher die Klugheit, den Schleier des Geheimnisses um diese heiligen Schatzkammern zu verdoppeln, so naht jetzt der Augenblick, wo die heilige Flamme vor aller Welt brennen wird, und das Feuer des Prometheus den kalten Marmor erwärmen wird.“ Dann deutete der Redner die Symbole. — „Die Freiheit der Presse beschleunigte diese zweite Schöpfung. Baco regte alle wahren Ideen und guten Gefühle an, welche die Irrthümer des Menschengeschlechtes vernichten mußten. Montaigne, Locke, Descartes haben die Tiefen der Metaphysik und der Ethik ergründet. Erhabene Geister entstanden mitten in Frankreich, sie strahlten von Weisheit mitten durch das Dunkel der Regierung, und indem sie sich bisweilen selbst bis zur Zügellosigkeit fortreißen ließen, beriefen sie sich doch immer wenigstens auf die Freiheit. Die Standbilder des Despotismus stehen noch, aber der Boden unter ihren Füßen ist untergraben von der öffentlichen Meinung, und was diese nicht stützt, das droht umzufallen, der erste Windhauch wirft es zu Boden.“ — „Der Wille“, fährt er fort, „vermag Alles. Zwölf Männer hatten einen festen Willen und sie stürzten die Heidentempel um und vernichteten alle Religionen der damals bekannten Völker. Sie waren allerdings von einem göttlichen Feuer beseelt, aber diese himmlische Kraft lag in der Fülle und Eintracht ihres Willens. Soll diese Kraft Denen fehlen, welche den festen und einträchtigen Willen haben werden, das Menschengeschlecht jener Liebe wieder zuzuführen, welche die Religion des Glückes ist? Wollen wir fest, wir bringen es zu Stande und retten die Welt!“ Nun sprach Fauchet zum Lob der Jakobiner, welche der Freiheit unsägliche Dienste geleistet hätten, zum Lobe Lafayettes und des eben verstorbenen Journalisten Loustalot, der Lafayette in seinem Eifer für die Freiheit verkannt, der ihn, Fauchet, selber angegriffen habe, dessen Absicht aber rein, dessen Charakter männlich, dessen Feder genial war — er habe nur ein Jahr gelebt und er sei unsterblich; dieses Jahr war das der französischen Freiheit und er hatte ihren Geist!

Die Religion der Liebe. Die Logen. Die Apostel.

Weltbund. Dann enthüllte Fauchet seinen Plan einer allgemeinen Verbrüderung: alle Freimaurerlogen der Welt sollten von einem Ausschuß, der in Paris, der Hauptstadt der Menschheit, hause, geleitet, und alle feurigen und edlen Seelen, die da die Eintracht des Menschengeschlechtes wünschen, zur Mitwirkung aufgefordert werden!

So wollte denn ein katholischer Geistlicher, nicht innerhalb der Kirche und mit ihren Gnadenmitteln, sondern mit Hilfe der Freimaurerei ein Weltreich gründen, in welchem Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und Liebe höchstes Gesetz wären.

Claude Fauchets Leben

Claude Fauchet so hieß der Mann, geboren 1744 in Dornes, in der ehemaligen Provinz Nivernais, war nach glänzenden Studien in den geistlichen Stand und in die freie Gemeinschaft der Priester von Saint-Roch eingetreten und Lehrer der Kinder des Marquis Choiseul, eines Bruders des berühmten Ministers, geworden, und durch diesen, wie durch seine Begabung, stieg er rasch empor. Fauchet war ein sehr schöner Mann; eine hohe, edle Gestalt, ein Auge voll Feuer, eine helle, wohltönende und gewaltige Stimme erhöhten die Macht seiner Rede, die in den schönsten Bildern den Strom seiner feurigen Gefühle und seiner anregenden Gedanken ergoß, in denen sich aber weniger der Sinn der Kirche, als der Geist der Aufklärung des 18. Jahrhunderts zeigte. Für die Weiber hatte seine Rede etwas Bezauberndes. Er wurde Prediger des Königs, Abbé von Monfort, aber bald wurde er aus der Liste der Prediger des Königs gestrichen: man fand, er predige Rousseau und nicht die Lehre des Evangeliums. Phantasie und Gefühl überwog bei ihm den Verstand, es fehlte ihm an dogmatischer Durchbildung, wie an Demuth; seine Eitelkeit war groß, sein Ehrgeiz unermeßlich. So stürzte er sich denn in den Strom der Revolution, für die er das Volk in seinen Reden zu begeistern suchte: er war ein Eiferer für die Wahlen von 1789, er befeuerte durch Wort und That zum Sturm auf die Bastille; er vergoß zwar selber kein Blut, aber er führte den Säbel in der Faust die Kämpfenden an; dreimal ging er, unter dem Feuer der Kanonen, in die Bastille, an der Spitze einer Deputation und forderte de Launay auf, das Blut der Bürger zu schonen und die Waffen zu strecken.[1]) Er spendete dann den Verwundeten den Trost der Religion und hielt ihnen das Bild des Heilandes vor, der für die Befreiung der Menschheit gestorben. Er hielt die Trauerrede für die Gefallenen über den Text der Schrift: „Brüder, Ihr seid zur Freiheit berufen!" — und kam bei der Geschichte vom Zinsgroschen zur Frage: „Was muß man dem Kaiser geben? — Das Leben, die Freiheit, das gute Gewissen, die unsterbliche Seele?" — zur Antwort: „O nein! Niemand hat ein Recht der Unterdrückung, Jeder das Recht der Vertheidigung!" — und zur Behauptung: „Vergeßt es ja nicht, als Feind des Kaisers ist Christus geopfert worden!" — Der Eindruck war gewaltig, im Triumph führten ihn die Zuhörer in das Stadthaus zurück, eine Bürgerkrone wurde durch einen Herold vor ihm her getragen. — In der Rede am 27. September 1789 zur Fahnenweihe der Nationalgarde in Notre-Dame, predigte er über Jesaias 18, 7, und wandte die Stelle des Propheten über das große schreckliche Volk, dem kein anderes auf Erden gleich, über das bisher zerrissene, mit Füßen getretene Volk, das sich vereinige und triumphire und dem Herrn der Heerschaaren ein Opfer darbringen werde — auf die Franzosen an. Die Gebote der Gracchen, die Ansichten Rousseaus und die göttlichen Lehren des Evangeliums wurden hier bunt unter einander gemengt. Die Rede des Herrn an die Gerechten beim jüngsten Gericht: „Kommt, Ihr Gesegneten meines Vaters, besitzet das Reich, das von Anbeginn für Euch bereitet war" — deutete er in einer Weise, daß Bailly[2]) in seinen

Predigt Rousseau.

Beim Bastillesturm.

Die Fahnenweihe.

[1]) Vgl. oben S. 209—11.
[2]) Bailly, Mémoires, II, p. 395.

Denkwürdigkeiten ausruft: „Es ist sehr gefährlich, aber nicht klug, die Leute, welche Nichts haben, gegen die Besitzenden aufzuregen — das heißt ja die Gesellschaft an ihrer Grundlage, am Eigenthum, untergraben." — „Welch' ein Mann!" ruft er aus, „welche Laufbahn hätte er durchschritten, wenn er nicht seine Beredsamkeit im Dienste seines Ehrgeizes mißbraucht hätte!" „Brüder!" rief Fauchet am Schluß, „schwören wir hier in diesem ersten Tempel des Reiches, unter diesem weiten Dache von Fahnen, die der Religion durch die Freiheit geweiht sind, schwören wir, daß wir glücklich sein werden!" — Die Fahnen senkten sich, die Klingen blitzten, der Dom wiederhallte von Flintensalven und von Schwüren, und draußen donnerten die Kanonen. So gingen Religion und Revolution in den hehren Hallen des Domes durcheinander, und das Volk geleitete den „heiligen Bernhard der Revolution" unter Jubel in seine Behausung. —

Fauchets Weiber.

Ernste Männer fanden aber seinen Wandel wenig heilig. Wie der Sectenstifter Montanus, hatte Claude Fauchet immer ein Gefolge von Weibern. Man machte ihm Vorwürfe darüber. Er entgegnete: „Ich lüge nie. Ich bin streng religiös. Mein Glaube ist fest und vernünftig. Meine Sitten sind rein, aber kühn wie mein Charakter. Ich habe eine Zuneigung zu den Frauen, nur allgemein; ich liebe Eine[1]) mit ernster Neigung, die, unabhängig von jeder sinnlichen Regung, das Glück meines Lebens ausmacht. Man hat mich ihretwegen verleumdet, ich habe sie darum noch lieber und bin rein geblieben. Man hat mir ihren Sohn, zugeschrieben, ich habe ihn bloß in meinem Herzen an Kindes Statt angenommen. Sie würde ihr Leben für mich hingeben, so wie ich mein Leben für sie; aber ich würde ihr nie meine Tugend opfern und nie eine Lüge aussprechen, um ihr zu gefallen. Sie hat mich nie von einer der Gefahren zurückgehalten, die ich für das Vaterland bestehen wollte; sie sah, wie ich, heitern Auges, wie die Revolution mich um meine Stellung brachte, und sie bleibt mit ganzer Seele dieser Revolution zugethan, die meinen Sturz herbeiführte und die doch mein Glück ist." — „Sie wollen keusch sein", hielten ihm die Gegner vor, „und schleppen eine Frau nach sich, die Sie ihren Pflichten als Gattin und Mutter entreißen, um mit einem Triumphstück zu prunken! Ihr Gefolge sind Banditen und sittenlose Weiber."

Rede vom 22. Oct. 1790.

Noch zahlreicher war die zweite Sitzung dieses Clubs am 22. October, insbesondere war das weibliche Geschlecht stark vertreten. Fauchet hielt, als „Generalprocurator der Wahrheit", die Festrede über die Freimaurerei und das Christenthum.[2]) „Verbrüderung in Liebe nach den Gesetzen der Natur und des Glückes ist das Ziel der Menschheit. Bisher haben nur die Freimaurerlogen in den verschiedenen Ländern diesen Gedanken festgehalten, verbinden wir uns also mit ihnen und lassen wir ihnen die Freude an ihren Geheimnissen und Spielereien; sie werden sie selber aufgeben, wenn sie sehen, wie das verjüngte Geschlecht für die nackte Wahrheit so empfänglich ist. Da aber Viele hier nicht eingeweiht sind und die Logen nicht kennen, so mögen sie dennoch Vertrauen haben zum Orden, denn es ist gewiß, daß Eintracht und Freundschaft seine Ziele sind und daß er in alter und neuer Zeit sich beschäftigte mit dem Menschenrechte und mit dem Rechte der Natur und mit dem Unglück in der Gesellschaft und mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Es gibt unter ihnen Brüder, welche bloß an den Mahlen theilnehmen, sich gegenseitig unterstützen, aber tiefer nicht eingeweiht sind; andere

Geheimlehre.

[1]) Madame Caron.

[2]) Wir geben nur die Hauptgedanken; die ganze Rede umfaßt in der Histoire parlementaire von Buchez et Roux, Bd. VII, zehn Seiten (p. 454—64).

forschen den Allegorien und Geheimnissen tiefer nach und kommen oft auf schöne, oft auf absonderliche, schreckliche Erklärungen. Beide wollen das gleiche schöne Ziel, weichen aber in den Mitteln, wie es zu erreichen, von einander ab; die Letzteren glauben nämlich, daß nur auf Trümmern der Tempel der Eintracht erbaut werden könne, daß gewaltige Katastrophen vorhergehen müssen; sie werden aber verläugnet von den Großmeistern, welche die Reinheit der alten Lehren besitzen, wie sie Baco und seine Schüler gesammelt haben. Wenn die Wahrheit erscheint, werden auch die Aengstlichen ihre düsteren Ansichten aufgeben. Wir haben also Nichts zu fürchten, sondern Alles zu hoffen von den Freimaurern, die über die ganze Welt verbreitet sind." Baco.

„Zwar hat Voltaire in seiner Spottsucht die Geheimnisse der Freimaurer Plattheiten genannt, aber er redete gerade so von allen Geheimnissen der Natur und der Gottheit, die Niemand weniger kannte, als er, und über die er, wie zum Trotz, deshalb seinen Spott ergoß. Alles Tiefere lag ihm fern, Flachköpfe bewunderten ihn, wahre Gelehrte lächelten über ihn. Uebrigens verletzten alle Gedanken an Gleichheit seinen Hochmuth; er fand die Mißstände in der Gesellschaft für gut, weil er ein gewöhnlicher Edelmann war, so ein Schloßherr, hochnasig und sehr aristokratisch in der Gesellschaft wie in der Literatur, zumal er sehr reich war. Einen eigenen Gedanken hat er übrigens nie gehabt, sondern nur fremde aufgeputzt, und hat auch nie begreifen können, daß gewisse geheimnißvolle Ueberlieferungen ein allgemeines Interesse und eine Naturwahrheit haben können. Die Geheimnisse der Materialisten sind flach und löschen jedes Licht und jede Tugend aus und lassen die Würde des Menschen und die Seele der Welt verkennen! — will ich diesem Manne zurufen, der ebenso erstaunlich ist in der Unbeständigkeit seines Geistes, als durch die Schönheiten seines Talentes, der so viel Wahrheiten und Irrthümer zum Gemeingut gemacht hat, der heute erhabener Deist und morgen absurder Atheist war. Ich werde ihm, wie allen Lügnern in der Philosophie sagen, daß Die, welche aus dem Menschengeschlecht eine Heerde ohne Seele, aus all den harmonischen Welten, so den unermeßlichen Raum erfüllen, eine Schöpfung ohne Ziel und Absicht machen, daß diese sehr enge, sehr beschränkte Denker sind und, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, große Flachköpfe. Dagegen sind erhabene und edle Geister, die uns die Urgedanken überliefern, die eine hohe Ansicht haben vom Weltbaumeister, von den großen Gedanken über die Rechte der Geister, die den Menschen wie eine Art Gott behandeln. Hat einmal die wahre Philosophie Alles erforscht, so wird die Bedeutung dieser Ueberlieferungen in ihrem vollen Werth erscheinen. Die Philosophen harmoniren nicht mit einander, die Vorsehung aber hat bis jetzt diese alten Freunde der Natur für die Menschheit erhalten. Die Religion und die Wiedergeburt der Gesellschaft haben also von den Freimaurern Vieles zu hoffen. Alles ist voll von Ideen und Gefühlen, in ihrem allgemeinen System der Eintracht knüpft ihre Lehre an Gott und an die Freundschaft an und zielt dahin, auf ihren Grundsätzen den Tempel der Eintracht zu erbauen." — Voltaire. Lob der Freimaurer

„Würdige Brüder! ich kenne Eure Lehre zwar nicht vollständig, aber ich weiß genug, daß wahr ist, was ich sagte; darum wendet all euren Einfluß jetzt im Augenblick der Entscheidung der reinen Sache der Menschheit zu! Wir Nichteingeweihte nahen Euren Kreisen mit freiem Geist und reinem Herzen. Erwecken wir also die Freundschaft, erbauen wir einstimmig hundert Millionen den Tempel der Eintracht! Reiz der Einheit — bemächtige dich unserer Geister, belebe unsere Herzen, vergöttliche unseren Willen! Erobern wir die Welt, um sie glücklich zu

machen! Verleiten wir dazu alle Völker! Hier in Paris mache diese Versammlung den Anfang, andere Vereine werden bei anderen Völkern entstehen und sich mit uns in Verbindung setzen. So wird die Hoffnung der Zeiten erfüllt, die Absicht des Schöpfers verwirklicht und die Freude der Ewigkeit werden. Die Völker werden nur eine Familie bilden und ein Herz haben und eine Sprache, die Fülle wird allgemein sein und das Reich der Gerechtigkeit beginnen und die Tage des Friedens. Das ist die Ordnung der ewigen Bestimmung und die Erwartung des Himmels. Beschleunigen wir diese unsere Bestimmung, sie hängt nur von einem Grundsatz ab: verbanne den Haß von der Erde und laß nur die Liebe darin walten! Darin beruht das ganze Gesetz. Was davon abweicht, ist schlecht und führt zur Zwietracht; was dazu stimmt, ist gut und erzeugt Ordnung. Liebe ist alle Weisheit und alles Glück. Darnach messen wir Montesquieu, Raynal, Mably und Rousseau, welch letzterer im Ganzen all das gesagt hat, was sich in den besten Schriftstellern über die Gesetze findet. Ihnen gegenüber stellen wir die Lehren der wahren Religion, nämlich des Evangeliums; ich sage dies als Mensch und nicht als Priester. Es bezieht Alles auf die Liebe und vergöttlicht sie, indem es dieselbe zur Gleichheit zurückführt und zur Einheit zwischen Gott und dem Menschengeschlecht. Es ist die einzige Religion der Welt, welche diese Grundlage zur Nothwendigkeit macht; sie verdient also nach unserem Grundsatze der Vereinigung und allgemeinen Liebe allein Beachtung: alle anderen Religionen sind ihr gegenüber kleinlich, gehässig, ausschließlich; sie allein ist die Religion der Menschheit. Sie ist die Religion der Liebe, sie paßt für alle Geister, weil sie dieselben vereint für alle Herzen, weil sie dieselben fesselt; sie ist die Weltreligion, weil sie an die Einheit des Gottes der Liebe die ganze Menschheit knüpft. Man muß sie nur läutern von den Zusätzen schwarzgalliger Theologen, denn diese Religion ist nur Duldung und Zuneigung und gute Hoffnung und Demuth und Brüderlichkeit, in einem Worte Liebe, unermeßliche Liebe, welche Himmel und Erde, alle Wesen und alle Zeiten umspannt." —

Goldenes Zeitalter

Die Weltreligion.

So dieser Gefühlstheologe. Der „Gesellschaftsvertrag von Rousseau", so kündete er an, sollte fortan Satz für Satz erörtert und dann die Verhandlungen in der Zeitung „Eisenmund" gedruckt werden, die auf der Vorderseite eine Sonne, einen aus Wolken hervorbrechenden Blitz und einen Menschenkopf mit eisernem Munde zeigte und die Umschrift trug: „Gallier, sei eingedenk, die Völker durch Deine Rede zu beherrschen!" [1]) — Wir beschwören alle Freunde der Wahrheit, das englische Parlament nachzuahmen, welches sich in schwierigen Fällen in einen großen Ausschuß verwandelt und dann aufhört, Gesetzgeber zu sein. Wir beschwören sie, einen gesellschaftlichen Kreis [2]) zu bilden, da die Bekenntnisse eines eisernen Mundes zu erfragen, den Jeder in seiner Stadt zu errichten hätte, und nachdem sie so die Angelegenheiten ihrer Stadt vermittelt und ausgeglichen, bitten wir sie, mit dem Hauptausschuß in Paris in schriftlichen Verkehr zu treten, welcher aus ihren Mittheilungen ein tägliches und öffentliches Bulletin für die Nationalversammlung zusammenstellen würde. Der eiserne Mund, [3]) eine Einrichtung, deren Ursprung sich in die Nacht der Zeiten verliert, ist die Stimme eines edlen und freimüthigen Volkes. Er spricht Klagen aus, setzt die Bösen öffentlich zur Rede, enthüllt entsetzliche Verschwörungen, gibt aber auch Ideen zur Wiedergeburt unserer

Bouche de fer.

[1]) Tu regere elogio populos, o Galle, memento! — eine Nachahmung des Virgilischen Tu regere imperio populos, Romane, memento!

[2]) Cercle social.

[3]) Vox ferrea.

Zustände, nützliche Vorschläge, Gesetzentwürfe, lehrreiche Mittheilungen. Ein Theil des Blattes erläutert auch die Grundsätze eines Bundesvertrages und gibt die Verhandlungen der Bundesversammlung, die jeden Freitag im Nationalcircus in Paris zusammenkommt." —

Als Redner waren Condorcet und Chabroud bestimmt, unter den Secretären des Vereines der Liebe finden wir Barrère, den späteren Schreckensmann: schon die Wahl dieses einzigen Schurken zeigt, wie Claude Fauchet die Menschenkenntniß abging. Töchtervereine entstanden bald in mehreren Städten, namentlich in Lyon und Bordeaux.

Nicht die verschwommene Theologie Fauchets, noch was er über die Freimaurerei redete, machte die Jakobiner zu Feinden seines Vereines, sondern der Beifall, den er anfangs in Paris fand, und die Aussicht, daß in diesem Verein ein gefährlicher Nebenbuhler erstehe. Ihre Blätter gossen bald die Lauge des Spottes „über den erhabenen Generalprocurator der Wahrheit" aus, über den Versammlungsort, „wo zweimal in der Woche die Dirnen des Palais Royal tanzen und zweimal die Wahrheit gepredigt werde"; [1]) über seine Vergleichung des Evangeliums mit der Freimaurerei, über das Herbeiziehen der Frauen, über die allgemeine Liebe. Mit seinem Angriffe auf Voltaire hatte sich ohnehin Fauchet Feinde in Menge erweckt. Bald wußten die Gegner in den Sitzungen Scandale zu erregen. Fauchet antwortete gereizt: man wolle die Stimme des freien Mannes ersticken, ihn habe aber nicht einmal der Donner der Kanonen der Bastille erschreckt; er habe eine Feder fest wie Stahl, die grabe die ewigen und allgemeinen Wahrheiten in Erz ein; seine Gegner wären gehässige Menschen, mit denen die Natur und die Freiheit Nichts zu schaffen haben wollten, die übrigens den Gedanken der Verbrüderung nicht mehr vernichten könnten. Er sprach unbesonnen von bevorstehenden agrarischen Gesetzen und daß man die Menschen nicht bloß von der Sclaverei, sondern auch vom Hunger befreien müsse, daß die Folgen der Revolution seien: Gleichheit, Freiheit und Eigenthum für Alle — und erschreckte damit die Besitzenden. Er sprach von der Anmaßung der Jakobiner, welche die Nationalversammlung beherrschen, nicht bloß die Stadt, sondern das ganze Reich regieren wollten und von ihren Sclaven Anbetung verlangten. Er nannte sie „eine schwarze Bande" und ihren Freiheitseifer „eine verächtliche Maske", sie gäben dem Könige einen der Ihrigen zum Beichtvater und dergleichen mehr.

Woher der Haß der Jakobiner?

Das reizte zur Vernichtung. Claude Fauchet wurde auf Betreiben der Jakobiner zum Bischof von Calvados gewählt, um ihn aus Paris fortzubringen, [2]) und als er von dort wiederkehrte und sich den Girondisten anschloß, im October 1793 auf das Schaffot geschickt. Sein durch seinen Abgang

Sieg der Jakobiner.

[1]) Buchez et Roux, Hist. parlement., VII, p. 464—67.
[2]) Promoveatur, ut amoveatur.

nach Calvados verwaister Club ward so geschickt bearbeitet, daß aus den Mitgliedern die eifrigsten Republikaner wurden. Die Jakobiner blieben also wiederum die Sieger und beherrschten Frankreich.

Der Soldatenaufstand in Nancy. Bouillé.

Die Armee. Die Jakobiner verfügten über die Nationalgarde, sie suchten sich auch der Armee vollständig zu bemächtigen und unterhielten in allen Theilen des Reiches in den Regimentern Verbindungen, durch welche sie dieselben zum Aufruhr und zur Verjagung der adeligen Officiere stachelten.

Lage der Officiere. Die Lage dieser 9000 bis 10.000 Männer war die opferreichste und schwierigste. Sie waren meist Söhne guter Familien, die den Gedanken festhielten, der Adel müsse dem König mit dem Schwert dienen, und die um den geringen Sold dienten und zufrieden waren, wenn sie am Schlusse ihrer mühevollen Laufbahn mit einem Ludwigskreuz ausgezeichnet wurden. Sie waren Wächter der öffentlichen Ordnung und tapfere Vaterlandsvertheidiger, trotzdem daß früher die hohen Stellen nur den Erben alter Namen und den Günstlingen des Hofes zufielen. Die Revolution hob dies allerdings auf und gab Allen Zutritt zu allen Stellen, brachte aber anderes Unheil. Sie standen jetzt nicht mehr bloß unter dem König und seinen Gewaltboten, sondern jede Municipalität konnte ihnen Befehle ertheilen. „Einem adeligen Officier muß es schwer fallen, den Aufgeboten einer bürgerlichen Stegreif-Municipalität Folge zu leisten, seine Fachkenntniß, seinen Muth und seine Besonnenheit den Ungeschicklichkeiten und der Verblüfftheit von fünf oder sechs unerfahrenen furchtsamen und rathlosen Advocaten unterzuordnen, sein Beginnen und seine Thatkraft ihrer Anmaßung, Entschlossenheit und Schwäche dienstbar machen zu müssen — dies selbst dann thun zu müssen, wenn ihre Anordnungen offenbar widersinnig oder unheilbringend sind oder wenn dieselben den Verfügungen des Generals oder des Ministeriums widersprechen, oder wenn sie zur Plünderung eines Marktes, zur Einäscherung eines Schlosses, zum Morde eines Unschuldigen führen, oder wenn sie dem Officier die Verpflichtung auferlegen, einem Verbrechen beizuwohnen und dabei die Hände in den Schooß zu legen, ohne das Schwert aus der Scheide ziehen zu dürfen." [1]) — Eben so lästig muß es einem adeligen Officier fallen, neben seiner Truppe eine andere selbständige, rivalisirende, oft sogar feindselig gestimmte Volks- und Bürgertruppe entstehen zu sehen, die jedenfalls zehnmal so zahlreich und nicht im geringsten weniger anspruchsvoll und empfindlich ist, als die seinige, — „eine Truppe, Officiere und Volk. der gegenüber er sich gefällig und nachgiebig zeigen, der er seine Posten, Arsenale und Citadellen überlassen, deren Befehlshaber er wie seines Gleichen behandeln muß, so unwissend und unwürdig dieselben auch sein und welchem Stand sie auch immer angehören mögen: hier sind es Advocaten, dort Kapuziner, anderswo Bierwirthe und Schuhmacher; die meisten sind Demagogen, viele Deserteure oder solche Soldaten, die wegen schlechten Betragens aus der Armee gestoßen worden, vielleicht hie und da einer seiner eigenen Untergebenen, ein Taugenichts, den er schimpflich mit dem Bemerken verabschiedet hat, er möge sich anderswo hängen lassen. Nicht minder unangenehm muß es einem adeligen Officier sein, wegen

---

[1]) Taine, Révolution, I, p. 421.

seines Ranges und Titels tagtäglich öffentlich verleumdet, im Club und in den Zeitungen als Verräther bezeichnet, dem Verdacht und der Wuth des Volkes überliefert, im Theater und in den Straßen ausgezischt zu werden, unter dem Ungehorsam seiner Mannschaft zu leiden, von dieser und dem Pöbel denuncirt, beschimpft, verhaftet, gebrandschatzt, verjagt oder verwundet zu werden und fortwährend auf einen schmachvollen, grausamen, unrächbaren Tod gefaßt sein zu müssen. In all das fügen sich die Officiere. Keine einzige Municipalität kann ihnen Ungehorsam vorwerfen. Sie sind tactvoll und rücksichtsvoll genug, jeden Zusammenstoß mit der Nationalgarde zu vermeiden und dieselbe niemals herauszufordern; selbst herausgefordert vertheidigen sie sich nur selten. Wie gute Wächterhunde von einer schen gewordenen Heerde sich mit Füßen treten oder mit Hörnern durchbohren lassen, ohne zu beißen, lassen sich diese adeligen Officiere treten und stechen." [1])

Officiere und Gemeine.

Unerträglich wird aber ihre Stellung gegenüber den Gemeinen. Diese sind seit lange mißvergnügt, weil sie nicht Zutritt zu Officiersstellen hatten; sie sind unzufrieden, weil die karg zugemessene Löhnung nicht immer vom Staate ausbezahlt werden kann, weil die Kost schlecht und die Disciplin streng ist. Da ertönt der Ruf der Freiheit und lange niedergehaltene Klagen werden laut. Geld, Wein und Mädchen werden angewendet, um die Soldaten ihrem Eid untreu zu machen, und in kürzester Zeit nimmt alle Zucht reißend ab. In jedem Regiment entstehen insgeheim Vereine, die berathen, ob man den Officieren gehorchen solle oder nicht, ob sie keine Aristokraten seien, ob sie nicht vom Sold der armen Soldaten Etwas weggenommen haben. Diese Vereine stehen nicht bloß mit dem Jakobinerclub in der betreffenden Garnisonsstadt, sondern auch mit dem Mutterclub in Paris in Verbindung und von dort aus wird ein wahres Aufwiegelungssystem unterhalten. Jeden Tag wird der Ton der Gemeinen unbändiger, trotziger, jeden Augenblick kommt eine Abordnung von irgend einem Regimente, um dem Kriegsminister die Beschwerden ihrer Kameraden vorzutragen. Das Bundesfest wirkte durch Anzettelungen, durch Ansteckung des revolutionären Geistes, insbesondere auflösend in der Armee. Schon am 6. August hatte der Kriegsminister der Nationalversammlung mitzutheilen, daß die Armee in völlige Anarchie verfalle: [2]) „Die unerhörtesten Ansprüche werden ohne Umstände zur Schau getragen; die Befehle werden nicht ausgeführt, die Vorgesetzten genießen keines Ansehens, die Banner und die Kassen werden weggenommen, die Weisungen des Königs selbst laut verspottet, die Officiere verhöhnt, verleumdet, bedroht, verjagt, einige sogar im Schooße ihrer eigenen Truppe gefangen gehalten; sie führen ein zweifelhaftes, von Widerwärtigkeiten und Erniedrigungen erfülltes Leben; um dem Schrecken die Krone aufzusetzen, werden einige Befehlshaber in Gegenwart und gleichsam in den Armen ihrer eigenen Soldaten

Aufwiegelung.

Klagen des Ministers.

---

[1]) Taine, l. c. I, p. 422—24.
[2]) Buchez et Roux, l. c. VII, p. 11 — Vgl. oben S. 58—61, 193—94.

ermordet." — Die Gemeinen betrachteten sich nämlich als das Volk, das zu richten und zu entscheiden habe; sie ließen sich die Rechenschaftsbücher vorlegen und in der Regel konnten sie auch keinen einzigen Unterschleif finden; dann forderten sie aber auch ohne Beweis Summen, die man ihnen angeblich schuldig sei, hohe Summen, die sie sofort vertranken, oder sie bemächtigten sich geradezu der Kassen, die in ihren Händen besser aufgehoben seien.

Klagen des Ministers.

Am 6. August 1790 muß der Kriegsminister dringende Hilfe von der Versammlung gegen die Zügellosigkeit der Soldaten verlangen, „welche die Tage des besten Königs mit Kummer erfüllen". Die Vereine in den Regimentern seien wahre Heerde des Aufruhrs. Das Uebel wachse mit jedem Augenblicke, es seien nicht mehr einzelne Regimenter, die meutern, sondern sieben Regimenter bilden eine Tagsatzung, zu der jedes drei Abgeordnete sende. „Ihr Volksvertreter! eilt und setzt den Willen des Volkes als Damm dem Strome der Empörung entgegen! Die Natur der Dinge muß aus dem Soldaten ein williges Werkzeug bilden; er darf nicht nach seinem eigenen Kopf handeln, sondern nach dem Befehl, der von oben kommt. Frankreich kann nicht ohne Soldaten sein, es wird bald nicht mit den Soldaten bestehen können. Das Ansehen des Königs reicht nicht mehr aus; er hat die Mittel, das Gesetz aufrecht zu erhalten, aber jetzt gibt es kein Gesetz mehr und keinen Richter für den Soldaten. Der Meuterer soll zittern vor diesen Kriegsgesetzen, die den Soldaten so lange in der Ergebenheit, in der Zucht und in der Liebe zur Pflicht erhalten haben." [1])

Gesetz der Strenge.

Die Mahnung des Ministers war nur zu begründet. Nicht bloß die Regimenter zu Lande verjagten die Officiere, die ihnen nicht gefielen, bemächtigten sich der Kassen und wollten sich fortan selber regieren, welches Recht mit der Freiheit von der Nationalversammlung allen Franzosen zuerkannt sei, sondern unter den Matrosen in den Kriegshäfen herrschte ein ähnlicher Geist, der durch Aufwiegler, Geld- und Geschenkevertheilungen erregt und gesteigert wurde; er theilte sich den Kolonieen mit und setzte den ganzen Handel und Besitz in Gefahr. So nahm ein Bataillon in Guadeloupe seine Officiere gefangen und kehrte mit ihnen eigenmächtig nach Frankreich zurück; so nöthigten die Matrosen der französischen Kriegsschiffe ihre Befehlshaber, mit ihnen, den bestimmtesten Befehlen der Regierung zuwider, nach Europa zurückzukehren. Die Nationalversammlung beschloß denn auch in der gleichen Sitzung: [2]) die alten Gesetze für Kriegszucht und die alten Strafen sollten in Kraft bleiben, bis neue angeordnet würden. Außer den gesetzlichen Verwaltungsausschüssen müssen alle berathenden Vereine in den Regimentern, unter welcher Form sie auch stattfinden, unmittelbar nach Bekanntmachung dieser Beschlüsse aufhören. Man wolle den König bitten, Inspectoren zu ernennen, die in Gegenwart des Commandanten, des letzten Hauptmannes, des ersten Lieutenants, des ersten Unterlieutenants, des ersten und letzten Sergeanten, des ersten

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. VII, p. 11—12.
[2]) Ibid., VII, p. 13—14.

und letzten Corporals an die Prüfung der Rechnungen jedes Regimentes seit den letzten sechs Jahren sich machen, um über alle Klagen hinsichtlich der Auszahlung des Soldes sogleich Recht zu sprechen: von den Gemeinen, welche lesen können und zwei Jahre dienen, sollen vier Mann dieser Prüfung beiwohnen und über das Ganze sogleich Bericht an den Kriegsminister gesendet werden. Den Officieren wurde Gerechtigkeit und Milde in der Behandlung der Soldaten befohlen, ein beschimpfender Abschied dürfe nie ohne Spruch eines Kriegsgerichtes erlassen werden. Jeder Officier, Unterofficier und Gemeine könne seine Klagen, ohne sich an Mittelbehörden zu wenden, an die Oberen, an die Minister und die Nationalversammlung richten; keiner aber dürfe in Dienstsachen die Verwendung der Municipalität oder irgend einer andern Civilbehörde nachsuchen. Die Soldaten seien ihren Officieren Gehorsam schuldig, Ungehorsam solle strenge bestraft werden. Alle Aufreizer und Helfer zu Meutereien, alle Theilnehmer daran, verlieren für immer das Activbürgerrecht und seien für Verräther am Vaterland, für ehrlos zu erklären, für unwürdig fürder die Waffen zu tragen, seien aus ihren Corps zu verjagen und verfallen der ganzen Strenge des Gesetzes.[1]

Untersuchung der Beschwerden.

Dieser Beschluß war zweckmäßig, der König genehmigte ihn. Nach **Nancy**, wo unter den Truppen — 4000 Mann, nämlich: das **Regiment des Königs**, das **Reiterregiment Mestre-de-Camp** und zwei Bataillone des Schweizerregimentes **Chateauvieux** — Unruhen ausgebrochen waren, sandte er den früheren Commandanten der Carabiniers, **Malseigne**, als Inspector. Die heitere, freundliche Hauptstadt Lothringens that sich bisher durch Ruhe und Ordnung hervor, in die Municipalität wurden lauter rechtliche Männer gewählt, die Bürgerwehr zeigte eine gute Gesinnung. Aber seit der Bildung eines **Jakobinerclubs** im Frühjahr 1790 begann es unheimlich zu werden. Die Soldaten, welche in den Club kamen, zeigten sich bald meuterisch. Die Versuche der Officiere, sie wieder zur Ordnung zu bringen, scheiterten an allgemeiner Widersetzlichkeit. Das Regiment des Königs nahm die Patronen weg und zwang die Officiere zur Auszahlung von 40.000 Thalern und meldete den gelungenen Streich den umliegenden Besatzungen und forderte sie auf, Gleiches zu thun und mit ihnen in Verbindung zu treten. Zwei Schweizergrenadiere suchten das Regiment **Chateauvieux** zu ähnlichen Schritten zu verleiten, mußten aber diesen Versuch mit Gassenlaufen und Gefängniß büßen. Nun erbrachen die französischen Soldaten und das Gesindel aus Nancy das Gefängniß, befreiten die beiden Schweizer und drohten, ihre Officiere gassenlaufen zu lassen, wenn sie nicht die Bestraften für ehrlich erklärten. Wollte der Commandant seine Officiere von dieser Schmach erretten, so mußte er es thun. In Folge dessen schwand nun alle Ordnung und Kriegszucht bei den **Schweizern von Chateauvieux**; trunken gemacht zogen sie in der Nacht vor das Haus ihres Majors, um durch seinen Tod die Bestrafung ihrer Kameraden zu rächen, und plünderten es aus, als sie ihn nicht zu finden vermochten.

Zustände in Nancy.

Jakobiner.

Schweizer.

Nun erschien am 12. August der Beschluß der Nationalversammlung gegen die Meutereien an den Straßenecken angeschlagen, und die Besatzung erhielt Be-

[1]) Buchez et Roux, l. c. VII, p. 13—14.

fehl, sich zur Anhörung der Verordnung zu versammeln. Die Soldaten erklärten anfangs das Gesetz für erdichtet, wollten sich dann dasselbe vorlesen lassen, wenn
Delanoue. der Commandant Delanoue die Worte in einem von ihnen abgefangenen Brief widerrufe: „Man muß mit aller Kraft einer so rasch überhand nehmenden Frechheit steuern, die sonst in Räuberei ausartet." Wenn er nicht abbitte, so würden sie ihn aus dem Fenster auf die Bajonnette stürzen. Der Stadtrath beschwor ihn nachzugeben, und Delanoue sagte, nach langer Weigerung, zu den Meuterern: „Ich mache Euch die verlangte Entschuldigung, wenn Ihr glaubt, daß Ihr sie mit Recht zu fordern habt." — Jetzt ließen die Soldaten sich das Gesetz verlesen, es hatte aber so wenig Wirkung, daß sie noch denselben Tag ihre Officiere zwangen, jedem der zwei Bestraften 106 Louisdor auszuzahlen, dem Regimente aber 7000 Thaler zu erlegen. Mestre-de-Camp erpreßte von seinen Officieren 12.000 Thaler in klingender Münze, die Annahme von Assignaten ward verweigert. Das Regiment des Königs erzwang von seinem Befehlshaber noch 1000 Thaler Reisegeld
Abordnung nach Paris. für eine Deputation von acht Soldaten an die Nationalversammlung, um den Kriegsminister anzuklagen wegen dieses unanwendbaren Gesetzes und mit dem Jakobinerclub sogleich in Verbindung zu treten. Es versteht sich von selbst, daß der Kriegsminister die acht Abgeordneten bei ihrer Ankunft in Paris alsbald festnehmen ließ, und daß die Jakobiner über Verletzung der Menschenrechte Lärm schlugen und Anstalten zu einem Volksaufstand machten.[1])

Beschluß vom 16. August. Die Nationalversammlung war schwer gekränkt durch den Ungehorsam der Soldaten zu Nancy und beschloß für die Urheber des Aufruhrs, als Verräther an der Nation, die schwerste Strafe, die den übrigen Soldaten nur in dem Fall erlassen werden sollte, daß sie binnen 24 Stunden für ihren Fehltritt reuig Abbitte leisteten. Ein General des Königs solle nach Ablauf der gegebenen Frist mit den Waffen in der Hand der Verordnung Gehorsam verschaffen und zu diesem Zweck die Linientruppen und Nationalgarden in den nächsten Provinzen verwenden.[2])

Den Oberbefehl in Lothringen, der Franche Comté, im Elsaß und in der Champagne, also über eine der vier Armeen, in welche damals das Landheer
Bouillé. getheilt war, hatte Bouillé,[3]) welcher kurz vorher, durch seine Geistesgegenwart und seinen unerschütterlichen Muth, einen Soldatenaufstand in Metz bewältigt hatte. Bouillé hatte rasch nach dem Föderationsfest den unberechenbaren Schaden wahrgenommen, den das allgemeine Schwören und Bruderschafttrinken zwischen Volk und Soldaten, den der Einfluß der Clubs auf die Zucht in der Armee ausübte. — Er beschloß, den Anfängen der Unbotmäßigkeit zu wider-
Aufstand in Metz stehen. Das Regiment Pikardie in Metz stellte sich auf dem Kasernenplatz auf, entschlossen, sich der Kasse und der Fahnen zu bemächtigen. Bouillé eilt auf den Platz, verweist ihnen ihr Benehmen, erreicht aber Nichts damit; sie rufen einmüthig in Einemfort, sie wollten ihr Geld haben, und nennen eine hohe Summe. Auch das Zureden der Officiere ist vergeblich. Da hofft Bouillé, das deutsche Regiment Salm werde ihm Treue beweisen, tritt auf dasselbe zu, spricht Worte des Vertrauens; doch ruhig und fest erklärt dieses, es müsse 44.000 Livres

[1]) Ferrières, l. c. II, p. 140.
[2]) Buchez et Roux, l. c. VII, p. 59—74.
[3]) Bouillé, Mémoires, Paris 1821, p. 131 ff.

Regiment Salm

haben, und macht aller Unterhandlung damit ein Ende, daß es das Gewehr schultert und festen Schrittes auf das Haus des Obersten abmarschirt, um sich der Kasse und der Fahnen zu bemächtigen. Sofort eilt Bouillé mit einigen Officieren auf Seitenwegen ebendahin, gewinnt einen Vorsprung und stellt sich gezückten Degens auf der Treppe auf, erklärend, daß nur über seine Leiche der Weg zur Kasse gehe. Salm stellt sich in Schlachtordnung vor dem Hause auf, die Grenadiere nähern sich der Stiege, machen aber immer wieder Halt, wenn sie dem zum Tod entschlossenen Bouillé ins Auge sehen. Einem Dragonerregiment hat er Befehl gesandt zum Angriff auf Salm. Die Officiere sind bereit, die Gemeinen aber verweigern einmüthig, zu Pferd zu steigen. Salm versperrt auch noch die Zugänge zum Platz. Auch die anderen Regimenter verweigern Hilfe, sie hätten versprochen, sich nicht gegen die gerechten Forderungen ihrer Kameraden gebrauchen zu lassen. Von aller Hilfe verlassen, steht Bouillé, fest wie Demant, zwei Stunden lang auf der Stiege, das blitzende Schwert in der Hand. Einige legen auf ihn an, von des Pöbels Mahnung „Geld oder Blut" gereizt, immer aber schlagen wieder Andere das Gewehr nieder. Salm steht in ernstem Schweigen, finstern Blickes da, wagt aber doch nicht den muthigen General zu tödten, seine Entschlossenheit bewundern sie. Endlich kommen Bürgermeister und Gemeinderäthe in tricoloren Schärpen und bereden Salm, in seine Kaserne zurückzukehren, und zahlen am nächsten Tag die Hälfte der Forderung baar aus. Salm beruhigt sich und nach und nach kehren auch die anderen Regimenter zur Ordnung zurück. Man denkt unwillkürlich an die Entschlossenheit, mit der Cromwell die Meuterei in seiner Armee bändigte.[1])

und Bouillé.

Malseigne in Nancy.

Indessen trifft der Inspector Malseigne am 24. August in Nancy ein, um die Beschwerden der Regimenter zu untersuchen: er ist ein Mann von Muth und herkulischer Gestalt. Er findet die Forderung des Regimentes Chateauvieux nicht begründet und verweist ihm scharf seine Unbotmäßigkeit. Sie aber wollen Geld und immer wieder Geld und Einige rufen, man solle den Inspector als Geisel festnehmen, bis man sein Recht habe. Malseigne will seine Verhaftung nicht abwarten und bricht auf, die Kaserne zu verlassen. Am Thor halten ihm vier Schweizer ihr Bajonnett entgegen, er wehrt den Stoß ab, verwundet zwei; sein Schwert bricht, er ergreift ein anderes und erzwingt sich den Ausgang und eilt im Geschwindschritt in das Haus des Commandanten Delanoue. Die Schweizer ihm nach. An der Thüre halten die Officiere die Verfolger auf. Malseigne gelangt durch eine Hinterthüre in das Stadthaus, von wo er an das meuterische Regiment den Befehl erläßt, von Nancy nach Sarlouis abzumarschiren und bis auf Weiters dort zu bleiben. In der Stadt wächst indeß die Aufregung. Das Regiment des Königs und Mestre-de-Camp greifen zu den Waffen, der Pöbel hält mit, man will Malseigne ans Leben. Von einigen Officieren begleitet, verläßt er Nancy in der Richtung gen Luneville zu Pferd. Alsbald brechen hundert Reiter von Mestre-de-Camp auf, ihn einzuholen. Es gelingt ihnen nicht, Malseigne bietet dagegen die Reiter in Luneville gegen seine Verfolger auf, sie anzuhalten. Ein Gefecht entspinnt sich. Neun Mann von Mestre-de-Camp fallen, die andern werden gefangen genommen. Einige Flüchtlinge melden dies in Nancy und rufen eine wilde Bewegung hervor. Ganz Mestre-de-Camp sattelt, die andern Regimenter verhaften den Befehlshaber der Stadt, Delanoue, und kleiden ihn in einen Sträflingskittel, setzen die Officiere gefangen, erbrechen das

[1]) Vgl. Bd. V d. W. S. 611.

Malseigne in Luneville. Arsenal und vertheilen 30.000 Flinten unter den Pöbel. Dann wird gegen Luneville aufgebrochen, um Malseigne todt oder lebendig nach Nancy zurückzubringen. In Luneville finden sie Carabiniere auf dem Platz in Schlachtordnung, es wird hin und her unterhandelt — nur zwischen den Gemeinen, das Einreden der Officiere hilft Nichts — und zuletzt liefern die Reiter von Luneville — die Meuterei steckt auch sie an — den Inspector Malseigne aus. Dieser entkommt einen Augenblick, wird aber nach scharfem Ritt wieder eingeholt und als Gefangener in offenem Wagen, einen Soldat mit gezogenem Säbel zur Seite, nach Nancy gebracht, umheult vom rasenden Pöbel, und muß das Gefängniß mit Delanoue theilen.

Bouillé kommt. Es war hohe Zeit, daß Bouillé kam. Er traute den Nationalgarden nicht, er fürchtete die Ansteckung der Meuterei; er fürchtete, seine Regimenter möchten sich mit den Gegnern vereinen, und der Bürgerwehr möchte der nöthige Muth und die nöthige Entschiedenheit in diesem kritischen Augenblick abgehen, denn 2000 Mann Bürgerwehr, die ein Adjutant Lafayettes in Nancy zwei Tage vorher zusammenberief, hatten sich mit den Meuterern vereint, so daß Nancy jetzt 10.000 Aufständische in Waffen umschloß. Gegen sie führte Bouillé am 30. August 3000 Mann zu Fuß heran, 1400 Reiter und acht Geschütze. — Die Reiter konnten aber zum Kampf gegen eine Stadt nicht verwendet werden, Bouillé konnte nur auf 2200 Mann des Fußvolkes sicher rechnen. Dennoch hoffte er, die Gegner einzuschüchtern — er ließ darum Volk und Besatzung der Stadt auffordern, binnen 24 Stunden zur Pflicht zurückzukehren, den Geboten der Nationalversammlung zu gehorchen, die Rädelsführer auszuliefern.[1])

Krisis. Es war ein wichtiger Augenblick. Behaupteten sich die Meuterer in Nancy, so ergriff die Bewegung auch die Truppen in Paris, und siegten sie, so hatten die Jakobiner, welche sie leiteten, allein die bewaffnete Macht im ganzen Reich zur Verfügung — und die Constitution sammt dem König wäre schon damals zu Grund gegangen. Zwei Jakobiner aus Nancy baten damals um Aufschub der Ausführung des Beschlusses vom 16. August und entschul-
Barnave. digten die Meuterer. Barnave beantragte sofort in der Versammlung, die früher gebotenen strengen Maßregeln so lange unangewendet zu lassen, bis zwei Civilcommissäre, welche der König ernennen solle, die Lage der Dinge an Ort und Stelle untersucht, Jedem sein Recht zuerkannt und entschieden haben würden, wie die Ordnung am zweckmäßigsten herzustellen wäre. Bouillé habe sich ihren Weisungen zu fügen und ohne ihre Zustimmung Nichts gegen Nancy zu unternehmen. Zu Bevollmächtigten mußte aber der König zwei Männer ernennen, die dem Jakobinerclub genehm waren. Die ganze Bewegung hätte also, da die Jakobiner die Mehrheit in der Versammlung erlangten, die schlimmste Wendung genommen, hätte in diesem Augenblick nicht Bouillé schon im Kampf einen Sieg für die Sache der Ordnung errungen.

[1]) Bouillé, l. c. p. 148—49.

Am 31. August erschien vor Bouillé um halb zwölf Uhr im Dorfe Frouard, zwei Stunden vor Nancy, eine Deputation aus dieser Stadt: Soldaten aus den drei Regimentern, Mitglieder des Jakobinerclubs und einige Beamte der Municipalität und des Departements, die man unter Todesdrohung gezwungen hatte mitzugehen. Bouillé empfing sie in dem großen Hof seines Hauses. Soldaten des Regiments Salm, die durch Eifer für die Ordnung wieder gut machen wollten, was sie in Metz gefehlt hatten, waren dabei. Die Sprache der Meuterer war frech, die Antwort Bouillés entschieden: mit Rebellen sei nicht zu unterhandeln, er werde ungesäumt Nancy erstürmen und Alle über die Klinge springen lassen, die mit den Waffen in der Hand ergriffen würden, wenn sie nicht vor drei Uhr Nachmittags Nancy verließen, um sich dahin zu begeben, wohin er sie weisen würde. Malseigne und Delanoue müßten zu ihm gebracht, die Kanonen ausgeliefert, und die Ruhe in der Stadt hergestellt werden. Als die Abgeordneten von Bedingungen sprachen, wollten die Soldaten von Salm „diese Schurken" sogleich hängen, und Bouillé hatte Mühe es zu verhindern. Die Beamten der Municipalität und des Departements baten den General leise, bei ihm bleiben zu dürfen, denn in Nancy seien sie ihres Lebens nicht sicher, so groß sei die Wuth der Empörer gegen sie. —

Bouillé vor Nancy.

Verhandlung.

Erschreckt durch Bouillés Ernst und die Stimmung in seiner Umgebung kehrte die Deputation nach Nancy zurück, ihre Angst theilte sich bald dem Regimente des Königs mit, das sich mit dem Angstruf „das Gesetz, das Gesetz!" in dem Hofe seiner Kaserne aufstellte. Die Schweizer von Chateauvieux aber wollten sich wehren auf Leben und Tod und zwangen die Municipalität, unter Trommelschlag allen Bürgern zu befehlen, bei der Bedienung der Kanonen zu helfen. Das Regiment Mestre-de-Camp schwankte zwischen Schrecken und Wuth. Bouillé aber ließ die Trommel wirbeln und zog rasch auf Nancy los, fest zum Kampf entschlossen und auf den Sieg der Ordnung vertrauend, wie er sich benahm, im Innern aber sorglich: er schreibt: „Ich mußte diesen Schritt thun, wie gefährlich und verwegen er auch war; ich sah nur ein gräuliches Ende vor mir. Ich ging in den Kampf mit so ungleichen Kräften, daß ich mir nicht mit einem Gelingen schmeicheln konnte; hätte ich aber dem Verlangen meiner Mannschaft nach dem Kampfe nicht nachgegeben und ihre Erbitterung zu beschwichtigen versucht, so hätten sie mich für einen Verräther erklärt, wie sie seit einiger Zeit über ihre Oberen abzusprechen sich angewöhnt hatten. Ich überließ mich also blind meinem Schicksal." [1]

Die Schweizer.

Bouillé.

Eine halbe Stunde vor Nancy stieß er auf eine neue Deputation der Meuterer, Officiere dabei, die sie gezwungen hatten mitzugehen. Die Antwort war dieselbe. Die Officiere und Beamten baten inständig um eine Stunde Bedenkzeit, sie ward gewährt. Um 4 Uhr stand Bouillé vor dem Stanislausthor, das von Truppen und bewaffnetem Volk und mehreren Kanonen geschützt war. Wieder eine Deputation: Frieden will sie und meldet, daß die Truppen abziehen, wie Bouillé verlangt, und daß Malseigne und Delanoue alsbald eintreffen werden; in der That kommen beide wohlbehalten zu Bouillé, der sie begrüßt, in der Freude seines Herzens die Sache für erledigt hält

Frieden zum Schein.

---

[1]) Bouillé, l. c. p. 152—53.

und nur den Abmarsch der Truppen vollendet sehen will, um dann mit den Seinen in Nancy einzuziehen.

Die Hauptcolonnen ziehen auch zu den Thoren hinaus, um sich auf einer Wiese aufzustellen, aber viele Nachzügler bleiben beim Volk, welches von Nachgiebigkeit Nichts wissen, das Thor vertheidigen und die Kanonen, die darunter

Désilles. stehen, auf Bouillés Mannschaft abfeuern will. Ein junger Officier, Désilles, stellt sich vor die Mündung einer Kanone, um sie daran zu hindern. „Feuert nicht!" ruft er, „es sind Eure Freunde, unsere Brüder! wollt Ihr Eure Fahnen entehren, indem Ihr auf sie Feuer gebt?" [1]) Man reißt ihn weg; er setzt sich auf das Zündloch, da strecken ihn einige Flintenschüsse nieder.

Die Kanonen werden abgefeuert und fünfzig Mann Bürgerwehr in der Nähe Bouillés niedergestreckt. Mit Wuth stürzt sich jetzt Bouillés Mannschaft

Straßenkampf. auf die Kanonen unter dem Thor und in die Straßen und macht nieder, was mit Waffen in der Hand betroffen wird, aber, weil von Schüssen aus Kellern, von den Fenstern und Dächern herab empfangen, erleidet er große Verluste. Die schon auf der Wiese aufgestellten Regimenter kehren in die Stadt zurück, um ihren Kameraden zu helfen, und in Nancy haust ein grimmes Morden. Von beiden Seiten glaubte man an Verrath und die Erbitterung wird erbarmungslos. Nach 2½ Stunden hat jedoch Bouillé den Sieg errungen, aber mit einem Verlust von 43 Officieren und 500 Gemeinen.

Bouillés Sieg. Ein Glück für ihn, daß seine Officiere das Regiment des Königs im Kasernenhof zusammenhielten, bis man es angreife; so nahm es keinen Antheil am Kampfe. Bouillé geht allein dahin, sie sehen ihn voll Angst kommen, wollen die Waffen niederlegen; er verwehrt es, heißt sie aber die Stadt binnen einer Viertelstunde zu verlassen, um eine Garnison zwanzig Stunden von da zu beziehen. Sie gehorchen, ziehen, ihren Officieren folgend und noch um Geleitung bittend — Bouillé gibt ihnen seinen Sohn —, vor seinen Augen ab, und doch hat Jeder 30 Patronen bei sich. Auch das gräulich zusammengeschossene Schweizerregiment, sowie Mestre-de-Camp ziehen jetzt ab — und neun Uhr Abends herrscht Ruhe und Stille in Nancy. —

Am 4. September hielten die Schweizer Kriegsgericht nach dem Gesetze ihres Landes über die Gefangenen von Chateauvieux, zweiundzwanzig wurden zum Strang, ein Mitglied des Ausschusses zum Rad verurtheilt und die Strafen wurden noch denselben Tag vollzogen, einundvierzig bekamen dreißigjährige Galeerenstrafe in Ketten. Der Pöbel in Nancy und die Nationalgarde wurden entwaffnet, der Jakobinerclub geschlossen. Die Gefangenen, die unter französischem Gesetz standen, wurden bald darauf wieder frei, keiner

Massacre de Nancy. erlitt eine Strafe. Bouillé konnte aus dem ruhig gewordenen Nancy bald wieder abziehen. „Das ist das Blutbad von Nancy", schreibt er. „Man

[1]) Bouillé, l. c. pag. 157—58. — Hist. parlem., VII, pag. 59, 86, 110, 125, 127, 129, 162.

wird daraus schließen, daß ich in Dinge hineingezogen wurde, die ich fürchtete und meiden wollte. Das Glück zog mich an den Haaren aus der Gefahr, in die es mich gestürzt hatte — es ist die letzte Gunst, die es mir gewährte." [1])

Am 2. September erhielt die Nationalversammlung Meldung von den Ereignissen des 31. August, sie machte tiefen Eindruck.[2]) Ein Dankschreiben ward für sein Geschick und seinen Heldenmuth an Bouillé erlassen,[3]) gedankt wurde den Truppen, den Nationalgarden, dem heldenmüthigen Désilles;[4]) für die Wittwen der Gefallenen wurde gesorgt. Dank der Nationalversammlung.

Auch der König sprach Bouillé seinen warmen Dank aus,[5]) für das Pferd, das unter ihm zusammengeschossen wurde, sandte er ihm sein eigenes. Auch Lafayette dankte als Bürger und Freund „dem Retter Frankreichs aus der gefährlichsten Lage", sein Benehmen sei so genau allen Regeln gemäß, daß auch die Bosheit der Gegner Nichts daran ausstellen könne.[6]) Feinde gab es genug, gegen 40.000 Mann aus der Vorstadt Saint-Antoine verlangten vor der Nationalversammlung Bouillés Tod und Rache für die Märtyrer der Freiheit — der Haufe wurde jedoch von der Nationalgarde zerstreut und der Eindruck war so mächtig, daß sogar die Jakobiner, wenn auch nur um sich rein zu waschen, ein Schreiben an die Truppen erließen, worin es heißt:[7]) „Die Aufrechthaltung der Ordnung, die Ausführung der Gesetze, die Achtung des Eigenthums ist nicht weniger Gegenstand der Sorgfalt der Freunde der Freiheit, als die Erforschung der Mißbräuche, die Vertheidigung der Unterdrückten und die Ueberwachung der Träger der Gewalt. — Sagt den Soldaten, daß jeder Stand Pflichten auferlegt, daß eine Armee ohne Disciplin nicht bestehen kann, daß Disciplin ohne Gehorsam nicht denkbar ist und der von den Gesetzen vorgeschriebene Gehorsam eine Ehrensache bleibt." Ludwig XVI. Lafayette Die Jakobiner.

Auf dem Marsfeld ward mit großer Pracht eine Leichenfeier für die Vertheidiger der Ordnung abgehalten. Lafayette und die Nationalgarde, Bouillé und der Stadtrath wohnten bei. Marat goß seinen Geifer darüber im „Volksfreund" aus: „Diese politische Feier war von einer unglaublichen Pracht: der ganze Umkreis des Marsfeldes war mit schwarzem Tuch behangen und die Tribünen hatte man mit Thränen bemalt. Man denke sich die Summen, welche man für diesen eitlen Pomp verschwendet hat, in einer Zeit, wo das tiefste Elend herrscht, in einer Zeit, wo die Armen Hungers sterben! Aber mit welchem Rechte wirft denn die Municipalität auf diese Weise die Gelder der Gemeinde weg? Dürfen denn die Sectionen dulden, daß das Scherflein der Wittwen und Waisen zur Verherrlichung der Feinde des Vaterlandes verwendet werde?" — Todtenfeier. Marat.

Eine Gegenfeier ward veranstaltet für den am 19. September einem hitzigen Fieber in seinem 28. Jahre erlegenen Journalisten Loustalot, einen Advocaten aus Bordeaux, der seine Zeitschrift „Révolutions de Paris" in kurzer Zeit auf Loustalot

---

[1]) Bouillé, Mémoires, p. 159.
[2]) Hist. parlem., VII, p. 76.
[3]) Bouillé, l. c. p. 162—63.
[4]) Désilles erhielt vom König das Ludwigskreuz, erlag aber bald seinen Wunden. Seine Vaterstadt Saint-Malo hielt ihm eine Todtenfeier, desgleichen Rennes.
[5]) Abgedruckt in Bouillé, l. c. p. 165.
[6]) Ibid., p. 164—66.
[7]) Lameth hat es verfaßt. — Buchez et Roux, l. c. VII, p. 192—93.

200.000 Abonnenten gebracht hatte. Es hieß, er sei über Nancys Blutbad gestorben.[1]) Der Fleischer Legendre sprach dabei: „Unglücklicher Freund! fahre in die andere Welt, weil dies einmal Dein Geschick ist! Der Schmerz über die Ermordung so vieler unserer Brüder in Nancy hat Deinen Tod herbeigeführt. Fahre hin und sage ihnen, daß der Patriotismus schon bei der Nennung des Namens Bouillé erzittert; sag' ihnen, daß sie früher oder später werden gerächt werden."

Umschlag der Stimmung. So mächtig war der Einfluß dieser Partei, daß die beiden Bevollmächtigten, die nach dem Blutbad von Nancy in der Hauptstadt Lothringens erschienen, Vieles wieder rückgängig machen konnten, was Bouillé angeordnet hatte. Uebrigens war der Umschlag der Stimmung dort so stark, daß das Volk von der Nationalgarde Nichts mehr wissen mochte, daß es die Waffen wie die Nationalcocarde wegwarf und nur den Geboten des Königs gehorchen wollte. Nancy war ganz royalistisch geworden. Bouillé hatte Mühe die Beamten der Municipalität und des Departements wieder zur Thätigkeit anzutreiben. Gerade so war die Stimmung in Metz und diese Stimmung wirkte wieder auf die Armee zurück. Bouillé war beliebt wie nie.[2])

Lafayette. Lafayette wurde sorglich über diese Stimmung, er, der früher Bouillé zum Einschreiten angetrieben und ermuntert hatte, „den für die Armee entscheidenden Schlag zu führen und durch ein Strafbeispiel der allgemeinen Unordnung ein Ende zu machen; nie sei das Vaterland in solcher Gefahr gewesen." [3]) „Dieser Ritter der Verfassung", bemerkt Bouillé, „nachdem er früher ihr Haupt war, sah nur die Gefahr, welcher sie entronnen war; er kannte aber keineswegs die Kräfte und Hilfsquellen des Feindes, der ihn angriff und eines Tages zu Boden werfen sollte, und er war emsiger bemüht, sich vor den Royalisten zu wehren, die Nichts vermochten, als die Jakobiner, seine wahren und furchtbarsten Feinde, zu zerschmettern." Er trat fortan in einer Art Eifersucht allen Plänen Bouillés entgegen. Daß an den französischen Rädelsführern in Nancy ein Exempel statuirt werde, wie Bouillé verlangte, hat Lafayette verhindert; sein Adjutant
Gouvion. Gouvion mußte Bouillé auf einer Rundreise in seinem Amtskreis begleiten, um seine vielleicht allzu royalistischen Absichten auszuforschen und zu vereiteln.[4])

Fluchtpläne des Hofes.

Bouillé will den König retten. Uebrigens fand Bouillé die Stimmung beim Adel, bei den Grundbesitzern in Lothringen, in der Franche-Comté, im Elsaß ganz für den König und gegen die Nationalversammlung und überhaupt gegen das Treiben in Paris; die Beamten sehnten sich nach der Herstellung der Macht des Königs. Die deutschen Regimenter hingen an Ludwig XVI. insbesondere. Die Ueberzeugung davon ließ Bouillé die Mittel in Erwägung ziehen, wie man den König aus

[1]) Die Conservativen antworteten in einer Schrift, Loustalot habe in Folge seiner Ausschweifungen einen frühen Tod gefunden. Hist. parlem., VII, p. 79—82.
[2]) Bouillé, Mém, p. 169.
[3]) Sein Schreiben veröffentlichte später Bouillé, l. c. p. 135—38.
[4]) Ibid., p. 169.

seiner peinlichen Lage herausziehen könne. Er meinte, wenn man den Kaiser veranlasse, daß er unter dem Vorwande, die verletzten Rechte der Reichsfürsten zu schützen, einige Truppen an der Grenze zusammenziehe, so müsse der König auch Truppen sammeln und könne dann nur ihn an die Spitze stellen. Aus den Departements, von der Armee, von ihm selbst wäre dann der Wunsch ausgesprochen worden, daß der König inmitten seines Heeres an der bedrohten Grenze erscheine, und die Nationalversammlung hätte Nichts dagegen einwenden können, zumal wenn Mirabeau dafür sein gewaltiges Wort einlegte. Einmal an der Spitze seines Heeres, hätte Ludwig leicht die Soldaten für sich gewinnen und, zumal die Officiere ohnehin an ihm hingen, die Rolle des Friedensstifters auch im Innern spielen können, umsomehr da das Volk die damals beginnende Mißhandlung der Geistlichen verabscheute. Gerade damals kam mit einem Schreiben des Königs der Bischof von Pamiers zu Bouillé und schilderte ihm die Härte und Strenge Lafayettes, welcher der Gefangenwärter des Königs geworden sei, und daß Ludwig, dieser Haft müde, in eine Grenzfestung in Bouillés Amtskreis fliehen, die Truppen und Unterthanen, welche noch treu wären, um sich sammeln und den Versuch machen wolle, sein von Hetzern verführtes Volk wieder auf die Bahn der Vernunft zurückzuführen oder sich auf die Hilfe seines Schwagers zu stützen, wenn die anderen Mittel, um die Ordnung und den Frieden wieder herzustellen, nicht ausreichten.

Plan Bouillés

Bouillé bat den Bischof,[1]) den König seiner unbedingten Treue und Hingebung zu versichern, die ihn bisher allein den Widerwillen hätten unterdrücken lassen, inmitten dieser Wirren in Frankreich zu bleiben; aber der Schritt sei sehr gefährlich, wenn er nicht gelinge; er würde den König und die Monarchie zu Grunde richten; er, Bouillé, sei jetzt so beim Volk und der Armee in Gunst, daß er dem König auch ohne diesen verwegenen Schritt helfen könne, und setzte ihm seinen Plan auseinander. Der Bischof wies aber darauf hin, Kaiser Leopold II. verlange zunächst, daß der König frei sei, dann wolle er Etwas thun. Bouillé bemerkt: „Da blieb mir Nichts übrig, als zu gehorchen und mich zu ergeben. — Da dieser Plan erst im nächsten Frühjahr ausgeführt werden sollte, so ließ mir der König Zeit genug, die Mittel zu sammeln und ihm einen Fluchtplan zu entwerfen.“ Von dem Tag an verkehrte er auch mit Ludwig XVI. in Chiffern, die er aber alsbald vernichtete, wenn er sie gelesen. Uebrigens hegte Bouillé damals noch Hoffnung, den König zu retten. Die Stimmung auf dem Lande war gut. Die Jakobiner richteten damals ihre Schläge nicht auf den König, sondern auf Lafayette, von dem Bouillé noch bemerkt,[2]) daß er öfter vom König Summen erhalten habe, um Schriftsteller für den König zu erkaufen, daß er sie aber für Leute ausgegeben habe, die eher für ihn, als für den König schrieben. „Denn statt sich dem Monarchen anzuschließen und sein Ansehen und seine Macht selbst durch die Verfassung zu stärken, deren erklärtes Haupt er war und die er aufrichtig wünschte, suchte er nur ihn des letzten Restes von Gewalt zu berauben, ihn herunterzusetzen, ihn noch fester einzusperren und ihm den Auf-

Leopold II.

Die Jakobiner.

Lafayette

[1]) Bouillé, l. c. p. 182.
[2]) Ibid., p. 185.

Eigensucht. enthalt in seinem Gefängniß noch bitterer und unerträglicher zu machen. Fern davon, sich mit mir zu vereinen — und mein Ansehen war damals groß, wenn auch nur vorübergehend — verdoppelte er seine Eifersucht, sein Mißtrauen; er suchte nur mich zu Grunde zu richten und meinen Machtkreis zu verkleinern." [1]) — So nahm Lafayette ihm zuerst das Recht, seine Regimenter in seinem Amtskreis zu versetzen, ohne vorher von Paris die Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Bouillé schrieb an den König, wie wichtig es für ihn sei, freie Verfügung über seine Mannschaft zu haben, insbesondere im Falle der Noth. Ludwig XVI. antwortete ihm, alle seine Bemühungen seien an dem hartnäckigen Widerstande Lafayettes gescheitert. Nicht lange nachher wurde auch der Amtskreis Bouillés verkleinert und ihm das Elsaß entzogen. — Wieder war es Lafayette, der diese Maßregel dem König aufdrängte, wenn er sich auch in der Person des neuen Befehlshabers des Elsasses täuschte, denn dieser war der treueste Anhänger des Königs und stellte sich Bouillé unbedingt zur Verfügung.

Arenberg Aus Arenbergs Nachlaß wissen wir, wie sehr Mirabeau auf die Entfernung des Königs aus der Hauptstadt drang,[2]) wie es aber erst nach unaufhörlichen dringenden Vorstellungen gelungen ist, ihn zu diesem Entschluß zu zu bringen. „Der König erklärte aber zugleich, er sehe hierin nur ein Mittel, freier zu sein, um die Sprache der Vernunft und des väterlichen Wohlwollens an die Nation richten zu können; in keinem Falle werde ihn je irgend eine Rücksicht, wie wichtig sie auch sein möge, bewegen, Frankreich zu verlassen."

„Von Fontainebleau", meint der scharfblickende und edle Arenberg, „konnte Bouillé. keine Rede mehr sein, denn es war eine offene Stadt, in der man sich nicht hätte vertheidigen können, und der revolutionäre Geist hatte schon so um sich gegriffen, daß man das Heil der königlichen Familie nicht einem Handstreich hätte aussetzen dürfen. Man sprach von einer Festung im Norden, aber da befehligte Rochambeau. Rochambeau, dem der König nicht recht traute: er sei mit republikanischen Ideen aus Nordamerika zurückgekommen, habe überdies wenig Fähigkeiten und sei Lafayette blind ergeben, der mit ihm mache, was er wolle. Der König sprach von Bouillé. Bouillé, über den Arenberg bemerkt: „Bouillé stand in sehr ehrenvollem Ruf; er war ein guter Kriegsmann, tapfer und unfähig den König in der Gefahr zu verlassen. Er war nicht so starr in seinen Ansichten, als man ihn schilderte. Reformen in der Verwaltung hatten ihm immer nothwendig geschienen und in Hinsicht auf das politische System näherten sich seine Ansichten der englischen Verfassung — ein Beweis mehr, daß Ludwig XVI. aufrichtig dem constitutionellen Systeme zugewandt war."

Falschheit Lafayettes. Arenberg sollte Bouillé in Verbindung bringen mit Mirabeau und kam, mit einem Schreiben des Königs versehen, Februar 1791 nach Metz.[3]) Wie groß muß die Verrätherei am Hofe gewesen sein — Bouillé war schon von Lafayette gewarnt vor Arenberg: er werde ihm den Herzog von Biron schicken, gegen den er sich über die Begebenheiten des Tages ganz offen aussprechen könne. Bouillé war anfangs verlegen, als ihm Arenberg von der Lage des Königs sprach;

---

[1]) Bouillé, Mém., p. 186.

[2]) Briefwechsel zwischen dem Grafen Mirabeau und dem Fürsten Arenberg. Bd. I, S. 214.

[3]) Arenberg-Mirabeau, l. c. Bd. I, S. 215—220.

er sagte, man könne der Nation nicht widerstehen, seine Pflicht sei, ihr zu dienen; seine Sache sei es nicht, zu untersuchen, ob der König frei sei oder nicht. Erst als Arenberg ihm das Schreiben des Königs überreichte, wurde die Sprache des Kriegsmannes offen, mißfällig über die Nationalversammlung, welche die bürgerliche und Militärverwaltung vollständig zerrüttet habe, entrüstet über Lafayette; Mirabeau dagegen könne dem Könige die größten Dienste leisten, wenn er dahin strebe die öffentliche Meinung in der Hauptstadt und den Provinzen umzustimmen. Man müsse aber eilen, die Truppen seines Commandos zu gebrauchen, denn der neue Kriegsminister, Duportail, ein Werkzeug Lafayettes, spiele ihm einen schlimmen Streich nach dem andern, und bald werde er jeden Einfluß auf seine Leute verloren haben. Mirabeau.

Bouillé erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, wie er sofort dem Könige gerathen habe, Mirabeau mit Gold zu bedecken, ihm Alles zu geben, was er verlange; die Zeit sei vorbei, wo nur Tugendhafte den Staat retten könnten. „War der König wieder auf seinem Thron befestigt, so konnte er Mirabeau befriedigen, und dieser hatte zu viel Verstand, um nicht zu begreifen, daß der Dank und die Wohlthaten eines Monarchen, dem er wieder zu seinem Ansehen verholfen, vor der Volksgunst und der vorübergehenden Rolle eines Parteihauptes den Vorzug verdienten. Lafayette dagegen war ein Enthusiast und Narr, trunken von Eigenliebe, deren Maß man nie kennen, noch füllen konnte: die gefährlichste Gattung von Menschen, besonders in Revolutionen.“ [1]) — Bouillés Scharfblick.

Im November schon hatte Bouillé dem König Montmedy oder Besançon oder Valenciennes als Zufluchtsort vorgeschlagen; in Valenciennes sei das Volk gut gesinnt und die Behörden dem König ergeben; Engländer reisten öfter hier durch und so errege ein ankommender Wagen wenig Aufmerksamkeit, auch sei der Ort in Bouillés Amtskreis und er werde an Ort und Stelle sein. In Besançon sei das Volk und die Besatzung gut gesinnt. In Montmedy sei ein Lager zugleich für ein Heer und die Festung stark. Der König wählte Montmedy und Bouillé traf seine Vorbereitungen. Ende Jänner 1791 meldete ihm der König, er gedenke im März oder April abzureisen und er möge ihm angeben, welche Straße er dahin einschlagen solle und welche Anordnungen er treffen wolle. Bouillé antwortete, ein Weg führe über Rheims und Stenay, man komme hier nicht durch große Städte und der Geist der Bevölkerung sei gut; der andere Weg führe durch Chalons, Sainte-Ménéhould, Varennes oder Verdun, hier sei aber der Geist des Volkes und der Behörden abscheulich, auch sei in Varennes keine Poststation. Wohin soll der König? Ludwig XVI. für Montmedy.

Bouillé mahnte den König, vom Kaiser den Durchzug einiger Regimenter durch das Luxemburgische zu erbitten, damit er einen Vorwand habe, Truppen in Montmedy zusammenzuziehen. Der König antwortete, er ziehe den Weg über Varennes vor, denn in Rheims kenne ihn Jedermann seit der Krönung; der Kaiser habe ihm überdies 15.000 Mann zu senden versprochen, sobald er sie haben wolle. Bouillés Rath.

Bouillé fügt bei: „Wer den frommen Charakter des Königs kennt, zweifelt nicht, daß er den Eid, den er geschworen, gewissenhaft halten und die Gesetze, die er in sich schloß, ausführen wollte. Das war auch meine Ab- Collision der Pflichten

[1]) Bouillé, l. c. p. 201.

sicht, als ich nach langem Widerstand nur auf seine ausdrückliche Forderung hin den Eid auf die Verfassung leistete. Aber diese Verfassung war noch nicht fertig und wurde jeden Tag fehlerhafter und die Durchführung unmöglich. Die Verfassungsmacher selber waren Ränkeschmiede und Wühler von Haus aus und man mußte gegen ihre Pläne auf der Hut sein, auch wenn man der Verfassung treu sein wollte: man wurde ihr Feind, denn die Anhänglichkeit an den König war in ihren Augen ein Verbrechen. So mag man denn schließen, wie peinlich die Lage des Königs und wie dornenvoll die meine war, und was ein Mann von Ehre ausstehen mußte, der seinem Gewissen und seinen Pflichten im Widerspruch mit seiner Ueberzeugung gehorchen sollte, der in einer Zwangslage sich befand gegenüber dem Pöbel und den Parteimännern, die Alles Treulosigkeit nannten, was ihre Narrheit und Ruchlosigkeit bekämpfte." [1])

Die Civilconstitution des Klerus.

Eine neue Frage machte den König noch bedenklicher über seine bisherige Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Versammlung und geneigter, sich mit Fluchtgedanken zu befassen, nämlich die religiöse. In dieser allein war er fähig zu festem Widerstande. Ludwig hatte nämlich an den Papst

Der König an den Papst.

Bericht gesendet über die neue Einrichtung der französischen Kirche nach den Beschlüssen der Versammlung und ihm versprochen, er selber würde nie vergessen, daß er der Beschützer der Religion sei, aber Seine Heiligkeit werde gewiß begreifen, daß das erste Interesse dieser Religion sei, den Schwierigkeiten und Spaltungen zuvorzukommen, welche die Ruhe der Kirche in Frankreich nicht stören könnten, ohne den Schooß der allgemeinen Kirche zu zerreißen.

Der Papst an den König.

Pius VI. antwortete, er zweifle durchaus nicht an der Anhänglichkeit des Königs an die römisch-katholische Kirche, aber als Statthalter Christi und Wahrer des Glaubensschatzes müsse er ihn aufklären, nicht über seine Pflichten gegen Gott und seine Völker, denn er halte ihn für unfähig, seine Ueberzeugung zu verrathen und sie den Wahngebilden einer falschen Politik zu opfern; doch müsse er ihm mit Festigkeit und väterlicher Liebe erklären, daß er durch die Bestätigung der Beschlüsse wider den Klerus eine ganze Nation zum Irrthum verleite, daß er sein Königreich in die Glaubensspaltung und vielleicht in einen grausamen Religionskrieg stürze; daß er, der Papst, bisher sorgfältig diesen Streit zu vermeiden suchte, indem er nur die unschuldigen Waffen des Gebetes anwendete, daß er aber bei Fortdauer dieser Gefahr, als Haupt der Kirche, gezwungen wäre, seine Stimme hören zu lassen, ohne sich je von den Geboten der Liebe zu entfernen. Seine Majestät möge ja nicht glauben, eine rein politische Körperschaft könne die Lehre und allgemeine Ord-

[1]) Bouillé, Mémoires, p. 193—94.

nung in der Kirche verändern, oder über die Wahl der Bischöfe und die Aufhebung bischöflicher Stühle entscheiden; er möge ja nicht zweifeln, daß er sein Seelenheil wie das seines Volkes gefährde durch eine voreilige Zustimmung, welche die ganze Christenheit ärgern würde. Der König könne auf Rechte seiner Krone verzichten, dürfe aber aus keinerlei Rücksicht das opfern, was er, als ihr ältester Sohn, der Kirche schuldig sei. Jedenfalls möge er, bevor er in einer so wichtigen Sache sich entscheide, die Stimme der französischen Geistlichkeit anhören.

Die Verhandlungen über die Kirchenfrage begannen 1. Juni 1790. Neue Diöcesen. Der Ausschuß wollte die bisherigen 117 Bisthümer auf 84 herabsetzen, die Bischöfe und Pfarrer durch dieselben Wähler ernennen lassen, welche auch die Beamten des Departements ernannten, die Domcapitel aufheben und an ihre Stelle je 16 Priester auswählen, welche wie Vicare des Bischof-Pfarrers zu behandeln wären. Im Ausschuß waren lauter eifrige Jansenisten die Tonangeber, Wahl der Bischöfe und Pfarrer. Camus, Fréteau, Treilhard, Martineau, die in solcher Weise für frühere Verfolgungen Rache nehmen und die Urzeit der Kirche, wie sie meinten, wieder herstellen wollten.[1])

Der Erzbischof von Aix erhob dagegen zuerst seine Stimme: „Jesus Christus hat die Vollmacht seiner Lehre seinen Aposteln und diese haben sie ihren Nachfolgern übergeben. Er hat sie weder den Beamten, noch den Verwaltern, noch den Königen anvertraut. Ihr seid insgesammt der Autorität der Kirche unterworfen, denn wir haben diese Gewalt von Jesus Christus. Bischöfe können nur Nationalconcil. durch Jene abgesetzt werden, welche sie eingesetzt haben. Ihr habt kein Recht, den Amtskreis der Bischöfe einzuschränken. Nur im Auftrag der Bischöfe spenden die Pfarrer die Sacramente, kein Anderer kann die Vollmacht dazu verleihen. Wir wollen nur an der reinen Kirchenordnung festhalten und nicht an den Mißbräuchen. Wir werden nie zu Etwas unsere Zustimmung geben, was die Kirche mißbilligt. Befragt nur ein Nationalconcil darüber."

Treilhard entgegnete,[2]) es gebe Bisthümer, die einen Umfang von 1500 Treilhard. Quadratmeilen, und andere, die nur 20 hätten; es gebe Pfarren, deren Sprengel 10 Meilen groß sei, und andere, zu denen nur 15 Häuser gehörten; es gebe Pfarrer, deren Einkommen sich nur auf 700 Livres belaufe, während in ihrem Sprengel Beneficien seien, die 10.000 bis 12.000 Livres jährlich abwerfen und ihre Nutznießer gar Nichts leisteten, ja nicht einmal da wohnten, sondern weit weg davon in Ueppigkeit ihr Einkommen vergeudeten. Eine neue Eintheilung sei deßhalb ein Werk der Nothwendigkeit. Die Nichtsnutzigkeit der Kapitel sei anerkannt, sie seien nicht mehr das, was sie ursprünglich waren: damals lebten die Canoniker gemeinschaftlich und waren die Rathgeber ihres Bischofs. Auf diesen Wahl der Pfarrer. Ursprung wolle man sie wieder zurückführen und sie zwingen, ihre Stellung wahrhaft auszufüllen. Auf dem Wege der Wahl bekomme eine Gemeinde am sichersten einen Pfarrer, der für sie passe; in den schönen Zeiten der Kirche habe das Volk auch seine Pfarrer gewählt. So lange die Ernennung der Bischöfe in den Händen

---

[1]) Ferrières, l. c. II, p. 52—53 — Buchez et Roux, l. c. VI, p. 217 ff.
[2]) Ferrières, l. c. II, p. 54—55.

Mißstände. des Königs oder seiner Minister ruhte, habe man nur zu oft nicht Jenen gewählt, welcher am meisten apostolische Tugenden besaß, sondern Denjenigen, dessen Familie im größten Ansehen stand. Welche Uebel sind nicht aus diesen Wahlen hervorgegangen! Die meisten Bischöf ewaren nicht einmal im Stande, ihren Pflichten zu entsprechen, und bezogen ihre Stühle nur mit Widerwillen, sie mochten nicht dort bleiben; man nannte als wahre Helden die Wenigen, so Residenz hielten. Dieselben Mißbräuche herrschten in der Wahl der hohen Stellvertreter: alle dachten nur an das Erbetteln von Gunstbezeugungen, statt sie zu verdienen. Von Jenen, die sie leiten sollten, im Stich gelassen, blieben die Diöcesen einigen unbedeutenden Secretären überlassen. „Man höre also auf zu schreien, die Religion ist in Gefahr, weil man einige Mißbräuche angreift, die selbst Denen, welche davon Vortheil ziehen, als grauenhaft erscheinen würden, wenn sie ehrlich und offen sein wollten." — Hier waren in der That einige schreiende Mißbräuche berührt. Die hohen Würden der Kirche wurden in Frankreich leider seit lange nicht nach Tugend und Wissen, sondern nach Gunst vergeben, und daher ist auch zu erklären, daß die Sache der Kirche in der Nationalversammlung so wenige hervorragende Vertheidiger zählte. — Auf der anderen Seite war die Art, wie die Männer der Bewegung in den Augen des Volkes die Sache der Religion von der Sache der Kirche zu trennen suchten, eine wohlberechnete und arglistige.

Nur ein Concil. Schon sollte es zur Abstimmung kommen über die neue Zahl der Diöcesen, als der Bischof von Clermont sich erhob: er sei es sich und seinem Amte schuldig, die Einberufung eines Nationalconcils zu verlangen; er könne hier an einer Berathung über diese Frage keinen Antheil nehmen und keinem Beschlusse der Nationalversammlung sich unterwerfen. — Alle Geistlichen auf der rechten Seite erhoben und schlossen sich seinem Antrage an.

Camus. Camus entgegnete, Christus habe gesagt: „Gehet hin in alle Welt und verkündet die frohe Botschaft", er habe nicht von besonderen Sitzen gesprochen; im Nothfalle könne jeder Priester auch außerhalb seines Amtskreises thätig sein. Die Ordnung habe allerdings eine Abgrenzung der Wirksamkeit festgesetzt. Es frage sich hier nur, ob der Staat das Recht habe, diese Abgrenzung zu bestimmen. Er habe es jedoch, denn die Kirche habe kein Territorium, nichts Weltliches; sie sei im Staat, nicht der Staat in der Kirche. „Wir sind nun die Nationalversammlung und hätten das Recht, sogar die Religion zu ändern; das wollen wir aber nicht; wir wollen die katholische Religion erhalten, wir wollen Bischöfe und Pfarrer; wir haben aber nur 84 Departements und wollen für jedes nur einen Bischof. Hierin ist nichts Geistiges; dieses zu bestimmen haben wir Laien das Recht." — Auf Roederers Einwand, dieses Abgrenzen der Departements in weltlicher und geistlicher Beziehung führe zum Föderalismus, ward entgegnet, einige dieser Bischöfe seien Metropoliten. Bei dieser Frage kam also das Wort Föderalismus zuerst vor. Föderalismus.

Mit jeder Stunde wurde die Verhandlung stürmischer und am 7. Juni verließen die Bischöfe mit vielen Geistlichen und Adeligen den Saal.[1]) Dadurch wurden ihre Gegner Sieger in der Abstimmung und das Gesetz ging

[1]) Buchez et Roux geben diese Verhandlungen nur kurz, Histoire parlementaire, VII, p. 217—232.

nach ihrem Wunsche durch: alle geistlichen Stellen sollen nur durch Wahl besetzt werden. Aber wer hat das Recht zu wählen? Die Royalisten verlangten, der Bischof solle durch die Pfarrer des Departements gewählt werden, und die Pfarrer durch den Bischof: denn bei der Wahl der Pfarrer und der Bischöfe durch die Wahlversammlungen der Departements für die Verwaltungsbehörden würden unwissende Laien über Kenntnisse und Tugend, ja oft Protestanten über Katholiken entscheiden, und könnte oft, in der Absicht den Glauben zu erniedrigen, gerade der unwürdigste Bewerber die erste Stelle erhalten; allen Ränken wäre freier Spielraum gelassen. Dem hielten die Demokraten die Souveränität des Volkes entgegen, die Geistlichen seien nur Beamte, welche das sich selbst beherrschende Volk wähle, und setzten ihren Willen auch insofern durch, daß der Bischof nur aus den Pfarrern des Departements, welche zehn Jahre, und die Pfarrer nur aus den Vicaren, welche fünf Jahre ihr Amt geführt hätten, gewählt werden sollten. Dem König ward jede Einwirkung auf diese Wahlen entzogen, er solle nur durch eine Abschrift des Wahl- und Einsetzungsprotokolls davon benachrichtigt werden. Kein Geistlicher, überhaupt kein französischer Bürger, solle fürder Gewalt und Gerichtsbarkeit eines auswärtigen Prälaten anerkennen, weßhalb in Zukunft nicht der Papst, sondern nur der Metropolit einen Bischof bestätigen könne, wogegen die Vertheidiger der Kirche vergebens einwendeten, daß die heilige Schrift, die Beschlüsse der Concilien, das Kirchenrecht dem Nachfolger Petri die Obergewalt, die Obergerichtsbarkeit in geistlichen Angelegenheiten und das Recht ertheilten, die Bischöfe zu bestätigen; man reiße sich also von der allgemeinen Kirche los, wenn man dem Statthalter Christi dieses Recht raube. Vergebens! Dem neuernannten Bischof ward bloß gestattet, an den Papst zu schreiben — zum Zeichen der fortdauernden Einheit des Glaubens, und daß man mit dem bisherigen Oberhaupte der Kirche in Verbindung bleiben wolle. Auch wurde vergebens darauf hingewiesen, daß durch beschworene Verträge, namentlich durch den westfälischen Frieden, gewissen auswärtigen Prälaten die Ausübung der erzbischöflichen Gerichtsbarkeit in französischen Bisthümern zugesichert sei, und daß man diese Verträge nicht einseitig aufheben könne. —

Wer wählt die Pfarrer,

wer die Bischöfe?

Stellung zum Papst.

Ihren Aerger über den Widerstand der Geistlichen befriedigten die Sieger, indem sie deren Gehalte nieder ansetzten. Nur dem Bischof von Paris ward ein Einkommen von 50.000 Livres gelassen, die übrigen mußten sich mit 20.000 und in Städten von weniger als 50.000 Einwohnern mit 12.000, ihre Stellvertreter mit 6000 bis 2000 Francs begnügen. Nur den Pfarrern zu Paris bewilligte man einen Jahresgehalt von 6000 Francs, die übrigen mußten sich in der Regel mit 1200 begnügen, dazu sollten sie Dienstwohnung und einen Garten haben.

Amtsgehalt.

Spöttisch bemerkten die Demokraten, der geringe Gehalt befördere die Demuth und werde die Zustände der Urkirche zurückführen, der Reichthum mache

Spott.

nur hochmüthig; die Nation habe über die Güter des Klerus und deren Ertrag zu verfügen und Dem den Gehalt zu entziehen, der ihn nicht mehr verdiene, Den besser auszustatten, der mehr leiste.[1] — Robespierre meinte: „Man hält uns entgegen, die Bischöfe hätten Schulden machen müssen! Was geht uns das an? sie sollen haushalten! Ein Mensch, dem man 30.000 Livres des Jahres Gehalt gibt, darf die Nationalversammlung nicht in Sorge versetzen. Das Kirchenrecht verdammt ohnehin die Häufung der Stellen in einer Hand. Was wollen denn die Bischöfe mit ihren Ansprüchen? Warum Opfer zu ihren Gunsten? Wo zeigt sich denn ihre Liebe zum Vaterland? Wo sind denn ihre Anträge zum Gelingen der erhabensten aller Revolutionen? Man bezahlt sie, gerade wie man einem General einen Gehalt anweist." — So die Weisheit Robespierres!

Robespierre.

Civilconstitution des Klerus.

Die Gesammtheit dieser Beschlüsse heißt die Civilconstitution des Klerus. Die Versammlung wollte die 70.000 Geistlichen des Landes fügsam machen; sie meinte stolz, genügsam zu sein, wenn sie bloß die Disciplin in der Kirche ändere, da sie ja selbst den Glauben ändern könnte. Thorheit! wer würde sich für einen Glauben erwärmen oder gar opfern, den eine solche Versammlung aufstellte? Die Staatsgewalt griff hier in das Gebiet der Religion hinüber, statt ihre Rechte zu achten, wie sie sollte, denn die Kirche ist legitim, sie hat ihr eigenes Leben, wie der Staat.

Urtheil darüber.

„Die geistliche wie die bürgerliche Gesellschaft" — bemerkt ein Franzose, dem gewiß Niemand den Vorwurf kirchlicher Gesinnung machen kann, der aber freien Geistes sich für die Wahrheit ausspricht[2] — „findet die Berechtigung ihres Daseins in den Diensten, die sie ihren Mitgliedern leistet, in dem Eifer und Erfolg, mit dem sie ihres Amtes waltet, in der Erkenntlichkeit, welche ihre Mitglieder für sie an den Tag legen, in der Wichtigkeit, welche dieselben ihrer Thätigkeit beimessen, in dem Bedürfniß, das sie dafür haben, in der Anhänglichkeit, die sie ihr entgegenbringen, in der Ueberzeugung, daß ohne dieselbe ihr ein Gut entginge, welches sie höher schätzen, als andere Güter. Bei der einen ist dieses Gut die Sicherheit der Person und des Eigenthums, bei der anderen ist es das ewige Seelenheil. — In allen übrigen Punkten stehen sich beide Arten von Gesellschaft einander gleich; die Ansprüche der Kirche sind so begründet, wie die des Staates. Ist es daher billig, daß dieser auf seinem Gebiete unabhängig und unumschränkt walte, so muß es auch billig sein, daß jene auf ihrem Gebiete unabhängig und unumschränkt walte. Gilt es als unberechtigter Uebergriff, wenn die Kirche sich herausnimmt, die Verfassung des Staates feststellen zu wollen, so muß es auch als ungerechtfertigter Eingriff gelten, wenn der Staat den Anspruch erhebt, die Verfassung der Kirche regeln zu wollen. Allerdings ist zwischen den Gebieten der beiden Parteien keine Grenzlinie gezogen und es kann daher an häufigen Streitigkeiten nicht fehlen. Diesen läßt sich jedoch vorbeugen und ein Ende bereiten, indem die Betheiligten eine Scheidewand aufführen und dann zu Hause bleiben, ohne sich weiter um einander zu bekümmern, — so hat man es in Amerika gemacht; oder sie können einander mittels eines bestimmten Uebereinkommens gewisse festzustellende Rechte auf den mittleren Landstreifen zuerkennen und daselbst ihre getheilte Machtvollkommenheit gemeinsam ausüben, — so sollte es in Frankreich

Staat und Kirche.

[1] Ferrières, Mémoires, I, p. 53—60. — Hist. parlem., VI, p. 223—39.
[2] Taine, Révolution, I, p. 230.

gehalten werden. Aber in allen Fällen müssen beide Machtvollkommenheiten, wie beide Gesellschaften, getrennt bleiben; jede derselben muß die andere als ihresgleichen, als Contrahentin betrachten, nicht aber als Untergebene, deren Verhältnisse sie regeln dürfe. — Fiele es der Kirche ein, die bürgerliche Regierungsform — sei diese monarchisch oder republikanisch, oligarchisch oder demokratisch — zu verdammen oder anzugreifen, so wäre das ein Mißbrauch ihres Einflusses. Fiele es dem Staate ein, die Organisation der Kirche — sei dieselbe päpstlich oder bischöflich, presbyterianisch oder congregationistisch — ohne Zustimmung der Gläubigen, abzuschaffen oder zu verändern, so wäre das ein Mißbrauch seiner Macht. Er würde nicht nur das Recht verletzen, sondern in den meisten Fällen wäre seine Macht nutzlos; vergeblich wird er, vornehmlich in dem ungerechten Kampfe, in den er nunmehr mit der Kirche sich eingelassen, den Baum fällen wollen; die Wurzel desselben kann er nicht erreichen, und da der Baum ebenso lebenskräftig ist wie der Angreifer, wird dieser nicht selten ins eigene Fleisch schneiden."

Widerstand des Klerus.

Die Nothlage zwang die Bischöfe zu gemeinsamem Vorgehen. Der Erzbischof von Aix setzte in einer Denkschrift [1]) auseinander, daß die Nationalversammlung kein Recht habe, einseitig die Diöcesen zu verändern, die Kapitel zu unterdrücken, die Güter des Klerus zu veräußern; und die anderen Bischöfe sprachen ihre Zustimmung aus. Demgemäß erließen sie insgeheim an ihre Diöcesen die Weisung, daß die Priester beim Bürgereid die Rechte der geistlichen Gewalt verwahren müßten; daß die Bischöfe von der Aufhebung der Kapitel Nichts wissen wollten; daß man die Schritte der Regierung abwarten und, wenn sie vorgehe, sich auf die Entscheidung des Papstes berufen solle, denn er müsse vorher seine Zustimmung zu den beabsichtigten Veränderungen geben; die Bischöfe, deren Stühle man aufheben wolle, könnten nur durch den Papst ihrer Stellung enthoben werden; sie sollten ferner in den Seminarien die Studien und frommen Uebungen fortsetzen lassen, bis die Regierung sie schließe; zwinge man sie selber, ihr Palais zu verlassen, so sollten sie ein Haus miethen und hier ihre bischöfliche Thätigkeit fortsetzen. Zwängen sie die Umstände, ihre Vollmacht auf andere Bischöfe zu übertragen, so müßte diese Uebertragung öffentlich, mit Begründung und nur auf ein Jahr vor sich gehen, und der Bevollmächtigte müßte sich selber in allen Amtshandlungen nur als Stellvertreter bezeichnen. Eine Absetzung ohne Zustimmung des Papstes mache einen Stuhl nicht ledig; sei kein Bischof da, so habe das Kapitel die Diöcese zu leiten, und der Erzbischof, wenn kein Kapitel mehr da sei. Die Erzbischöfe dürfen ohne Zustimmung des Papstes keinem Bischof die Weihe geben. [2])

Geheime Weisung.

Klagen darüber.

Bald liefen von vielen Seiten Klagen ein über passiven Widerstand der Geistlichkeit, und sprach man von einer Verschwörung der Bischöfe und Pfarrer gegen Staat und Religion; die Religion sei aber nur der Vorwand, Ehrgeiz und

[1]) Exposé des principes des évêques de l'Assemblée nationale.
[2]) Ferrières, Mémoires, II, p. 186—88.

Habsucht seien der eigentliche Beweggrund; durch gemeinsamen Widerstand wolle man dem Volke zeigen, daß man ungestraft den Gesetzen trotzen könne, wolle man die Verfassung verächtlich machen, alle Bande der Gesellschaft lockern und den Bürgerkrieg herbeiführen.

Verdel. Der Jakobiner Verdel legte am 27. November 1790 ein Sendschreiben des Bischofs von Tréguier an seine Pfarrer vor, das zu gemeinsamem Widerstand, zur Einigkeit in Gesinnung, Sprache und Benehmen aufforderte. Dieser Bischof reize offen, die anderen versteckt zur Auflehnung. Noch weiter gingen ihre Kapitel, die jeden Verkauf geistlicher Güter zu hindern suchten und geradezu erklärten, sie würden nur der Gewalt weichen. Die Pfarrer predigten gegen den Verkauf der Kirchengüter und sprächen den Bann gegen die Käufer aus, den nicht einmal der Papst lösen könne; sie mahnten die Bauern, keine Abgaben mehr zu zahlen und die Beamten niederzuschlagen.[1])

Barnave. Mirabeau. Montlosier verlangte Vertagung dieser Frage, Barnave eifriges Vorgehen gegen diese Aufrührer. Mirabeau benutzte den Anlaß, um der Versammlung ein Lob zu spenden; er brauchte ja ihre Gunst zu seinen weitreichenden Plänen: „Ihr sollt Verfolger der Religion sein, welcher Ihr doch in Euren Beschlüssen eine so edle rührende Huldigung dargebracht habt! Die Ihr so freigebig für sie sorgt, während Ihr sonst in Eurer Klugheit und Gerechtigkeit so sorgfältig in den Ausgaben sparet! Ihr, die Ihr sogar bei der Eintheilung des Landes die Religion einmengtet und auf die Grenze jedes Departements das Kreuz aufpflanztet und angesichts aller Nationen und aller Jahrhunderte das Bekenntniß ablegtet, daß Gott ebensosehr ein Bedürfniß für das französische Volk ist, als die Freiheit! — Ha! fort mit jedem System, das dem Laster den Zügel nimmt, den das Gesetz nicht mehr hat, und das die letzte Hoffnung der unglücklichen Tugend auslöscht." — Der Saal erdröhnte vom Sturm des Beifalls. Barnave war der Rang abgelaufen. Im Herzen dachte Mirabeau ganz anders; er beklagt in einem Brief vom 27. Jänner — „diese neue Wunde, die giftigste von allen; sie wird den Brand vollends in die vielen Schwären bringen, von welchen unser politischer Körper zernagt, zerfressen und aufgelöst wird. Wir hatten uns einen König im Bilde gemacht, einen König ohne Macht; einen gesetzgebenden Körper, der verwaltet, der untersucht, der richtet, der belohnt, der straft, der Alles thut, nur das nicht, was er thun sollte. Nun aber stellen wir die kirchliche Spaltung an die Seite der politischen. Wir hatten noch nicht Widersetzlichkeiten genug, wir schaffen uns neue nach Lust; nicht Gefahren genug, wir rufen uns die allerschlimmsten hervor; nicht Verlegenheiten genug, wir machen uns die unentwirrbarsten; das kann das Ende von Allem herbeiführen, wenn die Versammlung nicht müde wird den Anarchisten zu gehorchen."

Maury. Der Abbé Maury gab am anderen Tage Antwort auf die Rede Mirabeaus unter dem Beifall der Rechten, dem Spott und Gelächter der Linken, oft unterbrochen, aber immer gehaltvoll in seiner Beweisführung aus der Geschichte wie aus dem Kirchenrecht. Scharf hob er hervor, wie der Klerus die Rechte der Kirche vertheidige zum Vortheil der Freiheit Aller, während die Versammlung jetzt dem Byzantinismus zutreibe; in Constantinopel sei auch der Sultan Herr über die Leiber und über die Geister und hätten einst

[1]) Seine lange Rede in der Hist. parlem., VIII, p. 100—116. Mirabeau, ibid., p. 116—30.

die Cäsaren Dogmen und Gesetze machen wollen, ähnlich wolle die Nationalversammlung jetzt König und Papst zugleich sein. —

Die Frage war groß, die Versammlung klein, sie beschloß: alle Geistlichen, welche Kirchen- oder Schulämter bekleiden, haben binnen acht Tagen nach Verkündigung dieses Beschlusses den Bürgereid zu schwören: die Bischöfe, über die Gläubigen ihres Bisthums, die Pfarrer, über die Gläubigen ihrer Pfarrei wohl zu wachen, treu zu sein der Nation, dem Gesetze, dem König, mit all ihrer Macht die von der Nationalversammlung beschlossene und vom König genehmigte Verfassung zu erhalten.[1]) Die Bischöfe leisten den Eid in der Kathedralkirche Sonntags nach dem Amt feierlich, die Pfarrer in der Pfarrkirche in Gegenwart des Gemeinderathes, den sie vorher schriftlich von ihrem Vorhaben verständigt haben müssen. Die Geistlichen, welche Abgeordnete sind, leisten den Eid binnen acht Tagen in der Nationalversammlung und verständigen ihre Pfarrei oder ihr Departement schriftlich von der Eidesablegung. Wer in der vorgeschriebenen Zeit den Eid nicht leistet, der wird angesehen, als habe er seine Stelle niedergelegt, die alsbald wieder besetzt werden muß. Der Maire hat deßhalb über den Pfarrer, der Generalsyndicus des Departements über den Bischof die Anzeige zu erstatten. Die Geistlichen, welche den Eid verweigern und dennoch ihre Amtsverrichtungen fortführen wollen, sind als Störer der öffentlichen Ruhe zu bestrafen; die den Eid schworen und ihr Amt behielten und nachher einem Beschluß der Nationalversammlung den Gehorsam versagen, oder zu Widerspenstigkeit Anderer Veranlassung gaben, sollen nicht nur ihrer Stellen entsetzt, sondern als Empörer ihres Bürgerrechtes verlustig, zu allen Aemtern für unfähig erklärt und schwer bestraft werden, je nach der Bedeutung des Falles.

Eid der Geistlichen.

Die Folgen dieses Beschlusses waren ernster, als die Antragsteller ahnten; sie hofften durch die Feier und Oeffentlichkeit der Handlung allen künftigen Widerstand niederzuschlagen, denn der Geistliche, welcher den Eid geschworen, müßte, im Falle einer Unfolgsamkeit gegen das Gesetz, seinen Pfarrkindern als gewissenslos und meineidig erscheinen. Sie hatten eine so kurze Frist für die Eidesablegung anberaumt, um jede Vereinigung der Gegner zu planmäßigem Widerstande unmöglich zu machen. Sie wähnten, die Aussicht auf einen billigen Ankauf der geistlichen Güter werde die Reichen auf ihre Seite ziehen und die Aussicht auf 84 Bischofsitze und mehr denn 1200 hohe Stellen von Generalvicaren, Seminardirectoren und dergleichen, werde die armen Pfarrer zum Abfall von den Bischöfen verleiten. Die Royalisten dagegen hofften, daß das Volk sich um die Fahne der Religion schaaren

Folgen des Beschlusses

[1]) Buchez et Roux, Hist. parlem., VIII, p. 142—44: „Ils jureront de veiller avec soin sur les fidèles du dioecèse, de la paroisse, qui leur est confiée, d'être fidèles à la nation, à la loi et au roi et de maintenir de tout leur pouvoir la constitution décrétée par l'assemblée nationale et acceptée par le roi.

Der König werde. Die Aengstlichkeit des Königs stieg mit jedem Tag: er beschwor den Papst, in Bälde die neue Anordnung wegen der Diöcesen und Kapitel zu bestätigen, um größeres Unheil zu verhindern. Der Erzbischof von Aix schrieb an Bernis, damals französischen Gesandten in Rom, daß der heilige Stuhl seine Antwort beschleunige. Die Bischöfe. Die Mehrzahl der Bischöfe wollte jedoch von einer Nachgiebigkeit Nichts wissen und mahnte den heiligen Vater, ja nicht nachgiebig zu sein. Sie hofften auf das Volk, auf die Treue der Priester, auf das Veto des Königs, der mit der Genehmigung des Gesetzes zögerte, obschon ein Ministerrath sie befürwortete. Da brachte die Hast des Jansenisten Camus die Frage zur Entscheidung.

Der König soll zustimmen. Am 23. December 1790 stellte Camus im Ton des Staunens und Unmuthes die Anfrage, ob der Beschluß vom 27. November schon vom König genehmigt sei. Der Präsident antwortete mit Nein. Sofort verlangte Camus, der Vorsitzende solle den König um die Gründe der Verzögerung befragen. Der König bat um Geduld, bis sich der Erfolg seiner Maßregeln zur zweckmäßigen und mildesten Ausführung ergeben würde; seine Anhänglichkeit an die Religion, sein Eifer für die Verfassung beschleunige seine Thätigkeit, die Nationalversammlung möge Vertrauen zu ihm hegen.[1] — Camus entgegnete: „Der König muß Constitutionsartikel — und ein solcher ist das Gesetz wegen der Geistlichkeit — kurz und gut annehmen;[2] hinsichtlich anderer Beschlüsse der Versammlung hat er acht Tage Frist, um zu sagen, ob er sie annimmt oder verwirft.“ Man brauche nicht erst die Genehmigung des heiligen Vaters. „Die Apostel in Jerusalem hielten mit allen Gläubigen zusammen Rath. Die Civilconstitution des Klerus ist eine rein französische Angelegenheit, wir haben die nöthige Vollmacht dazu. So lange das Alte gilt, kann der Staat nicht gedeihen und werden die Kirchengüter nicht Käufer finden.“ Darum verlange er, daß der Präsident sogleich zum König gehe, ihm die Nachtheile der Zögerung mit allem Ernste auseinandersetze und bis morgen Maury. die entscheidende Antwort erbitte. — Der Abbé Maury entgegnete: „Ihr habt große Eile, jedes Hinderniß niederzuwerfen: ich bemerke nur, daß die Frist für Annahme constituirender Beschlüsse nicht so deutlich bestimmt ist, ferner daß die Freiheit, nicht der Mitglieder der Versammlung, sondern des Oberhauptes des Staates, die sorgfältigste Beachtung erheischt, weil Alles, was wie Zwang aussieht, eine Neuerung ungiltig macht. Was die Anfrage beim heiligen Stuhl anlangt, so sind wir einmal Bürger und anerkennen die Einheit der weltlichen Gewalt; aber als Frankreich die katholische Religion annahm, hatte diese schon ihre Gesetze, ihr Recht und ihr Oberhaupt. So lange diese Religion die Mehrzahl der Franzosen zu ihren Bekennern zählt, wird sie nicht Eure Sclavin sein. Sie macht keinen Anspruch auf das Weltliche, aber sie beugt sich auch der Gewalt der Menschen nicht.“ — Die Linke antwortete mit Hohn und Gelächter. Als Cazalès. Cazalès die Rednerbühne bestieg, wollte sie ihn nicht zum Worte kommen lassen, man müsse abstimmen. Die Rechte drohte. Cazalès rief: „Ich bitte die Rechte, mich nicht zu vertheidigen. Ein Unrecht mehr zeigt nur den Druck deutlicher, unter welchem wir schon lange seufzen. Möge die Versammlung nur erklären, sie

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. VIII, p. 181.

[2]) Dies hieß Acceptation, die Bestätigung nicht constituirender Beschlüsse hieß Sanction.

wolle kein Mitglied der Rechten mehr anhören: befehlt es und man wird gehorchen, befehlt es nur, aber hört mich.

Camus Antrag ward angenommen. Am gleichen Tage beschloß die Nationalversammlung: 1. dem Verfasser des „Emil“ und des „Gesellschaftsvertrages“ ein Standbild zu setzen mit der Inschrift: „Das freie französische Volk weiht dieses dem Jean Jacques Rousseau“ und auf dem Sockel sollen die Worte stehen: „Vitam impendere Vero“; 2. seine Wittwe Maria Theresia Levasseur auf Staatskosten zu unterhalten, jährlich sollen ihr 1200 Francs ausbezahlt werden. Ehren für Rousseau

Die Demokraten konnten kaum warten, sie bedachten nicht, daß ihre Ueberstürzung den Anschein der Gewaltthat errege. „Beeilt Euch nur, die Opfer sind bereit“, rief ihnen Maury zu. „Herrscht nur, aber lernt auch, daß das Reich dieser Welt zu Ende geht. Eure Macht ist gebrochen, sobald wir aufhören sie zu fürchten.“ — Vor den Tuilerien fand eine Zusammenrottung statt. Auch konnte das Toben dieser Masse, welche alsbald die Bestätigung forderte, als Zwang erscheinen, sie gab dem König eine Entschuldigung für seine Schwäche — er unterzeichnete das Decret und sandte es mit einem Schreiben, worin er seine Zögerung mit seinem Streben entschuldigte, durch sanfte Mittel Härte und Strenge unnöthig zu machen und den Geistern Zeit zu geben, sich zu beruhigen.[1]) Die Linke brach, als das Schreiben 26. December verlesen wurde, in minutenlangen Beifall aus. Der König genehmigt.

Dennoch traute die Linke nicht der Standhaftigkeit des Königs, welche eine abschlägige Antwort erschüttern könnte, und beschleunigte die Eidesablegung des Klerus. Ihre Anhänger mußten schon am 27. December mit dem „guten Beispiel vorangehen“. Eidablegung

Grégoire betrat, während erwartungsvolle Stille herrschte, die Rednerbühne und sprach: „Wir halten fest an den Gesetzen der Religion und des Vaterlandes. Bekleidet mit dem Priesterthum, werden wir ihm Ehre machen durch unsere Tugenden. Gehorsam der göttlichen Religion, werden wir immer ihre Sendboten und, wenn es gilt, ihre Blutzeugen sein. Doch nach der richtigsten und ernstesten Prüfung erklären wir, daß wir in der Verfassung Nichts finden, was die heiligen Wahrheiten, die wir glauben und lehren müssen, verletzen könnte. Die Nationalversammlung will das Dogma nicht antasten. Die neue Diöceseneintheilung berührt den Glauben nicht, sie ist nur eine Erleichterung für die Regierung. Darum können wir unbedenklich den Eid leisten und wünschen, daß im ganzen Umfange des Reiches unsere Mitbrüder sich beruhigen und zur Festigung der Eintracht mit uns diese Bürgerpflicht erfüllen.“ Dann legte Grégoire unter dem Jubel der Linken und der Gallerieen den Eid ab.[2]) Sofort drängten Grégoire

---

[1]) Buchez et Roux theilen l, c. VIII, p. 193—94 das Schreiben mit.

[2]) Je jure de veiller avec soin aux fidèles, dont la direction m'est confiée; je jure d'être fidèle à la nation, à la loi et au roi; je jure de maintenir de tout mon pouvoir la constitution française et notamment les décrets relatifs à la constitution civile du clergé. Buchez et Roux, l. c. vol. VIII, p. 195.

65 Pfarrer. sich 65 Pfarrer aus der Versammlung vor und legten gleichfalls den Schwur ab.[1]) Ihnen folgten drei Geistliche, die keine Anstellung mehr hatten, aber ihre Dom Gerle. Bürgerpflicht erfüllen wollten, darunter der tactlose Karthäuserprior Dom Gerle.

Drohung. Aber gegen 200 Pfarrer und 59 Bischöfe waren in der Versammlung, die nicht vortraten, um zu schwören. Fordern konnte man den Eid von ihnen nach dem Gesetze erst am 4. Jänner. Mit Spannung sah man also diesem Tag entgegen und alle Mittel wurden angewendet, um die Eidweigerung zu verhindern. Straßenanschläge drohten den Eidweigerern, als Ruhestörer behandelt zu werden. Eine Menge Schriften für oder gegen den Eid erschienen, im britischen Museum in London sind allein noch 80 vorhanden. Man sprach in Paris nur vom Eide der Geistlichen, als ob das Heil Frankreichs davon abhinge. Insbe- Die Frauen. sondere die Frauen fingen an für die Frage warm zu werden und zwar mehr für die Priester, welche den Muth hatten, den Eid zu verweigern; sie verbreiteten auch am meisten die Schriften in diesem Sinne. Um den Bischöfen mit „gutem Talleyrand. Beispiel" voranzugehen, legten Talleyrand und Gobel, Bischof von Lydda Gobel. (in partibus), inzwischen den Eid ab, letzterer mit einem Vorbehalt, erklärte jedoch auf die Frage, ob er kurz und gut den Eid leisten wolle oder nicht, er habe nur wie Grégoire seine Handlung begründen wollen, um die Pfarrer zu überzeugen, daß die Nationalversammlung den Glauben nicht antaste, er unter- Feiger Vorbehalt. werfe sich rückhaltslos ihren Beschlüssen. — Der Bischof von Clermont suchte vermittelnd den Eid dahin zu deuten: die Priester schwören diesen mit Vorbehalt derjenigen Dinge, die bloß von der Kirche abhängen, aber diese Formel wurde verworfen von beiden Seiten. Die Bischöfe sahen darin ein feiges Rettungsmittel, während sie die Krisis herbeiwünschten. Die Männer der Revolution freuten sich, Camille Desmoulins. daß man den Bischöfen, so den Eid verweigerten, Nichts mehr zu geben brauche. Die Presse besprach die Frage mit jedem Tage feuriger und bitterer.[2])

---

[1]) Ihre Namen Hist. parlem., VIII, p. 195—96.

[2]) Unter den Blättern besonders die Révolutions de France et de Brabant. Ihr Verfasser Camille Desmoulins wollte den Spott, den die Atheisten damals über ihn ausgossen, von sich auf die Geistlichen wieder ableiten. Er wollte nämlich im December 1790 mit der Lucilie Duplessis sich verheirathen und stellte sich mit frommer Miene dem Pfarrer Pancemont von Saint-Sulpice vor. „Sind Sie Katholik?" — „Warum diese Frage?" — „Wenn Sie nicht Katholik sind, so kann ich Ihnen kein Sacrament dieser Kirche spenden." — „Nun ja, ich bin Katholik." — „Nein, mein Herr, Sie sind es nicht, denn Sie sagen ja in Ihrem Blatte, Sie seien von der Lehre Mohammeds eben so gut überzeugt, wie von der Lehre Jesu Christi." — „Sie lesen also mein Blatt?" — „Hin und wieder." — „Sie wollen mich also nicht einsegnen, Herr Pfarrer?" — „Nein, bis Sie das katholische Glaubensbekenntniß ablegen." — Camille klagte vergebens beim Kirchenausschuß der Nationalversammlung, brachte vergebens eine Empfehlung von Mirabeau, den der Pfarrer nicht als Kirchenlicht gelten lassen wollte. Kurz, Camille widerrief, was er gegen die Kirche geschrieben, versprach, nicht mehr sie zu verleumden, zu beichten und communiciren, und erhielt 29. December 1790 die Einsegnung. Zeugen dabei waren Robespierre und Brissot für ihn, Sillery und Pétion für Lucilie. Bei der Trauungspredigt wurde Camille so gerührt, daß er weinte. „Heule doch nicht, Du Heuchler!" schalt ihn Robespierre, der bekanntlich später Camille wie Lucilie, Sillery wie Brissot auf die Guillotine sandte. Pétion entging nur dadurch dem Loose geköpft zu werden, daß ihn im Wald, wohin er geflüchtet war, die Wölfe auffraßen. Fleury. Etudes révolutionaires, I, Paris, 1851. Louis Blanc, Révolution française, V, p. 142—44. — Kaum hatte Camille sein Ziel erreicht, so bereute er, was er gethan; der kirchliche Eid, den er geschworen, sei nur zufällig, der Bürgereid unbedingt, und, um die Gunst der alten Gesinnungsgenossen wieder zu gewinnen, verhöhnte er ärger als je die Geistlichen in seinen Aufsätzen: La chasteté du clergé devoilée. Clarétie, Camille Desmoulins, p. 150. Die Notiz stammt aus der Histoire des évènements arrivés sur la paroisse Saint-Sulpice pendant la Révolution. Paris 1792, p. 23—25.

Der entscheidende Tag kam, 4. Jänner 1791. Zuerst ergriff Grégoire das Wort „zum Frommen der Religion, der Vaterlandsliebe, des Friedens, in Liebe zu seinen Mitbrüdern, in Verehrung vor seinen Obern". Der Eid dürfe zarte Gewissen nicht erschrecken, die Versammlung fordere ja keine innere Zustimmung; man könne schwören, einem Gesetze zu gehorchen, und doch seine Meinung dagegen für sich haben. Die Rechte murrt über dieses Gerede, das die Pfarrer verleiten solle. Mirabeau erhebt sich: „Die Versammlung hat allerdings kein Recht über die Gewissen, sie erklärt bloß die Unverträglichkeit von dem und dem Amt mit dem und dem Eid. Die Weigerung den Eid zu schwören hat bloß die Wirkung einer freiwilligen Niederlegung seines Amtes. Ich wäre nicht hieher gestiegen, um diese Erklärung zu geben, wenn ich nicht an den Straßenecken von Paris eine ungesetzliche, ja unbillige Erklärung sähe, welche die Geistlichen, so den Eid nicht leisten, für Ruhestörer erklärt. Niemals hat die Versammlung einen ähnlichen Anschlag gestattet; wer sagt: „Ich kann den Eid nicht leisten" und seine Stelle niederlegt, ist gewiß kein schuldiger Mann. Nur in diesem Sinne stimme ich meinem Vorredner zu, nicht aber daß man einen Eid schwöre, den man nicht billigt, denn das wäre eine Unwürdigkeit." Die Männer der Linken wollten nicht den Anschein haben, als übten sie Gewalt, und zeigten sich sehr entrüstet über den Anschlag, der auf Befehl alsbald abgenommen wurde; sie stellten aber keine Untersuchung darüber an, wer ihn gefertigt habe. — Barnave drang auf rasche Durchführung des Gesetzes — man solle die anwesenden Geistlichen fragen, ob sie den Eid leisten wollten oder nicht. — Mirabeau meinte, nach der freundlichen Einladung und deutlichen Erklärung werde wohl Jeder in der Versammlung den Eid leisten; man könne nicht glauben, daß die Boten des Friedens die Fackeln der Zwietracht in das Vaterland schleudern wollten.[1])

4. Jänner 1791.

Mirabeau

Barnave

Da tritt Maury auf, Wuthgeschrei empfängt ihn und Drohungen. „Schlagt, aber höret!" ruft er. Ein wüster Lärm entsteht. Die Einen verlangen den Druck der Erklärungen Grégoires und Mirabeaus; die Andern fordern kurzweg den Eid. „Keine Vorreden, keine Vorbehalte!" rufen Maury und die Bischöfe. Mirabeau ruft: „Freiheit der Ansicht, Gewissensfreiheit!" Von draußen hört man den Ruf: „An die Laterne mit den Eidweigerern!" — „Hört Ihr!" ruft Cazalès, „der Maire gehe hinaus und mache, daß diese Räuber nicht mehr schreien." Beauharnais meint, die Versammlung sei nicht mehr frei, man wolle einschüchtern, man solle doch die Unglücklichen mit Anstand behandeln. Der Vorsitzende beginnt die Einzelnen zur Eidesleistung aufzurufen. Der Bischof von Agen tritt auf: „Ich bedauere, Ihrer Forderung nicht entsprechen zu können, ich verzichte lieber auf meine Stelle und mein Einkommen." Ihm folgt der Pfarrer Fournès von Agen: „Ich theile mit Freude die Ansicht meines Bischofs und werde ihm immer folgen, selbst zur Hinrichtung, wie der Diakon Laurentius dem Papste Sixtus." Stürmischer Beifall auf der Rechten. Leclerc, Pfarrer von Combe, erklärt: „Als Sohn der katholischen Kirche kann ich den verlangten Eid nicht leisten." Die Linke fühlt, daß die Ehre der Verhandlung den Gegnern zufällt, und fordert einfache Angabe: „Ich schwöre" oder „Ich verweigere den Eid", „Das ist eine Tyrannei!" ruft Foucault, „selbst die römischen Kaiser ließen den Märtyrern die Freiheit, den Namen Gottes zu bekennen und das ruhmvolle Zeugniß ihrer Glaubenstreue abzulegen." Ein Anderer schlägt einen Gesammtaufruf vor, man

Maury.

Beauharnais.

Muth der Bischöfe.

---

[1]) Ferrières, Mém. II, p. 208—209. — Buchez et Roux, Hist. parlem., VIII, p. 354—56.

solle nur die Namen Derer, welche den Eid leisten, in das Protokoll eintragen. Die Linke unterstützt, die Bischöfe bekämpfen diesen Antrag. Ein Pfarrer schwört mit der Erklärung, die Versammlung taste den Glauben nicht an; der Vorsitzende behauptet, sie habe ihn nie antasten wollen. Cazalès fragt, warum sie denn nicht die Erklärung des Bischofs von Clermont angenommen habe? Mirabeau betont, sie wolle nicht in das Dogma übergreifen. Die Geister scheinen sich zu beruhigen. Beaupoil, Bischof von Poitiers betritt den Rednerstuhl — die Linke hofft, er werde schwören und seinen Pfarrern ein Beispiel geben. Lautlose Stille tritt ein, da hebt er an: „Ich zähle 60 Jahre, 30 Jahre war ich Bischof und suchte so viel Gutes zu thun, als ich vermochte. Niedergedrückt von den Jahren und Gebrechen, will ich mein Alter nicht entehren. Ich werde den Eid nicht leisten und mein Schicksal mit Geduld tragen." Die Linke antwortet mit einem Geheul der Wuth. Man läßt ab vom Namensaufruf; wer noch schwören wolle, solle seinen Namen in der Kanzlei eintragen; das thun aber nur Wenige.

Beaupoil

Ruhm der Bischöfe.

Die Dränger zum Abfall hatten sich mit Schande, die Bischöfe hatten sich mit Ruhm bedeckt und den Muth der alten Bekenner bewährt. Die Niederlage war für die Männer der Bewegung empfindlich: sie verkleideten Straßenkehrer und Savoyarden als Geistliche und ließen sie an den Altären den Eid ablegen, und doch waren in Paris die Geistlichen, namentlich die jungen, noch eher geneigt zu schwören, als die auf dem Lande. Als Bailly einen Pfarrer vergebens zum Eid drängte und fragte: „Ist es denn wahr, daß das Gesetz über die Civilconstitution des Klerus unkatholisch ist?" — und dieser es bejahte, da sagte der Maire: „Wohlan, wenn es von mir abhinge, dürfte es keine katholische Kirche in Frankreich geben."

Bailly.

Mirabeau.

Mirabeaus Benehmen in dieser Frage scheint voll von Widersprüchen und findet seine Erklärung nur in den Briefen an seinen Freund Arenberg und in den Noten für den Hof. Er schont bald und greift bald den Klerus an [1]) und schreibt im Vertrauen, nur zwei Bischöfe hätten ihn verstanden, wie er den Klerus schonen wolle; übrigens müsse man in der Versammlung sich in einer gewissen Tonart halten, das heißt, mit den Wölfen heulen, wenn man etwas Vernünftiges durchsetzen wolle. Sein Ziel war, die Versammlung, die er einen störrigen Esel [2]) nannte, in Mißcredit zu bringen, sie möge sich in dieser Frage nur anspießen,[3]) wenn sie glaube, daß die Amtsentsetzung von 20.000 Pfarrern keine Wirkung im Königreiche hervorbringe, so müsse sie eine seltsame Brille aufhaben.

Doppelspiel.

Rath an den König.

Sein eigentliches Ziel in seinem Verhalten in der kirchlichen Frage [2]) enthüllt er in der 43. Note für den Hof: [4]) „Man kann keine günstigere Gelegenheit finden, eine große Anzahl Mißvergnügter und zwar der gefährlichsten Art

[1]) Vgl. Arenberg, Briefwechsel mit Mirabeau. II, S. 383.
[2]) Enferrer. Ibid., II, p. 387—88.
[3]) Als gelehrter Handlanger diente ihm Abbé Lamourette, ein Lazarist, später constitutioneller Bischof von Lyon. Als er zum Tode verurtheilt wurde, sah er seine Theilnahme an Mirabeaus Reden als seine Sünde, und den Tod als seine Sühne an.
[4]) Arenberg, Briefwechsel, II. Bd. S. 396—97.

zu verbinden und die Beliebtheit des Königs auf Kosten der Versammlung zu vermehren. Man muß, um dies zu erreichen, 1. die größtmögliche Anzahl von Geistlichen, die im Amte stehen, dazu veranlassen, den Eid zu verweigern; 2. die thätigen Bürger in den Pfarren, die ihren Hirten anhängen, dazu veranlassen, neue Wahlen abzulehnen; 3. die Nationalversammlung zu gewaltsamen Maßregeln gegen diese Pfarrer antreiben, als da sind: die Beamten der großen Städte vor ihre Schranken zu laden, abzusetzen, den König um Anwendung der öffentlichen Macht der Decrete anzugehen; 4. verhindern, daß die Versammlung Mittel anwende, um unmerklich aus der Verlegenheit herauszukommen; 5. zugleich alle Vorschläge zu den Decreten vorlegen, — besonders die Debatten über die bürgerliche Stellung der Juden in Elsaß, die Heirath der Priester und die Ehescheidung veranlassen, damit das Feuer nicht aus Mangel an brennbarem Stoff erlösche. — Dadurch würde das Volk das Religionssystem der Versammlung kennen lernen und die Zahl der Unzufriedenen könnte nur zunehmen. Man müßte 6. zu dieser Verlegenheit die Weihe eines Bischofs fügen; 7. sich jeder Adresse widersetzen, worin erklärt wird, die Nationalversammlung habe das geistliche Gebiet nicht antasten wollen, denn sie sei Rechenschaft schuldig über das, was sie gethan habe, nicht über das, was sie habe thun wollen. — Das Zusammenwirken all dieser Maßregeln würde die Versammlung in die höchste Verlegenheit versetzen. Zunächst würde der Verkauf der geistlichen Güter verzögert werden, dann würden die Feinde der Versammlung in ihren Ansichten einen gemeinsamen Mittelpunkt haben, ferner würde die öffentliche Macht an dem Widerstande scheitern und die Zügellosigkeit in einigen Theilen des Königreiches den höchsten Grad erreichen. Die Versammlung könnte nicht mehr zurück, weil es unmöglich sein würde, die neuen Wahlen an einigen Stellen mit der Weigerung neuer Wahlen an anderen in Einklang zu bringen, denn die Widerstrebenden würden die Neugewählten als Eindringlinge und Schismatiker ansehen. Der König hätte sich in dieser ganzen Angelegenheit sehr populär benommen und gelangte er in der Zwischenzeit zu größerer Freiheit, als er jetzt genießt, und beriefe er eine andere Versammlung, so wäre dadurch allein das Ziel erreicht, nach welchem man gestrebt.[1])

Mirabeau wollte also das Ansehen der Versammlung untergraben und ihr Eifer gegen die Geistlichen war ihm als Mittel hiezu willkommen. Er spielte hier eine Doppelrolle, die sein Ansehen bei der Nachwelt noch mehr als beim Hofe schädigen und sein Gewissen drücken mußte. Vergebens schrieb er an den König, daß man sein Benehmen nicht stückweise, sondern nach dem Ganzen beurtheilen solle, daß es unmöglich sei, den Staat Tag für Tag zu retten. Der Kampf mit offenem Visir ist der allein ehrenhafte. — Mirabeaus Doppelspiel.

Mirabeau mußte, um sich nicht zu verrathen und sein Ansehen in der Versammlung nicht zu verlieren, hin und wieder gegen seine bessere Ueberzeugung sprechen und gegen Männer, die seine besten Bundesgenossen hätten werden können. Als wegen des Widerstandes der Bischöfe am 18. Jänner der Antrag gestellt wurde, dem Klerus jede Einwirkung auf rein bürgerliche Angelegenheiten zu benehmen, und Cazalès die Versammlung beschwor, das Geistliche nicht anzutasten und den Beschluß vom 27. November zu suspendiren, — da warf Mirabeau seiner Partei vor, sie steuere auf den Bürgerkrieg los und sagte: „Es scheint, Cazalès.

[1]) Briefwechsel 2c., II, p. 396—98.

die Nationalversammlung sorgt nicht genug für ihren eigenen Ruf; unaufhörlich läßt man uns dieselben Maßregeln unter anderen Ausdrücken wiederholen." —

Maury. „Laßt sie nur machen, rief der Abbé Maury. Wir bedürfen dieses Beschlusses, wir haben eure Beschlüsse sogar gern, wir brauchen bloß noch drei oder vier." Damit war derselbe Gedanke ausgesprochen, den Mirabeau dem König oben nahe gelegt hatte. — Mirabeau fühlte sein Geheimniß verrathen und rief, um jeden Verdacht von sich fern zu halten: „Das Wort ist tief, vielleicht ist es aber auch nur unvorsichtig. Vielleicht halten Diejenigen, welche so Unheilvolles verkündigen, ihre Wünsche für Wirklichkeiten. Ich lade diese unruhigen Menschen ein, das Unglück mit der Ruhe zu erwarten, mit der ich selber es erwarte. Ich rechne auf das Ansehen der Versammlung, auf die Festigkeit, auf die Weisheit der Nation, auf die Anhänglichkeit und die Huldigung aller Theile des Reiches." [1])

Die Durchführung des Gesetzes rief eine große Aufregung in ganz Frankreich hervor.

Cazalès. Cazalès hatte sie am 26. Jänner 1791 beredt vorausgesagt: „Könnte doch die ganze Nation innerhalb dieser Mauern Platz finden und entscheiden zwischen Euch und mir. Eine tiefe Spaltung bereitet sich vor. Ich künde es Euch an, die Bischöfe und die große Mehrzahl des niederen Klerus halten den Gehorsam gegen Eure Beschlüsse für einen Angriff auf die Grundsätze der Religion. Die Bischöfe von ihren Sitzen jagen und die Priester aus ihren Pfarreien, ist ein schlechtes Mittel, um ihren Widerstand zu bezwingen. Denkt Ihr denn nicht, daß die verjagten Bischöfe ihre unberechtigten Nachfolger bannen werden? Denkt Ihr denn nicht daran, daß die Gläubigen in der Mehrzahl ihren ehemaligen Hirten und den ewigen Vorschriften der Kirche treu sein werden? Seh't, das ist die Spaltung, die sich ankündigt, das ist der Religionsstreit, der beginnt. Das Volk wird an der Kraft der Sacramente zweifeln . . . und Ihr dürft wohl davor zittern, wenn es sich vor dieser erhabenen Religion zurückzieht, die den Menschen von der Wiege an umfängt und bis zum Grabe begleitet und ihm in dem Elend des Daseins die süßesten der Tröstungen spendet. So werden sich die Opfer der Religion vermehren und das Reich wird sich spalten. Ihr werdet sehen, wie die Katholiken ihren verfolgten Priestern über den Boden des Reiches nachgehen und sie in die Einöden und in die Höhlen begleiten. Ihr werdet sie in dem Zustande des Elendes und des Druckes sehen, in welchem die Protestanten nach der Aufhebung des Edictes von Nantes sich befanden. Seid Ihr nicht unempfindlich für die Leiden, die Ihr über Eure Heimath loslasset; liebt Ihr sie, so nehmt Euch Zeit, wartet die Zustimmung der Kirche von Frankreich ab, wartet, wartet!" —

Paris. Paris lieferte verhältnißmäßig die meisten Priester, welche den Eid leisteten, namentlich zeigten sich die jüngeren ergriffen vom Geiste der Zeit, weniger die Pfarrer: die von Saint-Sulpice, von Saint-Roch, von Saint-Séverin, von Saint-Germain-l'Auxerois verweigerten in der entschiedensten Weise den Eid. Auf dem Lande waren die Eidweigerer zahlreicher.

Das Land. Sie sagten den Bauern: „Nicht die Ceremonien, die man Euch noch läßt, sind die Hauptsache in der Gottesverehrung. Nicht weil ich eine Sutane, ein Chorhemd und ein Meßgewand trage, kann ich das Hochamt halten und Euch

[1]) Ferrières, Mémoires, I, p. 219.

von Sünden lossprechen. Ein Komödiant kann zu Euch kommen und sich kleiden wie ich und vor Euch die heiligen Ceremonien feiern. Diese haben aber keine geistige Kraft. Wenn ein Knecht im Hause sich als Herr kleidete und sich ans Befehlen machte, so würde er Euch betrügen: gerade so wäre es mit einem Geistlichen, der nach den Weisungen der Nationalversammlung zu Euch käme." Unter 76.000 Priestern blieben die meisten der Kirche treu, gaben 46.000 [1]) eher ihre Stellen auf, als ihre Ueberzeugung, und wanderten ins Elend. Unter den Bischöfen leisteten nur die von Sens, von Autun, von Orleans und Pamiers den Eid. Brienne, Talleyrand [2]) und Jarente waren aber als Lebemänner und Ungläubige bekannt. Man war in Sorge, daß durch solche Männer das neue Episcopat überhaupt verächtlich werde.

Die alten Bischöfe gingen mit Muth voran: sie erklärten in ihren Hirtenbriefen, daß alle Taufen, alle Weihungen der eidleistenden Priester null und nichtig seien, alle Sacramente, welche sie spendeten, keine Kraft hätten; sie entzogen den Eidleistenden die Vollmacht, Beicht zu hören und loszusprechen; sie verboten den Gläubigen jegliche Gemeinschaft mit diesen Irrlehrern. So traf denn der Schlag, den die Nationalversammlung bloß gegen die eidweigernden Geistlichen zu führen meinte, bald die Laien. In jeder Stadt, in jedem Dorfe tritt eine Scheidung ein und gibt es bald zwei hadernde Parteien. Die Frommen halten es mit dem kirchentreuen Pfarrer, wollen nur von ihm die Sacramente empfangen, nur bei ihm die heilige Messe hören; nur die Ehen, welche er einsegnet, halten sie für rechtmäßig, während ihnen eine Ehe, vom Staatsgeistlichen eingesegnet, als Concubinat gilt, und ein Kind, das er tauft, für ungetauft angesehen wird. Die Anhänger des Staatspfarrers dagegen sind dies nicht aus religiösem Trieb, sondern aus Eifer für die Revolution, es sind in der Regel Clubisten, Freigeister, Zweifler; sie unterstützen ihn, weil sie in ihm die neue Verfassung zu unterstützen glauben. Der alte Pfarrer hat die Mehrzahl der Gläubigen, der neue die Staatsgewalt für sich, die bald zu verfolgen beginnt. Der widerspenstige Pfarrer wird aus seinem Pfarrhof, von seiner Kirche vertrieben. Da ihm die Gläubigen nacheilen in Wälder und Einöden, wo er den Gottesdienst hält und die Sacramente spendet, wird er als Unruhestifter in dem Hauptort des

Die Bischöfe.

Parteiung.

Verfolgung.

[1]) In der Diöcese Besançon legten von 1400 Priestern 330 den Eid ab, 1000 verweigerten ihn; 80 widerriefen ihn. Im Elsaß verweigerte die Mehrzahl der Priester den Eid.

[2]) Talleyrand sollte Erzbischof von Paris werden; über sein Leben gingen die schnurrigsten Geschichten herum. Man warf ihm insbesondere den Besuch von Spielhäusern vor, in denen er 700.000 Livres gewonnen haben sollte, wie die „Chronique de Paris" behauptete. Talleyrand entgegnete, er habe nur 30.000 Livres gewonnen und zwar nicht in einem Spielhaus, sondern im Schachclub. „Ich mache mir als Privatmann und als Gesetzgeber darüber Vorwürfe und es ist Pflicht, dies öffentlich zu bekennen, denn, seit das Reich der Wahrheit begonnen hat, ist das ehrenhafteste Mittel, Genugthuung für seine Verirrungen zu geben, den Muth zu haben, sie einzugestehen, sofern man der unmöglichen Ehre entsagt, keine Sünde zu begehen." Camille Desmoulins schrieb witzig darüber: „Der Bischof von Autun scheint unter den Gebräuchen der Urkirche auch den der öffentlichen Beichte wieder erwecken zu wollen."

Departements eingesperrt, mißhandelt, getödtet, seine Anhänger gepeitscht, der Bürgerrechte als Widerspenstige für verlustig erklärt, als Hochverräther behandelt. Sie greifen zu den Waffen, um sich ihrer Dränger zu erwehren, und bald wüthet in jeder Landschaft Frankreichs der erbittertste Kampf um Staats- und Religionsfragen. Der Streit gewann an Kraft, als der Papst, Pius VI., von den Bischöfen um Entscheidung gebeten, in einem Breve erklärte, daß die Nationalversammlung durch ihre Beschlüsse über die Civilconstitution des Klerus ihre Vollmachten überschritten habe, und daß Diejenigen, welche den Eid leisten würden, sich selber damit aus der Kirche ausschlössen. Was half es, daß die Neuerer im Palais Royal ein Bild des Papstes und sein Breve verbrannten, daß sie in ihren Blättern und Brochuren das Priesterthum und die Religion verhöhnten, daß sie begabte Straßenredner auf öffentlichen Plätzen die Religionsfrage für und wider besprechen und zuletzt immer den Vertheidiger des Klerus erliegen ließen, daß in Bildern Mönche und Nonnen verhöhnt und lächerlich gemacht wurden! Die Gläubigen ließen sich nicht irre machen. Namentlich bewiesen die Frauen Hingebung und Feuer, die Männer wurden durch die Politik und dann durch den Krieg zu sehr in Anspruch genommen. Je mehr die Verfolgung stieg, um so opferwilliger, um so gläubiger zeigten sich die Frauen: sie gaben den Priestern Pflege und Obdach und verbargen sie; in abgelegenen Häusern, in Einöden wurde der Gottesdienst gehalten, in Wäldern wurde gepredigt. Die Männer verwilderten, die Frauen Frankreichs dagegen haben den Ruhm, dem heranwachsenden Geschlecht die Grundgedanken der Religion ins Herz gepflanzt zu haben.

Der Papst. — Spott. — Die Frauen.

Abreise der Tanten des Königs.

Die Abreise der königlichen Tanten.

Es versteht sich von selbst, daß nur eidleistende Priester in den Tuilerien den Gottesdienst halten durften. Das beunruhigte die beiden Tanten des Königs, sie wollten nach Rom reisen, um dort ihren religiösen Gefühlen genügen zu können. Dieser Reiseplan wurde bald eine Staatsfrage. Paris kam in Aufregung: die Einen fanden den Entschluß der frommen Prinzessinen löblich, die treu an der Religion ihrer Väter hingen; die Andern witterten feindselige Absichten, eine neue Auswanderung, und sahen darin den Vorboten einer Entweichung des Königs. Die Sectionen wandten sich an den Stadtrath, und Maire Bailly drückte dem König die Befürchtungen des Volkes aus. „Was Sie fordern, ist wider die Verfassung; wenn Sie mir darin ein Verbot gegen Reisen ins Ausland zeigen, so will ich sie meinen Tanten untersagen. Bis dahin können sie wie alle Franzosen das Königreich verlassen.“ —

Bailly.

Diese Antwort rief Aerger hervor. Die Jakobiner machten dem Volke bange; sie sandten die Weiber der Halle nach Bellevue, wo die Tanten wohnten; diese aber entgingen den Scenen einer solchen Begegnung, indem sie in der Nacht zuvor in den Tuilerien eintrafen. Die Tanten dürfen nicht abreisen, wurde in allen Sectionen beschlossen; der Stadtrath verweigerte ihnen die Pässe. Der Abbé Mulot forderte von der Versammlung ein Gesetz über den Aufenthalt der König-

Ludwig XVI.

lichen Familie. Indeß waren die Tanten in der Stille schon abgereist, bloß mit Pässen vom Minister des Aeußern versehen. Das Volk konnte in Bellevue 19. Februar bloß noch den Abgang des Gepäcks verhindern. Alexander Berthier, Berthier später Prinz von Neufchatel und Herzog von Wagram, damals Oberst im Generalstab und Befehlshaber der Nationalgarde zu Versailles, begünstigte diese Flucht, die als ein Weltereigniß galt.[1]) Die Campan bemerkt darüber: „Unläugbar waren ihre religiösen Bedenken ein Grund der Abreise. Dennoch war es schwer die Versammlung zu täuschen, die jedes Thun der königlichen Familie genau abwog, und von diesem Augenblick an beachtete man Alles, was in den Tuilerien geschah, noch schärfer. Ich wußte von der Königin, daß die Abreise der Tanten für nothwendig erachtet wurde, um den König von seinen Bedenken abzubringen, mit der Familie zu fliehen. Die Tanten wollten auch des Königs Schwester, Madame Elisabeth, mitnehmen. Die freie Uebung der Religion, das Glück, Madame Elisabeth. zum heiligen Vater zu fliehen und in Sicherheit bei den Tanten zu leben, die sie so lieb hatten — all dies wurde jedoch von der tugendhaften Prinzessin ihrer Anhänglichkeit an die Person des Königs geopfert."

Der König schrieb an die Versammlung, daß die Prinzessinen abgereist seien und daß er keinen gesetzlichen Grund hatte, dies zu verhindern. Da forderte Camus Camus. zornig, daß man an der Civilliste des Königs den Antheil seiner Tanten streiche. Martineau entgegnete, das sei gegen die Würde und Ehre der Versammlung und gegen die Gerechtigkeit; die Civilliste sei für die ganze Regierungszeit Ludwigs XVI. festgestellt; ehe man derart handle, müsse ein Gesetz über den Aufenthalt der königlichen Familie da sein. — In Paris wurde aber verbreitet, die Königin habe auch den Dauphin schon entfernt und ein ihm sehr ähnlicher Knabe sei für ihn in den Tuilerien; auch seien, mit vielen Millionen beladen, die Wagen des Bruders des Königs von seiner Gemahlin schon bepackt.[2]) Da beantragte Barnave ein Gesetz der Verpflichtungen der königlichen Familie und erinnerte Barnave. an den alten Brauch, daß keines ihrer Mitglieder ohne Erlaubniß des Königs Frankreichs Boden verlassen dürfe. Schon spreche man von einer anderen Flucht, welche die ernstesten Folgen haben könnte. Die Bürger seien in Sorge. Es müsse das Gesetz deutlich erklären, was erlaubt und was verboten sei. Man müsse mit Recht staunen, daß die Mitglieder einer Familie, welche die Nation mit Gütern überhäuft habe, im Augenblick der Gefahr den Staat im Stich lassen. Man müsse endlich einmal die Pflichten Derer festsetzen, denen man bisher nur Ehren und Vortheile zuerkannt habe, und man müsse endlich einmal wissen, ob das Elend

---

[1]) Die Chronik von Paris drückte die Stimmung darüber in den Worten aus: „Zwei Prinzessinen, sonst nach Alter und Neigung in Ruhe lebend, werden plötzlich vom Eifer zu reisen und die Welt zu sehen ergriffen — das ist seltsam, aber möglich. Sie wollen dem Papst den Pantoffel küssen — das ist närrisch, aber erbaulich. 32 Sectionen und alle guten Bürger stellen sich zwischen sie und Rom — das ist ganz einfach. Die Prinzessinen aber, und namentlich Maria Adelheid (die andere hieß Victoria Louise), wollen ihr Menschenrecht gebrauchen — das ist natürlich. Sie reisen nicht, so sagen sie, mit feindseligem Sinn gegen die Revolution ab — das ist möglich, aber sehr schwer. Die schönen Reisenden nehmen ein Gefolge von 80 Personen mit — das ist schön; aber sie nehmen auch 12,000.000 Livres mit — und das ist häßlich. Sie brauchen eine Luftveränderung — das ist üblich; aber ihre Abreise beunruhigt die Staatsgläubiger — das ist auch gebräuchlich. Sie brennen vor Reiselust — das ist so Gebrauch; man brennt vor Begier, sie zurückzuhalten — das ist auch so Gebrauch. Die Damen behaupten, sie hätten das Recht hinzugehen, wohin sie wollen — das ist richtig. — Vgl. Campan, Mémoires. II, p. 134—35.

[2]) Ferrières, Mémoires, II, p. 237—38.

im Innern, der Raub des Geldes, die Verhetzung der Bürger, die Ermuthigung der Feinde stets das Werk dieser Familie und der einzige Beweis ihrer Dankbarkeit gegen die Nation seien. — Foucault entgegnete: „Wollen Sie alle Franzosen bewegen, daheim zu bleiben oder dahin zurückzukehren, so dürfen Sie, statt eines der kostbarsten Rechte der Verfassung zu zerreißen, nur dafür sorgen, daß wieder Ruhe herrscht, daß das Eigenthum und das Leben sicher sind." — Pétion meinte, es gebe allerdings Unruhen, aber daran sei nicht die Mehrheit, sondern die aristokratische Minderheit Schuld.

Foucault. Pétion.

Am Abend strömte das Volk ins Luxembourg, um den Grafen von Provence an der Abreise zu hindern. Er versicherte, er denke nicht daran und werde seinen Bruder, den König, nicht verlassen. Nun verlangte das Volk, er solle mit seiner Gattin in die Tuilerien gehen. Er that es, begleitet von der Menge. Indeß kam Nachricht aus Arnay-le-Duc, daß die Gemeinde die Tanten des Königs bis auf Weiteres an der Abreise verhindert, übrigens für deren Sicherheit gesorgt habe. So wenig galt also jetzt ein vom König unterzeichneter Paß, daß eine kleine Gemeinde demselben zuwider zu handeln wagte und erst die Nationalversammlung befragen wollte. Dieses Zeichen ihrer Gewalt freute die Linke, sie bemerkte, daß ganz Frankreich ein weites Gefängniß für ihre Gegner werden könnte; von ihrem Machtgefühl befriedigt, gab die Versammlung die Weisung, die Prinzessinen weiter reisen zu lassen, wenn sie denn lieber in Rom als in Paris der heiligen Messe beiwohnen wollten.

Die Tanten angehalten.

Aber die Jakobiner waren mit diesem Beschlusse gar nicht zufrieden. Ein Haufe ihrer Sendlinge und Dirnen drängte sich am Abend gegen die Tuilerien vor und forderte unter wildem Geheul, der König solle seinen Tanten befehlen heimzukehren. Die Nationalgarde eilte herbei, man schloß das Gitter, die Wache war jedoch nicht zahlreich. Das Volk befahl den Soldaten, die Bajonnette herunterzunehmen, und sie gehorchten. Verstärkung kam indeß, die aber auf den Befehl des Pöbels nicht hörte. Lafayette nahte und ließ die Truppen Miene machen anzugreifen. Die Beamten redeten dem Haufen zu, auseinander zu gehen. Einige Jakobiner aber wollten mit dem König reden und Bailly verlangte Oeffnung des Gitters, damit etwa 20 Frauen zum König gelangen könnten. Man warnte ihn vor den Folgen und nun ging er allein zum König und versicherte ihn, Mittel der Milde seien die einzig wirksamen. „Die Milde", erwiederte Ludwig XVI., „war ja immer der Wunsch meines Herzens, aber man muß sie mit Festigkeit zu verbinden wissen und dem Volke zeigen, daß es nicht dazu angethan ist, Gesetze zu machen, sondern dem Gesetze zu gehorchen." [1]) Diese Antwort duldete keinen Widerspruch. Lafayette gab Befehl, die Menge zu zerstreuen, und sie riß aus bei den ersten Schwenkungen der Bürgerwehr.

Auflauf beim Schloß. Bailly. Ludwig XVI.

Die Frage wegen der Reise der Prinzessinen gab Anlaß zu Vorschlägen über den Aufenthalt der königlichen Familie und gegen die Auswanderung überhaupt.

Chapelier las einen Entwurf vor, wornach der König bei dem gesetzgebenden Körper stets residiren müsse, statt daß dieser bisher genöthigt war, am Aufenthaltsorte des Königs zu tagen. Bei diesem Anlasse erklärte Mirabeau, der Eid der Treue gegen den König sei im Eide auf die Verfassung enthalten,

Chapelier.

---

[1]) Ferrières, l. c. II, p. 242. — Hist. parlem., IX, p. 39—42.

es sei eine schwere Beleidigung, die Achtung vor diesem Eide in Zweifel zu ziehen, und er werde die Aufwiegler jeder Art bekämpfen, die einen Angriff auf die Grundsätze der Monarchie wagen. Hinsichtlich des Verbotes der Auswanderung las er eine Stelle aus seinem Briefe an Friedrich Wilhelm II. vor,[1]) worin er das Auswanderungsverbot als unnütz, ungerecht und unausführbar bezeichnete, und legte den Antrag vor: „In Erwägung, daß ein Gesetz über die Emigranten mit den Grundsätzen der Verfassung unvereinbar ist, will die Versammlung keinen Gesetzentwurf gegen die Auswanderung anhören.“ — Der Gegenantrag le Chapeliers rieth,[2]) einen Ausschuß von drei Personen mit unumschränkter Vollmacht einzusetzen: kein Franzose sollte ohne Erlaubniß dieser Drei das Königreich verlassen dürfen, und alle Abwesenden sollten, unter Androhung der härtesten Strafen, genöthigt sein, bei der ersten Aufforderung zurückzukehren. Voll Entrüstung erhob sich Mirabeau und rief: „Ich erkläre mich entbunden von jedem Eide der Treue gegen Diejenigen, welche die Ehrlosigkeit begingen, ein dictatorisches Comité zu ernennen. Die Volksgunst, die ich angestrebt und die ich zu genießen die Ehre habe, wie kein Anderer, ist kein schwaches Rohr; ich will sie tief in die Erde pflanzen, daß sie Wurzel schlage auf dem unerschütterlichen Boden der Vernunft und der Freiheit. Die Erfahrung aller Zeiten hat bewiesen, daß selbst bei der despotischsten und eigenmächtigsten Vollziehung in den Händen eines Busiris solche Gesetze nie ausgeführt wurden, weil sie unausführbar sind . . . Macht Ihr ein Gesetz gegen die Emigranten, so schwöre ich, ihm nicht zu gehorchen!“ [3]) — Murren auf der linken Seite rief dieser Kraftspruch hervor. Goupil klagte, welches Recht Mirabeau habe, eine Dictatur sich anzumaßen. „Still dort, Ihr dreißig Stimmen!“ rief Dieser verächtlich — und sie schwiegen und er setzte hinzu: „So begehre ich, man beschließe, daß von jetzt an, bis zum Ablauf dieser Vertagung keine Zusammenrottungen mehr stattfinden dürfen.“

(Randnotizen: Recht, auszuwandern. — Mirabeau. — Goupil.)

Die Dolchritter. Wie Necker Frankreich verläßt.

Fast verging kein Tag, der nicht die Tiefe der Zerrüttung und die Unermüdlichkeit des Parteihasses kundgab.

Der Gemeinderath von Paris ließ im nahen Schloß Vincennes einige Ausbesserungen vornehmen. Alsbald verbreiteten die Orleanisten und Jakobiner Gerüchte: ein schlimmer Plan stecke dahinter, man wolle das Schloß in eine andere Bastille umwandeln, um dort die Männer des Volkes einzukerkern; ein unterirdischer Gang verbinde das Schloß mit den Tuilerien, durch denselben werde der König aus Paris entfliehen. Eines Morgens ertönte die Sturmglocke in der Vorstadt Saint-Antoine und Arbeiter in Masse zogen nach Vincennes, um das Schloß zu zerstören. Eben rissen sie mit Eifer an den Mauern nieder unter Führung des breitbrustigen Bierbrauers Santerre, der als einer der muthigsten Helden der Freiheit galt, als Lafayette mit einigen Bataillonen der Nationalgarde von Paris erschien, den Zerstörern Einhalt gebot und, als sie mit Steinwürfen antworteten, von der blanken Waffe Gebrauch machte und den Haufen auseinander jagte. Einige blieben todt oder verwundet auf dem Platze. Viele Ge-

(Randnotizen: Auflauf in Vincennes. — Lafayette)

---

[1]) Vgl. oben S. 108.
[2]) Buchez et Roux, l. c. IX, p. 44—60.
[3]) Ibid., IX, p. 62.

fangene in ihrer Mitte — kehrte die Nationalgarde nach Paris zurück. In der Vorstadt Saint-Antoine hatte man den Plan, mit Gewalt die Gefangenen zu befreien, aber beim Anblick der bewaffneten Macht nicht mehr den Muth.[1])

Gefahr des Königs. An demselben Morgen war in den Tuilerien in den Gemächern des Dauphin ein Mann mit einer verborgenen Waffe verhaftet worden. Es war ein Edelmann vom Lande, de Conet, ein Ludwigsritter, ein eifriger Anhänger des Königs; seit Beginn der Unruhen trug er immer ein Jagdmesser unter seinem Rock, und ein Wächter hatte es bemerkt und ihn verhaftet. Sobald man ihn jedoch erkannte, ward er freigelassen. Das Gerücht verbreitete sich in Paris, man habe den König ermorden wollen. Edelleute im Schloß. Eine Menge Edelleute waren vom Lande vor den Bauern in die Stadt geflohen; viele eilten jetzt in das Schloß, in der Vertheidigung ihres Königs zu sterben. In Sorge und in Liebe für die königliche Familie waren sie bisher an allen Hoftagen — Donnerstag und Sonntag — im Schlosse erschienen. Das hatte aber die Jakobiner sorglich gemacht: entweder seien diese Edelleute Diener des Königs, dann hätte er deren mehr, als er brauche; oder es seien Fremde, dann stecke ein böser Plan dahinter. Man war damals in den Tuilerien in Sorge, Die Königin. insbesondere um die Königin, die man bei einer neuen Erhebung des Volkes vom König wegnehmen und im Luxembourg einsperren wollte. So erzählt Weber, jedoch nur kurz andeutend.[2]) Näher liegt jetzt der Plan enthüllt vor im Briefwechsel Lamotte. Mirabeaus mit Arenberg.[3]) Die Lamotte war aus England nach Paris eingeladen, obschon ein infamirendes Urtheil auf ihr lastete. Der Plan war dabei, die Lamotte vor der Versammlung erscheinen zu lassen; da solle sie ihre Unschuld betheuern, sich als Opfer der Rache der Königin hinstellen, diese als die wahre Schuldige bezeichnen, und die Wiederaufnahme ihres Processes verlangen. So wäre dann die Königin vor die neugeschaffenen Gerichte geschleppt und zur Einsperrung verurtheilt worden. Dieser im Finstern ausgeheckte Plan ward jedoch bald in Paris Gegenstand des Stadtgesprächs. Lafayette, der als oberstes Haupt der Polizei die Lamotte hätte verhaften sollen, begnügte sich damit, sich dazu die Ermächtigung geben zu lassen, und indeß hatte die Partei Zeit gewonnen, sie wieder in der Stille nach London zurückzusenden. Mirabeau, empört über diese Verruchtheit, Mirabeau. fuhr vor Zorn auf und verdoppelte seine Thätigkeit. „Ich will diese unglückliche Königin ihren Henkern entreißen oder dabei selbst zu Grund gehen!“ Den König mahnte er, endlich unter diesen ewig wiederkehrenden Drohungen zu einem Entschlusse zu kommen. „Der Königin ihrer ist Muth und Verachtung. Der meinige ist, sobald die Gelegenheit sich darbieten wird, nicht nur alle diese finstern Aufwieglungsmittel, sondern auch ihre abscheulichen Urheber anzugreifen. Auf der Tribüne will ich ihnen zurufen: Laßt Euren Bassange[4]) und Eure Halsbandgeschichte bei Seite; diese Vorgänge würden ja doch Euren Gang durch Verstellung nur verzögern! Ist die Königin ein Hinderniß für Anschläge, die Ihr verbergt? Wollt Ihr diese so lange bedrohte Schutzwehr umwerfen? Nun wohl, anstatt das

---

[1]) Ferrières, l. c. II, p. 244.

[2]) Weber, l. c. II, p. 44.

[3]) Briefwechsel zwischen dem Grafen von Mirabeau und dem Fürsten von Arenberg, I, S. 208. — Vgl. Compardon, Marie Antoinette et le procès du Collier. Paris 1863, p. 189.

[4]) Cardinal Rohan hatte das Einkommen der Abtei von Saint-Vaast für das Halsband verpfändet. Die Abtei war von der Nationalversammlung eingezogen. Das Haus Böhmer und Bassange, das noch die Hälfte des Preises zu fordern hatte, sollte sich nun an die Nationalversammlung mit seiner Forderung wenden und so die Königin von Neuem in das Gerede gezogen werden. Arenberg, Briefwechsel, III, S. 71—74.

Volk zu hintergehen, habt den Muth es aufzuwiegeln; anstatt es langsam durch Verläumdungen aufzuregen, schlagt ihm vor, Euerem Ehrgeize zu dienen; bezeichnet ihm das Opfer, das unter seinen Streichen fallen soll, und gebt so durch auffallendes Verbrechen das Zeichen zu dem Bürgerkriege, der ohne Zweifel in Euren Absichten liegt!" [1])

Begreiflich, daß solche Befürchtungen und die Nachricht von den Vorgängen in Vincennes treue Edelleute zum Schutze der königlichen Familie in die Tuilerien trieben; über 400 kamen mit Degen und Pistolen bewaffnet, ohne von den Wachen gehindert zu werden, in die königlichen Gemächer, um dem König Hilfe zu bringen — ihre Gegner sagten, um den König zu entführen — bis der König um neun Uhr Abends ihnen meldete, in Vincennes und in der Vorstadt Saint-Antoine sei die Ruhe vollkommen wieder hergestellt, worauf zwei Drittheile derselben unbehelligt das Schloß verließen. Der 28. Februar 1791

Lafayettes Adjutant jedoch, Gouvion, der in den Tuilerien als Wächter des Königs wohnte, hatte seinem General die Ansammlung von Edelleuten im Schlosse angezeigt, und dieser sah darin einen Versuch zur Befreiung des Königs, eilte ins Schloß, machte den Edelleuten über ihr Unterfangen bittere Vorwürfe und forderte die Ablieferung ihrer Waffen, welche verweigert wurde. Sofort fielen die Nationalgarden über die Edelleute her, nahmen einigen die Waffen, beschimpften sie, traten sie mit Füßen, mehrere erhielten schwere Wunden, neun wurden verhaftet. Sobald der König von der Gefahr seiner Getreuen hörte, ließ er sie bitten, die Waffen abzugeben, und sie gehorchten augenblicklich. Noch vor dem Schlosse wurden die Dolchritter, wie das Volk diese Edelleute spöttisch nannte, bespieen, getreten, zu Boden geworfen. Lafayette sagte dem König herbe Worte über „das Ungeziemende seines Benehmens" und kündigte am anderen Tage in einem Straßenanschlage an, als Befehlshaber der Nationalgarde müsse er für alle Zukunft verhüten, daß die Gemächer des Königs sich mit Leuten anfüllten, von denen einige durch einen reinen, die Mehrzahl aber durch einen sehr verdächtigen Eifer geleitet seien, und alle gewagt hätten, sich zwischen den König und die Bürgerwehr zu stellen; der constitutionelle König dürfe nur von freien Männern als Leibwache umgeben sein; er bitte Jene, welche den Edelleuten die Waffen abgenommen hätten, sie im Gemeindehaus abzuliefern. Dieser Anschlag war für die Edelleute noch schmerzlicher als die Entwaffnung, nicht minder für den König und die Königin. Lafayette aber erreichte, wenigstens zum Theil, sein Ziel, die Gunst bei Manchen, die er durch sein Auftreten in Versailles verloren hatte. — Nur für Marat hatte er nicht genug gethan. Dieser schrieb in seinem „Volksfreund": „Es scheint, daß der Himmel es sich zur Aufgabe stellte, den schwarzen Schwarm der Verschwörer unter dem Eisen der Grenadiere zusammenzubringen: sie hatten das Recht, sie zusammenzuhauen, und konnten es ungestraft thun. Die wahren Freunde der Freiheit werden es immer beklagen, daß sie sich eine so günstige Gelegenheit entschlüpfen ließen, die sich nie wieder finden wird. Der „Volksfreund" insbesondere ist darüber untröstlich!" Marats Lieblingswunsch war nämlich, daß Lafayette um alle Gunst beim Volke komme: „Noch zwei Bouteillen Dinte", meinte er, „und ich habe den vergötterten Mottié (Lafayette) zu Boden geschmettert." Chevaliers du poignard. Marat.

[1]) Arenberg-Mirabeau, Briefwechsel ꝛc., Bd. III, S. 57.

Mirabeau am Hof. Entrüstet über Lafayette, hörten der König und die Königin wieder mehr auf Mirabeau, der durch seine Annäherung an die Jakobiner verdächtig geworden war. Sein Verhältniß zum Hof hatte große Schwierigkeiten, zumal er nur Rathschläge gab, die meist nicht befolgt wurden, und lange kein Minister da war, mit dem er sich zu entschiedenem Handeln hätte ins Einvernehmen setzen können.

Klagen. Er klagt in seiner 35. Note an den Hof, daß er Rath ertheilen müsse, während man ihn nicht befolge. Er fordert in der 37. Note auf, man solle vergleichen, was er gerathen, mit dem, was eingetroffen; „man vergleiche den Glauben, den man, ich weiß nicht welchen Rathgebern schenkt, mit der Fruchtlosigkeit meiner Bemühungen, und entscheide dann, ob ich nicht gedemüthigt sein muß, weil ich immer gegen Mißtrauen anzukämpfen habe; entmuthigt, weil ich immer ohne Erfolg Recht habe; tief betrübt, weil ich sehe, daß, während die Ereignisse zu den von mir angerathenen Maßregeln nöthigen, meine Feinde und des Königs Feinde, jene Feinde, deren Macht man so sehr fürchtet und deren Einfluß und Ansehen man dennoch unaufhörlich vergrößert, das Verdienst und den Ruhm dieser Maßregeln für sich in Anspruch nehmen.“ [1])

Die Minister. Mirabeau klagt, daß der König die Minister nicht entlasse, wie er angerathen. „Besitzen Minister, die das Volk anklagt, das Vertrauen des Volkes? Verdienen Minister, die den Thron ohne Stütze, die Staatsgewalt ohne Beistand, die großen Grundsätze ohne Organ lassen, das Vertrauen des Monarchen?“ Unter diese Minister ist aber nicht mehr Necker zu zählen. Er war schon am 4. September 1790 aus seinem Amte geschieden oder vielmehr durch einen Pöbelauflauf hinweggeschreckt worden, da er von der Revolution, die er selber hatte hervorrufen helfen, keine Befehle annehmen wollte. Seine Unfähigkeit lag klar zu Tag, seine Rathschläge wurden nicht beachtet, seiner Klagen war man müde, man sprach von „ministerieller Unverschämtheit“. Als er noch keine Miene machte, abzutreten, jagten ihm die Jakobiner Angst ein. Ein Haufe forderte am 2. September 1790 vor dem Hause der Nationalversammlung die Köpfe der Minister. Lafayette zerstreute zwar den Haufen, ließ aber vertraulich Necker zu schleuniger Flucht rathen, denn sein Leben sei sehr gefährdet. Necker floh noch in derselben Nacht auf seinen Landsitz Saint-Ouen, wo seine unerwartete Ankunft eine große Bewegung veranlaßte, was ihm wieder so viel Angst einjagte, daß er in dem Wald den Rest der Nacht zubrachte. Das war der letzte Tropfen, der den bitteren Kelch überfließen machte: er schrieb 3. September an die Nationalversammlung, ein neuer Anfall seiner Leiden und tödtliche Besorgniß um seine ebenso tugendhafte, als seinem Herzen theure Gattin, nöthigten ihn zum Gebrauch eines Bades und zur Ausführung seiner schon lange gehegten Absicht, Ruhe zu suchen. Die Rechnung für das verflossene Jahr sei gelegt; da aber die Prüfung noch nicht vollendet sei, lasse er ein Kapital von 2,000.000 Francs, das er im amerikanischen Kriege dem Schatze geliehen, und seine Häuser in Saint-Ouen und in Paris als Unterpfand zurück. Nach diesem Eigenlob klagte er noch über erduldete Feindschaft und Ungerechtigkeit. Mit vollkommener Gleichgiltigkeit und auffallender Geringschätzung hörte die Versammlung die Vorlesung seines Schreibens an und genehmigte sodann den Antrag eines Jakobiners, die Verwaltung des Schatzes jetzt, da sich der Finanzminister entfernt habe, selbst in die Hand zu nehmen. Acht Tage blieb

Necker entlassen.

[1]) Arenberg, Briefwechsel, II, S. 270—78.

Necker noch in Paris, vergebens erwartend, daß ihn die Versammlung zurück- berufe; ein theilnehmendes Wort — und er wäre geblieben! Im tiefsten Schmerz und nach dem schwersten Kampfe reiste er endlich ab, Niemand wollte ihn halten. Was an der Volksgunst sei, erfuhr er auf dem Heimweg in denselben Orten, in welchen er auf dem Hinweg vor einem Jahre als ein finanzieller Messias ge- feiert worden war. In Arcis-sur-Aube hielt ihn die Bürgerwehr an, unge- achtet der Pässe des Königs und des Maire von Paris, bis die Nationalversamm- lung seine Entfernung vom französischen Gebiete gestattet haben würde, denn die Minister seien verantwortlich und der erste Schritt über die Grenze entziehe sie dieser Verpflichtung. Die Nationalversammlung ordnete an, daß man ihn seines Weges ziehen lasse; Camus warnte aber vor jedem Lobe über seine Amtsge- bahrung; der Stadt Arcis-sur-Aube wurde überdies für ihren patriotischen Eifer gedankt. Zu Vesoul hielt ihn das Volk nicht bloß von Neuem an, sondern wollte ihn sogar auf der Stelle hängen, nur mit großer Mühe entging er der Gefahr und entkam in die Schweiz, wo er in Coppet am Genfersee seine Denk- würdigkeiten schrieb. Wie selbst bei sehr gemäßigten Leuten die Meinung über ihn war, zeigen Ferrières Worte: „So verschwand dieser Mann, der zum Unglück Frankreichs geboren war; wenn er kein Verräther war, so war er der Spielball der Partei Orleans. Verzehrt von Ehrgeiz, aufgeblasen von Hochmuth, berauscht vom Weihrauch, den ihm seine Söldlinge streuten, hielt er sich für ein umfassendes Genie. Er wollte Alles leiten und beherrschen; da er aber kein wahres Talent besaß, so war er immer irre in der Zeit, am Ort und in den Umständen, oder, wie ein Mann von Geist von ihm sagte, trug er immer eine Wassermühle auf der Achsel umher und schaute sich dabei stets um, woher der Wind wehe. Glücklich, wenn er in einer langen und fruchtbaren Reue die schrecklichen Leiden sühnt, die er auf ein Volk häufte, das ihm seine theuersten Interessen anvertraute, und auf einen das Gute liebenden König, den er durch lügnerische Versprechungen ge- täuscht und verführt hatte!“ [1]) — Sein Finanzgebahren suchte Necker in einem eigenen Werke zu rechtfertigen; es zeigt sich darin aber auch immer, wie sehr ihm die Entfernung von seiner Stellung wehthat, [2]) und wie unbekehrbar er an seine Heilkraft glaubte: „Welche Mittel hat man vorgezogen! Mit ein wenig Zurück- haltung, mit ein klein wenig Rücksicht gegen die Unterdrückten, mit ein wenig Schonung gegen die früheren Ansichten, mit ein wenig Liebe und Güte, das heißt mit Banden von Seide — hätte man Frankreich zum Glück führen können. Bis- weilen, wenn ich in der Einsamkeit am Fuße der Berge, wohin der Undank der Nationalversammlung mich gebannt hat, die Stürme an mein Haus schlagen höre und die Bäume niederschmettern, von denen es umgeben ist, möchte ich mit König Lear ausrufen: „Blast nur ihr ungestümen Winde, überlaßt euch eurer Wuth, ich klage euch nicht des Undanks an, ihr verdankt mir euer Dasein nicht, ihr habt eure Macht nicht von mir!“ So der Jammer und die Klage über Undank beim gestürzten Minister, der nie zur Einsicht kam, daß seine Krankheit die Selbst- überschätzung war. Er glaubte noch an seine einzige Begabung, als Napoleon 1800 auf dem Zug über die Alpen nach Genf kam: da sprach Necker eine Stunde

Abreise gehemmt.

Aura popularis.

Urtheil über Necker.

Selbsttäuschung.

[1]) Ganz anders lautet natürlich das Urtheil seiner geistreichen Tochter, der Madame Staël: nach ihr schied Necker, weil ihm der König seine Fluchtpläne, die er anderweitig schon kannte, nicht anvertraute, und die wahrscheinlich gelungen wären, wenn sie Necker befördert hätte. Ueberhaupt habe Ludwig anderen Rathgebern sein Ohr geliehen. Staël, Considérations, I, p. 389—90.

[2]) Necker sur son administration.

Necker und Napoleon I. lang mit ihm über den Credit und die bei einem Finanzminister nöthige Tugendhaftigkeit und drückte ziemlich deutlich den Wunsch aus, die Leitung der französischen Finanzen wieder zu übernehmen. Doch Napoleon hatte einen scharfen Blick; die Gedanken, die Necker in seinen Dernières vues de politique et de finances aussprach und worin er der Freiheit einen hohen Werth beilegte, kamen ihm wie Träume eines gefährlichen Schwärmers vor. Necker starb 1804 in Coppet.[1])

Die Finanzen nach Necker. Lambert hieß Neckers Nachfolger, an dessen Stelle im December 1790 Delessart trat. Beide machten von den Gütern der Kirche, „dem Brautschatz der Revolution", einen starken Gebrauch. 1000 Millionen Francs in Assignaten mußten den Ausfall fast aller Steuern decken. Die Grundstücke, welche die beiden Brüder des Königs und der Herzog von Orleans als Apanage besaßen, und alle königlichen Schlösser, mit Ausnahme von sieben, zu denen die Tuilerien und das Louvre gehörten, waren in die Masse der zu veräußernden Staatsgüter einbezogen worden. Und doch half all das nicht, sämmtliche Nationalgüter brachten kaum die Hälfte des bisherigen Ertrages. Es war kein Glück im Kirchenraub und die Steuern wurden bald härter als je.

Mirabeaus Klagen. Begreiflich, daß Mirabeau über die Unfähigkeit der Minister bittere Klagen ergoß, nicht minder über das Mißtrauen, das sich jeden Tag deutlicher gegen ihn ausspreche und nie unverdienter gewesen sei. „Aber die Zeit wird richten. Nie war mein Eifer so rein, nie meine Ergebenheit unbegränzter, nie mein Wunsch, nützlich zu sein, standhafter, ich möchte sagen, hartnäckiger. Nicht für mich selbst, sondern um größere Erfolge zu erringen, strebe ich nach dem Preise des Vertrauens, und die ihn mir rauben, werden weder die Dankbarkeit, noch meinen Eid, die königliche Gewalt zu vertheidigen, aus meinem Herzen reißen, sollte ich auch in diesem glänzenden Kampfe, wo Europa mein Zeuge ist, und die Nachwelt mein Richter sein wird, allein kämpfen und unterliegen!"[2])

Arenberg. Sein Freund Arenberg hatte wegen der Seitensprünge Mirabeaus zu den Jakobinern am Hofe oft einen schweren Stand. „Ich werde der Königin", schreibt er an den österreichischen Gesandten Mercy,[3]) „Mittel angeben, womöglich seinem Unbestand Zügel anzulegen; denn in manchen Dingen ist dieser Mann sehr groß und sehr klein, sehr nützlich und zuweilen schädlich, mit einem Worte zuweilen höher und zuweilen viel tiefer als andere Menschen." — „Was für ein Wesen ist dieser Mensch! Immer auf dem Punkte Feuer zu fangen oder den Muth zu verlieren, bald unvorsichtig aus zu viel Vertrauen oder lau aus Mißtrauen, ist er in Sachen, die Folge und Geduld erfordern, schwer zu führen."[4]) — „Er ist ein Mann, den man fester durch die Sachen hält, die er ausgeführt hat, als durch diejenigen, welche er auszuführen verspricht.[5]) Man muß ihn hiedurch gewissermassen nöthigen, folgerichtig zu handeln, und kann es auch dahinbringen, aber man bindet ihn weniger an sich, als an diese oder jene Sache; er hat mehr

---

[1]) Seine Werke gab sein Enkel Baron Staël in 15 Bänden, Paris 1820—1821, heraus, sein Leben seine Tochter: Vie privée de Jacques Necker, Paris 1804.

[2]) Arenberg-Mirabeau, Briefwechsel, Bd. II, S. 282.

[3]) Ibid., II, p. 295—96.

[4]) Ibid., II, p. 299.

[5]) Ibid., II, p. 261.

Hartnäckigkeit als Ausdauer und man fesselt ihn durch seinen Geist, wenn man ihn nicht durch seine Gefühle fesseln kann." — Arenberg fordert vertraute Beziehungen zu einem Minister für Mirabeau und Ausführung wenigstens eines Theiles seiner Pläne. Zugleich müsse aber die Königin im Rathe einen Minister haben, dessen sie vollkommen sicher sei. „Vergebens wird die Königin Meinungen einholen, sie mit aller Richtigkeit ihres Geistes abwägen; ihre besten Absichten werden zu Nichts führen und bisweilen sogar das Aussehen einer Intrigue haben, so lange sie der Mittel der Vollziehung nicht sicherer ist: so lange sie nicht einen Minister hat, der vollkommen in ihre Ansichten eingeht, der die mit ihr und durch sie festgestellten Entschlüsse in den Rath bringe und den König dazu vermöge." [1]

Die Königin

Mirabeau und Montmorin verbinden sich zur Rettung der Monarchie. Mirabeaus politisches Testament.

Endlich am 5. December 1790 kam es zwischen Mirabeau und dem Minister des Aeußern Montmorin zu einer innigen Verbindung für die Sache des Königs und zu planvollem Handeln. Bisher war der Glaube Mirabeaus, Montmorin sei ein Anhänger Lafayettes, das Hinderniß.

Geständniß Montmorins

Jetzt erklärte Montmorin offen: „Lafayette hat Sie betrogen; [2]) wen hat er aber, mit oder ohne Absicht, nicht betrogen? Sie halten diesen Menschen für ehrgeizig? — er hat keinen anderen Ehrgeiz, als gelobt zu werden; für herrschsüchtig? — er sucht mehr den Schein als die Wirklichkeit der Herrschaft; für treu in der Freundschaft? — er liebt nur sich und um seiner selbst willen. — Wollen sie nun seinen Einfluß kennen? er hat einigen auf den Hof, aber durch die Furcht; auf die Regierung, auf das Ministerium, auf den Ministerrath hat er keinen. Er hat auch nie einen Einfluß dieser Art gehabt, denn Alles, was er wußte, wußte er durch mich. — Ich bin seiner Einmischung in die Geschäfte müde, meine Collegen ebenso. Ein wichtiger Grund, alle Verbindungen mit ihm abzubrechen, ist, daß diese angebliche Rolle eines ersten Ministers außerhalb des Ministeriums die königliche Gewalt tödtet, und eben diese gilt es vor allen wieder herzustellen. — Welche Macht wird Herrn von Lafayette noch bleiben, wenn wir ihn auf die Seite gesetzt haben? — Sein Vermögen ist verschleudert, er wird über keine Summe Geldes mehr verfügen können; ziehe ich meine Hand ganz von ihm zurück, so hat er auch nicht einen Adjutanten mehr; sein Einfluß auf die Versammlung wird ebenso null sein. Er soll nichts Anderes sein, als Commandant der Nationalgarde, und muß es bleiben, bis man ihm einen sichern Nachfolger geben kann. — Ich war mit Necker verbunden, der Ihnen durchaus entgegen war, und darum konnte ich mich Ihnen nicht nähern, obschon ich Sie für das erste Talent der Nationalversammlung anerkannte. — Jetzt aber habe ich eine Stellung, in der ich unabhängig bin und dem König nützlich sein kann. Ich will jetzt mit Ihnen gehen. Es ist klar, daß wir untergehen, wir, das Königthum, die öffentliche Gewalt, die ganze Nation. Die Unzufriedenheit, wenngleich allgemein, ist unvermögend die Ordnung zurückzuführen; die Versammlung tödtet sich und uns, und dennoch darf man, wie richtig es auch wäre, sie nach Hause zu

über Lafayette

über Necker,

über die Lage,

[1]) Arenberg-Mirabeau, Briefwechsel, Bd. II, S. 375—76.

[2]) Die merkwürdige 46. Note für den Hof im Briefwechsel zwischen dem Grafen Arenberg und Mirabeau. Bd. II, S. 408—417.

schicken, die Sache nicht zu rasch angreifen. Vorsicht ist unentbehrlich, eine zu übereilte Bewegung würde nur einen höheren Grad von Wuth erregen. Wollte
über den König. der König sich volksthümlich machen, so würde uns das viele Mittel verschaffen und wir wären so ohne Zweifel auf dem kürzesten Wege, die Versammlung zu Grunde zu richten. Seine persönlichen Eigenschaften sind aber dazu nicht geeignet und die Unpopularität der Königin ist noch zu groß, um der Popularität des Königs nicht zu schaden. Was muß man also thun? — Zeit gewinnen, aber regieren; einen günstigen Wind abwarten, aber die Segel vorbereiten und keinen Augenblick das Steuer verlassen. Ich will die königliche Gewalt wieder aufrichten, ich will all meine Kräfte diesem Zwecke widmen. Sie wollen es auch und können nichts Anderes wünschen. Sie herrschen durch Ihr Talent. Von den Gegnern ver-
Barnave, dient einer Beachtung, Barnave; wir müssen ihn gewinnen, um ihn den Feinden zu entreißen, oder ihn mit ihnen stürzen; jenes wäre mir lieber als dieses. —
die Königin. Ich wünsche nützlich zu sein, kann es aber nur durch die Königin; ich fühle, daß sie der stärkste Theil der Regierung ist; durch sie allein möchte ich auf den König einwirken. Ich muß ihr rückhaltloses Vertrauen haben und ich will sie populär machen, und das ist um so leichter, als ich weiß, daß sie auf eine Reaction verzichtet, und wird die Verfassung verbessert, so hoffe ich, daß sie sich mit dem Unabänderlichen aussöhnen wird. Ich fordere Sie nun auf, mir zu helfen: 1. einen Plan zu entwerfen, der die Versammlung ohne Erschütterung zum Schlusse bringen kann; 2. die öffentliche Meinung in den Departements zu ändern, auf dieselben ein wachsames Auge zu haben und die Königin wieder populär zu machen; 3. mir zu ihrem Vertrauen zu verhelfen. Oder vielmehr ich fordere Nichts als: stehen Sie mir mit Rath und That bei."

Mirabeau. Mirabeau faßte den Minister bei der Hand und antwortete: „Nicht den Minister des Königs, der zuweilen heucheln muß, habe ich jetzt gehört, sondern Herrn von Montmorin, einen Ehrenmann, der mich nicht hintergehen will. Aus allen Kräften will ich Ihnen dienen, Ihnen beistehen. Vor Allem müssen wir einen
Arenberg. Plan feststellen." — Beide schieden zufrieden von einander und Arenberg that sein Mögliches, um die Königin für diesen Bund zu gewinnen.

Mirabeau entwarf diesen Plan; er ist sein politisches Testament, „das werthvollste Vermächtniß seines Geistes und Willens, das Resultat seines Nachdenkens über die heillosen Zustände Frankreichs und über die Mittel der Rettung." Einige Grundgedanken sind schon früher mitgetheilt, alles Wichtige ist aber in keiner früheren Denkschrift so überzeugend zusammengestellt.

Schwierigkeiten. Sie zählt zuerst die Hindernisse auf,[1]) die zu besiegen seien, nämlich die Unschlüssigkeit des Königs, die Vorurtheile gegen die Königin, die wüthende Demagogie von Paris, den Geist seiner Nationalgarde, die Reizbarkeit der Versammlung, die Schwierigkeit, ihr beizukommen, weil sie so zahlreich ist, die unbesiegbare Unvolksthümlichkeit einer ihrer Abtheilungen, die Palliativmittel, welche der Revisionsausschuß vorbereite, die Unmöglichkeit, sich einer großen Anzahl der Unzufriedenen, deren Interessen sich widersprechen, zu bedienen, die sich allmählig dem Parteigeist zuwendende Richtung der öffentlichen Meinung; die Furcht, durch

---

[1]) Diese Denkschrift ist vollständig erhalten und bildet die 47. Note für den Hof: „Ueber die Lage Frankreichs und die Mittel, die öffentliche Freiheit mit der königlichen Gewalt in Einklang zu bringen", Arenbergs Briefwechsel, Bd. II, S. 431—511.

heftige Mittel einen allgemeinen Brand zu entzünden, und über alles Dieses die bereits in Thätigkeit gesetzte Ordnung der Dinge und die Unmöglichkeit, ohne Rückschritt, das heißt ohne mehrere Dekrete abzuschaffen, einen dauernden Erfolg zu erringen.

Mit Scharfblick bespricht Mirabeau dann die Mittel, wie zu helfen, und das Ziel, das zu stellen sei:[1] „Die Zusammenberufung einer rectificirenden Versammlung erhalten, die Zügel der Regierung wiederergreifen, die öffentliche Meinung leiten, auf die Haltung der Departements, auf die Wahl der Glieder einer zweiten gesetzgebenden Versammlung Einfluß ausüben, das Alles sind nur mehr oder weniger nützliche Mittel, und es handelt sich im Gegentheil darum, einen von den Mitteln unabhängigen Zweck zu bestimmen. Die königliche Autorität wieder herzustellen, ist eine zu complexe Idee, als daß man sich hinlänglich über das Einzelne und die Folgen verständigen könnte, wenn man sich darauf beschränkte, dieses bloße Resultat auszusprechen. Die Revolution selber angreifen, hieße über den Zweck hinausgehen, denn die Bewegung, die ein großes Volk dazu antreibt, sich bessere Gesetze zu geben, verdient befördert, nicht gehemmt zu werden. Könnte man auch gegenwärtig ohne Wahnsinn wollen, daß die französische Nation in ihre frühere Lage zurückkehre, all ihre Hoffnungen aufgebe und die Frucht aller ihrer Anstrengungen verliere? Vernichtete man auch mit einem einzigen Streich eine Generation, raubte man fünfundzwanzig Millionen Menschen ihr Gedächtniß, so bliebe dieser Erfolg doch unmöglich. Die Revolution achten und dennoch die ganze Verfassung angreifen und die Franzosen dahin zurückführen wollen, von wo sie am 27. April 1789 ausgegangen sind, wäre ebenfalls ein unsinniges Project. Man muß also sowohl die Revolution in ihrem Geiste, als die Verfassung in mehreren ihrer Grundsätze gelten lassen, und unterschreibt man nicht diese ersten Bedingungen, so ist keine Ausgleichung möglich, weder mit dem Volke, noch mit seinen Führern, noch selbst mit der Klasse von Unzufriedenen, die einigen Einfluß ausüben können. — Nach einer besseren Verfassung streben, das ist also das einzige Ziel, das die Vorsicht, die Ehre und der von dem wahren Vortheile der Nation unzertrennliche wahre Vortheil des Königs sich vorzusetzen erlauben. Was soll man aber unter einer besseren Verfassung verstehen? Welche Dekrete muß man beibehalten, welche abschaffen?[2])

Mittel zur Abhilfe

Keine Reaction,

aber eine bessere Verfassung.

In einer guten Verfassung ist die königliche Gewalt eines der Nationalgüter des Volkes und eine seiner unübersteiglichsten Schutzwehren. Zu des Volkes Vortheil stattet man diese Gewalt aus, des Volkes erste Rechte verletzt man, wenn man sie umzuwerfen droht. Das Volk überträgt seine Rechte, es will also nicht Herr bleiben; durch mehrere Bevollmächtigte will es seine Gesetze machen, durch einen einzigen will es sie ausführen lassen. Die Gesetzgeber betrügen also das Volk, wenn sie ihm einen mit einer solchen Verfassung unverträglichen Einfluß lassen, wenn sie ihre Versammlung auf Kosten des Königs stark machen, wenn sie dem König nicht alle durch das Gesetz der Einheit nöthigen Rechte geben, wenn sie das Königthum bekämpfen, unnütz machen. Alles, was in diesem Sinne ist, muß abgeschafft werden.

Die Macht des Königs.

Die Revolution hat Vieles zerstört, was abgeschafft bleiben muß, wie die Privilegien, das Lehenswesen, Befreiung von Steuern und verderbliche Steuern. Sie hat Manches eingeführt,

Was muß bleiben?

---

[1]) Arenberg-Mirabeau, Briefwechsel, Bd. II, S. 444.
[2]) Ibid., II, p. 445.

was Grundlage der Verfassung bleiben muß, wie die Einheit der Besteuerung, die Grundsätze einer volksthümlichen Verwaltung, die Freiheit, nicht aber die Straflosigkeit der Presse, die Verantwortlichkeit aller Träger der vollziehenden Gewalt, die Zulassung aller Bürger zu allen Aemtern, eine minder willkürliche Ordnung zur Erlangung von Begnadigungen und Geldhilfen und eine strengere Aufsicht über die Verwendung der öffentlichen Gelder. Selbst eine bewaffnete Gegenrevolution müßte diese Grundlagen annehmen, denn der Eroberer müßte sich mit der öffentlichen Meinung abfinden, sich des Wohlwollens des Volkes versichern, also die Zerstörung der Mißbräuche bestätigen. Die Oberfläche ist jetzt geebnet, dies erleichtert die Ausübung der Gewalt. Alles, was der Nation Vortheil bringt, nützt auch dem König. Die Revolution hat Nichts zerstört, was nicht früher ein Hinderniß der königlichen Gewalt war. Die Nationalversammlung hat bloß aus Angst die gesunde Bahn verlassen: sie fürchtete, der Hof wolle die alte Ordnung der Dinge wiederherstellen, und darum verminderte sie die Gewalt des Königs und vermehrte die Macht des Volkes und sah nicht ein, daß sie damit eine Art Demokratie einführte, ohne die Monarchie aufzuheben, oder daß sie das Königthum unnütz machte, ohne eine vollständige Demokratie einzuführen; sie ging also von ihren ersten Grundlagen ab, ohne sie zu ersetzen, und schuf eine monströse Regierungsform, die, obwohl unausführbar, dennoch mit der Eigenliebe der Nation so innig verflochten ist, daß nur heftige, wenngleich unvermeidliche, Erschütterungen sie zerstören können. —

Woher die Fehler der Verfassung?

Art der Aenderung.

Wie soll die Aenderung eingeleitet werden? — Durch die gegenwärtige oder eine künftige Versammlung? Hier erreicht Mirabeaus Erörterung eine Feinheit und Naturwahrheit, daß es schwer ist, einen Auszug daraus zu geben, und das Ganze mitzutheilen mangelt hier der Raum. Nachdem er alle Möglichkeiten wie ein wahrer Staatsmann durchgesprochen hat, kommt er zur Entscheidung, daß man sich zur Aenderung der gegenwärtigen Versammlung nicht bedienen könne, daß man sie als das gefährlichste Hinderniß betrachten müsse, daß, abgesehen von den hinterhaltigen Absichten der Häupter und ihrem verborgenen Ehrgeiz, schon die Eigenliebe der Versammlung es ihr nie erlauben werde, wegen der Dauer ihres Werkes in irgend Etwas nachzugeben, sie mithin stets die gefährlichste Feindin jeder ihre Irrthümer aufdeckenden Veränderung sein werde. Nach reiflicher Erwägung der Mittel, wie zu einer andern Kammer zu kommen sei, erscheint es Mirabeau als der sicherste Weg, ihr Ansehen durch volksthümliche Mittel zu untergraben und den Patriotismus selbst zum Widerstande gegen sie vorzubereiten.[1] Man müßte ihren Gang erschweren, um ihre Unmacht und Schwäche bloßzustellen; man müßte ihre Eifersucht aufregen, um die der Verwaltungscollegien aufzureizen; man müßte sie mehr und mehr zu Usurpationen reizen, um vor ihrer Tyrannei bange zu machen. Sei dieses Ziel erreicht, so werden die Begegnisse jeden Tages andere Mittel, es zu erreichen, an die Hand geben. Das vortheilhafteste Resultat wäre, wenn die Versammlung, in der öffentlichen Achtung ganz verloren, sich von selbst auflöste, denn die Berufung einer neuen Versammlung durch den König, um die Verfassung zu verbessern und zu befestigen, werde dann als eine große Wohlthat erscheinen. Der Verfall der Versammlung müßte also bis zu diesem Grade betrieben werden.

Verfall der Nationalversammlung.

[1]) Arenberg, Briefwechsel, Bd. II, S. 452.

Gelänge dies nicht, so müsse sie genöthigt werden, ihre Session zu schließen, ohne zu warten, bis die zweite Versammlung unmittelbar ihren Platz einzunehmen bereit wäre.

Jedenfalls muß man die Kräfte der königlichen Gewalt für den Zusammentritt der zweiten Versammlung vorbereiten und alle Einflußmittel aufbieten, daß die neue Kammer auch den Willen hat, die Verfassung zu verbessern. Dieser Einfluß kann in mancherlei Abstufungen ausgeübt werden — auf die öffentliche Meinung im Allgemeinen, auf die Männer von Talent durch Männer von Talent, auf die Hauptstadt und auf jede Provinz, auf alle Verwaltungs- und alle Wahlcollegien. Jedenfalls muß dem König die Wahl der Stadt, wo die neue Versammlung tagen soll, überlassen bleiben, und keinen Falls darf sie in der Hauptstadt zusammenkommen, durch deren unheilvollen Einfluß schon die erste Nationalversammlung von ihren Grundsätzen abgewichen ist. Die Verbesserung muß durch eine Nationalversammlung ins Leben treten und darf ja nicht vom König octroirt werden. „Ich habe mich bis zur Evidenz überzeugt,[1]) daß selbst mitten in einem allgemeinen Aufstande gegen die gegenwärtige Versammlung jede gesetzgebende Handlung, die allein vom König ausginge, den Monarchen dem Geiste seines Volkes für immer entfremden, ihn in einem einzigen Tage aller langsam errungenen Vortheile berauben und das unwiderrufliche Signal zum Bürgerkriege werden würde. Nichts läßt sich ausrichten, Nichts versuchen, wenn man nicht von dieser Wahrheit überzeugt ist. Wären die Anordnungen der Sitzung vom 23. Juni als bloßer Wunsch des Monarchen vorgetragen worden, so hätten sie das Königreich zu seinen Füßen gelegt; woher kam es, daß sie nur Bestürzung erregten? Weil sie als Gesetz vorgetragen wurden, weil der Gedanke eines gesetzgebenden Körpers in Mitten einer Versammlung von Volksvertretern mit den Rechten einer großen Nation unvereinbar war, und dieser Gedanke jetzt, wo diese Rechte begriffen sind, noch viel anstößiger sein würde. Gelänge es die Unzufriedenheit bis zum höchsten Grade zu steigern, so müßte man der Nation doch noch eine gesetzgebende Versammlung lassen, damit sie um diesen Preis weniger Gewicht auf andere Opfer legte." —

Neue Kammer, nicht in Paris.

Nachdem Mirabeau klar bewiesen, daß mit dieser ersten Nationalversammlung eine Aenderung der Verfassung nicht bewirkt werden könne, setzt er auseinander, wie sie dennoch zur Vorbereitung der Reform benützt werden könnte. Sie kann Hindernisse in den Weg legen: sie kann beschließen, die Versammlung solle nicht ratificirt werden; sie kann verordnen, eine constituirende Versammlung solle nur nach einer bestimmten Zeit zusammentreten; sie kann endlich stufenweise einen solchen Einfluß auf das Volk gewinnen und ihm eine solche Anhänglichkeit an ihr Werk einflößen, daß man dieses nicht mehr zu ändern vermag. Indem er angibt, wie diesen Hinderungen entgegenzutreten sei, betont er,[2]) wie nothwendig ein Plan der Minister, ihr Eingehen auf diesen Plan, ihr rechtzeitiges Einschreiten in den Provinzen sei; ferner daß sie sich unter das Volk mischen, nicht in vornehmer Abgeschlossenheit verharren. Sie müssen aus den Ergebnissen der Gesetze dem Volke die Ueberzeugung beibringen, daß die neue Verfassung den Keim des Todes in sich trägt. Uebrigens reichten zwanzig Jahre nicht hin, wollte man die Aenderung nur von dem bloßen Einflusse der Vernunft erwarten; und

Wozu die alte dienen könne.

Pflicht der Minister

[1]) Arenberg, Briefwechsel. Bd. II, S. 455.
[2]) Ibid., II, p. 474

wo wäre nach einer so langen Anarchie das Königreich? Man muß also die Verfassung stürzen; es gilt, so lange es noch Zeit ist, das schönste Reich der Welt zu retten. Ein solcher Zweck rechtfertigt alle Mittel, unter welchen die Noth uns keine Wahl mehr läßt, und Verstellung und Betrug sind immer noch besser als Krieg. Jedenfalls muß aber zwischen der ersten und zweiten Versammlung ein längerer Zwischenraum eintreten, damit keine Ansteckung erfolge. Eigenliebe, die Sucht besser zu machen, die Nothwendigkeit, das öffentliche Vertrauen durch andere Mittel zu erwerben, die Furcht, hinter derjenigen, an deren Stelle sie tritt, weit zurückzubleiben, werden der zweiten Versammlung eine ganz andere Physiognomie geben, namentlich wenn sie die erste nicht als ihr Vorbild unter den Augen hat.

Die nächste Kammer. Dann setzt der Verfasser auseinander, durch welchen Mechanismus auf die zweite Versammlung zu wirken sei. — „Drei Dinge bilden diesen Mechanismus: die Zahl und Wahl der dabei zu gebrauchenden Personen, die Arbeiten, die den einzelnen aufgetragen sind, und die nothwendige Vorsicht, damit keiner der Mitwirkenden um die anderen wisse, wo möglich den Grund, wozu man seiner sich bediene, nicht kenne oder doch nur denjenigen Theil des Planes kenne, den man ihm unmöglich verheimlichen kann.“ [1]) — Es muß eingewirkt werden auf die Nationalversammlung, auf Paris, auf die Provinzen. Den Einfluß auf die Nationalversammlung darf man nur durch eine sehr kleine Anzahl von angesehenen Deputirten versuchen, will man nicht durch irgend eine Feigheit verrathen oder durch unnütze Agenten in Verlegenheit gebracht werden. Wie eine Mehrheit zu schaffen sei. Unter den zwölf Abgeordneten, die Mirabeau nennt und die nur mit Montmorin in Verbindung stehen sollten, sind Cazalès und Barnave neben Mirabeau. Man wird den Deputirten mehr Vertrauen und Eifer einflößen, die allein das Geheimniß des Ministers zu besitzen wähnen. Montmorin soll der Vereinigungspunkt sein, um die verschiedenen Bestrebungen systematisch zu leiten, der gemeinsame Vermittler. Der vollständige Plan darf jedoch keinem einzigen Deputirten mitgetheilt werden, er bleibt ein Geheimniß Mirabeaus und Montmorins. Weit entfernt den Zweck zu enthüllen, wird man fast jedes Mal jeden Deputirten über die Schritte, die man von ihm begehrt, täuschen, ihm ihre Folgen verbergen und ihn durch ganz andere Motive zu bestimmen suchen müssen. Die Deputirten gehören den verschiedenen Abtheilungen der Nationalversammlung an. Nur der geheime Führer, der allein alle Fäden kennt, muß in das Ganze eingeweiht sein und für das Ganze wirken, jede Abtheilung von Deputirten darf nur vereinzelt wirken. Diese Deputirten müssen mit aller Kraft dahin arbeiten, um ihre ganze Partei zu gewinnen, man muß Summen zur Verfügung stellen, um nöthigenfalls Stimmen zu erkaufen. Ueber jede Frage muß man mehrere Reden zur Vertheilung an Diejenigen, die mehr Eifer als Einsicht haben, oder bei denen Trägheit den guten Willen lähmt, ausarbeiten lassen.

Paris. Paris erheischt Mitarbeiter ganz eigener Art. Ihre Aufgabe ist, zugleich auf die Nationalgarde, die Verwaltungscollegien, die Gerichtshöfe, die Wähler, die Sectionen, die öffentliche Meinung und auf die Gallerien der Nationalversammlung und endlich auf alle Verfasser periodischer Schriften einzuwirken. Für Vorsicht. diese Art von Verbindungen darf man weder Schreibstuben, noch Secretäre haben, denn es liegt Alles daran, daß eine solche Anstalt nie bekannt, nie eine

[1]) Arenberg, Briefwechsel, Bd. II, S. 480.

Spur davon entdeckt werde. Die Mittelsmänner dürfen nur mit Demjenigen, der sie gewählt hat, in Verbindung stehen, sich unter sich nicht kennen, jeder nur mit einer Partie beauftragt sein. Die Nothwendigkeit einer solchen Vorsicht begreift sich leicht. So wird die bis zu den Urhebern des Planes hinaufführende Kette bei jedem Schritte unterbrochen, in letzter Instanz ist das Geheimniß in jedem Zweig nur das eines einzigen Menschen und selbst die Treulosigkeit eines Agenten bietet nur eine geringe Gefahr.

Man muß aber nicht bloß Ansichten ändern, sondern auch Kraft zu spenden und Muth einzuflößen wissen. Die meisten Verwaltungscollegien des Königreiches sind weit weniger durch die öffentliche Meinung irregeleitet, als zu schwach gegen sie. Gerne möchten sie dem Volke widerstehen, vielleicht gar bei der Versammlung Beschwerde führen, es fehlt ihnen aber dazu an Kraft und Freiheit; wenn sie rathschlagen, Adressen oder Bittschriften machen, so nehmen sie gleich gegen ihr Gewissen die Sprache an,[1]) durch die sie der Menge am meisten zu gefallen glauben. Kein Collegium ist mehr frei, auch die Gerichtshöfe nicht. Schon hat man Richter angeklagt und Vaterlandsverräther gescholten, weil sie nicht nach dem Gebote des Volkes haben urtheilen wollen, und bald wird dieses letzte Asyl des Eigenthumes, der Ehre und des Lebens der Bürger, überall entweiht sein. Weil die falsche Meinung, die man dem Volke von seinen Rechten beigebracht hat, die häufigste Ursache seiner Ausschweifungen und die gewöhnliche Ursache seiner Allgewalt und des Schreckens ist, den es verbreitet, muß auch gerade diese Meinung zuerst bekämpft und berichtigt werden.

Furcht vor dem Volke

macht die Collegien feige.

Um auf die Provinzen zu wirken,[2]) reicht die Führung einer Correspondenz nicht aus, ein solcher Briefwechsel wäre zu ausgedehnt und verwickelt. Sehr zahlreiche Bureaux würden nicht dazu ausreichen, und wie sollte man eine so große Oberfläche in den Schleier eines undurchdringlichen Geheimnisses einhüllen? Daher sind Reisende vorzuziehen, weil sie es leicht machen werden, durch eine sehr geringe Anzahl von Vermittlern die Verbindungspunkte zu vervielfältigen. Man muß aber nur 40 Reisende aussenden, einen für zwei Departements, mit einem Gehalt von 1000 Livres monatlich und 1200 Livres für Reisekosten; der Reisende darf nur den Herrn von Montmorin kennen und nur dieser darf ihn wählen; es ist rathsam, daß sie unter sich einander unbekannt bleiben; sie müssen einen offenkundigen Auftrag und daneben den geheimen haben, der sich auf den Zustand der öffentlichen Meinung und den Charakter der Beamten an allen Orten bezieht. — Was Mirabeau über die Verwendung solcher Reisenden sagt, gehört zum Besten des Planes. Weiter spricht er von Büchern, zu denen der Plan von ihm und Montmorin entworfen und die von einer zahlreichen Anzahl tüchtiger Schriftsteller ausgearbeitet werden sollen, von Reden für die Versammlung, Denkschriften für die Minister, Abhandlungen für die Provinzen, ausgedehnten Werken, die, von den besten Köpfen verfaßt, der öffentlichen Meinung einen Stoß versetzen sollen. Ein tiefes Studium der drückenden Uebel und der Hilfsmittel dagegen, der Decrete der Nationalversammlung und des Unzusammenhängenden in denselben, muß darin erkennbar sein. Kein Opfer muß man scheuen, um Männer von Talent an sich zu ziehen.

Wie auf die Provinzen zu wirken?

Durch Reisende,

durch Schriftsteller.

Am Schlusse dieses Planes, zu dem mehrere in das kleinste Detail ein-

[1]) Arenberg, Briefwechsel, Bd. II, S. 487.
[2]) Ibid., II, p. 490 ff.

Schlußbemerkung. gehende Theile, zum Beispiel Ausarbeitung von Werken, Polizei, Instruction für die Reisenden, mitgetheilt sind, sagt der Verfasser: [1]) „Ich schließe diesen Plan mit einer gleich trostlosen und grausamen Bemerkung. Wird der Plan befolgt, so läßt sich Alles hoffen; wird er es nicht, so entgeht uns dieser letzte Rettungsanker, so gibt es kein Unglück, von einzelnen Mordthaten bis zur Plünderung, von dem Sturze des Thrones bis zur Auflösung des Reiches, worauf man sich nicht gefaßt machen muß. Was kann außerhalb dieses Planes noch für Hilfe bleiben? Wächst die Wuth des Volkes nicht von Stufe zu Stufe? Schürt man nicht mehr und mehr allen Haß gegen die königliche Familie an? Spricht man nicht laut von einer Metzelei des Adels und der Geistlichkeit? Wird man nicht wegen bloßer Die Nothlage Verschiedenheit der Meinungen geächtet? Macht man dem Volke nicht Hoffnung auf Theilung des Grundeigenthums? Sind nicht alle großen Städte des Königreiches in furchtbarer Verwirrung? Stehen die Nationalgarden nicht bei jeder Volksrache an der Spitze? Zittern nicht alle Beamten für ihre eigene Sicherheit, unfähig für die Sicherheit Anderer zu sorgen? Können endlich in der Nationalversammlung Schwindel und Fanatismus sich auf einen höhern Grad steigern? — Unglückliche Nation! Dahin brachten Dich einige Menschen, welche Ränke an die Stelle des Talentes, Umtriebe an die Stelle der Staatsweisheit setzen! — Guter, aber schwacher König! Unglückliche Königin! Das ist der Abgrund, in den Euch das Schwanken zwischen zu blindem Vertrauen und zu übertriebenem Mißtrauen gestürzt hat! — Eine Anstrengung bleibt noch für die Einen und die Andern übrig, aber es ist die letzte. Gibt man sie auf oder scheitert sie, so deckt bald ein Todtenschleier dieses Reich. Was wird in der Folge sein Schicksal sein? Wohin wird dieses vom Blitz getroffene, vom Sturme gepeitschte Schiff verschlagen werden? — Ich weiß es nicht; entkomme ich aber selbst dem allgemeinen Schiffbruche, so werde ich immer mit Stolz in meiner Einsamkeit sagen: Ich setzte mich dem Untergange aus, sie alle zu retten, — sie aber wollten nicht gerettet werden!" —

Der Plan angenommen. Montmorin fand die Denkschrift vortrefflich, stimmte zu Allem und Jedem. Arenberg schrieb der Königin, daß er auf Montmorin vertraue, daß Mirabeau ganz seinen Plänen hingegeben sei und daß seine Hartnäckigkeit in gefahrvollen Unternehmungen glauben lasse, daß er diese beharrlich durchführen werde. König und Königin gaben nach einigem Bedenken ihre Zustimmung zum Plane, die nöthigen Geldmittel wurden angewiesen. Auch der österreichische Gesandte Mercy fand den Plan in der Theorie vollkommen, in der Ausführung aber von großer Schwierigkeit, weil er Mitarbeiter erfordere, welche der Kraft Desjenigen, der ihnen ihren Weg vorgezeichnet, entsprechen müßten. [2])

„Mirabeau widmet sich seiner Aufgabe mit ganzer Seele", schreibt Arenberg wieder an Mercy. [3]) „Die Versammlung ist gewiß im Ganzen nicht mehr so demagogisch als vor zwei Monaten, sie eilt ihrem Schlusse entgegen wie ein Furchtsamer nach Hause eilt. Man unterscheidet zwar die Majorität noch von der

---

[1]) Arenberg, Briefwechsel, Bd. II, S. 496.
[2]) Ibid., III, p. 7.
[3]) Ibid., III, p. 43.

Minorität; in allen Fragen aber, die sich nicht auf den Klerus beziehen, ist jene so schwach, daß die Rollen wechseln dürfen, wären nicht 200 Mitglieder der rechten Seite abwesend. Der Einfluß der alten Parteihäupter ist weniger bemerkbar." [1]) Bald rühmt er, daß man die Wirkung einer besseren Polizei wohl empfinde,[2]) daß man günstiger für den König gestimmt sei und weniger gegen die Königin spreche, daß Mirabeau voll froher Hoffnung sei. Malouet, welcher mit des Königs Zustimmung in den Plan eingeweiht wurde, fühlte sich von der Denkschrift so ergriffen, daß er ausrief: „Dieser Mann kann jeden Ton anstimmen und eignet sich zu allen Rollen. Fénélon, Macchiavell, Rousseau, der Abbé Maury — sie alle fänden in seiner Schrift ihre Grundsätze und doch herrscht Uebereinstimmung in seinen Ansichten." — In einer Besprechung mit Malouet sagte Mirabeau: „Sie können mir die Fähigkeit zur Abhilfe nicht bestreiten. Nennen Sie den, welcher, entschlossen wie ich, in einer günstigeren Stellung sich befindet. Ich kann auf den ganzen gesunden Theil des Volkes und sogar auf einen Theil des Pöbels rechnen. Möge man mich verdächtigen, ja geradezu beschuldigen, daß ich mich dem Hofe verkaufe, was kümmerts mich? Niemand wird glauben, daß ich die Freiheit des Vaterlandes verrathe und für dasselbe Fesseln schmiede. Ich werde dem Volke sagen: Du hast mich in Deinen Reihen gegen die Tyrannei kämpfen gesehen und sie bekämpfe ich noch immer; aber die rechtmäßige Gewalt, die constitutionelle Gewalt, die schützende Macht des Königs — sie zu vertheidigen habe ich mir immer das Recht und die Pflicht vorbehalten. — Bedenket wohl, daß ich aus dieser Patriotenschaar der Einzige bin, der so sprechen kann. Ich habe mich an ihren romanhaften Einbildungen, an ihrem metaphysischen Geschwätz, an ihren unnützen Verbrechen nie betheiligt."

Malouet.

Weite der Ansicht.

Mirabeaus Tod.

So schaffte und rang Mirabeau nach dem Ziel, woran stets sein Blick hing, mit unermüdlicher, wunderbarer Thätigkeit. Ein Augenzeuge schreibt, es sei ihm unbegreiflich, wie Mirabeau es mache, da er Tag für Tag, vom Morgen bis tief in die Nacht hinein, in der Nationalversammlung oder in einem Bureau arbeitete, bei jeder nur einigermaßen erheblichen Gelegenheit lange, mit höchster rhetorischer Kunst ausgearbeitete und sogleich druckfähige Reden halte, Besuche zu empfangen und zu machen habe, und bei all dem noch wöchentlich drei Hefte seines „Courrier de Provence" schreibe.

Thätigkeit.

Ueber die Art, wie dieser wunderbare Mann arbeitete, bemerkt Arenberg, der seine Briefe herausgab und Jahre lang sein Vertrauter war: [3]) „Merkwürdig war es an ihm, wie er, der so voll Feuer, Leichtigkeit und Fülle der Ideen war, wenn er auf der Tribüne seine Beredsamkeit entfaltete oder im Gespräch sich Allen überlegen zeigte, sobald er die Feder zur Hand nahm, nur mit größter Mühe arbeitete. Kaum schrieb er dann eine Zeile, ohne auszustreichen, zu ändern und Neues einzuschieben; zuweilen ging dies so weit, daß er sich selbst nicht mehr lesen konnte und seinem Secretär die Handschrift ungeduldig hinwarf: „Finden

[1]) Arenberg, Briefwechsel, Bd. III, S. 73.
[2]) Ibid., III, p. 60—62.
[3]) Ibid., I, p. 237.

Sie sich heraus, so gut Sie können, und machen Sie mir eine Abschrift." Dieser brachte nun Ordnung und Klarheit in die Arbeit, in der Regel schob Mirabeau neue Gedanken und Entwickelungen ein. —

Mirabeau's Werke. Man hat oft gesagt, Mirabeau sei nicht der Verfasser der meisten unter seinem Namen erschienenen Werke und seiner Reden in der Nationalversammlung gewesen. Mehr oder weniger ausgezeichnete Schriftsteller haben sich sogar nicht gescheut, nach seinem Tode auf einen Antheil an seinen Werken Anspruch zu machen. Mir scheint dies nicht gegründet. Wahr ist es, Mirabeau gebrach es oft an Zeit, um Allem zu genügen, was er unternommen; er mußte also seine Zuflucht zu Anderen nehmen, denen er seine Ideen angab, und er brauchte dabei Gehilfen. Jeden nach Maßgabe des Talentes, das er in ihm erkannt hatte. So trug er Pellenc die Ausarbeitung der Reden auf, die ein analytisches und dialectisches Talent erforderten; so dem protestantischen, an oratorische Formen gewöhnten Dumont die Adressen und Reden, welche einen gewissen Pomp nöthig hatten. Im Allgemeinen fehlte es Dumont an Kraft und Tiefe, Mirabeau wußte aber diesen Mangel zu ersetzen; in Finanzsachen brauchte er Duroveray, für theologische Fragen den Abbé Lamourette, für juridische verschiedene Rechtsgelehrte. — Was beweist aber dieses Alles? Kann man deswegen behaupten, Mirabeau sei nicht der wahre Verfasser der Reden und Schriften, denen er den Stempel seines Genius aufgeprägt hat? Dann müßte man auch behaupten, die großen Bildhauer seien nicht die Urheber der Werke, die wir unter ihrem Namen bewundern, und deren Marmor von andern, oft sehr geschickten Künstlern aus dem Rauhen gearbeitet worden ist; oder die großen Maler und vor allen Rubens, der sich des Pinsels seiner Schüler so häufig bediente, seien nicht die Schöpfer der Meisterstücke ihres Geistes und Talentes, weil Diejenigen, die unter ihrer Leitung arbeiteten, einen mehr oder weniger bedeutenden Antheil an ihren Gemälden gehabt haben. Mirabeau pflegte mit Dem, welchem er eine Ausarbeitung übertrug, über den Gegenstand für und wider zu sprechen, um ihn durch absichtlichen Widerspruch von allen Seiten zu beleuchten. Eines Tages ward ihm über eine schon vollendete Arbeit durch die Post ein versiegeltes Packet und darin die glänzendste Widerlegung gebracht. Erstaunt rief Mirabeau: „Zehn Louisdors gäbe ich darum, den Verfasser dieser Schrift zu kennen!" Lächelnd hob sein Secretär Pellenc die Hand hin: „Die zehn Louisdors sind für mich, ich bin Pellenc. der Verfasser." — Pellenc war also geschmeidig, aber doch reichte sein Talent nicht aus. Ein Redner, der sich von Pellenc nach Mirabeaus Tode eine Rede machen ließ, war noch nicht zur Hälfte gelangt, als in der Nationalversammlung allgemeines Gelächter entstand, so daß er abtreten mußte. „Sonderbar", klagte dieser, „sie ist doch von Dem, welcher Mirabeaus Reden machte." Mirabeau nannte seinen Secretär nur den Säbel des Skanderbeg.[1])

Pellenc pflegte von Mirabeau zu sagen, wer ihn nur auf der Rednerbühne gehört habe, könne sich von seiner Beredsamkeit keinen würdigen Begriff machen; zehnmal des Tages habe er im Gespräche eine viel größere entwickelt. — Dumont meint, ein Tag habe bei ihm mehr ausgegeben, als bei Anderen eine Woche oder ein Monat. „Herr Graf", wandte ihm einst ein Secretär ein, „was Sie verlangen ist unmöglich!" — „Unmöglich?" antwortete Mirabeau, vom Stuhle aufspringend, „kommen Sie mir nie wieder mit diesem dummen Wort!"

---

[1]) Vgl. Bd. III, (zweite Aufl.), S. 1470—78, 1514—18. Ueber die letzten Tage, Hist. parlem., IX, p. 366—91.

Am 30. Jänner 1791 bestieg Mirabeau, nachdem der Neid ihn lange davon verdrängt hatte, den Präsidentenstuhl der Nationalversammlung und er führte dies Amt mit einer wunderbaren Ordnung, Klarheit, Mäßigung und beantwortete die vielen Anreden mit genialer Besonnenheit und seltenem rednerischen Schwung. Präsident.

Treffend ist namentlich die Antwort, die er einer Abordnung des Pariser Gemeinderathes gab: „Erschreckt nicht über die Lasten, die Euch drücken: es ist ein Vorschuß, der nur der Freiheit geleistet wird. Ihr habt auf fruchtbaren Boden gesäet, er wird Euch alle Schätze zurückgeben, die Ihr ihm anvertraut. Eine einzige Quelle der Wohlfahrt mangelt noch dieser Hauptstadt: die Eintracht ihrer Bürger, die öffentliche Ruhe und endlich und vor Allem die guten Sitten, ohne welche die besten Gesetze keine Kraft haben. Es gibt einen Despotismus des Lasters; wäre es dieser allein, den die Stadt Paris nicht hätte überwinden können?" Rede an die Pariser,

Insbesondere gefiel die Antwort, welche er einer Abordnung der in Frankreich lebenden **Quäker** gab, die Ausnahmsmaßregeln verlangten: „Es gibt ein Eigenthum, das Niemand mit Andern gemein haben möchte — die Empfindung seiner Seele, der Schwung seines Gedankens. Dieses heilige Gut weist den Menschen einen höheren Platz an als die Staatsgesellschaft: als Bürger wählt er eine Regierungsform, als denkendes Wesen hat er die Welt zum Vaterlande. Als Religionsbekenntniß kann Eure Lehre nicht Gegenstand unserer Berathungen sein: die Beziehungen des Menschen zum höchsten Wesen sind von jeder politischen Einrichtung unabhängig: welche Regierung dürfte es wagen, zwischen Gott und dem Menschenherzen die Vermittlung zu übernehmen?" — Ueber ihr Bedenken gegen das Waffentragen sagte er: „Wenn ich je einem Quäker begegne, so will ich ihm sagen: Bruder, hast Du das Recht frei zu sein, so hast Du auch das Recht zu verhindern, daß man Dich knechte. Da Du Deinen Nächsten liebst, so lasse ihn nicht von Tyrannenhand schlachten: dies hieße Dich selber tödten. Du willst den Frieden! Nun wohlan, Schwäche reizt zum Krieg, allgemeiner Widerstand brächte allgemeinen Frieden." an die Quäker,

Nie wußte ein Präsident artiger die **Zucht** zu handhaben und verbindlicher Etwas abzulehnen. Als ein Abgeordneter das Wort verlangte, um sich gegen eine abgeschmackte Beschuldigung zu vertheidigen, verweigerte er es ihm mit den Worten: „Rauben Sie uns nicht das Vergnügen, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne Sie gehört zu haben." Als der alte **Tronchet** sich umsonst Gehör zu verschaffen suchte, rief Mirabeau: „Still, Ihr Herren, Tronchets Stimme ist nicht so kräftig wie sein Geist!" für Zucht und

Auch **Mitglied des Departements-Directoriums** wurde Mirabeau und redete am 1. März als Sprecher des Departements zur Nationalversammlung also: „Wir werden besonders die Sorge für die öffentliche Ruhe zu unseren Pflichten zählen. Aus allen Trümmern der alten Institutionen und der alten Mißbräuche hat sich eine verpestende Hefe, ein ansteckender Sauerteig gebildet, den boshafte Menschen immer wieder aufwühlen, um alle Gifte daraus zu entwickeln. Aufwiegler sind es, die, um die Verfassung umzuwerfen, dem Volke einreden, es müsse aus eigenem Antriebe handeln, als hätte es weder Gesetz noch Obrigkeit. Diese strafwürdigen Feinde seiner Ruhe werden wir entlarven und dem Volke die Lehre beibringen, daß sein Beruf, während es unsere wichtigste Pflicht ist, für seine Ruhe zu wachen, in friedlicher Arbeit, in thätigem Gewerbfleiß, in häuslichen und geselligen Tugenden besteht." friedliche Arbeit.

Revision der Verfassung.

Nach Mirabeaus Plan sollte der König, durch Bouillé und die ihm treuen Soldaten unterstützt, die Nationalversammlung auflösen und durch neugewählte Abgeordnete eine Revision der Verfassung derart vornehmen, daß die Nationalversammlung in zwei Kammern getrennt und dem König das Recht, sie zu vertagen und aufzulösen, das absolute Veto, die Oberaufsicht über die Behörden und Nationalgarden, kurz die wahre vollziehende Gewalt übertragen werde. Aber die Minister müssen verantwortlich, die lästigen Vorrechte müssen unwiderruflich aufgehoben und ein Drittheil der Kirchengüter zu Staatszwecken bestimmt werden. Mirabeau selber wollte den Wunsch nach einer Revision der Verfassung durch seine Freunde in allen Departements aussprechen lassen, er trieb den Unterhändler des Königs, Malouet, zur Eile an: „Schnell, schnell!" sagte er, „denn unsere Stunden sind gezählt; zögern wir noch länger, so rafft uns Schwindsucht hin oder ein gewaltsamer Tod."

Klagen über Mirabeau.

Mirabeau hatte leider immer das Mißtrauen zu bekämpfen, das seine frühere Geschichte mit Grund gegen ihn erweckte. „Ich büße meine Jugendfehler schwer", klagte er oft seufzend, „und auch Dich, armes Frankreich, läßt man sie büßen!" Zu seinem Freunde Cabanis sagte er im Tone tiefsten Weh's: „O, hätte mich bei der Revolution ein Ruf umgeben, wie der des Malesherbes! Welche Zukunft sicherte ich dann meinem Vaterlande, welchen Ruhm meinem Namen!" Seine Macht über die Nationalversammlung, seine Kühnheit stiegen übrigens mit jedem Tage.

Sinken der Kräfte.

Allein Mirabeau sollte das Ziel seines Strebens nicht erreichen. So titanisch seine Kraft, sie war dem Brechen nahe — sein kräftiger Körper, auf ein langes Leben angelegt, brach unter den Folgen seiner früheren Schicksale und Ausschweifungen und jetzt seiner übermenschlichen Anstrengungen zusammen.

„Sie müßten ein Salamander sein, um in diesem verzehrenden Feuer zu leben und unversehrt zu bleiben!" warnte ihn Dumont. Allein Mirabeau hörte nicht und benutzte oft aufregende Mittel, um seinen Geist immer wach halten zu können, obschon er seit 1788, in Folge eines Cholera-Anfalles, das Gefühl hatte, er sei in den Herbst seines Lebens eingetreten. „Ich fühle mich hinsterben, ich fühle, wie es mich allmählig aufreibt." Es kamen Stunden der Schwermuth und Ahnungen des nahen Todes. „Ich werde unter der Arbeit erliegen", äußerte er zu Dumont, „und wenn ich nicht mehr sein werde, wird man erkennen, was ich war; das Unglück, das ich aufgehalten, wird von allen Seiten über Frankreich hereinbrechen, und jene verbrecherische Rotte, die vor mir zittert, keinen Zügel mehr haben. Vor meinen Blicken entrollt sich eine schreckliche Zukunft; o, mein Freund, wie sehr hatten wir Recht, als wir gleich im Beginn die Gemeinen verhindern wollten, sich zur Nationalversammlung zu erklären! Da liegt der Ursprung des Uebels; seit sie diesen Sieg errungen, haben sie sich seiner stets unwürdig bewiesen. Sie wollten den König regieren, statt durch ihn zu regieren; aber bald werden weder sie, noch er mehr regieren: eine niederträchtige Rotte wird sie alle beherrschen, die Frankreich mit Gräueln bedeckt." [1])

Todesahnung. — Blick in die Zukunft.

[1]) Dumont, Souvenirs sur Mirabeau, chap. 13.

Obschon er sich krank fühlte, so hielt er am 21. März doch noch eine lange Rede über die Bergwerksordnung, ergriff in den folgenden Tagen noch öfter das Wort in der wichtigen Regentschaftsfrage und setzte die erwünschten Beschlüsse durch.

Fürst Arenberg berichtet: „Der Erfolg flößte ihm Muth ein; nie vielleicht entwickelte er eine so große Thätigkeit. Bald sah man ihn im Club der Jakobiner, ihr Ungestüm zu mäßigen oder ihre Häupter zu bekämpfen, bald in der Versammlung, die er noch mit den letzten Tönen seiner energischen Beredsamkeit beherrschte. Es war sein Schwanengesang, in Kurzem sollten wir ihn nicht mehr hören. Einige Tage vor der Krankheit brachte er ein Dekret über die Bergwerke in Vorschlag. Als Eigenthümer großer Bergwerke in Frankreich hatte ich ein starkes Interesse an dieser Frage und aus Freundschaft für mich übernahm Mirabeau, den schon viele Fragen bedrängten, diese Aufgabe. Bis dahin hatte er nicht die geringste Kenntniß von Gesetzen über den Bergbau, der Gegenstand war ihm zu trocken. Vermittels der Noten von Pellenc beantwortete er nichtsdestoweniger alle Einwürfe und gab mit bewunderungswürdiger Bestimmtheit alle Aufschlüsse, die man begehrte. Sein Vortrag, über den man damals viel redete, ist gewiß einer der glänzendsten Beweise von seiner großen Gewandtheit und seinem durchdringenden Scharfsinn." [1]) Arenberg.

Nachdem er am 25. März fünfmal hintereinander gesprochen, verließ er, zum Sterben erschöpft, die Sitzung, um einen Arzt zu berathen: „Sie tödten sich!" warnte dieser. „Kann man weniger thun für die Gerechtigkeit, für eine große Sache?" erwiderte Mirabeau. Am 27. bekam er einen heftigen Anfall der Kolik; sein Arzt sah gleich beim ersten Anblick den Stempel des Todes auf seinem Angesichte. [2]) Krankheit.

Die Nachricht von seiner Gefahr erregte die größte Theilnahme; vom König bis zum niedersten Bettler fühlten Alle, was an diesem Manne hänge. Das Volk sperrte die Straße seiner Wohnung (rue de chaussée d'Antin), damit kein Wagengeräusch den Kranken störe, und vernahm in dumpfer Stille die Bulletins, die von Stunde zu Stunde unten abgegeben wurden. Es schien, als ob nicht ein einzelner Mensch, sondern ein ganzes Volk auf dem Todesbette läge; man sprach nur leise, man wagte kaum zu athmen, die Frauen schluchzten. Der König sandte jeden Tag mehrmals um Erkundigung nach dem Befinden des Kranken; der Jakobinerclub schickte eine eigene Deputation. Ein junger Mensch hatte gehört, daß Mirabeaus Blut verdorben sei und daß man ihn retten könne durch Transfusion von gesundem Blute, und bot sein Leben zum Opfer, um ihn zu retten. Theilnahme.

Mirabeau selber hielt Rettung für unmöglich. „Du bist ein großer Arzt", sagte er zu seinem Freunde Cabanis, „es lebt jedoch ein größerer Arzt als Du, der Urheber des Windes, der Alles umstürzt, des Wassers, das Alles durchdringt und befruchtet, des Feuers, das Alles belebt oder zersetzt." Als man von den berühmtesten Todesarten sprach, zog er dem Tod der Lucretia und des Cato den eines armen unbekannten Soldaten vor, der auf dem Schlachtfelde verstümmelt, fern von der Heimath sterbe, ohne irgend eine Klage. Die Theilnahme des Volkes Letzte Worte.

---

[1]) Arenberg, Briefwechsel ꝛc., Bd. I, S. 255.

[2]) Cabanis gab ein Tagebuch seiner Krankheit heraus, das von Stunde zu Stunde sein Leiden und die angewendeten Mittel beschreibt. Journal de la maladie et de la mort de M. Mirabeau, par Cabanis.

rührte ihn; „O gewiß! ein so gefühlvolles und gutes Volk ist wohl werth, daß man sich seinem Dienste hingibt und Alles aufbietet, um seine Freiheit zu begründen! Ich war stolz darauf, ihm mein ganzes Leben zu weihen, und fühle mich glücklich, in seiner Mitte zu sterben." Von seinem Werth hatte Mirabeau das volle Gefühl; als ihm sein Freund den Kopf aufrichtete, sagte er: „Könnt' ich Dir doch diesen Kopf hinterlassen!" Als er Kanonendonner hörte, fragte er: „Fängt sie schon an — die Leichenfeier des Achilles?" Den öffentlichen Angelegenheiten hatte sein ganzes Leben gehört und waren auch seine letzten Gedanken gewidmet. „Dieser Pitt", sagte er, als man von England sprach, „ist der Minister der Vorbereitungen, er regiert mehr mit dem, was er androht, als mit dem, was er thut; — wäre ich am Leben geblieben, so hätte ich ihm zu schaffen gemacht."

Selbstgefühl.

Um seine eigenen Angelegenheiten hatte Mirabeau sich im Leben wenig gekümmert: „Ich habe Schulden", klagte er, „weiß jedoch ihren Betrag nicht, ebensowenig kenne ich den Zustand meines Vermögens; allein ich habe Verpflichtungen, die meinem Gewissen gebieterisch und meinem Herzen theuer sind." Um dem Sterbenden noch einige frohe Augenblicke zu verschaffen, übernahm der edle Fürst Arenberg die Vermächtnisse, falls Mirabeaus Nachlaß nicht hinreichen sollte. Mirabeau fühlte tief den Werth einer so großmüthigen Liebe, staunte aber nicht darüber, sondern nahm sie hin, wie Einer, der ebenso gehandelt haben würde. Ueberhaupt nahm er den Trost ins Grab mit, viele Freunde gehabt zu haben. Denjenigen, die mit ihm innig verbunden gewesen, blieb er immer sehr theuer. Diesen Zauber, diese Verführung übte er über Alle aus, die durch näheren Umgang seine edlen Eigenschaften kennen lernten. Derselbe Fürst Arenberg mahnte ihn an Vernichtung der Denkschriften an den König und die Königin. „Was verlangst Du von mir?" rief Mirabeau, „willst Du, daß ich ganz sterbe? Einige Rednersiege haben kaum das Andenken meiner Verirrungen verwischt, aber diese Mappe hier enthält meine Rechtfertigung. Da ist mein Ruhm, da hätte man meine Absichten und Pläne, meine Gesinnungen und mein Genie, da hätte man Alles kennen gelernt, was mich meinen Mitbürgern in meiner wahren Gestalt gezeigt, Alles, was mich groß gemacht hätte in den Augen der Nachwelt — und Du forderst es zum Opfer?" — „Der König hat seine ganze Hoffnung auf Dich gesetzt", entgegnete Arenberg, „willst Du ihn täuschen? Rührt Dich das Schicksal der Königin nicht, dieser Fürstin, deren Charakter Du ehrst und deren traurige Lage eine Unbesonnenheit so entsetzlich verschlimmern könnte?" — „Wohlan, so nimm diese Papiere und vernichte sie!"

Sorgen.

Freunde.

Papiere.

Samstag den 2. April 1791 wurden die Schmerzen so groß, daß Mirabeau erklärte: „Ich sterbe heute." Doch strahlte sein Genius noch, ehe er in die Nacht des Todes versank, in wunderbarem Glanze; er ließ sein Bett ans Fenster rücken und freute sich am Grün des Frühlings und am Licht der Sonne; „Und das sollte Gott nicht gemacht haben?" rief er. Aber auch sterbend war er noch mit Frankreich beschäftigt: „Ich scheide mit der Trauer um die Monarchie im Herzen, welche diese Schurken in Stücke reißen werden!" Bald benahm ihm der Schmerz die Sprache, er beklagte sich schreibend, daß man ihn auf dem Rade sterben lasse, und bat um Opium. Um halb neun Uhr war Frankreichs größter Redner und Staatsmann verschieden, der Mann der

Ende.

seltensten Begabung, nahezu unerschöpflicher Lebenskraft, nie ermüdender Thätigkeit, der Mann von feinem Gefühl, reicher Phantasie und schärfstem Verstand und dabei von hohem Sinne! —

Die Trauer, welche ganz Frankreich ob dem unersetzlichen Verlust ergriff, Trauer. war tief. Die Leiche mußte geöffnet werden, um den Verdacht an Vergiftung zu widerlegen. Die Theater wurden geschlossen.

Pastoret sprach: „Die Thränen, welche wir bei dem Verluste großer Männer Ins Pantheon. vergießen, sollen befruchten. Einige Völker des Alterthums bewahrten in besonderen Denkmälern die Reste ihrer Priester und Helden. Diese Verehrung, welche sie der Frömmigkeit und dem Muthe darbrachten, wollen wir heute der Liebe zum Glück und zur Freiheit darbringen. Der Tempel der Religion werde ein Tempel des Vaterlandes und das Grab eines großen Mannes werde ein Altar der Freiheit!“

Die Nationalversammlung beschloß, in Gesammtheit dem Leichenbegängnisse beizuwohnen, und nahm Mirabeaus letzte Arbeit über die Erbfolge als Gesetz an. Die Nationalversammlung. Die Genovefenkirche wurde zur Grabstätte großer Männer bestimmt [1]) und Mirabeau sollte als der erste den Ehrenplatz in der stillen Behausung ihrer Katakomben einnehmen! Ein Leichenbegängniß wie das am 4. April hat seit Heinrich IV. kein König in Frankreich gehabt, Hunderttausende nahmen Antheil daran; erst um Mitternacht endete die Feierlichkeit — und war Mirabeau allein in der einsamen Krypta. — Kein Vater, kein Bruder ging mit der Leiche,[2]) der letztere endete in der Verbannung, der Vater war 1790 gestorben. Hätte noch der Adel bestanden, so hätte der Wappenherold den Schild mit dem Rufe zerbrochen: „Mirabeau und nimmer Mirabeau!“ Nicht bloß das stürmische Herz des großen Redners hatte jetzt Ruhe, sondern sein ganzes, von Kraft überströmendes Geschlecht erlosch in ihm. Wie die Lampe kurz vor dem Erlöschen in vollem Glanz noch aufleuchtet, so die Mirabeau im letzten ihres Namens.[3])

---

[1]) Mit der Inschrift: Aux grands hommes la patrie reconnaissante.

[2]) Sein unehelicher Sohn Lucas von Montigny setzte ihm in dem hier oft angeführten Werke: Mémoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau. Paris, chez Delaunay, 1834, 8 vols in 8° das schönste Denkmal. — In Arenbergs Briefwechsel (III, 117) heißt es darüber: „Zu Ende Januars 1852 starb in Paris, 70 Jahre alt, Herr Lucas Montigny, Mirabeaus natürlicher und von ihm anerkannter Sohn und Verfasser der mehrerwähnten Memoiren über ihn und seine Familie. Diese Memoiren sind ein Werk kindlicher Pietät, das den Namen des Sohnes für immer an den des Vaters knüpft. Wir haben in der Vorrede gesagt, wie Herr Lucas Montigny von den handschriftlichen Aufzeichnungen des Grafen von der Mark Kenntniß nehmen durfte. Mit einem gewissen Behagen begann er sie zu lesen, als er aber an die Stelle kam, wo der Graf sagt, nie habe Mirabeau seine Grundsätze seinem pecuniären Vortheil geopfert, glänzten Freudenthränen in seinen Augen. Im Allgemeinen herrscht in seinem Werke auch da, wo von Mirabeaus Verirrungen die Rede ist, eine bei einem Sohne doppelt anerkennenswerthe Wahrheitsliebe.“ — Ohne das herzoglich Arenbergische Archiv in Brüssel hätte Montigny seine Aufgabe nicht so würdig lösen können, und ohne die hochherzige und geistvolle Thätigkeit des Herzogs, der zuerst die ganze Bedeutung Mirabeaus erkannte, wäre manches Blatt in der neueren, auch der deutschen, Geschichte dunkel.

[3]) Einige Züge bezeichnen die Zustände. Das Gefühl der Größe des Verlustes war allgemein. „Es ist schönes Wetter“, sagte ein Kellner, „aber Mirabeau ist todt!“ — Die Straße, in welcher er starb, erhielt den Namen Mirabeau le patriote. —

Für Mirabeaus Bedeutung spricht namentlich, daß seine Zeitgenossen ihm allein das Vermögen zuschrieben, die Monarchie und die Freiheit aus dem allgemeinen Schiffbruch zu retten. Er war unläugbar ein genialer Redner und Staatsmann. Wir dürfen aber über seiner Größe seinen größten Gegner nicht vergessen, der oft mit ihm um die Palme des Sieges rang und falsche Ansichten mit seltener Kraft widerlegte, nämlich den

Abbé Maury.

Maury hat einen geschickten Biographen gefunden in Poujoulat,[1] dem aber kein so reicher Vorrath von Reden und Briefen zu Gebote stand, weil sein Held, als Vertheidiger des Thrones und Altars, gegen den Strom der

---

Als einige Stutzer beim Staube, den der Zug aufwirbelte, bemerkten, der Gemeinderath hätte wohl die Straßen bespritzen lassen können, antwortete ein Fischweib: „Er hat auf unsere Thränen gerechnet." — Die Presse war einstimmig in Anerkennung der gewaltigen Begabung, selbst Marat, der das Volk in seinem „Volksfreund" zu Dankgebeten aufforderte, weil sein gefährlichster Feind unter der Sichel der Parze gefallen sei. Unter den Verbrechen des Hingegangenen zählte er auch seine Thätigkeit für das Martialgesetz, für das Recht des Königs beim Krieg, für das Veto, für das Recht der Auswanderung und dergleichen auf. — Das Ungeschickteste schrieb der neue Bischof von Paris, Gobel, nämlich einen Hirtenbrief über Mirabeau, père de notre église. Mirabeau als Kirchenvater! Er rühmt schmeichlerisch seinen Charakter, preist ihn als gehorsamen Sohn, als treuen Gatten, während alle Welt Mirabeaus fleckenreiche Jugendgeschichte kannte. Mirabeau sei der Urheber der Civilconstitution des Klerus. Gobel wußte also nicht, wie Mirabeau die Nationalversammlung gerade durch die Kirchenfrage verächtlich und verhaßt machen wollte. Die neue Ordnung der Dinge bezeichnet der Kopf des Hirtenbriefes: „Johann Baptist Joseph Gobel, ehemals durch göttliche Erbarmung und die Gnade des apostolischen Stuhles Bischof von Lydda, jetzt durch die Thätigkeit der Verfassung, durch die Gnade der Wähler und den Ausspruch des Gerichtes Bischof von Paris. Heil und Segen allen Bürgern unserer Diöcese im Namen des Gesetzes, der Nation und des Königs (de par la loi, la nation, le roi)." — Das Wort „durch den Ausspruch des Gerichtes" bezieht sich darauf, daß Loménie, der Erzbischof von Sens, später von Toulouse, den Gobel nicht hatte weihen wollen. Dieser klagte und die Regierung sorgte für einen anderen „Weiher" (Consécrateur), Talleyrand übernahm es. Loménie erfuhr bald die Wahrheit der Voraussage eines Mönchs, der vor ihm, als Minister, die Sache seiner Amtsgenossen auf das lebhafteste vertheidigte. Loménie wurde ärgerlich: „Dies Mönchsgeschmeiß (monaille) muß reformirt werden." — „Nehmen Sie sich in Acht", sagte der Bruder, „nach dem Mönchsgeschmeiß (monaille) wird das Pfaffengeschmeiß (prêtraille) und dann das Bischofsgeschmeiß (mitraille) an die Reihe kommen." Mitraille heißt auch Kartätschenladung und man dachte bei den Gräueln in Lyon an diese Weissagung.

Die Freunde der Constitution beschlossen, acht Tage um Mirabeau zu trauern und jedes Jahr am 2. April die Trauer zu erneuern und seine Büste aus Marmor im Versammlungssaal zu errichten mit der Aufschrift: Allez dire à ceux qui vous envoient, que nous sommes ici par la volonté du peuple et que nous n'en sortirons que par la puissance des baïonnettes. Am Leichenzug am 4. April nahmen alle Minister Antheil, alle hohen Stellen, auch Bouillé sah man dabei, aber sehr ernst und gesenkten Hauptes. Das Bataillon der Nationalgarde, dessen Befehlshaber Mirabeau war, trug den Sarg. 64 Bataillone der Bürgerwehr nahmen Antheil. Zuerst war Halt in der Kirche Saint-Eustache, wo Cerutti, durch seine Schilderung des Staatsmannes und Redners, Alles zu Thränen rührte. Dann gings nach der Genovefenkirche, wo Mirabeau neben Descartes beigesetzt wurde. Der Zug war so riesig, daß die Feier erst um Mitternacht endete. „Ach!" rief Einer, „wenn Mirabeau diese Theilnahme gesehen, er hätte uns noch manches gute Gesetz verschafft."

[1]) Poujoulat, Le Cardinal Maury, sa vie et ses oeuvres. Deuxième édition, revue et corrigée. Paris 1859.

öffentlichen Meinung schwamm, zwar viel bewundert, aber noch mehr gefürchtet und gehaßt wurde und selber wenig besorgt war um die Erhaltung seiner Reden. Die meisten Zeitblätter waren eifrig deren Inhalt abzuschwächen. Doch haben Stimmführer von unsterblichem Namen seine hohe Begabung anerkannt.

Burke[1]) schrieb über Maury, 11. Februar 1791, er sei glücklich eine Anzahl von Reden des Abbés, die er bisher nur in einzelnen Ausgaben kannte, vollständig gelesen zu haben: „Ich sah darin eine stolze, männliche und kühne, hohe und herrschende, freie Beredsamkeit, die rasch ist in ihren Wendungen, voll in ihrer Gewalt und überreich in ihren Hilfsmitteln. Aber indem ich, wie ich es thue, dieses schöne Talent bewundere, so bewundere ich noch vielmehr seine unermüdliche Ausdauer, seine unbesiegbare Standhaftigkeit, seine unerschütterliche Unerschrockenheit und seinen unbezähmbaren Muth, in edler Weise dem blinden Wahn und dem Geschrei des Pöbels zu trotzen. Das sind sichere Grundlagen eines großen Ruhmes. Sagen Sie ihm von mir aus, daß, wenn er sich den Gefahren, mit denen seine Unverletzlichkeit ihn umgibt, entreißen kann und wenn er einige Ruhe genießen und Abspannung in der freien Mittheilung eines vertraulichen Verkehrs finden will, ich ihn bitte, seines Ruhmes sich zu erfreuen in unserem Lande vermeintlicher Sclaverei, wo er jedoch Nichts zu fürchten haben wird von einem Untersuchungsausschuß, noch vom seltsamen Gesetz des Hochverraths. Ich werde mich freuen mit aufrichtigem Herzen ihm den Bruderkuß zu ertheilen, denn ich sehe in ihm einen tapfern Vertheidiger der Ehre, der Tugend und aller edlen Stimmungen in der Sache seines Königs und der Gesetze, der Religion und der Freiheit seines Landes." — Also der große Burke. Burke.

Bonald[2]) veröffentlichte sein Urtheil über Maury in den Worten: „Der Bonald. Abbé Maury entfaltete eine Macht des Talentes, eine Kraft und beharrliche Beredsamkeit, eine Charakterstärke, die man bisher in keiner alten und neuen Versammlung gesehen hatte. — Demosthenes sprach vor dem Volk von Athen, welches unter allen Völkern am schwersten festzuhalten, aber am leichtesten fortzureißen war. Cicero sprach vor einem ernsten, aber wohlunterrichteten Senat. Der Eine und der Andere hat nur über große politische Fragen oder Angelegenheit im Einzelnen zu sprechen. Aber vernünftig zu sprechen vor Sophisten, Philosophen vor sich zu haben, die man in Bewegung setzen, und Schöngeister, die man überzeugen muß, und beredt und mit Anmuth zum Beispiel über das Tabakmonopol, über Assignaten, über die Civilconstitution des Klerus, über eine Steuer, über die Thronfolge zu sprechen, und während zwei Jahren alle Tage den Angriffen und den Gefahren von allen Seiten und den Widersprüchen aller Art zu widerstehen und den unüberwindlichen Ekel an einem hartnäckigen Streit zu besiegen, in welchem die Vernunft und das Genie zum Voraus verurtheilt waren, wo der Redende bewies, ohne zu überzeugen, rührte, ohne das Herz zu bewegen, und erschütterte, ohne fortzureißen, — das war Etwas, was man bisher noch nie gesehen hatte — und schwerlich wieder sehen wird." [3]) —

Marmontel nennt Maury den unerschrockenen Vertheidiger des Thrones Marmontel. und Altars, der sich jeden Tag mit Mirabeau und Barnave schlug und dem

[1]) Lettre à Woodfort.

[2]) Théorie du pouvoir politique et réligieux dans la politique civile, 1796.

[3]) Poujoulat, l. p. p. 173—76.

drohenden Geschrei der Gallerien jeden Tag widerstand, der auf der Straße immer Beschimpfungen und Dolche zu erwarten hatte und überzeugt sein mußte, daß die Grundsätze, die er vertheidigte, der Mehrzahl erliegen würden; jeden Tag wurde er zurückgestoßen und jeden Tag stand er frisch in Waffen, ohne daß die Gewißheit, daß er überstimmt werde, oder die Gefahr, daß er gesteinigt werde, ohne daß das Geschrei und die Beschimpfungen eines zügellosen Pöbels ihn je erschüttert oder müde gemacht hätten. Er lächelte bei den Drohungen desselben, er beantwortete sie mit einem anmuthigen oder fest einschlagenden Witz und ging dann wieder mit einer unerschütterlichen Kaltblütigkeit auf seine Gegner los. Die Ordnung in seinen Reden, die meist und zwar ganze Stunden lang aus dem Stegreif gehalten wurden, die Folgerichtigkeit in seinen Gedanken, die Klarheit in seinen Urtheilen, die Feinheit und Mannigfaltigkeit seiner Sprache, die regelrecht, harmonisch und immer belebt war, und zwar ohne irgend ein Stottern, machte die Annahme, seine Rede sei nicht lang vorher erwogen und einstudirt, fast unmöglich — und dennoch zwang die Raschheit, mit der er sich auf die Tribüne schwang und die Gelegenheit zu sprechen ergriff, zur Ueberzeugung, daß er unvorbereitet aus innerer Fülle rede. Oefter war ich Zeuge, wie er am Tage nachher das, was er am Tage vorher gesprochen, aus der Erinnerung dictirte und wie er sich dabei beklagte, daß sein Gedächtniß schwach und sein Feuer erloschen sei. „Nur das Feuer und die Glut des Redekampfes können uns beredt machen." Selten hörte man einen solchen Redner. Nur ein ungeheures Gedächtniß, nur so riesige Studien erklären eine solche Bereitheit aus dem Stegreif zu sprechen. — Die Festigkeit seines Muthes beruhte auf seiner Verachtung vor dem Tod und auf dem gänzlichen Preisgeben des Lebens, ohne welches, wie er sagte, eine Nation nie gute Volksvertreter, noch Soldaten haben kann. Sein Abschied von mir hatte einen Zug von schwermüthiger tiefer Trauer. „Mein Freund", sagte er, „ich habe in der Vertheidigung der guten Sache gethan, was ich konnte; ich habe meine Kräfte erschöpft, nicht um in einer Versammlung, wo man mich ohne Nutzen anhörte, Erfolg zu haben, sondern um die tiefen Ideen der Gerechtigkeit und Wahrheit in die Geister der Nation und in ganz Europa auszustreuen. Mit zerrissenem Herzen scheide ich von meinem Vaterland und von meinen Freunden; aber ich hege die feste Hoffnung, daß die Macht der Revolution gebrochen werden wird." [1]) —

Beharrlichkeit.

Pflichtgefühl.

Viele von Maurys Einwürfen gegen das Treiben der Versammlung fesseln heute noch, so seine Bemerkung über den Eid, welchen die Priester für die Civilconstitution des Klerus schwören sollten.

Ueber den Priestereid.

„Bemerken Sie wohl, die Eide scheinen sich bei uns in dem Maße zu vermehren, in dem der Geist der Religion unter uns erlischt, wie man niemals so viel von Fanatismus spricht, als wenn der Glaube, und von Despotismus, als wenn die Autorität nicht mehr da ist. In der That scheint es, daß man aus dem religiösen Act des Eides, der das festeste Band der menschlichen Gesellschaft ist, eine bloße Ceremonie machen will. Eine vage Unruhe verlangt tyrannisch, daß die Freiheit im Lande durch dieselben Vorsichtsmaßregeln festgestellt werde, die man sonst braucht, um den Despotismus zu naturalisiren. Wie? Diese Verfassung, welche das Glück der Franzosen sichern sollte, die durch Erfüllung aller Volkswünsche nur Segnungen und Danksagungen hervorzurufen schien, hat sie wirklich nöthig, daß jedes ihrer Decrete im Himmel einen Bürgen suchen muß, der sich in

[1]) Marmontel, Mémoires, liv. XVIII. — Poujoulat, l. c. p. 176—78.

der Erkenntlichkeit der Nation nicht finden ließe? Warum wagen Sie es nicht mehr, sich der Meinung Ihrer Mitbürger anzuvertrauen? Warum so viele Eide, um uns an unsere Interessen zu fesseln? Fürchten Sie, daß wir durch unsere neuen Gesetze nicht glücklich sein könnten, ohne Gott das feierliche Versprechen gemacht zu haben? Ludwig XI. forderte unaufhörlich Eide von seinen Unterthanen, Heinrich IV. verlangte ihnen keine ab; er belästigte das Gewissen seines Volkes nicht; er war gut und gerecht; er verließ sich auf sein Gewissen. O überlassen Sie doch diese argwöhnischen Aengstlichkeiten der Gewissensbisse den Tyrannen, die mit aufgezwungenen Eiden die Religion selbst zu ihren Mitschuldigen machen möchten!"

Als die Neuerer mit der Civilconstitution des Klerus drängten, verlangte Maury, daß man ruhig die Antwort des Papstes abwarte, der in einer so wichtigen Frage in seiner gewohnten Klugheit vorangehen werde.

„Man geht nicht schnell, wenn man auf demselben Weg nicht zurückkehren kann. Daß ein Mann, dessen Gewalt immer fraglich und vorübergehend ist, an seiner Stärke zweifelt und schleunig seinen Willen an die Stelle vernünftiger Gründe setzt, das begreife ich; aber daß eine Nation, deren Macht dauernd und ewig ist, sich scheut die Zeit, diese große Rathgeberin der Menschen, in ihren Entschlüssen walten zu lassen, um ihnen Vollendung zu geben und sie unwiderruflich zu machen, das ist eine kleinmüthige Ueberstürzung, ein schmachvolles Mißtrauen, unwürdig der Vertreter eines großen Volkes, welche immer, selbst wenn sie das Gute thun, gemessen vorangehen sollen, denn für Gesetzgeber ist die Geduld so viel als Muth und reife Ueberlegung so viel als Genie." [1]

Gegen die Hast der Nationalversammlung.

Da die Männer der Bewegung in dem Widerstand der Geistlichen gegen die Civilconstitution des Klerus nur das Bedauern sahen die Macht zu verlieren, so wies Maury nach, daß dieser Widerstand eine Pflicht des Klerus sei, zum Vortheil der Religion und der Völker selber, und daß sie darum einen Ausspruch des Papstes abwarten müssen, die Kirche habe ihre Zucht und ihre Gesetze, und habe nach denselben auch unter heidnischen Kaisern gelebt; ohne diese ihre Selbständigkeit wäre es ihr unmöglich die Gesellschaft der Gläubigen zu leiten; die Kirche habe alle bischöflichen Stühle der Welt errichtet und ihre Gerechtsame bestimmt. Alte Bisthümer aufheben, neue errichten, die Grenzen der Diöcesen ohne Zustimmung des Kirchenoberhauptes verändern, heiße die Hand ans Heiligthum legen, heiße sich in ein Schisma stürzen. Es gebe keinen festen Bestand mehr, keine geistige Familie, man könne dann die Einzelnen versetzen oder ächten, wie man wolle.

Gegen die Willkür.

„Wollt Ihr denn den Despotismus nur an eine andere Stelle bringen und ihn in Eure Hand nehmen, statt ihn zu vernichten. Wie, Ihr habt beschlossen, daß ein Unterlieutenant im Fußvolk nicht ohne ein vorausgehendes Urtheil eines Kriegsrathes seiner Stelle enthoben werden kann, und Ihr wollt die Unabsetzbarkeit und die richterliche Bürgschaft unsern Geistlichen nicht gewähren? Wodurch haben sie denn das Recht verloren, nicht nach Gesetzen behandelt zu werden? —

---

[1]) Poujoulat, l. c. p. 146.

Anmaßung der Nationalversammlung. Man hat zwar gesagt, der gesetzgebende Körper stehe in seinen Verordnungen über allen Regeln; wenn es aber keine Regel und kein Gesetz mehr gibt, woher nehmt denn Ihr Eure Ansprüche und Eure Macht? Wenn Ihr uns zu den Anfängen des gesellschaftlichen Lebens zurückdrängt, wo ist dann die Grundlage, daß Ihr Euch als gesetzgebenden Körper hinstellen könnt? Nicht von der französischen Nation, sondern von Euch selbst habt Ihr dann diese angemaßte und übertriebene Macht! Seht Ihr denn nicht ein, daß Ihr die Grundlagen Eurer Gewalt untergrabt, indem Ihr sie über das Maß auszudehnen sucht. Wir erklären Euch, daß wir niemals jene constituirende Gewalt der Abgeordneten anerkennen, welche nur der König berufen hat, ohne daß er je sagte, er lege seine Krone nieder, um sie aus Euren Händen wieder zu bekommen. — Wir wiederholen Euch, wenn wir eine den Staat erst schaffende Genossenschaft wären, Ihr das Recht haben würdet, alle Gewalt zu bestimmen, zu theilen und zu übertragen, daß Ihr aber keine davon bei Euch behalten könnt, denn die Vereinigung der Gewalten ist das Wesen des Despotismus und der Despotismus kann niemals gesetzlich eingeführt werden. Ihr wäret ebenso gefährlich an dem Tage, wo Ihr der Nation erklären würdet, daß diese despotische Autorität auf Euch übertragen sei. Wenn Ihr frei Eure Anmaßung aussprecht, so reicht das vollkommen hin, um die gänzliche Nichtigkeit all Eurer Beschlüsse festzustellen.“ Die Zuhörer murrten. Maury rief: „Meine Vernunft beugt sich nicht vor der Logik des Murrens, ich verstehe diese Sprache des Lärmens nicht, mit Geschrei widerlegt man einen Redner nicht.“ Dann fuhr er fort: „Wenn es wahr ist, daß Ihr mit vollem Recht die Pfarreien und die Bisthümer aufheben könntet und daß ein Gesetz diese Unterdrückung bewirkte, so wäret Ihr zugleich Gesetzgeber, Bischöfe und Richter — und es fehlte nur noch, daß Ihr Büttel wäret, um Alles zu sein.“ —

Bosheit des Kirchenausschusses. Bitter griff Maury die Anmaßung der Ausschüsse, namentlich des Kirchenausschusses an, in welchem kein einziger Bischof sei, und nur eine kleine Zahl von Pfarrern, deren bösartige Gesinnung man kenne. Dieser Ausschuß versetze durch seine Schreiben an Würdenträger, kirchliche Genossenschaften, an Gemeinde- und Departementsbehörden das ganze Land in Aufregung. Er versende Verordnungen, zu denen nicht einmal die Nationalversammlung ein Recht habe. Sein Präsident habe an die Behörden geschrieben: „Waget Alles [1]) gegen den Klerus, man wird Euch unterstützen.“ — „O versuchet mich nicht zu unterbrechen, ich werde Euch kein Wort von meiner Strafrede erlassen! Ihr wollt mir antworten! — Schon recht! Ihr habt Grund genug, Euch zu vertheidigen! Wartet nur, bis meine Anklage zu Ende ist, denn ich habe Euch noch nicht Alles gesagt, und ich muß Euch heute Alles sagen, um nicht mehr darauf zurückzukommen. Ich will Euch jetzt die Gerechtigkeit, von der Ihr beseelt seid, zeigen, in Eurem Kirchenausschuß, der sich die vollziehende Gewalt anmaßt und sich sachte zum König von Frankreich hinaufschwindelt, und durch den ganzen Umfang seiner Verfügungen gegen uns sich benimmt, als wäre der Thron vacant zu seinen Gunsten; er versendet in alle Provinzen Befehle, die hochmüthig, barbarisch, gegen alle Regeln des Anstandes verstoßen. Er benimmt sich als Vollmachtsträger der Nationalversammlung, als müsse er Eure Decrete, Eure Beschlüsse ausführen, noch ehe der heilige Stuhl geantwortet hat. Er reizt zu den Verfolgungen und Aufständen, die Euch gemeldet wurden; er hat sich alle Gewalt angemaßt, er hat Eure Beschlüsse noch verschärft, indem er den Gemeindebehörden befahl, die Kirchen der Kapitel zu

[1]) Osez tout contre le clergé, vous serez soutenus! Poujoulat, p. 150.

schließen, indem er den Domherren verbot, das canonische Kleid zu tragen, in den Chor zu gehen und zu beten. Dieser Ausschuß soll jetzt einmal sagen, woher er das Recht hat zu solchen Befehlen, woher das Recht, die Gewaltthaten zu erneuern, welche sich nur die Hunnen, die Westgothen und Vandalen erlaubten." —

Dann griff Maury Camus an, den Haupturheber der Civilconstitution des Klerus, der früher gerade das Entgegengesetzte behauptet hatte von dem, was er jetzt behauptete. Als früher zwei Bisthümer verschmolzen werden sollten, habe er in einer Schrift erklärt, das sei nicht möglich ohne Einschreitung des heiligen Stuhles; jetzt, wo die Kirche ihrer Güter beraubt sei und Nichts mehr zu verschenken habe, behaupte der ehemalige Vertheidiger des Kirchenrechtes, man könne 53 Bisthümer verändern, ohne daß der heilige Stuhl sich dareinzumischen habe. Gegen Camus.

„Man muß sehr schadenfroh sein, um so gewaltig seine Ansichten zu ändern. Wir hingegen können uns keine Grundsätze je nach Bedürfniß schaffen; wir bleiben getreu der Lehrmeinung unserer Väter und haben Euch, sobald wir von Euren Absichten erfuhren, offen erklärt, daß die Aufhebung und Neubildung von Diöcesen nur mit förmlicher Genehmigung des Statthalters Christi geschehen darf. In dieser Erklärung liegt keine neue Lehre, sondern eine, die uns von unsern Vätern überliefert wurde, eine Lehre, die unsere Gegner früher selber immer angerufen haben. Diese Grundsätze waren immer die der allgemeinen Kirche und werden es immer sein. Sie bestimmten das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, und Ihr mögt Euch brüsten mit Eurer constituirenden Macht, wie Ihr wollt, und Ihr könnt Euch Macht anmaßen, welche Ihr wollt. Eine Macht gibt es, die weder von Euren Wählern noch von Eurem System abhängt, nämlich die göttliche Gewalt der Kirche. Hier ist die Schranke, an welcher Eure Macht bricht. Lärmt nur, Euer Lärm mag meine Stimme ersticken, aber niemals die Wahrheit; wenn auch zurückgestoßen und verkannt, bleibt die Wahrheit lebendig im Grund meines Herzens, und die Nation hört mich, wenn ich auch schweigen muß. —

Dann vertheidigte Maury den Bischof von Nantes, La Laurencie und den Erzbischof von Paris, de Juigné, die von einem unbedeutenden Berichterstatter mißhandelt worden waren, was um so empörender war, als der wohlwollende Juigné in der Noth des Winters 1788 bis 1789 sein Silbergeschirr verkauft, seinen Gehalt aufgewendet und 300.000 Francs aufgenommen hatte, für die sein Bruder mit dem Vermögen der Familie sich verbürgte, bloß um Lebensmittel für die Nothleidenden zu kaufen. Für La Laurencie und Juigné.

„Dieser so tugendhafte, so milde, so pflichtgetreue Bischof, dieser Wohlthäter des Volkes, den seine fromme Mildthätigkeit noch ärmer gemacht hat, als Eure Verordnungen, dieser Volksvertreter, der im Monat Juni 1789 am hellen Tag mitten in Versailles mit Steinen beworfen ist, ohne daß er irgend eine Klage gegen Jene erhob, die ihn morden wollten, ohne daß das Gericht sich regte gegen einen solchen Frevel, der in ganz Europa die schrecklichsten Zweifel über die Meinungsfreiheit bei uns erregte; dieser Kirchenfürst, der dann noch drei Monate hindurch Antheil an Euren Berathungen nahm und nach einer solchen Mißhandlung keinen Schutz mehr fand beim Gericht; der sich genöthigt sah, trotz seiner

Unverletzlichkeit als Volksvertreter, von Euch einen Urlaub zu erbitten, um in fremdem Lande Schutz zu suchen; dieser Bischof bekommt jetzt von Euch den Vorwurf, er habe seine Diöcese verlassen, während er so viele Thränen darüber vergoß, daß er fort mußte; diesen Bischof wollt Ihr jetzt vor Gericht schleppen, weil er seinen Amtssitz verlassen habe."

Kirche und Revolution.

Als Maury seine Rede schloß — hier schien aus seinem Mund die Kirche von Frankreich selbst an die Nation zu sprechen — mit den schönen Worten: [1] „Das Reich der Gerechtigkeit ist noch nicht gekommen, aber der Augenblick der Wahrheit ist gekommen, und Ihr sollet sie hören. Wir werden also sagen: als Sie zu uns kamen, um den Klerus von Frankreich im Namen des Gottes des Friedens einzuladen, unter den Volksvertretern in dieser Versammlung Platz zu nehmen, so durfte der Klerus nicht erwarten, zum Dank dafür von dieser Rednerbühne herab sich der Verachtung und der Wuth des Pöbels preisgegeben zu sehen. Wir werden also sagen: es liegt eben so viele Feigheit als Ungerechtigkeit darin, Männer anzugreifen, welche den Beschimpfungen nur Geduld und der Wuth nur Ergebung entgegen setzen können. Wir werden unsern Verläumdern sagen, daß, wenn das Grab, in welches Sie uns eingescharrt zu haben glauben, Ihnen noch nicht tief genug zu sein scheint, um Sie unserer vollkommenen Vernichtung zu versichern, gerade Ihre Verfolgungen uns mit Ruhm aus demselben werden erstehen lassen, um die Achtung und die Theilnahme der Nation wieder zu gewinnen, und daß das Mitleid der Nation uns Ersatz geben wird für das Uebel, welches uns der Neid angethan hat. — — Ha, Sie verlangen, daß man mich zur Ordnung ruft. Zu welcher Ordnung wollen Sie mich zurückrufen? Ich entferne mich ja nicht von der Frage, nicht von der Gerechtigkeit, nicht vom Anstand, nicht von der Wahrheit! Die Redner, die vor mir von dieser Stätte gesprochen haben, sind nicht zur Ordnung gerufen worden, als sie scham- und schonungslos unsere Obern beschimpften; ich darf also nicht zur Ordnung gerufen werden, wenn ich den gesammten Bischöfen eine gerechte und feierliche Ehrenerklärung zuerkenne. Alle tugendhaften Geistlichen des Königreiches werden sich beeilen, diese öffentliche Huldigung der Ehrfurcht, der Anhänglichkeit und des Vertrauens zu bethätigen, welche wir unsern Bischöfen schuldig sind. Wir haben unter ihrem väterlichen Walten gelebt, das man jetzt als eine despotische Regierung zu beschimpfen wagt. Wir erklären dagegen, daß wir ihr mildes und wohlthätiges Walten immer liebten, welche man viel leichter verläumden, als nachahmen kann. Wir weisen feierlich das beschimpfende Lob zurück, das man an den niederen Klerus verschwendet hat, um den hohen Klerus herabzusetzen. Die Schlinge ist zu plump, um uns zu täuschen. Wir werden uns nie von unsern Häuptern, nie von unsern Führern trennen und wir werden stolz darauf sein, all ihr Unglück zu theilen! Europa und die Nachwelt werden dieses unbestreitbare Zeugniß bestätigen, das ich ihnen in ihrer Gegenwart ertheile. . . Ihr werdet selbst in der Ausführung des verhängnißvollen Beschlusses sehen, den Ihr zu fassen im Begriff seid, ob Ihr nicht als Feinde des Vaterlandes jene rasenden Verfolger betrachten müßt, die ohne einen Vortheil für das Gemeinwohl schwache Hirten unterdrücken und quälen, so gewohnt sind für die zu beten, welche sie beschimpfen und deren Geduld uns in der gestrigen Abendsitzung zeigen mußte, was sie stillschweigend zu ertragen verstehen, wenn sie die Sache der Religion vertheidigen. Mit Begeisterung werden wir das schöne Beispiel priesterlicher Festigkeit nachahmen, welches der wackere und gute Klerus von Quimper soeben vor ganz Frank-

[1] Poujoulat, l. c. p. 157.

reich gegeben; wir werden jene Thatkraft voll Muth wieder finden, die das Opfer des Vermögens und des Lebens für Nichts hält. Nehmt Euch in Acht, meine Herren, es ist gefährlich, Märtyrer zu machen! Es ist gefährlich, Männer bis zum Aeußersten zu treiben, die ein Gewissen haben, Männer, die geneigt sind, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, die aber auch Gott geben wollen, was Gottes ist, Männer, die den Tod dem Meineid vorziehen und, indem sie ihr Blut vergießen, Euch beweisen werden, daß, wenn sie auch nicht so glücklich sind, Euer Wohlwollen zu erwerben, sie Euch doch Eure Achtung abdringen werden!" —

Poujoulat zieht in seinem Werke über Maury eine Parallele zwischen diesem und seinem großen Gegner.[1] „Mirabeau war eine vulkanische Natur, eine Feuerseele, begabt mit einer Stimme, welche bisweilen rollte wie der Donner und dann wieder, zart und biegsam, ertönte wie eine herrliche Orgel; seine Sprache bezauberte, seine massige und abstoßende Gestalt erschien auf der Rednerbühne glanzumstrahlt; ein wahres Wunder von Leidenschaft und Verwegenheit, brachte er die Versammlung durch seine Art zu sprechen in Aufregung. — Der Vortrag war noch schöner, als das, was er sagte; die Nachwelt wird ihn darum weniger bewundern als seine Zuhörer: während sie gesprochen wurde, erschien seine Rede wie ein Wunder; wenn man sie bloß liest, so setzt sie nicht so sehr in Erstaunen, noch übt sie solche Gewalt. — Sieht man bloß auf die Schönheit der Sprache, auf den Ernst des Gedankens, auf die Schärfe der Dialectik, auf den Umfang des Wissens, so muß man bei ihm Vieles mit der Geschichte seines Lebens entschuldigen. Er kannte die ruhige Art der Studien nicht; er hatte Vieles durcheinander gelesen in seinen Leiden, in den Kerkern und den Unruhen seiner Verbannung. Seine Laster klebten ihm auch in seinen späteren Jahren noch an, er blieb der Sclave seiner Sinnlichkeit, er schwang sich nie wie der Adler in reine Höhen; — entriß er sich jedoch einmal seinen Verstrickungen, so ging er auf jedes Hinderniß und jeden Gegner los. Daß man mit bloßem Genie große religiöse, politische und sociale Fragen nicht lösen könne, fühlte er wohl und umgab sich deßhalb mit gelehrten Hilfsarbeitern. Ein Genosse nannte ihn „einen Opferstock,[2]) in welchem Viele ihre Arbeit hineinwerfen". Zeugnisse, Gründe, neue Gedanken bekam er oft erst auf der Rednerbühne zugestellt — sein Genie jedoch durchwehte schnell Alles und verband es und gab ihm sein eigenes Gepräge. —

Mirabeau und Maury.

Ganz ein anderer war Maury. Er verdankte seiner geistlichen Erziehung die kostbare Gewohnheit des Nachdenkens, das anhaltende Lernen und den Geschmack an ernsten Fragen: er war vertraut mit den ersten Geistern Roms und Griechenlands, er kannte die Geschichte der alten und neuen Zeit, die französischen und die fremden Literaturen; er verstand die Gesetzgebungen Europas, das Staatsrecht, das Räderwerk der Regierung, und wenn er auch kein großer Theologe war, so war doch sein religiöses und kirchliches Wissen ausreichend, um die rohe Unwissenheit und gemeine Verschmitztheit seiner Gegner zurückzuweisen. Wenn auch von niederer Herkunft, gehörte Maury doch nach seiner Begabung, nach seiner Neigung der Gesellschaft an, die man zu vernichten suchte; die Wissenschaft, welche die Freude seines Lebens war, flößte ihm Abscheu ein vor Unordnung und Zerstörung; er schien wie geschaffen zum Vertheidiger des Katholicismus und des Königthums: es waren dies zwei Bedrängte, würdig und geeignet, die größten Herzen zu rühren. —

---

[1]) Poujoulat, l. c. p. 180—86.
[2]) Une espèce de tronc où beaucoup de personnes déposaient leurs productions. Poujoulat, l. c. p. 181.

Begabung. In seiner Leidenschaft für Studien verschlang Maury die Bücher, hat er viel gelesen und Nichts vergessen. Sein leichtfassender und durchdringender Geist war wohlversehen für jede Frage, welche in den ungeheuren Kampfplatz der Nationalversammlung geschleudert wurde; neue Fragen erstanden jeden Tag, — und er war nie überrascht; kein Gehilfe lieferte ihm gegen Unerfahrenheit oder Mangel an Wissen Beiträge, keine Hand öffnete sich; er zog alle Einsicht, alle Gründe für den immer neuen Kampf aus sich selber — und ergoß diese Schätze von Wahrheiten und Thatsachen in einer edlen und stolzen, in einer fehlerfreien Sprache, welche eine wohlklingende und starke Stimme mächtig unterstützte.

Pflichtgefühl. Mirabeau rief die Leidenschaften zu Hilfe, er war auf der Rednerbühne wie gehoben vom Enthusiasmus der Parteimänner. Maury hatte immer ein stürmisches Meer vor sich; er war nie unterstützt, wohl aber stets beschimpft und bedroht. Mit Muth, Geist und Wohlredenheit mußte er die empörten Wogen zur Linken und das Zischen und die Flüche der Abgeordneten bekämpfen. Man hat gesagt: Maury sehe in den Menschen nur Zuhörer, Mirabeau aber in den Zuhörern nur Menschen und Kriegsmaschinen, und hat diesen darum vorzugsweise einen Staatsmann genannt. Leidenschaft ist allerdings Mirabeaus Genie und die Leidenschaften sind seine Waffen. Maury dagegen ist der Mann der Ordnung, sein Genie ist die Vernunft, der gesunde Sinn; seine Stützen sind die Erfahrung und die Autorität der Jahrhunderte. Maury in der Nationalversammlung ist eine großartige Erinnerung aus der französischen Geschichte. Mirabeau sagte über ihn: „Wenn er Recht hat, so schlagen wir uns; wenn er Unrecht hat, so zermalme ich ihn." Doch hat ihn Mirabeau selten angegriffen, niemals zermalmt. Vernunft und Recht und Geschichte waren in der Regel für Maury. Mirabeau wird mehr gefeiert, weil er der große Revolutionär ist und unsere Zeit noch für die Revolution entflammt ist, und weil er starb vor der Schreckenszeit! —

Abschied von Mirabeau. Es wird erzählt, Maury habe seinen zum Tode kranken Gegner besucht, und ihm theilnahmvoll die Hand gedrückt. Gerührt durch den Seelenadel des Nebenbuhlers, habe Mirabeau sich mühsam erhoben und habe ihn umarmt. Mit Thränen im Auge sei Maury weggegangen — und Mirabeau äußerte nachher: „Dieser Besuch war mir lieber als der von Barnave; er ehrt ihn mehr als seine schönsten Reden." — Stolzes Wort! Mirabeau starb im Rausche seines Ruhmes! —

Vom Tode Mirabeaus bis zur Flucht des Königs nach Varennes.

Mit dem Tode Mirabeaus sank eine Hauptstütze des Thrones, sein Verlust war unersetzlich. Der König verzagte und dachte nun noch ernstlicher an Flucht ins Lager Bouillés, zumal die Verhandlungen am Schlusse des März und im April eine Reihe Beleidigungen für ihn enthielten.

Regentschaftsfrage. In die Tage vom 22. bis 25. März fielen die Verhandlungen über die Regentschaftsfrage.[1]) Thouret erklärte im Namen des Verfassungsausschusses, wie die Nation nicht zum besondern Vortheil des Königs und seiner

---

[1]) Buchez et Roux, Hist. parlementaire, IX, p. 180—98, die aber die Verhandlung sehr abgerissen wiedergeben, und ganz anders als Ferrières, Mémoires, II, pag. 353.

Familie die Erbmonarchie eingeführt habe, so hafte auch das Recht der Regentschaft nicht eigentlich an der Familie, denn Regentschaft sei nicht Vormundschaft, diese habe das Wohl des Minderjährigen zum Zweck, jene sei zum Vortheile des Volkes eingeführt. Die Versammlung sei also ganz frei in ihren Anordnungen und solle für die Zukunft allen Streitigkeiten und Wirren vorbeugen, die sich bisher in der Regel während einer Regentschaft erhoben haben.

Der Ausschuß schlage entweder als Regenten denjenigen Verwandten des Thrones vor, welcher nach der Ordnung der Erblichkeit dem König der nächste sei und 25 Jahre erreicht habe, vorausgesetzt, daß er Franzose sei und sich in dem Königreich aufhalte, daß er nicht wahrscheinlich Erbe einer andern Krone sei und daß er vorher den Bürgereid geleistet habe, oder man möge sich für freie Wahl entscheiden, und da schlage er einen Wahlkörper von 830 Männern vor, je zehn aus einem Departement, der aber nicht mit der Nationalversammlung verwechselt werden dürfe und nur den Regenten zu wählen habe. — Der Abbé Maury forderte Vertagung dieser wichtigen Frage. In England gebe es auch kein Regentschaftsgesetz. Die Frauen seien allerdings nach dem salischen Gesetz vom Thron, aber nicht von der Regentschaft ausgeschlossen, es gebe 24 Regentinen in der französischen Geschichte, einundzwanzigmal sei die Mutter des Königs Regentin gewesen. Wahl. Maury.

Mirabeau und Barnave ergriffen nach ihm das Wort und es wurde am 23. entschieden, daß die Regentschaft nach dem Erbrecht zugesprochen werde. Mirabeau theilt in einem noch erhaltenen Schreiben aus der Sitzung heraus seine Sorgen mit über den Gang der Verhandlung: „Wir sind in einer großen Gefahr: man will uns zu einem Wahlsystem, das heißt zur Vernichtung der Erblichkeit, das ist zur Vernichtung der Monarchie führen. Abbé Siéyès [1]) hat nie der Versammlung so sehr den Hof gemacht und um Stimmen gebuhlt und sein Anhang ist sehr zahlreich. Ich bin wirklich nie so wahrhaft in Schrecken gerathen, wie heute. Ich werde mich wohl hüten, morgen meine Theorien vorzuschlagen; ich werde alle meine Kräfte aufbieten, eine Vertagung dadurch zu erlangen, daß ich das Decret angreife und beweise, daß es ungenügend, unvollständig ist. Gewinnen wir Zeit, so ist Alles gerettet." Mirabeau. Siéyès.

Die Regentschaft wurde schließlich im Sinne Mirabeaus entschieden, die Frauen aber von der Regentschaft ausgeschlossen, jedoch bestimmt, diese übertrage kein Recht über dasjenige, was die Person des minderjährigen Königs angehe. Die Aufsicht über den minderjährigen König solle dessen Mutter anvertraut werden; wenn er keine Mutter mehr habe, oder wenn dieselbe zur Zeit der Thronbesteigung des Sohnes wieder verheirathet sei, so solle die Aufsicht Die Minister des Königs.

[1]) Arenberg macht bei diesem Anlasse auf die Charakterlosigkeit des Abbé Siéyès aufmerksam. Dem Thomas Paine, der ihn im „Moniteur" aufforderte, seine Ansicht über die republikanische Regierung auszusprechen, entgegnete er, er ziehe die Monarchie vor, nicht aus Liebe zu alten Gewohnheiten, sondern bloß darum, weil es ihm erwiesen sei, daß eine Monarchie mehr Freiheit gewähre, als eine Republik. — „Ich werde vielleicht bald Muße haben, diese Frage zu entwickeln, und hoffe dann zu beweisen, daß die Monarchie, unter gegebenen Umständen, den Vorzug verdient und man unter allen Umständen in ihr freier ist, als in der Republik." Zwei Jahre später stimmte er für den Tod des Königs, 1795 ließ er die Royalisten mit Kartätschen niederschießen, 1797 sie deportiren, und hielt, nach seiner Rückkehr aus Preußen, dem 10. August eine Lobrede. —

dem gesetzgebenden Körper übertragen werden.[1]) — Die Wahl eines Regenten ward nur für den Fall zugestanden, daß der minderjährige König gar keinen Verwandten habe, welcher die geforderten Eigenschaften in sich vereinige, der gesetzgebende Körper könne ihn aber nicht wählen. Die Wahl solle vielmehr so vor sich gehen: der gesetzgebende Körper, oder, im Falle er gerade nicht versammelt sei, der Minister der Justiz solle durch einen Aufruf zur Wahl auffordern, die Wähler jedes Bezirkes dann im Hauptorte desselben sich versammeln und einen Wahlmann küren; diese Wahlmänner alle, die nur den Auftrag haben, denjenigen Staatsbürger, welchen sie nach ihrem Gewissen für den tüchtigsten halten, zum Regenten zu wählen, haben sich am Sitzungsorte des gesetzgebenden Körpers zu versammeln, spätestens am 40. Tag, nachdem der minderjährige König auf den Thron gelangt sei; dort folge die Erwählung durch Stimmzettel nach der Mehrheit. Die Wahlversammlung darf sich jedoch mit nichts Anderem als mit der Wahl beschäftigen und soll auseinandergehen, sobald die Wahl vollendet ist; jedes Gesetz, das sie zu geben unternehmen möchte, sei ungiltig. Nachdem der gesetzgebende Körper die Rechtmäßigkeit der Wahl geprüft hat, wird diese dem Lande kundgegeben; der gesetzgebende Körper nimmt ihm den Eid ab, bestimmt seinen Gehalt, welcher während der ganzen Regentschaft nicht abgeändert werden darf. So lange der Regent sein Amt nicht angetreten hat, bleibt die Genehmigung der Gesetze suspendirt, und fahren die Minister fort unter ihrer Verantwortlichkeit alle Geschäfte der ausübenden Gewalt zu versehen.

Wahl des Regenten.

Aufenthalt der Beamten

Dann fand eine stürmische Verhandlung über den Aufenthalt der Staatsbeamten statt. Zum ersten Artikel: „Die Staatsbeamten müssen während der ganzen Dauer ihrer Amtswaltung da, wo sie angestellt sind, verbleiben, wenn sie nicht aus besonderen Gründen einen Urlaub erhalten haben“, machte nämlich Foucault den Zusatz, das beziehe sich nur auf die gewöhnlichen Beamten, nicht aber auf den König, den man übrigens sonst den ersten Staatsbeamten nenne.[2]) Montlosier meinte, man solle sagen: „die verantwortlichen Staatsbeamten“. Der zweite Artikel besagte, Urlaub könne nur durch die Körperschaft, von welcher der Beurlaubte Mitglied sei, oder durch seinen Oberen ertheilt werden. Als der dritte und vierte Artikel des Antrages verlesen wurden, begann eine erbitterte Verhandlung. Sie lauteten nämlich: „Der König, der erste Staatsbeamte, darf nur im Bereiche der Nationalversammlung wohnen, wenn sie tagt; ist sie aber nicht beisammen, so kann er sich in jedem Theile des Königreiches aufhalten. Verließe der König den Boden des Reiches und kehrte er auf eine feierliche Aufforderung der Nationalversammlung nicht zurück, so würde er dafür angesehen werden, als habe er dem Throne entsagt.“

---

[1]) Constitution, II, 2. De la régence.
[2]) Premier fonctionnaire public. Buchez et Roux, l. c. IX, p. 198 ff.

Esprémenil hielt entgegen, die Nationalversammlung habe kein Recht, den König zu bestrafen, jede derartige Verhandlung sei schuldhaft. „Welches Recht hat denn der Ausschuß, den König den ersten Beamten zu nennen, zumal wenn man die geringe Meinung bedenkt, in welcher diese Benennung steht. Mit welchem Recht stellt er den Thronerben mit einem Ersatzmanne im Abgeordnetenhause zusammen? Mit welchem Recht stellt er solche Ausdrücke dem Brauche, den Anschauungen, den Grundsätzen entgegen, die seit so vielen Jahrhunderten Frankreich geleitet haben? Welche Verwegenheit — den König einer Strafe zu unterwerfen! und welcher Strafe — der Thronentsagung! und für welches Vergehen — weil er sich entfernt hat vom gesetzgebenden Körper! — Ich rufe hier alle wahren Franzosen, alle treuen Diener des Königs an, auf diese Frage die geziemende Antwort zu geben — mindestens nicht untreu zu sein ihrem ersten Eid, den kein anderer abschwächen kann!" [1]) — Geschrei unterbricht ihn. Der Präsident ruft: „Sie selber haben geschworen, treu zu sein der Nation und dem König!" Die Linke klatscht Beifall. Montlosier ruft: „Es lebe der König!" Alle Mitglieder der Rechten erheben sich und rufen mit Begeisterung: „Es lebe der König!" — „Dieser einstimmige Ruf drückt unsere Ansicht aus", sagt Cazalès. „Glaubt denn der Vorsitzende, daß der Eid auf die Verfassung dem Eide der Treue für den König entgegen sein darf? da wäre uns lieber die Zunge verdorrt, wenn wir hätten ahnen können, daß wir den Eid auf die Verfassung zum Angriff auf das Königthum gebrauchen. Der König ist der Grundstein der Verfassung." Ein wahrer Sturm begann, die Rechte zeigte ihren Beifall, die Linke ihre Entrüstung. Die Verhandlung ward vertagt. Esprémenil. Cazalès.

Als sie wieder begann, verwünschte Esprémenil die Lehre von der Bestrafung des Königs. „Wir sind nicht Unterthanen, sondern Freunde des Königs", tönte es von der Linken her. „Das ist eine seltsame Freundschaft!" meinte Esprémenil. „Das Königthum ist die höchste Stellung im Staat, jedes Amt hat seine Pflichten", betonte Thouret. „Euer Ausschuß", entgegnete Cazalès, „sollte besser den Anstand wahren und nicht vergessen, daß ein freies Volk seinen König und die königliche Familie hoch halten soll, sonst käme es nicht auf ein so unglaubliches Verbot, den Boden Frankreichs nicht zu verlassen. Das heißt ja dem König den Oberbefehl über das Heer nehmen, ihn hindern in der Vertheidigung des Staates. Das Gesetz darf den Fall der Absetzung des Königs gar nicht ins Auge fassen. Kann man ihn vor Gericht stellen, so ist er abhängig, unterworfen, kein König mehr — dann gibt es aber auch kein Heil, keine Freiheit mehr für das Volk.[2]) Ihr habt ja nicht die Erblichkeit der Krone eingeführt, sie bestand, ehe Ihr Euch versammeln durftet; nicht von Euch und Eurer Verfassung hat der König und seine Familie ihr Recht, sondern vom französischen Volk und vom Ausspruch der Jahrhunderte. Ist diese Berechtigung nicht Euer Werk, so habt Ihr auch kein Recht, Etwas daran zu ändern. Es ist eine sehr gefährliche Sache, von der Anklagbarkeit des Königs zu sprechen. — Ich begreife, daß die Versammlung, in der Trunkenheit ihrer Macht, welche sie oft irregeleitet hat, vergißt, was sie der Nation und dem König schuldig ist — was aber mich anlangt, so schwöre ich, meinen Eid nie zu vergessen; ich schwöre treu zu sein den Nachkommen des heiligen Ludwig und Heinrichs IV.!" — „Wir schwören es!" riefen sich erhebend alle Mitglieder der Rechten. Esprémenil. Thouret. Cazalès.

---

[1]) Ferrières, Mémoires, II, p. 256—58.
[2]) Ferrières, l. c. II, p. 259.

Pétion „Die Nation ist souverän!“ ruft Pétion, „dürfen wir ihre Beschimpfung dulden?“ Bei einem freien Volke ist man nur dem Gesetze unterthan. Wenn der König an der Spitze eines Heeres gegen sein Volk zieht, soll er da nicht strafbar sein?“ — „Wir sind treu dem constitutionellen König“, meint Lameth, „treu der souveränen Nation und dem Gesetze. Der König ist nur unverletzlich, wenn er seine Pflichten erfüllt. Sprechen wie Esprémenil und Cazalès — heißt Verrath an der Nation, heißt läugnen, daß sie das Recht hat, die Regierung nach ihrem Gutdünken zu ändern.“ — „Herr Präsident, rufen sie diese Lästermäuler zur Ordnung!“ schreit Esprémenil.

Partei-streit. So erbitterte sich die Verhandlung immer mehr. Man stellte einander ganz verschiedene Grundansichten gegenüber, und kein Mirabeau war mehr da, mit gebieterischer Stimme ein zündendes, entscheidendes Wort zwischen die erhitzten Streiter zu werfen. Man blickte oft nach der Stelle, wo er gesessen, aber sie war leer und seine Zunge erstarrt, und er lag einsam in der Behausung des Todes. Die liberale Theorie war leichter begreiflich und schmeichelte dem Stolze mehr. Vergebens beantragte Esprémenil, als es zur Abstimmung kommen sollte, daß die geheiligte Person des Königs erhaben über jeden Richterspruch sei, daß, ihn einem Gericht unterwerfen zu wollen, Hochverrath sei von Seite Derer, die einen solchen Antrag stellen, wie von Seite Derer, die ihn zum Beschluß erheben. — „Ins Narrenhaus mit dem Mann!“ rief die Linke. — Statt zu bleiben und zu stimmen, verließ die Rechte in der Mehrheit den Saal, um eine Verwahrung abzufassen, die Nichts nutzte, und überließ der Linken den Kampfplatz, und so wurde der dritte Artikel beschlossen.[1]) Der Geheimgedanke beider Parteien wurde nicht ausgesprochen: die Linke fürchtete die Flucht des Königs und daß er sich an die Spitze der Unzufriedenen stelle; die Rechte wünschte sie. Im Februar bis Ende März hatten die Gegner der Jakobiner in der Regel die Mehrheit der Stimmen für sich, jetzt trat wieder das Gegentheil ein, da Mirabeau nicht mehr die Parteien leitete.

Geheim-gedanke.

Ostern 1791. Ostern nahte und die religiöse Stimmung gab dem Parteikampf neue Schärfe. Wird der König die heilige Woche in Paris zubringen? Wird er von Geistlichen die Sacramente empfangen, welche den Eid geleistet, oder von solchen, die ihre Treue höher gestellt haben als ihre Stelle. Sein Verfahren hierin gab den Eidleistenden oder den Eidweigernden Ermuthigung. Die Rechte wünschte deßhalb, daß er Ostern in Saint-Cloud zubringe; die Linke fürchtete, daß er von da nach Metz entfliehe. — Dazu kam ein Anderes. Nach dem Grundsatz der Religionsfreiheit durfte man die Eidweigerer nicht hindern, die heilige Messe zu lesen — sie waren ja für die Eidverweigerung genugsam durch den Verlust ihrer Stelle bestraft. Demgemäß lasen sie die heilige Messe, hörten

Gottesdienst der Eid-weigerer.

[1]) Si le roi sortait du royaume et si, après avoir été invité par une proclamation du corps législatif, il ne rentrait pas en France, il serait censé avoir abdiqué la royauté. Buchez et Roux, l. c. IX, p. 219.

Beicht, ertheilten die heilige Communion in geschlossenen Kirchen. Die treuen Anhänger des alten Glaubens vermieden es, aus anderer Hand als der ihrigen die Sacramente zu empfangen. Nur verlangte die Behörde, daß solche Eidweigerer beim constitutionellen Pfarrer, in dessen Sprengel die geschlossene Kirche — meist eines ehemaligen Klosters — lag, die Erlaubniß einholten und vom constitutionellen Bischof den Schein unterzeichnen ließen. So wollte man sie zwingen, die neue geistliche Behörde wenigstens zum Theil anzuerkennen. Das hatten der neue Bischof von Paris, Gobel,[1] und seine Pfarrer Gobel. erwirkt, im Aerger, daß, wenn sie Gottesdienst hielten, die Kirche leer war; sie meinten, lege man den Eidweigerern Hindernisse in den Weg, so werde dann das Volk in Masse wieder in ihren Gottesdienst kommen. Gegen Ostern steigerte sich der Haß gegen die Eidweigerer, weil der Zudrang der Gläubigen in die Kirche stärker wurde.

Die Zahl der Volksredner, die an jeder Straßenecke die Menge zu Gewalt- 10. April 1791. thätigkeiten aufstachelten, mehrte sich auffallend und mit Erfolg. Sonntag 10. April drangen Volkshaufen in fast alle Frauenklöster in Paris, mißhandelten die Nonnen und andere Frauen, welche dem Gottesdienste von eidweigernden Priestern beiwohnten, in empörender Weise mit Ruthen. Vergebens verbot am andern Tag ein Aufruf der Departementsleitung diese Gewaltthat und erklärte, daß nur die Pfarrkirchen der Geistlichkeit im Solde des Staates vorbehalten seien, daß die Die Behörden. übrigen Kirchen, als Staatseigenthum, zu jedem andern Zweck, also auch zu Privatgottesdienst verkauft oder vermiethet werden könnten, wie derselbe in Privatkapellen und im Inneren einer jeden Wohnung ebenfalls gesetzlich stattfinden dürfe; dem freien Volke müßten diese Vereinigungsorte zur Privatgottesverehrung ebenso heilig sein, als die öffentlichen Gotteshäuser; bezeichnende Inschriften sollten sie in Zukunft von den letzteren unterscheiden.

Was kümmerte sich jedoch der souveräne Pöbel um die Verwaltung des Departements. Trotzdem, daß die Behörde kundgab, sie habe an eine Gesellschaft von Katholiken die Theatiner- und Jakobinerkirche vermiethet, bildete sich Palmsonntag 17. April, gerade als der Gottesdienst eines Eidweigerers beginnen sollte, ein 17. April 1791. Auflauf vor der Theatinerkirche: man wolle Spaltung, Bürgerkrieg erregen. Ruthen mit drohenden Inschriften wurden an der Thüre befestigt. Ein Mädchen, das gerade mit seiner Mutter die Stufen zur Kirche hinanschritt, wurde ergriffen und ausgepeitscht. Dann wurden Priester und Laien aus der Kirche vertrieben und die Altäre umgestürzt. Eine Theologin unter dem Pöbel meinte, man müsse um jeden Preis dem Schisma vorbeugen und deshalb die Frauen auspeitschen und die Priester umbringen. Das war die Freiheit des Cultus unter der Revolution!

Maire Bailly kam, ließ die Ruthen und die drohende Inschrift weg- Bailly. nehmen, vermochte aber nicht, den Haufen zum Abzug zu bewegen, er blieb beutelechzend bis Abend sechs Uhr und wurde erst durch die Versicherung beruhigt, daß die Gesellschaft, welche die Kirche gemiethet, gänzlich auf ihr Vorhaben verzichte. Es half Nichts, daß die Nationalversammlung die Befehle der Departementsbehörde guthieß und erklärte, daß eidweigernden Geistlichen das Messelesen in den Pfarrkirchen nicht untersagt werden könne — die ganze Charwoche duldete

---

[1] Ferrières, Mém. II, p. 268.

Verfolgung der Katholiken. der Pöbel keinen Gottesdienst von Eidweigerern. Eine Pariser Zeitung bemerkte über das Geschehene:[1]) „Unsere tapferen Nationalgarden hatten den Schmerz, sich wegen Mangels an Befehlen mitten unter den schimpflichsten Ausschweifungen zur Unthätigkeit verurtheilt zu sehen. Sie sahen gottgeweihte Jungfrauen jedes Alters ihrer Kleider entblößt, mit Ruthen gehauen, in dieser schrecklichen Nacktheit durch alle Winkel ihrer Häuser und Gärten verfolgt, niedergeworfen, von Hieben zerfleischt, mit Beschimpfungen überhäuft, grausamer als der Tod selber. Sie sahen selbst die Töchter des heiligen Vincenz von Paula von denselben Männern und Frauen bis aufs Blut gepeitscht, deren Elend sie oft erleichtert, deren Blöße sie bekleidet, deren Wunden sie gepflegt hatten. Als die Wuth der Henker sich gesättigt hatte, zogen sie durch die Reihen der Soldaten ab, ohne daß ihr triumphirender Zug gestört worden wäre." — Natürlich machte diese Verfolgung den alten Glauben und die treuen Priester den Katholiken, welchen es mit ihrer Religion Ernst war, nur viel theurer.

Die königliche Kapelle. Selbst vor den Augen des Königs machte sich die rohe Unduldsamkeit breit. Ein Grenadier der Nationalgarde rief seine Kameraden gegen die Priester auf, welche in der Kapelle des Königs versammelt waren. Zwar wurde er hinausgejagt, aber er eilte nach dem Club der Cordeliers, der sogleich beschloß, den ersten öffentlichen Beamten bei der Nationalversammlung zu verklagen, und dieser Beschluß wurde in alle Departements versendet und in Paris an allen Straßenecken angeschlagen.[2])

Die Provinzen. In einigen Provinzen strebte man, die Pariser noch an Rohheit zu überbieten; man verfolgte die Eidweigerer wie gehetztes Wild von Stadt zu Stadt, man sparte weder Drohungen, noch Beschimpfungen, um die Mönche zur Anerkennung der constitutionellen Bischöfe zu zwingen. Der Pöbel in Bordeaux[3]) warf zwei barmherzige Schwestern, die nicht bei einem eidleistenden Priester der heiligen Messe beiwohnen wollten, ins Wasser — halbtodt wurden sie herausgezogen. Dem Beamten, der ihre Klage zu Protokoll bringen wollte, sagte die eine dieser heldenmüthigen Jungfrauen: „Ich bin barmherzige Schwester und werde mich nie dazu hergeben, Leute anzuklagen, die ich pflegen soll; lieber will ich in meinem Berufe sterben."

Fluchtplan. Solche Vorgänge mußten den König sein Schloß wie ein Gefängniß betrachten lassen. Er hing treu an der Religion seiner Väter und hatte aus Schwäche die Civilconstitution des Klerus genehmigt. Wie schwer lastete dies jetzt auf seinem Gewissen! Bei Eidweigerern wollte er allein die heilige Messe hören. Er fragte den Bischof von Clermont, ob er mit gutem Gewissen unter den obwaltenden Umständen seine Osterandacht wie bisher verrichten könne. Der Bischof antwortete: Oeffentliches Aergerniß erfordere auch öffentliche Reue. Diese könne er aber jetzt ohne Lebensgefahr nicht bezeugen, es sei leicht

---

[1]) Arenberg-Mirabeau, Briefwechsel, Bd. III, S. 130.

[2]) Elle dénonce le premier fonctionnaire public, ce premier sujet de la loi comme réfractaire, aux lois constitutionelles qu'il a juré de maintenir et comme autorisant à la désobéissance et à la révolte. Buchez et Roux, l. c. IX, p. 408—409.

[3]) Ferrières, l. c. II, p. 268.

möglich, daß man ihn über Ostern zum öffentlichen Besuch der heiligen Messe bei einem Eidleistenden zwinge — und das möchte übel auf alle treuen Anhänger der Religion wirken, er möge daher diesmal die Osterandacht aussetzen. Der König jedoch, der im März an einem heftigen Brustfieber gelitten hatte, wünschte auch aus Gesundheitsrücksichten eine Luftveränderung.

Lafayette war seinem Wunsche nicht entgegen, zumal er auch früher Lafayette durch Nationalgarden in Saint-Cloud den König sicher umstellt hatte. Nach Mirabeaus Tod hatte er sich dem Könige wieder genähert und diesem dann den Anschluß an die Verfassung als Universalmittel empfohlen: er wenigstens habe den Vorsatz, Aristokraten und Republikaner gleich eifrig zu bekämpfen. Konnte der König jetzt, nachdem ihm kein Mirabeau mehr rathend und Muth einflößend zur Seite stand, den Befehlshaber der Nationalgarde zurückweisen?

Den 18. April, es war Montag in der Charwoche, wollte der König 18. April 1791. abreisen. Die Zeitungen der Jakobiner läuteten an diesem Tage Sturm: das Bois de Boulogne sei voll von Leuten, welche die weiße Cocarde tragen, 3000 Aristokraten wollten den König entführen, in vierzehn Tagen sei er schon in der Mitte der Oesterreicher. „Darum, Patrioten, auf zu den Waffen! Der Mund der Könige ist der Schlund der Lügen. Eine Furie sendet ihre Nattern in das Herz Ludwigs XVI. . . . Du willst abreisen, zu den Oesterreichern, aber zu spät! Wir kennen Dich jetzt, Du großer Wiederhersteller der französischen Freiheit; heut fällt Deine Maske herunter, morgen Deine Krone!" — Das Volk kam in Bewegung, die Sturmglocke läutete, der Generalmarsch Der Pöbel wurde geschlagen. Wie das Meer ans Ufer, so drängte sich der Pöbel zu den Tuilerien und zur Straße nach Saint-Cloud. Lafayette kam mit zahlreicher Reiterei herbei, die Wache des Schlosses hatte er ohnehin für den 18. April den Jägern anvertraut, welche er bisher immer treu befunden hatte. Um 11 Uhr verläßt der Wagen mit dem König, der Königin, den Kindern und der Madame Elisabeth das Schloß. Da schließt der Pöbel das hält den König an. Thor, fällt den Pferden in die Zügel und ergießt sich in die schändlichsten Schmähungen und ruchlosesten Drohungen. Maire Bailly fordert das Volk auf, die Bahn frei zu machen, findet aber keinen Gehorsam. Da gebeut Lafayette der Nationalgarde, den Weg frei zu machen; sie verweigert jedoch den Gehorsam: „Wir wollen nicht, daß er abreise; wir schwören, daß er nicht abreisen wird!" Vergebens eilt Lafayette durch die Reihen, erinnert an Lafayette das Gesetz, welches dem König gestattet, 20 Meilen von Paris sich zu entfernen. Vergebens bittet und beschwört er seine Soldaten. — „Er darf nicht abreisen!" entgegnen sie einmüthig.[1]) Viele hatten die Nacht im Bois de Boulogne zugebracht, um den König aufzuhalten, wenn er heimlich abreisen wollte. Entsetzliche Drohungen dringen bis zum Ohre Ludwigs XVI. „Es ist seltsam", sagt er, „daß ich nicht frei bin, nachdem ich der Nation die Freiheit

[1]) Ferrières, Mémoires, II, p. 272.

gegeben habe." Gedemüthigt, daß ihm die Seinen nicht gehorchen, eilte der Obergeneral selber nach dem entfernten Sitzungsgebäude der Departementsverwaltung, die sonst in der Mehrheit gegen die Republikaner war, und forderte die Verkündigung des Kriegsgesetzes. Aber auch Danton war vom Bezirk der Cordeliers aus Mitglied derselben. Danton, welcher sich später rühmte, seine Bemühungen seien Schuld, daß Pike und Bajonnette dem Könige den Weg nach Saint-Cloud versperrten, widersetzte sich dem Antrage des Generals mit großem Eifer und rief, als dieser mit der Niederlegung seiner Stelle drohte, mit dröhnender Stimme: „Nur ein Feigling weicht im Augenblicke der Gefahr von seinem Platze!" Nun eilt Lafayette in die Nationalversammlung, wo man gerade ein Gesetz über die Marine verhandelt. „Ihr dürft nicht in einem Augenblick allgemeinen Umsturzes an die Ordnung des Seewesens denken", ruft Malouet, „die Grundgesetze des Reiches sind verletzt, die Verfassung im Monarchen angetastet." — „Zur Tagesordnung!" ertönt es von der Linken her, „nieder mit Malouet! er wirft die Fackel der Zwietracht in die Versammlung!" — „Die öffentliche Ordnung ist die Tagesordnung!" entgegnete Virieux. Neues Geschrei und man läßt Lafayette unbeachtet und den König in Stich und setzt die Verhandlung über die Marine fort. Lafayette kehrt mit Bailly zu den Tuilerien zurück und führt die Centralcompagnie der Section de l'Oratoire gegen die Meuterer, aber sie entsprechen seinem Vertrauen nicht und vereinigen sich mit den Jägern und kehren ihre Waffen gegen ihren Anführer, als dieser, aufs Höchste gereizt, unter sie sprengt. Nun gibt er seinen Reitern Befehl, einzuhauen, aber sie ziehen den Säbel nicht, reiten zwar voran, halten aber vor dem Fußvolk, welches die Bajonnette gegen ihre Pferde richtet.

Danton. — Die Nationalversammlung.

Der König muß bleiben. Schon sieben Viertelstunden saß der König in seinem Wagen. „Wir lieben Sie", sagte ein Nationalgarde, „aber Sie allein." Die Königin weinte. „Man will also nicht, daß ich abreise?" fragte der König. Ein Beamter bejahte es: dies sei der Wunsch der Nationalgarde, wie des Volkes. „Gut, dann bleibe ich", entgegnete der König, „man hatte mir das nicht gesagt", und verließ den Wagen und kehrte mit seiner Familie in das Schloß zurück. Erst gegen Abend verlief sich das Volk, in ganz Paris aber war Gährung.[1])

Lafayette tritt ab. Lafayette eilte ins Stadthaus und gab seine Entlassung: „Die öffentliche Meinung ist nicht mehr für mich, die gute Ordnung verlangt meinen Rücktritt. Ich kehre demnach als einfacher Grenadier in die Reihen der Bürgerwehr zurück."

Angst vor der Flucht des Königs. Das Volk fürchtete gar sehr, daß der König doch aus der Stadt komme. Am gleichen Abend war ein Concert in einem reichen Hause der Straße Saint-Honoré, dem auch der Gesandte von Venedig und der von Dänemark anwohnten. Ein Wagen mit Stroh kommt vor das Haus für die Pferde der Hausfrau. Das

[1]) Buchez et Roux, Hist. parlem., IX, p. 407—419.

Volk aber meint sogleich, der König könnte unter dem Stroh versteckt sein, und der Vorstand der Section muß die Sache untersuchen. Er geht in den Concertsaal und sagt, was man fürchte, zum Schrecken der Anwesenden. Die Hausfrau führt ihn durch alle Gemächer — er findet nichts Verdächtiges und meldet dieses dem Volke, welches das Haus umlagert. Aber der Verdacht ist stärker: 24 Mann kommen vom Volke, um noch einmal Alles, auch den Strohwagen, zu untersuchen, und finden Nichts. Jetzt müssen alle beim Concert Anwesenden, einer nach dem andern, das Haus verlassen und durch die Reihe des Volkes gehen und sich der Prüfung unterziehen, Männer wie Weiber. An Beschimpfungen fehlte es nicht. So sehr hatte die Angst um ihre Freiheit den Parisern bereits den Kopf verdreht! [1])

Am 19. April kam Ludwig XVI., nachdem er kurz vorher sich hatte anmelden lassen, selber in die Nationalversammlung und sprach stehend zu den sitzenden Machthabern: „Meine Herren! Ich komme in Ihre Mitte mit dem Zutrauen, das ich Ihnen immer bewiesen habe. Sie haben schon von dem Widerstande gehört, den man gestern meiner Abreise nach Saint-Cloud in den Weg legte. Ich duldete keine Anwendung von Gewalt, ich fürchtete, die Strenge gegen die getäuschte Menge anzuwenden, die zu Gunsten des Gesetzes zu handeln glaubt, wenn sie es gerade verletzt. Aber es liegt der Nation daran zu beweisen, daß ich frei bin, Nichts ist so wichtig für das Ansehen der Gesetze, die ich genehmigt habe. Aus diesem schwerwiegenden Grunde bestehe ich also auf meiner Abreise, die Versammlung wird die Nothwendigkeit wohl einsehen. Es scheint, daß, um ein treues Volk aufzureizen, dessen Liebe ich wohl durch Alles verdient habe, was ich für dasselbe that, man ihm Zweifel an meiner Gesinnung einzuflößen sucht. Ich habe die Constitution angenommen, ich habe geschworen, sie aufrecht zu erhalten mit all meiner Macht. Die Civilconstitution des Klerus ist nur ein Theil derselben." [2]) Der König in der Nationalversammlung.

Der Präsident Chabroud antwortete, daß Unruhen mit dem Erwachen der Freiheit immer verbunden seien. „Sire! Sie, das Volk, die Verfassung, die Freiheit haben nur ein Interesse. Die feigen Feinde der Verfassung und der Freiheit sind auch Ihre Feinde. Alle Herzen schlagen nur für Sie und, wie Sie das Glück des Volkes wollen, so will das Volk das Glück seines Königs." — Aber er sprach kein Wort von der Reise und der König verließ gedemüthigt den Saal, obschon dieser von Beifallsrufen für ihn erdröhnte. Als der Marquis Blacons sich erhob und an die Nothwendigkeit der Abreise des Königs erinnern wollte, wurde gerufen, man solle ihn einsperren — und zur Tagesordnung übergegangen. Auch Cazalès erhielt das Wort nicht. Röderer warf ihm und der Rechten vor, sie hätten über die Rede des Königs keinen Beifall bezeugt. Straßenanschläge setzten indeß die Beschimpfungen der königlichen Familie fort. [3]) Antwort. Blacons.

Lafayettes Ohnmacht war offenkundig, auch sein Mangel an Charakter. Er nahm auf Bitten der Mehrzahl der Bataillone und der Muni- Lafayette

[1]) Ferrières, Mémoires, II, p. 27—74.
[2]) Buchez et Roux, l. c. IX, p. 411.
[3]) Ibid., IX, p. 412.

cipalität den Oberbefehl über die Nationalgarde am 21. April von Neuem an.[1]) Diese erneuerte den Eid des Gehorsams mit dem Zusatze, wer ihn verweigere, solle ausgeschlossen sein. Die Centralcompagnie der Section de l'Oratoire wurde aufgelöst und, mit Ausnahme von 14 Mann, die als Aufwiegler für immer entlassen wurden, neu gebildet.

Marat. Damals erschien von Marat eine Charakteristik Lafayettes,[2]) welche zeigt, wie scharf der Haß sieht; das Urtheil des „Volksfreundes“ über den eitlen Mann trifft vollkommen mit dem Urtheil zusammen, das Mirabeau in seinen vertrauten Briefen an den König ausspricht. Alle Wendungen seines Lebens werden nur einem maßlosen Ehrgeize zugeschrieben, hinter dem aber kein großer Gedanke, kein tiefes, edles Gefühl, sondern nur Selbstsucht stecke. „Ihr dummen Pariser!“ schließt diese bösartige Lebensbeschreibung, „werft Euch nur nieder zu Füßen dieses Patrioten Mottié, seufzt nur über seinen Rücktritt, geht nur im Festzug und bittet ihn, er möge fortfahren, Euch zu unterdrücken, ergebt Euch nur demüthig in seine Hände und erhebt ihn in die Wolken, bis es ihm gelungen ist, das Vaterland zu Grund zu richten und Euch in Fesseln zu schlagen, nachdem er das Reich mit Blut überschwemmt hat!“

Erniedrigung des Königs. Der 18. April bezeichnet eine tiefe Demüthigung für das Königthum, der 19. April eine noch tiefere. Brissot fragte, warum die Versammlung beim Kommen des Königs überhaupt aufgestanden sei, der Arbeiter stehe nicht auf vor seinem Werkzeug. Der Gemeinderath von Paris richtete an die Sectionsversammlungen die Forderung, mit Ja oder Nein die Frage zu beantworten, ob man den König bitten solle, seine Reise nach Saint-Cloud wieder anzutreten, oder ob man ihm danken solle, daß er geblieben sei, um nicht die Ruhe der Hauptstadt zu gefährden. 48 Sectionen antworteten ganz trocken: „Der Gemeinderath hat gar kein Recht, die Sectionen anzuweisen, bloß mit Ja oder Nein zu antworten; man darf den König nicht bitten, abzureisen; man darf dem König nicht für sein Bleiben danken, denn, wenn auch ein König lügen darf, so ist es eine Schande für eine große und mächtige Nation zu lügen.“ Also mahnten die Sectionen an offenes Auftreten.

Was soll man aber davon sagen, daß der König am 19. April vor der Versammlung betheuerte, er wolle die Civilconstitution des Klerus auf-

[1]) Einige knieten dabei sogar vor ihm nieder und, als er darüber staunte, sagte ein Grenadier: „Fürchten Sie Nichts, wir sind freie Männer, aber wir knieen vor der Statue der Freiheit!“

[2]) Buchez et Roux, l. c. IX, p. 419—433. Die Ueberschrift lautet: „Seltsame, wahrhaftige und merkwürdige Geschichte der schönsten Züge aus dem Leben des Marie-Paul-Joseph-Roch-Yves-Gilbert Mottié, Marquis de la Fayette, Feldmarschalls, Abgeordneten des Adels von Riom bei den Generalständen, Gründers des Clubs der Monarchisten und der Föderirten, Einübers der Spitzel des Generalstabs, Präsidenten des österreichischen Ausschusses, Generalissimus der Gegner der Revolution, Hauptverschwörers in Frankreich, Obergenerals der Pariser, Schnurrbart-Grenadiers der Theatiner. Gewidmet der Bewunderung der Franzosen, der Freunde der Tugend und Freiheit. Motto: Nicht Alles ist von Gold, was glänzt.“ — Es sind die Nummern 440—442 des „Volksfreund“, der jetzt in keinem Exemplar, selbst dem der Nationalbibliothek, mehr vollständig erhalten ist. So sehr hatte man in der Zeit der Restauration Angst, von der Polizei im Besitze der Blätter von Marat betroffen zu werden.

recht halten, während sie sein Gewissen drückte; daß er die Verfassung aufrecht erhalten wolle, während er von ihrer Undurchführbarkeit überzeugt war und mit Bouillé über Fluchtpläne verhandelte! Es war eine maßlose Schwäche, wegen der man ihn beklagen muß. Nur in der Wahrheit liegt Würde und dauernder Erfolg. Er spielte also mit der Versammlung und diese spielte mit ihm: er heuchelte Liebe zur Verfassung und sie heuchelte schwärmerische Anhänglichkeit an den König. Wahr ist, was die Sectionen sagten, eine Lüge sei unwürdig eines Königs. Besser hätte sich Ludwig des Ausspruches eines seiner Ahnen erinnert, des Königs Johann II.: „Wenn die Wahrheit und der Freimuth überall von der Erde verbannt wären, so müßten sie im Munde der Könige noch eine Stätte haben!" [1]) —

Aber noch würdeloser war ein anderer Schritt: Ludwig theilte der Kammer ein Schreiben mit, das er an alle Gesandten, an alle Höfe zur Beruhigung geschickt hatte, er sei vollkommen frei und liebe die Verfassung und sei der Eifrigste für die neue Freiheit. Die Versammlung that, als ob sie an seinen Eifer glaube, überschüttete den König mit Lob und beschloß, sein Schreiben an alle Departements, an alle Regimenter, in alle Kolonien zu versenden, und befahl, daß alle Pfarrer es auf der Kanzel am Sonntag verlesen müßten. Die Jakobiner benützten die Schwäche des Königs, um Ansehen beim Volke zu gewinnen, und wandten die Waffe, die Ludwig XVI. ihnen bot, gegen den König selber.[2]) Des Königs Sendschreiben

„Die Feinde der Verfassung", heißt es hier, „wiederholen in Einemfort, der König ist nicht glücklich, als ob es für einen König ein anderes Glück geben könnte, als das seines Volkes; sie sagen, sein Ansehen ist erniedrigt, als ob das Ansehen, das sich auf rohe Gewalt stützt, nicht ohnmächtiger und unsicherer wäre, als das gesetzliche Ansehen; endlich sagen sie: der König ist nicht frei — grausame Verläumdung, wenn man voraussetzt, daß sein Wille erzwungen werden könnte; thöricht, wenn man als Mangel an Freiheit die Einwilligung ansieht, die Seine Majestät mehrmals ausgesprochen hat, in Mitte der Bürger von Paris zu bleiben. Diese Verläumdungen sind indeß bis zu den fremden Höfen gedrungen; sie sind dort von Franzosen wiederholt worden, die lieber in freiwillige Verbannung gingen, als daß sie am Ruhm des Vaterlandes Antheil nahmen, und die, wenn sie auch nicht dessen Feinde wurden, mindestens ihren Posten als Mitbürger verließen."

„Der König beauftragt Sie also, alle diese Ränke, all ihre Entwürfe zu vereiteln. Verbreiten Sie von der französischen Verfassung die Meinung, welche der König selber davon hegt; lassen Sie keinen Zweifel darüber aufkommen, daß Seine Majestät sie mit all seiner Macht aufrecht erhalten wird. Indem diese Verfassung die Freiheit und Gleichheit der Bürger sichert, gründet sie das Glück der Nation auf unerschütterlichen Grundlagen: sie befestigt das königliche Ansehen voll Unwahrheit

[1]) Buchez et Roux, Hist. parlem., IX, p. 414—17. — Ferrières, Mémoires, II, p. 280—85. — Vgl. Bd. III dieses Werkes, S. 1208.

[2]) Vollständig ist das Schreiben des Königs abgedruckt bei Buchez et Roux, l. c. IX, p. 414—17. Lettre communiquée au nom du Roi.

durch Gesetze, sie kommt durch eine glorreiche Revolution der Revolution zuvor, welche die Mißbräuche der alten Regierung bald hervorgerufen und welche vielleicht die Auflösung des Reiches zur Folge gehabt hätte. Endlich wird sie das Glück des Königs ausmachen. Sie müssen es sich als Hauptfrage angelegen sein lassen, sie zu rechtfertigen, zu vertheidigen, als Regel Ihres Betragens anzusehen. Theilen Sie dieses Schreiben Ihrem Hofe mit. Der König wird es drucken lassen, um ihm größere Verbreitung zu verschaffen."

aus Nothlage. Wie konnte Montmorin diesen Brief unterschreiben? Wer drängte ihn dem Könige auf? fragt man.[1]) Die Lameths näherten sich dem Hofe, seit der Riese Mirabeau ihnen nicht mehr im Wege stand, und im Augenblicke muß man am Hofe sehr eingeschüchtert gewesen sein, daß man ihrem Drängen nachgab und den von ihnen geschriebenen Brief an die Nationalversammlung und an die fremden Höfe versandte. (Drängen der Lameth.) Andere hielten ihn für eine Arbeit von Siéyès, der damals gleichfalls sich dem Hofe näherte. Zugleich hatte die Verwaltung des Departements gemeldet, sie sehe kein Mittel zur Beruhigung des Volkes, als Entfernung der eidweigernden Geistlichen und aller übrigen Personen aus der Umgebung des Königs, die man als Feinde der Republik ansehe. Im Jakobinerclub sagte man sogleich, nicht der Minister habe diese Depesche geschrieben. Verfaßt ist sie von Pellenc, im Einvernehmen mit Montmorin und Lamark. (Nachgiebigkeit.) Die Angst des Königs war damals so groß, daß er nicht bloß diesem Brief zustimmte, sondern auch die dem Volke verdächtigen Personen von seinem Hofe entfernte und am Ostertage dem Gottesdienst beeidigter Geistlicher in der Pfarrkirche beiwohnte. Und in der That war Paris einige Wochen wieder ruhig.

Die Königin. Fürst Arenberg rieth, unter dem Drange der Umstände, dem Könige selber dazu.[2]) Die Königin sträubte sich. Wir sehen dies aus einem Schreiben, in welchem Arenberg sie durch Vorhalten der Gefahr nachgiebig zu machen suchte:[3]) „Man muß sich jetzt ganz im Sinne der Revolution benehmen, denn es läßt sich nicht berechnen, welche Wirkung es bei dieser ganz dramatischen Nation hervorbringen würde, wenn der König mit ganz neuer Sorgfalt ihrer Eitelkeit schmeichelte und ihren Neigungen, der Freiheit nämlich und der Gleichheit; dann muß es dem hellen Verstande der Königin ganz unwiderleglich sein, daß die Partei der Gegner der Revolution ganz wurmstichig ist und eine große Anzahl ihrer Anhänger, selbst um den Preis des Lebens des Königs, gern sähen, daß man zur alten Ordnung der Dinge zurückkehrte. (Arenbergs Rath.) Der König darf ja nicht zwischen zwei Entschlüssen schwanken: entweder muß er sich dadurch Einfluß verschaffen und seinen Thron befestigen, daß er sich an die Majorität anschließt, mit welcher sich für den Augenblick durch halbe Maßregeln Nichts erlangen läßt; oder er muß sich allen Gefahren, nicht bloß des Widerstandes, sondern auch jener

[1]) Ferrières, l. c. II, p. 284. — Schütz schreibt es den Lameths zu, Bd. V, S. 340—42.

[2]) Briefwechsel zwischen dem Grafen von Mirabeau und dem Fürsten von Arenberg. Bd. III, S. 153.

[3]) Ibid., III, p. 166.

unsichern und nicht minder bedenklichen Verfahrungsweise bloßstellen, die nur die Opfer verlängert, ohne ein einziges zu ersparen." — Wie verzweifelt die Lage war, ersieht man aus einem Schreiben Montmorins:[1]) „Ich habe diesen Morgen wie ein Einfältiger beim König geweint, er hat es ebenso gemacht. Das Alles hilft Nichts. Ich hoffe, der Brief werde eine gute Wirkung hervorbringen. Es herrscht kein Zweifel darüber, daß er in meinem, nicht in des Königs Namen unterschrieben sein muß; nie schreibt oder unterschreibt er eine Erklärung."

Die ernste Stimmung in Paris hing mit den Nachrichten zusammen, die vom Ausland eingingen. Der Prinz von Condé, hieß es, wolle mit den Ausgewanderten einen Einfall ins Elsaß, vielleicht auch von den Niederlanden her versuchen. Montmorin und Arenberg fürchteten für die Königin, von der man glauben könnte, daß sie im Einverständniß sei, und daß die Wuth der Pariser sich gegen sie kehre. Am Hofe fürchtete man nicht bloß die Revolutionäre in Paris, sondern auch die Emigranten an der Grenze. Emigranten.

Dies beweisen Briefe. Kaiser Leopold II. schreibt 2. Mai 1791 an die Königin: „Liebste Schwester! Du darfst von meinem aufrichtigen Antheile an Deiner und des Königs Lage, und wie gerne ich Euch in Etwas nützen möchte, wohl überzeugt sein. Bin ich unthätig, so ist es aus Besorgniß, Eure Absichten zu durchkreuzen. — Bis jetzt habe ich den Grafen Artois abgehalten, eine Schilderhebung zu versuchen und handelnd aufzutreten, weil ich all diese Unternehmungen für gefährlich halte. Nun aber will er Italien verlassen und nach Namur in den Niederlanden gehen und ich habe nicht geglaubt, ihm dieses verweigern zu müssen, noch zu können. Das ist Alles, was ich Dir bis jetzt sagen kann. Ich verspreche Dir, daß ich nie Etwas unternehmen, nie einen Schritt thun werde, als in Uebereinstimmung mit Dir und nach Deinen und des Königs Absichten. Aber ich beschwöre Dich, finde irgend ein Mittel aus, das Dich nicht bloßstelle und wodurch Du mich von des Königs und Deinen Absichten, von Euren Entwürfen und Demjenigen, was Ihr wünscht, daß ich thun und nicht thun soll, und von den Personen, die Euer Vertrauen besitzen und von denen ich glauben darf, wie sie in Deinem und des Königs Namen mit mir sprechen, in Kenntniß setzen könnest, denn Jeder macht Anspruch hierauf, und Du siehst wohl ein, daß ich in dem gegenwärtigen Augenblicke, bei Eurer bedrängten Lage, zwischen der Furcht, Euch zu schaden, und dem Wunsche, Euch nützlich sein zu können, mich in großer Verlegenheit befinde."[2]) Kaiser Leopold II.

Die Königin antwortete am 1. Juni dem Kaiser: „Wir sind sehr gerührt über die Wärme, mit der Du Dich unserer Sache annehmen willst. — Die Gefühle, welche der Graf Artois im Herzen trägt, sind uns theuer; wir glauben aber, daß jede offene Demonstration und sonstige Unternehmung, so lange wir in Paris sind, uns ungeachtet der Verantwortlichkeit, die man der Stadt Paris für unsere Person aufbürden würde, auf eine erschreckliche Weise bloßstellte. Eine solche Verantwortlichkeit kann wohl ehrliche Leute in Schranken halten, diese aber werden hier selbst von Räubern und Verbrechern beherrscht, welche keinen Zügel kennen, welche man unmöglich beherrschen könnte, und welche nicht genug überlegen, um in diesem Augenblick die ganze Verantwortlichkeit zu fühlen. Ueberdies würde Antwort Maria Antoinettes.

[1]) Arenberg-Mirabeau, Briefwechsel ɾc., Bd. III, S. 164.
[2]) Ibid., III, p. 175—76.

dieser Plan den König ganz unbedeutend erscheinen lassen, während er im Gegentheil, um aus dieser Krisis zu kommen, durch die Kraft und den Muth seines Unternehmens in Staunen setzen muß. Wir halten also an unserem ersten Unternehmen fest: stelle uns 8000 oder 10.000 Mann für den ersten Augenblick zur Verfügung. Ist einmal der König in Sicherheit und frei, so wird er gerne und mit Dank und großer Freude alle Mächte sicher zur Aufrechthaltung seiner gerechten Sache sich vereinigen sehen. — Für den Grafen von Artois würden wir keine Geheimnisse haben, wäre er nicht von Herrn von Calonne und dem Prinzen von Condé umgeben, zu denen wir nie Vertrauen haben werden." [1])

Der Plan des Kaisers.

Der Kaiser Leopold II. antwortete am 12. Juni 1791 der Königin: [2]) „Ich habe mit dem Grafen Artois in Mantua gesprochen und gesucht, ihn zu überreden, sich zu mäßigen und nicht zu handeln, ehe ich es ihm sage. Er hat den besten Willen und anerkannte auch die Gründe, seine Umgebungen aber treiben und drängen ihn sehr. Er kam mit mir überein, sich ruhig in Coblenz zu verhalten und dem Prinzen von Condé sich nicht anzuschließen. Dieser hat Truppen erhoben und alle Franzosen, die sich in Italien aufhalten, zu sich berufen. Ich bin mit Artois übereingekommen, daß wir für den Fall, wo Du mit dem Könige in Freiheit wärest, alle sogleich handeln würden; sonst aber würden wir nicht handeln, sondern nur Spanien dazu bewegen, eine Unterstützung bereit zu halten und sich mit dem Könige von Sardinien, den Schweizern und mit dem Reiche, das seine Rechte anspricht, und mit wohlgesinnten Reichsfürsten sich zu vereinbaren, um nöthigenfalls, wenn Du und der König es billiget, dieses Manifest zu seiner Zeit, nicht im Monate Juli, wie der Graf von Artois sagt, sondern nachdem Alles übereinstimmend eingeleitet worden wäre, nach Erfordern der Umstände bekannt zu machen. Bis dahin stehe ich Dir dafür, daß Nichts geschehen wird, weder Demonstration, noch Manifest, noch Truppenmärsche, weder von meiner Seite, noch von der des Grafen von Artois, denn was den Prinzen von Condé betrifft, für den kann ich nicht stehen. — Möge Euer Vorhaben bald und glücklich von Statten gehen! — Graf von Mercy hat den Befehl, wenn die Sache gelingt, Euch, sobald Ihr es begehrt, beizustehen und Alles, was er kann, zu verschaffen; Geld, Truppen, Alles wird Euch zu Gebote stehen. In diesem Falle kann man auf den König von Sardinien, die Schweizer und die Truppen aller deutschen Reichsfürsten, selbst auf die des Königs von Preußen rechnen, die zu Wesel, also sehr zur Hand sind. — Berechnet wohl die Gefahren, sehet sie voraus und rettet Euch, wenn Ihr könnt, aus dem Orte, wo Ihr seid. Seid Ihr in Sicherheit, so protestirt öffentlich gegen Alles, was geschehen ist, und ruft Eure Freunde und treuen Unterthanen zu Hilfe; Jeder wird herbeieilen und Alles leichter beendigt sein, als man denkt. Unterdessen beschäftige ich mich, alle Mächte dazu zu vermögen, daß sie gleich, sobald Ihr in Sicherheit seid, oder wenn es dann nicht der Fall sein könnte, nach dem Manifeste, das zu seiner Zeit erlassen werden müßte, und sobald Ihr es selbst billigen werdet, übereinstimmend zu Euren Gunsten handeln. Sonst geschieht Nichts — und ich stehe Dir für die Bereitwilligkeit Aller, sowie für die meinige."

Plan des Königs.

So war die Stimmung des Kaisers und so die Stimmung der übrigen Fürsten Europas, so die Absichten Ludwigs XVI. und der Marie Antoinette.

---

[1]) Arenberg-Mirabeau, l. c. Bd. II, S. 176—77.
[2]) Ibid., III, p. 177—79.

Diese drei Briefe widerlegen einfach die Hypothesen, die in so vielen Werken über diese Zeit in der Breite ausgeführt werden. Der König wollte sich von Paris entfernen, er wollte nach Montmedy; er wollte inmitten seines Heeres einen Aufruf an die Nation richten: er war aber seit dem 18. April nicht mehr in der Lage, an hellem Tag Paris zu verlassen, wie Mirabeau ihm stets gerathen hatte: er mußte auf heimliche Flucht denken und in aller Stille seine Vorbereitungen dazu treffen.

Indeß arbeitete die Nationalversammlung eifrig am Ausbau der Verfassung. Thouret warf die Frage auf: „Gibt es irgend ein öffentliches Amt, welches von der Wählbarkeit in die legislative Versammlung ausschließt?" Eine Menge von Stimmen riefen: „Keinerlei Wiederwahl!" Robespierre verlangte, daß sogleich der Antrag zur Abstimmung komme, kein Mitglied einer Legislative könne in die nächste gewählt werden. Die Rechte und die Linke überschütteten den Antrag mit Beifall. Die Nationalversammlung.

„Die Frage ist zu wichtig, sie darf nicht übereilt werden!" rief Thouret. „Alle Gesetzgeber", entgegnete Robespierre, „welche einst Staaten neu begründeten, kehrten nach Vollendung ihres Werkes unter die Menge zurück. Einige Abgeordnete scheinen an die Nothwendigkeit zu glauben, eine Anzahl von Mitgliedern der Versammlung zu erhalten, weil sie, voll Zutrauen auf uns, daran verzweifeln, daß wir durch gleich vertrauenswürdige Männer hinlänglich ersetzt werden könnten, man fürchtet deren Unerfahrenheit. Aber waren wir anfangs nicht selber der neuen Ordnung der Dinge fremd, die wir seitdem geschaffen haben? Waren wir nicht unerfahren in den Fragen des Staatsrechtes? Gestehen wir es nur! wir waren noch mehr Neulinge für unser Werk, als es unsere Nachfolger sein werden, die durch unsere Arbeit schon aufgeklärt sind: im Augenblicke der Ermüdung sind die Springfedern der Seele und des Gedankens abgespannt — überlassen wir wie tapfere aber müde Athleten frischen Männern die Bahn: mögen alle Franzosen nach der Art, wie Ihr Eure Laufbahn begonnen und geendigt habt, die beiden Epochen bezeichnen, in denen Ihr Euch reiner, größer und vertrauenswürdiger bewiesen habt!" — So der Abgeordnete von Arras. Edelleute wie Jakobiner klatschten ihm Beifall und forderten, daß kein Mitglied der Versammlung in die nächste wieder gewählt werden könne.[1]) Keine Wiederwahl. Robespierre.

Wir Deutsche sind von einigen Schriftstellern gemahnt worden, in dem Antrag Robespierres einen Act hochherziger Selbstverläugnung zu sehen, einer Eitelkeit, die sich demüthigt, um durch Entsagung zu glänzen. Es liegt jedoch keine Opferwilligkeit, es liegt Berechnung in diesem Antrage, der nur aus der Stellung der Parteien zu begreifen ist. Gründe der Abstimmung.

Ferrières sagt,[2]) daß das Volk damals zu bemerken angefangen, wie es durch die Revolution nicht reicher, nicht glücklicher geworden sei, und darum geneigt war, sich andern Führern, die ihm mehr versprachen, zu überlassen. Die Constitutionellen aber waren der ewigen Bewegung satt und wollten ihr Schäf-

[1]) Ferrières, Mémoires, II, p. 285—87.
[2]) Ibid., II, p. 287—89.

chen ins Trockene bringen; sie wie die Jakobiner hätten um Volksgunst gebuhlt und daher stamme der gegenseitige Haß, von dem die Frage wegen der Wiederwählbarkeit der Abgeordneten nur eine Folge sei. Die Jakobiner und die Aristokraten hätten für den Antrag Robespierres gestimmt, weil sie beide die Verfassung nicht wollten, denn die Jakobiner steuerten auf die Republik los, und die Aristokraten sehnten sich nach dem alten Zustand der Dinge, wo sie reich, glücklich und geehrt gewesen waren. Der König war der Bewegung müde wie das Volk — wenn man also die Verfassung gewähren ließ, so gewann sie nach und nach Bestand; dies war möglich, wenn ein großer Theil der alten Abgeordneten wieder gewählt wurde — und darauf rechneten die Anhänger der Verfassung; sie hofften in der Mehrzahl wieder gewählt zu werden; sie hätten sich der Republik wie der Rückkehr zu alten Zuständen gleichmäßig widersetzt. Darum wollten die Aristokraten, welche diese Verfassung gleich stark haßten, kein Mitglied der alten Kammer in der neuen sehen; sie hofften, daß die Wahlen großentheils auf Jakobiner fallen, wenn kein Mitglied der alten Kammer wieder gewählt werden dürfe. Dann kam die Republik und mit ihr der Bürgerkrieg und mit diesem die Möglichkeit, zu den alten Zuständen zurückzukehren. Kam aber die Republik, so rechneten die Jakobiner sicher darauf, ans Ruder zu kommen. Buzot warnte vor der Anarchie, der man zusteuere; man komme zur allgemeinen Auflösung und zum inneren Krieg; die Anhänger der Verfassung würden dann das Loos haben, das bisher die Anhänger des Alten hatten.

Buzot.

Zwei Sectionen.

Am 16. Mai wurde jedoch die Nichtwiederwählbarkeit beschlossen. Die Constitutionellen suchten jetzt die ihnen drohende Gefahr mindestens zu mildern und Buzot stellte darum den Antrag, die Nationalversammlung für die Zukunft in zwei Sectionen zu theilen, nicht in zwei Kammern, denn das Zweikammersystem war ja gefallen. Die Verhandlung einer und derselben Frage werde dadurch ruhiger und gründlicher, die Abstimmung solle in der allgemeinen Versammlung stattfinden. Die Sectionen sollen kein Veto gegen einander haben. Ein Volk könne nicht lange frei und glücklich sein, wenn Alles nur in einer Versammlung berathen werde; eine einzige Versammlung sei allen Fehlern der menschlichen Natur unterworfen, sie habe ihre Launen, ihre Leidenschaften, sie lasse sich hinreißen bald von Begeisterung, bald von Furcht, bald von Parteilichkeit. Ihre Beschlüsse tragen dann das Gepräge all dieser Stimmungen. Wird aber eine und dieselbe Frage in zwei Sectionen und nicht zu gleicher Zeit berathen, so hat sich die Leidenschaft schon abgekühlt, ist die Angst schon verscheucht und ist die Prüfung schon gründlicher. Der Uebermacht eines rednerischen Talentes und dem Parteigetriebe wird dadurch vorgebeugt.

Buzot.

So sprach Buzot ganz richtig über die Gefahr des Einkammersystems bei einem so leidenschaftlichen und für die Wirksamkeit eines beredten und überlegenen Geistes so empfänglichen Volke, wie die Franzosen sind. Aber den Jakobinern schnitten seine Ausführungen ins Herz, sie nannten sie abscheulich, sie wollten ihm das Wort entziehen, ließen ihn aber weiter sprechen, als die Gegner ihnen vorwarfen, sie könnten ihn nicht widerlegen, sie schmähten ihn deshalb und suchten die Wahrheit zu unterdrücken. Buzot stellte nun dar, wie eine einzige Kammer,

ähnlich dem langen Parlament, sich eine übermäßige Dauer anmaßen könne, wie sie die Verhandlungen je nach ihrem Parteivortheil einrichten, wie eine neue Aristokratie daraus erwachsen könne. Montesquieu und die Amerikaner seien darum für das Zweikammersystem. Nichts sei einfacher als der Despotismus. Zwei Sectionen bei einer Nationalversammlung sei die beste Gewähr gegen Ueberrumpelung und Despotismus. Aber dieselben Gründe, welche gegen die Wiederwählbarkeit, entschieden auch gegen die zwei Sectionen in einer Kammer. Einkammersystem.

Mirabeaus Verlust wurde übrigens mehr und mehr von der Rechten empfunden, je näher eine Entscheidung kam. Sie führte jetzt, als einen letzten Versuch, einen Mann ins Feld, der an Geist und Beredsamkeit weit unter Mirabeau stand, der aber doch eines damals bedeutenden Ruhmes genoß, wenn dieser auch jetzt bei gründlicherer Würdigung seiner Werke sehr geschmolzen ist. — Es war dies der Geschichtschreiber Raynal.[1] Mirabeau.

Geboren 1713 in Saint-Geniez, tüchtig gebildet bei den Jesuiten in Pezenas, wurde Raynal Priester und Prediger in der Pfarre Saint-Sulpice in Paris, aber wegen Handels mit heiligen Dingen von seiner Stelle wieder entfernt. Von einem glühenden Ehrgeize verzehrt, warf er sich nun in den Strom der Welt, wurde Redacteur des Mercure de France, eiferte gegen Mißbräuche, gegen die alte Ordnung der Dinge, und predigte Freiheit und Gleichheit. Bald gehörte er zum Generalstab der Philosophen; er machte sich Geld mit kleinen historisch-politischen Arbeiten, wie die Histoire du Stathouderat, die Histoire du parlement d'Angleterre, die Anécdotes littéraires, historiques, militaires, die Mémoires politiques de l'Europe, die meist nur aus vielen Büchern, ohne selbständige Forschung zusammengelesen, im Modetone gehalten und heute ohne allen Werth sind. Berühmt war damals seine Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes; von verschiedener Seite erhielt er neuen Stoff. Der Stil ist sehr ungleich, das Buch wirr und zusammenhanglos, und wohl nicht mit Unrecht behauptet Grimm, Diderot habe zwei Jahre daran gearbeitet und die fesselndsten Stellen seien von ihm. Glanzpartieen sind die Reden gegen die harte Behandlung der Schwarzen, gegen die Monopole; er eifert für Freiheit des Handels und Gewerbes, für Erlösung des Arbeiters aus Noth und Bedrückung. Wegen einiger Stellen gegen die Könige, gegen die Religion, ja selbst gegen Gott, wurde der Verfasser aus Paris verbannt. Gerade damals fand Malouet den Befehl der Ausweisung und erwirkte die Zurückberufung Raynals. — Er kam als ein Bekehrter zurück und Edelleute und Bischöfe drängten ihn nun, seine Ansichten kund und der öffentlichen Meinung eine bessere Richtung zu geben. Raynal willigte ein. Am 21. Mai kündete nun der Präsident Bureau de Puzy der Versammlung eine Adresse Raynals an, und die Linke, welche Weihrauch vom alten Freunde Diderots erwartete, verlangte die Verlesung, fand sich aber bald bitter enttäuscht, denn nach einigen Gemeinplätzen über den Muth, über die Leistungen der Versammlung, über ihren Eifer in Abschaffung der Mißbräuche, entrollte das Schreiben auf einmal ein düsteres Bild der Zustände Frankreichs.[2] „Was sehe ich rings um mich? Religiöse Wirren, bürgerliche Zwistigkeiten, die Bestürzung der Einen, die Keckheit und Gewaltthat der

Raynal. Schriften Verbannung aufgehoben. Sendschreiben.

---

[1]) Ferrières, Mémoires, II, p. 310—13.
[2]) Ibid., II, p. 314—19.

Anderen: eine Regierung, welche geknechtet ist durch die Tyrannei des Pöbels, das Heiligthum der Gesetze von Rasenden umringt, die bald Gesetze geben, bald ihnen trotzen wollen; Soldaten ohne Zucht, Führer ohne Ansehen, Minister ohne Mittel; einen König, der sein Volk liebt, versenkt in Trauer, beschimpft, bedroht, aller Macht beraubt, und die öffentliche Macht nur noch in den Clubs bestehen, wo unwissende und rohe Menschen über alle Staatsfragen abzuurtheilen wagen. — Ach! wie war ich voll Freude und Hoffnung, als ich Euch die Grundlage des allgemeinen Glückes legen sah, wie Ihr die Mißbräuche verfolgtet, das Menschenrecht verkündetet und die verschiedenen Theile des Reiches denselben Gesetzen und einer gleichförmigen Verwaltung unterzoget! Aber meine Augen füllten sich mit Thränen, als ich sah, wie die ärgsten Schurken die gemeinsten Ränke anwendeten, um die Revolution zu besudeln, als ich den heiligen Namen Vaterlandsliebe dem Verbrechen ertheilt und die Zügellosigkeit im Triumph unter der Fahne der Freiheit einherschreiten sah. Mit dem gerechten Schmerz mengte sich der Schrecken, als ich alle Springfedern der Regierung brechen und nur schwache Wehren der Noth einer thätigen und niederdrückenden Kraft gegenüber sah. Ich suchte die erhaltenden Grundsätze des Eigenthums und fand sie überall angegriffen; ich suchte nach dem Schutze der Freiheit des Einzelnen und sah, wie die immer steigende Keckheit das Zeichen der Zerstörung gibt, wozu die Parteimenschen und die ebenso gefährlichen Neuerer immer bereit sind. — Ich schauderte, als ich in seinem neuen Leben dieses Volk beobachtete, welches frei sein will; ich sah, wie es nicht bloß die gesellschaftlichen Tugenden verkennt, die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit, die einzigen Grundlagen einer wahren Freiheit, sondern wie es auch mit Gier neue Keime der Verderbniß aufnimmt und sich dadurch in neue Ketten der Knechtschaft schlagen läßt. Ach, wie leide ich, wenn ich im Hauptsitze der Aufklärung dasselbe Volk verführt sehe, wie es mit wilder Freude die schuldvollsten Vorschläge aufnimmt, wie es lacht bei der Aufzählung von Mordthaten und Verbrechen besingt, als wären es Eroberungen."

Düstere Gegenwart. — Hoffnungen — enttäuscht.

In diesem Tone geht es fort: „Ihr habt jetzt einen König ohne Macht, ein Volk ohne Zügel. Ihr habt bloß den Namen des Königs beibehalten, aber er ist nicht mehr nützlich, vielmehr gefährlich: Ihr zwingt ihn immer zu denken, was er sein sollte — und doch nicht ist. Nachdem Ihr die Grundsätze der religiösen Freiheit aufgestellt habt, wie könnt Ihr dulden, daß die Priester verfolgt und beschimpft werden? — — Ihr wollt die Freiheit des Volkes und Ihr macht aus dem Volke den wildesten Tyrannen. Ihr wollt die Sitten bessern und gebietet den Triumph des Lasters und die Straflosigkeit des Verbrechens. — Welche Regierung könnte bestehen neben Euren Clubs? Ihr habt die Corporationen aufgehoben, aber die riesigste aller Verbindungen steigt auf einmal über Euren Häuptern empor und bedroht Euch mit Auflösung aller Gewalten. Ganz Frankreich zeigt zwei sehr ausgeprägte Klassen: die Guten und die Gemäßigten sind jetzt stumm und bestürzt, während die Gewaltmenschen sich regen, sich zusammenschließen und einen furchtbaren Vulkan bilden, der Ströme von Lava ausspeit, die Alles in Brand stecken. Schlagt die Weltgeschichte auf und befragt die Weisheit der Jahrhunderte und seht, wie durch Anarchie große Reiche zu Grunde gehen!" —

Tyrannei statt Freiheit. — Gegen die Jakobiner.

So sagte Raynal ernste und große Wahrheiten, aber die Jakobiner hatten kein Ohr dafür. Ihre Miene schien ruhig, im Herzen tobte der Sturm des Zornes über den abtrünnigen Bruder.

Robespierre begann über den berühmten Mann loszuziehen, der zwar einst der Freiheit nützliche Wahrheiten gelehrt habe, aber jetzt in seinen Schilderungen übertreibe und sein Schweigen in einem Augenblick breche, wo die Feinde der Revolution ihre Anstrengungen gegen die Freiheit vereinigen — man müsse diesen Mißgriff durch sein hohes Alter entschuldigen. Am Eifer, an der Freude Derer, welche ihn zu diesem falschen Schritt verleitet hätten, könne man erkennen, wie richtig die Versammlung gehandelt habe. Das Sendschreiben Raynals werde auf die öffentliche Meinung eine Wirkung ausüben, ganz anders als die Aristokraten erwarteten. Robespierre.

In der That war dieser Versuch, durch einen berühmten Namen zu wirken, ein Schlag ins Wasser. Uebrigens wurde Raynal in der Schreckenszeit nicht belästigt. „Er und Die, welche ihn benützten, hätten bedenken sollen", meint Ferrières, „daß die öffentliche Meinung nie umkehrt, außer wenn sie am Aeußersten angekommen ist; daß sie, je mehr man sie in ihrem Lauf anzuhalten sucht, um so rühriger vorangeht, weil mit dem Sinn für Neuerung, den sie begünstigt, sich der Geist des Hochmuths verbindet, der sie aufrecht erhält." [1]) Oeffentliche Meinung

Die Jakobiner bestellten sich, um den Eindruck von Raynals Sendschreiben auszulöschen, aus den Provinzen Lobadressen an die Versammlung. Seltsam aber war, daß die Versammlung 16. Juni auch eine Deputation von Kindern anhörte, welche die erste Communion von einem constitutionellen Pfarrer empfangen hatten und jetzt in einer auswendiggelernten Rede die großen Leistungen der Abgeordneten priesen und ihren Haß gegen die Feinde einer Verfassung aussprachen, welche 25,000.000 Menschen ein neues Leben spende. „Kaum sind wir aus den Händen der Religion herausgegangen, so sind wir in Eure Mitte geeilt, um Euch die Huldigung des religiösen Patriotismus darzubringen, wovon unsere Seelen erfüllt sind. Wie sehr muß diese erstaunliche Revolution unsere Aufmerksamkeit erregen! Wir gingen gerade aus dem glücklichen Alter heraus, wo man weder einen Unterschied, noch Ehren, noch Vermögen kennt; wir, in die Welt geworfen, wären zur Niederträchtigkeit der Sclaverei verurtheilt gewesen und hätten uns nie aus der Ehrlosigkeit und Knechtschaft erheben können. Da habt Ihr diese hochmüthigen und verkehrten Menschen niedergeschmettert, deren Ehrgeiz alle Mittel aussuchte, um das vollendetste Werk der Gottheit zu erniedrigen. Jetzt sind wir frei und werden wir tugendhaft sein können" und dergleichen. Auchy, der Präsident, gab der Sache eine komische Wichtigkeit, nannte die armen Knaben die theuerste Hoffnung des dankbaren Vaterlandes, gewährte ihnen die Ehre, an der Sitzung theilzunehmen, und erlaubte sich dabei einen Ausfall auf die Armee und die Priester. Der Druck der Rede der Kinder und des Vorsitzenden wurde beschlossen. Da antwortete Folleville, diese Kindervorstellung sei gestern schon bei den Jakobinern gespielt worden, und man könne ebensogut die Rede des Vorsitzenden in jenem Club drucken lassen. Maury wehrte sich gegen den Ausdruck „Kindervorstellung", es sei „Bubenvorstellung, Büberei".[2]) Und nun ging der Kampf los. Die Einen sprachen von Kindern, die man verführt habe, am Tage der heiligen Communion Revo- Lob der Kinder. Maury.

[1]) Ferrières, l. c. II, p. 320.

[2]) Ce n'est point une céremonie enfantine, c'est une céremonie puérile. Hist. parlem., X, p. 198—201. — Ferrières, l. c. II, p. 321—22.

lution zu spielen, die Andern von der hoffnungsvollen Jugend des Vaterlandes. Ein Graf Faucigny-Lucinge ließ sich im Zorn hinreißen, von Schlägen zu sprechen, „die man diesen Buben aufmessen sollte“. — Die Antwort war, daß man in den Zeitungen alle Bübereien aufzählte, die in der Geschichte adeliger Familien vorkamen.

Todesstrafe.

Am 31. Mai entschied sich die Nationalversammlung für die Todesstrafe.

Robespierre.

Merkwürdiger Weise sprach Robespierre, der sie später so oft wider seine Gegner anwendete, gegen die Todesstrafe:[1]) „Einen Menschen tödten, heißt ihm die Rückkehr zur Tugend verschließen, heißt die Sühnung tödten, eine ehrlose Sache, heißt die Reue tödten. Man hat bemerkt, daß in freien Ländern die Verbrechen seltener und die Strafen milder sind. Dort wird das Menschenrecht anerkannt, folglich sind die Gesetze auch gerecht. Ueberall, wo sie die Menschlichkeit durch ein Uebermaß von Strenge verletzen, ist es ein Zeichen, daß die Menschenwürde noch nicht anerkannt ist, daß die Würde des Bürgers noch nicht vorhanden ist, ist es ein Beweis, daß der Gesetzgeber nur ein Herr ist, der über Sclaven gebietet und der sie nach Laune unbarmherzig züchtigt. Ich stimme daher für Abschaffung der Todesstrafe.“ — Duport unterstützte den Antrag in längerem, beredterem, tieferem Vortrag, worin er insbesondere die abschreckende Kraft der Todesstrafe bestritt.[2]) „Was ist der Tod? Eine Bedingung des Daseins, eine Schuld, welche die Natur uns bei der Geburt auflabet, die Jeder abtragen muß. Was macht man also, wenn man einen Verbrecher opfert, Anderes, als daß man den Augenblick eines gewissen Ereignisses beschleunigt? Ist es nicht erstaunlich, daß eine unveränderliche Regel der Natur unter des Menschen Hand ein Strafgesetz wird? Wo ist denn noch ein Unterschied zwischen einer Krankheit und einem Verbrechen, als im schmerzlicheren Uebergang vom Leben zum Tod? So denken unglückseliger Weise auch die Verbrecher: der Tod, sagen sie, ist nur eine schlechte Viertelstunde; sie vergleichen sich mit dem Dachdecker, mit dem Matrosen, mit dem Soldaten; sie machen sich vertraut mit diesen Vorstellungen und die Todesstrafe verliert den Eindruck auf ihre Einbildungskraft“ ... Uebrigens betheuerte Duport, ihm liege Nichts an der Rettung dieses oder jenes Mörders, sondern nur, daß er durch sein Beispiel die Menschen lehre, das Menschenleben zu achten. Marat spendete Beiden hohen Beifall. Die Mehrheit sah jedoch 3. Juni die Todesstrafe als eine Nothwendigkeit an[3]) und zwar sollte sie durch Enthauptung stattfinden.[4]) Vom Doctor Guillotin, der sie als am mindesten Schmerz verursachend empfahl, bekam die Maschine der Hinrichtung den Namen Guillotine.[5]) Wie sehr diese

Duport. Guillotine.

[1]) Die Verhandlungen bei Buchez et Roux, l. c. X, p. 54—90.

[2]) Seine Rede bei Buchez et Roux, l. c. X, p. 70—90.

[3]) La peine de mort consistera dans la simple privation de la vie, sans qu'il pût jamais y être ajoutée aucune torture envers les condamnés La marque est abolie. Tout condamné à mort aura la tête tranchée. Buchez et Roux, l. c. X, p. 55.

[4]) Das Aufhängen, meinte Liancourt, müsse, weil es der Rache des Volkes gedient habe, geächtet bleiben. Buchez et Roux, l. c. X, p. 171.

[5]) Guillotin war ein berühmter Arzt in Paris und Mitglied der Nationalversammlung. Er beantragte darin am 1. December 1789 Gleichheit der Strafen für alle Stände, und sprach von einer Maschine, welche die Todesstrafe sehr schnell und sicher und möglichst schmerzlos vollziehe. Diese Maschine hieß zuerst Louisette oder Louison, weil sie nach den Angaben des Doctors Louis, des Secretärs der Akademie der Chirurgie, von einem deutschen Mechaniker, Schmitt, verfertigt wurde. Der erste, welcher damit hingerichtet wurde, war der Raubmörder Pelletier, 25. April 1792; die Reihe der politischen

Frage dem Volke nahe ging, beweist ein Zug, den Ferrières anführt:[1]) Cazalès verließ während der Verhandlung den Saal und hörte draußen dem Volke einige Zeit zu auf der Terrasse der Feuillans, welches dieselbe Frage durchsprach. Einer der Redner erkannte ihn, klopfte ihm auf die Schulter: „Ach, man stellt jetzt einen guten Antrag für uns. Sie sind ein wackerer Mann, sprechen Sie doch nicht mehr gegen uns!" —

Die Nachrichten von den Rüstungen Condés, vom Anmarsche der Oesterreicher ließen die Nationalversammlung wieder ihr Augenmerk auf die Armee richten. Mit der Armee ohne die alten Officiere ließ sich dem Feinde nicht entgegentreten; die Nationalversammlung hatte aber in der letzten Zeit Manches gethan, um die adeligen Officiere zur Abdankung oder Auswanderung zu zwingen. Die Armee zuchtlos.

„Was Bouillé für Hebung der Zucht gethan hatte, wurde großentheils wieder dadurch rückgängig gemacht, daß die Nationalversammlung 29. April 1791 den Soldaten des stehenden Heeres die Erlaubniß ertheilte, den Sitzungen der Jakobiner beizuwohnen. In Weißenburg im Elsaß waren nämlich wegen des früheren Verbotes blutige Händel zwischen den Officieren und den Soldaten des Regimentes Beauvoisis entstanden. Kellermann,[2]) ein Anhänger der Jakobiner, General in jenem Bezirk, trug beim Kriegsminister darauf an, daß alle Soldaten den Jakobinerclub besuchen dürften, und der Kriegsminister und die Versammlung fürchteten mehr den Einfluß der Aristokraten auf das Heer, als die steigende Zuchtlosigkeit, und die Erlaubniß ward ertheilt. Sie wurde verhängnißvoll für die Officiere: sie wurden von den verhetzten Soldaten entweder geradezu mit Flintenschüssen oder auf Umwegen fortgejagt. Unter letzteren war namentlich derjenige beliebt, daß ein patriotischer Raufbold einen Officier herausforderte; schlug er sich nicht, so mußte er wegen angeblicher Feigheit den Dienst verlassen; schlug er sich und tödtete oder verwundete er den Gegner, so wurde er als Störer der Eintracht zwischen dem Heer und dem Bürgerstande mißhandelt. Das Bleiben wurde ihnen unerträglich gemacht: sie mußten die Soldaten bitten, auf die Wachtposten Kellermann. Duelle.

Opfer, welche durch diese Maschine getödtet wurden, ward am 21. August mit Collenon d'Angremont wegen angeblicher Verbrechen am 10. August eröffnet. Wahrscheinlich ist ein damals vielgesungenes Couplet daran schuld, daß die Maschine den Namen Guillotine bekam. Abgedruckt in der Hist. parlem., IV, p. 305—6:

Monsieur Guillotin,
Ce grand médecin,
Que l'amour du prochain
Occupe sans fin —
Propose, si vous avez décrété
Pour toute humaine faiblesse
La loi de l'égalité:
Pour peu qu'on daigne m'entendre.
On sera bien convaincu,
Que s'il est cruel de pendre,
Il est dur d'être pendu. —
En rèvant à la sourdine
Pour vous tirer d'embarras,
J'ai fait faire une machine,
Qui met les têtes à bas.
C'est un coup que l'on reçoit
Avant qu'on s'en doute;
A peine on s'en apperçoit,
Car on n'y voit goutte.
Un certain ressort caché,
Tout à coup étant laché,
Fait tomber, ber, ber,
Fait sauter, ter, ter,
Fait tomber, — fait sauter,
Fait voler la tête;
C'est bien plus honnête. —

[1]) Ferrières, l. c. II, p. 324.
[2]) Bouillé, Mémoires, p. 187—222.

zu ziehen, die Marschroute einzuhalten. Machte Einer Miene, eine Disciplinarstrafe zu verhängen, so wurde auf ihn gefeuert. Viele verließen aus Stolz den Dienst, sie wollten vom König, aber nicht von 1200 Abgeordneten abhängen.

Adelige Officiere. Was Marmont von sich erzählt, gilt von den meisten: „Ich hegte für die Person des Königs ein schwer zu bezeichnendes Gefühl — ein fast religiöses Gefühl der Ergebenheit, eine angeborene Verehrung, wie man sie einem höheren Wesen schuldet. Das Wort König besaß damals einen Zauber und eine Macht, denen in keinem reinen biederen Herzen Etwas Abbruch thun konnte. Dieses höhere Gefühl war noch bei Leuten von guter Herkunft vorhanden, die von der Macht in ziemlich großer Entfernung waren und deren Glanz eher bemerkten, als deren Unvollkommenheiten." [1])

Es kam vor, daß Soldaten ihren Officieren Stubenarrest gaben und ihnen jeglichen Gehorsam aufsagten. Die Gemeinen und Unterofficiere hatten ja Antheil an der Wahl ihrer Vorgesetzten und Stimme bei den Militärgerichtshöfen. Brachte also ein Officier eine Klage ein, so hing das Urtheil von der jedesmaligen Laune ab, in der Regel freuten sich die ehemaligen Untergebenen, ihm ihre jetzige Macht zu zeigen. Es gab aber auch Soldaten, welche an ihren Officieren hingen, und so entstand Parteiung in jedem Regiment. Jeden Tag kamen neue Klagen nach Paris. [2])

Mit einer so zerrissenen Armee ließ sich schwer ein Krieg anfangen. Sollte man die ganze Armee auflösen und eine neue schaffen? Sollte man die Officiere verabschieden und sich auf die Tapferkeit und das angeborene Soldatentalent der Gemeinen verlassen? Der Ausschuß für das Heerwesen kam auf einen Plan, der dem Verfahren in der Civilconstitution des Klerus auf ein Haar ähnlich sah. Man ersann eine besondere Eidesformel für die Officiere, welche den einen den anständigen Grund des Rücktrittes bieten, die anderen aber, die ihn zu schwören sich entschlossen, fest an die Revolution ketten sollte.

Neuer Eid der Officiere. Jeder Officier sollte sich durch sein Heiligstes, sein Ehrenwort, an die Verfassung binden und außer dem Bürgereid noch den folgenden leisten: „Ich verspreche auf meine Ehre, treu zu sein der Nation, dem König, dem Gesetz, an Verschwörungen, Schlichen und Complotten, weder direct noch indirect Antheil zu nehmen, im Gegentheil, sobald solche zu meiner Kenntniß gelangen, mich ihnen mit aller Kraft zu widersetzen, seien sie gegen die Nation und den König, seien sie gegen die Verfassung gerichtet, welche von der Versammlung beschlossen und vom Könige genehmigt ist, alle mir anvertrauten Mittel anzuwenden, um meine Untergebenen darauf aufmerksam zu machen, und willige ein, wenn ich dieses Versprechen nicht halte, für einen ehrlosen Mann zu gelten, der unwürdig ist die Waffen zu tragen und unter die französischen Bürger gerechnet zu werden." [3]) — Diese Erklärung müsse schriftlich den Officieren vorgelegt werden; wer sie geleistet,

Neue Patente. werde durch ein neues Patent [4]) in seiner Stelle bestätigt; wer sie verweigere,

---

[1]) Marmont. Mémoires, I, 1.

[2]) Buchez et Roux, l. c. X, p. 184.

[3]) Consentant, si je manque à cet engagement, à être regardé comme un homme infâme, indigne de porter les armes et d'être compté au nombre des citoyens français. Buchez et Roux, l. c. X, p. 184.

[4]) Dasselbe solle lauten: Louis, roi des Français, sur le compte qui nous a

erhält ungesäumt seinen Abschied, jedoch mit dem vierten Theile seines bisherigen Gehaltes als Pension, damit man nicht Zwang gegen die übernommene Verpflichtung einwenden könne.

Jeder mußte sich nun entscheiden. Man denke sich in die Lage der Officiere, denen ihr Stand lieb war und die kein namhaftes Vermögen besaßen! Viele blieben, Viele wanderten aus. An den Prinzen Condé wurde die Aufforderung gestellt, binnen 14 Tagen zurückzukehren oder sich von der französischen Grenze zu entfernen, aber mit dem Gelöbniß, nie Etwas gegen die neue Verfassung und die Ruhe seines Vaterlandes unternehmen zu wollen. Im Falle er sich weigere, solle er als Rebell betrachtet, seine Güter eingezogen und jeder Franzose, der ferner mit ihm Verbindung unterhalte, als Hochverräther bestraft werden. Die Republikaner wie die Anhänger des Königs legten vergebens Widerspruch ein. Das Gesetz wurde am 11. Juni angenommen, ein eigener Abgeordneter der Versammlung überbrachte Condé dieses Gesetz, erhielt aber keine Antwort von ihm. Condé.

Die Flucht des Königs nach Varennes.

Diese Bestimmungen schnitten tief ein in das Leben des Heeres, auf das sich Ludwig XVI. bei seinem Vorhaben, die Verfassung umzugestalten, stützen wollte, — er mußte eilen, sonst scheiterte sein Plan, der kein anderer war, als die Verfassung insoweit umzuändern, als nothwendig war, um ihr Gehorsam zu verschaffen und damit Ordnung herzustellen; für diesen Zweck wollte er gütliche Unterhandlungen anbieten, dabei aber jede nähere Verbindung mit den Ausgewanderten vermeiden, um nicht den Schein auf sich zu ziehen, als wolle er eine Wiederherstellung der alten Zustände. Bei unbedingter Verweigerung jedes gütlichen Uebereinkommens würde er Zuflucht zu den Waffen genommen haben, aber nur um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Seit dem 18. April glaubte sich der König zur Flucht berechtigt: nur durch Entfernung von Paris meinte er dem heillosen Parteitreiben in Frankreich ein Ende zu machen und sein Ansehen wieder herstellen zu können. Zugleich mochte er dem Treiben der Auswanderer Schranken setzen, die, wenn sie siegten, ihn in Schatten stellten und Zustände wieder anstrebten, welche er für die Dauer für unhaltbar ansah. Zweck der Flucht. Recht dazu.

Lange widerstand Ludwig XVI.[1]) dem Andrängen vieler Getreuen, die gährende Hauptstadt zu verlassen, wozu er 1789 und 1790 öfter Gelegenheit

été rendu, que l'officier . . . a rempli les formalités prescrites par les articles II et III du décret de l'Assemblée nationale du 11. Juin 1791, le confirmons au nom de la nation et au nôtre, comme chef suprême de l'armée, dans son grade et son emploi, conformément aux lois de l'État et aux réglements militaires." Ferrières, Mémoires, II, p. 327.

[1]) Vergl. den Bericht von Fontanges, Erzbischof von Toulouse, in Weber, Mémoires, II, p. 62 ff.

Die Königin. hatte, wohnte er doch im Sommer 1790 lange in Saint-Cloud. Die Königin war anfangs entschieden gegen den Plan; sie sagte zu Fontanges, der ihr denselben einreden wollte: „Was soll der König fern von Paris thun, ohne Geld, ohne persönliche Gaben, das Heer an sich zu fesseln und zur Treue zurückzuführen, ohne Einsicht, sich selber zu leiten, ohne einen Rath, der ihm das gäbe, was ihm abgeht, und überdies bei seinem Schrecken vor dem Bürgerkrieg? Reden wir nicht weiter davon." Sie gab in ihrem Widerstande erst nach, als sie den König zur Abreise fest entschlossen sah, griff dann aber den Plan mit ihrem Scharfblicke und mit ihrer Entschiedenheit auf und, soweit sie daran zu bestimmen hatte, ist er gelungen.[1])

Die Flucht schwierig. Man verhehlte sich die Schwierigkeit des Gelingens und die tiefgreifenden Folgen des Mißlingens nicht — man stürzte sich dann in eine große und nutzlose Gefahr. Es war 1789 und 1790 leicht, es war 1791 nur noch mit List aus Paris zu entkommen möglich, denn der König war in der That ein Gefangener. Alle Tage bezogen nicht weniger als 600 Mann von der Bürgerwehr die Wache in dem Schloß, zwei Reiter hielten beständig vor dem Thore. Alle Posten nach außen waren von Schweizern und Bürgerwehr besetzt, der Garten, der Weg am Fluß starrte von Wachposten. Der König und die Königin konnten ohne Begleitung von Officieren, die ihre Person zu bewachen hatten, nicht von einem Zimmer in das andere gehen. Außerdem waren ihre meisten Diener Spione, die Königin konnte sich nur auf die ersten Kammerfrauen, der König nur auf vier Strenge Bewachung. Kammerdiener verlassen; die Wände hatten Augen und Ohren. Lafayette übte scharfe Aufsicht und war nicht leicht zu täuschen. In die Minister hatte man kein Vertrauen. Die Zeitungen hatten eine beabsichtigte Flucht schon öfter besprochen Marat. und das Volk beachtete die Tuilerien mit Argwohn. In Marats „Volksfreund" stand zu lesen: „Ein Diener des Königs überraschte ihn, wie er in seinem Schlafzimmer weinte und seinen Kummer vor aller Welt zu verbergen suchte. Man will ihn mit Gewalt in die Niederlande schleppen und sagt ihm, seine Sache sei die aller Könige Europas . . . Pariser, Ihr seid Schwachköpfe, wenn Ihr die Flucht der königlichen Familie nicht verhindert. Unsinnige Pariser, ich bin müde, es Euch immer und immer wieder zu sagen: laßt den König und den Dauphin nicht aus Euren Mauern, sperrt die Oesterreicherin und ihren Schwager und den Rest der königlichen Familie ein. Der Verlust eines Tages kann verhängnißvoll für die Nation werden und das Grab von drei Millionen Franzosen graben." — Marat hatte seine Nachrichten von einer Wäscherin für den Hof.

Dennoch siegten fester Wille und List über all diese Hindernisse. Eine den Wächtern verborgene Stiege führte vom Zimmer einer Kammerfrau in einen verborgenen Gang und zu einer Thüre in den Hof. Auf diesem Wege beschloß der König das Schloß zu verlassen. Für einen Reisewagen sorgte der Fersen. schwedische Graf Axel Fersen.

Als Oberst Gustavs III., der damals gerade, um das Schicksal des Königs besorgt, in den Bädern von Spaa weilte, hatte er früher die Königin im Zauber ihrer Schönheit, im Glanze ihrer Hoheit in Versailles gesehen und ihr seitdem eine ritterliche Verehrung gewidmet; jetzt weihte er ihr seine Kraft, gerührt von der Größe ihres Unglückes, ihrer Rettung. Er übernahm es, die königliche Fa-

[1]) Weber, Mémoires, II, p. 65—66.

milie sicher vom Schlosse weg nach Bondy zu bringen. Seine Eigenschaft als reicher Ausländer deckte seine Schritte. Für sich bestellte er einen großen, bequemen Wagen, welcher die königliche Familie in Bondy aufnehmen sollte. Als er dessen Sicherheit mit sechs Pferden prüfte, rief ihm der Herzog von Orleans zu: „Sind Orleans. Sie närrisch, Herr Graf, wollen Sie den Hals brechen?“ — „Nein, ich will nur sicher sein, daß mir der Wagen nicht auf der Reise bricht.“ — „Warum nehmen Sie einen so großen, wollen Sie uns die Mädchen von der Oper entführen?“ — „Nein, Monseigneur, die überlasse ich Ihnen.“ — „Adieu, glückliche Reise.“ —

Fersen sorgte für die Pässe, die bei der damaligen Vorsicht gegen die Pässe. Auswanderer nöthig waren. Die Königin hatte vorgeschlagen, die Kinder mit Madame Elisabeth auf einem andern Wege in derselben Nacht nach Flandern zu senden — und sie wären wahrscheinlich dort ebenso sicher angekommen, als der Graf von Provence und seine Gemahlin, welche in der gleichen Nacht von Paris abfuhren und in Brüssel eintrafen; doch der König wollte sein Schicksal nicht von dem seiner Kinder trennen. Die Pässe ins Ausland mußten damals vom König unterzeichnet und vom Minister des Auswärtigen ausgestellt sein. Ludwig XVI. wollte Montmorin ins Geheimniß ziehen, aber die Königin war dagegen. So bestellte denn eine Freundin Fersens, eine reiche Russin, die Gräfin Korff, die eben damals mit ihrer Familie nach Frankfurt reiste, unter dem Vorwande, ihr erster Paß sei verbrannt, einen andern beim russischen Gesandten Simolin, und dieser Paß galt jetzt für die königliche Familie.[1]) Die Erzieherin der königlichen Kinder, Frau von Tourzel, sollte die Baronin Korff spielen, die Königin ihre Gouvernante Madame Rochet, die Prinzessin Elisabeth ihre Reisegefährtin Rosalie, der König als ihr Kammerdiener Durand gelten. Graf Fersen sollte von Paris bis Bondy als Kutscher dienen.[2])

Zur persönlichen Sicherheit wollte der König drei Gardes-du-Corps Drei mitnehmen unter der Tracht als Lakaien oder Couriere. Graf Agoult erhielt Gardes-du- den Auftrag, drei geeignete Männer zu suchen, die zuverlässig und kräftig wären. Corps. Agoult wählte drei Männer, die in der That dem König bis zum Tod ergeben und furchtlos waren: Valory, Malden und Dumoutier; da er aber nicht in das Geheimniß der Flucht eingeweiht war, so sah er nicht auf eine zum Gelingen nöthige Eigenschaft, ob diese Männer auch in dem Straßennetze von Paris Bescheid wüßten. Valory sollte, sobald die königliche Familie aus dem Schlosse entkommen wäre, auf bereitstehendem Pferde nach Bondy voraneilen, dort Postpferde bestellen und dieses Geschäft in derselben Weise bis Montmédy besorgen. Malden erhielt als Lakai einen Platz auf dem Kutschersitz, Dumoutier sollte zu Pferde stets dicht hinter dem Wagen folgen. Diese Ordnung sollte auf der ganzen Reise genau beobachtet werden.

Bouillé ward benachrichtigt, daß die Abreise auf Mitternacht vom Bouillé. Sonntag auf Montag 19./20. Juni festgestellt sei, damit er ausreichende

---

[1]) Arenberg sagt (Briefwechsel ꝛc., Bd. I, S. 242): „Man begreift sehr wohl, daß der König und die Königin aus schonender Vorsicht so verschwiegen handelten, und wir konnten diese besorgnißvolle Güte ihrer Majestät nur bewundern. Die erlauchten Personen wollten nicht, daß man im Falle des Mißlingens uns in eine Sache verwickeln könnte, die uns in eine schwere Verantwortlichkeit hätte hineinziehen müssen, wenn man unsere früheren Verhältnisse zum Hof entdeckte, und die Fahrt nach Montmédy damit in Verbindung gebracht hätte.“

[2]) L'affaire de Varennes, Paris 1823, ein ganzer Band über diese Flucht.

Posten zwischen Chalons und Montmédy aufstelle. Er wählte diese aus den Regimentern, die er für am meisten zuverlässig hielt. Leider hatte ihm der Kriegsminister — es war nicht mehr der treue Latour-du-Pin, sondern ein Freund Lafayettes, Duportail — sehr entgegengearbeitet. Fünf der treuesten Regimenter waren ihm entzogen worden, andere, minder zuverlässige, waren an ihre Stelle getreten; er glaubte nur noch auf Royal-allemand sicher rechnen zu können.

Anordnungen. Das Gerücht von der Ankunft eines großen Geldtransportes wurde verbreitet, um, ohne Argwohn zu erregen, Posten auf der Straße aufstellen zu können. Um angeblich die Grenze gegen die Oesterreicher zu sichern, wurde ein Lager bei Montmédy aufgestellt und 20. bis 22. Juni dort 10.000 Mann zusammengezogen, mit den nöthigen Geschützen und Lebensmitteln für drei Monate. Am 20. hatte Bouillé selber die letzten Anordnungen getroffen und erwartete jetzt in Stenay den Eilboten, der ihm die Kunde von der Abreise bringen sollte. Von den Tuilerien bis zum Thore von Paris war 1 Stunde erforderlich, von da bis Chalons waren 13, von Chalons bis Varennes 9, von Varennes bis Montmédy 6 Stunden berechnet, wann nicht ein unvorgesehener Zufall einen Aufenthalt verursachte.[1])

Die Reise verschoben. Doch vergebens harrte der tapfere Mann manche peinliche Stunde auf die Ankunft des Königs. Die Reise wurde auf einen Tag verschoben, weil eine Kammerfrau erkrankt und die andere, die bis zum 20. den Dienst zu versehen hatte, verdächtig war und man von ihr eine Anzeige befürchtete.[2]) Diese Verschiebung war eine Gefahr, denn die Anordnung für alle Posten mußten neu gegeben werden, diese mußten länger stehen bleiben.

Gefahren. In der Strecke von Chalons bis Varennes herrschte eine böse Gesinnung, von der leicht die Soldaten, so den König geleiten sollten, angesteckt werden konnten, Das Volk argwöhnte in jedem Durchreisenden einen Auswanderer, der sich mit den Feinden der Freiheit verbinden wollte. Eine andere Gefahr lag darin, daß der entschlossene Graf Agoult, der nach dem Plan für unvorgesehene Gefahren aller Art im Wagen des Königs mitfahren sollte, zurückbleiben mußte, weil Madame Tourzel, die Erzieherin der königlichen Kinder, sich auf das Vorrecht ihrer Stellung berief, nie von ihnen sich trennen zu müssen. Die Gutmüthigkeit überwog wiederum bei Ludwig — in einer so wichtigen Angelegenheit wäre aber Madame Tourzel als eine sehr gleichgiltige, der weltgewandte Agoult als eine unentbehrliche Persönlichkeit zu betrachten gewesen.[3])

---

[1]) L'affaire de Varennes. — Bouillé, Mém., p. 187—268.

[2]) Weber, Mémoires, II, p. 80—81.

[3]) Ibid., II, p. 80. — Campan, Mémoires, II, p. 141. — Madame Tourzel vertheidigt sich jedoch gegen den Vorwurf, sie sei durch ihre Bitte Schuld, daß der tüchtige Agoult nicht mitgenommen wurde; sie habe gar nicht gewußt, daß es sich darum handle, sondern nur, daß aus Rücksicht auf ihre Kränklichkeit sie nicht mitgenommen werden solle, und da habe sie gesagt: „Ich bin die Tochter eines Mannes, der für den König und das Vaterland sein Leben opferte. Werde ich krank, so bleibe ich gern im ersten besten Wirthshaus zurück; doch ich fühle Kraft in mir, die Reise auszuhalten, und nicht die geringste Störung zu verursachen. Vgl. Mémoires de Mad. la Duchesse de Tourzel, publiés par le Duc de Cars. II édition, tome I, p. 302.

Anzeigen

Anzeige, daß ein Fluchtversuch bevorstehe, war bei Bailly von einer Kammerfrau der Königin gemacht worden — er beachtete sie nicht; Lafayette soll ein Stück Zeug gezeigt haben, in einem so gefärbten Rocke wolle der König entfliehen — er verschärfte seine Ueberwachung. Die Königin dagegen ging, um allen Verdacht abzulenken, am Abend mit ihren Kindern aus, verweilte bis 9 Uhr in einem Garten, und kehrte dann in das Schloß zurück. Ihre Tochter hat später in einfachster und natürlichster Darstellung geschildert,[1] wie spät und vorsichtig sie selber in das Geheimniß der Flucht eingeweiht worden sei.

Bericht der Tochter des Königs.

„Meine Mutter nahm mich auf dem Spaziergange bei Seite und sagte mir, ich solle mich über Alles, was ich sehen würde, nicht beunruhigen; wir würden nicht lange von einander getrennt sein und uns bald wiedersehen. Ich war ganz verblüfft, ich verstand Nichts von Allem; sie umarmte mich dabei. Als wir zurückkamen, ging ich traurig in mein Zimmer und verstand nicht, was meine Mutter meinte. Kaum war ich im Bett, so kam meine Mutter und fand mich bloß mit Madame Brunyer und sagte mir, ich müsse alsbald abreisen und in welcher Kleidung. — Sie wünschte zwar, daß Madame mitreise, aber da sie einen Mann habe, so möge sie bleiben. Die Frau antwortete ohne Bedenken, meine Mutter thue sehr wohl daran, daß sie fortgehe, sie sei nur zu lange unglücklich gewesen, und ihr zu lieb möchte sie selbst ihren Mann verlassen, um ihr in alle Welt zu folgen. Meine Mutter war gerührt durch dieses Zeichen von Anhänglichkeit. Indeß waren Monsieur und Madame[2] gekommen, um mit meinem Vater wie gewöhnlich zu Abend zu speisen. Monsieur wußte von der Reise. Als er nach Hause kam, legte er sich zu Bett, stand aber sogleich wieder auf und reiste mit Herrn von Avaray, einem jungen Manne ab, der ihn aus allen Fährlichkeiten rettete. Madame jedoch wußte Nichts von der Reise; erst, als sie im Bette war, sagte ihr die Vorleserin, daß sie von Seite ihres Gemahls und der Königin den Auftrag habe, sie aus Frankreich hinauszuführen.

Flucht Monsieurs.

Erst auf der nächsten Post kamen Monsieur und Madame zusammen, thaten aber, als ob sie einander nicht kennten, und gelangten glücklich nach Brüssel. — Auch mein Bruder wurde von der Mutter geweckt und mit mir in ihr Halbgeschoß geführt. Dort trafen wir Malden, der uns abführen sollte; man zog meinen Bruder wie ein kleines Mädchen an, er sah reizend aus; da er vor Schlaf fast umfiel, wußte er nicht, was all das zu bedeuten habe. Ich fragte ihn: „Was meinst Du, daß man jetzt vorhat?" — „Komödie zu spielen", antwortete er mir, „weil man uns verkleidet." Um halb eilf Uhr waren wir gerüstet; meine Mutter führte uns selber zum Wagen im Hofe, das hieß sich sehr aussetzen. Wir setzten uns hinein, Madame Tourzel, mein Bruder und ich: Graf Fersen machte den Kutscher. Um irre zu führen, machte man mehrere Umwege durch Paris. Endlich kehrten wir zum kleinen Carrousel zurück, welches nahe bei den Tuilerien ist. Mein Bruder — er sollte Amalia heißen und ich Aglae — stack hinter den Röcken der Tourzel hinten im Wagen. Wir sahen Lafayette noch zum König gehen und blieben eine lange Stunde da, ohne zu wissen, was vorging. Nie kam mir die Zeit länger vor."

Fersen.

— Fersen spielte seine Rolle als Kutscher so gut, daß ein anderer Kutscher sich mit ihm als Kameraden in ein langes vertrauliches Gespräch im Kutscherjargon einließ.

Der König.

Indeß hatte der König zu Nacht gespeist, war um halb eilf Uhr ins Bett gegangen, aber gleich wieder aufgestanden, um als Kammerdiener ein graues Kleid

---

[1]) Relation du voyage de Varennes par Marie Therése Charlotte de France, S. A. R. Madame la Duchesse d'Angoulême, bei Weber, l. c. II, p. 55—61.

[2]) Der Graf von Provence und seine Gemahlin.

anzuziehen und eine Perrücke aufzusetzen. Dann las er den drei Gardes-du-Corps alle Obliegenheiten genau vor, welche sie auf der Reise zu verrichten hätten, und verließ durch den geheimen Gang in Begleitung Valorys das Schloß. Seine Schwester ging, von Malden geführt, in einiger Entfernung vor ihm — alle in einfacher bürgerlicher Kleidung — und kam zum Wagen. Jetzt fehlte nur noch die Königin, sie verließ zuletzt das Schloß; als sie aus dem Hofe trat, kam der Wagen Lafayettes unter Fackelbegleitung: sie suchte Deckung hinter einem Pfeiler, ein großer Hut verdeckte ihr Gesicht. Ihr Begleiter Dumoutier beruhigte sie, kannte aber den Weg nicht und führte sie links statt rechts. Mit Todesangst zählte der König die Minuten. Endlich nach Umwegen erreichte die Königin den Wagen. Jetzt war die ganze königliche Familie beisammen, Fersen schwang sich auf den Bock und führte die Kutsche vor das Thor Saint-Martin, wo der große Reisewagen mit sechs Pferden hielt, den die königliche Familie jetzt bestieg. Auch jetzt noch spielte Fersen den Kutscher bis Claye, bis Bondy. Dort harrte ein Wagen mit zwei Kammerfrauen. Rasch wird umgespannt, und nach warmem Händedruck an Fersen, zum Dank für die Rettung aus dem entsetzlichen Paris, fährt die Kutsche, welche das Königshaus Frankreichs trägt, durch die milde Sommernacht. Die Sterne leuchten sanft hernieder und gießen Ruhe in die Herzen, die nach langem Sturme auf heitere Tage hoffen.

Die Königin.

Fersen.

Fersen kehrt in seinem eigenen Cabriolet nach Paris zurück. In seiner Wohnung ist Alles zur Abreise gerüstet. Aber der thatkräftige Schwede will horchen, ob die königliche Familie einen großen Vorsprung habe vor allenfalsiger Verfolgung: er geht in der Frühe zum Stadthaus, da ist Alles ruhig, zur Mairie, wo Bailly wohnt, zur Wohnung Lafayettes: Alles ist ruhig, also noch kein Verdacht, keine Gefahr; dann besteigt er seinen Wagen und fährt nach Flandern. In Paris war die ganze Nacht hindurch Ruhe. Fréron hatte für seine Zeitung eine Anzeige von der beabsichtigten Flucht erhalten — er verließ um eilf Uhr den Jakobinerclub mit Danton und Desmoulins, sie sahen Lafayette ins Schloß gehen — Alles war ruhig. Ein Perrückenmacher hatte Aehnliches erfahren, er weckte seine Nachbarn und ging mit ihnen zu Lafayette, der sie auslachte, denn er sei dabei gewesen, wie der König zu Bette ging; sie gehen von ihm zu den Tuilerien — Alles ist still![1])

Paris.

Anders einige Stunden später. Nach 7 Uhr Früh meldet dieselbe verrätherische Kammerfrau, welche schon vor der Flucht gewarnt, daß die königliche Familie nicht mehr in den Tuilerien sei. Der Arzt wollte den Dauphin um 7 Uhr in seinem Schlafzimmer besuchen und fand ihn nicht. Man meldete es Lafayette, man meldete es Montmorin, dem Minister des Aeußeren, der glaubte, er besitze das volle Vertrauen des Königs, und doch Nichts vom Fluchtplan erfahren hatte; aber er begriff sogleich, daß die erlauchten Personen aus schonender Vorsicht so verschwiegen gehandelt, um ihn nicht, im Falle des Mißlingens, in eine schwere Verantwortlichkeit zu verwickeln.[2]) Ein Brief ward ihm zugestellt, worin ihm der König seine Abreise meldete und daß er seine weiteren Befehle zu erwarten habe. Montmorins erstes Gefühl war Freude über die Entweichung des Königs, obschon sie ihn mit großer Gefahr bedrohte.

Montmorin.

Noch andere Briefe hatte der König hinterlassen, einen an die Minister, worin er ihnen Etwas zu unterzeichnen verbot oder Etwas zu versenden, bis

[1]) Buchez et Roux, Hist. parlem., X, p. 240—41.
[2]) Arenberg-Mirabeau, Briefwechsel, I, S. 242; III, S. 180.

auf weitere Befehle; ein Schreiben des Königs [1]) an die Nationalversammlung, worin er die Gründe, warum er aus Paris abgereist, auseinandersetzte.

So lange er die Hoffnung hegen konnte, die Ordnung und das Glück durch die zwischen ihm und der Nationalversammlung vereinbarten Maßregeln erstehen zu sehen, sei ihm kein Opfer zu schwer vorgekommen. Verläumdungen, Hohn, Beschimpfungen, selbst den Verlust seiner Freiheit habe er erduldet, ohne sich zu beklagen. Jetzt aber, da als Folge all seiner Bemühungen er das Königthum vernichtet sehe, das Eigenthum verletzt, die persönliche Sicherheit bloßgestellt und Herrenlosigkeit in allen Theilen des Reiches, ohne irgend eine Aussicht sie zu hemmen, jetzt glaube der König seinen Unterthanen Rechenschaft über die Gründe seines Verhaltens schuldig zu sein. — Im Jahre 1789 habe er kein Bedenken getragen, sich den Parisern anzuvertrauen. Am 5. und 6. October habe er, in seinem Palaste beschimpft, Zeuge der Straflosigkeit aller Verbrechen sein müssen und doch Frankreich nicht verlassen, weil er den Bürgerkrieg nicht erregen wollte. Dem Wunsche der Pariser folgend, sei er in die Tuilerien gezogen, wo ihm die einfachsten Bequemlichkeiten des Lebens versagt waren. Man habe seine getreuen Edelleute vor seinen Augen niedergeschlagen, seine bewährten Leibwächter entfernt, mit ehrlosen Verläumdungen die treue und tugendreiche Gattin befleckt. So war der König von Frankreich ein Gefangener in seinen eigenen Staaten, und doch hatte er die Einberufung der Stände angeordnet, ihre Vereinigung zugestanden, aber all seine Bemühungen wurden verkannt und vereitelt und mit Undank belohnt. Man habe ihm das Recht genommen die constituirenden Gesetze zu genehmigen, für solche aber viele erklärt, welche keine Grundgesetze seien; man habe ihm nur 25 Millionen, die kaum hinreichen für die Deckung des Hofhaltes, und wenige Domänen gelassen, die doch sein Erbtheil von seinen Vorfahren her seien. Der König habe gar keinen Antheil mehr an der Gesetzgebung, er könne höchstens die Nationalversammlung bitten, sich mit dieser oder jener Frage zu beschäftigen; er habe das schönste Recht der Krone nicht mehr, das Recht zu begnadigen, oder die Strafen zu mildern. Die Völker flüchteten sich einst zum Thron als zum gemeinsamen Mittelpunkt des Heils und des Wohlwollens, jetzt ist die Majestät gebrochen. Die Verwaltung ist verfahren, die Wirksamkeit der Minister vernichtet, die Clubs regieren. Der König heißt Oberhaupt der Armee, aber alles Andere thun darin die Ausschüsse der Versammlung, ohne bei ihm nur anzufragen; man hat ihm die Besetzung einiger Stellen überlassen, aber dennoch diese Stellen selber besetzt; die Clubs entscheiden über diese Stellen, sie sind Schuld an den Meutereien. Wenn eine Armee ihre Oberen nicht mehr achtet, so wird sie der Schrecken und die Geißel des Staates. Der König wollte doch immer, daß die Vergehen der Officiere bestraft werden sollten, wie die der Soldaten, und daß Alle nach Verdienst Zutritt zu allen Aemtern haben. Nach außen überließ man zwar dem König das Recht, die Gesandten zu ernennen und die Verhandlungen zu leiten, nahm ihm aber das Recht, Krieg zu führen; hat man denn irgend einen Grund zu argwöhnen, er werde einen aus bloßer Laune anfangen? Der König will nur eins sein mit seinem Volk, aber welche Macht wird mit ihm vertraulich verhandeln, wenn zuerst Alles in der Nationalversammlung an die große Glocke gehängt werden soll? Wahrung des sonst so nöthigen Geheimnisses ist umsonst; auch wird

Ludwig XVI. an die Franzosen.

Klagen über Undank.

[1]) Es trug die Aufschrift: „Proclamation à tous les Français!" und das Datum „le 20 Juin 1791". — Buchez et Roux, l. c. X, p. 269—74.

kein Staat mit einem König einen Vertrag abschließen, der die Kraft nicht hat, ihn geltend zu machen. Immer war der König bestrebt die Steuern zu mindern, Alles ist verkehrt. aber die Versammlung hat ihm noch nicht einmal ein treues Verzeichniß des Standes der Einnahmen und Ausgaben vorgelegt. Im Innern ist Alles verschoben, die Nationalversammlung regiert, sie überschreitet die Schranken ihrer Gewalt. Die Jakobiner leiten Alles, sie sind eine viel gefährlichere Genossenschaft als je eine im Staate war. — Eine solche Regierung kann sich unmöglich halten: je näher das Ende der Versammlung kommt, um so mehr verlieren die Gescheidten ihr Ansehen. Die unzähligen Zeitungen sind nur ein Echo der Clubs und verewigen den Wirrwarr, die Nationalversammlung hat ihnen gegenüber gar keinen Muth mehr. Man will eine metaphysische Regierung, deren Durchführung unmöglich ist. —

„Franzosen! habt Ihr das gemeint, als Ihr Eure Abgeordneten sandtet? — Wolltet Ihr, daß der Despotismus die Monarchie ersetze, unter welcher das Königreich vierzehn Jahrhunderte geblüht hat? — Früher rechnete man Eure Liebe zu den Königen unter Eure Tugenden. Diese Liebe hat sich in Haß, diese Huldigungen haben sich in Hohn verwandelt. Die Leute, welche Necker huldigten, verabredeten sich, den Namen König nie auszusprechen. Man stellte den Antrag, Andere Beschwerden. den König wegzuführen und die Königin in ein Kloster zu sperren. Als man am 5. October der Versammlung vorschlug, durch ihre Gegenwart den König zu schützen, hat sie es unter ihrer Würde erklärt, sich zu ihm zu begeben. Bei der Ankunft des Königs in Paris wurde ein Unglücklicher beinahe vor seinen Augen niedergemacht, dagegen haben Alle, die gegen Thron und Altar sprachen, die Ehre des Triumphes erhalten. Man hat die Tanten des Königs aufgehalten, als sie aus frommem Gefühl nach Rom reisen wollten. Man hat seinem Gewissen Gewalt angethan; als er zur Erholung nach Saint-Cloud fahren wollte, hat man seinen Wagen aufgehalten; selbst Lafayette konnte weder den Gehorsam gegen das Gesetz noch die schuldige Achtung für die Freiheit des Königs sichern. Man hat dem König seine treuen Priester weggenommen, man hat ihn gezwungen, bei einem unbeeidigten Priester in die heilige Messe zu gehen. Man hat ihn genöthigt, ein Rundschreiben an die Mächte zu erlassen, das er mißbilligte. Nach all diesen Vorgängen und bei der Unmöglichkeit, in welcher sich der König befindet, dem Uebel zu steuern, ist es natürlich, daß er sich in Sicherheit zu setzen suchte. — Franzosen! auch Ihr, welche er die Einwohner der guten Stadt Paris zu nennen pflegte, mißtrauet den Einflüsterungen der Meuterer, kehret zu Eurem König zurück; er wird immer Euer Freund sein, wenn Eure heilige Religion wieder geachtet ist, wenn die Regierung wieder auf sicherem Standpunkt ruht und die Freiheit auf unerschütterlichen Grundlagen." —

Paris. Das war es, was der König seinem Volke gegenüber auf dem Herzen hatte. Wohl jeden Tag mag er sich in der Stille dasselbe gesagt haben. Annehmen, daß er, der einen Band von Hume als Dauphin in der Uebersetzung herausgegeben hatte, diesen Aufruf an sein Volk, von dem keiner seiner Minister wußte, nicht habe schreiben können, ist eine Thorheit, und es läßt sich nicht erweisen, daß der Graf von Provence ihn verfaßt habe.[1])

Der Ruf: „Der König ist entflohen!" flog um 8 Uhr in Paris von Mund zu Mund, von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. Die Menge hielt sich für

[1]) Wie Louis Blanc, Révolution française. V, p. 352 behauptet.

verrathen und zog voll Zorn gegen das Schloß, um der Sache gewiß zu sein — beim Blick auf das Haus der Nationalversammlung hieß es: „Der König mag gehen, wohin er will, unser König ist jetzt da drinnen." — Man drang in die Zimmer des Schlosses, sie waren leer; man fragte die Schildwachen, sie hatten jedoch Nichts bemerkt: wo hat der dicke Mann durchschlüpfen können? Diese Flucht ist unbegreiflich, Lafayette muß einverstanden gewesen sein![1]) oder der Adel, die Priester sind Schuld! — Das Volk rächte sich an der Wohnung für die Verehrung, die es einst dem Bewohner gezollt hatte. Das Bildniß des Königs wurde von seinem Ehrenplatze heruntergenommen und an das Thor als „verkäuflicher Gegenstand von geringem Werth" gehängt. Ein Weib setzte sich auf das Bett Marie Antoinettens, um hier Kirschen zu verkaufen: „Heute ist es an der Nation sich es bequem zu machen." — Ein junges Mädchen riß eine Haube der Königin, die man ihr auf den Kopf setzte, herunter, als würde ihre Stirne dadurch besudelt, und trat sie mit Füßen. Die Bücher und Karten und Arbeitswerkzeuge im Zimmer des Dauphin ließ jedoch das Volk, wie aus Achtung vor ihm, unverletzt.

Das Volk in den Tuilerien.

Bald dröhnte die Lärmkanone und füllten sich die Straßen mit Bewaffneten. Der Bierbrauer Santerre lieferte 2000 Piken und rasch sah man allenthalben auf den Köpfen die rothe Wollmütze der Arbeiter. — Frauen wollten in Waffen die Wachen beziehen: „Mit den Männern ist es Nichts, sie haben den König entschlüpfen lassen, nachdem ihn die Weiber von Versailles nach Paris gebracht hatten." — „Darauf dürft Ihr Euch Nichts einbilden", entgegneten die Männer, „es war kein großes Geschenk." — Wo ein Bild des Königs oder der Königin war, wurde es zerschlagen, das Wort König, Königin, königlich, Bourbon auf den Aushängeschildern getilgt. Das Palais Royal hieß fortan Palais d'Orleans. Anschläge am Schloß meldeten mit Hohn, hier seien Wohnungen zu vermiethen. Ein Redner im Palais Royal machte den Antrag: „Wenn man Ludwig wieder einfängt, soll man ihn drei Tage auf dem Lastersteine ausstellen, ihm ein rothes Sacktuch um den Kopf, ihn dann auf dem Schub an die Grenze führen und mit einem Fußtritt in die Fremde jagen."

Die Frauen.

Spott auf den König.

So war die Stimmung in Paris! Die Redacteure conservativer Zeitungen wagten ihr Blatt nicht mehr erscheinen zu lassen, die Demokraten dagegen ergingen sich in Schmähungen. Fréron zum Beispiel schrieb:[2]) „Er ist abgereist dieser Schwachkopf, dieser meineidige König, diese verbrecherische Königin, welche die Ueppigkeit der Messalina mit dem Blutdurst der Medici verbindet. Fluchwürdiges Weib, Furie von Frankreich, Du warst die Seele dieser Verschwörung!" Der Club der Cordeliers warf der Nationalversammlung vor, sie habe durch ihre Erklärung, daß die Krone erblich sei, Frankreich geknechtet, in Zukunft müßte es mit dem Namen König zu Ende und Frankreich eine Republik sein.[3])

Presse.

Um 10 Uhr begann die Sitzung der Nationalversammlung: sie hörte die Nachricht von der Entfernung des Königs mit Ernst und Schweigen. Wie uns der anwesende Fontanges berichtet,[4]) war die Stimmung sehr getheilt: die Rechte wünschte dem König im Herzen Glück, sie sah in der Flucht

Nationalversammlung.

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. X, p. 242.
[2]) Ibid., X, p. 243.
[3]) Ibid., X, p. 243.
[4]) Weber, Mémoires, II. p. 94—95.

den Anfang vom Ende ihrer Leiden und eine Hoffnung auf die Gegenrevolution. Ein Theil der Linken freute sich auch, nämlich die Republikaner: der König sei freiwillig gegangen, man habe jetzt nicht nöthig ihn fortzujagen, um eine Republik zu bekommen. Andere meinten, die Revolution sei zu weit

Wünsche.

gegangen, die Verfassung sei sehr verfehlt, ohne in sich eine Bürgschaft der Zukunft zu tragen, voll von Widersprüchen, und dem König habe zur Entscheidung über dieselbe die Freiheit gefehlt; seine Flucht müsse zu Verhandlungen und zu den nöthigen Aenderungen führen.

Nur Wenige hatten Sorge vor den Strafen, die der freie und von einer treuen Armee umgebene König über sie verhängen könnte, wenn er zur Be-

Barnave.

lagerung von Paris heranziehe. Und zu diesen gehörte vor allen Lafayette, der aus Sorge, man halte ihn für einverstanden mit der Flucht, oder man halte ihn für vorsichtig und schlau genug, sobald er die Nachricht von der Entweichung des Königs erhielt, sogleich eigenmächtig seine Adjutanten aussandte,[1] um ihn aufzuhalten: „Sie haben einen zu großen Vorsprung, wir werden sie nicht mehr einholen können, aber wir müssen Etwas thun," sagte er zu den Abgeordneten, welche ihm die Flucht mittheilten. Mit ihnen hat er es auch verabredet, daß man nicht von der Flucht,[2] sondern nur von der Entführung[3] des Königs reden solle. Die Versammlung beschloß, durch eigene Bevollmächtigte allen Departements die Weisung zu senden, Jedermann, der das Königreich verlassen wolle, aufzuhalten, deßgleichen alle Sendungen von Geld, Waffen und Pulver. Da ward ihr gemeldet, daß Lafayettes Adjutant, vom Pöbel gefangen genommen, vor sie geführt sein wolle. Sie hörte ihn an, bestätigte Lafayettes Anordnung und sandte ihn damit wieder ab, um die hohen Flüchtlinge aufzuhalten.

Die Nationalversammlung regiert.

Was aber noch wichtiger war, die Versammlung ergriff sogleich die Zügel der Regierung und handelte im vollen Gefühle der Macht, als wenn der König gar nicht mehr in der Welt wäre.[4] Sie berief die Minister vor ihre Schranken und übertrug ihnen die vollziehende Gewalt; ihre Beschlüsse bedürfen keiner königlichen Genehmigung mehr; der Justizminister habe sie zu unterzeichnen und der Siegelbewahrer zu siegeln. Sie ordnete zum Schutz gegen die Feinde die Aushebung von 300.000 Freiwilligen an, die, vollkommen ausgerüstet wie die Linientruppe, an die Grenze geführt werden sollten. Sie nahm den in Paris anwesenden Generalen den Eid der Treue ab und wies Bailly und Lafayette an, für die Ruhe der Hauptstadt zu sorgen. Die Ver-

---

[1]) Der Befehl, den er ausstellte, lautete: „Mr. de Romeuf, mon aide-de-camp, est chargé d'apprendre partout sur sa route que les ennemis de la patrie ont emmené le roi, et d'ordonner à tous les amis du bien public de mettre obstacle à son passage. Je prends sur moi toute la responsabilité de cet avis. Lafayette." Weber, l. c. II, p. 96.

[2]) Fuite.

[3]) Enlèvement.

[4]) Buchez et Roux, Hist. parlem., X, p. 246.

lesung des königlichen Briefes wurde stillschweigend angehört. Die Versammlung wollte den Stand der Baarvorräthe kennen und da ergab es sich, daß der König Nichts aus dem Schatze, auch keinen Krondiamanten mitgenommen habe: er hatte nur eine kleine Summe in Gold und 600.000 Francs in Assignaten aus seiner Civilliste bei sich — doch war aus derselben Civilliste eine größere Summe, Fontanges meint eine Million, für unvorhergesehene Fälle in den Händen Bouillés. Briefe, welche Jemanden bloßstellen konnten, hatten der König und die Königin vor der Abreise verbrannt. Die Versammlung erließ entgegen dem königlichen Aufruf einen in ihrem Namen an die Franzosen, worin sie behauptete, der König sei von den Feinden der Freiheit entführt worden, und zur Ruhe, zum Vertrauen aufforderte und erklärte: „Die Freiheit wird behauptet werden, die Verschwörer und Sclavenseelen werden die Unerschrockenheit des französischen Volkes kennen lernen, und im Namen der Nation nehmen wir die feierliche Verpflichtung auf uns, das Gesetz zu rächen oder zu sterben. Frankreich will frei sein und wird frei sein. Man will die Bewegung zurückstauen, man wird es aber nicht können, sie ist die Wirkung unseres Willens, und Nichts wird ihren Gang aufhalten. — Wenn der König seine Stellung verläßt, so haben die Volksvertreter das Recht ihn zu ersetzen. — Franzosen! alle Gewalten sind geordnet, alle öffentlichen Beamten in Thätigkeit, die Nationalversammlung wacht über das Wohl des Staates."[1]) So lebte man sich in die Republik ein. Alles ging ruhiger als zuvor. Wozu also noch einen König, hieß es, der 25 Millionen kostet und unversöhnlich auf jeden Mißgriff der neuen Freiheit lauert? — Die Versammlung ging dann ruhig an die Verhandlung des Strafrechts — als ob kein König entflohen wäre. Aufruf.

So siegte in der Versammlung und in Paris die Partei der Ordnung, obschon es nicht an feurigen Gegnern fehlte. **Marat** ließ ein Manifest drucken, worin es heißt:[2]) „Die Häupter der Verschwörung und die Oesterreicherin reißen Ludwig XVI. mit fort in das Lager der Feinde. In der letzten Nacht ist Ludwig in der Soutane mit seiner Familie entflohen. Dieser meineidige König, ohne Gewissensbisse, dieser des Thrones unwürdige Fürst mochte sich durch die Furcht, für einen ruchlosen Menschen zu gelten, nicht zurückhalten lassen. Der Durst nach absoluter Gewalt, der seine Seele verzehrt, wird ihn bald zum wilden Mörder machen, bald wird er im Blute seiner Mitbürger schwimmen, welche sich seinem tyrannischen Joche unterwerfen werden. Unterdessen lacht er über die Pariser, die sich dummer Weise auf sein Wort verlassen haben! — Mitbürger! denkt an Eure Rettung — ein einziges Mittel gibt es noch, um Euch vom Abgrund, an dessen Rand Euch Eure unwürdigen Führer gestoßen haben, zurückzuhalten: ernennt einen Militärtribunen, einen obersten **Dictator**, der die Verräther sogleich niederschlagen lasse, sonst seid Ihr verloren. Heute noch muß dieser Dictator ernannt werden; lenkt Eure Wahl auf denjenigen Mitbürger, welcher am meisten Einsicht, Marat verlangt eine Dictatur

[1]) Buchez et Roux, l. c. X, p. 313—18 geben den vollen Text.
[2]) Ibid., X, p. 285—89.

Eifer und Treue bewährt hat. Schwört ihm unverletzliche Hingebung und gehorcht ihm mit freudigem Eifer in Allem, was er Euch ansagen wird, um Euch von Euren Todfeinden zu befreien. Jetzt ist es Zeit, die Häupter der Minister und ihrer Untergebenen abzuschlagen und aller Verbrecher vom Generalstab und der Bataillonscommandanten und Baillys und seiner revolutionsfeindlichen Beamten und aller Verräther in der Nationalversammlung! Bemächtigt Euch vorläufig ihrer Person, so lange es noch Zeit ist! Löst die Nationalgarde auf! wozu braucht Ihr diese Paradehelden, die sich nur zeigen, wenn Alles ruhig ist, um die Patrioten zu mißhandeln und das Vaterland zu verrathen? Bittet schleunigst alle Departements um Hilfe und rüstet Euch zur Vertheidigung! Ein Militärtribun oder Ihr seid verloren! Es ist der letzte Rath, den ich Euch gebe. Bald wird Ludwig XVI. mit den Auswanderern und Oesterreichern gegen Eure Mauern heranrücken, hundert Feuerschlünde werden glühende Kugeln auf Eure Stadt schleudern. Die Patrioten werden dann in den Kerker geworfen und in einen glühenden Ofen der Volksfreund, dessen letzter Seufzer dem Vaterlande gelten wird, dessen treue Stimme Euch noch einmal zur Freiheit aufruft. Noch einige Tage der Unentschiedenheit und der Tod überrascht Euch in den Armen des Schlummers!" — Das ist eine Probe dieses krankhaften Geistes, dieses Talentes, ein Volk zu verhetzen!

Aufruf an die Töchtervereine. Bei den Jakobinern klagte Robespierre. Die Versammlung war sehr zahlreich, alle schworen der Nation den Eid der Treue. Barnave beantragte einen Aufruf an alle Töchtergesellschaften, daß die Entfernung des irregeleiteten Königs den Muth der Patrioten nicht niedergeschlagen habe: „Kalte und entschlossene Festigkeit gibt uns freie Verfügung über all unsere Kräfte, die, weil der Vertheidigung einer heiligen Sache geweiht, siegreich sein werden. Alle Spaltungen sind vergessen. Die Nationalversammlung ist unser Führer, die Verfassung unser Feldgeschrei!" Robespierre klagte jedoch, daß diese, statt von Flucht, von Entführung rede,[1]) und tadelte die Mehrzahl der Mitglieder als verdorben und stellte sich, weil er die Wahrheit rede, als Gegenstand des Hasses dar, gegen den tausend Dolche geschliffen würden. Da schworen die Anwesenden, ihn mit Gefahr ihres Lebens zu schützen! Die Ankunft der Minister und vieler Mitglieder der Nationalversammlung wurde angesagt. Danton erklärte hierauf: „Wenn die Verräther sich in der Versammlung zeigen, so verpflichte ich mich, den Kopf auf das Schaffot zu tragen oder darzuthun, daß ihre Köpfe zu Füßen der Nation fallen müssen, welche sie verrathen haben." Da wurde also zum ersten Male die Unverletzlichkeit der Abgeordneten bedroht.

(Margin: Robespierre. — Danton.)

Lafayette In diesem Augenblicke trat jedoch Lafayette mit vielen Mitgliedern der Nationalversammlung ein. Danton fuhr ihn an, wie er, der Vertreter des Zweikammersystems, sich mit den Freunden der Verfassung zu vereinen käme, in dem Augenblick, wo der König fliehe, um die Gestalt des Reiches zu verändern. Diese Flucht sei nur die Folge einer umfassenden Verschwörung, nur aus Einverständniß mit den Häuptern der Regierung erklärbar. „Sie, Lafayette, der Sie vor Kurzem noch mit Ihrem Kopfe für die Ehrlichkeit des Königs einstehen wollten — bloß in dieser Versammlung erscheinen, heißt nicht seine Schuld bezahlen! Entweder haben Sie Ihr Vaterland verrathen, oder Sie waren so dumm, für Jemand einzustehen, für den Sie nicht einstehen konnten. Im mildesten Fall haben Sie sich unfähig bewiesen, uns zu befehligen.[2]) Doch ich will glauben, daß man Ihnen

[1]) Louis XVI écrit, qu'il prend la fuite et pas: on m'enlève.
[2]) Vgl. die Eclaircissements historiques zu Weber, l. c. II, p. 317—24.

bloß einen Irrthum vorwerfen kann: wäre es wahr, daß die Freiheit des französischen Volkes bloß von einem einzigen Manne abhinge, so würde es die Knechtschaft und Verachtung verdienen. Doch Frankreich kann frei sein ohne Sie: Ihre Gewalt ist eine Last für die 83 Departements. Ihr Ruf ist von Pol zu Pol geflogen. Wollen Sie wahrhaft groß sein? — Gut, so werden Sie wieder einfacher Bürger und nähren Sie nicht ferner das Mißtrauen eines großen Theiles des Volkes." — Nachdem Alexander Lameth den General vertheidigt hatte, erklärte dieser selber, er sei gekommen, weil in dieser Versammlung alle guten Bürger sich unter den Umständen zusammenfänden, in welchen man mehr als je für die Freiheit kämpfen müsse, und man kenne ohnehin seine Ansicht, daß, wenn das Volk ernstlich frei sein wolle, es auch frei sein werde. In ähnlicher Weise mußte sich auch Siéyès vertheidigen. Auch Barnave legte eine Lanze für Lafayette ein und die Sitzung schloß mit Beifallsspendung für letzteren. Das schüchterte die Republikaner ein, man hörte zunächst von keinem weiteren Versuch für die Republik, man vernahm bloß noch Schmähungen auf den König und die Königin. — Die Republikaner.

Von Robespierre macht Madame Roland, welche damals mit ihrem Gatten in Paris lebte und öfter die Hauptredner der Linken bei sich sah, ein übles Charakterbild.[1] „Er erschien mir damals als ein ehrlicher Mann, ich verzieh ihm den Grundsätzen zu lieb seine schlechte Sprache und seinen langweiligen Vortrag. Gleichwohl saß er immer in diesen Ausschüssen: er hörte alle Ansichten an, gab selten die seinige zum Besten, oder nahm sich nicht die Mühe, sie näher zu entwickeln, und ich habe mir sagen lassen, daß er am nächsten Tage der Erste war, der auf die Tribüne stieg und die Gründe geltend machte, die Abends zuvor seine Freunde auseinander gesetzt hatten. Dieses Benehmen wurde ihm manchmal sanft vorgeworfen: er half sich mit allerhand Ausflüchten heraus und man ließ ihm seine Schlauheit als Ausfluß einer verzehrenden Eigenliebe hingehen, von der er wirklich geplagt war. Inzwischen that dies dem Vertrauen einigen Abbruch, denn wenn es sich darum handelte Etwas vorzuschlagen und über Thatsachen übereinzukommen oder demgemäß die Rollen unter sich zu vertheilen, so war man nie sicher, ob nicht Robespierre in einer plötzlichen Umwandlung sich quer in den Weg warf oder unbesonnener Weise dem Unternehmen zuvorkam, nur um sich die Ehre desselben zuzuwenden, und auf diese Art Alles scheitern machte. Da ich damals die Ueberzeugung hegte, Robespierre liebe leidenschaftlich die Freiheit, so war ich geneigt, seine Mißgriffe dem Uebermaße eines ungestümen Eifers zuzuschreiben: nur verdroß mich diese Art von Rückhaltsamkeit, welchen entweder die Furcht durchschaut zu werden, weil man nicht leicht kennen zu lernen ist, oder das Mißtrauen eines Menschen, der in sich selbst keinen Grund findet, an die Tugenden Anderer zu glauben, anzukündigen scheint und die zu Robespierres entschiedenen Charakterzügen gehört. — Nie hat das Lächeln des Vertrauens auf Robespierres Lippen geruht, während sie beinahe immer von dem bitteren Lachen des Neides zusammengezogen sind, welcher höhnisch erscheinen will. Sein Talent als Redner war weniger als mittelmäßig; seine gemeine Stimme, seine schlechten Ausdrücke, seine fehlerhafte Aussprache machten seinen Vortrag höchst langweilig. Aber er vertheidigte die Grundsätze mit Wärme und Hartnäckigkeit; es gehörte Muth dazu dies fortwährend zu thun in einer Zeit, wo die Zahl der Vertheidiger des Volkes ungemein herabgeschmolzen war. — Auffällig war mir die Angst,

Madame Roland über Robespierres Charakter und Redeweise.

[1] Roland, Mémoires, I.

welche bei der Flucht des Königs nach Varennes sich seiner bemächtigte; ich traf ihn Nachmittags bei Pétion, wo er voll Unruhe sagte, die königliche Familie habe diesen Entschluß nicht gefaßt, ohne in Paris eine Bundesgenossenschaft zu wissen, welche den Patrioten eine Bartholomäusnacht bereiten werde, und er glaube, keine vierundzwanzig Stunden mehr zu leben. Pétion und Brissot sagten dagegen, diese Flucht des Königs sei sein Verderben, man müsse sie ausbeuten, das Volk werde durch diesen Schritt über die Treulosigkeit des Hofes viel besser aufgeklärt, als man durch die klügsten Schriften hätte thun können; Jedermann sehe ein, daß der König die Verfassung nicht wolle, die er beschworen; es sei dies der Augenblick, sich eine angemessenere zu sichern, und man müsse die Gemüther auf die Republik vorbereiten." —

Die Republikaner.

Die königliche Familie

Indeß genoß die königliche Familie, deren Flucht diese Hoffnungen und Befürchtungen erregte, die Freiheit mit der Stimmung von Gefangenen, die glücklich die Mauern ihres Kerkers überstiegen und die Verfolger weit hinter sich haben. Es war Frühling, die Luft balsamisch, der Blumenschmuck erfreute, der Wald erweiterte die Herzen, die sich in den schönsten Hoffnungen wiegten. Der König ließ halten, um von einem Hügel aus den Sonnenaufgang zu genießen; er redete zutraulich mit den Leuten, hin und wieder konnte er sich nicht enthalten, aus dem Wagen zu schauen, und freute sich, wenn Vorübergehende ihn erkannten und grüßten. Ludwig gewann die Zuversicht, Alles gehe gut; jedes Umrollen der Räder brachte ihn der Freiheit näher.[1]) Die Kinder waren heiter. Die fromme Schwester des Königs zeigte immer die gleiche Ruhe der Seele, weil sie in allem Geschehen nur eine Schickung Gottes sah. So kam die königliche Familie am 21. Juni glücklich bis Chalons. „Sind wir einmal über Chalons hinaus", sagte der König, „so haben wir Nichts mehr zu fürchten; in Pont-de-Sommevel finden wir die erste Soldatenabtheilung und dann ist unsere Reise sicher." [2]) Hier aber begannen die Gefahren, die mit jeder Poststation stiegen, bis sie in Varennes zur Entscheidung führten.

in Chalons.

Um 2 Uhr Nachmittags am 21. Juni traf der königliche Wagen in Chalons-sur-Marne ein. Der König zeigte sich unvorsichtig am Kutschenschlag, der Postmeister erkannte ihn, mochte ihn aber nicht verrathen und drängte die Menge zurück. Einer dieser Neugierigen glaubte den König gesehen zu haben und machte Anzeige beim Maire, man solle ihn festhalten. Der Maire aber, ein Royalist, machte dem Manne Angst mit den Folgen für sie beide, wenn sie sich getäuscht hätten. Der Angeber gestand zu, er könne vielleicht falsch gesehen haben und es sei das Gescheidteste zu schweigen.

---

[1]) Madame Tourzel, die im Wagen saß, bemerkt Mém., I, p. 312: „Der König sagte: „Ich habe Paris hinter mir, in welchem ich mit so vielen Bitterkeiten gekränkt worden bin. Seid überzeugt, ich werde mich als ganzer Mann zeigen, sitze ich nur einmal wieder im Sattel." Er las uns dann sein Schreiben an die Nationalversammlung vor und sprach vom Glück, das er über Frankreich zu verbreiten hoffe, und von der Möglichkeit, die Religion wieder herzustellen und die Uebel zu beheben, welche er durch die erzwungenen Genehmigungen verursacht habe." —

[2]) Mémoires de Madame de Tourzel, I, p. 312.

Indeß rollte der Wagen davon. Die nächste Station war Pont-de-Sommevel. Unterwegs drängt sich ein Unbekannter an den Wagen und ruft hinein: „Ihre Maßregeln sind verkehrt, Sie werden angehalten werden" — und verschwindet. In Pont-de-Sommevel sollte der erste Posten der Schutzwache stehen, die von da in ununterbrochener Kette die Reise bis Montmédy zu sichern bestimmt war. Um 4 Uhr kam hier der Wagen an, aber vergebens sah man nach dem Herzog von Choiseul sich um und seiner Truppe und dem Generalstabsofficier Goguelas, der von da an alle Posten von der bevorstehenden Ankunft des Königs unterrichten und namentlich die Umspannpferde aus Varennes an einen bestimmten Orte bestellen sollte. Valory erfuhr bloß, daß Choiseul mit seiner Mannschaft schon längst gegen Saint-Menehould abgeritten sei. Hier zeigten sich die Folgen der Verschiebung der Reise. Der Posten hatte lange gewartet und Aufsehen erregt. Die Bauern der Umgebung waren wegen Nichtentrichtung von Steuern mit Zwangsmaßregeln bedroht und sahen in den Hußaren die Vollstrecker und rotteten sich zum Widerstande zusammen, in den nahen Ortschaften wurde Sturm geläutet. Da der König zur bestimmten Stunde nicht eintraf, da auch der Courier nicht kam, welcher dem königlichen Wagen immer um eine Stunde vorauszueilen hatte, da das Mißtrauen und die Gährung unter dem Volke stiegen, so begann Choiseul zu fürchten, sein längeres Verweilen möchte für die Reise des Königs hinderlich sein und den Zuzug der Bauern aus den nahen Orten verursachen. Einer von der Menge erzählt, ein großer Wagen sei längst vorübergegangen. „Dann ist der Schatz also schon fortgekommen", sagt Choiseul und verläßt mit diesem Worte, welches die Menge wieder beruhigt, an der Spitze seiner Hußaren Pont-de-Sommevel in langsamem Schritt und von Zeit zu Zeit Halt machend, immer hoffend, der Courier werde ihn noch einholen. Doch kein Courier kommt, kein Wagen ist sichtbar — er schließt daraus, die Reise sei abermals verschoben, und da er hört, wie in Saint-Menehould der Durchzug der Hußaren ohne Anmeldung bei der Municipalität Unruhe erzeugt habe, so beschließt er, auf einem Nebenweg durch den Argonner Wald Varennes zu erreichen, ist aber, da er die Wege nicht kennt und diese wenig gebahnt sind, genöthigt, Führer zu suchen, das Pferd am Zügel und gegen die Bauern, bei welchen der Durchmarsch Verdacht erregt, den Säbel zu führen. So trifft er erst nach Mitternacht in Varennes ein, mit abgematteter, unzufriedener Mannschaft, zu spät für die Entscheidung.[1] — Die Herzogin von Tourzel bemerkt: „Unsere Zuversicht war dahin. Der Herzog von Choiseul hatte den Kopf verloren. Das Unternehmen ging über seine Fähigkeiten hinaus. Sein Herz war aufrichtig und er hätte sich tödten lassen, um den König zu retten; aber er besaß nicht jenen klaren ruhigen Muth, der kaltblütig die Ereignisse beurtheilt und die rechten Mittel für unerwartete Vorkommnisse zu wählen weiß."[2] — An Grafen Damas sandte er nach Clermont und ebenso an Hauptmann Dandoins in Saint-Menehould verhängnißvoll einen Zettel: „Es ist kein Anschein mehr, daß der Geldwagen (le trésor) heute durchkommen wird; ich gehe ab, um mich zum Marquis von Bouillé zu begeben, morgen werden Sie neue Befehle erhalten." Der Mann hatte offenbar den Kopf verloren, denn er vergaß die zurückstehenden Officiere davon zu unterrichten, daß er einen anderen Weg eingeschlagen. Keiner blieb zur Benachrichtigung des Königs zurück. In Varennes standen Pferde für den König in einem Stalle

In Sommevel.

Fehlgriff Choiseuls.

Falsche Berichte.

[1]) Mém. de Mad. la Duchesse de Tourzel, I, p. 313.
[2]) So berichtet er selber: L'affaire de Varennes, p. 147 ff.

bereit, der jüngere Bouillé hatte aber, um alles Aufsehen zu vermeiden, befohlen,
Goguelas. sie nicht eher herauszuführen, bis Goguelas Nachricht bringe. Kein Goguelas kam — und weder der König, noch einer der Couriere war unterrichtet, in welchem Hause diese Pferde ständen.[1])

So kam es, daß der König in Sommevel keine Freunde in Waffen zu seinem Schutze fand, während das Volk mit argwöhnischem Blicke die Reisenden musterte. Bange Ahnungen stiegen in der Königin auf: „Wir sind verloren, man wird uns anhalten", sagte sie zu Madame Elisabeth. Doch konnte man ungesäumt weiter
Saint-Menehould. reisen. Halb acht Uhr kam der Wagen nach Saint-Menehould. Es war noch heller Tag, die Bauern hatten das Feld verlassen und saßen vor den Häusern oder ergingen sich in der Straße. Der lange Aufenthalt des Postens hatte Aufsehen erregt, nicht minder daß der Geldwagen nicht kam; mißtrauisch und ohnehin übelgesinnt, verlangte das Volk die Vertheilung von 300 Flinten, die dieser Tage für die Bürgerwehr angekommen waren, da es nicht mit richtigen Dingen zugehe. Da ertönte Galoppschlag und der Courier kam und dicht hinter ihm der Wagen.
Dandoins. Dandoins hatte, um die Aufregung zu beschwichtigen, seine Dragoner absatteln lassen und erging sich mit einigen zu Fuß vor dem Posthause, als der Wagen vorfuhr. Seine Leute grüßten ehrerbietig, die Königin dankte mit der ihr eigenen Anmuth — was unter Zuschauern Aufmerksamkeit und Verdacht erregte. Seelenfroh, Freunde in Waffen zu finden, steckte der König mehrmals den Kopf zum
Drouet. Wagen heraus und ward vom Sohn des Postmeisters Drouet, einem hitzigen Patrioten, der unter dem Hausthor stand, erblickt. Drouet war beim Bundesfest in Paris gewesen, er glaubte den König zu erkennen; er hatte an dem Tage mit einem Officier des Postens wegen eines Pferdes Streit gehabt, und der Aerger gab seinem Urtheil noch mehr Schärfe und Entschlossenheit. Er holte aus dem Haus eine Assignate, verglich das Bild des Königs, sah in den Wagen hinein, und fand, daß der dicke Mann im Wagen kein anderer als Ludwig XVI. sei, und schloß sogleich, daß er sich auf der Flucht befinde. Der Königin entging sein Thun keineswegs und ihre Unruhe stieg.[2]) Drouet war sogleich entschlossen, den König aufzuhalten, allein in Saint-Menehould vermochte er das nicht mehr; der Wagen, neubespannt, rollte davon, auch waren die Dragoner da; er theilte seinen Entschluß seiner Frau mit, die Alles sagte und that, um ihn davon abzuhalten, sattelte sein Pferd und ritt dem Wagen nach, dem er auf einem kürzeren Seitenweg nach Varennes zuvorzukommen eilte, um ihn dort aufzuhalten. Die Poststraße machte nämlich eine große Biegung über Clermont. Indeß lief die Nachricht, der König sei durchgereist, in dem Städtchen von Haus zu Haus. Die Bürger griffen zu den Waffen und hielten die Dragoner, die zur Deckung ihm nachreiten sollten, in den Ställen fest. Nur ein Wachtmeister — Le Gage — entrann, er hatte Drouets Absichten errathen und ritt ihm nach. Drouet aber, welcher den Reiter hinter sich bemerkte, schlug den Weg in den nahen Wald ein, entzog sich so den Blicken seines Verfolgers und jagte gerade gegen Varennes.[3])

In Clermont. Indeß kam der König nach Clermont. Dort stand Graf Karl von Damas, welcher von Bouillé den Befehl hatte, sich eine Stunde nach dem Ab-

---

[1]) In seinem ersten Berichte über die Reise gibt er die Zeit, da der König nach Pont-de-Sommevel kam, falsch an. Ebenso läugnet er den Zettel an Damas weg, den er später zugeben mußte.

[2]) Mém. de Mad. la Duch. de Tourzel, I, p. 316—17.

[3]) So erzählte die Königin dem Fontanges, dessen Bericht durch ihre Mittheilungen den Werth eines Augenzeugen bekommt. Weber, l. c. II, p. 104.

gange des Königs mit seinen Dragonern über Varennes nach Montmédy zu begeben. Die Verzögerung war ihm bekannt und, bei dem argwöhnischen Geist der Bevölkerung, peinlich. Da rollt der große Wagen heran, er nähert sich und flüstert einige Nachrichten durch den Schlag und erhält vom König den Befehl, ihm mit seinen Dragonern zu folgen, ohne weiter ein Wort zu reden. Kaum ist der Wagen mit frischen Pferden abgefahren, so gibt Damas seinen Reitern den Befehl, ihm nach Mouzon zu folgen. Aber das Volk auf dem Platze macht Miene zum Widerstand. Damas befiehlt den Dragonern, den Säbel zu ziehen; sie aber thun, als ob sie ihn noch tiefer in die Scheide stecken wollten,[1]) und die Beamten der Stadt kommen in diesem Augenblick und fordern Damas auf, die Dragoner in ihre Quartiere wieder einrücken zu lassen und die Abreise auf den nächsten Tag zu verschieben. Damas ruft in Verzweiflung: „Zu mir, wer für mich ist!" und sprengt dem Wagen nach — nur zwei Reiter folgen ihm. So war denn ein mannigfaches Reiten in dieser Nacht nach Varennes, Choiseuls und der Seinen durch den Argonner Wald, Drouets durch den Wald von Clermont, Damas' auf der Poststraße. Freunde und Feinde schonen die Sporen nicht — aber die Kinder der Finsterniß sind klüger, als die Kinder des Lichtes. In den Dörfern wird die Lärmtrommel geschlagen und ertönt die Sturmglocke. — Damas. Scharfer Ritt.

Indeß fährt die königliche Familie, ohne Ahnung, daß das Wetter sich so schnell zusammenziehe, durch die dunkle Nacht gen Varennes, das sie um 11 Uhr erreicht. Die Umspannpferde sollen in einem Gehölze vor dem Orte stehen, sind aber nicht zu finden. Varennes hatte nämlich keine Poststation. Von Haus zu Haus fragen die Diener des Königs, wo die Pferde aufgestellt seien. Niemand wußte Antwort zu geben. Indeß kam Drouet nach Varennes herangesprengt und ordnete den Widerstand gegen die Weiterreise des Königs.

Varennes ist ein kleines Städtchen, welches die durch Felsen rauschende Aisne in zwei Hälften theilt, die eine hölzerne, nach alter Art mit einem Thurme sperrbar gemachte, Brücke verband. Ein Posten von 60 Hußaren stand jenseits des Flusses, von einem achtzehnjährigen Unterlieutenant, Rohrig, befehligt, der nicht in das Geheimniß gezogen war. Goguelas sollte die Nachricht von der Ankunft des „Geldwagens" bringen und dann sollten die Pferde, welche in einem Stalle jenseits der Brücke bereitstanden, über die Brücke in das Gehölz an der Straße nach Clermont zum Umspannen gebracht werden. Die Pferde standen gezäumt, aber kein Goguelas kam, er traf erst eine Stunde nach der Entscheidung mit Choiseul in Varennes ein. Wo der Vorspann stand, wußte weder der König, noch einer seiner Reisebegleiter. Der König und die Königin stiegen aus und klopften selber an die Fenster der Häuser, wo sie Licht erblickten, und fragten vergebens nach den Pferden.[2]) Varennes. Goguelas.

Indeß sprengte Drouet an den Wagen heran und rief den Postillonen zu, durchaus nicht weiter zu fahren, denn der König und die Königin seien in dem Wagen. Die Postillone schützten auch, als der König zurückkommend weiterzufahren befahl, Ermüdung der Pferde vor und ließen sich erst durch Bitten und Drohungen bestimmen, die Reise fortzusetzen. So waren 35 unersetzliche Minuten verflossen und hatte Drouet Zeit gewonnen, im Wirthshaus „zum goldenen Arm"[3]) einen Der König angehalten.

---

[1]) Weber, l. c. II, p. 106.
[2]) Mém. de Mad. de Tourzel, I, p. 317—18.
[3]) Bras d'or.

Gleichgesinnten, Leblanc, aufzufinden; er zog ihn auf die Seite: „Kamerad, bist Du ein guter Patriot?" — „Ganz gewiß!" — „Wohlan, theile schnell einigen Ehrenmännern mit, daß der König auf der Höhe von Varennes ist und daß man ihn aufhalten muß!" Leblanc weiß seinen Bruder und den Mairestellvertreter [1]) Sausse, einen Lichterzieher seines Handwerks, zu überreden, den König aufzuhalten, die Nationalgarde des Ortes zusammenzurufen, um Zuzug in die benachbarten Orte zu senden und unter dem Thurm auf der Brücke, durch welchen der Wagen fahren mußte, einen andern umzuwerfen, welcher den Durchgang sperrte. Dann stellten sie sich mit Gewehren unter dem Gewölbe auf. — All das geschah in solcher Stille, daß in der Unterstadt keiner der zum Schutze des Königs Aufgestellten ahnte, was vorging. —

Sausse.

Gegen Mitternacht (11½ Uhr) rollte der Wagen des Königs unter das Thor. Plötzlich schracken die Pferde vor dem umgestürzten Wagen zurück und traten einige Männer mit Waffen und einer Laterne aus dem Dunkel hervor. „Halt! wer sind Sie? — Ihre Pässe!" — „Madame Korff auf der Reise nach Frankfurt!" lautet die Antwort. Procureur Sausse entgegnet, es sei zu spät, um die Pässe zu visitiren, die Schwierigkeit des Weges und die bösen Gerüchte, die umliefen, seien Grund genug, daß er die Baronin bitten müsse auszusteigen; er biete sein Haus an. Die Königin antwortet, sie sei fremd und habe Eile nöthig. „Madame", antwortet Drouet, „wenn Sie fremd sind, wie hatten Sie Einfluß genug, um unmittelbar hinter Ihnen in Saint-Menehould 50 Mann Dragoner abmarschiren zu lassen? Woher die Macht, um in Clermont die Abtheilung Dragoner, die in der Stadt stand, sich nachfolgen zu lassen? Warum ist denn jetzt eine Abtheilung Hußaren zu Ihren Diensten hier?" Die Couriere hießen die Postillone vorfahren und entblößten die verborgenen Waffen, ihre Blicke fragten den König. Sie waren gewohnt zu gehorchen und hatten niemals commandirt! Welchen Werth hätte in diesem Augenblick ein Mann wie Agoût gehabt, der sogleich hätte einhauen lassen! Die Bürger Leblanc und Poucin drohten, in den Wagen zu feuern, wenn man den geringsten Widerstand leiste.[2])

„Halt! wer da!"

Drouet.

Was that Ludwig XVI. im Augenblick der Entscheidung? Ein genialer Engländer,[3]) der zur Linken gehört, sagt: „O Ludwig, o unglückliche Marie Antoinette, die Du verurtheilt bist, Dein Leben mit solch einem Menschen hinzubringen! Phlegmatischer Ludwig, steckt denn Nichts in Dir, als träges, halbbelebtes Phlegma? — König, Oberbefehlshaber, Haupt der Franken: wenn Dein Herz je, seit es unter dem Namen Herz zu schlagen begann, einen Entschluß gefaßt hat, so sei es denn jetzt, oder nie in der Welt: „Ihr nächt-

Ludwig XVI. muthlos.

---

[1]) Procureur. Ferrières, Mémoires, I, p. 359.

[2]) Georges, Abgeordneter von Varennes, stellte später Leblanc und Poucin der Nationalversammlung als hochverdiente Männer vor, weil sie den Wagen angehalten und gedroht hätten, auf den König Feuer zu geben. Der Abbé Grégoire hatte gerade den Vorsitz und gab die Antwort, Varennes habe unsterblichen Ruhm erworben und alle Franzosen würden ihm im Nothfalle zu Hilfe eilen. Tourzel, Mém., I, p. 319.

[3]) Carlyle, French Revolution a history. II, p. 45, 7 chap.

lichen Ruhestörer — und wenn es Personen von noch höherem Range wären! und wenn es der König selbst wäre! Hat nicht der König das Recht, das alle Bettler haben, ungehindert auf seiner eigenen Landstraße zu reisen? Ja, es ist der König, und zittert Ihr, die Ihr es wißt! Nicht den König, nur seinen Leichnam sollt Ihr hier unter diesem elenden Thorweg anhalten und es vor Himmel und Erde verantworten! Zu mir, Ihr Gardes-du-Corps! Voran, Ihr Postillone!" — Man denke sich in diesem Falle den blassen Schrecken der Brüder Leblanc, das Maulhängen Drouets und wie Procureur Sausse gleich Talg in der Ofenhitze geschmolzen wäre; man denke sich Ludwig dagegen weiterfahrend in wenigen Minuten den jungen Bouillé und seine Hußaren wecken, endlich siegreichen Einzug in Montmédy mit stolzreitender Escorte und — den ganzen Lauf der französischen Geschichte verändert."

Aber Ludwig XVI. ist kein Mann von diesem Schlag, er will kein Blut vergießen, er weicht vor der Drohung, er läßt halten, er steigt zuerst aus und macht sich folgsam auf in das Haus des Lichterziehers Sausse — und so ward das Schicksal der Revolution entschieden.

Sausse gibt der Königin und Madame Elisabeth den Arm und der König führt an jeder Hand eines seiner Kinder. Man steigt in das obere Stockwerk. Der König verlangt, vom langen Fahren erschöpft, Burgunder und Schweizer Käse und ißt und trinkt mit einer Ruhe, als ob nicht sein und Frankreichs Schicksal und das Glück und Unglück von Millionen in diesem Augenblick zur Entscheidung käme. Die Königin, welche die ganze Schwere der Lage fühlt, sitzt beschämt und niedergebeugt im Hintergrunde an einem Bette, auf dem ihre Kinder liegen, die vor Ermüdung schnell einschliefen. Ihr ruhiger Schlummer und die entsetzliche Lage ihrer Eltern bildeten einen herzzerreißenden Gegensatz — die Schrecken dieser einen Nacht haben ihr schönes blondes Haar gebleicht.[1]) Der König fragte Sausse in Ruhe über sein Geschäft, über seine Stellung, über die Priester, über den Maire des Ortes. „Der Maire ist in der Nationalversammlung." — „Haben Sie hier auch einen Club?" — „Nein." — „Um so besser, die Unglückseligen haben Frankreich zu Grunde gerichtet." — Sausse ging ab und zu auf die Straße unter dem Vorwande, das Volk, das sich vor dem Hause allmählig ansammelte, zu beschwichtigen, in Wahrheit aber, um die nöthigen Befehle zur Festhaltung des Königs zu geben. So oft Sausse hinausging, sagte der König, der über den Lärm draußen sorglich zu werden anfing: „Kommen Sie bald wieder, ich rede gern mit Ihnen. — Sie haben hier eine Brücke?" — „Ja, mein Herr, aber sie ist durch Pflüge und Wagen gesperrt." — „Da gehe ich durch eine Furth." — „Ach, die Furth ist noch viel übler, ich habe Stacheln hinein thun lassen, daß man nicht durchkommen kann." — „Gut, so lassen Sie die Brücke frei machen!" — „Ich will sogleich den Befehl dazu aufzeichnen." Statt dessen schrieb Sausse an die umliegenden Gemeinden die Mahnung: „Schnell, schnell! kommt mit Flinten und Kanonen, sendet die Bürgerwehr! Schnell, schnell! der König ist hier mit seiner Familie; schnell, schnell!" —

Bei Sausse.

Der König.

Indeß läutet Drouet die Sturmglocke, rasselt der Generalmarsch durch die Straßen, reiten Couriere in die Nachbargemeinden. Allmählig sammelt sich die

Aufruhr.

[1]) Ferrières, l. c. II, p. 362.

Bürgerwehr vor dem Hause, werden Barricaden errichtet. Leute kommen in die Stube des Königs und gehen wieder. Ein Nationalgarde sagt zu ihm: „Sie sind doch der König, ich erkenne Sie wieder, gestehen Sie's doch ehrlich ein!" Empört über den Ton der Vertraulichkeit, ruft die Königin, indem sie sich erhebt und den Schleier zurückschlägt, mit Majestät: „Wenn Sie den König erkennen, so reden Sie doch mit der Achtung zu ihm, welche ihm gebührt!" —

Ludwig XVI. verhaftet. Als hinlänglich Bewaffnete vor dem Hause und in der Stube waren, legte Sausse die Maske ab, zeigte auf ein Bild des Königs und sagte in hartem Ton, der Fremde sei unverkennbar der König und gegen sein Ehrenwort auf der Flucht ins Ausland, um gegen sein Volk den Krieg zu beginnen; deshalb verhafte er ihn im Namen der Nation und werde ihn unter sicherer Bedeckung nach Paris zurückbringen lassen.

Bitten des Königs, Da wurde der König warm: „Ja, ich bin Euer König! In der Hauptstadt von Dolchen und Bajonnetten bedroht, suche ich in den Provinzen, unter meinen treuen Unterthanen, die Freiheit und den Frieden, den Ihr alle genießet! Ich kann nicht länger in Paris bleiben, es wäre der Tod für mich und meine Familie! — Ja, mein Freund!" — dabei umarmte er Sausse — „ich bin Dein König und jetzt in Deiner Gewalt! Dein König fleht Dich um Hilfe an — willst Du ihn verrathen, willst Du ihn seinen grausamsten Feinden ausliefern? Rette meine Gattin, meine Kinder, geleite mich, schütze mich! Ich verspreche Dir ein Glück ohne gleichen, Dir und den Deinen! Ich werde Deine Stadt über alle der Königin Städte des Königreiches erheben!" Die Königin hält Sausse den Dauphin entgegen und beschwört ihn bei Allem, was ihm theuer ist, den König und den Dauphin zu retten . . . „Nein, Sire!" entgegnete Sausse, „was Sie verlangen, ist unmöglich. Ich muß zwei Dinge wahren, meine Ehre und mein Leben. Verfügen Sie über mein Leben, es gehört Ihnen; hoffen Sie aber nicht, Etwas von mir abgeschlagen. zu verlangen, was gegen meine Ehre ist. Ich habe geschworen, treu zu sein der Nation, dem Gesetze und Ihnen: ich würde alle drei gleichmäßig verrathen, wenn ich auf Ihre Bitte hörte; ich würde gegen die Gesetze fehlen, welche Sie selber genehmigt haben." Der König verweist auf das Gesetz, das ihm gestatte, in allen Theilen des Königreiches sich frei zu bewegen. Man zeigt ihm den Beschluß der Nationalversammlung, der ihm nur gestattet, sich zwanzig Lieues vom Sitzungsorte derselben zu entfernen. „Diesem Beschluß habe ich niemals meine Genehmigung ertheilt!" betheuerte der König. — Die Königin wandte sich an Madame Madame Sausse. Sausse, als Frau, als Mutter. „Bedenken Sie, was ich für den König, für diese Kinder empfinden muß. Die Königin von Frankreich wird Ihnen mehr als ihr Leben verdanken." Die Krämersfrau antwortete jedoch trocken: „Ich möchte Ihnen gerne nützlich sein, aber jede Frau muß an ihren Mann denken. Sie denken an den König, ich an den Herrn Sausse." Es war in der That zu spät, Sausse konnte nicht mehr umkehren. Fanatiker wie Drouet und Billaud von Varennes, der in der Schreckenszeit einen so schrecklichen Namen sich errungen, ließen sich ihre Beute nicht mehr entreißen.

Nur von der Gewalt konnte der König noch Rettung hoffen.

Was thaten denn die Reiter, welche jenseits der Brücke in der Unterstadt von Varennes standen? Sie hatten lange auf einen Courier gewartet — keiner erschien; Choiseul und Goguelas, welche vor Ankunft des Königs ihnen die

letzten Befehle ertheilen sollten, waren nicht gekommen. Der jüngere Bouillé und Raigecourt waren in das Geheimniß eingeweiht und harrten in demselben Wirthshause der Unterstadt, in welchem die Pferde zum Umspannen bereit standen. Rohrich war in das Geheimniß nicht eingeweiht. Die Sturmglocke weckte sie. Bouillé und Raigecourt, sahen sogleich die Thüre ihres Wirthshauses belagert, denn die Bauern wollten sich vor Allem der zum Umspannen bestimmten Pferde bemächtigen: mit Mühe brachten diese Officiere einen Theil des Gespannes ins Freie, in der Hoffnung, der Wagen möchte noch kommen. Als sie aber von der Verhaftung des Königs hörten, ritten sie spornstreichs zu Bouillé, der im Freien zwischen Dun und Stenay stand und voll Sorge auf einen Courier harrte. Es war 4½ Uhr. Dieselbe Nachricht erhielt er von Rohrich, der sich gleichfalls zu ihm durchgehauen hatte. Bouillé theilte dem Reiterregiment Royal Allemand die Noth des Königs mit und forderte es zur Rettung auf. Das Regiment zeigte den besten Willen und brach um 5 Uhr ungesäumt in scharfem Trabe auf, aber es hatte in bergiger Gegend fünf Meilen bis Varennes zurückzulegen. —

Der jüngere Bouillé — und der Aeltere.

Eine Stunde nach Verhaftung des Königs erreichten endlich Choiseul und Goguelas mit 40 von den Hußaren aus Sommevel die Thore von Varennes. Zu gleicher Zeit erschien auch Damas, welcher von Clermont aus mit zwei Getreuen dem Könige nachgeritten war. Die Nationalgarde umringt die kleine Abtheilung; sie verlangen den König zu bewachen, erhalten jedoch zur Antwort, dies sei unnöthig, der König sei schon von der Nationalgarde behütet. Goguelas heißt die Seinen sich zum Kampf bereit machen. — Drouet schwört, man werde nur die Leiche des Königs bekommen, wenn man sich seiner mit Gewalt bemächtigen wolle. Die Officiere verlangen jetzt, den König zu sprechen, es wird ihnen gewährt. Ludwig glaubt, der Weg sei frei und fragt: „Wann reisen wir ab?" — „Ich erwarte Ihre Befehle, Sire!" entgegnet Goguelas. „Ich will nur 50 Mann von der Nationalgarde zur Bedeckung", soll der König in der Verwirrung gesagt haben; nach der Angabe der Herzogin von Tourzel bat er nur, Bouillé von seiner grausamen Lage zu benachrichtigen, damit er ihn ehestens rette.[1]) Goguelas eilt zu seinen Reitern zurück, denen indeß Sausse schon mitgetheilt hat, daß der König auf der Flucht im Namen der Nation angehalten sei, und daß er sie für zu gute Bürger halte, als daß sie den König mit Gewalt befreien wollten. Goguelas ruft den Seinen zu: „Der König und die Königin sind hier! Hußaren! seid Ihr für den König, so greift zum Säbel!" — „Es lebe die Nation!" rufen die Hußaren, „wir halten es mit ihr und werden es immer mit ihr halten!" Das Volk jauchzt Beifall und sucht den Befehlshaber festzunehmen — Goguelas entwischt, wird aber durch einen Schuß verwundet. Ein Sergeant der Bürgerwehr übernimmt jetzt den Befehl über die Hußaren, die sich nicht rührten, als sie Goguelas angegriffen sahen. Sie steigen ruhig von ihren Pferden und liefern ihre Waffen aus.

Choiseul. — Goguelas.

Eben so wenig half dem König die Ankunft des Rittmeisters Deslon, der mit 60 Hußaren von Dun, wo ihm Rohrich in Eile die Verhaftung des Königs mitgetheilt hatte, herbeigeeilt war: er konnte Ludwig XVI. nur mittheilen, daß er mit dieser geringen Mannschaft, die vor der Stadt hatte stehen bleiben müssen, die Brücke nicht mehr frei machen könne, zumal von allen Seiten her Nationalgarden im Anmarsch wären und die Sturmglocke in allen Dörfern ringsum ertönte, daß aber Bouillé heranrücke. Bouillé war jetzt noch die einzige Hoffnung des Königs und der Königin. —

Deslon.

---

[1]) Mém. de Mad. la Duch. de Tourzel, I, p. 320.

„Zurück von Varennes nach Paris."

Indeß war es Morgen geworden und waren Baillon, Bataillons-Commandant der Nationalgarde, und der Adjutant Lafayettes, angekommen, mit dem Befehl, den König nach der Hauptstadt zurückzuführen. Sie fanden Massen von Nationalgarden auf beiden Seiten des Weges, denn man hatte in Varennes die alsbaldige Abführung des Königs schon beschlossen, da Bouillés Sohn mit Mannschaft in Eile heranrückte. Vor dem Hause des Sausse war des Königs Wagen schon umgekehrt und mit sechs Pferden bespannt.

Romeuf und die Königin. Madame Elisabeth erkannte Romeuf, die Königin ließ ihn sogleich rufen [1]) und fragte ihn voll Verzweiflung, wie er einen solchen Auftrag habe übernehmen können, der im Widerspruch stehe mit seinen früheren Betheuerungen von Eifer für

Lafayette den König und seine Familie,[2]) und klagte bitter über Lafayette. Romeuf, ein junger Enthusiast, wollte Verehrung für den König mit Eifer für die Freiheit verbinden und entschuldigte sich mit der Dienstpflicht gegen seinen General, der kein Feind des Königs und seiner Familie sei, aber die Verfassung schützen müsse, und wegen der Flucht des Königs beinahe selber das Opfer der Volkswuth geworden wäre: auf dem Grèveplatz habe man in der ersten Aufregung schon den Strick herabgelassen, um ihn aufzuhängen; er betonte die Gefahren für den König, wenn er sich den Feinden Lafayettes hingebe. „Ihr Lafayette", entgegnete die Königin, hat nur die Vereinigten Staaten und seine amerikanische Republik im Kopf. Er wird schon sehen, was eine französische Republik für ein Ding ist. — Zeigen Sie mir doch den Befehl, den Sie zu überbringen haben." — Romeuf übergab ihr eine Abschrift, welche die Königin, ohne sie ganz gelesen zu haben, mit dem Ausruf: „Diese Unverschämten!" wegwarf. Das Papier fiel auf das Bett, worin der Dauphin schlief; da nahm es die Königin hastig wieder weg: „Es könnte das Bett meines Kindes beschmutzen!" und warf es auf den Boden. Mit Thränen im Auge hob es Romeuf auf: „Madame, würden Sie wünschen, daß ein Anderer, als ich, Zeuge dieser Verzweiflung wäre?" — mit andern Worten, ihrer selbst und ihres Ruhmes wegen möge die Tochter Maria Theresias sich beherrschen. Die Königin faßte sich schnell: „Wohlan, mein Herr, ich lege Ihnen die Sicherheit von Damas, Choiseul und Goguelas (die gefangen waren) aufs Gewissen, wenn wir abgereist sind." — Romeuf hat dann auch in der That

Baillon. ihr Leben gerettet. Romeuf hatte Gewissensbisse, Baillon aber suchte seinen Vortheil: er sagte zum König, der bat, man möge den Schlaf des Dauphin und seiner Schwester schonen, er werde dafür wirken, daß der König einige Zeit in Varennes rasten könne, während er alsbald die Menge aufreizte, den König schleunigst nach Paris zu bringen.

Der König. Auch der König empfing Romeuf mit Klagen über Lafayette: „Da läßt dieser Mensch mich zum zweiten Mal anhalten, um seine Republik zu errichten!" Romeuf schilderte ihm die Verwirrung, in welche seine Flucht die Hauptstadt gestürzt habe, die Gefahr für seine Person, wenn er länger bleibe. Der König verlangte aber seine Reise nach Montmédy fortzusetzen.[3]) Er rechnete auf die

---

[1]) Weber, Mémoires, II, p. 118.
[2]) Tourzel, Mém., I, p. 324.
[3]) L'affaire de Varennes, p. 83—136, besonders die Noten.

baldige Ankunft Bouillés mit Hoffnung, die Gegner mit Bangen; jede Viertelstunde schien ihm ein Gewinn, den Gegnern eine Mehrung der Gefahr, sie beschlossen daher die rasche Abreise zu erzwingen. Die Verzögerung war für den König nur ein Vortheil — aber für den Unentschlossenen gibt es in solchen Lagen keinen Glücksfall mehr.

Goguelas hatte ihm um 3 Uhr noch vorgeschlagen, er möge sich auf eines seiner Hußarenpferde setzen, den Dauphin vor sich, die Königin auf ein anderes, Prinzessin Elisabeth auf ein drittes, Madame Royale auf ein viertes: 30 Hußaren seien mindestens noch zuverlässig, mit denen wolle er ihn heraushauen. In einer Stunde sei man sicher, aber es sei keine Minute mehr zu verlieren. Da entgegnete der König: „Können Sie mir dafür stehen, daß nicht eine Kugel die Königin oder meine Kinder oder die Schwester trifft? Ueberlegen wir die Sache kalt. Die Municipalität will mir nicht die Abreise verwehren; sie verlangt nur, daß ich nicht vor Morgen abreise. In drei Stunden wird Bouillé da sein, dann reisen wir ohne jede Gefahr." Goguelas wandte sich bittend an die Königin. „Ich kann Nichts auf mich nehmen, der König entscheidet Alles, meine Pflicht ist, ihm zu gehorchen. Uebrigens wird Bouillé bald da sein" — antwortete sie. So war Bouillé die letzte Hoffnung. Als aber Deslon dem König sagte, er habe einen sicheren Weg, einen Befehl an Bouillé kommen zu lassen, entgegnete der König: „Ich habe Nichts mehr zu befehlen, ich bin ein Gefangener, lassen Sie ihm sagen, er möge thun, was er kann." — Die Abspannung hatte dem König den letzten Rest von Selbstgefühl genommen. Man bat ihn, sich am Fenster dem Volke zu zeigen, um den drohenden Sturm zu beschwichtigen. Er zeigte sich bleich, mit schlaffen Zügen, mattem Auge, ohne ein zündendes Wort finden zu können, sprachlos, in der Tracht eines Bedienten. Ist das die Majestät? Viele weinten vor Mitleid, Einige riefen: „Es lebe der König!" Die Menge brüllte: „Nach Paris!" Die Wagen fuhren vor. — Goguelas. Deslon.

Die Königin saß bleich am Bette, worauf der Dauphin schlief. Die Mutter des Sausse, eine alte Royalistin, kniete schluchzend vor ihr nieder und bat sie um die Gnade, dem blondgelockten Kinde, das nicht ahnte, wie in dieser Nacht ihm die schönste Krone entwendet wurde, die Hand küssen zu dürfen; es ward gestattet: sie segnete den Knaben und eilte laut weinend aus dem Gemach. Die Königin.

Keine Bitte half! Die Abreise sollte 8 Uhr beginnen. Die Königin, fürchtend, daß man ihr den Sohn entreiße, nahm ihn in ihre Arme und trug ihn selber in den Wagen. Der Zug glich auf ein Haar dem Zuge am 5. October 1789 von Versailles nach Paris, nur war es dort im Herbste, jetzt aber in der Junihitze, unter unerträglichem Staub. Tausende von Bewaffneten gingen vor, hinter, neben dem Wagen her. Mit jeder Stunde nahm die Menge zu, aber auch die wilde Stimmung, die sich in Schimpfworten und Drohungen kundgab. Viele Stunden weit waren die Bauern mit Flinten, Heugabeln, Dreschflegeln gekommen in grimmer Wuth; sie sahen in der Flucht den Plan, sie wieder unter das alte Joch, die alten Steuern, das alte Elend zu bringen, ihnen die Güter, die sie aus dem Kirchenvermögen ersteigert hatten, wieder zu entreißen, die alten verhaßten Adelsvorrechte wiederherzustellen. Den König Rückkehr nach Paris. Wuth der Bauern.

schützte nur seine bekannte Schwäche und Gutmüthigkeit, die Königin nur die unschuldigen Gesichter ihrer schönen Kinder, Madame Elisabeth nur ihr himmlischer Blick, die Güte ihrer Seele, vor Ermordung. —

Die drei Leibwächter aber, die man vorn auf dem Bock zusammengesetzt hatte, waren ein Gegenstand der Verwünschungen und in steter Lebensgefahr. Wie erhitzt die Gemüther waren, zeigt ein Vorfall bei Saint-Menehould. Der Marquis von Dampierre hörte vom Unglücke des Königs und kam, als Edelmann, ihm seine Theilnahme zu bezeigen. Darin fühlte sich das Volk beleidigt: wilde Hände packten die Zügel seines Rosses, er suchte sich loszumachen, und gelangte vor den Verfolgern, gegen die er eine Pistole abschoß, wieder aus dem Getümmel ins Feld. Bald sah man jedoch seinen Kopf auf einer Pike aufgesteckt.

Dampierre.

Bouillé.

Es war kurz nach 9 Uhr, als Bouillé mit dem Reiterregimente Royal Allemand vor Varennes im raschen Trabe ankam. Deslon meldete ihm, daß die Brücke abgebrochen, die Straßen verrammelt seien, daß die Hußaren von Clermont und Varennes zum Volke übergegangen, daß Choiseul, Damas und Goguelas gefangen seien. Da beschloß Bouillé, Varennes zu umgehen, dem König in Saint-Menehould zuvorzukommen und von da den Zug zu zersprengen. Aber es fand sich keine Furth, seine Reiter und Rosse waren ermattet, die Nationalgarde von Varennes rückte mit Kanonen an. Bouillé sah, daß der König, aber auch er selber, verloren, daß jeder Angriff hoffnungslos, aber eine große Gefahr für den König sei; er machte rechtsumkehrt, indem er zu seinem Sohne sagte: „Hältst Du mich noch für glücklich?“ — und führte sein Regiment nach Stenay zurück; von da ging er mit einigen Getreuen über die Grenze. Aus Luxemburg, wo Augeard ihn und seine Familie voller Verzweiflung traf,[1]) erließ er ein Schreiben an die Nationalversammlung, worin er die Schuld der Flucht des Königs ganz auf sich nahm: [2])

Schreiben an die Nationalversammlung.

„Der König hat soeben einen Versuch gemacht, seine Fesseln zu zerreißen; ein blindes Schicksal, welchem die Reiche unterworfen sind, hat anders entschieden: er ist noch Euer Gefangener. Sein Leben, wie das der Königin — ich denke mit Schauder daran — sind in der Gewalt eines Volkes, das Ihr blutgierig gemacht habt und das der Spott aller Völker geworden ist. Es ist wichtig für den König, für Euch, für das, was man die Nation nennt, und für mich, daß man einmal erfahre, daß der König nur auf das Heil eines ungerechten und grausamen Volkes bedacht war.“ — Dann spricht sich der Brief über den Stand der Parteien aus, über Lafayette, der nur eine Republik wolle, über die Clubs, welche die Armee zu Grunde gerichtet hätten, und daß er, Bouillé, unter solchen Umständen dem König gerathen habe, Paris zu verlassen; daß der König, weil er Blutvergießen fürchtete, lange seinen Bitten widerstand, nicht minder die Königin; daß aber die Vorgänge vom 18. April ihnen die Unerträglichkeit der Lage deutlich machten und daß sie nach Montmédy reisen wollten, nicht um unhaltbare Zu-

---

[1]) Augeard, Mém., p. 274.
[2]) Buchez et Roux, Hist. parlem., X, p. 402—404.

stände zurückzuführen, sondern um eine andere Nationalversammlung zur Durchsicht der Verfassung zu berufen. — „Glaubet mir", heißt es am Schlusse, „alle Fürsten der Welt sehen ein, daß sie durch das Ungethüm bedroht sind, das Ihr erzeugt habt, und werden sich auf unser unglückliches Vaterland stürzen. Ich kenne unsere Kräfte, jegliche Hoffnung ist ein Traum, bald wird Eure Züchtigung der Nachwelt zum Exempel dienen. So muß ein Mann zu Euch reden, dem Ihr anfangs Mitleid eingeflößt habt. Klaget Niemand einer Verschwörung gegen Eure teuflische Verfassung an! Nicht der König hat die Befehle abgefaßt, die er gegeben hat — ich habe Alles angeordnet — gegen mich allein müßt Ihr Eure Dolche spitzen und Eure Gifte brauen. Ihr seid verantwortlich für das Leben des Königs und der Königin vor allen Fürsten der Welt: wenn man ihnen ein Haar krümmt, so wird kein Stein auf dem andern in Paris bleiben! Ich kenne die Wege, ich werde die fremden Armeen führen. Dieser Brief ist nur der Vorbote des Manifestes der Könige von Europa — sie werden Euch vernehmlicher vom Kriege reden, den Ihr zu befürchten habt. Gott befohlen, meine Herren! — Bouillé." — Also der tapfere Mann, der sich für den König opferte, welcher durch seine Ungeschicklichkeit den guten Plan vereitelt hatte; er nahm jetzt alle Schuld auf sich, nur um das Leben Ludwigs und der Königin zu sichern. Für Frankreich geächtet, floh Bouillé später nach England. Dort traf ihn ein früher Tod und so endete — wie vergeudet — wieder eine tüchtige Kraft, die man nicht zu benützen verstand. —

Begreiflich, daß die Nationalversammlung keine Antwort auf das Schreiben gab. In ihr wurde am 22. Abends schon die Nachricht verbreitet: „Man hat ihn!" [1]) — Am 24. April stand Postmeister Drouet (und sein Freund Guillaume, ein ehemaliger Dragoner) vor ihr und erzählte, wie er den König erkannt und was er gethan habe, um den Fluchtplan zu vereiteln.[2]) Seine Rede ward mit Beifall angehört und der Vorsitzende versicherte, Frankreich wisse ihm Dank für seine guten Dienste. Dennoch erzählt uns Ferrières, daß die Versammlung, von der er ein Mitglied war, die Verhinderung der Flucht nicht gerne vernahm,[3]) und sein Bericht hat das Gepräge der Wahrheit. „Sie machte den Hoffnungen der Orleanisten und der Feinde der Revolution ein Ende und brachte die Anhänger der Verfassung in Verlegenheit: Niemand hatte darauf gerechnet und Niemand sie gewünscht." Aehnliches bemerkt Fontanges, welcher sehr gute Nachrichten hat:[4]) einflußreiche Mitglieder hätten schon mit Männern der Rechten wegen eines Vergleiches unterhandelt, mit Cazalès und Malouet, den sie mit dem Könige abschließen sollten. Die Verhaftung habe allen diesen Plänen auf einmal ein Ende gemacht und schon aus Rücksicht auf die Pariser hätte die Versammlung jetzt den König als einen Gefangenen behandeln müssen, der nur von der Gnade der Sieger abhänge. —

Die Nationalversammlung.

---

[1]) „Il est arrêté, il est arrêté!"
[2]) Buchez et Roux, l. c. X, p. 353—57.
[3]) Ferrières, Mémoires, II, p. 369.—71.
[4]) Weber, l. c. II, p. 127—28.

Was ist mit dem König zu machen? Wie man den Rückkehrenden behandeln solle, beriethen insgeheim die Häupter. Thouret schlug vor: „Der König bekommt eine Wache, die unter dem Befehl Lafayettes steht, der für seine Sicherheit einstehen muß; desgleichen bekommen die Königin und der Kronprinz, für welchen ein Erzieher zu ernennen ist, eine besondere Wache. Alle, welche sie auf der Flucht begleiteten, sollen verhört, dagegen der König und die Königin um eine Aufklärung darüber gebeten werden. Der Justizminister wird fortfahren, die Beschlüsse der Nationalversammlung zu siegeln. Deßgleichen werden die anderen Minister und der Schatzmeister in ihrem Bereiche die vollziehende Gewalt vertreten.“ Die Anhänger der Verfassung waren gegen den Antrag, welcher ihnen wie die provisorische Errichtung der Republik vorkam, wurden aber überstimmt. Sie wußten überdies, wie thätig die Orleanisten waren, und befürchteten, daß die Frage wegen des Königs gar an die 83 Departements gebracht werden möchte, die gerade mit den Wahlen für die nächste Versammlung sich beschäftigen sollten. Darum beantragten sie, daß die Urversammlungen erst zusammentreten sollten an dem Tage, den die Nationalversammlung bestimmen würde.

Orleanisten

Hauptsache war jetzt, daß der König bald und sicher nach Paris kam. Drei Mitglieder der Versammlung wurden erwählt, um den König abzuholen, mit unbedingter Vollmacht, Alles anzuordnen, was sie für zweckdienlich hielten. Es waren Vertreter der Hauptparteien, Latour-Maubourg, ein Anbeter Lafayettes und der Verfassung, Pétion, ein fanatischer Republikaner, und Barnave, den wir schon öfter seine Grundsätze entwickeln hörten. Sie reisten auf der Stelle ab.

Indeß ging der Wagen des Königs anfangs langsam voran, von Varennes aus von den Mitgliedern der Clubs der nächsten Ortschaften, von Nationalgarden und sogar von 150 Dragonern geleitet, welche sich geweigert hatten, ihrem Obersten zu gehorchen. In Einemfort ertönte der Ruf: „Es lebe die Nation und die Nationalversammlung!“ und dies Geschrei hörte nur auf, als die Leute nicht mehr schreien konnten wegen der Raschheit, mit welcher der Wagen plötzlich davonfuhr, weil man fürchtete, Bouillé könne ihn mit seinen Reitern noch einholen. Wie gern hätte das Bouillé gethan, aber es war unmöglich.[1]) Eher wäre der König und die ganze königliche Familie von dem erregten Volke zusammengehauen worden, als daß man sie in den Händen Bouillés gelassen hätte. Man kann sich keine Idee von den Leiden der königlichen Familie auf dieser unglückseligen Reise bilden. Außer dem steten Geschrei: „Es lebe die Nation, die Nationalversammlung!“ mußten sie auch in jeder Ortschaft, durch die sie kamen, Anreden des Maire oder der Clubvorstände anhören, welche dem König die bittersten Vorwürfe

[1]) „Bouillé suchte durch sein Schreiben an die Nationalversammlung den ganzen Haß von der Flucht des Königs auf sich selber zu laden, er selber habe den König verleitet zur Reise. Er drohte den Franzosen mit der Rache Europas, wenn dem König Etwas geschehe. Das Schreiben hatte jedoch keine Wirkung. Die Nationalversammlung war trunken von ihrem Erfolge und von den Glückwünschen fast aller Clubs des Königreichs. Sie hörte in Einemfort die heftigsten Reden für die Absetzung des Königs an.“ Bouillé war aber, wie schon früher bemerkt wurde, durchaus nicht für die Wiederherstellung des alten Regiments. In einer Zuschrift an die Prinzen erklärt er: „Keine Gewalt wird hinreichen, das Volk niederzuhalten; sein Gehorsam wird nur durch eine Ordnung der Dinge gesichert werden, welche das Schicksal des Volkes verbessert und für immer die Vernichtung der alten Mißbräuche sichert.“ Tourzel, Mém., I, p. 354. — Droz, l. c. III, p. 356—91.

über seinen Fluchtversuch machten. So in Sainte-Menehould, wo dem König hart vorgeworfen wurde, er habe Frankreich den Fremdmächten überliefern wollen. Ruhig antwortete Ludwig XVI., man täusche das Volk über seine Absichten, er habe stets nur dessen wahres Wohl angestrebt.

Eine Ausnahme machte nur die Stadt Châlons: hier war die Gesinnung theilnahmsvoll, die Aufnahme herzlich; hier hatte einst Marie Antoinette, da sie als Dauphine nach Frankreich kam, begeisterte Aufnahme gefunden und Viele, die jenes schönen Tages sich erinnerten, fingen laut zu weinen an, als sie die Königin in so mißlicher Lage sahen. Man wollte trösten, so gut man konnte: junge Mädchen brachten Blumen, boten der Königin ihre Bedienung an; die Behörden bedeuteten ihm leise, ein offener Befreiungsversuch sei nicht möglich, aber in der Nacht könne der König sich retten, doch nur er allein; sie zeigten ihm in der Intendantur, wo die königliche Familie abgestiegen war, eine verborgene Thüre, die zu einer geheimen Treppe führte, auf welcher er in Verkleidung entkommen könne; aber der König schrack vor der Gefahr zurück, welche die Flucht über seine Familie bringen könnte, und lehnte den Vorschlag mit warmer Dankbezeugung ab.[1]) Ein solcher Fluchtversuch war Sache eines kühnen Mannes, und Ludwig XVI. hatte wohl den Muth zu dulden, aber nicht den Muth zu wagen. Was wäre erfolgt, wenn man ihn eingeholt hätte?

Châlons.

Rath zur Flucht.

Die gute Stimmung in Châlons machte die Revolutionäre sorglich, sie sandten noch denselben Abend nach Rheims um Hilfe und von dort schickte man einen Haufen der ärgsten Strolche, die denn auch nach ihrer Ankunft auf rasche Abreise drangen und den König nicht einmal die heilige Messe zu Ende hören ließen, obschon es Frohnleichnamstag war. — Um die treue Stadt nicht ins Unglück zu bringen, entschloß sich Ludwig XVI. sofort zur Abreise. Unterwegs beklagten sich die Strolche von Rheims über Hunger, die Königin gab ihnen Einiges von den Vorräthen, die man in Châlons in ihren Wagen gelegt hatte. — „Rührt es nicht an", rief Einer, „es ist Gift darin, sonst hätte sie es nicht angeboten". Empört durch die Beleidigung, die man der Königin anthat, aß der König selbst vom Angebotenen und gab auch den Kindern davon.

Rheims.

In Epernay mußte der König wieder bittere Vorstellungen anhören und aussteigen, damit die Wache, die den Wagen begleitete, zu Mittag essen könne. Hier wurden wilddrohende Stimmen laut. „Stell Dich vor mich", sagte Einer zum Andern, „daß ich gut auf die Königin ziele, ohne daß man weiß, woher der Schuß kommt." Cazotte, welcher damals bei Epernay wohnte und die grausame Stimmung kannte, hatte seinen ältesten Sohn zum Schutze der königlichen Familie gesendet. Madame Elisabeth erkannte ihn und redete ihn vorwurfsvoll an: „Auch Sie, Cazotte!" — „Ich bin nur gekommen, um Sie zu retten; thun Sie aber ja nicht dergleichen, als ob Sie mich kennen." — Er that Alles und er brachte die königliche Familie sicher durch die rasende Menge zum Wagen.[2]) —

Cazotte.

Da trafen zum Glück die Abgeordneten der Nationalversammlung ein. Sie hatten unterwegs die schmeichelhaftesten Beweise der Anhänglichkeit des Volkes erhalten und lasen jetzt als Machthaber dem König ihren Auftrag vor. Ludwig sagte, er sei der Versammlung dankbar für ihre Sorge um seine

Die drei Commissäre.

[1]) Tourzel, Mémoires. I, p. 330.
[2]) Ibid., I, p. 332—33.

Sicherheit, um das Ansehen des Königs. Sie übergaben den Oberbefehl an Damas, den Adjutanten Lafayettes, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Latour-Maubourg. Der König lud Latour-Maubourg ein, in seinem Wagen Platz zu nehmen, doch dieser schämte sich der Rolle, die er seinem Könige gegenüber spielte, und setzte sich zur Frau von Tourzel in den kleinen Wagen, durch die er sich bei der Königin entschuldigte: er habe den traurigen Auftrag nur übernommen, um dem König nützlich zu sein, die Königin möge dagegen suchen, den einflußreichen Barnave für ihre Sache zu gewinnen. Das gelang ihr auch vollkommen; wer in ihre Nähe kam, wurde wie umgewandelt. So viel Hoheit und so viel Unglück ergriff den Abgeordneten von Grénoble, zu dem der Dauphin sogleich große Zuneigung faßte. Pétion. Pétion setzte sich frech und plump zwischen den König und die Königin in den Hintergrund des Wagens, Barnave bescheiden ihnen gegenüber zwischen Madame Elisabeth und die Tochter des Königs. Die Königin erzählte später der Campan,[1]) wie vortheilhaft sein feines Benehmen gegen die republikanische Rohheit Pétions abstach; dieser aß und trank im Wagen sehr unsauber, warf die abgenagten Knochen zum Kutschenschlag hinaus, beinahe dem König ins Gesicht, hob sein Glas in die Höhe, als ihm Madame Elisabeth wieder einschenken wollte, ohne mit einem Worte zu danken. Ueberlegt roh war der Ton, in dem er sprach. Barnave war empört darüber. Als ihn die Königin bat, Etwas zu Barnave. nehmen, antwortete Barnave: „Madame, die Abgeordneten der Versammlung dürfen sich in einem so feierlichen Augenblicke nur mit Ihren Majestäten und ihrer Sendung und keineswegs mit ihren eigenen Bedürfnissen beschäftigen.“ Er gewann nicht bloß die Königin, sondern auch Madame Elisabeth durch sein tactvolles Benehmen. Der König sprach mit Pétion über die Lage Frankreichs und über seine Flucht und daß die Regierung einer größeren Macht bedürfe, denn Frankreich könne keine Republik sein. „Jetzt noch nicht, denn die Franzosen sind noch nicht reif für eine Republik, für die ich immer war“, entgegnete Pétion. Diese kecke und rohe Antwort that dem König so weh, daß er weiter kein Wort mehr mit dem Manne sprach, der sich darin gefiel, in den Locken des Dauphin zu spielen, sie zu ringeln, daß dieser oft laut aufschreien mußte. Entrüstet rief die Königin: „Geben Sie mir meinen Sohn, er ist an sorgfältige Behandlung und nicht an solche Vertraulichkeit gewöhnt.“ — Barnaves Muth gefiel den königlichen Frauen. Ein armer Pfarrer nahte sich dem Wagen, um dem Könige einige Worte zum Trost und zur Ermuthigung zu sagen, da packte ihn der Pöbel, warf ihn unter die Füße der Pferde und er sollte eben geschlachtet werden. Die Königin schrie laut auf. „Tiger!“ rief Barnave, „habt Ihr aufgehört, Franzosen zu sein? Seid Ihr aus tapferen Männern Meuchelmörder geworden?“ — Diese Worte retteten dem Priester das Leben. Barnave war, in seinem Eifer ihn zu retten, beinahe aus dem Wagen gestürzt, Madame Elisabeth hielt ihn vor Sorge am Rockflügel. Gegensätze. Die Königin bemerkte der Campan später, in großen Krisen träten die Gegensätze am schroffsten hervor und gewiß sei es merkwürdig gewesen, daß die Schwester des Königs den Demagogen schützend am Rocke gehalten, der, einen Pfarrer zu retten, sich beinahe aus dem Wagen stürzte. Die milde, tiefe Art dagegen, mit welcher Madame Elisabeth über die öffentlichen Ereignisse sprach, ihre Einfachheit, ohne daß sie sich in ihrer Würde Etwas vergab, kamen Barnave himmlisch vor.

Madame Elisabeth sagte nämlich zu Barnave:[2]) „Ich bin sehr froh

---

[1]) Campan, Mémoires, II, p. 150 ff.
[2]) Tourzel, Mém., I, p. 336—38.

über die Gelegenheit, mit Ihnen freimüthig über die Revolution zu reden. Sie haben zu viel Geist, als daß Sie nicht einsehen, daß der König die Franzosen liebe und sie glücklich machen wolle. Durch allzugroße Liebe zur Freiheit irregeführt, haben Sie nur deren Vortheile berechnet, ohne an die Unordnungen zu denken, die mit ihr kommen mußten. Ihre ersten Erfolge haben Sie berauscht und weit über das vorgesteckte Ziel hinausgeführt. Der Widerstand, auf den Sie stießen, hat Sie gegen die Schwierigkeiten verhärtet und Sie sich ohne Bedenken über jedes Hinderniß hinaus setzen lassen. Sie haben vergessen, daß das Gute sich nur langsam ins Werk setzt, und daß man leicht irre geht, wenn man zu schnell zum Ziel kommen will. Sie haben sich eingeredet, daß Sie ein vollkommenes Werk zu Stande bringen, wenn Sie alles Bestehende zerstören, sei es nun gut oder schlecht, und daß Sie Dasjenige, dessen Erhaltung nützlich wäre, schon wieder herstellen könnten. Von diesem Gedanken verleitet, haben Sie alle Grundlagen der Monarchie angetastet und mit Schimpf, Hohn und Bitterkeit den besten der Könige getränkt. All seine Mühen und Opfer, um Sie auf gesundere Ideen zurückzubringen, waren unnütz, und Sie haben nie aufgehört seine Absichten zu verläumden und ihn in den Augen seines Volkes zu erniedrigen, indem Sie dem König alle seine Vorrechte, um Achtung und Liebe zu erwecken, wegnahmen. Obschon er aus seinem Palast nach Paris in der rohesten Weise geschleppt wurde, so hat sich seine Güte doch nie verläugnet; er streckte die Arme nach seinen verirrten Kindern aus, um sich mit ihnen zu verständigen und das Glück Frankreichs zu begründen, welches er trotz seiner Verirrungen liebt. Sie haben ihn gezwungen, eine Verfassung zu unterzeichnen, die noch nicht fertig war, und obschon er Euch vorstellte, daß es passend sei, erst das vollendete Werk zu genehmigen, so haben Sie ihn doch gezwungen sie bei einem Bundesfest zu beschwören, durch welche Sie die Departements für sich gewinnen und die Nation vom König losreißen wollten." — „Ach beklagen Sie sich nicht über das Bundesfest", entgegnete Barnave, „wir wären verloren gewesen, wenn Sie verstanden hätten es zu benützen."

Madame Elisabeth über die Revolution,

Die königliche Familie seufzte bei diesen Worten auf, Madame Elisabeth aber fuhr fort: „Durch die verschiedenen Beschimpfungen wurde der König angegriffen in seiner Familie, in seinen Grundsätzen, in seiner Person. Tief betrübt über die Verbrechen, die in ganz Frankreich begangen wurden, beim Anblick der allgemeinen Auflösung und der daraus folgenden Uebel hat er sich entschlossen, Paris zu verlassen und in eine Stadt des Königreiches zu gehen, wo er frei in seinem Handeln die Nationalversammlung einladen könnte, ihre Beschlüsse durchzusehen und in Eintracht mit ihr eine Verfassung zu schaffen, welche den verschiedenen Gewalten die rechte Wirkungsweise geben und das Glück Frankreichs begründen könnte. Ich rede nicht von den Leiden, die wir alle erduldeten. Der König, der mit Frankreich eins sein will, beschäftigt uns einzig; ich werde ihn nie verlassen, wenn nicht Ihre Beschlüsse, die jede Freiheit aufheben, es mir unmöglich machen, nach meiner Religion zu leben, an der ich mehr hänge als an meinem Leben." — „Gehen Sie ja nicht fort, Ihr Beispiel und Ihre Gegenwart sind Ihrem Vaterland von Nutzen" entgegnete Barnave. — „Es würde mich schwer ankommen, meinen Bruder zu verlassen, da er so unglücklich ist. Nur religiöser Zwang könnte mich dazu bringen, aber das macht auf Sie keinen Eindruck, Herr Barnave, Sie sind Protestant oder Sie haben gar keine Religion." Barnave entgegnete, man habe ihn verläumdet, und so ging Madame Elisabeth mit ihm alle Beschlüsse durch gegen die Religion, gegen die Monarchie, und Barnave schien ganz Ohr zu sein und konnte ihren mit Anmuth und mit der Kraft der Wahrheit vorgetragenen Gründen wenig entgegen-

und den König.

halten. Auch entging ihm kein Wort, keine Bemerkung, keine Wahrheit und dieser Tag änderte seine Ansichten, seine Haltung und gab seinem Geist eine höhere Weihe.[1])

Barnave und die Königin. In einem der Gasthöfe, wo man abstieg, sprach Barnave vertraulich mit der Königin von den Mißgriffen der Royalisten und daß er dem Könige oft gern seinen Beistand angeboten hätte. „Was sollen wir denn machen?" entgegnete die Königin. — „Suchen, die Liebe des Volkes wieder zu gewinnen." — „Man hat mir die Popularität genommen", erwiderte Marie Antoinette. — „Es ist Ihnen leichter, sie wieder zu gewinnen, als mir!" — antwortete der junge Tribun. Die drei Abgeordneten speisten auf Einladung des Königs mit ihm und der königlichen Familie. Pétion fing da in seiner Sansculottenart über Religion zu reden an, ward aber von Madame Elisabeth mit einer Einfachheit und Kraft der Logik zurückgewiesen, daß Barnave die Prinzessin zu bewundern anfing. Deßungeachtet konnte Pétion glauben, die fromme Prinzessin habe sich auf der Reise in ihn verliebt.[2]) Der König sprach nur noch mit Barnave über seine Flucht und die reinen Absichten, welche er damit verbunden, und der Tribun bewies in seinen Antworten eine Umsicht, eine Mäßigung und eine Schärfe zugleich, die den König gewann. Wie wenig würden oft hervorragende Männer entgegengesetzter Richtungen sich verkennen, wie viel Bitterkeit und Haß sich ersparen, wenn sie von Angesicht zu Angesicht ihre Meinungen austauschten!

Paris. Am fünften Tag[3]) nahte der Zug der Stadt Paris. In Meaux erwartete ihn eine starke Abtheilung der Bürgerwehr der Hauptstadt. Der Zudrang, die Gefangenen zu sehen, war noch gewaltiger, als bisher, der Tag heiß; man erstickte fast unter dem Staube, den die Mitziehenden in Einemfort aufwirbelten. „Sehen Sie, meine Herren, in welchem Zustande meine armen Kinder sind! wir ersticken!" rief die Königin, indem sie den Vorhang herabließ, der Menge zu, die sich an den Wagen drängte. — „Wir werden Dich auf ganz andere Weise ersticken!" lautete die Antwort. Einige stiegen am Fußtritt hinauf und sahen schweigend den König, die Königin, den Dauphin an. In den Blicken blitzte wilder Haß, aus dem Munde tönten Schimpfworte, Drohungen. Die Fahrt war wie der Gang eines verhaßten Verbrechers zur Hinrichtung. Kein Haupt wurde entblößt. Die Nationalgarde, in dichten Reihen aufgestellt, stützte sich trotzig auf ihre Gewehre, oder hielt sie umgekehrt, wie an einem Tage der Trauer; sie präsentirte nicht mehr vor dem König, keine Fahne senkte sich mehr vor dem obersten Kriegsherren. — Lafayette hatte, in Sorge für das Leben des Königs — seine Gegner sagen, um das Schauspiel der Demüthigung deutlicher zu machen — Damas verboten, den Zug durch die Stadt zu führen, der Wagen kam daher auf der Avenue des Champs-Elysées gegen die Tuilerien, mitten in einem Wald von Bajonnetten. Strenge Befehle hatten dem Volke Ruhe und Schweigen auferlegt, Straßenanschläge bedrohten Den, welcher dem König klatsche, mit Stockschlägen, mit dem Stricke jedoch Den, welcher ihn beschimpfe;[4]) sie galten als Zeichen der Großmuth, wurden aber nicht beachtet: je näher der Zug den Tuilerien kam, um so drohender wurde das Geschrei, um so bitterer die Schimpfworte, namentlich gegen die Königin. Ohne die dichten Reihen der Bürgerwehr wären König und Königin sicher ein Opfer der Volkswuth geworden.

(Randnotizen: „Die Bürgerwehr." neben „blößt. Die Nationalgarde …"; „Der Pöbel." neben „Zeichen der Großmuth …")

---

[1]) Tourzel, Mémoires, I.
[2]) Wie später sich zeigen wird.
[3]) Es dauerte nicht acht Tage, wie Thiers erzählt.
[4]) Celui qui applaudira le roi aura des coups de bâton, celui qui l'insultera sera pendu.

Marie Antoinette kannte diese Gefahr wohl, zeigte aber nur Sorge für den König und die Leibwächter. Beim Anblick des Schlosses bat sie Barnave dringend, über deren Leben zu wachen; er versprach, eher den Tod zu erleiden, als zu dulden, daß ihnen ein Leid geschehe, und hielt sein Wort. In der Nähe der Treppe hielt Lafayette mit seinen Officieren den Andrang des Volkes mit Mühe zurück. „Retten Sie die Gardes-du-Corps!“ — rief ihm die Königin zu. Barnave beschwichtigte die Masse, welche nach den Köpfen der Leibwächter schrie, und ließ diese in das Schloß führen, bis die Nationalversammlung über ihr Schicksal entschieden habe. „Da sind wir ja“, sagte der König; er und die Kinder stiegen zuerst aus, die auf den Armen der Nationalgarde in das Schloß hinaufgetragen wurden. Jetzt verließ die Königin den Wagen, der Vicomte von Noailles und der Herzog von Aiguillon boten ihr den Arm. Die Tochter Maria Theresias verlor aber ihre Geistesgegenwart nicht: sie wies die angebotene Hand von persönlichen Feinden und Edelleuten, welche die Fürsprecher der Revolution geworden waren, mit einem Blicke zurück und reichte ihren Arm einem Abgeordneten der Rechten. In ihren Gemächern angekommen, hatte sie die herzzerreißendste Sorge, weil sie den Dauphin lange nicht zu sehen bekam; sie fürchtete bald, daß man sie als Gefangene behandle, bald daß man ihren Trost, ihre Hoffnung von ihr trenne. Doch kam der Dauphin noch denselben Tag zu ihr.[1]) — Die Königin.

Barnave und Pétion kehrten staubbedeckt von den Tuilerien zurück in die Nationalversammlung, um Bericht über die Reise zu erstatten, Barnave in hochfliegenden Worten betonend, wie er die Würde der Majestät wahren zu müssen glaubte, und wie der König entschieden erklärte, daß er nie über die Grenze des Reiches habe fliehen wollen; Pétion dem Volke schmeichelnd ob seiner vortrefflichen Haltung: zwar sei bei der Ankunft des königlichen Wagens das Volk auf die Gardes-du-Corps losgestürzt, und dies könnte leicht mißdeutet werden, er selber sei bei diesem Anlasse am Kragen gepackt worden. Aber das edle Volk habe nur die gesetzliche Strafe verlangt und habe gefürchtet, daß diese Leibwächter derselben entwischten. Die Versammlung beschloß, daß sie ins Gefängniß zu führen und zu verhören seien.[2]) Reisebericht.

So Pétion, so Barnave. Der Erstere sog die Aeußerungen der Volksgunst unterwegs, wie einen ihm schuldigen Tribut, mit Gier ein und sprach in jedem Haltplatz laut vor allem Volk seinen Eifer aus für die Republik; dieser kam als ein Bekehrter, als ein Reuiger zurück: sein Herz war erschüttert von der Größe des Unglücks. Wie ganz anders fand er die Tochter der Cäsaren, als er, durch die Wolken der Verläumdung getäuscht, sie bisher angesehen hatte! Der Seelenadel der Gefangenen ergriff sein Herz — das noch unverdorben war. Welches Schicksal stand dem bildschönen Kinde bevor, dem Erben der herrlichsten Krone, das sich im Wagen auf seinen Knien schaukelte, und wie gute Kinder an Barnave das gute Herz herausfühlte. Barnave war gerührt von der Unschuld. „Ich weihe Dir eine Thräne“, sagt Ferrières, „Deiner rührenden Unschuld. Du fühltest nicht die Leiden der Gegenwart, Du ahntest nicht, was Entsetzliches die Zukunft über Dich und Deine unglückliche Familie bringen würde!“ [3]) Mit Stolz las das Kind die Inschrift auf den Knöpfen von Barnaves Frack und brachte die Worte heraus: Vivre libre ou mourir! und fand erstaunt, daß auf allen Knöpfen Barnave.

---

[1]) Fontanges in Weber, Mémoires, II, p. 139.
[2]) Buchez et Roux, l. c. X, p. 372—76.
[3]) Ferrières, Mémoires, II, p. 378.

derselbe Spruch stand. Aber Barnave war in seinem Herzen fortan für das Königthum und thätig, es zu retten, und er ist dafür gestorben.

Barnave

König und Königin ließen sich fortan in ihren Schritten von Barnaves Rath leiten, der mit ihnen, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, geheime Zusammenkünfte hatte. Sein Geist ist in der Erklärung des Königs über seine Flucht erkenntlich, die er den zur Empfangnahme derselben bestimmten drei Abgeordneten gab, dem Tronchet, Duport und Dandré.[1])

Erklärung des Königs,

Einem Verhöre, sagte der König, würde er sich nie unterwerfen, aber dem Wunsche der Versammlung nach einer Erklärung werde er gerne nachkommen. Die Beschimpfungen und Drohungen am 18. April und den nachfolgenden Tagen, die man nicht zu bestrafen gewagt habe, hätten in ihm den Entschluß erweckt, Paris zu verlassen, aber nicht das Königreich, denn in Montmédy habe er Wohnung bestellt und Schutz gesucht, dahin sollten auch seine Brüder kommen. Er habe bei Nacht heimlich Paris verlassen, weil es am hellen Tage und offen nicht möglich war. Er habe erst auf der Reise erkannt, wie die öffentliche Meinung zu Gunsten der Verfassung so entschieden sei. Sobald er den allgemeinen Willen erkannt, habe er keinen Augenblick gezögert, ihm seine Interessen zum Opfer zu bringen. — Kurz und gut war die Antwort der Königin: „Da der König abreisen wollte, hätte Nichts in der Welt mich abgehalten, ihm zu folgen. Ich habe seit zwei Jahren unter verschiedenen Umständen hinlänglich bewiesen, daß ich ihn nie verlassen will. Was mich noch entschlossener machte, war die Gewißheit, daß der König nie das Königreich verlassen wollte; hätte er dazu irgend eine Neigung gehabt, so hätte ich alle meine Kraft aufgeboten, ihn davon abzubringen. Die Erzieherin meines Sohnes wußte durchaus Nichts vom Ziel unserer Abreise und hörte nur wenige Stunden zuvor, daß wir fort wollten. Die drei Couriere wußten Nichts vom Ziel und vom Grund der Abreise, deßgleichen die beiden Kammerfrauen. Monsieur und Madame sollten auf französischem Boden zu uns stoßen; sie nahmen einen anderen Weg, nur weil wir fürchteten, daß es an Postpferden auf der gleichen Straße fehlen würde.“ [2])

der Königin.

Strenge Haft

Uebrigens blieb der König und die Königin in strenger Verwahrung. Entweder hatte Lafayette Sorge, daß Beiden die Flucht doch noch gelingen möchte, oder er wollte Rache nehmen für die Gefahr, die er ausgestanden.

Die Tuilerien und der Garten wurden mit einem dreifarbigen Bande umschlossen. Im Garten war ein wahres Lager, in den Gängen zahlreiche Mannschaft. Selbst den Mitgliedern der Nationalversammlung war das Betreten des Tuileriengartens verboten, sonst könne er dem Pöbel den Zutritt nicht verwehren, meinte Lafayette. In das Schloß selber durfte Niemand eintreten, der nicht streng zur Dienerschaft gehörte, und auch diese ward beim Eingang und Ausgang untersucht. Schildwachen waren sogar auf dem Dache. Rauchfangkehrer mußten die Kamine untersuchen, ob die königliche Familie nicht durch diese entfliehen könnte! Gouvion wollte die Bewachung der Königin nicht übernehmen, wenn nicht mehrere Thüren zugemauert würden.[3]) Das war aber alles Nichts gegen die Vor-

[1]) Den Wortlaut bei Buchez et Roux, l. c. X, p. 394—97.
[2]) Buchez et Roux, Hist. parlem., X, p. 397—98. — Ferrières, Mém., II, p. 386—89. — Weber, l. c. II, p. 146—47. — Tourzel, Mém., I, p. 350—52.
[3]) Ferrières, Mémoires, II, p. 386—89. — Tourzel, l. c. I, p. 348.

sicht innen im Schlosse: zahlreiche Schildwachen in allen Gängen, an allen Thüren, selbst zwischen dem Zimmer des Königs und der Königin, selbst im Schlafzimmer der Königin! Vor Männern der Bürgerwehr mußte die Königin sich zu Bett legen, schlafen und wieder aufstehen, sie brachten buchstäblich in ihrem Schlafgemach die Nacht zu. Endlich fühlte Lafayette selber das Unziemliche dieser Maßregel, oder redete der König in allem Ernste mit ihm — eine Wache war von da an im Zimmer der Königin nur so lange noch, als sie auf war; wollte sie zu Bett gehen, so trat die Wache zurück, die Thüre aber mußte halb offen bleiben, daß der Soldat die Königin immer sehen konnte. Als Marie Antoinette in einer Nacht zu lesen anfing, weil sie nicht schlafen konnte, öffnete der Wachmann die Vorhänge und setzte sich vertraulich auf ihr Bett: „Ich sehe, Sie können nicht schlafen, plaudern wir ein wenig, das ist besser für Sie.“ Sie beherrschte ihren Unmuth und ließ ihn auf seine Weise das Unziemende seiner frechen Vertraulichkeit fühlen.[1]) Sie war zu stolz, um Lafayette Vorwürfe über diese Strenge zu machen; sie ertrug Alles gefaßt. Der innere Schmerz zeigte sich jedoch bald in ihren Zügen: die sie früher gesehen, konnten sie kaum wieder erkennen. Als Fräulein Dubucquoy vor den Verheerungen des Kummers im Antlitz der Königin das Taschentuch vor die Augen hielt, sagte Marie Antoinette: „Verbergen Sie Ihre Thränen nicht, Sie sind viel glücklicher als ich; meine Thränen fließen im Stillen seit zwei Jahren und ich bin gezwungen sie hinunterzuschlucken.“ Unter ihr Porträt mit grauen Haaren, das sie der Lamballe sandte, schrieb sie: „Meine Leiden haben sie gebleicht.“ Madame Elisabeth sprach damals: „Mein Gott, wie unglücklich muß sie sein! Ich wage gar nicht mit ihr von dem Gram zu sprechen, den sie empfindet, erstens weil ich fürchte, ihr Kummer zu machen, und dann, weil ich ihr vielleicht Dinge sagte, von denen sie noch gar Nichts weiß. Sie ist sehr glücklich, so viel Religion zu haben, als sie hat; das kräftigt sie noch und darin liegt die einzige Hilfe. Sie ist sehr zufrieden mit ihrem Beichtvater und läßt ihn jeden Tag rufen.“ Marie Antoinette.

Fassung zu zeigen war für sie um so nöthiger, als der König, der sonst so Vieles zu ertragen vermochte, auf einmal wie gebrochen erschien. Zehn Tage sprach er kein Wort mehr; es schien, als ob er sterben wollte. Da fiel die Königin mit ihren Kindern vor ihm auf die Kniee: „Bewahren wir alle Kraft auf den letzten Kampf mit dem Schicksal! Laß uns königlich sterben und nicht ohne Widerstand warten, bis man kommt, um uns in unseren Gemächern zu erwürgen!“ Der König.

Das waren die Folgen der Flucht nach Varennes; sie scheiterte, weil sie nicht im Sinne Mirabeaus unternommen, zu früh und zu spät war: zu früh, das heißt vor Abschluß der Verfassung, zu spät, weil der König seine Zustimmung zu dem, was die Revolution geschaffen, zu entschieden ausgesprochen hatte. Sie scheiterte an der Unschlüssigkeit des Königs, an Fehlgriffen einiger Werkzeuge[2]) und am Zufall, daß der fanatische Drouet den König Warum die Flucht scheiterte.

---

[1]) Weber, Mémoires, II, p. 144.

[2]) Die Königin schrieb dem Goguelas die Verhaftung in Varennes zu, er habe früher den Weg gemacht und nach seinem leichten Fuhrwerke die Fahrtenzeiten für den schweren Wagen bemessen, dann habe er Sommevel zu früh verlassen, keinen Courier nach Varennes geschickt und habe unnöthig den Weg durch den Argonnerwald gemacht und sei so in Varennes zu spät angekommen; er habe beim König unschlüssig angefragt, was er thun solle, statt sogleich zu handeln; er habe auf des Königs Frage: „Wird es heiß hergehen?“ mit seiner Antwort: „Sehr heiß!“ diesen entmuthigt. Dennoch nahm die Königin

erblickte und in seinem Aerger den Muth fand, ihn aufzuhalten; sie scheiterte am Eifer des Volkes für die Verfassung, an deren Bestand schon zu viele Interessen geknüpft waren. Lamartine meint:[1] „Die Flucht war der Weg entweder zur Schande oder zum Schaffot. Es gibt nur einen einzigen Weg, um von einem Thron zu fliehen, wenn man nicht auf demselben sterben will, nämlich die Abdankung. Nach seiner Rückkehr von Varennes mußte der König abdanken. Die Revolution würde seinen Sohn adoptirt und nach ihrem Bilde erzogen haben. Er dankte nicht ab, sondern er ließ sichs gefallen, von seinem Volke Verzeihung anzunehmen, und schwor, eine Verfassung zu vollziehen, die er geflohen hatte. Er war ein amnestirter König. Europa sah in ihm nur einen zurückgebrachten Ausreißer des Thrones, die Nation nur einen Verräther und die Revolution nur ein Spielwerk." Aber Lamartine vergißt, daß es sich weniger um den Sohn des Königs, als um den Herzog von Orleans oder die Republik handelte, und daß der König dem einen nicht weichen und die andere durch sein Bleiben hintanhalten wollte, und daß im Kampfe der Parteien durch die Thätigkeit seiner Freunde die Aussichten für das Königthum günstiger zu werden schienen, wie wir sogleich sehen werden. —

Das Interregnum. 25. Juni bis 30. September 1791. — Was soll aus dem König werden?

Jede Partei suchte aus der Flucht des Königs Vortheile zu ziehen, zunächst die Partei Orleans.

Orleans. Der Herzog von Orleans erschien, von seinem Sohne Philipp aufgeführt, bei den Jakobinern und wurde mit stürmischem Beifall begrüßt.[2] Sein Vertrauter Laclos. Laclos sprach von der Flucht und Verhaftung des Königs: 36 Stunden denke er bereits nach, was man jetzt zu thun habe, und finde Nichts. Ein gewisser Lepidor, mit dem die Sache ohne Zweifel verabredet war, entgegnete, man dürfe nicht die Monarchie aufheben, weil der König entflohen sei, die Form der Regierung sei monarchisch und müsse so bleiben. Er, der Redner, mißbillige das Verfahren mit dem König, man habe ihm stückweise die Verfassung vorgelegt und genehmigen lassen, sie sei aber nicht mehr das, was sie 1790 war. Man solle sie jetzt fertig machen und ihm einfach sagen: „Willst Du sie annehmen, oder nicht? wenn nicht, so machen wir einen Andern zum König." — „Was? Ludwig Danton. ist schon die Krone vom Kopfe gefallen!" brüllte Danton. „Hat er nicht erklärt, er suche die Mittel, um die Verfassung zu vernichten? Er ist entweder ein Schwachkopf, oder ein Schurke. Ist er ein Schwachkopf, so will ich an seiner Die Cordeliers. Stelle keinen Regenten, sondern einen Regentschaftsrath." — Der Club der Cordeliers ließ an allen Straßenecken anschlagen: „Frankreich, geknechtet 1789,

ihn später wieder zu Gnaden auf, denn an Eifer habe es ihm nicht gefehlt, wohl aber an Klugheit, und diese habe er sich nicht selbst gegeben. — Campan, Mémoires, II, p. 155—56.

[1]) Lamartine, Histoire des Girondins, I, liv. 2, § 30.

[2]) Ferrières, l. c. II. p. 394—96.

glaubte sich frei 1790, ist es aber erst Ende 1791: Ludwig XVI. hat abgedankt. Fortan hat er für uns keine Bedeutung mehr, wenn er nicht unser Feind wird. Wir sind also wieder in demselben Zustande, wie nach der Eroberung der Bastille, sofern es nämlich von Vortheil ist, einen Andern zum König zu ernennen." — In ähnlichem Sinne schrieen die Straßenausrufer: „O Franzosen, wie seid Ihr glücklich! Der Meineidige ist verhaftet. Das muß Euch zum Exempel dienen! Ludwig schwor an der Verfassung festzuhalten, er wurde meineidig; er ist nicht mehr werth, den erhabenen Titel eines Königs zu führen. Glaubet nie, daß er treu sein wird, wenn Ihr ihm auch verzeihet!"

Das war Alles zum Vortheil eines Königs aus dem Hause Orleans! Aber noch eifriger waren Viele für die Republik und zwar Männer, die man bisher für Anhänger der Verfassung hielt. *Die Republikaner.*

So machte ein Oberst bei den Jägern, Achille du Châtelet, einen Aufruf an alle Franzosen, worin die Sätze vorkommen:[1]) „Der König hat abgedankt, er ist von seiner Stelle desertirt, das zeigt die Flucht: auf die Zeit kommt es dabei nicht an, bloß auf die Thatsache. Die Nation kann aber nie mehr ihr Vertrauen einem Manne schenken, der, seiner Verbindlichkeit untreu, meineidig, heimlich davonläuft und einen König von Frankreich unter dem Kleid eines Bedienten verbirgt, auf die Grenze losgeht und, offenbar mit Hilfe des Auslandes, uns Gesetze geben will. — Ob er aus eigenem, oder Anderer Antriebe durchgegangen, ist uns gleichgiltig; er ist entweder ein Heuchler oder ein Schwachkopf, ein Tyrann oder ein Trobdel, jedenfalls unwürdig ein König zu sein. Wir sind also ihm gegenüber frei, wie er uns gegenüber frei ist; er hat keine Gewalt mehr über uns, wir sind ihm keinen Gehorsam mehr schuldig; wir kennen ihn nicht weiter als ein Individuum aus dem großen Haufen, bloß als Ludwig Bourbon. — Die Ursachen der Leiden Frankreichs gehen immer bis auf die Könige zurück, wir haben stets durch sie und für sie gelitten. Bei allen Verbrechen fehlte bisher nur der Verrath, heute fehlt er nicht mehr: das Maß seiner Vergehen ist nun voll. — Was ist das für ein Amt in der Regierung, das man so mir Nichts dir Nichts verlassen, das mit einem Dummkopf besetzt werden kann? — ein solches Amt ist offenkundig Nichts, bloßer Schein, keine Wirklichkeit. Frankreich lasse sich doch nicht länger von leeren Worten leiten! Die 30 Millionen, die dieser Taugenichts von einem Könige kostet, sind eine unsinnige Verschwendung, man könnte damit die Steuern herabsetzen und eine Quelle der Vergiftung verstopfen. Die Größe eines Volkes besteht nicht im Glanze des Thrones, sondern im thatkräftigen Gefühl seiner Würde und in Verachtung dieser königlichen Tollheiten, die seit lange Europa verheert haben. Was die persönliche Sicherheit von Ludwig Bourbon anlangt, so ist sie um so gewisser, als Frankreich sich nicht durch den Groll wider einen Menschen entehren mag, der sich selber entehrt hat. Wenn man eine große Sache vertheidigt, so mag man sich nicht herabsetzen, und die Ruhe, die allenthalben herrscht, zeigt, wie sehr das freie Frankreich sich selber achtet." *Du Châtelet.*

Nicht Achille du Châtelet, sondern der bekannte Nordamerikaner Thomas Payne hatte diese Adresse verfaßt, beide aber waren Vertraute Lafayettes, dessen Freunde durchgängig Republikaner waren. Man hat darum nicht ohne *Thomas Payne.*

---

[1]) Ferrières, l. c. II, p. 398 ff.

Grund die Vermuthung ausgesprochen, daß der Gedanke zu diesem Aufruf von Lafayette ausging, daß er der öffentlichen Meinung damit den Puls fühlen wollte. Andere in gefährlichen Dingen voranzuschicken und sich selber, bis der Erfolg gesichert war, still im Hintergrunde zu halten, war Lafayettes Art und Weise. Sein Ehrgeiz ging nicht frei und offen auf das Ziel los, sondern auf Umwegen; er wollte immer nur den Anschein haben, als gebe er bloß dem Volkswillen nach.[1])

Lafayette

Um so deutlicher sagten die wahren Republikaner, was sie anstrebten.

Brissot.

So Brissot, damals ihr Leiter: „Seit ich zu denken vermag, hasse ich das Königthum und die Könige, mein ganzes Leben ist ein unausgesetzter Kampf für die Republik gewesen; indem ich die Abschaffung der Königswürde im Auge hatte, fürchtete ich Nichts so sehr, als daß der König sich keiner Verrätherei schuldig machen möchte, denn diese mußte ihm verderblich werden und das Königthum vernichten, welches allein noch der Größe der französischen Nation entgegen stand. — Die Constitutionellen predigten Ordnung und Gehorsam dem Gesetze, Ehrfurcht für die Behörden, zum Vortheil des Königs und damit für die Revolution; wer für die Revolution war, mußte Unordnung, Auflösung wollen; um Republikaner zu sein, mußte man zerrütten, auflösen." — Die Pläne der Jakobiner umspannten jedoch nicht bloß Frankreich, sondern Europa: „Wir reine Jakobiner", sagt Louvet, „wir wagten es nach dem gründlichen Ruhm zu streben, das Königthum selbst zu tödten, zuerst in Frankreich, dann in Europa." Das Tödten des Königthums war aber zunächst ein Tödten des Königs. Camille Desmoulins erklärte offen: „Da das Thier in der Schlinge ist, muß man es tödten — die republikanische Regierungsform ist offenbar die angemessenste Verfassung für Frankreich." — Kein Blatt erschien von ihm seit der Flucht des Königs, ohne daß er ihn nicht tödtlich verhöhnte, ihn als Vielfraß, als Schwein, als Dummkopf bezeichnete; er sei wahnsinnig, wie Karl VI.; als er kürzlich die Parole geben wollte und der Officier ihm sagte, er habe hier Nichts mehr zu befehlen, habe er im Zorn, wie ein tollgewordener Russe, die Spiegel zerschlagen.[2])

Die Jakobiner.

Louvet.

Die Constitutionellen.

Diese Thätigkeit, diese Sprache zeigten der Partei der Verfassung, an welchem Abgrunde sie stand. Malouet verlangte gerichtliche Verfolgung gegen Achille du Châtelet. Pétion verlangte Vorlesung seines Aufrufes, Andere Uebergang zur Tagesordnung; ein liberaler Pfarrer forderte, daß man auch die eigentlichen Verfasser des Sendschreibens von Raynal vor Gericht stelle. Andere beriefen sich auf die Freiheit der Meinung und der Presse. Doch war die Mehrzahl der Versammlung offenbar gegen Absetzung des Königs, wie gegen die Einführung der Republik. Lafayette, der den Herzog von Orleans haßte und darum nicht als König mochte, blieb also Nichts übrig, als sich wieder den Anhängern der Verfassung anzuschließen.[3])

---

[1]) Ferrières, l. c. II, p. 401.

[2]) Buchez et Roux, l. c. X, p. 404—16. Presse et club des Jacobins.

[3]) Hist. parlem., X, p. 415—16. Die Tourzel, welche die besten Nachrichten haben konnte, erzählt l. c. p. 355: „Lafayette vergaß sich nicht, und arbeitete in der Stille für die Wühler. In seinem Hause fanden mehrere Besprechungen statt, in welchen er dafür

Ein Redacteur Perlet schlug Orleans in seinem Blatte für die Regentschaft, ein abgefallener Priester Donjon schlug ihn zum König vor. Es war abgekartete Sache. Orleans veröffentlichte seine Antwort, daß er bereit sei, seinem Vaterland zu Land wie zur See zu dienen und in der diplomatischen Laufbahn, überhaupt in jeglicher Stellung, die unbegrenzten Eifer und Hingebung für das öffentliche Wohl erfordere; doch verzichte er hinsichtlich der Regentschaft auf die Rechte, welche ihm die Verfassung gebe. Nach den vielen Opfern, die er für die Freiheit gebracht habe, dürfe er aus der Reihe der einfachen Bürger nicht heraustreten u. s. w.[1]) Der Mann wollte offenbar zur Annahme der Krone gezwungen werden. Man lachte über dieses Auftreten, die Zeitungen sprachen spöttisch von Orleans' Diensten zur See in der Schlacht bei Quessant und von der Wichtigkeit seiner geheimen Sendung nach England.[2]) Offenbar mochte man diesen Mann weder zum König noch zum Regenten. Die Orleanisten priesen darum jetzt den Freisinn, die Tüchtigkeit, die Herzensgüte Louis Philipps von Orleans, seine Geistesgegenwart, seinen Muth: kürzlich habe er in einem Auflauf zwei Bürger gerettet, die der Pöbel in Stücke reißen wollte, die aber nur das Gesetz strafen soll; ein armer Vater von sieben Kindern habe sich vor wenigen Tagen aus Verzweiflung in die Seine gestürzt, durch einen glücklichen Zufall sei der junge Orleans gerade über die Brücke gegangen, habe sich beim Anblick des Unglückes sogleich in die Fluthen gestürzt, den Armen gerettet und seiner trauernden Familie zurückgegeben. Man wollte demnach den Sohn statt des Vaters zum Regenten.

Orleans.

Louis Philipp,

Solchen Zügen gegenüber schilderten Orleanisten und Republikaner Ludwig XVI. als ungeschickt, muthlos und in allen häßlichen Farben. Aber auch stärkere Mittel wurden angewendet, um zum Ziel zu kommen: Anreizung des Volkes zu einem Aufstand gegen den König, nach Art des 5. und 6. October 1789. Die Arbeiter wurden aufgehetzt, von der Regierung Brot zu verlangen.

All das trieb die Anhänger der Verfassung, rasch den Entscheid für den König zu treffen, um einen Beschluß der Nationalversammlung und das Einschreiten der gesetzlichen Macht den Wühlereien entgegenzustellen. Ganz Europa sah mit Spannung, welche der drei sich entgegenstehenden Parteien siege: die eine wollte die Monarchie auf Grundlage der Verfassung, die andere die Republik, die dritte die Absetzung des Königs und den Dauphin an der Spitze einer Regentschaft, deren Träger vom Volke gewählt werden sollte.[3])

Drei Parteien.

Muguet de Nanthou, ein Freund Barnaves, erstattete zuerst Bericht über die Flucht des Königs, im Namen der sieben Ausschüsse, und über die jetzt nothwendigen Maßregeln.[4]) Die Versammlung habe die Monarchie beibehalten, weil diese dem Volke mehr Glück und dem Staate mehr Ruhe in Aussicht stelle, weil sie die politische Einheit stärke, die einem weiten Reiche, in dem alle Theile

Die Monarchie ein Vortheil.

---

stimmte, den König vor Gericht zu stellen, weil er hoffte dadurch die Einführung der Republik zu beschleunigen, welche der stete Gegenstand seiner Wünsche war. Er hoffte die Rolle eines Washington dabei zu spielen, ohne zu bedenken, wie groß der Unterschied Frankreichs von Amerika war, und wie sehr er selber hinter seinem Vorbild zurückstand." —

[1]) Vgl. oben S. 151—54.

[2]) Ferrières, Mémoires, II, p. 303—4.

[3]) Ibid., II, p. 424—28.

[4]) Ibid., II, p. 428—35.

auseinander streben, so nöthig sei; weil sie der Regierung eine Kraft, eine Thätigkeit gebe, ohne welche jene dahin schmachte; weil sie den Parteigeist tilge und das Grab des kleinlichen Ehrgeizes sei; weil sie, indem sie Einen Menschen erhebe, für alle andern eine kostbare Gleichheit, die unveränderliche Grundlage einer guten Verfassung herbeiführe. Zum Vortheil der Nation und nicht eines Einzelnen sei also die Monarchie eingeführt und die Erblichkeit der Krone und die Unverletzlichkeit des Königs: dieser sei eine Macht für sich und nicht ein gewöhnlicher Bürger. Wenn diese Macht nicht unabhängig sei, so werde sie bald durch diejenige, welcher sie untergeordnet wäre, vernichtet sein. Könnte der gesetzgebende Körper den König anklagen, so wäre das Königthum von ihm abhängig und bald zu Grunde gerichtet. Müssen die Abgeordneten unverletzlich sein, so noch mehr der König, sonst gebe es keine wahre Monarchie. Sind die einzelnen Handlungen des Königs dem gewöhnlichen Rechtsgang unterworfen, so kann der König wegen Dingen, die eigentlich nicht schuldhaft sind, vor Gericht gezogen werden, oder wegen Vergehen, die er gar nicht begangen hat, denn es braucht Etwas nicht begründet, sondern nur vermuthlich zu sein, um Gegenstand einer Anklage zu werden; erst im Verlaufe des Prozesses kommt die Wahrheit zu Tage. Darum würden jene Leute, die sich ein Geschäft daraus machen, alles Hohe herabzuziehen, um sich einen Namen und bemerkbar zu machen, ohne Unterlaß den Monarchen anklagen; man würde ihm also die königliche Würde nehmen und auf den Mann allen Haß, alles Mißtrauen häufen; er könnte nicht handeln und würde nicht den Muth dazu finden, denn sein Thun, das immer die Aufrechthaltung des Gesetzes bezweckt, würde ihn nothwendig dem Haß und der Rache jener Menschen aussetzen, welche das Gesetz niederhält und bestraft. Läßt aber ein König sich zu Maßregeln hinreißen, die schuldig sind, die unerträglich werden, so darf er auch da nicht angeklagt werden, sondern die Verfassung nimmt an, er sei wahnsinnig, und gibt ihm einen Stellvertreter. Diese Grundsätze gelten auch für Ludwig XVI., wenn man annehmen will, er sei schuldig — aber, ist denn seine Flucht ein Verbrechen, oder ist sie keines? Die Verfassung gestattet ihm, sich auf 20 Meilen zu entfernen von der Nationalversammlung, wenn sie tagt, und behandelt ihn, als habe er abgedankt, wenn er den Boden des Reiches verläßt und auf ihre Aufforderung nicht zurückkehrt.[1]) Wäre er in Montmédy geblieben, so hätte ihn die Versammlung erinnern müssen, dies sei weiter als zwanzig Meilen von ihr entfernt; hätte er die Grenzen überschritten, so hätte ihn die Versammlung zuerst auffordern müssen, wieder heimzukehren. Wegen der Flucht allein kann man ihn also nicht absetzen, vorher wären noch manche Formalitäten nöthig gewesen. Nach den Beschlüssen der Nationalversammlung ist also diese Flucht noch gar kein Vergehen. Ist es aber die Erklärung, die er zurückgelassen hat? — sie ist ja von keinem Minister unterzeichnet, ist nicht an die Versammlung selber gerichtet, ist nur ein Aufsatz des Königs, er sagt ja darin gar nicht, daß er nicht mehr König sein will. Die Verfassung war ja noch gar nicht fertig — konnte er sie also verurtheilen, verläugnen? Etwas Anderes ist die Annahme einzelner Beschlüsse der Versammlung und die feierliche Genehmigung der ganzen Verfassung. Im letzten Falle kennt er all seine Pflichten und übersieht er das Ganze, kann

Der König kann nicht gerichtet werden.

Ludwig XVI. hat kein Verbrechen begangen

[1]) Le Roi premier fonctionnaire public, doit avoir sa résidence à vingt lieues, au plus, de l'Assemblée, lorsqu' elle est réunie. Si le Roi sort du royaume, et si après avoir été invité, par une sommation du corps législatif, il ne rentre point, il sera censé avoir abdiqué la royauté.

er frei seine Stellung aufgeben oder sich durch die Annahme unwiderruflich binden. Nach dem Gesetz ist also der König nicht schuldig, und wäre er es, so könnte er nicht vor Gericht gezogen werden, denn er ist unverletzlich. Gesetzt, er wäre dies nicht, so erinnere ich Euch an die Leiden Englands, an die Geschichte des russischen Iwan, an unser Unglück während der Minderjährigkeit. Was würden wir erleben unter der Regierung eines Kindes, das kaum die Wiege verlassen hat und bald das Werkzeug und bald das Opfer des Parteizwistes wäre? — Im Vortheil der Nation liegt also die Aufrechthaltung der Regierung, die Unverletzlichkeit des Königs. Neuerungssüchtige bilden sich vergeblich ein, daß diese Flucht die Verfassung ändern könne, daß dies der allgemeine Wunsch des Volkes sei, und suchen vergebens ihr eigensüchtiges Streben der Versammlung aufzudrängen. Wir müssen, fern von Verwegenheit und Knechtssinn, feierlich die Unverletzlichkeit des Königs erklären, und wenn die Verfassung vollendet und vom Könige angenommen ist, diesem wieder die ausübende Gewalt übertragen; bis dahin möge sie, um die Geister indeß zu beruhigen, in den Händen der Minister bleiben." Muguet schloß mit dem Antrag, den König für unverletzlich zu erklären, die Mithelfer zur Flucht aber in Anklagezustand zu versetzen. Ludwig XIV. muß wieder regieren.

Stürmische Verhandlungen folgten, die Gegner verlangten zuerst Verschub, um Zeit zu Umtrieben zu gewinnen, wurden aber von Dandré und Lameth entlarvt.[1]) Also begann die Debatte und Hauptgegenstand des Angriffes konnte nur die Unverletzlichkeit des Königs sein, da man die Vertagung nicht hatte erreichen können. Die Unverletzlichkeit.

„Was ist denn diese Unverletzlichkeit?"[2]) schrie Pétion, „ist sie das Recht, Alles zu thun, das Gute und das Böse? Ich denke nicht. Die Unverletzlichkeit ist also nur zum Vortheile der Nation eingeführt! Was soll ihr denn eine unbedingte Unverletzlichkeit nutz sein, wenn der König sich gegen sein Land verschwört? Ist der König ein Bürger? Ja. Ist er ein öffentlicher Beamter? Ja. Wie soll er da nicht dem Gesetze unterworfen sein? — Ist er es nicht, so steht er über demselben, so ist er ein Despot; um unverletzlich zu sein, muß man unfehlbar sein. Ist der König unverletzlich, so könnte er die Menschen wie Heerden von Schafen hinwürgen." — Ob dieser glänzenden Beweisführung brachen die Gallerien in Jubel aus und ob dieses Beifalls strahlte Pétions feistes Gesicht vor Freude. „Ja, ja, ein Caligula, ein Nero könnte sich allen Wuthausbrüchen überlassen und man müßte noch seinen blutgierigen Geschmack hochachten." — Neues Beifallsgebrüll. — „Einen König bloß wegen gewisser Vortheile beizubehalten, ist freier Männer unwürdig. Der König übt eine große Macht, ist aber kein abstractes Wesen. Ein Richter ist nicht die Gerechtigkeit, ein König nicht das Königthum." Grégoire trat den Satz breit, das Wohl des Volkes sei das höchste Gesetz, und dieses Wohl verlange, daß Frevel gegen die Freiheit streng bestraft werden und daß die öffentliche Ruhe unverletzlich sei. Deshalb beantrage er die Wahl eines Nationalconventes, um über Ludwig XVI. zu richten.[3]) Buzot trat diesem Antrag bei, indem er an das Verfahren der Engländer 1687 und 1688 gegen Jakob II. erinnerte. Pétion. Grégoire. Buzot.

[1]) Ferrières, Mémoires, II, p. 436—37.

[2]) Inviolabilité. Die Rede bei Ferrières, Mémoires, II, p. 437—38.

[3]) Une convention nationale pour juger Louis XVI. — Ferrières, l. c. II, p. 439. — Buchez et Roux, l. c. XI, p. 38—43.

Uebrigens sei die Nationalversammlung eine constituirende und vertrete die ganze Nation. Könne sie den König nicht für schuldig erklären, so auch nicht für unschuldig.

Salles. Sehr gewandt behandelte Salles [1]) die Fragen: Ist der König schuldig, weil er geflohen ist? Ist er schuldig, weil er gelegentlich der Flucht ein Manifest erließ? Reichen Flucht und Manifest zum Beweise hin, daß er ein Mitschuldiger Bouillés ist, dem Feinde die Grenze zu öffnen? — und verneinte alle diese Fragen. Die Abgeordneten mögen sich in die Lage Ludwigs XVI. am 18. April versetzen und sich sagen, was sie nach solchen Beschimpfungen und Drohungen gethan hätten. Der König erkläre die Verfassung für unausführbar — ob dasselbe nicht hundertmal in der Versammlung selber gesagt worden sei. Man rechne es ihm hoch an, daß er gegen die neue Ordnung der Dinge protestire — ob nicht 230 Mitglieder dasselbe soeben feierlich gethan hätten. Er wolle die Verfassung geändert wissen — ob dasselbe in gefährlichster Weise nicht in Straßenanschlägen zum Umsturz der Verfassung auch gefordert — ob darüber in den Clubs nicht gepredigt werde.

Wünsche Frankreichs. Um die Verhandlung nach ihrem Wunsch zu lenken, veranstalteten die Jakobiner eine Deputation, welche die Wünsche des französischen Volkes aussprechen sollte. [2]) „Wenn die Römer das Vaterland in Gefahr sahen, versammelten sie sich als Volk; die Senatoren kamen zu ihnen, um ihre Stimmen zu sammeln. In diesem Sinne, den wir von den Römern her noch haben, kommen wir und bitten Euch, Nichts zu beschließen, bis sich der Wunsch aller Gemeinden des Königreiches kundgegeben hat. Huldiget ja nicht der blutgierigen Treulosigkeit unserer Feinde und vergeßt ja nicht, daß jeder Beschluß, in welchem Ihr die Grenzen Eurer Befugniß überschreitet, vom Volke verworfen wird." — Aber die Versammlung hielt sich für die Vertreterin des französischen Volkes und nicht die Ueberbringer der Adresse — und die Verhandlung wurde fortgesetzt trotz des Murrens der Gallerien.

Pétion. Pétion stellte Ludwig XVI. als einen Mann hin, [3]) der nicht einmal ein kleines Gut verwalten könnte, geschweige denn ein so großes Reich. Darum solle man ihm einen Regentschaftsrath an die Seite stellen; jedes Departement wähle einen. Da aber 83 Räthe zu viel und 10 genug wären, so solle die Versammlung bestimmen, welche 10 Departements jeweils an die Reihe kämen. — Dieser Vorschlag war so unsinnig, daß die Versammlung ihn gar nicht in Erwägung zog; Pétion war aber so eitel, daß er diese Unterschätzung seiner Weisheit nicht begreifen konnte!

Barnave. Die Palme staatsmännischer Beredsamkeit hat in dieser Verhandlung Barnave errungen. [4]) Seit der Rückkehr mit der königlichen Familie schien sein Talent sich zur höchsten Blüthe erschlossen zu haben.

„Ich will mich nicht eingehend über die Natur und den Vorzug der monarchischen Regierung verbreiten; ich will nur das sagen: jede Regierung, wenn

[1]) Buchez et Roux, l. c. XI, p. 43—53.
[2]) Ibid., XI, p. 20.
[3]) Ferrières, Mémoires, II, p. 450—52.
[4]) Opinion de Barnave bei Buchez et Roux, Histoire parlementaire, XI, pag. 54—70. Wir können hier nur die leitenden Gedanken geben.

sie eine gute sein will, muß auf zwei Grundsätzen ruhen, muß dem Volke zwei Vortheile bieten, Freiheit und Dauerhaftigkeit. Jede Regierung, welche ein Volk glücklich machen will, muß es frei machen, denn sonst würde sie, statt auf Glück, nur eine Aussicht auf stete Veränderungen bieten. — — Einige Männer, deren Absichten ich nicht anklagen will, denen ich sogar niemals böse zugeschrieben habe, einige Männer, die vielleicht in der Politik Romane machen wollen, weil es viel leichter ist, so zu arbeiten, als zum wahren und reellen Nutzen des Landes beizutragen, haben, indem sie in einer anderen Hemisphäre Vorbilder für uns suchten, in Amerika ein Volk gesehen, das auf einem weiten Flächenraum eine spärliche Bevölkerung hat, das von keinem mächtigen Nachbar umgeben, zu seinen Grenzen große Waldungen hat und alle Einfachheit und alle Empfindungen eines noch ganz jungen Volkes, und einzig beschäftigt ist mit dem Landbau und anderen selbstverständlichen Arbeiten, welche die Menschen natürlich und rein erhalten und die sie vor künstlichen Leidenschaften bewahren, den ersten Ursachen all unserer Revolutionen: sie sahen eine republikanische Regierung auf diesem weiten Gebiet begründet und schlossen daraus, daß dieselbe Verfassung für uns passen könnte. Diese Männer, deren Absichten ich nicht tadeln will, sind dieselben, welche heute den Grundsatz der Unverletzlichkeit bekämpfen. Wenn es aber wahr ist, daß in unserem Land eine ungeheure Bevölkerung verbreitet ist; wenn es wahr ist, daß sich darin eine Menge Menschen finden, die einzig mit geistigen Arbeiten sich beschäftigen, so die Einbildungskraft stärken und zum Ehrgeize, zur Liebe nach Ruhm führen; wenn es wahr ist, daß mächtige Nachbarn uns zwingen, eine einige Masse zu bilden, um ihnen mit Erfolg zu widerstehen; wenn all diese Umstände gegeben sind und nicht von uns abhängen, so ist es unbestreitbar, daß das Heilmittel dagegen nur in der monarchischen Regierung bestehen kann. In der That, wenn ein Land bevölkert ist und eine große Ausdehnung hat, so gibt es, und die Staatswissenschaft hat es bewiesen, zwei Mittel, ihm einen sicheren und dauernden Bestand zu geben: entweder in den einzelnen Theilen des Reiches eine besondere Ordnung, in jedem ein Theil der Regierung — so werdet Ihr die Dauerhaftigkeit gründen auf Kosten der Einheit und Macht und aller Vortheile, die aus einer innigen und gleichtheiligen Verbindung hervorgehen; oder aber, wenn Ihr die Nationaleinheit bestehen lasset — so werdet Ihr genöthigt, in den Mittelpunkt eine unveränderliche Macht zu verlegen, die, nie anders als durch das Gesetz ernannt, dem Ehrgeize immer Hindernisse entgegenstellt und mit Erfolg den Erschütterungen Widerstand leistet, den Eifersüchteleien, den raschen Bewegungen einer ungeheuren, durch alle Leidenschaften, welche eine alte Gesellschaft erregt, erschütterten Bevölkerung. — Wir können also nur Dauerhaftigkeit erreichen durch ein Föderativsystem, das noch Niemand vorzuschlagen wagte und das die Eintheilung in 83 Departements unanwendbar macht, oder durch die monarchische Regierungsform, welche die Zügel durch Erbrecht einer Familie in die Hand legt. — Das Volk kann seine Gewalt nicht selber ausüben, es kann nicht selber Gesetze machen: es legt sie in die Hände seiner Vertreter und des Königs — diese beiden Gewalten ergänzen und beschränken sich gegenseitig — die eine macht Gesetze, die andere führt sie aus, letztere hat sogar ein Mittel, der ersteren Schranken zu setzen. — Das macht den König unabhängig, unverletzlich, denn er hat nicht bloß ein Gesetz zu genehmigen, sondern auch auszuführen. Der König führt es nicht selber aus, denn die Vollziehung ist der Verantwortlichkeit unterworfen, sondern seine Minister; was aber die Genehmigung der Gesetze anlangt, so ist er unabhängig und unantastbar. Sowohl die Freiheit als die Dauerhaftig-

Nordamerika

ist kein Frankreich.

Föderalismus.

Monarchie.

keit, die beiden Eigenschaften einer guten Regierung, verlangen gebieterisch die Unverletzlichkeit des Königs: er ist nur unabhängig, wenn er unverletzlich ist, und nur die Unantastbarkeit deckt ihn gegen alle Anstrengungen der Parteimänner und hält mit ihm die Regierung aufrecht, deren Haupt er ist. —

Unverletzlichkeit.

Der König ist unverletzlich, so lange er König ist. Die Verfassung muß genau die Fälle bezeichnen, auf welchen Thronverlust[1]) steht, denn sonst würde der unabhängige König von Denen abhängig, welche das Urtheil darüber fällten. Nun haben die Vorredner hinlänglich nachgewiesen, daß die Abreise des Königs nicht zu den die Absetzung bedingenden Handlungen gehört. Der König bleibt also König und unverletzlicher König. Buzots Hinweis auf England ist nicht am Platz, denn die englische Verfassung hat gar keine Bestimmung wegen Entthronung. Das ist eine Lücke, während wir in unserer Verfassung Alles ins Auge gefaßt haben, indem wir alle Willkür fern halten wollten, selbst die Revolutionen unter das Gesetz stellen wollten. Ich frage nun Den unter Euch allen, der gegen das Haupt der vollziehenden Gewalt den tiefsten und feurigsten Groll und die weitgehendste Besorgniß gefaßt haben könnte, er möge uns sagen, ob er mehr gegen Ludwig XVI. gereizt oder mehr anhänglich ist an das Gesetz des Landes. — — Ich möchte Denen, die mit solcher Erbitterung gegen das Individuum losbrechen, welches einen Mißgriff beging, zurufen: „Ihr würdet also zu seinen Füßen fallen, wenn Ihr mit ihm zufrieden wäret!““

Ludwig XVI. unantastbar.

Die Republik unmöglich.

„Diejenigen, welche die Verfassung ihrem Groll gegen einen Mann opfern, scheinen nur allzu geneigt, zuletzt auch die Freiheit ihrem Enthusiasmus für einen anderen Mann zu opfern, und weil sie die Republik wollen, so ist es heute wohl am Platze ihnen zu sagen: „Wie könnt Ihr eine Republik wollen, unter einem Volke, in welchem der verzeihliche Mißgriff eines sonst beliebten Mannes die ganze Verfassung umstoßen könnte; wie fürchtet Ihr nicht, daß dieselbe Beweglichkeit des Volkes, vom Enthusiasmus für einen großen Mann und der Dankbarkeit für seine Thaten erregt — denn das französische Volk liebt noch stärker, als es haßt — eines Tages Eure dumme Republik umstürzt? Ihr setzt so große Hoffnungen auf die Beweglichkeit und diese stürzt Euer ganzes System eines Tages um — und statt der freien Verfassung habt Ihr dann die abscheulichste Tyrannei, die gegen das Gesetz errichtet und durch die Verblendung entstanden ist! Wie soll denn die schwache Vollzugsgewalt, die Ihr begründen wollt, siegreichen Generalen, großen Rednern, tiefen Denkern Widerstand leisten können? Wollt Ihr also eine freie Verfassung, so muß der König unverletzlich sein!“

Gefahr eines Bruches.

Die Revolution muß enden.

Wie richtig sah hier Barnave die Zukunft voraus! der Genius lüftete ihm ihren Schleier. Nicht minder bedeutsam und begründet waren die Befürchtungen, mit denen er schloß: „Jede Veränderung ist heute verhängnißvoll, jede Verlängerung der Revolution ein Unglück. Sollen wir die Revolution schließen aber neu anfangen? Mißtraut Ihr an einem Satze der Verfassung, wollt Ihr innehalten und wo sollen dies Eure Nachfolger? Ihr habt gethan, was gut war für die Freiheit und Gleichheit. Keine willkürliche Gewalt wurde geschont, keine Anmaßung der Eigenliebe ist Euch entgangen. Alle Menschen sind gleich vor dem Gesetz. Ihr habt dem Staate wiedergegeben, was ihm genommen war. Daraus folgt aber die große Wahrheit: thut die Revolution auch nur einen Schritt weiter, so ist die Gefahr groß. In der Richtung der Freiheit käme dann zuerst die Ver-

[1]) Déchéance.

nichtung des Königthums und in der Richtung der Gleichheit käme als erster Schritt der Angriff auf das Eigenthum!" —

„Revolutionen, das wißt Ihr, macht man nicht mit Lehrsätzen aus der Metaphysik. Man verführt mit letzteren einige einsame Denker; aber die Menge, deren Fäuste man zur Durchführung einer Revolution braucht, reißt man nur durch reelle Dinge, durch greifbare Vortheile fort. Die Nacht vom 4. August hat der Revolution mehr Fäuste verschafft als alle freisinnigen Beschlüsse — aber welche Augustnacht bleibt Denen noch, die weiter gehen wollen, wenn es nicht Gesetze gegen das Eigenthum sind! Jedermann muß fühlen, daß die Revolution jetzt still stehen muß, soll nicht Alles zu Grunde gehen. Die, welche verloren haben, müssen einsehen, daß man sie nicht mehr zurückstauen kann, daß man sie nur anhalten muß; Die, welche sie gewollt und gemacht haben, müssen merken, daß sie an ihrem Ziele angekommen ist, daß das Glück des Vaterlandes wie ihr eigener Ruhm Stillstand gebietet. Die Könige selber müssen einsehen, daß ein weiter Unterschied ist zwischen einer großen Reform und der Abschaffung des Königthums: wenn wir hier einhalten, sind sie noch immer Könige." —

„Volksvertreter! die Ihr dem Reiche ein neues Leben gegeben habt — bleibt einer Richtung getreu! Ihr habt gezeigt, daß Ihr den Muth habt, die Mißbräuche der Macht zu beseitigen; Ihr habt bewiesen, daß Ihr Alles besaßet, was nöthig ist, um an deren Stelle weise und glückliche Einrichtungen zu bringen: beweiset jetzt, daß Ihr die Kraft habt, daß Ihr die Weisheit habt, sie zu hegen und zu pflegen! Fahret mit gleicher Vorsicht fort: unsere Grenzen sollen mit Kraft vertheidigt werden, aber zeigen wir neben unserer Kraft auch unsere Mäßigung, bieten wir der über unsere Zustände besorgten Welt den Frieden und Allen, die in fremden Landen an unserer Revolution Antheil nehmen, eine Sicherung, die Gelegenheit zu einem Triumphe. Von allen Seiten rufen sie uns zu: „Ihr seid mächtig, aber seid auch weise und voll Mäßigung!" — Das wird die Krone unseres Ruhmes sein und Ihr werdet in den mannigfaltigsten Umständen die mannigfaltigsten Gaben, Mittel und Tugenden bewährt — Ihr werdet Frankreich glücklich, frei und mächtig geschaffen haben, und das Vaterland wird Euren Namen segnen!" —

Sicherung gegen den König.

Diese Rede schlug alle Widersprüche nieder. Die Monarchie war gerettet, aber man mußte die Furcht des Volkes beschwichtigen, daß der König einen neuen Fluchtversuch unternehme. Darum schlug der Ausschuß vor und beschloß die Versammlung: [1]) „Wenn der König den Eid auf die Verfassung geleistet hat und ihn wieder zurücknimmt, so wird er angesehen, als habe er der königlichen Würde entsagt; sollte sich der König an die Spitze einer Armee stellen und dieselbe gegen die Nation kehren, oder sollte er seinen Generalen ein ähnliches Unternehmen anbefehlen, oder einem solchen sich nicht auf ganz feierliche Weise widersetzen, falls es in seinem Namen geschähe, so würde er dafür angesehen, als habe er der königlichen Würde entsagt. Sollte der König, wenn er das Königreich verlassen hat, nach ergangener Einladung des gesetzgebenden Körpers nicht zurückkommen, und zwar innerhalb der Zeit, welche die Proclamation festsetzt und welche wenigstens zwei

[1]) Buchez et Roux, Histoire parlementaire, XI, p. 53—54.

Monate betragen muß, so wird er dafür angesehen, als habe er der königlichen Würde entsagt. Nach der förmlichen oder feierlichen Abdankung soll der König in die Klasse der Staatsbürger gehören und wie diese für alle nach seiner Abdankung unternommenen Handlungen angeklagt und gerichtet werden."

Die Helfer zur Flucht.

Vom König ward in der Fluchtsache nicht weiter gesprochen, aber Bouillé und Alle, die zur Flucht geholfen hatten, in Anklagestand versetzt und vor den hohen Gerichtshof von Orleans verwiesen.[1]) Die Einen waren im Auslande und nicht zu erreichen, die Anderen wurden durch die Amnestie vom 16. September 1791 befreit. — Für Drouet und seine Helfershelfer wurde eine Belohnung von 200.000 Francs bestimmt.

So siegte Barnave für die Sache des Königthums, indem er kämpfte. Wie unklug benahm sich dagegen die Mehrzahl der rechten Seite, indem sie seit der Rückkehr des Königs an der Versammlung bloß schweigend theilnahm![2]) — Sie nahmen der äußersten Linken jedes Gegengewicht und beschleunigten dadurch den Sturz des Thrones.

Protest der Royalisten, 29. Juni 1791.

290 Abgeordnete, darunter der Abbé Maury und Esprémenil, erklärten in einer Protestation, deren Vorlesung anzuhören die Versammlung sich weigerte, die aber gedruckt um so eifriger im ganzen Königreiche verbreitet wurde, daß sie sich beständig allen Beschlüssen widersetzt hätten, welche das Königthum in seinem Wesen oder in seinen Rechten angriffen und dadurch das Volk darauf vorbereiteten, ohne Widerwillen, wie ohne Prüfung, die antimonarchischen Grundsätze, die in der letzten Zeit aufschossen, anzunehmen; die Person des Königs angreifen heiße die Monarchie vernichten. Nachdem sie nun in den Berathungen gesehen, wie das Königthum vernichtet werde, so könne sie Nichts ermächtigen, weiter an Berathungen Antheil zu nehmen, die in ihren Augen verbrecherisch seien; die Monarchie bestehe in der Person des Monarchen, von der sie unzertrennlich sei; sein Unglück und das seiner Gattin legten ihnen dringend die Pflicht aufs Herz, sich um ihn zu schaaren und ihn zu schützen vor der Anwendung verwerflicher Grundsätze; sie setzten ihre Ehre und ihre heiligste Pflicht darein, mit all ihren Kräften, mit all ihrer Liebe zum Blut der Bourbonen, mit all ihrer Anhänglichkeit an die Ansichten ihrer Wähler, die Interessen des Königs, seiner Familie und seine unveräußerlichen Rechte zu beschützen. In Folge dessen würden sie, bloß um nicht den Vortheil des Königs und seiner Familie außer Acht zu lassen, fortfahren den Berathungen beizuwohnen; sie würden aber keinen Antheil an den Verhandlungen nehmen, die sich nicht auf die Interessen des Königs bezögen, da sie die Grundsätze und die Gesetzlichkeit der Beschlüsse der Versammlung nicht anerkennen könnten.[3]) — Die Verschiebung der Rechte klagten sie mit den Worten an: der König sei gefangen in seinem Palast, seine Familie bewacht von Soldaten, denen er Nichts zu befehlen habe, die Erziehung des Kronprinzen dem Vater entzogen. Die Versammlung verschlinge die königliche Gewalt, das Staatssiegel stehe auf ihrem Bureau, der König habe kein Recht der Genehmigung

---

[1]) Ferrières, l. c. II, p. 415.
[2]) Buchez et Roux, l. c. X, p. 433—42.
[3]) Ferrières, l. c. II, p. 415—16.

mehr, man habe den Namen des Königs aus dem Eide gestrichen, den man den Gesetzen leiste; die Bevollmächtigten brächten die Befehle der Versammlung an die Armee, der König habe nirgends einen Einfluß mehr.

Das war Alles richtig, aber wer bloß protestirt, dankt ab. Barnave und seine Freunde sehnten sich nach Bundesgenossen, ließen sogar durchblicken, daß man die Abschaffung des Adels zurücknehmen könne. Aber diese Herren wiesen die angebotene Hand zurück, seufzten statt zu kämpfen, um schließlich vom Strudel der Revolution verschlungen zu werden und den König mit hinein zu ziehen. Thouret bemerkte bitter: „Diese Leute zwingen uns, um ihrem Hasse zu entgehen, uns aufs Volk zu stützen.“ Thörichte Unthätigkeit.

Da waren die Republikaner viel regsamer, quecksilberartig ihre Beweglichkeit. — Brissot verhöhnte die Hoffnungen des Adels auf das Ausland und sprach den Republikanern in der Sitzung des Jakobinerclubs vom 10. Juli Muth ein.[1]) Die Republikaner.

„Wenn Euch fremde Mächte drohen, über Frankreich herzufallen, so frage ich Euch — wer seid Ihr? — Seid Ihr ein freies Volk? und man wagt Euch mit einigen gekrönten Räubern und ihren Sclavenbanden zu drohen? Frankreich zählt mehr bewaffnete Bürger, als Europa Söldlinge dagegen auszuspeien vermag. Jene Räuber wissen, daß ihre Sache Tyrannensache ist, während wir die Freiheit und das Wohl der Völker vertheidigen; sie wissen, daß wir ihre Unterthanen und Söldner fast als eben so viele Bundesgenossen betrachten können. Was kann daher ihr Zweck und ihre Berechnung sein? Die Verbreitung jener Erklärung der Menschenrechte zu hindern, welche alle Throne bedroht; so lange als möglich das Vorurtheil zu erhalten, welches sie umgibt und schützt. Frankreich wird, wie früher Amerika, der hehre Altar sein, von welchem aus der heilige Funke alle Völker entzündet, deren Zwingherren sich ihm nahen wollen. — Und welcher könnte es wagen? England, von Schulden erdrückt, die jeden Tag wachsen, mit seinen ohnmächtigen Rüstungen gegen Rußland, mit seinem schrecklichen Krieg in Indien, während Schottland gespannt ist und Irland meutert? Dehnt seine Siege aus, vermehrt seine Schiffe, die Schuldenlast vermögt Ihr nicht zu tilgen, die Herrschaft in Indien vermögt Ihr ihm nicht dauerhaft zu machen; es ist auf die Dauer unmöglich, daß sechs Millionen Engländer zwanzig Millionen in Fesseln und hundert Millionen Menschen in Schrecken erhalten! — Oder Holland, wo ein herrschsüchtiges, verabscheutes Weib, ein blödsinniger, verachteter Fürst, sclavische Generalstaaten, eine verhaßte Beamtenaristokratie, zwei aristokratische Parteien, bereit sind sich zu zerreißen, und nur aufrührerisches Gesindel steht zur Verfügung des Fürsten? — Es hat kein Geld, keinen Credit, keine Schiffe, keine Truppen, aber zwei bankerotte Handelsgesellschaften und eine erschütterte Bank. — Oder fürchtet Ihr Preußen? Wo die Inquisition auf dem Throne sitzt, da schwächt und erschüttert sie; wo der Fürst bald wollüstig, bald erleuchtet, bald schwach, bald kühn, bald der Schrecken Europas, bald das Spielzeug seiner Feinde ist, doch kein Eroberer mehr, wohl aber eitel und selbstsüchtig? Solche Gegner fürchtet die Freiheit nicht. — Oder Oesterreich? Leopold ist klug, er sorgt zuerst für den

Brissot. England. Holland. Preußen. Oesterreich.

[1]) Die lange Rede, aus der hier bloß die Kernsätze herausgehoben sind, bei Buchez et Roux, l. c. XI, p. 2—21.

Frieden im eigenen Lande, ehe er Krieg beginnt; er bedarf der Ruhe. Brabant knirscht in seinen Ketten; Ungarn, Polen sind unzufrieden, es gährt in Italien, den Türken hat er an der Seite — wird er sich in solcher Lage in einen Krieg mit 25 Millionen Freien stürzen? er gibt überall nach, er fühlt seine Schwäche. — Oder fürchtet Ihr den deutschen Bund,[1]) der nur ein Phantom von Macht ist, diese kleinen Staaten, die unseren Flüchtlingen Obdach geben. Wenn unser Ministerium nur eine Ahnung von Selbstgefühl hätte, ein Wort von seinem Munde hätte diese dunklen Tyrannen in ihr Nichts zurückgeschreckt, der erste Kanonenschuß setzt die Völker in Freiheit. — Oder soll ich reden von den Prahlereien des Don Quixote des Nordens? Er ist kein Gustav und wir sind keine Dalekarlier und keine Russen, die Newa fließt nicht in Frankreich. — Oder fürchtet Ihr Euch vor den Rüstungen Spaniens? — Zum Tod getroffen, windet sich sein König, wie alle anderen Fürsten, um dem vernichtenden Streich zu entkommen; wenn auch seine Schätze nicht erschöpft wären, so weiß er doch, daß beim ersten Zeichen zum Ueberschreiten der Pyrenäen der Aufruhr in seinem Lande ausbrechen würde. — Oder haben wir den König von Sardinien zu fürchten, weil er einige Tausend Mann in seinem Lande herumspazieren läßt? — Aus meiner Darstellung folgt, daß alle fremden Mächte die französische Revolution zu fürchten haben, daß aber Frankreich sich vor ihnen nicht zu fürchten braucht. Sie werden uns mit Drohungen schrecken wollen, aber sie nicht erfüllen. Will Frankreich mit seinen drei Millionen bewaffneter Bürger den Ton annehmen, welcher ihm geziemt, so werden die Auswanderer augenblicklich aus den Staaten dieser Tyrannen verschwinden." — Das hieß Muth einflößen!

[Marginalien: Schweden. — Spanien — Sardinien.]

Das Gemetzel auf dem Marsfeld.

Republikaner und Orleanisten gaben auch ihre Hoffnungen noch nicht auf. Mit großem Geschrei verlangten ihre Sendlinge auf dem Marsfelde die Erneuerung der Nationalversammlung und einen anderen König. Da Orleans sich in seiner Feigheit im Hintergrunde hielt, so schrieen Viele, man solle Robespierre die Gewalt übertragen. Das Palais Royal widerhallte 15. Juli von Schimpfreden wider den König. Abends zogen Hunderte von Volksrednern und Freudenmädchen von da in den Jakobinerclub — als Gesandte des Palais Royal und wurden mit Jubel aufgenommen. Robespierre hatte soeben die Abgeordneten, welche für die Unverletzlichkeit des Königs gesprochen, als Verräther am Vaterlande dargestellt. Da bestieg Laclos die Rednerbühne und beantragte eine Bittschrift an die Nationalversammlung gegen den Antrag der Ausschüsse: sie sollte am anderen Tag auf dem Altare des Vaterlandes dem Volke auf dem Marsfelde zur Unterschrift vorgelegt und an alle Töchtergesellschaften im Reich als Beschluß des leitenden Clubs zur Unterzeichnung versendet werden. Der Antrag wurde mit stürmischem Beifall zum Beschlusse erhoben.

[Marginalien: Jakobiner. — Robespierre. — Laclos.]

Laclos, Danton und Brissot setzten in derselben Nacht noch die Schrift

[1]) La Ligue germanique sagte damals schon Brissot statt Empire. Hist. parlem., XI, p. 17.

auf, deren Hauptsätze sind:[1] „Nie ist eine wichtigere Frage verhandelt worden, als die über die Flucht des Königs; der Beschluß der Versammlung verfügte jedoch Nichts über Ludwig XVI.; man muß aber rasch das Schicksal dieses Menschen entscheiden, der zuerst die Vertheidigung der Verfassung beschworen, dann seinen Posten meineidig verlassen hat, um im Verein mit anderen Schuldigen sie zu Grund zu richten, wodurch er förmlich abgedankt hat, was auch die Nationalversammlung bestätigte, indem sie selber die vollziehende Gewalt in die Hand nahm und ihn gefangen setzte. — Neuen Versprechungen dieses treulosen Menschen darf man nicht trauen; es wäre der Majestät der beschimpften Nation und ihren Interessen zuwider, wollte man die Zügel der Regierung diesem Ausreißer und Verräther noch einmal in die Hand geben. In Anbetracht alles dessen verlangen die Unterzeichneten, daß die Nationalversammlung die Abdankung Ludwigs XVI. vom 21. Juni annehmen und für seine Ersetzung sorgen soll, und erklären, daß sie Ludwig XVI. nicht mehr als König anerkennen,[2] sofern nicht die Mehrheit der Nation einen Wunsch ausspricht, welcher dieser Bittschrift entgegen ist." Bittschrift für Absetzung Ludwigs XVI.

Die Vorbereitungen zu einem großen Aufstand wurden getroffen. Alle Vorzeichen deuteten darauf hin. Die Theater wurden vom Pöbel geschlossen. Die Nacht war sehr unruhig. Am Morgen war an allen Straßenecken der Aufruf zu lesen und lockte Haufen an. Die Bittschrift wurde am Altare des Vaterlandes am Morgen des 16. Juli aufgelegt und Männer und Frauen stiegen die Stufen hinauf, um sie zu unterzeichnen. Mit jeder Stunde wuchs das Gedränge. Bald fehlte es auch nicht an einem Vorfall, der das Volk in wilde Aufregung versetzte.[3] 16. Juli 1791.

Ein Patriot fühlte, indem er unterzeichnete, plötzlich einen Stich unten im Fuß. Er schrie laut auf, hob schnell den Fuß empor, sah die Spitze eines Bohrers, die aber rasch wieder unter das Brett zurückgezogen wurde. Hinter das Geheimniß zu kommen, riß das Volk rasch das Gerüst ab und fand unter demselben zwei Männer versteckt, einen Invaliden mit einem hölzernen Beine und einen Friseur, jeden mit einem Bohrer in der Hand und einem Vorrath von Lebensmitteln. Warum haben sie sich versteckt? — Aus bloßer Neugierde, sagten sie, und haben gebohrt, um sich einen Durchblick zu verschaffen. Vielleicht waren es Polizeispione, die horchen sollten, mit welchen Plänen man sich trage? Ferrières glaubt, daß es Wüstlinge waren, welche ihre lüsternen Blicke weiden wollten und darum Oeffnungen in den Bretterboden gebohrt hatten.[4] Das Volk aber glaubte, es bestehe der Plan, den Altar des Vaterlandes sammt den Unterzeichnern der Bittschrift in die Luft zu sprengen — und wollte dem unglücklichen Paar ans Leben. Sie wurden gefragt und wieder gefragt, in das nächste Wachhaus gesperrt, verhört, herausgerissen, erwürgt, die Köpfe ihnen abgeschnitten und Seltsamer Vorfall. Mord.

[1] Der volle Wortlaut bei Buchez et Roux, l. c. X, pag. 445—46, wo die Redaction jedoch Brissot zugeschrieben wird.

[2] Déclarent formellement les soussignés qu'ils ne reconnaîtront jamais Louis XVI pour leur roi. Ibid., X, p. 446.

[3] Ferrières, l. c. II, p. 468. — Buchez et Roux, l. c. XI, p. 104—7.

[4] Vgl. die Erzählung Santerre's im Club der Cordeliers bei Buchez et Roux, l. c. XI, p. 104—106: C'était pour voir les jambes des femmes, ils l'ont avoué. — Ferrières, l. c. II, p. 468—69: à amuser leurs yeux libertins.

Lafayette diese auf Piken durch die Stadt getragen ins Palais Royal. Lafayette und die Gemeindebeamten, welche Ruhe schaffen wollten, wurden mit Steinwürfen empfangen, doch vermochten sie dem Haufen die Köpfe zu entreißen und die Rädelsführer gefangen zu nehmen. Ein neuer Andrang des Volkes befreite jedoch die Gefangenen, es bemächtigte sich der Piken mit den Köpfen und der Unfug wurde wilder wie zuvor.

Voll Unmuth vernahm man in der Nationalversammlung, was vorging. „Eure Würde verlangt, daß Ihr Eure Beschlüsse aufrecht erhaltet gegen die Meuterer in Paris und in den Departements", rief Dandré. „Erlaßt einen Aufruf an alle Franzosen, ruft die Municipalität von Paris vor Eure Schranken; es ist seltsam, daß sie diese Straßenanschläge gestattete, diesen Unruhen müßig zusah. Macht sie verantwortlich für die Ruhe, laßt die Staatsanwälte einschreiten gegen die Unruhestifter!" [1]) Der Antrag wurde angenommen. Die Behörden erhielten die nöthigen Befehle.

17. Juli 1791. Aber die Orleanisten und Republikaner ließen sich nicht einschüchtern — sie sammelten sich auf dem Bastilleplatz und gedachten von da in Massen nach dem Marsfelde zu ziehen und das Volk zur Theilnahme fortzureißen — es war Sonntag und viel müßiges Volk auf den Straßen. Die Nationalgarde verhinderte jedoch die Ansammlung auf dem Bastilleplatz, jetzt drangen die Am Altar des Vaterlandes. Meuterer geradezu nach dem Marsfelde. Dort war von der Frühe an lebhafte Bewegung, Abgeordnete der Cordeliers und der Brudergesellschaften hielten, indem sie Piken mit auffordernden Inschriften in der Luft schwangen, Volksreden an die Umstehenden und schürten den Unmuth gegen Ludwig XVI. [2]) Man erklärte, da der Beschluß der Nationalversammlung gefaßt sei, so müsse eine andere Bittschrift abgefaßt werden, und dies geschah auch auf dem Altar des Vaterlandes selber.

Diese Petition ist im Archiv der Municipalität noch vorhanden. Es heißt darin: „Abgeordnete! Ihr habt ein Vorurtheil gefaßt, Ludwig sei unschuldig und Neue Bittschrift unverletzlich. Das ist nicht der Wille des Volkes und Euer Ruhm und Eure Pflicht verbinden Euch doch, den Volkswillen zu vollziehen. Statt dessen ließet Ihr Euch durch die Menge Rückschrittsmänner in Eurer Mitte fortreißen, aber diese 290 Protestler haben keine Stimme mehr. Euer Beschluß ist daher formell und materiell nichtig, denn die 290 haben dabei mitgewirkt und er ist gegen den Willen des Volkes. In Anbetracht dessen und aus Rücksicht auf das Gemeinwohl, welches von der Eintracht zwischen dem Volk und seinen Vertretern abhängt, fordern wir, daß Ihr auf Euren Beschluß noch einmal zurückkommt und in Erwägung zieht, daß Ludwigs Verbrechen bewiesen ist, daß er abgedankt hat, daß Ihr seine Abdankung annehmt, daß Ihr eine neue Versammlung einberuft, welche in wahrhaft nationaler Weise zur Aburtheilung des Schuldigen schreiten und eine neue Art der vollziehenden Gewalt schaffen soll."

So die neue Bittschrift; unterzeichnet ist sie von Tausenden, Männern und Frauen; Viele machten nur ein Kreuz, weil sie nicht schreiben konnten. Hin und

[1]) Ferrières, l. c. II, p. 469—80.
[2]) Roland, Mémoires, I, p. 354—55. Paris 1820.

wieder findet man zum ersten Male Namen, die später eine schauerliche Berühmtheit erlangten: so Chaumette, Student der Medicin, Hebert, Henriot. Auch Santerre ist unterschrieben. Viele Namen und Kreuze sind offenbar in der Hast und mit zitternder Hand gezogen. Auch Kinder unterschrieben, denen man die Hand führte. Wahrscheinlich hat ein Prudhomme dieses merkwürdige Denkmal der Gährung jener Zeit gerettet.[1]) Unterschriften.

Indeß hatte die Behörde schon in Straßenanschlägen alle Massenversammlungen verboten und unter Trompetenschall und durch Aushängen der rothen Fahne vom Stadthaus das Kriegsgesetz verkündet. Um 5 Uhr Nachmittags brachen 1200 Mann Bürgerwehr mit drei Kanonen und einiger Reiterei unter Lafayette vom Stadthause gegen das Marsfeld auf unter Vorantragung der rothen Fahne; um 7 Uhr langten sie dort an.[2]) Bei allen Aufständen hatte das Volk stets gesehen, daß ihm kein Leid geschah und die Behörde nur zum Schein sich regte. Daher der Ruf: „Nieder mit der rothen Fahne, die Bajonnette herunter!" [3]) Langsam, aber unaufhaltsam, rückten indeß die Bataillone unter Trommelschlag in Schlachtordnung an. Die Menge begrüßte sie mit Erdschollen und Steinen; die rothe Fahne, Maire Bailly, der das Kriegsgesetz vorlas, wurden getroffen, gegen Lafayette selber wurde eine Pistole abgeschossen. Baillys Aufforderung, sich zu entfernen, wurde mit Hohn beantwortet. Da gab er mit schwermüthigem Ernst den Befehl, mit Gewalt das Volk zu zerstreuen. Lafayette ließ zuerst in die Luft feuern, um bloß zu schrecken. Ein Theil des Volkes ergriff auch die Flucht; die Leiter aber, da sie Niemand fallen sahen, faßten Muth, riefen die Flüchtlinge zurück, drängten sich um den Altar des Vaterlandes und von Neuem ertönte der Schrei: „Nieder mit der rothen Fahne!" und begannen die Steine zu fliegen und wurden Pistolen abgeschossen. Das Kriegsgesetz. Le massacre du Champ-de Mars.

Jetzt ließ Lafayette das Fußvolk im Ernst eine Salve geben und die Cavallerie einhauen. Die Wirkung war stark, bei 400 wurden getödtet oder verwundet, das Volk stürzte nach allen Ausgängen. Auch die Artilleristen wollten in ihrer Erbitterung eine Salve geben, Lafayette hielt sie mit Mühe zurück, die Wirkung auf die dichtgedrängte Menge wäre entsetzlich gewesen. Ohnehin war der Schrecken groß und man sieht, wie leicht so oft Ruhe hätte können hergestellt werden, wenn die Behörde Ernst gezeigt hätte. 2000 Mann, meint Ferrières, hätten damals Paris leicht im Zaume gehalten. Die Nacht verlief ruhig, am anderen Tage ging Alles wieder seinen Geschäften nach.

Das ist das vielbesprochene Gemetzel auf dem Marsfelde. Fragt man nach der Zahl der Opfer, so heißt es in dem amtlichen Berichte Baillys: 11 bis 12 Todte, 10 bis 12 Verwundete von Seite des Volkes, mehrere Officiere und Soldaten seien durch Steinwürfe verwundet, zwei Jäger und ein Kanonier seien Zahl der Opfer.

---

[1]) So meinen Buchez et Roux, Hist. parlem., XI, p. 110—16.
[2]) Baillys amtlicher Bericht bei Buchez et Roux, l. c. XI, p. 118—122.
[3]) Ferrières, l. c. II, p. 472—73.

durch Messerstiche getödtet worden. Begreiflich, daß die Meuterer die Todten nach Hunderten zählten, ja nach Tausenden, von einem Blutbade auf dem Marsfelde, von 10.000 Ermordeten sprachen, um die Rache des Volkes zu steigern, daß man von Müttern schrieb, die nach ihren Kindern jammerten, von Gatten, die nach ihren Frauen suchten. Neugierige, Unschuldige mögen getroffen worden sein; die Anstifter, Danton, Santerre, Legendre, waren nicht auf dem Marsfelde, sondern hatten sich auf das Land zurückgezogen. Camille schloß sein Journal. Die Roland erzählt: „Ich kenne keinen Schreck, welcher sich mit der Angst vergleichen ließe, die Robespierre bei diesen Umständen an den Tag legte. Man sprach wirklich davon, ihm den Prozeß zu machen, wahrscheinlich um ihn einzuschüchtern. Wir wollten ihm eine Zufluchtsstätte anbieten, aber er hatte seine Wohnung bereits verlassen. Wir baten Buzot, sich seiner anzunehmen. „Ich würde Alles für diesen Unglücklichen thun, was ich kann, obgleich ich weit davon entfernt bin, die Meinung gewisser Leute über ihn zu theilen; er denkt zu viel an sich selbst, um die Freiheit sehr zu lieben; aber er dient der Freiheit und das ist mir genug" — entgegnete Buzot.

Die Anstifter. *Robespierre.*

Am anderen Tage erstattete Bailly der Nationalversammlung ernsten Bericht über das Geschehene. Der Vorsitzende beklagte, daß die Feinde des Glückes die Behörden zwängen, Strenge anzuwenden, und dankte den Soldaten der Freiheit, daß sie Stützen des Gesetzes seien.[1]) Barnave meinte, es sei endlich einmal Zeit, daß das Gesetz herrsche und daß Männer, welche lange die Geißel des Vaterlandes waren, der verdienten öffentlichen Verachtung anheimfallen und das Opfer des Gesetzes würden. In ruhigeren Stunden müsse man sich mit dem Loose der Familien Derer beschäftigen, die im Kleide des Gesetzes ein Opfer ihrer Pflicht wurden. Regnaud de Saint-Jean-d'Angely beantragte ein Gesetz, wornach Alle, welche zu Mord, Brand, Plünderung, Ungehorsam gegen das Gesetz aufreizen, sei es durch Straßenanschläge oder durch Schriften oder durch Reden an öffentlichen Plätzen, als Aufrührer sogleich verhaftet und dem Gerichte übergeben werden sollen, um nach der Strenge des Gesetzes behandelt zu werden; daß Jeder, der bei einer Zusammenrottung einen Ruf zum Mord ausstoße, zu drei Jahren Kettenstrafe, wenn der Mord nicht begangen wurde, und als Mörder zum Tode verurtheilt werden sollte, wenn ein Mord stattfand, und daß jeder Anwesende verpflichtet sei, Hand an ihn zu legen, um ihn zu verhaften, und daß jeder Ruf gegen die Bürgerwehr oder die Beamten, um sie zur Niederlegung der Waffen aufzufordern, als meuterisch mit zwei Jahren Gefängniß bestraft werden solle. Trotz der Gegenrede Pétions wurden diese Anträge zum Gesetze erhoben.

Barnave *Gesetz gegen Aufruhr.*

Jakobiner und Feuillans.

Gefahr der Jakobiner.

Es war ein Anlauf zum nöthigen Ernst, zur Strenge — wäre er nur von Dauer gewesen! Der günstige Augenblick mußte benützt und der Jacobinerclub und das Palais Royal, die Hauptsitze aller Unordnungen, mußten

[1]) Buchez et Roux, l. c. XI, p. 117—22. — Roland, Mém., I, p. 356.

geschlossen werden, denn neben ihnen konnte keine ordentliche Regierung auf die Dauer bestehen; die Macht, die Jakobiner zu vernichten, besaß damals die Versammlung. Vom Marsfelde weg zog am 17. Juli ein Theil der Bürgerwehr mit Kanonen vor den Jakobinerclub, um den Saal dem Boden gleich zu machen. Von Spott und Hohn verfolgt, suchten die Jakobiner unter dem wilden Geschrei der Soldaten in der Flucht ihr Heil. Robespierre suchte bleich und zitternd ein Versteck.

Aber man that nichts Ernstes und hatte es bald zu bereuen. Man hob untergeordnete Verbindungen auf, aber man faßte das Uebel nicht an der Wurzel an. Die Behörde bemächtigte sich der Pressen Marats, er setzte jedoch aus einem Versteck sein Blatt fort. Lafayette scheint gefürchtet zu haben, daß er selber von der conservativen Strömung fortgeschwemmt werde, wenn im Jakobinerthum kein Damm gegen dieselbe sei. Wie die Roland berichtet, hat er in den Republikanern die Hoffnung wach gehalten, er werde zuletzt doch die Republik herbeiführen.[1]) Lafayet

Viele Anhänger der Verfassung fürchteten noch immer die Geistlichen und Adeligen mehr als die Jakobiner, mit jenen schien keine Aussöhnung möglich, wohl aber mit diesen. Doch wollten sie einen Mittelpunkt haben, von wo sie auf Paris und die Departements wirken könnten, und so kamen sie auf den Plan, den Jakobinern gegenüber einen neuen Club der Anhänger der Verfassung zu bilden. Man schied aus dem Jakobinerclub aus, statt zu versuchen in demselben den Grundsätzen der Mäßigung den Sieg zu verschaffen. So entstand der Club der Feuillans.[2]) Feuillans.

Der Name kommt vom Kloster der Feuillans, in welchem sich die Männer der Verfassung jetzt zusammen thaten. Die **Feuillans** waren ein Zweig des berühmten Cistercienserordens und hatten ihren Sitz in der sechs Stunden von Toulouse gelegenen **Abtei von Feuillans**, so genannt von einem Marienbild, das in einer ihrer Kirchen unter blühenden Zweigen gesehen wurde. Ein Abt, **Jean de la Bareira**, hatte 1574 heilsame Reformen eingeführt und **Clemens** VIII. diese Congregation vollständig von Citeaux befreit. Einige bedeutende Männer, wie der Cardinal von **Bona**, ein Vertreter reiner Mystik, waren aus dem Orden hervorgegangen. Vor Kurzem hatte ihm aber, wie allen Orden in Frankreich, die Nationalversammlung ein Ende und die Klöster zu Staatseigenthum gemacht. — Woher der Name?

Barnave eröffnete den neuen Club;[3]) er sprach von dem Widerstand der Parteimänner gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung, wie man ihrem Treiben entgegenarbeiten und wie man sich zur Aufrechthaltung der Verfassung vereinigen müsse. Das schlug durch; eine Menge Pariser verließen den Jakobinerclub und zeichneten sich bei den Feuillans ein. Von den Häuptern blieben dem alten Club nur **Pétion**, **Buzot**, **Robespierre** und **Antoine** getreu. In einer Versammlung von einflußreichen Männern beim Herzog von **Larochefou-** Barnave.

---

[1]) Ferrières, Mémoires, II, p. 474.
[2]) Beaulieu, Essais historiques sur la révolution de France, II, p. 545.
[3]) Ferrières, Mémoires, II, p. 475.

cauld kam sogar die Schließung des Jakobinerclubs zur Sprache. Aber Lafayette entgegnete, das wäre eine Verletzung der Verfassung, als ob die Verfassung überhaupt neben den Jakobinern hätte bestehen können. Duport behauptete die Möglichkeit, den Club zu reinigen.

Jakobiner. Als die Jakobiner sahen, daß es ihren Gegnern an Muth fehle, gingen sie alsbald zum Angriff über und erhoben sich schnell wieder durch die Bestimmtheit und Klarheit ihres Strebens und die Verwegenheit ihrer Häupter zur alten Gewalt über die öffentliche Meinung.

Brissot. Brissot klagte im Patriote français das Triumvirat, Barnave, Duport und Lameth an, die vom Durst nach Herrschaft gequält, lange Zeit unter dem Namen des Volkes herrschen wollten und lebhaft die Volkssouveränität rühmten, jetzt aber die absolute Unverletzlichkeit des Königs predigen, seit sie unter seinem Schattenbilde herrschen und ihn gefangen halten. Nie dürfe man Männern trauen, welche unter dem Vorwande von Staatsrücksichten mit den Principien capituliren, das mache eben den Charakter des falschen Patrioten aus, während der wahre Patriot unbeugsam und in seinem Benehmen unveränderlich sei. — Die falschen Patrioten haben jetzt endlich sich selber entlarvt und ihre Herrschsucht gezeigt.

Die Tochtergesellschaften. Feuillans und Jakobiner haßten sich von da an mit der Glut von Religionsparteien, welche verwandten Lehrsätzen anhängen. Entscheidend war, wie sich die Tochtergesellschaften zu dem Streite verhielten.[1])

Die Feuillans richteten ein Schreiben an sie, worin sie den Zweck ihrer Losreißung dahin erklärten,[2]) die Gesellschaft der Constitutionsfreunde in Paris zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückzuführen, „nämlich die Arbeiten der Versammlung vorzubereiten, über die Fragen zu verhandeln, ohne durch Stimmensammlung Etwas auszumachen, Licht zu verbreiten und den Meinungen über die Verfassung zum allgemeinen Mittelpunkte zu dienen.“ Sie warfen den Jakobinern vor, daß sie in der Aufnahme neuer Mitglieder zu leichtfertig geworden seien, oft ohne genauere Sichtung, bloß weil die Gesellschaft Geld brauchte, 50 bis 80 Mitglieder auf einmal, darunter Fremde aufgenommen haben, überspannte Köpfe ohne Kenntniß und Charakter, die dann dazu beitrugen, die Gesellschaft zu fälschen und in üblen Ruf zu bringen.

für die Jakobiner. Allein die Provinzen entschieden sich für die Jakobiner; während nur vier Filialgesellschaften sich den Feuillans anschlossen,[3]) war die Zahl Derjenigen, welche sich für die Jakobiner erklärten, Ende August schon 600. Die Jakobiner benahmen sich sehr klug, sie schienen die Trennung zu beklagen, sie sandten an den Club der Feuillans und an alle Einzelnen ein Schreiben: „Brüder und Freunde! Die Freunde der Constitution im Jakobinerclub sind versammelt; sie benachrichtigen ihre Brüder, daß das Vaterland in Gefahr ist und daß Eintracht und Friede die einzigen Mittel sind, ihren Feinden zu widerstehen; sie beschwören Euch daher, Euch wieder mit ihnen zu

---

[1]) Die Materialien zur Geschichte dieses Streites bei Buchez et Roux, l. c. XI, p. 137—64. — Vgl. Zinkeisen, Der Jakobinerclub. Bd. II, S. 1—146.

[2]) Adresse de la société des Amis de la constitution, séante aux Feuillans, aux sociétés qui lui sont affiliées. Buchez et Roux, l. c. XI, p. 155.

[3]) Buchez et Roux, Hist. parlem., XI, p. 161—64.

vereinen." Die Feuillans gaben als Ganzes stolz ablehnende Antwort, manche Einzelne aber kehrten bald wieder in die alte Gesellschaft zurück, nur 56 Deputirte blieben entschieden bei den Feuillans.

So in ihren Hoffnungen getäuscht, näherten sich die Feuillans jetzt der Rechten.[1]) Barnave sagte zu Malouet: „Ich habe Euch oft sehr jung erscheinen müssen, aber Ihr könnt sicher sein, daß ich in wenig Monaten sehr alt geworden bin." Dann theilte er ihm noch mit, die ganze linke Seite wünsche mit Ausnahme einiger ehrgeiziger Fanatiker mit der Revolution so schnell wie möglich zu Ende zu kommen; sie sei überzeugt, daß dieß nur dadurch geschehen könne, daß man die königliche Gewalt auf festeren Grundlagen herzustellen suche; dazu sei aber vor Allem nöthig, daß die rechte Seite, anstatt die linke durch beständigen systematischen Widerspruch aufzubringen, bei der Revision der Verfassung ihren Beistand den Beschlüssen nicht länger verweigere. Im Verfassungsausschuß waren auch die Feuillans stark vertreten durch Barnave, Duport, Lameth, Chapelier, Dandré, während von den Jakobinern nur Pétion und Buzot darin waren. Die Feuillans nähern sich der Rechten.

Es ließ sich also durch Vereinigung der Rechten mit den Feuillans noch immer Vieles erreichen. Rivarol bat Montmorin in diesem Sinne, die Feuillans kräftigst zu unterstützen, man müsse den 8000 Jakobinern, welche durch ihre Einigkeit und Regsamkeit Frankreich beherrschten, eine andere geschlossene Armee entgegenstellen, Panier gegen Panier erheben, das Volk versammeln und zu ihm sprechen. Wenn man die Bürger von Paris dahin bringe, sich für die Feuillans zu entscheiden, so sei der Sieg sicher. Es bedürfe dazu einer populären Versammlung, welche durch ihre Zahl imponire und durch ihre Oeffentlichkeit Vertrauen erwecke, eines schönen Saales mit Gallerien und eines klaren Programmes mit festen Grundsätzen. Allein die Royalisten überließen die Feuillans ihrem Schicksal, im Grunde hätten sie doch dieselben Grundsätze wie die Jakobiner, nur geständen sie dieselben nicht so offen und kühn; sie seien die Puritaner einer Verfassung, welche abgeschmackt, unausführbar, dem Geiste und Charakter aller Menschen, insbesondere der Franzosen zuwider sei und jeder gesunden Politik, jeder guten Beziehung auf gleiche Weise zum Verderben gereiche.[2]) Rivarol. Die Royalisten.

So erreichten die Feuillans denn ihr Ziel nicht, die Jakobiner zu verdrängen, und an die Stelle eines republikanischen einen streng verfassungstreuen Club zu setzen. Es erging ihren Leitern, wie Allen, die eine revolutionäre Bewegung hervorrufen halfen und dann, über ihren Charakter erschreckt, plötzlich stille stehen und sie anhalten wollen. Die Bewegung geht über sie hinaus und wirft sie zu Boden. Alle, welche eine Bewegung beschleunigen, genießen die Gunst des Volkes; seinen Haß erfahren aber Diejenigen, welche innehalten wollen. — Sie hatten im Augenblicke die Macht, Die Feuillans scheitern.

---

[1]) Ferrières, l. c. II, p. 475—76.

[2]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 343—51. — Zinkeisen, l. c. Bd. II, S. 29—30.

aber nicht die Gunst des Volkes, welches glaubte, sie hätten sich an den Hof verkauft, um den Adel wieder herzustellen und dem Klerus und dem König die alte Macht wieder zu verschaffen.

Die Apotheose Voltaires.

Der Monat Juli und August wurde in der Versammlung mit Verhandlungen über den Schluß und die Revision der Verfassung zugebracht. Die Apotheose Voltaires. Revolution mußte aber auch ihre Feste haben, die Pariser mußten unterhalten werden — dazu diente die Ueberführung der Leiche Voltaires in das Pantheon.[1])

Die Anregung dazu gaben Charles Vilette, der Verwandte Voltaires, und der Philosophe Condorcet, welche, nach Ferrières' bissiger Bemerkung das Volk mit Philosophie, das heißt mit sich selber beschäftigen, das heißt, bei den bevorstehenden Wahlen berücksichtigt werden wollten.[2]) Vilette gewann ein Mitglied der Municipalität für den Gedanken, Voltaire im Pantheon zu bestatten. Der Bürgerrath ergriff gerne die Gelegenheit, den Parisern ein Fest zu bieten, und Bailly erschien vor der Nationalversammlung und bat für die Stadt Paris Vorbereitung. um die Ehre, daß „der größte Mann, den Frankreich geboren, in ihrem Schooße ruhe." Da Voltaire für einen vollendeten Demokraten galt, wurde von der Versammlung einstimmig die Bitte bewilligt, Voltaires Leiche aus der Abtei Selliers in würdiger Weise ins Pantheon zu übertragen. — Vierzehn Tage lang priesen die Zeitungen dieses große Ereigniß und beglückwünschten die Franzosen ob diesem Siege des Geistes. Die Behörden des Departements nahmen den Sarg Sonntag 10. Juli an der Grenze, der Bürgerrath von Paris nahm ihn am 11. an der Barrière von Charenton in Empfang; er ward auf dem Bastilleplatz auf einem Fußgestell von Steinen aufgestellt, die aus den Grundmauern der alten Zwingburg genommen waren. Auf einem dieser Steine war zu lesen: „Empfange an diesem Ort, wo der Despotismus Dich fesselte, die Ehren, welche das Vaterland Dir zuerkennt." — Der ganze Platz war in einen Park umgewandelt. Auf der einen Seite des antik gebauten Wagens, in welchem der Sarg gekommen war, standen die Worte: „Wenn der Mensch frei geboren ist, muß er sich selber beherrschen", auf der anderen: „Wenn der Mensch Tyrannen hat, muß er sie entthronen."

Festzug 11. Juli 1791. Montag 11. Juli Nachmittags 2 Uhr begann vom Bastilleplatz der Festzug in das Pantheon.[3]) Reiterei eröffnete ihn, Geschütze folgten, aus denen von Zeit zu Zeit Salven gegeben wurden; die Trommeln, auf welchen der Trauermarsch geschlagen wurde, waren florumhüllt, die gesammte Bürgerwehr bildete Spalier oder nahm Antheil am Zug — all das, als wären jetzt die Waffen in den Dienst des Geistes genommen! Dann kamen die Zöglinge der Schulen, die patriotischen Vereine mit Devisen wie: „Wer für das Vaterland stirbt, stirbt zufrieden", die Buchdrucker mit einer Presse, auf welcher während des Zuges patriotische Lieder gedruckt wurden und Huldigungen für den Dichter. Die Arbeiter, welche die Bastille niedergerissen hatten, trugen Ketten, Halseisen, Kugeln mit

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. X, p. 455—56.
[2]) Ferrières, Mémoires, II, p. 478—82.
[3]) Buchez et Roux, l. c. X, p. 456.

Fußketten, Folterwerkzeuge, welche in der Bastille gefunden worden waren. Wieder Andere trugen auf Schildern die Reliefbilder von Voltaire, Rousseau und Mirabeau. Auf einer Tragbahre kam dann das Protokoll der Wahlen von 1789 und „Der Aufstand von Paris" von Dusaulx. Die Bürger der Vorstadt Saint-Antoine trugen die Fahne der Bastille; in ihrer Mitte schritt in Amazonentracht ein Mädchen, das beim Sturm auf diese Zwingburg mitgekämpft hatte. Dann kamen Pikenträger mit der phrygischen Mütze und der Devise: „Aus diesem Eisen wurde die Freiheit geboren." Ehemalige Gardes-françaises trugen ein Modell der Bastille. Dann schritt der Jakobinerclub einher, die Wähler von 1789 und die Schweizergarden. Dann sah man die Schauspieler der Pariser Theater vor dem vergoldeten Standbilde Voltaires. Auf Pyramiden um dasselbe standen in Goldschrift die Namen seiner Werke. Die goldene Bildsäule war mit Lorbeeren umkränzt und wurde getragen von Bürgern im Costüme der Zeiten und der Völker, die Voltaires Werke schilderten. Nun kamen die Mitglieder der Akademie, viele Schriftsteller, mit einem goldenen Koffer sammt den 70 Bänden seiner Werke in der Kehler Ausgabe von Beaumarchais. Hierauf kamen die Künstler, die Vorstände der Sectionen, Musikbanden und endlich, umgeben von fackeltragenden Priestern des Apollo, von Musen und Nymphen, der Wagen mit dem Sarge. Oben darauf sah man Voltaire auf dem Todbette, wie der Ruhm ihm eine Krone auf das Haupt setzt; der Sarkophag trug die Inschrift: „Er rächte Calas, La Barre, Sirven und Montbailly. Als Dichter, Philosoph, Geschichtschreiber, gab er dem menschlichen Geiste einen hohen Aufschwung und bereitete uns auf die Freiheit vor." Zwölf Schimmel zogen den Wagen, die Zügel hielten Männer in antiker Tracht. Hinter dem Wagen kam die Nationalversammlung, das Departement, der Bürgerrath, der Cassationshof, die Richter, die Veteranen. Eine Abtheilung Reiterei schloß den Zug, der über die Boulevards ging und zuerst gegenüber der Oper anhielt. Dort wurde die Büste Voltaires gekrönt und Lieder aus seinen Stücken gesungen. Von da ging der Zug über den Platz Ludwigs XV., den Pont Royal, nach dem Quai Voltaire und hielt vor dem Hause seiner Nichte, wo sein Herz aufbewahrt war. Eine Inschrift besagte: „Sein Geist ist überall, sein Herz ist hier." Mit Bäumen und Kränzen war die Vorderseite des Hauses geschmückt, ein Kranz von Rosen ließ sich auf den Wagen mit dem Sarge herab. Weißgekleidete Mädchen mit Blumen im Haar zierten die Stufen zum Hause. Mit Thränen im Auge trat Voltaires Nichte vor und legte einen Kranz auf die Büste des Oheims. Zugleich wurde, begleitet von antiken Instrumenten, eine Ode Chéniers auf den Dichter gesungen. Madame Vilette und die Familie Calas schlossen sich sofort dem Zuge an. Vor dem Theater Français war ein Triumphwagen errichtet, der die Inschrift trug: „Er schuf Oedipus mit 18, Irene mit 83 Jahren." — Ein Chor aus der Oper „Samson" wurde gesungen.

Leichenwagen.

Spät Abends nahte der Zug erst dem Pantheon, kurz vorher trieb ein Platzregen Musen, Apollopriester, Abgeordnete, Bastillearbeiter, Nationalgarden, Alles bunt durcheinander. Die vergoldete Statue, die nur aus Gyps war, zerbrach dabei. Zwischen Mirabeau und Descartes wurde der Sarg um 10 Uhr in den Katakomben der Genovefenkirche beigesetzt, zwischen dem Philosophen und Staatsmann. Der Sarg trägt die Inschrift: „Dichter, Geschichtschreiber, Philosoph, erweiterte er den menschlichen Geist und lehrte ihn frei zu sein; er vertheidigte Calas, Sirven, La Barre und Montbailly; er bekämpfte die Atheisten und Fanatiker, er begeisterte für die Toleranz und forderte die Menschenrechte gegen die Feudalität."

Beisetzung.

Der Sarg ist jetzt leer, die Leiche soll 1814 in einer Mainacht in eine Gosse geworfen worden sein. —

Diese Apotheose eines Mannes, der verlogen und falsch, wie sein Leben so seine Ehre daran setzte, das Christenthum zu vernichten, der, statt den Tempel Gottes zu beleuchten, ihn besudelte, zeigt, wie sehr die Pariser Bevölkerung damals jedes tieferen und edleren Sinnes bar war. Ernstere Naturen mochten fragen, ob es einer großen Nation würdig sei, ein Freudenfest zu feiern, während ihr König ein Gefangener war. Damals klagten Manche über Vergeudung von Summen zur Feier eines Schurken, während die Wohlthätigkeitsanstalten aus Mangel an Mitteln versiegten und die Armen hungerten. Das Ganze war ein — theatralischer Unsinn. Rousseaus Versetzung in das Pantheon wurde am 27. August beschlossen. Dem tieferen und würdigeren Montesquieu widerfuhr diese Ehre nicht, obgleich er der Begründer des politischen Systemes der Selbstregierung war, weil er das System der zwei Kammern vorzog, weil er eine kräftige Monarchie wollte.

(Rousseau) (Montesquieu.)

Die Revision der Verfassung.

Ein Antrag von Camus am 30. Juli führte zur Abschaffung aller Ordensauszeichnungen, mit Ausnahme des Ludwigskreuzes.

(Ende der Ordenszeichen.)

Die Gleichheit, meinte er, werde durch jede Auszeichnung aufgehoben, die Einheit leide durch die Zünfte, welche einen Staat im Staate ausmachen. In den meisten Ritterorden fordere man Adelsproben, in anderen Gelübde, Eide, Cölibat. Alle diese Bedingungen streiten wider die Beschlüsse der Versammlung. Die ausländischen Orden könnten die Abgeordneten nicht abschaffen, wohl aber die Franzosen verhindern, sich einer Genossenschaft anzuschließen, in die sie nur durch eine Adelsprobe gelangen könnten. Es gebe in Frankreich keinen Adel mehr, die Franzosen hätten bereits einen weit höheren Adel erhalten. Der alte Adel habe nur in dem Recht bestanden, ein Höfling zu werden. —

(Camus.)

Malouet hob die Schwierigkeit dieses Antrages wegen des Malteserordens hervor. Kann kein Franzose mehr Malteser werden, so wird dieser Orden nicht mehr dasselbe Interesse haben, den französischen Handel zu schützen; die Comthuren werden an Fremde verliehen werden. Die Franzosen seien den ganzen Vortheil des Levantehandels den Maltesern schuldig. — Deßungeachtet wurde nach kurzer Berathung beschlossen: „Jeder Ritter- oder andere Orden, jeder Ordensschmuck, jedes äußere Zeichen, welches eine ausgezeichnete Geburt anzeigt, ist in Frankreich abgeschafft, und es kann Nichts dergleichen mehr eingeführt werden. Da das Ludwigskreuz eine bloß ehrenvolle und persönliche Belohnung ist, so kann bei Empfang desselben kein anderer Eid als der bloße Bürgereid verlangt werden." Der Herzog von Orleans legte seinen Ordensstern zuerst ab.

(Malouet.) (Ludwigskreuz.)

Am zweiten Jahrestag des 5. August, welcher das alte Frankreich umschuf, begann der Ausschuß für Revision der Verfassung. So manche Beschlüsse, in der Aufregung des Augenblickes gefaßt, waren im Widerspruche mit einander; manche Beschlüsse litten an Dunkelheiten, andere waren un-

(Revision der Verfassung.)

möglich durchzuführen. Barnave, Clermont-Tonnere, Duport, Alexander Lameth waren gewählt worden, um die nothwendigen Verbesserungen einzuleiten; von den Jakobinern waren Buzot und Pétion im Ausschusse, zogen sich aber bald von den Sitzungen zurück, weil sie gegen die Ansichten der Feuillans nicht aufkamen. Die Verhandlungen waren gemeinsam mit dem Verfassungsausschuß, in welchem Siéyès saß, der meist schwieg, Talleyrand, der es mit Niemand verderben wollte; Thouret, Target, Rabaut Saint-Etienne und Desmeuniers sahen in der Verfassung ein Meisterwerk, nur Chapelier fühlte ihre Gebrechen. Barnaves Hoffnung war, unter diesen Verhältnissen dem König einen Theil seiner Macht wieder zu retten und ihm die Mittel zu verschaffen, sich auf constitutionellem Wege zu vertheidigen; er verfügte oft über vier Fünftel der Linken, aber nur Duport und Lameth hatte er sein Geheimniß mitgetheilt. Wenn die Rechte zu ihnen hielt, so war der Sieg gewonnen; er ging verloren durch die Fernhaltung der Rechten von den Verhandlungen, durch die Muthlosigkeit Chapeliers und durch den Mangel an politischem Geist bei der Mehrzahl. Ausschuß.

Ueber diesen Mangel an politischem Tact, in welchem die Franzosen weit hinter den Engländern zurückstanden, sagt ein besonnener Mann jener Zeit:[1] „Die Unwissenheit in politischen Dingen ließ die Franzosen ohne jede Prüfung gerade die Grundlagen für die Regierung annehmen, welche ihnen die Männer der Revolution anboten. Alle Gedanken, die sie ihnen vorschwatzten, schienen ihnen im ersten Augenblicke richtig, weil sie früher niemals an so Etwas gedacht hatten, weil sie nur einen Satz nach dem andern ins Auge faßten, jeden für sich, ohne zu erwägen, ob man ihn wohl verwirklichen könne, welches seine Folgen wären, und in welchem Zusammenhang er mit anderen Ansichten stehe. Kein Volk in Europa war so mit Schriftstellern und Gelehrten überladen und steckte so tief in der Unwissenheit von der Wirklichkeit, kannte so wenig die Menschen und die Dinge. Der Franzose kommt mir vor, wie ein Blinder, dem man plötzlich den Staar gestochen und der trotz seiner früheren Blindheit, von den ersten Strahlen des Lichtes geblendet, rasch über Alles aburtheilt, auf was seine Blicke fallen. Aber die Männer, welche die Verfassung gemacht hatten, kannten ihre Gebrechen: sie fürchteten Ludwig nicht mehr, sie fanden ihn im Gegentheil nach der Verfassung zu schwach gegen den Riesen Volk, dem sie ihn gegenübergestellt hatten. Die Neigung der öffentlichen Meinung, noch über die Revolution hinauszugehen, jagte ihnen jetzt Angst ein um das Loos des Königs und der Monarchie. In dieser Angst suchten sie ihrer Verfassung einige Dauer zu geben: die Einen wollten, daß sie erst nach hundert Jahren, die Andern, daß sie erst nach dreißig Jahren geändert werden dürfe.[2]) Die Jakobiner aber betonten, das Volk sei der unumschränkte Mangel an politischem Tacte. Wann darf die Verfassung geändert werden?

[1]) Ferrières, Mémoires, II, p. 490—91.

[2]) VII. De la révision des décrets constitutionels. — „Die constituirende Versammlung erklärt, daß die Nation das unveräußerliche Recht besitze, die Constitution abzuändern. Aber sie beschloß dennoch, daß zu diesem Zweck eine Revisionsversammlung berufen werden soll, wenn drei aufeinanderfolgende Legislaturen über die Abänderung irgend eines Artikels der Verfassung einen gleichförmigen Wunsch geäußert haben. Die nächste und die darauf folgende Legislatur jedoch können die Abänderung keines einzigen Artikels vorschlagen. Von den drei Legislaturen, welche in der Folge einige Veränderungen vorschlagen

Herr und lasse sich durch ein solches Gesetz nicht binden; es könne die Verfassung ändern, wann es ihm gut dünke." — Mit Mühe setzten die Feuillans durch, daß vor drei Legislaturen keine Aenderung an der Verfassung vorgenommen werden dürfe.

Malouet. Malouet wollte dem Vaterlande nützen und dem König helfen: er begab sich in den Ausschuß und redete mit ihnen wie mit Männern, welche wohl wüßten, wo der Fehler stecke. Sie zeigten sich jedoch anfangs sehr zurückhaltend: sie fürchteten, die Gunst des Volkes zu verlieren.[1]) Target und Tronchet priesen ihr Werk, zuletzt aber gaben sie nach und willigten in seinen Plan. „Ich will am 8. August die Verfassung angreifen, schimpft dann nur recht über mich, weist nach, daß ich in Kleinigkeiten Unrecht habe; wenn ich aber an den der Monarchie gefährlichen Theil der Verfassung komme, wo sie jede kräftige Regierung unmöglich macht, so sagt dann nur, meine Rüge sei unnöthig, Ihr hättet das längst selber bemerkt und Euch verabredet, einige Verbesserungen vorzuschlagen. Schlaget dann nur die Aenderungen vor. Glaubt mir, sie werden angenommen und geben dann Eurem Werke eine Dauer."

Nach dem verabredeten Plane griff Malouet am 8. August mit Schärfe verschiedene Punkte an, namentlich die Grundauffassung der Monarchie:[2]) er sah in den Menschenrechten eine Quelle verhängnißvoller Irrungen für den gewöhnlichen Menschen, der die Souveränität nur kennen solle, um ihr zu gehorchen, und auf Gleichheit nur Anspruch machen vor dem Gesetz, denn Natur, Erziehung, Industrie, Schicksale machen die Menschen ungleich. Sie hätten ferner Freiheit und Sicherheit nicht in das rechte Verhältniß zu einander gebracht: wer der Freiheit eine große Dauer verschaffen wolle, dürfe sie nicht allzuweit ausdehnen; sie müsse berechnet sein auf die größte Sicherheit der Person und des Eigenthums; — sie hätten aber die größte Freiheit an die Spitze gestellt und wollten nachträglich die Sicherheit von Person und Eigenthum daran anlehnen. Zuerst stelle man die Einzelnen als Souveräne hin, dann wolle man sie nachträglich in Unterthanen umschaffen, was aber nicht angehe. Ein anerkanntes Recht sei

Menschenrechte.

Freiheit und Sicherheit.

möchten, sollen die beiden ersten sich mit diesem Gegenstande nur in den zwei letzten Monaten ihrer letzten jährlichen Sitzungen beschäftigen und die dritte an dem Ende ihrer ersten jährlichen Sitzung oder zu Anfang der zweiten Sitzung. Die Beschlüsse sollen der Genehmigung des Königs nicht unterworfen sein. Die vierte Legislatur, vermehrt mit 249 Mitgliedern, welche in jedem Departement ernannt werden, wird die Revisionsversammlung ausmachen. — Diese 249 sollen erst nach der Wahl der Abgeordneten ernannt werden. Die Mitglieder der Versammlung haben, außer dem Eid, für die Freiheit zu leben und zu sterben, noch ein Jeder einzeln zu schwören: „1. Daß sie sich darauf einschränken wollen, über diejenigen Gegenstände, welche ihnen vermöge des einstimmigen Wunsches der drei vorangehenden Legislaturen vorgelegt worden seien, zu beschließen, daß sie überdies die von der constituirenden Versammlung in den Jahren 1789, 1790, 1791 beschlossene Constitution aus allen ihren Kräften aufrecht erhalten, und daß sie in Allem der Nation, dem Gesetze, dem Könige treu bleiben wollen. Ohne Aufschub sollen sie an den Gegenstand der Untersuchung gehen und, sobald die Arbeit vollendet ist, sollen die 249 sich entfernen, ohne an der anderen Gesetzgebung Theil zu nehmen." Histoire parlem., XI, p. 442—43.

[1]) Bouillé, Mémoires, Paris 1821, p. 286.

[2]) Seine Rede bei Buchez et Roux, Hist. parlem., XI, p. 237—47.

Nichts, wenn nicht eine Gewalt da sei, stark genug, es zu schützen. Ebenso verfehlt sei die Definition: „Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens", statt zu sagen: „das Gesetz ist der Ausdruck des Rechtes und der öffentlichen Vernünftigkeit". — Der Mißbrauch der Worte Volkssouveränität und allgemeiner Wille habe die Köpfe schon so verdreht, daß es eine Grausamkeit wäre, durch die Verfassung diesem Wahnsinn Dauer zu geben. Er verlangt Garantieen für die Sicherheit und findet sie nicht im Einkammersystem, nicht im Königthum dieser Verfassung: „Das Königthum in einem freien Staate kann nur nützlich sein als Gegengewicht gegen eine andere Gewalt und muß selber kräftig, unabhängig sein, wenn es den Verirrungen, den Wagnissen, den Anmaßungen des gesetzgebenden Körpers entgegentreten soll. Da der Letztere durch die Verantwortlichkeit der Minister immerdar die Gewaltmittel in Händen hat, welche der Monarch anwenden kann, so ist es für Erhaltung des Gleichgewichtes der Gewalten unerläßlich, daß der König eine moralische Macht besitze, einen höheren Willen, der in gewissen Fällen dem gesetzgebenden Körper widersteht — er muß das Recht haben, Beschlüsse des gesetzgebenden Körpers zu verwerfen und diesen zu vertagen oder aufzulösen, wenn dessen Treiben die Grundlagen der Staatsordnung angreift. Wenn der König dieses Rechtes beraubt ist, so bleibt ihm kein Mittel seine Unabhängigkeit zu beschützen." — In diesem Sinne ging es fort in schwerwiegenden Sätzen, die wie Hammerschläge auf den ganzen Bau der Verfassung klangen und auf einzelne Einrichtungen, wie die Nationalgarde. „Es war ohne Zweifel von Nutzen, eine unbesoldete Landwehr neben der Linie zu haben: aber alle Bürger in Soldaten umzuwandeln, ihnen stets Waffen in der Hand zu lassen, ohne eine strenge Disciplin, alle kriegerischen Arbeiten immer mit dem Handwerk zu paaren — ich finde in diesen Anordnungen mehr Unruhe als Sicherheit, mehr Aufregung als Harmonie, und einen ungeheuren Verlust an Zeit und an Arbeit, dem einzigen Eigenthum des Armen."

Gesetz.

König.

Das Veto nothwendig.

Gegen die Nationalgarde

Schon wollte Malouet die Nothwendigkeit darlegen, den König auf freien Fuß zu setzen, als Buzots Ausruf: „Was man Euch da vorschlägt, ist Nichts weniger als eine Gegenrevolution!" den Chapelier, der nach Verabredung die Gegenvorschläge machen sollte, aus der Fassung brachte; er hielt sich für betrogen, er ließ Malouet seine Rede nicht einmal ruhig enden; aus lauter Angst, man möchte ihn eines Einverständnisses zeihen, erklärte er jeden Angriff auf die Gesammtheit für unzulässig, höchstens könne man in einzelnen Theilen nachhelfen. So wurde aus dem Scheingefecht ein ernster Kampf und alle Aussicht auf eine ernstliche Besserung der Verfassung ging verloren.[1])

Buzot.

Chapelier.

Also die Grundlagen der Verfassung blieben; was noch hinzukam, war unbedeutend. Der König blieb ein Titularbeamter ohne Macht, die vollziehende Gewalt blieb durchschnitten, die Einheit, die Kraft der Regierung unmöglich, Frankreich aufgelöst in 83 Departements oder vielmehr in 44.000 Gemeinden, alle so viel als unabhängig, alle Beamten wählbar, alle unab-

¹) Buchez et Roux, l. c. XI, p. 237—47.

hängig von ihren Vorgesetzten. Alle Gewalt ging jetzt von unten nach oben, wie sie einst von oben nach unten gegangen war. Wenn nur die Municipalbeamten in den 44.000 Gemeinden alle lesen und schreiben könnten, aber in 20.000 können sie dieses nicht und doch sollen sie die unklaren Gesetze erklären, anwenden.[1]) Ueberall Verwirrung im Kopfe und das Gewehr in der Hand — was kann aus einer solchen Lage Anderes entstehen, als Bankerott und Bürgerkrieg und Jammer ohne Ende? Die Verfassung, die man für ein unsterbliches Werk hält, für den Triumph des französischen Geistes, wird nicht ein Jahr anhalten und dann als ein theueres Spielzeug in den Winkel geworfen werden. Kann der König diese Verfassung, „dieses Meisterwerk von Mangel an Sinn für die Wirklichkeit, durch welches eine Anarchie, wie seit dem neunten Jahrhundert in Frankreich keine war, zur gesetzlichen Einrichtung erhoben wurde“ mit gutem Gewissen annehmen?

Schutz der Verfassung. Nachdem die Verfassung feierlich verlesen war, erhielt sie noch den Zusatz: „Die Versammlung übergibt die Constitution der Treue des gesetzgebenden Körpers, des Königs und der Richter, sowie auch der Wachsamkeit der Hausväter, den Weibern und Müttern, der Anhänglichkeit der jungen Staatsbürger und dem Muthe aller Franzosen.“

Annahme der Verfassung.

Beaumetz. Wie sollte sie aber dem König überreicht werden? Beaumetz wies nach, Ludwigs Antwort müsse frei, müsse reiflich überlegt sein, sonst würden die Feinde der Freiheit die Zustimmung für erzwungen, also für ungiltig erklären. Um frei zu unterzeichnen, müsse Ludwig aber sichtbar frei sein. Robespierre.

Robespierre[2]) konnte nicht umhin anzudeuten, Ludwig werde gerne annehmen, das Amt eines Königs werfe vierzig Millionen ab und viele Ehren, und die Stelle sei erblich; er begreife nicht, wie man von Zwang reden könne: man sage ganz einfach zu ihm: „Willst Du König sein oder nicht?“ Er könne ganz gut sagen: „Ich will nicht.“ Niemand zwinge ihn. Aus Paris könne man ihn übrigens nicht hinauslassen, man müsse auf seiner Hut bleiben und sich vor Schlingen in Acht nehmen. Er beantrage, daß jedes Mitglied schwöre, sich nie mit dem Hof in Unterhandlung wegen Abänderung der Verfassung einzulassen, wenn es nicht des Hochverraths am Vaterland geziehen werden wolle.

An den König. 60 Mitglieder wurden gewählt, um dem König die Verfassung am 3. September zu überbringen. Zugleich sollten sie den König bitten, alle Befehle zu geben, welche er für seine Bewachung und die Würde seiner Person für geeignet halte, und wenn er die Verfassung annehme, den Tag und die Formen zu bestimmen, unter welchen er seine Zustimmung und sein Versprechen kundgebe, sie zu vollziehen. Um 9 Uhr Abends begab sich diese Gesandtschaft unter Fackelbeleuchtung nach dem Schlosse, auf dem Wege von der unzählbaren Menge umjubelt. Zu gleicher Zeit wurde das dreifarbige Band, welches die Tuilerien umgab, durch-

---

[1]) Taine, Révolution, I, p. 388—456.
[2]) Ibid., I, p. 493—95.

schnitten — das Zeichen, daß die Haft des Königs ihr Ende erreicht habe.[1]) Der König war im Rathssaal, umgeben von seinen Ministern. Thouret,[2]) der Vorsitzende der Versammlung, hob an: „Sire, die Stellvertreter der Nation kommen, um Eurer Majestät die Urkunde der Verfassung zu überreichen, welche die unveräußerlichen Rechte des französischen Volkes heiligt, welche dem Throne seine wahre Würde wiedergibt und dem Reiche ein neues Leben schafft." — Ludwig XVI. antwortete mit heiterer Miene: „Ich nehme die Urkunde in Empfang, welche die Versammlung mir vorlegt. Ich werde derselben in der kürzesten Zeit, welche die Prüfung eines so wichtigen Gegenstandes verlangt, meinen Entschluß mittheilen. Ich habe mich entschlossen in Paris zu bleiben. Ich werde dem Oberbefehlshaber der Pariser Bürgerwehr für meine Bewachung die nöthigen Befehle ertheilen."

Der König frei, soll die Verfassung prüfen.

Am Tage darauf, es war ein Sonntag, hatte das Volk wieder Zutritt in den Tuileriengarten und drängte sich die Menge in die Messe, um den König zu sehen. „Da kommt der König!" rief eine Frau vor Freude schluchzend. „Da ist er! Hoch lebe der König!" tönte es, „hoch die Freiheit! hoch der erste verfassungsgemäße König!" Noch immer schlugen Herzen für Ludwig XVI.

König und Volk.

Mit Ungeduld erwartete das Volk den Entschluß des Königs: wird er die Verfassung annehmen, wird er sie verwerfen? Niemand war mehr von ihren Gebrechen überzeugt als Ludwig XVI., er hatte sie ganz richtig im

Bedenken des Königs.

---

[1]) Damit endet die Geschichte der Flucht des Königs. Sie hat eine ganze Literatur, wie wir oben schon andeuteten. Manches ist enthalten in dem vierten Bande der großen Collection des Mémoires relatifs à la révolution française par Berville et Barrière. Der Band hat den Titel: Mémoires sur l'affaire de Varennes. Paris 1823. Dazu erschienen Berichtigungen, wie das Mémoire de M. le Baron de Goguelat, welches aber mehr Werth hat durch das, was es über den Aufenthalt der Königin im Templegefängniß enthält, als durch das, was es über die Flucht sagt. Wichtiger ist die Relation du voyage de sa Majesté Louis XVI. Par le comte Dumoustier. Paris 1825, der als Gouverneur im Invalidenhause starb. Dieses kleine Buch gibt wichtige Einzelnheiten. So sagte der König, als er in Chalons aussteigen mußte, zu ihm (der auf der Flucht François hieß): „Ich habe wenig Glück und fürchte sehr, daß auch diese Reise unglücklich verläuft, aber ich habe dann doch gethan, was ich sollte, und dem Volke gezeigt, daß ich nicht frei bin, was auch meine Erklärung besagt." Dumoustier suchte den König den Blicken der Gaffer und Bettler zu entziehen, der König hielt ihn ab: „Lassen Sie das, ich glaube, es ist nicht mehr nöthig. Aber ich kann nur mit Schmerz diese Armen im Irrthum über das Loos sehen, das ihnen bevorsteht. Ach, meine Arbeiten wären mir leicht, wenn ich ihr Glück begründen sollte!" — Nach Dumoustier rief Dandoins in den Wagen: Partez, pressez-vous, vous êtes perdus, si vous ne hâtez! Unter dem Brückenthor in Varennes warf Malden einen Nationalgarden unter den Wagen, Dumoustier wollte einhauen, da hielt ihm der König den Arm. Im Hause des Sausse, warf sich dieser und ein Hannonet dem König zu Füßen, als er sagte: „Ich bin der König!" — „Point de vivacités", sagte er zum König, als Dumoustier die eindringenden Nationalgarden aufhalten wollte, „nous ne tarderions pas à être dechirés." In Chalons, wo der König auf der Rückkehr in der Intendantur übernachtete und in der Früh eine Messe hören wollte, drang Pöbel in die Kirche. Der König sagte: „Ziehen wir uns zurück, damit es keinen Scandal gibt, denn diese Menschen haben sich so weit vergessen, Gott zu verkennen, und sind deshalb zu Allem fähig." — Dumoustier ist überzeugt, daß Lafayette von der Flucht vorher schon gewußt und die Anhaltung angeordnet habe. Die Garden wurden vom Volke in Paris verwundet und kamen blutend ins Gefängniß. — Das Buch von Dumoustier ist selten. Ich erhielt es durch die Güte des Herrn Statthaltereiraths Adolf Edlen von Pichler in Graz, eines Verwandten Dumoustiers. Seine Mutter Katharina, eine geborene von Charlemont, eine Nichte Dumoustiers, flüchtig 1793, starb in Graz 1880, vielleicht die letzte aus der Klasse der Emigrantinen, 94 Jahre alt.

[2]) In Buchez et Roux, Hist. parlem., XI, p. 394—95 steht der Bericht Thourets über den Empfang.

Aufruf an alle Franzosen kurz vor der Flucht bezeichnet. Nur mit Widerwillen dachte er an einzelne Beschlüsse; er konnte die Verfassung nicht gutheißen ohne das brennende Gefühl, daß er Unrecht thue an der Kirche, am Adel, an seiner eigenen Familie. Aber wenn er die Verfassung nicht annahm, rief er dadurch nicht Dinge hervor, die noch ärger waren, den Bürgerkrieg, vollständige Vernichtung des Adels, den Mord seiner Familie, eine noch viel ärgere Verfolgung der Kirche? Er vernahm Drohungen genug mit dem Schaffot für ihn und seine Familie, mit den Schrecknissen eines Bürgerkrieges. Dreierlei Wege stellte man ihm vor: entweder in der Versammlung zu erklären, sein Gewissen erlaube ihm nicht, Gesetze anzunehmen, die er für gefährlich und unausführbar halte;[1]) sein Leben hänge von der Versammlung ab, sie möge darüber entscheiden; oder er möge die Verfassung kurzweg annehmen; oder er möge sie unter Hinweis auf die Gefahren annehmen, aber sich ausbedingen, daß die Versammlung für die gute Wirkung dieser Gesetze verantwortlich sei und ihm daher auch die Minister ernennen möge.

Rath von Morris, Letzteres rieth ihm Washingtons Freund, der amerikanische Gesandte Morris, welcher ihm die Verfassung als ganz unausführbar schilderte. Der große Engländer Burke, an den die Königin sich um Rath wandte, sprach dem Grafen Mercy gegenüber sich wider jede Unterhandlung des Hofes mit den Häuptern der Versammlung aus.[2]) Die ganze Welt habe die Augen auf den Entschluß in den Tuilerien gerichtet; jedes Eingehen auf nachtheilige Bedingungen werde den Ruhm vermindern, den man sich bisher durch edle Festigkeit erworben. Wollten auch die Parteiführer sich zu annehmbaren Bedingungen anheischig machen, so würde es ihnen an Mitteln und Macht fehlen, sie zu erfüllen. Durch Unterhan-

von Burke, deln verliere man alle Stärke, allen Credit; nicht durch Klugheit, durch Festigkeit allein könne man sich retten, und gegenwärtig müsse man allen Zumuthungen Geduld, Schweigen und Weigern entgegensetzen. Die Mächte Europas hätten ihre Zwiste geschlichtet, um ihnen zu Hilfe zu kommen, sie aus der Gefangenschaft zu befreien und einem Zustande zu entreißen, der dem Scheine der Freiheit im Grunde noch vorzuziehen wäre. Jetzt dürfe man nicht, indem man sich, seine eigenen Rechte und die Rechte so vieler verbündeten Fürsten Verräthern überliefere, die allgemeine

von Mercy. Erwartung täuschen. — Graf Mercy sandte der Königin diesen Rath mit dem Zusatze: „Diese Ansicht ist in den Grundsätzen wahr, aber in der That gefährlich. Die Hilfe der fremden Mächte wird Null sein, wenn England nicht alle Wechselfälle theilt; seine Neutralität würde nicht hinreichen und es ist wenig Anschein dazu da, daß es diese aufgebe. Man darf also Nichts übereilen, man muß seine ganze Festigkeit aufbieten, um Zeit zu gewinnen.“ —

Die Familie des Königs, welche sich im Ausland aufhielt, sandte feierliche Verwahrung gegen Annahme dieser Verfassung ein.[3])

---

[1]) Ein treuer Anhänger schrieb ihm: „Dites peu, n'écrivez-rien, ne consentez à rien, conservez votre courage jusqu' à la fin, nous travaillons pour vous.“ Tourzel, Mém., I, p. 382. Man stellte dem König in Aussicht, wenn er die Verfassung nicht annehme, seien die Staatsgefangenen in Orleans die ersten Opfer.

[2]) Arenberg, Briefwechsel, Bd. III, S. 205.

[3]) Ils lui ecrivirent la lettre la plus forte et la plus raisonnée pour l'en détourner. Tourzel, l. c. I, p. 384.

Dieser, in schwungvoller Sprache abgefaßte, vom Schlosse Schönbornsluſt am 10. September datirte und mit der Pilnitzer Erklärung des Kaisers und des Preußenkönigs abgesandte Protest schildert zunächst die um Ludwig und die Folgen seiner Mißhandlung für das Königthum überhaupt besorgte Gesinnung der Monarchen Europas, ihren Entschluß, mit all ihrer Kraft einzuschreiten, „um den vernünftigen Theil des französischen Volkes gegen den wahnsinnigen Theil desselben zu unterstützen und in dem Königreich den Vulkan des Fanatismus auszulöschen, dessen fortgepflanzte Ausbrüche alle Königreiche bedrohen." — Er mahnt ihn, „daß dieser Rausch nur kurze Zeit dauern könne und die glücklichen Fortschritte des Verbrechens ihre Grenzen haben"; er schildert die Nothzustände in Folge der Verwirrung, die Verschleuderung des Staatsvermögens durch die Männer der Bewegung, den Stillstand der Industrie, den Jammer des Handelsstandes, die Verzweiflung in den Kolonieen, die Zerrüttung der Armee, die Schrecken der allgemeinen Auflösung, die immer zunehmende Auswanderung des besseren Theiles der Nation, die Gefahren, die der königlichen Familie selber drohen. Aber all diese Schrecken würden andauern, wenn der König durch Annahme der Verfassung seine Rechte auf den Beistand der Monarchen schwächen, wenn er eine Lehre billigen würde, welche die Monarchen zu unterdrücken genöthigt sind. Die heiligsten Pflichten trieben sie an, ihn vor einer solchen That der Schwäche zu warnen und ihm anzukündigen, daß, wofern seine Hand genöthigt würde, die Annahme zu unterzeichnen, sie im Angesicht der ganzen Welt sie als ungiltig, als null und nichtig erklären würden, weil durch die Gewalt abgedrungen, weil entgegen den Rechten und den Wünschen der ganzen Nation. Alle Prinzen des Hauses Bourbon müssen dagegen protestiren, für das Volk, für die Religion, für die Grundsätze der Monarchie. — „Sie, Sire, können, Sie dürfen nicht andere Grundsätze haben; Ihr Wille gilt uns nur in jenen Schriften ausgedrückt, wo Sie frei sind. Sie müssen das Volk vor seiner eigenen Wuth sichern; Sie dürfen, als ältester Sohn der Kirche, nicht in die Beraubung der Kirche, in die Verfolgung ihrer Diener, nicht in Grundsätze einwilligen, die zum Schisma führen. Wir dürfen nicht abgehen von den Grundsätzen der Monarchie, welche durch Jahrhunderte von der Nation selbst für unantastbar erklärt worden sind. Wir protestiren für alle Stände, welche durch diese Verfassung beleidigt, angegriffen und geplündert sind; wir protestiren für den Adel, der, bisher die Stütze des Thrones, Alles aufopfert, um durch einen glänzenden Eifer zu beweisen, daß kein Hinderniß einen französischen Ritter abhalten kann, seinem König, seinem Vaterland, seiner Ehre treu zu bleiben. Es gibt jetzt in Frankreich kein Eigenthum, das unangetastet geblieben wäre, keinen rechtschaffenen Bürger, der nicht gelitten hätte. Wie können Sie diesen Mangel an Recht, diese Straflosigkeit des Verbrechens, diese Verfassung genehmigen, die an all dem großen Unglücke Schuld ist?" — Sie erinnern ihn, daß der Thron allen Bourbonen, nicht ihm allein gehöre, daß er nur als Nutznießer [1]) den Thron besitze, welchen er von seinen Vorfahren geerbt habe, und daß er darum die ursprünglichen Rechte desselben nicht vergeben dürfe, daß er als König die Rechte aller Stände und jeder Privatperson zu wahren habe, daß er als Vater seines Volkes dasselbe nicht der Unordnung und Anarchie überlassen dürfe. Sollte der König dennoch die Verfassung unterzeichnen, so würden sie ihn als unfrei betrachten und den ihm abgenöthigten Befehlen entgegenhandeln; sie würden dabei seiner Genehmigung gewiß sein, wenn sie die Gesetze der

Protest der Brüder des Königs.

[1]) Propriétaire usufruitier.

Ehre befolgten. Ein ihm abgenöthigtes Verbot könne sie nicht verleiten, an ihrer Pflicht gegen Frankreich verrätherisch zu handeln. „Wir sind", unterzeichnen sie, „Sire, unser Bruder und Herr, Euer Majestät unterthänigste und gehorsamste Brüder, Diener und Unterthanen — Ludwig Stanislaus Franz Xaver und Karl Philipp." In einem Schreiben aus Worms vom 11. September schließen sich die Condés, nämlich Ludwig Joseph von Bourbon, sein Sohn Heinrich Joseph von Bourbon und dessen Sohn Ludwig Anton Heinrich von Bourbon (Herzog von Enghien), diesem Proteste der beiden Prinzen an. „Eher wollen wir alle umkommen, als zugeben, daß das Laster siege, daß der Thron herabgewürdigt und daß die Monarchie umgeworfen werde." [1]) —

Protest der Condés.

Diese Briefe erregten eine schmerzliche Stimmung. Die Lage war bitter und verlangte die höchste Vorsicht und — die Annahme der Verfassung.

Ansicht der Königin.

Die Briefe der Königin an den Grafen Mercy-Argenteau vom 16., 21. und 26. August 1791 zeugen für ihren Scharfblick und ihre Hochherzigkeit: [2]) „Wir befinden uns in dem Augenblicke, wo man uns die Verfassung zur Annahme bringen wird; sie ist in sich selbst eine solche Mißgeburt, daß sie sich unmöglich halten kann. — Aber dürfen wir es in unserer Stellung wagen, sie abzulehnen? — Nein! — Ich rede nicht von den Gefahren, denen wir uns dabei aussetzen würden, — sondern sie kann nur durch den Widerstand, den man ihr entgegensetzt, Bestand haben. — Es handelt sich nur darum, ohne Verletzung der Ehre eine Mitte inne zu halten, die uns die Möglichkeit bewahre, daß das Volk zu uns zurückkehren kann, wenn es einmal enttäuscht und müde sein wird. Dazu wird es nöthig sein, daß der König, wenn man ihm die Urkunde wird überbracht haben, sie einige Tage bei sich behalte, denn es wird angenommen, er lerne sie erst von dem Augenblick an kennen, da man sie ihm gesetzlich überreicht; daß er dann die Commissäre zu sich bescheide, nicht um ihnen Bemerkungen zu machen oder Aenderungen zu begehren, die er doch vielleicht nicht erlangte und die für einen Beweis gehalten werden könnten, als billige er die Verfassung in der Hauptsache, sondern um ihnen zu erklären, seine Gesinnungen seien nicht geändert; in seinem Schreiben vom 20. Juni habe er die Unmöglichkeit, mit dieser neuen Ordnung der Dinge zu regieren, dargethan; er denke noch so, er wolle sich indessen der Ruhe des Landes zum Opfer bringen und, wenn sein Volk in der Annahme der Verfassung sein Glück finde, ohne Anstand seine Zustimmung dazu geben; über dem Anblick dieses Glückes werde er bald alle bitteren und grausamen Leiden vergessen, die man ihm und den Seinigen angethan. Faßt man aber diesen Entschluß, so muß man daran festhalten, besonders Alles vermeiden, was Mißtrauen einflößen könnte, und gewissermaßen immer mit dem Gesetze in der Hand vorwärts gehen. Dieses wird die beste Art sein, sie der Verfassung überdrüßig zu machen. Ein gewandtes und sicheres Ministerium wäre hiezu nöthig." — Von der Thätigkeit der Mächte hoffte die Königin nicht viel und sie kommt deßhalb auf ihre Ansicht zurück. [3]) „Können wir in dieser Lage eine Weigerung wagen,

[1]) Droz bemerkt (l. c. p. 458): „Wie die Prinzen für gewiß ausgaben, daß dieses die wahren Gesinnungen des Königs waren, so war diese Urkunde, der sie eine große Oeffentlichkeit gaben, die kostbarste, die den Demagogen übergeben werden konnte, um der Sache der Gewaltsamkeit und Unordnung zu dienen." —

[2]) Zuerst abgedruckt in der Revue rétrospective, I, p. 458—66, dann in Arenbergs Briefwechsel, III, S. 207—254.

[3]) Arenberg, Briefwechsel, Bd. I, S. 287—93.

die, als eine Abdankung, den Aufwieglern und der republikanischen Partei eine überwiegende Stärke geben würde. Und man glaube nur nicht, daß wir dann frei wären; man würde uns im Gegentheil nur um so enger und strenger bewachen. Kommen uns die Mächte nicht zu Hilfe, so bleibt uns nur noch die Partei der Prinzen und Emigrirten — aber wie sehr kann uns diese schaden! An und für sich können sie nur Unvollständiges leisten, und trügen sie auch einen Vortheil davon, so würden wir unter ihren Agenten in eine neue und schlimmere Sclaverei als die erste verfallen; denn da es den Anschein haben würde, als wären wir ihnen Dank schuldig, so könnten wir uns denselben nicht mehr entziehen. Sie wollen uns zwingen, dem Rathe Calonnes zu gehorchen, der in Allem nur den Eingebungen seiner Ehrsucht, seines Privathasses und jenes gewöhnlichen Leichtsinnes folgt, womit er immer das, was er wünscht. für möglich oder für schon gethan hält. — Sie sehen in dem Briefe meine ganze Seele. Ich erblicke in der Annahme der Verfassung das einzige Mittel, uns halten zu können. — Seien Sie übrigens überzeugt, daß ich, wie großes Unglück mich auch verfolgen mag, wohl den Umständen nachgeben kann, aber nie in Etwas willigen werde, das meiner unwürdig wäre. Im Unglücke fühlt man am meisten, was man ist. Mein Blut fließt in den Adern meines Sohnes, und einst wird er, hoffe ich, sich als den würdigen Enkel der Maria Theresia bewähren!" — *(Sorge vor den Emigranten.)*

Arenberg rieth gleichfalls zur Annahme der Verfassung;[1]) er bemerkt in einem Schreiben an Mercy, die Revision der Verfassung sei Nichts als das Ordnen der wichtigsten Decrete nach Kapiteln; man hätte sie verbessern können, die Versammlung sehe auch die Nothwendigkeit ein, aber es fehle der Muth; wie sie verlief, seien nur die gefährlichsten Theile gutgeheißen, die Hoffnungen der guten Bürger mehr und mehr vernichtet und die Partei der flüchtigen Prinzen aufs Aeußerste getrieben. Barnave, Duport und Lameth wollten mit dem Kaiser unterhandeln, um ihn von den Ausgewanderten abzutrennen, wollten den Prinzen Geld und Stellen anbieten, um sie zur Rückkehr zu bewegen. In einem Gutachten für die Königin weist Arenberg nach, daß Ludwig die Verfassung annehmen müsse, um die Rückkehr des Volkes zu ihm zu ermöglichen. Neue Stürme würden kommen, heftiger als die bisherigen; der König aber müsse durch all diese Revolutionen im Besitze der Krone bleiben und so verfahren, daß die königliche Macht mehr und mehr die Hoffnung der guten Bürger werde; er müsse das Mißtrauen so entfernt halten, daß die Völker nicht mehr zu befürchten haben, der unumschränkten Gewalt des Monarchen wieder anheimzufallen. Dauere dann die Anarchie fort, so müsse sich die Ueberzeugung Bahn brechen, daß nicht der König, sondern nur die mangelhafte Verfassung die Schuld trage. Er findet im Einschreiten der fremden Mächte ein bedenkliches Mittel, denn es werde dem Revolutionsgeiste neue Nahrung geben, und das allgemeine Mißtrauen die gesetzgebende Versammlung dazu drängen, die Regierung an sich zu reißen.[2]) *(Arenbergs Rath. — Die Revision.)*

Diese Ansichten theilte auch Kaiser Leopold und rieth zur Annahme der Verfassung. Die Königin bat ihn, die Grafen von Provence und Artois zurückzuhalten: sie wollten gewiß nur das Glück und den Ruhm des Königs, aber ihre Umgebung sei ganz anders und habe ihre besonderen Berechnungen für ihr Vermögen und ihren Ehrgeiz aufgestellt; es sei daher nothwendig, sie *(Kaiser Leopold II.)*

---

[1]) Arenberg, Briefwechsel, Bd. III, S. 211.
[2]) Ibid., III, p. 221—47.

in Schranken zu halten und von den Prinzen und den Franzosen im Allgemeinen zu fordern, im Hintergrunde zu bleiben bei Allem, was geschehen müsse.

Furcht und Hoffnung der Königin. „Das ist um so nöthiger, da der König, weil er nicht anders kann, die Verfassung annehmen wird; wenn sich nun die Franzosen draußen dieser Annahme entgegen zeigen, so wird er von der Tigerbrut, welche dieses Königreich überschwemmt, als schuldig angesehen und kommt in den Verdacht, mit ihnen einverstanden zu sein. Nun ist es aber für uns höchst wichtig, daß wir, wenn wir einmal annehmen, Vertrauen einflössen; nur dadurch können wir das Volk, wenn es durch das Unglück im Innern oder durch die Furcht vor äußeren Gefahren von seinem Rausche wieder zur Besonnenheit gekommen sein wird, zu uns zurückführen und dahin bringen, daß es die Urheber all seiner Leiden verabscheut." —

Die Entscheidung. So war die Ansicht des Hofes. Eine Menge Rathschläge kamen an den König, bald so, bald anders. Ludwig entschied sich für unbedingte Annahme der Verfassung und sein Minister der Justiz überbrachte am 13. September der Nationalversammlung ein Schreiben, welches diesen Entschluß kundgab, sowie daß der König am Tage darauf selber in der Versammlung erscheinen werde.

Message du Roy. In diesem Sendschreiben,[1]) wirft Ludwig XVI. einen Rückblick auf seine Regierung, zeigt, wie er den Wünschen des Volkes immer mit Bewilligungen entgegenkommen, wie er oft mißkannt worden sei, wie deßungeachtet stets das Glück des Volkes sein einziges Ziel war. Er entschuldigt seine Flucht: „Das Ansehen der Gesetze wurde täglich schwächer, die übertriebensten Rathschläge fanden allein Beifall, keine Gewalt hatte einiges Ansehen; ich glaubte damals nicht an den Abschluß der Verfassung. Ich hatte nur Einen Wunsch, nur Einen Plan, nämlich mich von allen Parteien zu entfernen, um zu erfahren, was denn wirklich der Grund der Flucht. Wunsch der Nation sei. Die Beweggründe, welche mich dazu bewogen, sind nun nicht länger vorhanden. Die Uebel, über welche ich mich beklagte, sind Ihnen wie mir aufgefallen. Sie haben den Willen gezeigt, die Ordnung wiederherzustellen. — Ueberhaupt ist mir der Wunsch des Volkes nicht länger zweifelhaft. — — Ich nehme also die Verfassung an und verpflichte mich, dieselbe im Innern des Reiches aufrecht zu erhalten, sie gegen Angriffe von Außen zu vertheidigen und sie mit allen Mitteln, welche sie in meine Gewalt legt, durchzuführen. Ich erkläre, daß ich jetzt, bekannt mit der Anhänglichkeit der Mehrzahl des Volkes an diese Verfassung, von der Theilnahme abstehe, die ich an dieser Arbeit verlangt hatte, und daß Niemand anderer, weil nur ich der Nation verantwortlich bin, ein Recht haben kann, sich darüber zu beklagen, wenn ich von dieser Forderung abstehe. Ich würde mich aber Anstände an der Wahrheit verfehlen, wenn ich sagen wollte, daß ich in den Mitteln zur Vollziehung und Verwaltung all die Kraft gefunden hätte, die nöthig sein wird, um den rechten Antrieb zu geben und die Einheit in allen Theilen eines so weitläufigen Reiches zu erhalten; da aber die Ansichten hierüber getheilt sind, so willige ich ein, daß die Erfahrung allein hierüber entscheide. Wenn ich aufrichtig alle mir überlassenen Mittel werde angewendet haben, so wird man mir keinerlei

[1]) Der Wortlaut bei Buchez et Roux, l. c. XI, p. 395—98.

Vorwurf machen können und die Nation, deren Vortheil einzig die Richtschnur sein soll, wird sich durch die Mittel erklären, welche ihr die Verfassung gewährt hat.“ Nun kommt eine Mahnung zur Aufrechthaltung der Ordnung und des Gesetzes mit vereinten Kräften. „Da die Verfassung einmal festgesetzt ist, müssen alle Franzosen, welche unter denselben Gesetzen leben, keine anderen Feinde kennen als solche, welche diesen Gesetzen entgegen handeln. Zwietracht und Gesetzlosigkeit — das sind die gemeinschaftlichen Feinde, die ich mit all meiner Macht bekämpfen werde, Sie und Ihre Nachfolger müssen mich hierin mit aller Thatkraft unterstützen; das Gesetz soll nicht über die Gedanken herrschen, aber Alle, welche ihm gemäß handeln, in der gleichen Weise unterstützen. Diejenigen, welche Furcht vor Verfolgung und Unruhen aus ihrem Vaterlande vertrieben, mögen gewiß sein, daß sie bei ihrer Rückkehr in dasselbe Ruhe und Sicherheit finden!“ — Zum Schlusse mahnte der König an allgemeine Versöhnung, an Vergeben und Vergessen — nicht bloß gegenüber Denjenigen, welche aus Anhänglichkeit an den König, sondern auch gegenüber Denen, welche durch Beleidigung seiner Person sich die Rache des Gesetzes zugezogen haben. — Versöhnung.

Dieses Schreiben erregte einen Sturm des Beifalls. Der Jubel war um so rauschender, je ängstlicher man der Entscheidung des Königs entgegengesehen hatte. „Was sollen wir machen“, hatte früher Thouret sorglich geäußert, „wenn der König eine noch liberalere, aber dem Königthum günstigere Verfassung im Augenblicke, wo wir ihm unsere Arbeit überreichen, an das Volk zur Abstimmung an die Urversammlungen entsendet?“ — Jetzt waren diese Befürchtungen behoben und wurde darum der Antrag Lafayettes auf allgemeine Amnestie in diesem Augenblicke der Begeisterung zum Beschlusse erhoben: Alle, die wegen der Abreise des Königs sich im Gefängniß befanden, sollten auf freien Fuß gesetzt, alle die Revolution betreffenden Prozesse sollten niedergeschlagen werden, und einem Jeden sollte es freistehen, das Königreich zu verlassen.[1] Jubel. Amnestie

60 Mitglieder überbrachten ins Schloß die Botschaft von diesem Beschluß. Der König dankte für die Schnelligkeit, mit welcher die Versammlung seinem Wunsche entsprochen, und sprach die Hoffnung aus, daß dieser für die Geschichte denkwürdige Tag aller Zwietracht ein Ende mache. Darauf erschien die Königin, den Kronprinzen an der einen, ihre Tochter an der andern Hand: „Wir eilen hieher, ich und meine Kinder, um Ihnen zu sagen, daß wir eben so gesinnt sind wie der König.“ [2] Scene im Schloß

Am 14. September 1791 war königliche Sitzung. Vor derselben beschloß die Versammlung, daß keine Berathung stattfinden dürfe, so lange der König im Saale verweile. Malouet beantragte, daß die Versammlung zum Zeichen ihrer Verehrung stehe, so lange der König im Saale verweile. Der Vorsitzende, Thouret, meinte, es sei schicklich, daß die Versammlung sitze, während der König den Eid schwöre. Dandré wies darauf hin, daß bei Eröffnung der Stände die Versammlung sich vor dem König erhoben, aber sich gesetzt habe, Königliche Sitzung.

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. XI, p. 398—99.
[2]) Ibid., XI, p. 400.

als er zu sprechen begann. Da kündigte Kanonendonner und Jubelgeschrei des Volkes die Ankunft des Königs an. Ludwig XVI. erschien in Begleitung seiner Minister, ohne jede Auszeichnung als das Ludwigskreuz, in einem blauen goldgestickten Rocke. Die Versammlung erhob sich. Der König begab sich zu dem für ihn bestimmten Lehnstuhl von gleicher Höhe links von dem des Präsidenten und sprach: „Ich komme, um hier feierlich die Annahme der

Schwur auf die Verfassung.

Verfassung zu bestätigen, und schwöre" — (bei diesen Worten setzte sich der Präsident und schlug die Beine über einander, die Mitglieder thaten dasselbe. Der König, welcher bemerkte, daß er allein stehe, sah um sich, setzte sich auch und fuhr dann fort) — „ich schwöre, treu zu sein der Nation und dem Gesetze und alle mir übertragene Macht anzuwenden, um die Verfassung aufrecht zu erhalten und die Gesetze auszuführen. Möge dieser große und merkwürdige Zeitpunkt der Anfang der Wiederherstellung des Friedens und der Einheit und das Pfand des Glückes des Volkes und des Gedeihens des Reiches werden."[1]) Lauter Jubel ertönte: „Es lebe der König!"

Thouret.

Sitzend sprach dann Thouret in langer Rede von den Mißbräuchen, so früher bestanden, von den Wünschen, den Rechten und der Macht des Volkes, von den schuldvollen Entwürfen der durch ihren Vortheil verblendeten Feinde des Volkes. Die Nationalversammlung habe an diesem ewig denkwürdigen Tage, an welchem der König feierlich die Verfassung beschworen, Nichts mehr zu wünschen. Die Anhänglichkeit der Franzosen, ihr Vertrauen verleihe ihm den ehrwürdigen und reinen Anspruch an die schönste Krone der Welt, und was diese ihm sichere, sei das unerschütterliche Ansehen einer frei berathenen Verfassung, die unbesiegbare Kraft eines Volkes, welches sich der Freiheit würdig fühle, sei das Bedürfniß, welches dieses Volk immerdar nach einem erblichen Königthum haben werde. Wenn der König die Verfassung wirken lasse und sie im Innern durchführe und nach Außen schütze, habe die Nation Ruhe und Macht und keinen Grund zur Sorge. „Sire! wie groß muß in unsern Augen, wie theuer muß unseren Herzen und wie erhaben die Epoche dieser Wiedergeburt sein, welche Frankreich Bürger und den Franzosen ein Vaterland verschafft und Ihnen als König einen neuen Anspruch auf Größe und Ruhm und als Mensch eine neue Quelle der Genüsse und neue Gefühle des Glückes!"

Dann überreichte der Minister die Handschrift der Verfassung. Der König unterschrieb. Die Vorhänge der Loge eines Zeitungsschreibers öffneten sich und

Die Königin.

man erblickte darin die Königin mit dem Kronprinzen. Neuer Jubelruf. Der König verließ dann den Saal und die ganze Versammlung geleitete ihn in das Schloß unter den Klängen der Musik, unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken. Das Volk schien überglücklich.

Kränkung des Königs.

Der König war es nicht. Daß die Versammlung saß, während er den Eid leistete, hatte ihn mit Recht schwer verletzt, es war eine tiefe und unverdiente Herabwürdigung der Majestät, es war eine Ungeschliffenheit. Die Campan erzählt:[2]) „Die Königin kam mir nach der Rückkehr in ihre Gemächer sehr ernst und schweigsam vor. Kaum war das Gefolge verabschiedet, kam der König zu ihr:

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. XI, p. 402—4.
[2]) Campan, Mémoires, II, p. 167.

er war bleich, seine Züge sehr verändert. Die Königin stieß einen Schrei der Bestürzung aus. Ich glaubte, er sei unwohl: aber wie weh that es mir, als ich den unglücklichen Fürsten, der sich in einen Lehnstuhl warf und sein Tuch vor die Augen hielt, ausrufen hörte: „Ach, Madame, Sie mußten Zeugin sein dieser Demüthigung! Warum sind Sie nach Frankreich gekommen, um zu sehen, wie . . .“ — hier konnte er vor Weinen nicht weiter reden. Die Königin kniete vor ihm nieder und umarmte ihn. Ich blieb stehen, nicht aus ungeziemender Neugier, sondern weil ich vor Bestürzung nicht wußte, was ich thun sollte. „Gehen Sie!“ sagte die Königin zu mir in einem Tone, der sagen wollte — bleiben Sie nicht Zeuge der Niedergeschlagenheit und Verzweiflung Ihres Königs!“ — Schmerz darüber. Die Königin.

So war die Stimmung des Königs und der Königin. Nach außen mußten sie heiter und der Zukunft sicher erscheinen. Arenberg mahnte die Königin,[1]) doch ja Macht über sich zu gewinnen und diesem beweglichen und leichtfertigen Volke zu schmeicheln, so schwer es ihrer Würde auch fallen möge. Die Nothwendigkeit verlange es, denn die Menge sei irregeführt; die revolutionsfeindliche Partei besitze keine Stärke, die zum Stützpunkt dienen könne; ein Einschreiten vom Ausland biete keine gegründete Hoffnung dar; es bleibe keine andere Wahl, man müsse mit der Volkspartei gehen, denn mit den wenigen dem Könige noch gebliebenen Mitteln lasse sich kein Widerstand leisten. Das Loos sei geworfen, man müsse sich sein Benehmen genau vorzeichnen, das mit dem Briefe des Königs an die Nationalversammlung übereinstimme. Nach dem feierlichen Schritte, den man vor der Nation gethan, dürfe man die Hoffnungen, die man erregt, durch Schwanken und Zaudern nicht täuschen, sonst würde man sich in noch viel größere Gefahren stürzen; der König stände dann vereinsamt da und der Leidenschaftlichkeit aller Parteien bloßgestellt, denn er habe sich durch Annahme der Verfassung von allen Parteien losgesagt und könne sich nur noch auf die Volkspartei stützen. Arenberg.

Die Königin überwand sich auch. Sonntag 18. September gab die Stadt Paris ein großes Fest. Um 8 Uhr verkündete Kanonendonner, daß der Maire das Gemeindehaus verlasse, um die Verkündigung der Verfassung auf den öffentlichen Plätzen vorzunehmen. Am Abend war Beleuchtung, Feuerwerk, Musik und Tanz in den elyseischen Feldern, unter deren Bäumen ein Meer von Lichtern strahlte. Königin und König fuhren mit den Kindern langsam durch die jubelnde Menge. Die Königin schien vergnügt die Freude des Volkes zu theilen, der König in tiefes Nachdenken versenkt. — Die Königin erschien wieder im Theater und wurde mit Jubel begrüßt; Lieder voll königlicher Gesinnung wurden beklatscht und ihre Wiederholung verlangt — es waren die letzten Schimmer monarchischen Gefühles. „Die geringsten Spielsachen“, schrieb Arenberg an Mercy,[2]) „reichen zur Unterhaltung des Pariser Volkes hin. Es hat geglaubt, Alles gehe gut, weil die Nationalversammlung sich zufrieden erklärt hat. — Die Führer täuschen sich aber nicht darüber, daß wir nur von einem Tage zum andern leben, und der geringste Vorfall dieses ganze Gerüste öffentlicher Freude umwerfen kann.“ Festlichkeiten.

Ein neues Fest, ähnlich dem ersten, sollte Sonntag 25. September gefeiert werden, aber die Kassen der Stadt Paris waren leer. Da übernahm der König die Kosten der Beleuchtung und sandte zugleich 50.000 Francs für die Armen. Auch die Provinzen feierten Feste. Paris

Die Mehrzahl der Abgeordneten sehnte sich nach dem Schlusse der Sitzungen. Ganz rasch wurde über eine Menge wichtiger Fragen entschieden.

[1]) Arenberg-Mirabeau, l. c. Bd. III, S. 259—61. — [2]) Ibid., III, p. 264.

Die letzten Beschlüsse. So, daß der Eintritt des Geschwornengerichtes am 1. Jänner 1792 beginnen sollte; so die Abschaffung der Peitsche und des Brandmarkens; so ein Martialgesetz für das Heer und die Marine; so die Einsetzung von 24 Friedensbeamten für die Hauptstadt, welche, nach Art der englischen Constabler, weiße Stäbe führen und im Namen des Gesetzes auffordern sollten, zum Friedensrichter zu folgen. Am 27. September wurde den Juden das Staatsbürgerrecht bewilligt, am 28. September jedem Menschen, der nach Frankreich komme, also auch dem Negersclaven, die Freiheit zugesichert. Am 29. September wurde die Einführung öffentlicher Notare auf Lebenszeit statt der bisher königlichen beschlossen. Die besoldeten Regimenter der Nationalgarde in Paris sollten in Linienregimenter umgewandelt oder zur Gensdarmerie verwendet werden, den Oberbefehl über die dortige Nationalgarde monatlich je einer der sechs Legionsführer haben.

Arenberg schreibt darüber an den österreichischen Gesandten Mercy: „Die Lafayette Nationalgarde ist gleichfalls ein Gegenstand lebhafter Besorgniß. Lafayette, dem es ohne Zweifel schmeichelte, keinen Nachfolger im Commando zu haben, hat den Beschluß durchgebracht, die gesammte Garde solle nach der Reihe unter dem Oberbefehle eines jeden ihrer sechs Divisionschefs stehen. Sein Zweck dabei ist klar. Er wird thun, als lebe er in hochmüthiger Zurückgezogenheit, und bald werden häufige Auflehnungen, deren Bestrafung den unter sich getrennten Chefs obliegen wird, die Nothwendigkeit herbeiführen, den bescheidenen Oberbefehlshaber wieder hervorzusuchen, der für sich auf diese Weise eine Besorgniß erregende Dictatur in Bereitschaft hält."[1]) —

Gesetz gegen die Clubs. Die Hauptgefahr für die Dauer der Verfassung lag, außer in ihren großen Gebrechen, im Jakobinerclub, welcher auf die Republik lossteuerte. Die Gelegenheit ihn zu vernichten hatte man versäumt; jetzt, da er wieder frisch und kräftig war, wie eine Schlange, die sich gehäutet hat, griff man Malouet. ihn vergebens an. Malouet hatte 29. August vergebens den wichtigen Antrag gestellt: allen Clubs zu verbieten, über öffentliche Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen und bekannt zu machen, ihnen auch nicht zu erlauben, die Hilfe der öffentlichen Behörden in Anspruch zu nehmen, oder die Handlungen der Regierung in Gemeinschaft zu kritisiren; im Falle des Zuwiderhandelns müsse man sie auflösen und die Unterzeichnung solcher Beurtheilungen und Beschlüsse als Störung der öffentlichen Ruhe verfolgen.[2])

Klagen über die Jakobiner. Der Minister der Justiz Duport-Dutertre hatte am 21. August vor den Schranken der Versammlung eine Anklage gegen die Jakobiner erhoben: sie stiften Unruhen in ganz Frankreich, sie verfolgen Andersgesinnte mit wahrer Wuth, sie kennen keine andere Richtschnur als ihren Vortheil; sie benutzen die Beschlüsse der Versammlung nur, um die Bürger zu quälen; von ihnen gehen die Verfolgungen wider die nicht beeideten Priester und gegen die Nonnen aus; auch die Laien sind vor ihren Quälereien nicht sicher, man zwingt sie bei beeidigten Priestern in die heilige Messe zu gehen; die sich weigern, werden ver-

[1]) Arenberg-Mirabeau, l. c. Bd. III, S. 265—66. Hist. parlem., XI, p. 445—70: Analyse des actes parlementaires étrangers à la constitution, en Août et en Septembre.

[2]) Buchez et Roux, Hist. parlem., XI, p. 358, 368.

höhnt, mißhandelt, ermordet; sie erlauben sich Eingriffe in den Gang der Rechtspflege; sie wollen die Behörden allenthalben beherrschen — neben einem solchen Verein kann keine Regierung bestehen. Statt sogleich die Unterdrückung des Jakobinerclubs zu beschließen, schob jedoch die Versammlung die Sache auf die lange Bank, indem sie die Frage einem Ausschuß zur Berichterstattung übergab.[1])

Erst am 29. September berichtete Chapelier im Namen dieses Ausschusses:[2]) „Die Mitglieder eines Clubs können sich unterrichten, besprechen, sich ihre Ansichten mittheilen, aber ihre Berathungen, ihre Verhandlungen dürfen nie die Schranken ihrer Versammlung überschreiten: sie dürfen keinen öffentlichen Schritt wagen, keinen öffentlichen Charakter annehmen. Die Versammlung beschloß: wenn ein Club sich erlaube, irgend einen öffentlichen Beamten oder Bürger zur Rechenschaft zu ziehen oder der Behörde Hindernisse in den Weg zu legen, so werden Diejenigen, welche dabei den Vorsitz hatten oder mithalfen, auf zwei Jahre aus der Bürgerliste gestrichen und auf so lange Zeit zu jedem öffentlichen Amte unfähig. Wagt eine solche Gesellschaft bei irgend einem Anlaß einen öffentlichen Charakter anzunehmen, so gilt die Strafe für den Vorsitzenden und die Mithelfer auf sechs Monate. Haben sie kein actives Bürgerrecht, so zahlen sie 1200 Francs Strafe und 2000, wenn sie Fremde sind.

Chapeliers Antrag.

Beschluß.

Robespierre vertheidigte die Jakobiner: den schriftlichen Verkehr eines Vereines friedlicher und waffenloser Männer mit anderen Vereinen verbieten, heiße die Verfassung verletzen. Indem man die Freunde der Verfassung dermaßen anklage, anerkenne man nur die Dienste, welche sie der Freiheit und der Nation geleistet haben, und handle bloß nach dem Grundsatze, man könne jetzt das Werkzeug zerbrechen, das so gut gedient habe, da die Revolution beendet sei. Das sei sie leider noch nicht — überall würden noch Ränke gegen die Freiheit gesponnen; Ehrgeizige ringen nach Herrschaft, verlangen blinden Gehorsam und wollen Vorurtheile, Leichtfertigkeit und Abgötterei wieder ins Leben führen. Darum suchen sie das letzte Hinderniß wegzuräumen, welches ihren unheilvollen Plänen im Wege steht, dann können sie ungestraft das Vaterland zerfleischen. Dem Antrag der Feuillants zustimmen, heiße also die Sicherheit der Verfassung opfern.[3]) —

Robespierre.

Deßungeachtet wurde der Antrag zum Gesetz erhoben; es war jedoch ein Schlag ins Wasser, denn die Versammlung ging ihrem Ende entgegen und der König hatte keine Gewalt, die Verfassung, ja sich selbst gegen das Treiben der Jakobiner zu schützen. Ihr Club bestand nicht bloß in der alten Weise fort, sondern drang auch durch ihre Thätigkeit, namentlich durch das von Collot d'Herbois in ihrem Auftrag verfaßte Volksbuch[4]) immer mehr in das Fleisch und das Blut der Nation. —

Fortbestand der Jakobiner.

Montesquiou hatte 9. September über den Staatshaushalt Erfreuliches berichtet, jedoch Maury und Esprémenil seine Angaben als Schwindel behandelt. Man bemerkte bitter, daß Mitglieder der Versammlung, die im Ausschuß gesessen, rasch zu Vermögen gekommen seien, und daß das Dunkel, das über den Finanzen schwebe, noch nicht gelichtet sei. Am 29. September wurde noch beschlossen: der König solle in der Mitte der gesetzgebenden Versammlung einen

Finanzen.

[1]) Ferrières, l. c. II, p. 500.
[2]) Buchez et Roux, Hist. parlem., XI, p. 453—54.
[3]) Ibid., XI, p. 454—57.
[4]) Almanach du père Gérard. Hist. parlem., XI, p. 483.

Ceremoniell. mit Lilien gestickten Lehnstuhl haben, und der Präsident ihm zur Rechten einen gewöhnlichen Lehnstuhl; die Versammlung solle aufstehen, wenn der König komme, aber sich setzen und bedecken, wenn der König sich setze und bedecke. — Niemand solle den König in der Versammlung anreden können, außer in Folge eines vorher ausdrücklich gefaßten Beschlusses.

Schluß der Nationalversammlung. Am 30. September war der Schluß der Nationalversammlung. Der König stand während seiner Schlußrede wie auch die Versammlung. Er bedauerte, daß die Abgeordneten nicht länger beisammen bleiben, um ihr Werk selber zu erproben und das Nöthige zu ergänzen; er versprach nochmals, alle Mittel anzuwenden, um den Gesetzen Ehrfurcht und Gehorsam zu verschaffen. Er versicherte, daß er die Annahme der Verfassung den fremden Mächten kundgegeben habe. Er bat sie, ihre Mitbürger über den Geist der Gesetze aufzuklären, die Ansichten zu läutern und zu vereinigen, und selber das Beispiel der Unterwürfigkeit unter das Gesetz zu geben; ferner bat er sie, ihnen zu sagen, daß er ihr erster und getreuester Freund bleibe; es sei für ihn Bedürfniß, von ihnen geliebt zu werden, und er könne nur mit ihnen und durch sie glücklich werden. — Ein Sturm der Begeisterung brauste ihm entgegen; Ludwig XVI. hatte selbst diese Rede verfaßt, sie kam ihm vom Herzen und ergriff die Herzen.

Die Revolution beendet? Der Präsident drückte in hochfliegenden Worten den Dank und das Vertrauen in die Zukunft aus: „Sire, Sie haben fast Alles gethan! Ihre Majestät hat durch Ihre freie und redliche Annahme der Verfassung die Revolution beendet; im Ausland herrscht jetzt Entmuthigung, im Inland Vertrauen. Ihr Herz empfindet schon den Lohn dafür und genießt das rührende Schauspiel der allgemeinen Freude, der glühenden Bezeugungen der Dankbarkeit und Liebe der Franzosen." — Der König verließ hierauf mit seinen Ministern den Saal. — Thouret wandte sich an das anwesende Volk: „Die constituirende Versammlung erklärt, daß der Zweck ihrer Sendung erfüllt ist und daß sie in diesem Augenblicke ihre Sitzungen schließt." —

Robespierre und Pétion. Die Jakobiner unterließen nicht ihren Vorsprechern, Robespierre „dem Unbestechlichen", und Pétion, „dem Tugendhaften", eine Huldigung darzubringen. Der Pöbel empfing sie mit Jubel und Lorbeerkränzen und trug sie auf den Schultern an den Tuilerien vorbei in ihre Wohnung, unter dem Rufe: „Seht hier die Helden der Verfassung!" — Kein einziger Artikel derselben hat jedoch von ihnen den Ursprung. In der Huldigung kündigte sich die neue Macht an, die der Verfassung, „dem Werke für die Ewigkeit", bevor ein Jahr verging, ein Ende machen sollte.

Damit scheiden wir von dieser merkwürdigen Versammlung, die nicht bloß auf Frankreich, sondern seitdem auf ganz Europa so großen Einfluß ausgeübt hat. Ihre Verhandlungen, ihre 2400 Beschlüsse, ihre hervorragenden Männer wurden darum hier eingehend besprochen. Nicht bloß Frankreich, sondern halb Europa sah anfangs mit einer Verehrung auf sie, wie die Israeliten auf die Feuersäule, die dem Volke in der Wüste voranging.

Die Emigranten. Europa und die Revolution.

So war Frankreich links vom Rhein. Rechts von demselben lebten jedoch Tausende von Franzosen, die Alles, was in der Heimath geschah, als ungiltig ansahen und entschlossen waren, mit Gewalt der Waffen das alte Frankreich wieder herzustellen. Es war der alte Adel, die Nachkommen jener Franken, welche unter Chlodwig das Königreich erobert hatten; in dem, was seit 1789 in Frankreich geschehen war, sah er nur eine neue Jacquerie, das Treiben von meuterischen Hörigen. In ihnen lebte der alte Gedanke von der Verbindung der Ritter aller Völker gegen die niedere Klasse und daß Standesgefühl gegenseitig zur Hilfe verpflichte,[1]) um die Franzosen wieder zur Vernunft zu bringen. In dieser Ueberzeugung riefen sie die Hilfe der Monarchen Europas gegen Frankreich an. Der Adel

Frau von Staël sagt über dieses Verhalten:[2]) „Die Nachwelt wird entschieden erklären, daß der Adel Frankreichs bei diesem Anlaß von den wahren Grundsätzen abwich, welche die Ordnung der Gesellschaft stützen. Wenn man auch nicht der Ansicht ist, daß der Adel besser gethan hätte, gleich von Anfang sich zu den Opfern zu entschließen, welche der Fortschritt der Bildung und des Anwachsens des dritten Standes erforderte, so hätten doch 10.000 Edelleute, die sich um den König schaarten, verhindern können, daß er vom Thron gestürzt wurde. Es gibt aber unerläßliche Pflichten in der Politik, wie in der Moral, und die erste heißt: man darf sein Vaterland niemals den Fremden überliefern, selbst wenn sie, um ihren Heranzug zu unterstützen, die Art der Regierung einführen wollen, die man für die bessere hält. Eine Partei hält sich für die allein tugendhafte, die am Gesetz festhält, eine andere für die allein volksthümliche, patriotische — wie soll man zwischen ihnen entscheiden? Wäre der Sieg der fremden Waffen ein Gottesurtheil für die Franzosen gewesen? Das Sprichwort sagt: die Stimme des Volkes ist die Stimme Gottes. Wäre ein Bürgerkrieg nöthig gewesen, um die Kräfte zu messen und die Mehrheit zu erproben, so wäre die Nation in ihren eigenen Augen wie in denen der eifersüchtigen Nachbarn größer erschienen. Die Häuptlinge der Vendée stehen viel achtungswerther da, als jene Franzosen, die einen Bund der Mächte nach dem andern gegen Frankreich zu stiften suchten. Man muß im Bürgerkriege nur siegen mit Hilfe des Muthes, der Thatkraft und der Gerechtigkeit! Auf die Kräfte des Geistes gründe sich der Erfolg in einem solchen Streit: um Fehler.

---

[1]) Vgl. Bd. IV d. W., S. 415—30.
[2]) Staël, Considérations II, Oeuvres XIII, p. 2—3.

aber fremde Mächte ins Land zu ziehen, dazu kann eine Intrigue, ein Zufall, eine Verbindung mit einem General oder Minister hinreichen, der gerade in Gunst steht. Zu allen Zeiten haben die Auswanderer mit der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes ihr Spiel getrieben; sie wollen es haben, wie ein Eifersüchtiger seine Geliebte, unterwürfig oder todt, und die Waffe, mit welcher sie die Parteimänner bekämpfen, entgleitet oft ihrer Hand und versetzt dem Vaterlande, welches sie retten wollen, eine tödtliche Wunde. — Eine Nation, die fremder Hilfe bedarf, um das Joch einer Partei abzuschütteln, ist so erniedrigt, daß lange keinerlei Tugend sich entwickeln könnte, sie müßte über ihre Unterdrücker schamroth werden, wie über ihre Befreier."

Heinrich IV., meint die Staël,[1]) habe allerdings auch Hilfe vom Auslande verwendet, habe Engländer und deutsche Protestanten der von Spanien geleiteten Liga entgegengestellt, aber immer habe er mehr Einheimische als Fremde um sich gehabt, um mit Hilfe der ersteren die letzteren im Zaume zu halten. „Im Jahre 1791 aber war das System der Auswanderung falsch und verderblich, denn eine Handvoll Franzosen verlor sich mitten unter dem Wald von Bajonnetten Europas. Es gab ja noch viele Mittel, sich mit Frankreich zu verständigen; sehr ehrenwerthe Männer standen an der Spitze der Regierung, Irrthümer in der Politik konnten gebessert werden. Die Justizmorde hatten damals noch nicht begonnen. — Statt dem Adel seine Bedeutung zu wahren, hat ihm die Auswanderung vielmehr einen tödtlichen Streich versetzt. Während der Abwesenheit der Edelleute erhob sich ein ganz neues Geschlecht — und da dieses lebte, gedieh und triumphirte ohne die Bevorrechteten, so kam es zur Ueberzeugung, daß es ohne sie für sich bestehen könne. Die Auswanderer dagegen, die immer in demselben Kreise sich bewegten, kamen zur Ueberzeugung, daß Alles, wobei sie nicht mitmachten und was sie nicht gewohnt waren, Empörung sei. Alle politischen Ueberlieferungen wurden in ihren Augen Glaubensartikel und aus ihren Mißbräuchen machten sie sich Lehrsätze. Ihre Anhänglichkeit an die königliche Familie in ihrem Unglücke ist gewiß sehr achtenswerth; aber warum mußte diese Anhänglichkeit im Hasse freier Einrichtungen und in der Liebe zur unumschränkten Herrschaft ein Hemmniß finden? Und warum soll man die vernünftige Ueberlegung in der Politik zurückweisen, als ob es sich um Geheimnisse der Gottheit und nicht um menschliche Dinge handelte? Im Jahre 1791 hat sich die Aristokratie thatsächlich und dem Rechte nach von der Nation losgesagt, indem sie einerseits sich von Frankreich entfernte und auf der anderen nicht anerkennen wollte, daß der Wille eines großen Volkes in der Wahl einer Regierung auch seine Bedeutung hat. „Was soll das heißen — Nation?" fragten sie immer, „wir brauchen eine Armee!" Aber ist die Armee nicht auch ein Theil der Nation? Dringt nicht später oder früher die öffentliche Meinung auch in die Reihen der Soldaten ein? Und wie will man ersticken, was jetzt alle erleuchteten Länder belebt, das freie Bewußtsein der Interessen und Rechte Aller? Mußte nicht ihr Gefühl sie überzeugen, daß sie eine falsche Partie ergriffen hatten? Hörten sie nicht von fremdredenden Männern sich umgeben? Sahen sie nicht, wie Frankreich auf der anderen Seite sich vertheidigte? Mußte es ihnen nicht unerträglich weh thun, ihre Lieder, die Redeweise ihrer Heimath im feindlichen Lager zu vernehmen? Ach, man kann seine Penaten nicht am fremden Heerd aufstellen! Sie mußten unwillkürlich oft stolz werden auf die Siege ihrer Landsleute. Als Auswanderer waren sie geschlagen, aber als Franzosen siegten sie und die Freude

Folgen der Auswanderung.

---

[1]) Staël, l. c. II, p. 6—7.

darüber war die edle Inconsequenz eines großmüthigen Herzens. So rief Jakob II. beim Anblick der Schlacht von la Hogue über die Niederlage der Franzosen, die seine Sache vertheidigten: „Ach, wie meine wackeren Engländer sich gut schlagen!"

„Die Liebe zur Heimath ist unzerstörbar, wie alle Neigungen, auf welche unsere ersten Pflichten sich gründen. Lange Abwesenheit oder Parteihader mag oft alle Verbindungen abgebrochen haben — Du kennst Niemand mehr in Deinem Vaterlande — aber doch pocht Dein Herz lauter bei seinem Namen, bei seinem Anblick, und diese Stimmungen darf ein wackerer Mann nicht bekämpfen, sie müssen ihm vielmehr als Leitsterne dienen. — Viele Schriftsteller haben alles Unglück Frankreichs den Auswanderern zugeschrieben — das ist Parteivorwurf —; aber gewiß hat die Entfernung der Männer, welche die Stütze der alten Monarchie waren, die demokratische Krisis verschärft. Seit das Volk die Monarchie nur noch im König sah, glaubte es, wenn man einen Menschen stürze, so könne man schon eine Republik gründen." [1])

In diesem Urtheil einer geistreichen Frau sind schwerwiegende Wahrheiten enthalten. Uebrigens erfolgte die Auswanderung nicht auf einmal, sondern in Stößen. Die erste Auswanderung geschah nach dem Bastillesturm und umfaßte die Genossen Artois', die zweite nach dem Octobersturm und griff schon in weitere Kreise. Seit der Flucht des Königs wurde die Auswanderung massenhaft. Zeit der Auswanderung.

Manchem adeligen Officier, der gerne in der Heimath geblieben wäre, wurde von Freundinen im Auslande als bedeutsames Zeichen, daß er keinen Muth habe, für seinen König zu streiten, ein Spinnrocken zugesendet — nun konnte er mit Ehren nicht mehr bleiben, er war sonst geächtet bei seinen Standesgenossen. Arenberg bemerkt in einem Schreiben an Montmorin, die Rückkehr dieser Auswanderer müsse von Tag zu Tag schwerer werden, und den Häuptern dieser Partei müsse vor dem Augenblick bangen, wo ihren in Elend versinkenden Anhängern die Geduld ausgehen werde. Briefe von außen machten diese Auswanderung fabelhaft. „Haben ihre Häupter nicht die Zusicherung irgend eines mächtigen Beistandes, so sind sie sehr schuldig, so viele Menschen an sich zu ziehen, die ihr Hab und Gut verkaufen, um sich ihnen anzuschließen, und Gefahr laufen, bald brotlos zu sein. Hat man gehofft, es reiche hin die Partei zu vergrößern, um hier Eindruck zu machen, so hat man die Wirkung der revolutionären Gährung schlecht berechnet. Hat man auf der anderen Seite ein Mittel gesehen, die fremden Mächte zum Beistande zu bewegen, so dürfte man sich sonderbar getäuscht haben." [2]) — Die Officiere.

Der Graf von Artois hielt sich zuerst in Turin auf und hegte die Hoffnung, in Südfrankreich eine Gegenrevolution zu bewirken. Von da bereiste er Europa — um Hilfe für seine Sache. Dann eilte er nach Brüssel, wohin der Graf von Provence geflüchtet war. Dort hatte die Nachricht, Ludwig XVI. sei die Flucht nach Montmédy gelungen, Jubel und schmeichelnde Hoffnungen erregt; man umarmte sich vor Freude in den Straßen und man wünschte sich Glück, man bereitete glänzende Feste vor. Um so schmerzlicher war die Enttäuschung, als sichere Botschaft kam, der König sei als Gefangener in Paris eingebracht worden, um so verzweifelter der Schmerz. Der Graf von Provence glaubte ein Wort zur Er- Artois. Monsieur in Brüssel.

---

[1]) Staël, Considérations, II, p. 8—9.

[2]) Arenberg, Briefwechsel mit Mirabeau. Bd. III, S. 271—72.

Monsieur mahnt zur Eintracht. muthigung sprechen zu müssen: „Meine Herren! Ich glaubte, Sie vor meiner Abreise versammeln zu müssen, um Ihnen zu danken für die Anhänglichkeit, die mir der französische Adel seit meiner Ankunft bewies. Auch wollte ich Ihnen die Einigkeit empfehlen, welche allein unsere Stärke ausmacht, und insbesondere den Gehorsam und die Achtung vor der Regierung des Landes, worin wir Ihnen mit unserem Beispiel vorangehen werden. Alle französischen Edelleute sind in ihrer Ansicht sich gleich, aber eine so große Verbindung kann ohne Häupter nicht bestehen; wir ernennen solche und bitten um Gehorsam gegen sie: diese Herren werden an uns schreiben und wir Ihnen unsere Wohlmeinung ertheilen." — „Ihre Befehle!" rief man. — „Gut, unsere Befehle. Man muß hoffen, daß wir den Leiden unseres lieben Vaterlandes ein Ende machen. Seit den vierzehn Jahrhunderten, daß die französische Monarchie besteht, hat der Adel seinen Charakter bewahrt. Noch vergaß ich Ihnen zu sagen, daß ich 20 Monate in Frankreich wie gefangen war und meine Hoffnungen auf meinen Bruder setzte." Hochherzig antwortete Artois: „Ich that nur, was ich sollte, und ich werde der Erste sein, um Ihnen als unserem Oberhaupte zu gehorchen." — Beide Brüder umarmten sich. Es bildete sich eine Art Hof, an dem Eifersüchteleien, Ränke, Gehässigkeiten walteten, wie einst in Versailles.

Artois.

Demnach betrachtete Monsieur den König als gefangen, sich selber als den Generallieutenant des Königreiches und Artois als dessen Feldherrn und Stütze und — werden die Sorgen der Königin vor den Auswanderern begreiflich.[1])

Schreiben der Officiere. Die ausgewanderten Officiere sandten aus Luxemburg am 27. Juni an ihre Kameraden in Frankreich ein Schreiben, daß sie seit der Gefangenschaft des Königs Alles, was die Nationalversammlung thue, für null und nichtig ansetzen, daß sie nur unter einer monarchischen Regierung dienen, daß sie einen freien König, daß sie ihren König wollten; daß es Sache der Officiere sei, den König zu retten, daß sie ihre Zeit, ihr Vermögen, ihr Leben für ihn opfern, daß sie bis zum letzten Lebenshauch die Ungeheuer verfolgen wollten, welche das edelste Blut beschimpft haben, daß sie in der Religion ihrer Väter leben und sterben wollten.

Ihr Eid. Sie sandten ihnen die Formel eines Eides: „Wir schwören, unsern Kindern, unsern Nachbarn, unsern Freunden den allerunversöhnlichsten Haß gegen die Parteimänner mitzutheilen, welche sich von Morden und Rauben ernähren. Ja es ist nöthig, daß Alle, welche ihrem Könige und der französischen Monarchie getreu bleiben wollen, Alle, denen die Wohlfahrt der Völker angelegen ist, die Erde von den Ungeheuern zu reinigen streben, welche das schönste unter allen Königreichen zerstören und in Trauer versetzen, welche den besten der Fürsten mißhandeln und ein gefühlvolles, großmüthiges Volk berauschen und verblenden. Hört unsern Eid, Officiere von Frankreich! Wir schwören bei unserer Ehre (dem einzigen Gut, welches uns übrig bleibt), zu sterben, um unsern König zu befreien, unsere Kinder in diesem Grundsatze aufzuziehen, und, so lange wir leben, die Anführer der Parteimänner, welche unsern Monarchen mißhandelt haben oder welche an die Person ihrer Maje-

[1]) Ferrières, Mémoires, II, p. 384—86.

stäten Hand anlegen sollten, zu verfolgen. — Wir sehen einen jeden Soldaten, welcher sich weigert, diesen Eid zu leisten, für infam an."

Etten-heim.

In der Stadt Ettenheim im heutigen Großherzogthume Baden und in Worms auf dem Gebiete des Kurfürsten von Mainz wurde die Armee der Emigranten organisirt. Ettenheim gehörte dem Bischof von Straßburg, dem Cardinal Rohan, der seit seiner Verbannung dort weilte.

Das Heer der Emigranten.

Chateaubriand, der nach seiner Rückkehr aus Amerika in diese Armee eintrat, schildert sie also: [1]) „Die Armee der Prinzen bestand aus Edelleuten, die nach den Provinzen classificirt waren und als gemeine Soldaten dienten; der Adel ging zu seinem Ursprunge und zu der Monarchie zurück in dem Augenblick, wo dieser Adel und diese Monarchie ihrem Ende entgegengingen, wie ein Greis zur Kindheit zurückkehrt. Es gab außerdem Brigaden von emigrirten Officieren verschiedener Regimenter, die ebenfalls wieder gemeine Soldaten geworden waren. Der Adel meiner Provinz (der Bretagne) hatte sieben Compagnien geliefert, eine achte bestand aus jungen Leuten des dritten Standes; die eisengraue Uniform der letzteren war von jener der sieben anderen verschieden, welche königsblaue mit hermelinartigen Aufschlägen trugen. Männer, welche der nämlichen Sache anhingen und den nämlichen Gefahren ausgesetzt waren, fuhren fort, ihre politische Ungleichheit durch gehässige äußere Zeichen zur Schau zu tragen. Die wahren Helden waren die plebejischen Soldaten, weil kein persönliches Interesse sich in ihre Aufopferung mischte." — „Der Bestand unserer kleinen Armee war folgender: Infanterie von adeligen Soldaten und Officiere; vier Compagnien Deserteure, die mit verschiedenen Uniformen der Regimenter bekleidet waren, denen sie angehört hatten; eine Artilleriecompagnie, einige Genieofficiere mit einigen Kanonen, Haubitzen und Mörsern (die Artillerie und das Geniecorps, welche sich fast sämmtlich der Sache der Revolution angeschlossen hatten, führten die Erfolge derselben nach außen herbei). Eine sehr schöne Cavallerie, bestehend aus deutschen Carabiniers, aus Officieren der Marine, unterstützte unsere Infanterie. Die allgemeine Auswanderung der Marineofficiere versetzte die französische Marine wieder in den Zustand der Schwäche, aus welchem sie Ludwig XVI. gerissen hatte. Niemals seit Duquesne und Tourville hatten sich unsere Geschwader ruhmvoller gezeigt. Ich hatte Thränen in den Augen, als ich die Dragoner des Oceans an mir vorbeiziehen sah, welche nicht mehr die Schiffe führten, mit denen sie die Engländer demüthigten und Amerika befreiten."

Marine-Officiere.

Buntheit des Heeres.

„Eine Armee besteht gewöhnlich aus Soldaten von ungefähr gleichem Alter, gleichem Wuchse und gleicher Stärke. Die Unserige war jedoch sehr verschieden darin, denn sie war ein buntes Gemisch von erwachsenen Männern, Greisen und Jünglingen, welche die verschiedenen Dialecte der Normandie, der Bretagne, der Picardie, der Auvergne, der Gascogne, der Provence und Languedoc sprachen. Ein Vater diente mit seinen Söhnen, ein Schwiegervater mit seinem Eidam, ein Oheim mit seinen Neffen, ein Bruder mit einem Bruder, ein Vetter mit einem Vetter. So lächerlich dieser Heerbann erschien, so hatte er doch etwas Ehrenvolles und Rührendes, weil er von aufrichtiger Ueberzeugung beseelt war; er gewährte das Schauspiel der alten Monarchie und gab ein letztes Bild von einer zu Ende gehenden Welt. Ich habe alte Edelleute mit strenger Miene, grauem Barte und

[1]) D'outre-tombe. Lond. 1822.

zerrissenem Rocke gesehen, die sich, mit dem Tornister auf dem Rücken und die Flinte am Bandelier, an einem Stocke und von ihren Söhnen unterstützt fortschleppten; ich sah Herrn von Boishué, wie er allein und traurig im Schmutz einherschritt, seine Schuhe auf der Spitze des Bajonnettes tragend, um sie nicht abzunützen; ich habe junge Verwundete unter einem Baume liegen sehen, bei denen ein Geistlicher im Priesterrock und der Stola kniete, welcher sie dem heiligen Ludwig nachsandte, dessen Erbe zu vertheidigen sie sich bemüht hatten. Diese ganze ärmliche Truppe erhielt nicht einen Sou von den Prinzen und führte den Krieg auf eigene Kosten, während die Decrete sie des Restes ihrer Habe beraubten und unsere Frauen und Mütter in den Kerker warfen." Das war der bessere Theil des alten Frankreich.

Die Auswanderung in Koblenz.

Heiterer, aber auch leichtsinniger, ging es in Koblenz her, wo der Kurfürst, der Oheim der Prinzen, in großmüthiger Weise den Wirth machte und die Auswanderer lange vor der Noth schützte, in die sie sonst, sobald die Zuflüsse aus der Heimath aufhörten und die mitgenommenen Kleinodien veräußert waren, schnell geriethen.

Stramberg, welcher diese Emigranten in seiner Jugend beobachtete, schildert sie in seinem „Rheinischen Antiquarius" [1]) also: „Die ganze Umgebung der Prinzen erscheint mir als ein Haufen fröhlicher, gemüthlicher, höchst liebenswürdiger, wenn auch zuweilen launichter und übermüthiger Kinder: Verstellung, Hinterlist war ihnen, bis auf wenige Ausnahmen, wildfremd; für jeden Eindruck empfänglich, fiel es ihnen nicht ein, dergleichen Eindrücke zu verheimlichen. Eine liebenswürdige Persönlichkeit übte auf sie unwiderstehliche Gewalt: in der ersten Aufregung waren sie der größten Opfer fähig; unerschöpflich, wo diese nicht gefordert wurden, wenigstens in Verheißungen, die oft unerfüllt blieben, nicht aber von wegen eines unbeständigen Gemüthes, sondern nur weil in der Zwischenzeit ein anderer Gegenstand aufgetaucht war, den früheren Eindruck zu verwischen. In dem Schooße des Ueberflusses aufgewachsen, hatten die mehrsten dieser Franzosen, das ist wahr, gar verschwenderische Gewohnheiten angenommen, unter welchen vielleicht keine dem großen Haufen so anstößig, als der mit unserem Brot getriebene Mißbrauch, dafür aber empfahl sie um so dringlicher die ihnen eigene Verachtung des Geldes. Einzig im Spiele, dem jede unbeschäftigte Gesellschaft leidenschaftlich ergeben, offenbarte sich die allen Spielern eigenthümliche Begierde nach Geld oder vielmehr nach Gewinn. Diese Spielwuth gab Veranlassung zu vielen meist blutigen Händeln: denn für wahre wie für eingebildete Beleidigungen kannten jene vornehmen, wie späterhin die republikanischen Franzosen, nur eine Ausgleichung, den Degen. Daß die Herren vom Hofe des Kurfürsten nicht so rasch zum Degen griffen, minder kunstgerecht ihn führten, dieses mag reichlich beigetragen haben, den Dünkel jener Emigranten zu steigern. Dazu mag auch die Sprache beigetragen haben. Mit Franzosen kann man nur französisch sprechen, ein unendlicher Vortheil für sie, ein unendlicher Nachtheil für alle Diejenigen, welche in der erlernten Sprache sich auszudrücken genöthigt sind. Die Nachsicht des Franzosen gegen Sprachfehler hat ihre guten Gründe. Der Franzose, indem er das Deutsche radebricht, producirt dermaßen wohlklingende possierliche Töne, daß der Ernst selbst sich darum ent-

Sprache.

---

[1]) Denkwürdiger und nützlicher Rheinischer Antiquarius. Coblenz 1851. I. Abth., 1. Band, S. 56.

falten muß; der Deutsche aber, in dem vergeblichen Streben, den Metallklang, die scharfen Nuancen einer auf bronzenen Tasten sich bewegenden, nicht selten als eine Aeolsharfe klingenden Sprache wiederzugeben, verletzt selbst ein minder feines Gehörorgan. Deßhalb lacht der Franzose nicht, wohl aber bemitleidet, verachtet er den Stümper. Die eigentliche Wurzel jedoch des Uebermuthes, dessen man die Emigranten bezichtigte und nicht minder die sie ablösenden Republikaner bezichtigen konnte, lag in ihrer Unwissenheit um der fremden Völker Sein und Treiben. — Ihr Dünkel pflegte sich oft, namentlich gegen höhere Personen, zu äußern, so sprachen sie mit der äußersten Geringschätzung von dem deutschen Adel und seinen Ahnentafeln." — „Uebrigens bot diese Emigrantenschaar einen Verein männlicher Schönheiten, wie man sie kaum jemals irgendwo wieder finden kann. Seinen Triumph sah man in dem großen Wettkampf Mai oder Juni 1792 auf der Ebene von Neuwied zwischen Franzosen und Irländern. Da hatten sich mehrere Tausend Wettläufer vereinigt zu einem großen Scheinkrieg, oder vielmehr zu einem großen, damals sehr beliebten Spiel, Pris genannt, weil es der beiden Parteien wesentlichstes Bestreben war, Gefangene zu machen. Welch herrliche Formen, welche Muskelstärke, welche Geschwindigkeit, welche Anmuth in allen Bewegungen waren auf diesen Matten der Bewunderung ausgestellt! — Der Graf von Artois insbesondere war ein wunderschöner Mann, der mit den herrlichsten, körperlichen Anlagen, eine unvergleichliche Tournure, Frucht ohne Zweifel einer sorgfältigen Ausbildung, und die einnehmendsten Manieren verband. „Wir waren stolz darauf", schreibt Las Cases, „wie die Deutschen seine Schönheit bewunderten." In seinen Verbindungen bewährte der Prinz seine ausgezeichnete Herzensgüte, eine große Scheu für die Vorschriften des Anstandes und eine romantische Richtung.

Dünkel. Schönheit. Artois.

Man sprach vom französischen Hof in Koblenz, vom Lager in Worms unter Condé. Etwa vierzig französische Damen waren an diesem Hofe und erfüllten ihn mit Unruhe und Cabalen. Er gab das treueste Bild der zu Paris in den Zeiten der Fronde erlebten Scenen. „Wie dort wechselten die ernstesten Berathungen mit dem frivolsten Zeitvertreib, wie dort übten die Frauen ungemessensten Einfluß, und glaube ich vorzüglich diesem Einflusse die Mißgriffe zuschreiben zu müssen, welche den Prinzen manchen reumüthig zu ihnen zurückkehrenden Sünder nochmalen abwendig machten. Frauen pflegen in der Politik unversöhnlich zu sein. Dergleichen verspätete Ankömmlinge traf jedesmal eine Sündfluth von Schmähungen, Verdächtigungen und Denunciationen. So erging es dem Prinzen von Saint-Maurice, dem Sohne des vormaligen Kriegsministers, Prinzen von Montbarry. Der Sohn fand die bedeutendsten Fürsprecher. Monsieur selbst verwendete sich zu seinen Gunsten, offen die eigenen Irrthümer bekennend: „Wer hat sich in der Revolution nicht Fehler vorzuwerfen? Ich selber habe meine gemacht; indem Ihr sie mir verziehen habt, gabet Ihr mir das Recht, für Andere einzuschreiten." Aber Alles blieb vergeblich — er habe den Freunden der Schwarzen angehört, er habe die Schlösser eines Edelmannes in Brand stecken lassen — und er mußte als Mordbrenner über Hals und Kopf die Stadt räumen. Später kam heraus, daß sein Ankläger ein frecher Abenteurer sei — aber es war zu spät. Gleich Saint-Maurice ging für die Prinzen d'Arçon, einer der ausgezeichnetsten Ingenieurofficiere, verloren — in unwürdiger Weise zurückgestoßen, widmete er der Gegenwart seine Talente und Großes hat er in ihrem Dienste geleistet. Selbst Cazalès, der unerschrockene Vertheidiger der Monarchie, sollte bei den Prinzen nicht vorgelassen werden und im günstigsten Falle eine sehr frostige Aufnahme finden. Das aber wollten seine Landsleute aus Languedoc nicht dulden: sie bildeten ihm

Der Hof in Koblenz. Frauen. Saint-Maurice. d'Arçon. Cazalès.

eine Art Leibwache und diese 80 Brauseköpfe folgten ihm zur Audienz. Sie fiel ungemein huldvoll aus.[1])

Es fehlte nicht an angesehenen Männern, welche von der Einseitigkeit der Stellung abmahnten und in Anbetracht der Unmöglichkeit eines Siegens zur Unterhandlung mit der Heimath riethen. Darunter war kein Geringerer als der für den König so thätige Bouillé.

Gemäßigte.

Er schildert die Stärke der Auswanderung nach der Flucht des Königs, zu der jetzt selbst gut gesinnte Bürger sich entschlossen; manche wurden absichtlich geängstigt, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen. Der Adel sei fast allgemein mit Frauen und Kindern auf dieser Seite des Rheines gewesen und fast alle Officiere. Der Klerus habe in Deutschland Schutz gesucht vor Verfolgung, nicht minder die früheren Beamten der höheren Klasse. Bouillé theilte den Prinzen in Koblenz mündlich und schriftlich seine Ansicht mit über die Lage:[2]) wenn auch ein Theil des Volkes die Verfassung hasse, so hänge ihr ein noch viel größerer an aus Interesse, Ehrgeiz und Eigenliebe. Die Clubs, welche bereits in allen Städten bestanden, leiteten das Volk und hielten die Gutgesinnten nieder. Die Bauern liebten die neue Ordnung der Dinge nur wegen der Erleichterung der Steuerlast; wenn sie davon frei blieben, könnte man sie wohl von der Verfassung losschälen, namentlich wenn sie Aussicht hätten, daß die Vertheilung der Steuern gleichmäßig bleiben würde. Die Wiederherstellung des Gottesdienstes und die Rückkehr der Priester würde sie leichter zur alten Regierungsform zurückführen. Die großen Städte, mit Ausnahme von Paris, welches der Heerd der Revolution sei, hingen weniger an der Verfassung als die kleinen, weil sie durch die Auswanderung der Reichen sehr gelitten hätten und wegen Vernichtung des Reichthums. „Ich sagte ihnen entschieden, daß in diesem Augenblicke ganz Frankreich gegen den alten Zustand sei, mit Ausnahme Weniger, die verloren hatten, wie die vom Adel und der Finanz und die Bischöfe; daß man nur mit Gewalt den alten Zustand wiederherstellen könne; daß eine Macht jedoch ein Volk wohl für den Augenblick unterwerfen, aber es nicht für die Dauer niederhalten könne, wenn ihm der Stand der Dinge zuwider sei; daß, um eine Gegenrevolution oder vielmehr eine nützliche Aenderung hervorzubringen, die Gegenwart oder die Thätigkeit eines fremden Heeres an der Grenze allerdings nöthig sei, um Unterhandlungen herbeizuführen, deren Erfolg aber keineswegs sicher sei, oder um das Volk zu unterwerfen, was aber schwer sei; daß man aber die Ordnung nur herstellen und ihr Dauer geben und die königliche Gewalt wieder befestigen könne, wenn man das Loos des Volkes verbesserte und die Vernichtung der alten Mißbräuche zusicherte. — — Die Zeit der Opfer sei gekommen, sie seien unabweisbar: man täusche sich, wenn man glaube, der Adel könne leicht wieder zu seinen Vorrechten gelangen, die Parlamente zu ihrem früheren Einfluß, der Klerus zu seinem alten Besitz und die Regierung zu ihrer unumschränkten Gewalt. Ich täuschte mich nur hinsichtlich des Widerstandes der Armee.“[3]) Bouillé hatte nämlich nicht geahnt, daß die zerrüttete französische Armee sich so schnell neuordnen und so entschiedenen Widerstand leisten würde. Er sagte in seinem Gutachten:[4]) „Das Heer ist keine Hilfe mehr für den König,

Bouillé's Rath.

[1]) Rheinischer Antiquarius. I. Bd. 1, S. 65.
[2]) Bouillé, Mémoires, p. 291—93.
[3]) Sein schriftliches Gutachten im Anhang zu seinen Memoiren, p. 432—36.
[4]) Bouillé, Mémoires, p. 433.

weder in seiner Gesammtheit, noch in der kleinsten Abtheilung; es taugt nicht dazu, den Plan einer Gegenbewegung durchzuführen; auch als öffentliche Gewalt könnte es nicht mehr verwendet werden, wenn die Fremdmächte den König wieder auf den Thron setzen würden. Man müßte es dann sogleich auflösen und neuordnen, Mann für Mann, insbesondere die Reiterei vermehren, eine zahlreiche Mannschaft des königlichen Hauses errichten, viele Fremdregimenter in Sold nehmen und so wenig als möglich französisches Fußvolk beisammen behalten, und endlich alle möglichen erdenkbaren Mittel anwenden, um die Soldaten dem Könige anhänglich zu machen. Die Ursache der Entfremdung des Heeres und seiner Hingebung an die Nation sind die Ansicht von der Unfähigkeit des Königs und von der Macht der Nationalversammlung, welche ihren Sold erhöht, die Disciplin aufgelöst und der Zügellosigkeit Raum gelassen hat, die gegründete Hoffnung der Unterofficiere, die Stellung der Officiere zu bekommen, und der Geist der Gleichheit, der sich unter den Truppen wie unter dem Volke verbreitet hat und welcher die festeste Stütze der neuen Verfassung ist. Diese zuchtlose Armee ist jedoch in diesem Augenblick eben so wenig zu fürchten als die Nationalgarde — und die eine kann einer gut geordneten und in Zucht gehaltenen Armee eben so wenig Widerstand leisten als die andere." — Wie sehr hat sich dieser sonst so scharfblickende General über seine Armee getäuscht! — Ansicht vom Heere.

Aber auf welchem Weg sollte das Ausland auf Frankreich nach Bouillés Ansicht einwirken, — die er den Prinzen wie dem Kaiser und dem Könige von Preußen mittheilte? [1]) „Die Großmächte müssen Frankreich von allen Seiten umschließen, aber einzig und allein gegen die Revolution, ohne einen anderen Vortheil darin zu suchen, als Europa vor ihr zu schützen. Ein vereinzelter Angriff würde das Uebel nur verstärken, statt ein Heilmittel zu bringen. Von Bayonne bis Dünkirchen müßten die Heere aufgestellt sein, die einen müßten handeln, die andern drohen und niederhalten. Diejenigen, welche in das Land eindringen, brauchen nicht groß zu sein, um leichter sich bewegen zu können. Im Ganzen würden 200.000 Mann hinreichen, 20.000 bis 30.000 Mann müßten aber agiren. Bevor diese ins Land eindringen, müssen die Fürsten ein Manifest erlassen, worin sie fordern, daß der König Paris verlasse und daß er die nöthige Freiheit habe, um mit den von der Revolution beraubten Fürsten über ihre Entschädigung unterhandeln zu können. Stimmt die Nation zu, so könnte der König einen Congreß vereinbaren für die Unterhandlung, die Nationalversammlung auflösen und einen Aufruf an die Franzosen zur Begründung einer entsprechenden neuen Ordnung der Dinge erlassen; aber er müßte berechnet sein nach der Stimmung des Volkes und nach den verfügbaren Mitteln, nicht bloß um es zu unterwerfen, indem man Gewalt mit Einsicht vereint, sondern um es für die Dauer in Ruhe zu erhalten, was viel schwieriger ist. Weigert man sich, den König herauszugeben oder wird er von der Versammlung abgesetzt, so müssen die fremden Mächte Monsieur als Regenten anerkennen, alle Mittel der Strenge anwenden, gerade auf Paris losgehen, und der Regent muß handeln, wie wenn er König wäre. Gelingt es Frankreich zu unterwerfen, so muß man eine Regierungsweise anwenden, welche dem gesunden Theil des Volkes gefällt und den schlechten im Zaum hält, denn, noch einmal sei es gesagt, wenn die neue Verfassung auch viele Feinde hat, so besitzt das alte System fast gar keine Anhänger; der König müßte also in einem Uebereinkommen mit seinem Volke, das bei der Angst vor den

Rath an die Minister.

Wie das Land zu bezwingen.

[1]) Vgl. seine Auseinandersetzung Moyens de soumettre la France, Mém., p. 434.

fremden Armeen leicht wäre, sich die nöthige Gewalt aneignen, um auf dem Wege des Gesetzes Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten zu können, und dem Volke eine gemäßigte Freiheit gestatten. Opfer sind nöthig, soll das Königthum fortbestehen. Auf anderem Wege geht es nicht. Wollte man es anders versuchen, so würde man sich bald enttäuscht finden und der Glaube entstehen, die Mächte seien dem Bestand der Monarchie entgegen. Das ist meine Ansicht; die Liebe zum Vaterlande und meine Anhänglichkeit an den König führt mir die Feder." [1]) —

Spanien. Sardinien. Die Schweiz.

Von den europäischen Monarchen war zunächst der König von Spanien als Blutsverwandter und gemäß des Familienvertrages von 1742 zum Einschreiten für Ludwig XVI. verbunden. Der ehrliche Karl IV. hatte guten Willen, aber Spaniens Macht war gelähmt; der König machte daher in Paris nur Vorstellungen und erschwerte den Aufenthalt der Franzosen in Spanien, um die Verbreitung revolutionärer Grundsätze zu verhindern.

Karl IV.

an die französische Regierung.

Ein Schreiben des Ministers Florida Blanca vom 1. Juli an die Machthaber in Paris betheuerte den Antheil, den Spaniens König als naher Anverwandter, als Freund Ludwigs XVI. und als der nächste Nachbar des Landes an der inneren Ruhe der französischen Nation nehme, und beschwor die Franzosen, daß sie die hohe Würde der geheiligten Person des Königs, seine Freiheit und Unverletzbarkeit wie die der königlichen Familie achten möchten. Am 19. Juli erging die Verordnung, alle im Reiche vorhandenen Fremden aufzuschreiben und zu bemerken, welche ansässig und welche bloß durchreisend seien. Die Ansässigen sollten einen Eid schwören, daß sie der römisch-katholischen Religion zugethan seien und ihr und dem Könige getreu bleiben wollten, daß sie allen Vorrechten als Fremde [2]) entsagen wollten, sowie auch jede Verknüpfung, Verbindung und Abhängigkeit von dem Lande, in dem sie geboren seien, daß sie versprechen wollten, niemals den Schutz desselben anzurufen. Wer diesem Eide entgegen handle, solle auf die Galeeren kommen oder nach eingezogenem Vermögen aus Spanien verbannt werden. Die durchreisenden Fremden seien scharf zu überwachen und ihnen nicht zu gestatten, eine Kunst oder irgend ein Handwerk zu üben. Fremde, welche in Spanien eine Zuflucht suchen, müssen hiezu Erlaubniß von der Regierung haben, die ihnen den Aufenthalt in einem Orte im Innern anweisen würde. Von den Franzosen — man schlug damals ihre Zahl auf 90.000 an — wanderte sofort ein großer Theil aus. Gegen die 20.000 Deutschen und gegen die Engländer in den Seehäfen wurde das Gesetz mild gehandhabt. — Die Grenze an den Pyrenäen wurde scharf bewacht.

Sorge vor französischer Propaganda.

Sardinien.

Der König Victor Amadeus III. von Sardinien sah in den Grundsätzen, welche damals Frankreich erschütterten, eine Gefahr für alle Völker Europas. So strenge er die Grenze abschloß und der Verbreitung jakobinischer Grundsätze entgegenwirkte, so wohlwollend nahm er seinen Verwandten, den Grafen von Artois, und dessen Begleiter auf.

---

[1]) Bouillé, Mémoires, p. 436.
[2]) Fuero de estrangeria.

Aber der unerträgliche Stolz und die ungeheure Verschwendung der Letzteren auf Kosten des Landes, und ihr Hochmuth, da sie sich weigerten, mit den Pagen des Königs an Einem Tische zu essen, machte sie so verhaßt, daß der König dem Grafen zu verstehen gab, er möge seine Wohnung im Schlosse verlassen und eine in der Stadt nehmen.

Die vereinigten helvetischen Staaten beschlossen auf der Tagsatzung zu Frauenfeld, 1. daß die Schweizerregimenter in Frankreich nicht mit Assignaten, sondern in klingender Münze zu bezahlen seien; 2. daß sie nicht angehalten werden dürfen, den neuen Eid zu leisten, und daß der neue Eid, wenn ihn ein Regiment schon geleistet habe, null und nichtig sei; 3. allen Schweizern zu verbieten, den Jakobinerclub zu besuchen. Schweiz.

Das Reich und der Kaiser.

Der Enthusiasmus der Franzosen für die Menschenrechte zündete auch in Deutschland — selbst sonst nüchterne Männer, wie der alte Schlözer, wurden davon ergriffen.

„Welcher Menschenfreund", schreibt Schlözer, „wird das nicht sehr schön finden? Eine der größten Nationen der Welt, die erste in allgemeiner Cultur, wirft das Joch der Tyrannei, das sie anderthalbhundert Jahre lang komisch-tragisch getragen hatte, endlich einmal ab; zweifelsohne haben Gottes Engel im Himmel ein „Herr Gott, Dich loben wir" darüber angestimmt." Ueber die Gräuel, die verübt wurden, tröstet er sich mit der Betrachtung: „Wo läßt sich eine Revolution ohne Excesse denken? Krebsschäden heilt man nicht mit Rosenwasser. Und wäre auch unschuldiges Blut dabei vergossen worden (doch unendlich weniger als das, was der völkerräuberische Despot Ludwig XIV. in Einem ungerechten Kriege vergoß), so kömmt dieses Blut auf Euch, Despoten, und Eure infamen Werkzeuge, die ihr diese Revolution nothwendig gemacht habt!" [1]) — Johannes von Müller, eine durch und durch conservative Natur, pries den Tag der Bastille-Erstürmung „als den schönsten Tag seit dem Untergange der römischen Weltherrschaft." [2]) — Klopstocks Leier tönte von Freudenklängen.[3]) Ein Schlözer.

---

[1]) Staatsanzeiger, XIII, S. 466—67; XVI, S. 85.

[2]) Sämmtliche Werke, XXX, S. 222.

[3]) In der Ode: „Die États généraux" singt er in Alkäischem Versmaß:

Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon,
Die Morgenschauer dringen den Wartenden
Durch Mark und Bein: o komm, du neue
Labende, selbst nicht geträumte Sonne!

Gesegnet sei mir du, das mein Haupt bedeckt,
Mein graues Haar, die Kraft, die nach Sechzigen
Fortdauert: denn sie wars, so weit hin
Brachte sie mich, daß ich dies erlebte!

Verzeiht, o Franken (Name der Brüder ist
Der edle Name), daß ich den Deutschen einst
Zurufte, das zu fliehen, warum ich
Ihnen jetzt flehe, Euch nachzuahmen.

. . . .

Die größte Handlung dieses Jahrhunderts sei,
So dacht ich sonst, wie Hercules-Friederich

neuerer französischer Geschichtschreiber freut sich,[1]) daß in Königsberg der ernste tiefe Kant, der sonst mit der Regelmäßigkeit einer Uhr aus seiner Wohnung zur Universität oder auf seinen Spaziergang nach dem Osten jeden Tag ging, jetzt auf einmal sich nach dem Westen wandte, um Nachrichten aus Frankreich auf der Post zu holen. — Auf der Frankfurter Messe verkaufte man Sacktücher, auf welchen die Menschenrechte gedruckt waren. Es gährte auch unter dem Volke,[2]) nicht bloß in den Köpfen der Dichter. Hätte Deutschland damals eine Hauptstadt besessen, so wäre es zu Dingen gekommen wie in Paris. So aber war es in viele Staaten getheilt und stand unter vielen Fürsten. Doch sprach sich die Unzufriedenheit mit ihnen laut und oft in hochgestimmtem Tone aus und Schlözer meinte mit Grund: „Aller Orten werden über kurz oder lang, auch ohne Laternenpfähle, Monarchen- und Aristokrateninsolenz, Wildbann, Wildzaun und Falkenhäuser, todte Hand und Zinshühner, Obrigkeiten, die ihre Mitbürger beschatzen und nicht sagen wollen, was sie mit dem Gelde anfangen, Erbadel, der sich ausschließlich mit Sinecuren mästen will u. s. w., so allgemein unbekannt werden, wie solche schon längst in England und Hamburg und nun auch in Frankreich sind.“[3]) — Man sprach nicht bloß vom Treiben einzelner Fürsten, von ihrer Verschwendung, vom Unrecht, das überall im Staate wuchere, von dem Drucke, der am meisten auf dem Bauern laste, sondern auch von der Unzulänglichkeit der gesammten Reichsverfassung, von der allgemeinen Verfahrenheit, die eine gründliche Reform unabweislich mache.

Gährung im Volk.

Wenn die Revolution siegte, so wankten die Throne auch der deutschen Fürsten, namentlich der geistlichen. Zunächst hatten diese jedoch über Schmälerung ihres Besitzstandes durch die Beschlüsse der Nationalversammlung zu klagen.

Elsaß.

Das Elsaß war im westfälischen Frieden[4]) unter der Bedingung an Frankreich abgetreten worden, daß dieses nur dieselben Rechte wie bisher das Haus Oesterreich ansprechen dürfe, die unmittelbaren Reichslehen sollten bleiben, was sie bisher gewesen. Das paßte schlecht zur Königsmacht, welche in Frankreich nach und nach alle Selbständigkeit verschlang, und Deutschland war lange zu ohnmächtig, als daß es die Rechte der Bedrohten hätte schützen können: die abgetretenen Reichsstädte wurden Landstädte, die Ritterschaft und Geistlichkeit verlor ihre Herrenrechte, die Fürsten, welche in Deutschland eine selbständige Stellung behielten, mußten durch Anerkennung der französischen

---

Die Keule führte, von Europas
Herrschern bekämpft und den Herrscherinen.
So denk' ich jetzt nicht. Gallien krönet sich
Mit einem Bürgerkranze, wie keiner war!
Der glänzet heller und verdient es! —
Schöner als Lorbeer, die Blut entschimmert.

[1]) Michelet, Révolution, chap. Féderation.

[2]) Dies beweisen Unruhen in der kleinen Reichsstadt Gengenbach, Bauernaufläufe in der Ortenau, im Bruhrain, im Gebiet von Trier. Die Bauern verlangten Abschaffung des Lehenswesens, der Hörigkeit, der Jagdgesetze.

[3]) Vgl. andere Klagen von Zeitgenossen in Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs II. Leipzig 1854. Bd. I, S. 341 ff.

[4]) Vgl. § 73 und 74 des westfälischen Friedensvertrages.

Landeshoheit einen Theil ihrer Rechte in ihren französischen Gebieten retten. Das Reich anerkannte diese besonderen Verträge einzelner Reichsstände mit Frankreich nicht mehr. In dieser schwankenden Lage waren namentlich das Stift Straßburg, Speyer, Wirtemberg, Pfalzzweibrücken, Kurtrier, Mainz, Köln, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau, Leiningen, Löwenstein, der Deutschorden.

In ihre Rechte griffen die Beschlüsse der berühmten Nacht vom 4. zum 5. August 1789 und die Beschlüsse über die Kirche tief ein: sie verloren die gutsherrliche Gerichtsbarkeit, das Jagdrecht, die Gilten, die geistlichen Zehnten. Die deutschen Bischöfe verloren große Gebiete ihres bisherigen Sprengels, die Erzbischöfe die Bisthümer Metz, Toul und Verdun; weltliche Fürsten ganze Aemter, welche vom französischen Gebiete umschlossen waren, Wirtemberg zum Beispiel Mömpelgard mit neun Herrschaften, Hessen-Darmstadt die Herrschaft Ochsenstein mit 90 Ortschaften, Pfalzzweibrücken die Aemter Lützelstein, Bischweiler, Gutenberg, Selz, Hagenbach, Cleeburg, Rappoltstein. Die Orden verloren nicht bloß ihre Rechte an Steuern, Frohnden, sondern alles Land, alle Abteien und Comthureien, welche sie links vom Rheine bisher besassen. Frankreich anerkannte ja ihren Bestand nicht mehr, zog all ihre Rechte und all ihren Besitz an sich, kraft des von ihm aufgestellten Naturrechtes anerkannte es diese historischen Rechte nicht mehr. Große Verluste

Es waren schmerzliche Verluste für viele deutsche Fürsten. Wo sollten sie dafür Entschädigung finden? Bei ihren bisherigen Unterthanen auf dem französischen Gebiete gewiß nicht, diese freuten sich vielmehr der Veränderung: bisher Diener zweier Herren und von beiden mit Steuern überbürdet, steuerten sie jetzt nur noch der französischen Nation und fühlten sich erleichtert und waren stolz auf ihre neuen Rechte. Die Fürsten wandten sich mit ihren Beschwerden an das deutsche Reich. Zwar sprach die Nationalversammlung am 15. Mai 1790 von Entschädigungen für die Besitzer gewisser Lehen im Elsaß, aber Frankreich wollte die Entschädigung bestimmen, die in Assignaten oder Nationalgütern zu geschehen habe, und wollte die deutschen Fürsten in derselben Art behandeln, wie sie es mit dem französischen Adel that, denn laut Beschluß vom 28. October sei keine andere Souveränität als die der Nation auf französischem Boden zu dulden. Davon wollten aber die deutschen Fürsten Nichts wissen; sich für ihre Rechte, für den Verlust ganzer Theile ihrer Diöcesen mit einer einfachen Geldentschädigung, mit zweifelhaftem Papiergeld abspeisen zu lassen, schien ihnen mit ihren Pflichten gegenüber dem Reich und der Kirche unvereinbar; sie beriefen sich deßhalb auf ihr gutes Recht am Reichstag und forderten Schutz vom Kaiser. ohne Entschädigung.

Dieser wandte sich 14. December 1790 an die französische Regierung, bekam jedoch erst 19. März 1791 die Antwort, daß dieses keine Angelegenheit des Reiches sei, sondern nur die Fürsten angehe, sofern sie Vasallen Frankreichs wären, und sie also in Güte zu unterhandeln hätten. Solche Antwort Leopold II.

wurde jedoch ungenügend befunden und die Angelegenheit des Elsasses zu einer förmlichen Reichssache von Kurmainz 28. April zur Dictatur gebracht.

Kurmainz am Reichstag. Es wurden Fragen gestellt: 1. Ob nicht Alles, was Frankreich wider den bisherigen Besitzstand im Elsaß gegen die deutschen Stände gewaltsam verhängt hat, für ungerecht, nichtig und friedensbrüchig anzusehen sei? 2. Ob nicht Alles, was vom Elsaß an Frankreich unterworfen worden ist, dermalen noch als zum deutschen Reich gehörig zu betrachten sei? 3. Ob einzelne deutsche Besitzer im Elsaß durch eigene stillschweigende oder ausdrückliche Anerkenntniß der französischen Souveränität dem deutschen Reich haben Etwas vergeben können, und ob solche Verträge jetzt noch in Betracht kommen können, da die französische Nation sich selber nicht mehr daran binden will? 4. Ob nicht Deutschland jetzt befugt sei, alle die Friedensschlüsse für unverbindlich und aufgehoben anzusehen, wodurch ehemals so viele Provinzen vom deutschen Reiche abgekommen seien? 5. Welche Mittel und Wege zu ergreifen seien, um des Reiches Rechte zu wahren?

Beschluß des Reiches. In der Sitzung 5./6. August 1791 beschloß der Reichstag: 1. zu erklären, daß die Uebereinkünfte zwischen dem Reiche und Frankreich für feststehend, unverletzlich und giltig anzusehen seien, daß man von Seite des Reiches auf die von einigen Ständen mit der Krone Frankreichs abgeschlossenen besonderen Verträge keine Rücksicht nehmen könne; 2. daß die Beschlüsse der französischen Nationalversammlung, insoferne dieselben die Besitzungen mehrerer Stände des Reiches betreffen, weiter Nichts seien, als willkürliche Eingriffe und Verletzungen, dem zu Folge null und nichtig und den Friedensverträgen zuwider. Dem Kaiser ward für seine Verwendung gedankt und vertrauensvoll die Angelegenheit seiner Führung überlassen.

Leopold II. in Italien. Leopold II. hatte noch die orientalische Verwicklung auf dem Halse, war besorgt wegen der Haltung Preußens und Rußlands und nicht geneigt, sich ohne dringende Nothwendigkeit in einen Krieg mit Frankreich zu stürzen, zumal er den Rückschlag desselben auf das Schicksal seiner Schwester und Ludwigs XVI. befürchtete. Er empfing daher auf seiner Reise nach Italien Calonne in Florenz nur heimlich; Artois. er empfing Artois am 20. Mai in Mantua, verwies ihn aber mit seinem Hilfsgesuch auf eine erst zu bildende Allianz der europäischen Mächte, erst im Juli könne sich dann ein vereinigtes Heer in Bewegung setzen. Erklärung. Eine Proclamation ward entworfen, daß alle Könige von Europa die Sache Ludwigs als ihre eigene ansähen, daß sie für ihn die Freiheit, Unverletzbarkeit und die Ehrfurcht forderten, zu welcher das Natur- und Völkerrecht die Unterthanen gegenüber ihren Fürsten verbinde; daß sich alle Könige vereinigen würden, um auf die auffallendste Weise Verbrechen gegen den König und seine Familie zu rächen; daß sie endlich nur Gesetze anerkennten, welche der König freiwillig genehmigt haben werde, und alle Mittel anwenden würden, um das Aergerniß der Empörung aufhören zu machen. —

Es war dies aber leere Drohung, wie im Briefe Leopold II. an seine Schwester Marie Antoinette vom 20. August die Stelle:[1]) „Die Sache des allerchristlichsten Königs ist die Sache von uns Allen. Unser Glück, unsere Sicherheit, die Erhaltung unserer Krone, die Ruhe und das Wohl unserer Unter-

[1]) Arenberg-Mirabeau, Briefwechsel 2c., Bd. III, S. 197.

thanen, alle mächtigsten und heiligsten Beweggründe laden uns ein, berechtigen, zwingen uns, ganz Europa von dem Aufruhr und der Anarchie zu retten. Diese, weit höher als alle politischen Vortheile stehenden Beweggründe werden ohne Verzug unsere Beschlüsse, und wenn es sein muß, unsere Anstrengungen vereinigen; und die Verantwortung der Drangsale, die daraus hervorgehen könnten — unvermeidliche Heilmittel der ärgsten Uebel — wird von Gott und Menschen nur auf Diejenigen fallen, die sie nothwendig gemacht haben." Diese Drohung sollte Barnave und seine Verbündeten antreiben, sich um den König zu schaaren. Das Schreiben wurde ihnen auch gezeigt und hat, wie die Königin ihrem Bruder vertraulich später mittheilt, seine Dienste auch gethan.[1])

Niemand erwog ruhiger die ungewisse Haltung Englands, die Eroberungslust Rußlands, das Mißtrauen Preußens, das Wiedererwachen des alten kriegerischen Geistes der Franzosen bei einem Angriff, als der Kaiser. Er fürchtete, daß Rußland mit der Türkei Frieden schließe, um sich in Polen auszudehnen, wenn er selber seine Kräfte in einem Krieg mit Frankreich verwickelt habe. Darum die Klage Mercys an Arenberg „über Einen, der sich weigert, an den Gefahren Theil zu nehmen, und es doch sollte", und über die verzweifelte Lage.[2]) Dieser Eine war der Kaiser. Die Lage war auch verzweifelt, doch Ludwig XVI. und Marie Antoinette begriffen sie.

Politik Leopolds II.

Jener sagte in der Antwort auf das Schreiben seiner Brüder, es gebe nur zwei Mittel: Gewalt oder Anschließung an die neue Ordnung der Dinge; Gewalt sei nur möglich durch einen Krieg von außen — dürfe aber wohl ein König ein solches Mittel gegen sein eigenes Land wollen? Die nächste Folge würde im Innern eine verdoppelte Wuth gegen die Aristokraten sein, und wer könne sagen, welche Gräuel daraus entstehen würden, da ohnehin das Volk glaube, die Emigranten wollten Rache an ihm üben. Und erobere man auch das Land, wie solle man nachher regieren? Zudem seien die Aristokraten unter sich selbst nicht einig und würden es noch weniger sein, wenn sie als Sieger einzögen. Das Volk liebe die Verfassung, nur die Zeit könne es von seinem Irrthume heilen. Der König fühle die Schwierigkeit, mit ihr zu regieren, aber nur durch Anschluß an sie sei eine allmählige Rückkehr zum Bessern möglich. Der Adel würde einen größeren Muth beweisen, wenn er zurückkehrte und sich den Gutgesinnten anschlösse: wäre der erste Rausch des Volkes vorüber, so würde er bald wieder einen Theil seiner früheren Stellung wiedergewinnen. — Als Ludwig von der Anwesenheit Artois' in Pilnitz hörte, meinte er, die Prinzen handelten gegen ihn, wenn sie ohne ihn handelten; das Volk werde sich nicht einwenden lassen, er habe keinen Antheil an ihren Schritten: er stehe nun da, als nehme er mit der einen Hand die Verfassung an, während er mit der andern Hand die fremden Mächte zu ihrem Umsturze in das Land einlade. Wie sie glauben könnten, seiner Sache zu dienen, indem sie ihn um die Achtung aller Ehrenmänner brächten, und wie er die Versammlung hindern könne, scharfe Beschlüsse gegen sie zu fassen. Sein eigenes Unglück schmerze ihn weniger, als dasjenige, welches die Prinzen auf solche Weise über sich selber brächten.[3])

Ludwig XVI. an seine Brüder.

Artois

---

[1]) Arenberg-Mirabeau, Briefwechsel, Bd. III, S. 197, 250.
[2]) Ibid., III, p. 217.
[3]) Aus der Révue rétrospective. Seconde Série. III, p. 46. — Arenberg, Briefwechsel, Bd. III, S. 274.

Preußen, Polen und Rußland.

Preußen. Zur erwähnten Erklärung von Pillnitz kam es durch eine Wendung in der Politik Preußens. Am Hofe dort waren zwei Richtungen: Hertzberg, der Vertreter der Friedericianischen Politik, rieth, dem Einflusse Oesterreichs im Reiche überall entgegen zu treten und die eben drohende Umwandlung Polens in ein erbliches constitutionelles Königreich mit aller Kraft zu hindern, während eine Erstarkung Polens von Niemand wärmer begrüßt wurde, als vom Kaiser.[1]) Eine andere Richtung aber, deren Vertreter Bischoffswerder war, betonte die Gefahr der Revolution, und die Pflicht, welche Oesterreich und Preußen hätten, die Ordnung und Ruhe zu erhalten, wollten sie nicht in den Schlund der Revolution zusammen fortgerissen werden. Die alten Gegensätze müßten jetzt schweigen gegenüber der gemeinsamen Gefahr, der Ueberfluthung Europas von den Lehren des Umsturzes und ihren Folgen. Für diese Ansicht war der König selber sehr empfänglich: ihm erschien es als der schönste Kranz seines Ruhmes, einen von Meuterern bedrängten König zu retten und ihn auf den Thron seiner Väter zurückzuführen und die Sache der Ordnung und guter Sitte zu vertheidigen. Die Nachrichten von der Flucht des Königs, von seiner Gefangenschaft, hatten Friedrich Wilhelm II. tief erschüttert, die traurigsten Ahnungen erfüllten ihn; ein Kreuzzug gegen die Revolution erschien ihm wichtiger, als jeder Zuwachs an Land und Ansehen.

Bischoffswerder beim Kaiser. So erfuhr man denn am Kaiserhof vom lebhaften Drange des Königs, mit Oesterreich in eine innige Verbindung zu treten, durch welche alle Unruhen Europas mit einem Schlage gebannt würden, und kam bald Bischoffswerder selber als Fürsprecher einer Politik der Versöhnung nach Wien und drückte den Wunsch seines „ruhmliebenden, aber menschenfreundlichen Königs" nach einem aufrichtigen und vertrauten Bündniß mit dem Kaiser auf Grundlage beiderseitiger Uneigennützigkeit aus;[2]) die Freundschaft mit Oesterreich gehe dem Könige über Alles; er denke, daß das Anwachsen Rußlands für beide Staaten gleich gefährlich wäre; er, Bischoffswerder, kenne das Herz des Königs besser als alle Minister. Der Kaiser erklärte seine Bereitwilligkeit zu einer Zusammenkunft mit dem König für den nächsten Juni; über die Bedingungen eines Vertrages konnte sich aber der Unterhändler mit dem gegen Preußen immerdar mißtrauischen Kaunitz nicht einigen. Hertzberg wurde nicht in das Geheimniß dieser Verhandlungen gezogen, wohl aber erhielten die englischen Minister Kunde davon, und sie war ihnen willkommen und sie ermunterten in Berlin zum Abschluß eines Bundes mit Oesterreich, welchem England beitreten könne.

Die Hilferufe seiner Schwester in Paris und der Gang der Dinge in Polen drängten den zögernden Leopold zu rascher Entscheidung. In Polen trieb nämlich die nationale Partei, geführt vom begeisterten Ignaz Potocki,

---

[1]) Ueber die Schwankungen des Kampfes beider Richtungen bei Sybel, Revolutionszeit. I, S. 272 ff.
[2]) Sybel, Revolutionszeit. Bd. I, S. 274—78.

auf Festigung der Staatsgewalt, namentlich durch Erblichmachung der Krone. Polen
Schon im Januar 1790 wurde dem Reichstag der Antrag vorgelegt, die Stimmeneinhelligkeit solle in Zukunft nur für die wichtigsten, die Cardinalgesetze, erforderlich sein, alle andern Gesetze aber schon mit einer Mehrheit von drei Vierteln als angenommen gelten. Im Verlaufe der Verhandlung tauchte die Frage wegen der Erblichkeit auf und wurde als Cardinalgesetz beschlossen, nur ein Katholik könne König in Polen werden, und wurde jede Abtretung polnischen Landes verpehnt, während Preußen damals Danzig und Thorn zu gewinnen gedachte. Am 18. September 1790 stellte König Stanislaus selber den Antrag, die Nation feierlich zu befragen, ob sie in Anbetracht der Kränklichkeit des Königs nicht schon bei dessen Leben einen Nachfolger wählen wolle — er dachte an seinen Neffen, den schönen Joseph Poniatowski. Throncandidaten gab es übrigens genug. Das ganze Land kam durch diese Frage in Bewegung. Rußland mochte kein starkes Polen, weil es dort herrschen wollte, und Preußen hatte Sorge davor — beide wirkten deßhalb dem Antrage entgegen. Gerade deßhalb beschleunigte jedoch die nationale Partei die Annahme und am 3. Mai wurde — in Anbetracht, daß von Rußland und Preußen weitere Theilungspläne zu befürchten seien, und die befreundeten Mächte zur raschen Annahme einer starken Verfassung riethen, die Erblichkeit der Krone in dem Hause Kursachsen beschlossen, und zwar solle dem Kurfürsten seine Tochter nachfolgen. Das Liberum Veto wurde abgeschafft; in Zukunft sollten zwei Kammern und ein selbständiges Ministerium bestehen.

ändert die Verfassung. *Erblichkeit der Krone.* *Kein Liberum Veto.*

In einem kräftigen Polen sah Leopold II. einen Schutz gegen Rußland und Preußen, und erklärte sich darum günstig über den Vorgang, ja sprach sogar den Wunsch aus, die neue polnische Verfassung unter den Schutz von Europa zu stellen. Der König von Preußen wollte den Kaiser nicht durch einen Protest wieder mißtrauisch machen und erklärte sich darum mit dem Vorgange in Warschau einverstanden. Ohne Schwankungen blieb diese Stimmung nicht. Kaunitz war gemeldet worden, Preußen wolle für sich Polen und Danzig und hoffe einen seiner Prinzen auf den polnischen Thron zu bringen und der ganze Staatsstreich sei eine preußische Intrigue, und die bitteren Worte, welche der Staatskanzler darüber ausstieß, waren nach Berlin gemeldet worden — und einen Augenblick wallte bei beiden die Kriegslust hoch auf. Allein der Kaiser kam bald zur richtigen Erkenntniß und schloß Frieden mit den Türken in Orsowa und dies kühlte die kriegerischen Stimmungen in Berlin ab. Bischoffswerder war in Mailand, ein preußisch-österreichisches Bündniß zu Stande zu bringen, und der Kaiser zeigte sich in der Unterhandlung ihm weit überlegen.

Leopold II. *Kaunitz.* *Friede mit den Türken.*

Am 25. Juli schlossen Beide vorläufig einen Vertrag ab, worin beide Mächte sich gegenseitig den Umfang der bestehenden Besitzungen gewährleisteten und einander verhießen, kein Bündniß mit einer dritten Macht ohne Vorwissen des anderen Theiles einzugehen, ferner Nichts gegen den Besitzstand und die Verfassung Polens zu unternehmen und die sächsische Prinzessin mit keinem Prinzen ihrer Häuser zu vermählen, worin sie ferner sich gegenseitig

Vertrag von Mailand

Hilfe versprachen, wenn die Ruhe in ihren Staaten gestört werden sollte. Beide wollten zudem den Verein über die französischen Angelegenheiten, zu welchem der Kaiser die Mächte Europas aufforderte, ungesäumt herbeiführen.

Katharina II. Damit hatte es gute Zeit. England erklärte, daß es, im Falle eines Bruches zwischen Oesterreich und Frankreich, sich ganz neutral verhalten würde. Katharina hatte am 11. August 1791 mit den Türken in Galacz Frieden gemacht, entschlossen, ihre ganze Kraft auf Polen zu verwenden: sie warnte den Kurfürsten, durch Annahme der Krone Rußlands Zorn auf sich zu laden. Sie sah Polen als russischen Vasallenstaat an und war eifrig bemüht, den Kaiser zum Krieg gegen Frankreich zu reizen, um indeß hinter seinem Rücken Polen zu zertrümmern und Rußand einzuverleiben. Sie anerkannte die französischen Prinzen als allein berechtigte Regierung für Frankreich, sie beglaubigte Romanzow als russischen Gesandten bei ihnen. Sie schloß einen Bund mit ihrem alten Feind, dem kühnen Schwedenkönig Gustav III., daß er gegen russisches Hilfsgeld ein schwedisches Heer auf seinen Schiffen an die Küste Flanderns führe und von dort, nach Bouillés Rath, gen Paris ziehe.

Schweden.

Gustav III. Bouillé theilt[1]) das schöne Schreiben Gustavs III. mit, worin dieser ihn in schwedischen Dienst und zu einem Besuch nach Aachen einlud. Dort erklärte er ihm, wie Katharina ihn antreibe, der Revolution in Frankreich ein Ende zu machen. Der König glaubte demnach an keinen ernstlichen Widerstand der Franzosen. Bouillé erklärte ihm nun den wahren Zustand Frankreichs, und wie stark die Macht der Feinde des Königthums sei, wie überlegen die Jakobiner, jetzt die Herren Frankreichs, und daß nur eine große Heeresmacht Europas, mindestens an der Grenze aufgestellt, um den Unterhandlungen Nachdruck zu geben, die Ordnung wieder herstellen könne.[2]) Ende 1791 und selbst noch während 1792 war Frankreich nicht schwer anzugreifen; ein Theil der Grenze war fast offen und ohne Vertheidigung. „Die Armee war aufgelöst, zuchtlos, von ihren Officieren verlassen. Außer besonderen günstigen Verhältnissen war die ganze Thatkraft und Raserei der Jakobiner und die außerordentliche Begabung der Generale nöthig, die sie wählten, nicht bloß um die erstaunlichen Erfolge zu erringen, sondern auch um ein Heer zu sammeln, einzuüben und zu verwenden. Der König drängte mich, in seinen Dienst zu treten, und ich gab seinem Andringen zuletzt nach. Er theilte mir den Plan mit, der mit Spanien entworfen war, nämlich 36.000 Russen und Schweden an die französische Küste zu werfen, da wo sie Paris am nächsten sei, entweder um gleich auf Paris loszugehen, oder um die Franzosen auf sich zu ziehen, während andere Armeen von der Grenze an aufbrächen, oder um sich eines wichtigen Ortes zu bemächtigen, um von da Unterhandlungen zu beginnen, die er in seinem Namen und dem der Kaiserin und anderer Fürsten mit der neuen französischen Regierung anknüpfen würde und von welcher er um so mehr Erfolg hoffte, als man sein Thun weder der Eroberungsgier, noch dem Ehrgeiz zuschreiben könnte. Er schien mir davon überzeugt, daß Spanien und Sardinien in gleicher Weise von der Grenze aus ihre Armeen in Bewegung setzen und die seine unterstützen würden, daß er aber wenig auf Preußen und noch weniger auf den friedfertigen

Kriegsplan Gustavs III.

Geständnisse Gustavs III

[1]) Mémoires de Bouillé, p. 271.
[2]) Ibid., p. 273.

Kaiser rechnen dürfe. Er selber werde die Heere leiten, Spanien habe 15 Millionen zu den Kosten des Zuges versprochen. Im Frühjahr sollte der Feldzug beginnen, er selber wolle jetzt nach Schweden, um einen Reichstag abzuhalten und alle nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Er bewies mir ein großes Vertrauen, sprach offen und freimüthig von seinem Krieg gegen die Russen, von seinen damaligen Plänen: sie waren weit, schön und kühn, aber ermangelten der Mittel zur Ausführung und mußten daran scheitern; er sagte, er habe damals noch gar keinen Begriff vom Krieg und wenige erfahrene Generale gehabt, die ihn hätten leiten können. Er sagte mir auch mit Lächeln, er stehe nicht gut mit allen Königen, außer mit dem von England, doch habe er wenigstens der Kaiserin von Rußland Achtung abgezwungen. In der That bewies sie ihm ein großes Vertrauen und wollte ihm ein bedeutendes Truppencorps zur Verfügung stellen. Ludwig XVI. war er sehr zugethan und hat ihm in seinem Unglück am meisten Theilnahme bewiesen. Obschon er am guten und ehrlichen Willen der meisten Fürsten Europas zweifelte, glaubte er doch, daß die Anregung und die Hilfe der Kaiserin von Rußland auch die übrigen Fürsten mit fortreißen würde." —

Bouillé erhielt Anfangs August in Mainz, wohin ihn der Kurfürst, den er einen geistreichen, im Umgang liebenswürdigen Mann nennt, eingeladen hatte, ein Schreiben des Königs von Preußen, welches ihn nach Pillnitz einlud: er sollte dahin einen Operationsplan für den Krieg gegen Frankreich bringen.[1]) Bouillé entwarf einen solchen und legte ihn zuerst den Prinzen in Koblenz vor, gab auch Gustav III. Nachricht hievon, und machte sich nach Pillnitz in der sicheren Ueberzeugung auf den Weg, dort werde die Losung zum Vormarsch der Heere Europas gegen Frankreich gegeben werden.

Artois. In derselben Absicht begab sich Graf Artois nach Wien. Wie war er enttäuscht, als ihm der Kaiser die Lage Europas und die Nothwendigkeit des Friedens mit Frankreich auseinander setzte![2]) Leopold II. nahm also sein früheres Versprechen eigentlich zurück; er blieb ruhig und fest, als ihm Artois für einen Krieg gegen Frankreich sogar Lothringen anbot. Als Artois um Zulassung zur Besprechung nach Pillnitz bat, meinte der Kaiser, die verweigere er ihm nicht, aber sie werde seinen Entschluß nicht ändern. Kaunitz fürchtete, der Kaiser möchte sich durch seine Großmuth zu einem falschen Schritte verleiten lassen; dieser aber erklärte offen, die französischen Angelegenheiten seien rettungslos verfahren: wenn nicht ganz Europa theilnehme, habe ein Krieg gerade die Wirkung, welche man nicht wünschen könne; Englands Neutralität habe die Frage entschieden.[3]) Zur

Conferenz in Pillnitz

Die Monarchen. kam 24. August 1791 der Kaiser Leopold II. mit dem Erzherzog Franz, mit dem Feldmarschall Lascy, mit dem Grafen Palffy und dem Baron Spielmann. Wenige Stunden nach ihm traf der König von Preußen ein mit dem Kronprinzen, mit Hohenlohe, Bischoffswerder und Stein. Pillnitz war ein Jagdschloß des Kurfürsten von Sachsen, welcher in glänzender Weise den Wirth machte. Friedrich Wilhelm war zum Kriege geneigt und voll warmer Theilnahme für

[1]) Bouillé, Mémoires. p. 262—64.
[2]) Sybel, Revolutionszeit. Bd. II, S. 306.
[3]) Ibid., I, p. 306—7.

das Schicksal Ludwigs XVI.; in einer vertraulichen Unterredung hatte ihn jedoch Lepold bald von der Nothwendigkeit friedlicher Verhandlung mit Frankreich überzeugt: nur im Einvernehmen mit den Männern, welche jetzt in der Nationalversammlung das Uebergewicht hätten, könne Ludwig XVI. und die Monarchie gerettet werden. Da wurde Graf Artois angemeldet: er kam mit Calonne und Bouillé; er befürwortete mit Feuer den Krieg gegen die Revolution, und daß Europa, weil der König in Haft sei, den Grafen von Provence als Regenten Frankreichs anerkenne, in einem Manifest ihm die Hilfe zusichere und Paris bei Todesstrafe für die Sicherheit der königlichen Familie verantwortlich mache. Zu diesem Zwecke mögen die Monarchen alsbald ihre Heere an die französische Grenze entsenden, möge der Kaiser die Ansprüche der geschädigten Fürsten dem Grafen von Provence vorlegen, möge er die Rüstungen der Emigranten auf dem Boden des Reiches gestatten und unterstützen, möge er dem Landgrafen von Hessen-Kassel, der seine Truppen an die Prinzen vermiethen wolle, die Zahlung dafür gewährleisten. Der Regent wolle ein Manifest erlassen, worin er alle Beschlüsse der Nationalversammlung für null und nichtig erkläre, und gleich nach Veröffentlichung desselben ein Anleihen von 12 Millionen erheben und alsbald den Krieg beginnen.[1])

Antrag Artois.

Antwort.

Dem Kaiser war es leicht, dem König zu beweisen, daß all dies gegen den Willen und Vortheil Ludwigs XVI. wäre, daß die Anerkennung der Regentschaft ihn um den Thron brächte und die Freiheit und das Leben der königlichen Familie gefährden würde. Artois bekam daher 27. August zur Antwort: Ludwig kenne die Gesinnung der Monarchen für ihn, zur Ernennung einer Regentschaft könnten sie nicht zustimmen, das Manifest solle nicht erlassen werden, Rüstungen der Emigranten dürften nicht stattfinden, nur friedlich dürften sie sich auf dem Boden des Reiches aufhalten. Die Rechte der geschädigten Reichsfürsten zu wahren, sei Sache des Kaisers. Alles, was Artois erreichen konnte, war eine zwischen Spielmann und Calonne vereinbarte Erklärung[2]) beider Monarchen, die wegen ihrer Wenn und Dann ziemlich ihre Entschiedenheit verlor.

Erklärung von Pillnitz.

Sie lautet: „Seine Majestät der Kaiser und der König von Preußen haben das Verlangen und die Vorstellungen Monsieurs und des Grafen von Artois angehört und erklären gemeinsam, daß sie die Lage, in welcher sich gegenwärtig Seine Majestät der König von Frankreich befindet, als bedeutsam für alle Fürsten Europas betrachten. Sie hoffen, daß ihre Theilnahme von allen Mächten Europas gewürdigt werden wird, deren Hilfe verlangt wird, und daß dieselben demzufolge sich nicht weigern werden, gemeinschaftlich mit den genannten Majestäten im Verhältniß ihrer Kräfte die wirksamsten Mittel anzuwenden, um den König von Frankreich in den

[1]) Sybel, Revolutionszeit. Bd. I, S. 307—9.
[2]) Déclaration de Pilnitz, bei Bouillé, Mém., p. 294—95.

Stand zu setzen, in der vollkommensten Freiheit die Grundsätze einer monarchischen Regierung zu befestigen, welche sowohl dem Rechte des Fürsten als dem Vortheil des französischen Volkes angemessen ist. Alsdann und in diesem Falle [1]) sind Ihre genannten Majestäten, der Kaiser und der König von Preußen, entschlossen, schnell, gemeinschaftlich und mit der nöthigen Macht zu handeln, um den vorgesetzten gemeinschaftlichen Zweck zu erreichen. Inzwischen werden sie ihren Truppen die nöthigen Befehle geben, damit dieselben bereit sein mögen, sich in Thätigkeit zu setzen. Pillnitz, 27. August 1791. Leopold. Friedrich Wilhelm."

Bouillé begriff den friedlichen Sinn dieser Erklärung, die einen Feldzug in einem Falle ankündete, dessen Eintreffen nicht wahrscheinlich war.[2]) „Der König von Schweden hatte mich also nicht getäuscht, als er mir sagte, er stehe nicht auf Gustav III.
gutem Fuße mit seinen Brüdern. Diese gaben mir es auch deutlich zu verstehen und ihre Abneigung gegen ihn fiel zum Theil auf mich zurück. Sie mißbilligten seine Entwürfe und würden sie, wenn die Verbindung der Kaiserin mit ihm nicht gewesen wäre, offen verhindert haben. — Ich hätte mich mit Lascy und Hohenlohe wegen der militärischen Vorbereitungen ins Einvernehmen setzen sollen, allein der erstere versicherte uns, er habe noch keinen Befehl dazu vom Kaiser, und dieser Leopold II.
lud mich ein, ihn nach Prag zu begleiten, wo er sich krönen lassen wollte. Dort war ich acht Tage ohne eine weitere Weisung, doch merkte ich, daß man zu einem Kriege gegen Frankreich nicht geneigt war. Lascy wiederholte mir oft, man dürfe einen solchen nicht leichtsinnig unternehmen, Frankreichs Hilfmittel seien ungeheuer, Lascy.
seine Grenzwehr undurchdringlich, die Folgen eines solchen Krieges könnten für Kaiser und Reich sehr gefährlich werden. Der Kaiser wollte also einen europäischen Bund, um für Ludwig XVI. mit Nachdruck zu unterhandeln. — Ich meldete dies dem Schwedenkönig und wie die Mächte seinem Plane und dem der Kaiserin abgeneigt wären, und rieth ihm, mit spanischem Gelde eine Armee in Deutschland zu werben und sich eines Grenzplatzes, etwa Ostendes, zu bemächtigen, um da die Kräfte zu einem Angriff zu sammeln.[3]) — Endlich am 12. September ließ mich der Kaiser kommen, um ihm meinen Plan mitzutheilen; er sagte mir, er habe mich nicht früher sprechen können, bis die Antworten der Mächte eingetroffen wären. Sie stimmten ihm bei, nur mit Ausnahme Englands, welches die strengste Neutralität innehalten wolle. Er wolle nun einen Congreß einberufen und hier nicht bloß die Beschwerden der geschädigten deutschen Fürsten vorbringen, sondern auch die Mittel, wie in Frankreich die Ordnung wieder hergestellt werden könne, denn seine Anarchie beunruhige Europa. Große Heere sollten diesen Unterhandlungen Nachdruck geben, er hoffe damit einem blutigen Kriege, dem letzten Mittel, das man sonst anwenden müßte, vorzubeugen. Ich fragte den Kaiser, ob er die Ansicht des Königs kenne: er kannte sie und wußte, daß er die Anwendung von Gewalt verwarf. In wenig Tagen werde er die Verfassung unbedingt annehmen, Ludwig XVI.
weil sonst sein und seiner Familie Leben in Gefahr wäre. Doch könne man später die Verfassung so ändern, daß das Volk zufrieden und die königliche Macht so stark wäre, daß sie Ruhe und Frieden im Innern und nach außen aufrecht erhalten könne." Bouillé schloß aus der Rede des Kaisers, daß nie ernstlich der Marsch von 15.000 Oesterreichern an die Grenze von Luxemburg gemeint war, und daß Ludwig XVI. ihm nur davon geschrieben habe, um die Unruhe seines Generals zu beschwichtigen.

---

[1]) „Allors et dans ce cas", ist der Wortlaut der Beschränkung.

[2]) Bouillé, Mém., p. 296.

[3]) Ibid., p. 298.

Gustav III. Der König von Schweden sah in dem letzten Satze der Erklärung von Pillnitz eine Ermunterung für seine Pläne, er kehrte in sein Land zurück, um zu rüsten. „Bei meinen Entwürfen kenne ich kein anderes unübersteigliches Hinderniß, als ein physisches, und dieses wird vielleicht der nützlichste Verbündete der Nationalversammlung, wenn man sich nicht bald entscheidet", schrieb Gustav III. voll Zuversicht an Bouillé.[1])

So schloß denn die Zusammenkunft in Pillnitz mit der Aussicht auf Frieden. Der König und der Kaiser versprachen sich Freundschaft, Beschützung der Reichsverfassung und Ermunterung des sächsischen Kurfürsten zur Annahme der polnischen Krone.

England

hatte sich für strengste Neutralität ausgesprochen — während die französische Frage die Geister tief erregte. Es bildeten sich Gesellschaften, welche die Fortschritte der Revolution mit Jubel begrüßten. Im Parlamente verlief keine Sitzung ohne Hinweis auf Frankreich. Der Bruch zwischen Burke und Fox zeigt, wie tief die Bewegung ging.

Burke über Freiheit. **Burke** wollte nie verstehen, wie man auf dem Weg der Anarchie von der absoluten Regierung zur Freiheit kommen könne, und antwortete dem Franzosen **Duport**, der ihn, als ein politisches Orakel, um seine Meinung über die französischen Vorgänge befragte: die Freiheit, die er anstrebe, sei vor Allem Gerechtigkeit. „Wenn ich sehen werde, daß der Staatsbürger in Frankreich in einem vollkommenen Zustande gesetzlicher Sicherheit sich befindet in Bezug auf sein Leben, sein Eigenthum und die unbeschränkte Verfügung über seine Person oder den freien Gebrauch seines Fleißes und seiner Fähigkeiten; wenn ich versichert bin, daß ein einfacher Staatsbürger geziemender Weise seine Ansichten über öffentliche Dinge ausdrücken darf, ohne für sein Leben oder seine Sicherheit besorgt sein zu müssen: dann werde ich eben so erfreut sein wie Jeder, der die allgemeine Verbindung der Menschen nicht vergessen hat. Ich werde ein herzliches Vergnügen empfinden, wenn ich höre, daß in Frankreich die großen Versammlungen, die natürlichen Verbürgungen für die öffentliche Freiheit, selber vollkommen frei sind; wenn sie, nachdem sie frei erwählt sind, mit dem Gewicht von Obrigkeiten und nicht mit Candidatenkünsten verfahren; wenn sie nicht gezwungen sind, Steuern zu verlangen, die geschätzt werden nach der Gewissenhaftigkeit des Steuerzahlers, wodurch die gefährlichste Art von Steuerbefreiungen errichtet, wodurch Tugend besteuert und Laster privilegirt werden, wodurch Ehre und Gemeinsinn gezwungen werden, die Auflastungen des Betruges, der Selbstsucht und des Geizes zu tragen; wenn sie nicht getrieben werden, ihre gestrenge Hand nach den Besitzungen von einzelnen Parteien des Staates auszustrecken, nicht genöthigt sind, zur Confiscation ihre Zuflucht zu nehmen, um die Ausfälle der Besteuerung zu decken. — Wenn die wirkliche praktische Freiheit mit einer Regierung, kräftig sie zu schützen, unmächtig sie zu verletzen, erreicht sein wird, will ich mich freuen, selbst wenn England nicht mehr allein die praktische Verfassung besäße, in welcher das große Geheimniß ge-

---

[1]) Bouillé, Mémoires, I, p. 302. 2. September 1791.

funden ist, eine Regierung mit wirklicher Energie in allen auswärtigen und inneren Zwecken zu verbinden mit der vollkommensten Sicherheit der Freiheit und der Individuen. — Aber wenn weder Eure großen Versammlungen, noch Eure Municipalitäten im Einzelnen handeln, noch verstehen zu handeln nach den Grundsätzen und in dem Geiste, den ich aufgestellt habe, dann muß ich meine Glückwünsche über Eure Erlangung von Freiheit aufschieben. Ihr mögt eine Revolution gemacht haben, aber keine Reformation; Ihr mögt die Monarchie vernichtet, aber keine Freiheit entdeckt haben." [1])

Burke war der Ansicht, es ließe sich in Frankreich an die vorhandenen Elemente anknüpfen und darauf weiterbauen — er war aber empört über die Gewaltthätigkeiten gegen den gütigen König und die liebenswürdige Königin und verfolgte mit steigendem Unmuthe die Vorgänge. Die Entstehung von Gesellschaften, welche die negativen Lehren der Franzosen auch in England einführen wollten, schärften seine Ueberzeugung, daß England die französische Revolution nicht brauchen könne. Diese Erwägungen führten zur Entstehung seines großen Werkes „Betrachtungen über die französische Revolution", das er schon 1790 seinen Freunden heftweise zusandte. Als Francis ihm darüber schrieb: „Eure Schriften sind bisher die Lust und Lehre des Vaterlandes gewesen. Ihr unternehmet nun eine andere Nation zu verbessern, und Eure Appellation wendet sich an ganz Europa" — und Marie Antoinette tadelte, entgegnete Burke: „Der ritterliche Geist, welcher die Verehrung der vornehmen und schönen Frauen gebot, war die große Quelle der Sitten, welche der Stolz und die Zierde für Europa für so viele Zeitalter waren. — Die Erinnerung der Lage, in welcher ich die Königin von Frankreich im Jahre 1774 sah, und der Contrast zwischen jener blendenden Erscheinung, jenem Glanze, jener Schönheit, der eine Nation ihre Huldigung zu Füßen legte — und den abscheulichen Scenen von 1789, die ich beschrieb — hat mir Thränen entlockt und mein Papier benetzt. Diese Thränen kamen mir wieder in die Augen, so oft ich auf die Beschreibung zurückblickte. — Es ist wahr und wird wahr sein, wenn Ihr und ich nicht mehr sind, und wird bleiben, so lange es Menschen gibt mit natürlichen Gefühlen." — „Ich hasse die Tyrannei, und zwar am meisten, wo die Meisten davon betroffen werden. Die Tyrannei der Menge ist eine vermehrte Tyrannei. Müßte ich die Wahl treffen zwischen dem Despotismus einer einzelnen Person oder dem der Menge, so wäre meine Wahl entschieden. Denn nach den vierzig Jahren meiner Beobachtung ist in ein paar Monaten von der französischen Demokratie eben so viel Ungerechtigkeit und Tyrannei geübt worden, als von all den unumschränkten Monarchen Europas."

[Reflexions on the french revolution.]

[Tyrannei der Menge.]

Noch schmerzlicher wurde Burke berührt, als sein Freund Karl Fox die Aufregung durch die revolutionären Ideen für die Kräftigung der Opposition benützen und die Minister zwingen wollte, in Reformen zu willigen und die französischen Grundsätze in den englischen Kolonieen einzuführen; als er die neue französische Verfassung für „eines der ruhmwürdigsten Denkmäler der Freiheit aller Zeiten und Völker" erklärte, als er gar den Abfall der französischen Garden lobte. Da riß Burke die Geduld. „Die Franzosen", rief er, „haben sich als die geschicktesten Baumeister des Umsturzes erwiesen, die bisher in der Welt erschienen sind; in einem kurzen Sommer haben sie vollständig ihre Monarchie,

[Fox.]

---

[1]) Correspondence of the right honorable Edmond Burke between 1744 and 1791, edited by Charles William Burke. Lond. 1844.

ihre Kirche, ihren Adel, ihr Gesetz, ihre Armee und ihr Einkommen niedergerissen. Unsere gegenwärtige Gefahr besteht darin, die Excesse eines Volkes nachzuahmen, dessen Regierung Anarchie und dessen Religion Atheismus ist." —

Sheridan. Sheridan kam dem angegriffenen Fox zu Hilfe, aber in einem persönlichen Angriff auf Burke, er nannte ihn einen Ausreißer vom Schlachtfelde, aus einem Vertheidiger der Freiheit sei er ein Kämpe des Despotismus geworden. Das mißfiel der Mehrheit des Hauses derart, daß Sheridan nahezu ein Jahr lang vom Parlamente sich zurückzog.

Gebrechen Sheridan war ein Redner ersten Ranges, ein gewandter Debatter, aber kein Staatsmann, kein Charakter. Ein gediegener Kenner englischer Redekunst und selbst ein großer Sprecher schildert ihn:[1] „Er besaß eine lebhafte Einbildungskraft, obgleich geneigter die Gedanken Anderer auf verschiedene Weise zu wiederholen oder ihre Ideen auf andere Weise zu combiniren, als etwas Eigenes hervorzubringen; er besaß Ungestüm und Unerschrockenheit im Angriff, eine durch seine dramatischen Studien erlangte Vertrautheit mit den Regungen des Herzens und mit den Mitteln, seine Saiten zu rühren; er besaß Fertigkeit in beißender Satire und treffenden Witz, eine Gabe, die in noch näherer Beziehung zu seinen theatralischen Bestrebungen stand, eine treffliche Action, die auch nicht außer Verbindung mit denselben war, und eine tiefe Stimme, die ganz zu seinem Vortrag paßte, sei es nun daß er satyrisch oder beschreibend oder im Feuer der Begeisterung sprach. Sein Witz war ausgezeichnet glänzend und fast immer wirksam; er war, wie Alles, was er sagte, aufs sorgfältigste vorbereitet, aber geschickt eingeführt und glücklich angebracht, auch war er mit gutem Humor gemischt, der übrigens manchmal zur gemeinen Posse herabsank." — Sheridan ist sonst ein Beweis dafür, was ein starker Wille vermag. Er war der Sohn eines Schauspielers und in seiner Jugend ein fauler unaufmerksamer Knabe, dann ein Jüngling, der in Wein und Spiel seine Zeit vertändelte. Er wurde ein guter Schauspieler und Lustspieldichter, der seine eigenen Abenteuer auf die Bretter brachte, — fühlte aber den Ehrgeiz in sich, auch ein Parlamentsredner zu werden, während ein Burke, Fox, Pitt und Andere als Staatsmänner glänzten. Sein erster Versuch mißlang und man sagte ihm, er solle wieder zu seinem Theater zurückkehren, er werde in der staatsmännischen Laufbahn Nichts erreichen. „Und ich will!" entgegnete Sheridan, und holte mit eisernem Fleiße nach, was ihm abging, und brachte es zu einer Fertigkeit im Sprechen, die ihn zum Mann von Bedeutung in der Whigpartei stempelte.

und Vorzüge.

Die neue Whigpartei. Sheridan und Fox, der jenen von den Coulissen von Drurylane ins Parlament gebracht hatte, lösten sich von der alten Whigpartei los und traten mit den reformirenden Clubs in Verbindung. Das Erscheinen von Burkes Werk vollendete den Bruch — es wurde die Bibel der Feinde der Revolution durch ganz Europa, vielgelobt und vielgetadelt. Burke selber schrieb über sein Werk: „Ich habe versucht, die allergefährlichste und boshafteste Krankheit abzuschütteln, durch welche die Constitution von Großbritannien jemals angegriffen war und unter welcher sie dahinsinken müßte, wenn man

[1] Brougham, Die Staatsmänner unter Georg III., Bd. I, S. 200.

nicht einen schneidenden Unterschied zwischen den Personen in unserer Administration macht, die uns wohl oder übel auswärts dienen könnten." — Burke hoffte nicht so sehr auf Frankreich zu wirken, er wollte nur die Hauptgrundsätze der englischen Verfassung in englischen Herzen lebendig erhalten. Er meinte, wenn Männer wie Maury, Lally Tolendal, Cazalès, Mounier, wie die Bischöfe von Clermont und Nancy, mit ihrer meisterhaften Kenntniß der eigenen Angelegenheiten, mit der Kraft ihrer Beredsamkeit keine Wirkung erreichten, wie solle ein fremder Schriftsteller, dessen Gedanken noch durch die Uebersetzung abgeschwächt würden, mächtiger auf das Ohr der Franzosen wirken? In England wirkte das Buch gewaltig — das zeigt die Menge von Schriften, die dagegen erschienen. Burkes Ziel.

Mit seinem Freunde Fox kam es zum öffentlichen Bruch gelegentlich der Canadabill am 6. Mai: Fox empfahl die französischen Menschenrechte und die demokratische Gleichheit für die Verfassung Canadas, Burke empfahl die englischen Grundsätze und verwarf die französischen. Fox.

„Man prüfe die Verfassung nach ihren praktischen Wirkungen auf die französischen Kolonieen in Westindien. Diese waren, trotz dreier unglücklicher Kriege, sehr glücklich und blühend, bis sie von den Menschenrechten hörten. Sobald dieses System unter sie kam, schien Pandoras Büchse, angefüllt mit jedem tödtlichen Uebel, aufzuspringen, die Hölle selbst zu gähnen und jeder Dämon des Unheils sich über die Erde zu verbreiten. Die Schwarzen standen gegen die Weißen, die Weißen gegen die Schwarzen, Alle gegen Alle in mörderischer Feindseligkeit auf; die Unterordnung war vernichtet, das Band der Gesellschaft zerrissen und Jedermann dürstete nach dem Blute seines Nachbars." — In diesem Tone ging es fort. Ein Gegner stellte den Antrag, Abhandlungen über die französische Revolution seien nicht an der Tagesordnung. Fox erinnerte seinen Lehrer Burke an seine oftmalige Behauptung, die Revolution eines ganzen Volkes könne nicht künstlich sein, man könne keine Anklagebill gegen ein ganzes Volk schleudern; die Verfassung Frankreichs sei auf jene Menschenrechte gegründet, welche der britischen Verfassung zur Grundlage dienen. Dieses läugnen hieße eine Schmähschrift gegen die britische Verfassung machen. Sein Freund habe sein vielgelesenes Buch geschrieben, ohne die Verhältnisse genügend zu kennen. — Burke entgegnete, die französische Verfassung sei in Allem genau das Gegentheil der englischen und Nichts könne so gefährlich sein, als sie in den Gesichtspunkt der englischen zu bringen, um die Gemüther zu mißleiten und zu verführen. Zwar sei die Zahl der Anhänger Frankreichs noch nicht groß, aber wer könne sagen, was noch geschehen werde? Man bedenke, daß in Frankreich 300.000 Mann unter den Waffen stehen, welche in einem günstigen Zeitpunkt bereit sein könnten, diesen Geist zu unterstützen, und obschon keine unmittelbare Gefahr die britische Verfassung bedrohe, könnte doch eine Zeit der Noth und des Tumultes kommen, und in einem solchen Falle wäre es gewiß weiser und sicherer, die Folgen zu verhüten, als dem Uebel aufzuhelfen. „Flieht vor der französischen Revolution!"[1]), sei sein letzter Mahnruf, den ihm seine Pflicht und staatsmännische Klugheit gebiete; Alles sei er zu wagen bereit für diesen Grundsatz, Alles zu opfern bereit, selbst alte Quebekbill. Die Menschenrechte.

[1]) „Fly from the french revolution!"

Freunde.“ Leise rief Fox hinüber, er sehe in einer anderen Anschauung noch keinen Verlust der Freundschaft. Da schnitt Burke den Faden mit den Worten entzwei: allerdings sei dies Verlust der Freundschaft, er kenne den Preis seines Benehmens, er habe seine Pflicht erfüllt um den Preis eines Freundes, ihre Verbindung sei zu Ende. Angst war auf allen Gesichtern,[1]) man hörte Fox schluchzen, der Schmerz ließ ihn nicht zum Worte kommen. Ein Versöhnungsversuch, der von Foxens Freunden ausging, blieb ohne Erfolg. Es war ein welthistorischer Vorgang. —

Burke unbeugsam. Burke ließ nicht markten mit seinen Grundsätzen, wenn er auch eine Zeit lang einsam da stand. 1793 schrieb er an den Grafen Mercy: „Wir sind im Kriege mit einem Princip. Keine Demarcationslinien können das Reich der Jakobiner begrenzen, es muß im Orte seines Ursprunges ausgerottet werden. Wenn irgend eine Verfassung in Frankreich errichtet werden sollte auf anderen Grundsätzen, als auf dem einer vollständigen Restitution alles Eigenthums jeder Art und als auf der strengen und exemplarischen Bestrafung aller vorzüglichen Urheber und Helfershelfer des Umsturzes, so bin ich sicher überzeugt, daß das Eigenthum und zugleich mit dem Eigenthum die Regierungen in jedem anderen Staate Europas ebenso zu Grunde gehen werden, wie sie in Frankreich zu Grunde gegangen sind.“

Fox, der in den Gräueln der Revolution nur Ausschreitungen bei einem sonst naturnothwendigen Vorgang sah, blieb fortan der Leiter der neuen Whigpartei. Er war ein gewaltiger Redner. Brougham,[2]) der ihn gehört hat, sagt von ihm: „War er einmal vollständig in seinen Gegenstand eingegangen und recht von ihm durchdrungen, so stieß er Worte und Perioden voll Feuer aus; diese ergriffen Euch, beraubten Euch aller Fähigkeit zu überlegen und Euch loszuwinden, während er fortfuhr sich der Geister seiner Zuhörer immer mehr zu bemächtigen und sie gefangen mit sich zu führen, wohin er wollte. Es ist lächerlich, daran zu zweifeln, daß er ein viel schärferer Denker und bei weitem kundi-

Fox und Demosthenes. gerer Redner war als Demosthenes und als dieser gewesen sein würde, hätte er in unserer Zeit gelebt und vor einer englischen Abgeordnetenkammer zu sprechen gehabt. — Die Reden des Griechen gehen gerade auf ihr Ziel los, sind voll eindringlicher Anspielungen, setzen häufig die Ungereimtheiten des Gegners auseinander, sind reich an bitterer Satire, verlieren den Gegenstand nie aus dem Auge und fesseln, indem sie sich stets an die lebhaften Gefühle und an die Lieblingserinnerungen des Zuhörers wenden, denselben unwiderstehlich. Sie sind immer an das Herz oder an das kräftige, unmittelbare Gefühl des Widerspruches gerichtet und dringen auf dem kürzesten und sichersten Weg dahin. Gewiß aber wenden sie sich nicht an den Verstand oder an das ruhige nüchterne Urtheil in der Form von Beweisen. Während hingegen Fox Ungereimtheiten aufdeckte, falsche Beweise entkräftigte, Ränkesucht und Heuchelei entblößte und einen unbarmherzigen Sturm des heftigsten Spottes auf Gemeinheit, Grausamkeit und Bedrückung losließ, schmiedete er immer auch die lange, feste und gediegene Kette seiner Beweisführung. Es gab keine Waffe, welche dieser große Redner häufiger und mit mehr Glück führte, als Witz, die Art von Witz, welche die Ungereimtheit und Unhaltbarkeit der Behauptung des Gegners lächerlich macht. Er war der witzigste Redner seiner Zeit, auch Pitt und Canning waren dieser Meinung. Pitts bit-

---

[1]) Villemain, Cours de littérature française.
[2]) Brougham, l. c. Bd. I, S. 172.

terer Spott war nicht schrecklicher und Cannings leichte und beißende Ironie nicht so peinigend, als der zerschmetternde und durchdringende Witz, mit welchem Fox so oft das schwere Geschütz seiner beweisführenden Declamation unterbrach, aber immer unterstützte." —

Burke als Redner. Fox gestand, daß er von keinem Menschen und Schriftsteller soviel gelernt habe, als von Burke. Dieser war der gelehrteste und tiefste Redner seiner Zeit in England und ein nicht minder bedeutender Schriftsteller. Das Lehrhafte tritt in seiner Thätigkeit besonders hervor. „Er hatte eine bewunderungswürdige Darstellungsgabe", sagt Brougham,[1]) „es war wirklich zum Entzücken, wenn er sowohl in der Rede als in der Unterhaltung Belehrung gab." Seine Reden waren gesprochene Abhandlungen und seine Abhandlungen geschriebene Reden. Man merkt sogleich bei ihm, daß man es mit einem tiefgehenden Forscher zu thun hat, der auf jedem Felde des Wissens zu Hause ist. — Sein Gesichtskreis erweitert sich über alle verwandten Gegenstände; Beweise strömen überall her, wie sie unter unserem Fuße erstehen, auf dem gewöhnlichen Wege, auf dem wir geführt werden, während von tausend Seiten Beleuchtungen herbeigeholt werden, um Licht über unsere Schritte zu werfen, die dunkleren Stellen zu erforschen, und eine wunderbar lebhafte Einbildungskraft läßt uns unverhoffte Aehnlichkeiten entdecken und gießt ein Füllhorn von Schätzen aus, die ein noch wundervolleres Studium aus allen Zeiten, von allen Nationen, Künsten und Zungen gesammelt hat. Wir werden dabei an Bacons vielseitiges Wissen und die Fruchtbarkeit seiner gelehrten Phantasie erinnert, während sein vielseitig gebildeter Styl uns den ersten der englischen Dichter und seine unsterblichen Verse, reich an Spolien aus allen Wissenschaften und Zeiten, ins Gedächtniß ruft." —

als Charakter. So waren Fox und Burke als Redner. Als Charaktere waren sie gleichfalls sehr verschieden: Burke untadelhaft streng und rein; Fox war als Knabe schon von seinem Vater, der ihn bewunderte, mit Geldmitteln versehen worden, welche der Jugend gefährlich sind. So gerieth er in einen Strudel von Ausschweifungen, die seine große Begabung in Schatten stellen, die aber nie das Wohlwollen seines Herzens, die sanfte Sinnesart und die Frische seines Wesens zu vernichten vermochten; seine Empfindung war immer feurig, sein Wesen offen und erhaben über Verstellung und Falschheit.

Der Vorgang vom 10. Mai löste die Whigpartei auf. Es regnete, als die Sitzung schloß. Burke fuhr im Wagen mit dem Abgeordneten Curven und lobte diesen, daß er sich nicht auch zu schlechten Grundsätzen bekenne. Aber Curven sprach seine Sympathie für französische Grundsätze aus. Da rief Burke zornig: „So, Sie gehören also auch zu den Männern des Umsturzes? da kann ich nicht weiter mit Ihnen fahren, lassen Sie mich aussteigen!" und ohne ein weiteres Wort stürzte er aus dem Wagen.[2])

Pitt und Burke. Am andern Morgen forderte das „Morning Chronicle" Burke auf, seine Stelle im Parlamente niederzulegen. Dafür reichte ihm Pitt die Hand und schlossen sich unabhängige Männer wie Wyndham, Cavendish, Fitzwilliam ihm an. Ueberhaupt gab es eine Scheidung der Parteien. Pitt erklärte, Burke habe sich um sein Vaterland verdient gemacht,[3]) weil er mit so viel Geschick

[1]) Brougham, l. c. Bd. I, S. 139.
[2]) Prior, Life of Burke, p. 392—93.
[3]) Prior, l. c. p. 382.

und Beredsamkeit die drohende Gefahr geschildert habe. Indem er Burke die Hand reichte, sagte der Minister, er könne sicher sein, daß er vom Grund seines Herzens aus in Allem mit ihm zusammenhalten werde, was dazu diene, das zu erhalten, was er die vollkommenste Verfassung in der Welt nenne, damit sie den künftigen Geschlechtern vermacht werde als die beste Bürgschaft des Gedeihens, der Freiheit und des Glückes von England. — Bisher hatte Pitt nur durch die Gunst des Hofes und die Liebe des Volkes sich zu behaupten vermocht: jetzt war die Opposition gebrochen.

Pitt als Redner.

Pitt ist jedoch nicht bloß ein patriotischer Minister von zäher Ausdauer und unermüdlicher Arbeitskraft, er ist einer der größten Parlamentsredner in dieser an genialen Sprechern so reichen Zeit. „Als Redner", sagt **Brougham**,[1] „muß Pitt in die höchste Klasse gesetzt werden. Er war sehr sparsam im Gebrauch der Redeverzierungen, erlaubte sich kaum mehr Bilder oder bildliche Ausdrücke, als die strengsten Beispiele der alten Nüchternheit zugeben; sein Styl hatte keine Mannigfaltigkeit, sein Vortrag war fast ohne alle Grazie und doch, hatte er sich kaum erhoben, so riß er jeden Zuhörer mit sich fort und fesselte und spannte seine Aufmerksamkeit, so lange es ihm nur gefiel. Und dann, wenn er gesprochen hatte, „so herrlich däuchte uns seine Rede, daß wir stets glaubten, er spräche noch und wir hören." — Diese magische Wirkung wurde hervorgebracht durch den ununterbrochenen Fluß seiner Rede, wobei der Zuhörer nie einen Augenblick in Zweifel oder Unruhe war. Dies war aber nicht jene gemeine Geläufigkeit des Sichgehenlassens, welche den Redner keine Anstrengung kostet, dem Zuhörer aber eine desto schwerere Aufgabe auferlegt. Jene Wirkung wurde hervorgebracht durch seine lichtvolle Anwendung, welche alle Theile des verwickeltsten Gegenstandes ordnete und jedem seine rechte Stelle anwies; durch die Klarheit seiner Auseinandersetzungen, welche dem Verstand auf einmal ein Gemälde vorstellten; durch sein Festhalten an strengem Denken und kräftigem Gefühl, worin das große Material der Rede niedergelegt war; durch die Erhabenheit seiner Diction, durch die Tiefe und Fülle der wohlklingendsten Stimme und durch die unveränderliche Würde in seinem Aeußern, welche uns beständig daran erinnerte, daß wir mehr als einen Advocaten oder gewöhnlichen Parlamentsredner vor uns hatten, daß wir vor einem Führer des Volkes standen. Diese Wirkungen seiner Beredtsamkeit zeigten sich eben so zuverlässig bei gewöhnlichen Gelegenheiten, wie wenn er sich bei wichtigeren Anlässen auf die Höhe irgend eines großen Gegenstandes erhob oder gehen ließ in seiner Satire gegen ein Individuum und seine Rede mit jenem Spotte würzte, den er so sehr in seiner Gewalt hatte und in der That so wenig sparte. Doch war auch in diesem Falle Alles gleichförmig und passend, und nie äußerte er in irgend einer Gemüthsverfassung Etwas, was der majestätischen Form des Ganzen nicht angemessen gewesen wäre oder was die Heiterkeit der vollen und reichen Flut, welche dahin wogte, hätte stören können."

Pitts Charakter.

— Seine Gegner konnten diesem Minister keinen Makel vorwerfen. „Er war im Privatleben ausgezeichnet liebenswürdig; seine Stimmung war heiter und sogar scherzhaft, seine Gefühle warm, seine Wahrhaftigkeit ängstlich genau, seine Rechtschaffenheit ganz ohne Flecken, und obgleich er wegen seiner Stellung den meisten Verhältnissen seines häuslichen Lebens entfremdet war, betrug er sich doch als

[1] **Brougham**, l. c. Bd. I, S. 190.

Sohn und Bruder untadelhaft, und Niemand war so innig geliebt oder herzlicher bedauert von seinen Freunden als er." [1])

So war Pitt, der in seinen besten Jahren das Steuer Englands führte. Pitt und Burke.
Es ist nicht wahr, daß er Krieg mit Frankreich suchte; er wünschte Englands Finanzen geordnet, ein neuer Krieg konnte diesen Plan nur stören. Er war der Ansicht, daß ein Volk selber seine inneren Angelegenheiten zu ordnen habe. Als er zum Kriege gedrängt wurde, war er dagegen in der Ausdauer der beharrlichste. Burke erschien er dagegen nicht kühn genug, daß er als Minister den Krieg nicht sogleich als allgemeine Aufgabe der Zeit begann. Burke war für einen gründlichen Krieg: „bis zur vollständigen Restitution der Kirche, bis zur Austilgung des Jakobinerclubs, bis zur Restauration des Eigenthums, bis dahin, eher nicht, kann Friede geschlossen werden mit den Fanatikern jenes Landes." Als die Regierung 1796 Unterhandlungen wegen eines Friedens begann, schrieb er gegen diesen königsmörderischen Frieden. Er beschützte die Emigranten, veranstaltete Sammlungen für sie und half mit Rath und That. Und doch wünschte er Frankreich eine Volksvertretung und das Recht der Selbstbesteuerung, sowie Verantwortlichkeit der Minister, aber bei einem kräftigen Königthum.

Burke blieb seinen Grundsätzen bis an sein Ende (8. Juli 1797) getreu, Burke ein Charakter.
unter allem Wechsel der Verhältnisse, unter allen Schlägen des Schicksals; er war, wie ein Deutscher schön sagte, „die knorrige Eiche des Waldes, die, umgeben von jungen Bäumen mannigfaltiger Art, den Sturmwind erwartet und sich nicht beugt, wenn er erscheinet, in keinem Theile des Stammes oder der Zweige. Während die jüngeren Bäume weicherer Art nur durch Nachgeben ihren Stand zu behaupten wagten, brach er, fest in seinem Grunde, lieber zusammen und gab durch das edle Beispiel seines Falles den Beweis, daß alte Wurzeln nicht biegsam sind. Er war der eiserne Mann der Principien, er war der Lehrer politischer Weisheit für sein Volk, der Prediger auf den empörten Wellen, kein Beruhiger und Besänftiger, sondern ein unbeugsamer Prophet, der von der Zukunft die Anerkennung seiner Wahrheit erwartete." [2])

Auch in einer anderen Frage war ihm Pitt nicht kühn genug, in der Katholiken-Emancipation.
Emancipation der Katholiken. „Nimmer kann ich vergessen, daß ich ein Irländer bin" — schrieb er. — „In England sind die römischen Katholiken eine Secte, in Irland sind sie eine Nation." — Er unterstützte die Katholiken mit Rath und That, wofür ihm reichlicher Haß von Anglikanern zu Theil wurde, aber auch die Liebe und treue Anhänglichkeit der Bedrängten bis zu seinem Tod. Als Lord Erskine die Pamphlete gegen die Katholiken vertheidigte, schrieb er ihm: „Ich wünsche, wir möchten nicht so sehr Engländer und Schotten sein, daß wir vergessen könnten, daß wir Menschen sind, oder daß wir nicht so sehr Presbyterianer, Episcopale und Katholiken seien, daß wir vergessen, daß wir Christen sind. — Ich versichere Euch, daß, obwohl ich aus freier Wahl nach meiner Erziehung und Gewohnheit ein sehr treuer Sohn der Kirche von England bin, ich

---

[1]) Brougham, l. c. Bd. I, S. 196.
[2]) Monatsblätter der „Allgemeinen Zeitung" 1845. Febr. S. 13.

doch mich selbst nicht verpflichtet halte, Euch zu verfolgen, Sir, der Ihr in manchen Punkten verschiedener Meinung mit mir seid, ebensowenig aber einen römischen Katholiken zu verfolgen, der eben so gut ein Recht hat, meinen Theil von Hochachtung und Wohlwollen zu fordern, als Ihr, Sir." — Burke gehört zu den Vorkämpfern der Katholiken-Emancipation.

Revolutionsclubs in England.

Daß er Grund hatte, für England besorgt zu sein wegen Ansteckung durch französische Grundsätze, zeigt die Feier der Bastille-Erstürmung 14. Juli 1791 durch den Club der Unitarier. Ein Blatt flog wenige Tage vorher durch das Land, worin es hieß: „Euer Parlament ist käuflich, Eure Minister heuchlerisch, Eure Geistlichen gesetzliche Unterdrücker, die regierende Familie extravagant; die Krone einer gewissen großen Person wird alle Tage mehr zu schwer für das Haupt, das sie trägt, zu schwer für das Volk, das sie gab. Eure Taxen sind parteiisch und drückend, Eure Repräsentation eine grausame Beschimpfung für die geheiligten Rechte von Heiligthum, Religion und Freiheit. Aber am 14. dieses Monates beweiset den Sykophanten dieses Tages, daß Ihr den Oelzweig ehrt, daß Ihr der öffentlichen Ruhe opfert, bis die Mehrheit ausruft: der Friede der Sclaverei ist schlimmer als der Krieg der Freiheit: vor diesem Tage mögen die Tyrannen sich scheuen!" —

Der Aufstand in Domingo.

Zu den wichtigsten Ereignissen dieser Zeit, weil er tief eingriff in das Vermögen, in die Geschicke Frankreichs, gehört der Aufstand in Domingo. Die Frage des Kolonialwesens gehört zu denen, welche die Nationalversammlung mit Lebhaftigkeit angriff, aber nicht zu lösen verstand, welche eine Kammer nach der anderen beschäftigte und welche den rasch nach einander folgenden Regierungen die schwersten Verlegenheiten bereitete.

Domingo oder Hayti gehörte zu den Inseln, welche Columbus auf seiner ersten Fahrt nach dem unbekannten Westen entdeckte. Früher wurde geschildert,[1] welch eine bedeutsame Rolle die Insel im Leben des Admirals spielte, wie schön, wie fruchtbar sie den Spaniern erschien, wie sie aber auch eines der ersten Opfer der Ansiedlung der Europäer wurde, wie die Urbevölkerung rasch, wie von einem Pesthauch berührt, dahin starb. Wie reich ist diese Insel an wichtigen Ereignissen, an erschütternden Schlägen! „Keine Insel der Welt bietet dem Auge eine größere Vegetationspracht, kein Stück Erde hat mehr Menschenblut getrunken, als das unglückliche San Domingo." [2]) — Als die Spanier kamen, war die Insel dicht bevölkert, so daß sie fünf kleine Könige oder Kaziken zählte. Die Regierung war absolut, aber wohlwollend und milde, der Kazike war zugleich das geistliche Oberhaupt; in Goldstaub, Baumwolle und Tabak bestand die Steuer, welche die Unterthanen bezahlten. Freundlich und gastlich nahmen sie die Spanier auf, deren Gold-

---

[1]) Vgl. Bd. IV, S. 34—35, 38 dieses Werkes.

[2]) Scherzer, Aus dem Natur- und Völkerleben des tropischen Amerika. S. 263 bis 341.

durst bald unsägliches Leid über sie bringen sollte. Nach 20 Jahren waren von den 2 bis 3 Millionen Indianern nur noch 40.000 vorhanden, und das Hinschwinden des Stammes war so augenfällig, daß der edle Las Casas rieth, Neger einzuführen, um das Loos der Indianer minder hart zu machen. 1528 gab es nur noch ein kleines Häuflein Eingeborener in der Provinz Higuey. Einige Jahre später war dieses Urvolk mit seiner Sprache, seinen Sitten und Denkmalen völlig von der Erde verschwunden. Nur Spanier hausten darauf und Negersclaven.

Aber auch die weiße Bevölkerung ging zurück und der Anbau des Landes, und das Erträgniß für die spanische Regierung, welche die Kolonie nach und nach vergaß. Im 16. Jahrhundert trieben Bukaniere und Flibustier auf der Insel ihr Wesen.

Bukaniere.

Die Bukaniere[1]) waren meist Franzosen, die ihre Ansiedelungen in Nordamerika verlassen hatten; sie nannten sich Bukaniere, weil sie das Fleisch, wovon sie sich nährten, nach Art der Wilden, in Rauch an Orten, die man Bukans nannte, trocknen ließen. Ihr Treiben war Jagd auf wilde Ochsen. Die besten Stücke dieses Fleisches, bei denen der spanische Pfeffer und Pomeranzensaft die schärfste Würze ausmachten, waren ihre gewöhnliche Nahrung, den Gebrauch des Brotes hatten sie vergessen, ihr übliches Getränke war Wasser. — Die Häute trockneten sie, schafften sie nach der Rhede und verkauften sie an Seefahrer. Die Spanier suchten dieser unruhigen Fremdlinge loszuwerden und der kleine Krieg begann; wo sie einzelne dieser Jäger trafen, tödteten sie dieselben. Das zwang die Bukaniere, sich Abends zu sammeln. Wenn Einer fehlte, so schloß man, er wäre gefangen oder getödtet, und das Jagen unterblieb, bis man ihn gefunden oder seinen Tod gerächt hatte — in der ersten Wuth wurde Alles niedergemacht. So wurden aus den Jägern Krieger und entstand die Nothwendigkeit von Ansiedelungen. Aber ohne Frauen gediehen diese nicht. Die französische Regierung, welche diese Räuber bisher verläugnet hatte, nahm sich seit 1665 ihrer an und sandte einen tüchtigen Mann, um sie zu regieren. Frauenzimmer wurden gesendet — aber was für! Wir hören, daß der Bukanier bei der Wahl zur Erkorenen sagte: „Ich nehme Dich, ohne zu wissen, wer Du bist; Du wärest nicht hieher gekommen, wenn Dich Jemand an dem Orte gewählt hätte, aus dem Du herkommst. Ich verlange nicht Rechnung von Deinem früheren Betragen, weil ich kein Recht habe, über Deine ehemalige Aufführung beleidigt zu sein. Nur für die Zukunft sollst Du mir gutstehen. Sieh, für eine Untreue wird mich diese rächen (indem er an seine Flinte schlug); wenn Du Dich gegen mich verfehlst, so wird diese Dich nicht verfehlen." — Man denkt unwillkürlich an die älteste Zeit Roms. — So wurde ein Familienleben bei Männern gegründet, die bisher Alles gemeinschaftlich besessen hatten, von denen höchstens zwei sich aneinander näher angeschlossen hatten, um einander auf der Jagd Dienste zu leisten. Wer den Andern überlebte, erbte ihn. Die Zwistigkeiten waren selten und wurden mit der Kugel geschlichtet. Hatten sie bisher meist ihre alten Namen vergessen und in der Regel nach einem Jagd- oder Kriegsabenteuer sich benannt, so entstanden jetzt wieder

Wildes Treiben.

Frauen.

---

[1]) Raynal, Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes, vol. X, ch. 8.

Familiennamen. Waren sie bisher der Ansicht, die Matrosentaufe unter dem Aequator habe sie von allen Verpflichtungen gegen ihr Vaterland freigemacht, so fühlten sie sich jetzt wieder an Frankreich gebunden.

Flibustier. Flibustier [1]) hießen die Engländer und Franzosen, welche in den großen Kriegen ihrer Nationen auf eigene Faust Geschäfte machten und sich zuerst der Schildkröteninsel (Tortuga) bemächtigten, dann auf Domingo selber sich niederließen. Sie errichteten kleine Gesellschaften unter sich von 50, von 100 bis 150 Mann, und befuhren in schnellen Booten [2]) den Ocean und griffen mit ihnen selbst Kriegsschiffe an, namentlich die der Spanier, gegen welche sie einen unversöhnlichen Haß hegten, zumal diese ihnen das Jagen und Fischen in Amerika verboten, während sie glaubten, daß ihnen dieses Recht von Natur angehöre. Sie lauerten den Schiffen auf, die aus Amerika nach Europa zurückkehrten und Gold, Silber, Edelsteine und alle reichen Producte der neuen Welt heimführten. Wenn ein solches Schiff allein segelte, ermangelten sie nie es anzugreifen; waren aber Flotten beisammen, so folgten sie ihnen, bis eines so unglücklich war, sich von den anderen entfernen zu müssen — und dann war es unfehlbar ihre Beute. War der Fang reich, so wurde der Bemannung das Leben geschenkt; dagegen wurde sie ins Meer geworfen, wenn die Hoffnung der Sieger getäuscht war. Mit der Tollkühnheit der Verzweiflung wurde oft ein Angriff gewagt. Ein Häuptling Laurent wagte mit seinem kleinen Schiff den Angriff von zwei spanischen Kriegsschiffen von je 60 Kanonen zu bestehen. „Ihr seid zu klug", sagte er zu seinen Kameraden, „um die Gefahr nicht zu begreifen, und zu tapfer, um Euch davor zu fürchten. Wir müssen hier Alles wagen, uns vertheidigen und zugleich angreifen. Tapferkeit, List, Tollkühnheit, Verzweiflung selbst, Alles muß helfen. Wir müssen kämpfen, um dem Schimpf und der Grausamkeit der Feinde zu entgehen!" — zugleich gab er ein Zeichen an, bei dem, wenn er es ertheile, sein eigenes Schiff in die Luft gesprengt werden müsse. Tollkühn war der Angriff, muthlos wurden dadurch die Spanier — und Sieger wurden die Flibustier, reich die Beute. Bei der Vertheilung des Gewinnstes war es Gebrauch, daß die Tapfern, welche verstümmelt worden, zuerst versorgt wurden. Eine Hand, ein Arm, ein Fuß ward mit 200 Thalern bezahlt, ein Auge, ein Finger, eine Zehe mit 100. Die Verwundeten hatten zwei Monate Ruhe. War nicht genug gewonnen, um alle Verwundeten zu versorgen, so mußte ein neuer Raubzug unternommen werden. Diese Fahrten standen an Verwegenheit denen der alten Nordmannen nicht nach. 55 Flibustier trieben ihre Streifereien bis nach Kalifornien, 2000 Meilen mußten sie auf dem Rückweg gegen den Wind fahren. Sie kehrten auf die Nachricht, daß im Hafen von Auca ein Schiff mit vielen Millionen beladen wäre, wieder um, griffen es an und eroberten es. Das Lösegeld, welches sie den in einer Stadt oder einem Schlosse Bezwungenen abforderten, war hoch. Als sie Karthagena eingenommen hatten, versammelten sie alle Männer in der Kirche und redeten so zu ihnen: „Ihr haltet uns mehr für Teufel als für Menschen. Die Blässe auf Euren Gesichtern zeigt, daß Ihr die größten Martern erwartet. Wir werden uns aber augenblicklich entfernen, sobald Ihr uns fünf Millionen Lire zugestellt habt. Verweigert Ihr einen so mäßigen Beitrag, so betrachtet unsere Säbel, sie werden Niemand schonen. Klagt aber dann nur Euch selber an." — Und fünf Millionen Lire wurden bezahlt, denn man wußte, sie hielten Wort.

Seeraub. — Kühnheit. — Vertheilung der Beute. — Kühne Fahrten.

[1]) Raynal, l. c. vol. X, c. 10.

[2]) Daher der Name Flyboat englisch, vlyboot holländisch ist ein schnelles, fliegendes Boot; to fly fliehen, vly schwedisch = schnell.

Leichtsinn.

Wie gewonnen, so zerronnen. Was sie eroberten, verloren sie wieder im Spiel, im Wein, an Frauen, in Schwelgereien aller Art. Gefahr und Spiel war ihre Liebhaberei. Heute roth, morgen todt! — „Was könnte es uns wohl helfen, daß wir sammelten? Wir rechnen nur auf das Heute, nie auf das Morgen. Unsere Sorge ist mehr, unsere Lebenskraft zu verbrauchen, als zu erhalten.“ Unter sich theilten sie gleich die Gefahr und die Beute. Der Anführer hatte nur Anspruch auf einen gleichen Antheil. Waren sie aber mit seinem Geschick, mit seiner Kühnheit sehr zufrieden, so überließen sie ihm freiwillig drei bis vier Beutetheile. Wer das Schiff sammt dem Mundvorrath gestellt hatte, bezog zum Voraus ein Drittel der gesammten Beute.

Berühmte Führer.

Als Führer erwarben sich einen Namen Le Basque, Jongue, Lorenz Graff, Michel, Brouage, Laurent, Montbars, ein Edelmann aus Langued'oc, und der Waliser Morgan,[1]) welcher sogar einen Angriff auf Panama wagte und es eroberte, der Pariser Granmont. Wie waren damals die Spanier so baar des alten Heldenmuthes! Hätten die Flibustier so viel Talent der Organisation als Tapferkeit besessen, sie würden ganz Spanien erobert haben. So aber fehlte es an Ordnung, und die Kräfte wurden rasch ausgenützt und konnten nicht ersetzt werden. Die Politik der europäischen Mächte änderte sich; sie hörten auf, einander zu befehden, und suchten die Ansiedelungen zu fördern und rasch, wie es aufgekommen, sank das Flibustierwesen zusammen.

Dogeron

Diese Bukaniere und Flibustier waren die ersten Franzosen auf Domingo. Die Regierung übertrug 1665 einem Edelmanne aus Anjou, Bertram Dogeron, die Aufgabe, aus diesen Wildlingen ruhige Ansiedler zu machen und auf den Trümmern der Anarchie die Ordnung zu gründen. Es war eine große Leistung, an die Blutarbeit gewohnte Menschen zur unschuldigen Beschäftigung mit dem Ackerbau zu gewöhnen, Leuten, die in raschen Gewinn und raschen Genuß verliebt waren, die langsamen Früchte hartnäckiger Arbeit angenehmer erscheinen zu lassen. Aber er kannte seine Leute, er hatte lange unter ihnen gelebt, er wußte sie zu behandeln, er überließ ihnen seinen Beuteantheil, er ließ in drei Sendungen Weiber für sie kommen — und es gelang. 1670 waren schon 1500 französische Ackersleute auf Domingo, und aus dem Mutterlande strömten weitere Ansiedler herbei. Spanien, das einst die ganze Insel besaß, leistete keinen Widerstand, und die Franzosen behielten ein Drittel. Land genug war leicht zu erhalten. Dogeron zeigte Großmuth, nicht Mißtrauen, seine Kasse stand Jedem offen, und er wurde selten betrogen. Sein Neffe Puancey setzte nach seinem Tode sein Verfahren fort. Bald gab es Dörfer, Städte, Regierungsbezirke. Statt der Häute wurde bald Tabak ausgeführt, Indigo, Kakao, und seit man Neger erhielt, Zucker, und zwar der beste von ganz Westindien.

---

[1]) Oexmelin, La vie de Morgan, insigne aventurier, Lyon.

Aufblühen der Kolonie. Das war das Verdienst **Bertram Dogerons**. **Raynal** bricht darum in das Lob aus: [1]) „O Dogeron, Deine nicht genug geehrte Asche ruhe in Domingo, wo sie wolle. Wenn Dein Andenken in diesen Gegenden erlöschen sollte, wenn man Deinen Namen nicht mehr mit Rührung ausspricht, so sind die Enkel der Kolonisten, die Du durch Deine Talente, Deinen Muth, Deine Geduld, Deine Bemühungen glücklich gemacht hast, Undankbare, die keine anderen Statthalter verdienen, als solche, die man ihnen meist sendet.“ In seinem Geiste stiftete ein edelmüthiger Bürger in Cap Français zwei Häuser, wo eben aus Frankreich kommende Ansiedler, Männer wie Frauen, alle Unterstützung fanden, die sie benöthigten. Die Ansiedlung hob sich so rasch, daß 1720 schon 21,000.000 Pfund roher, 1,400,000 Pfund weißer Zucker und 1,200.000 Pfund Indigo erzeugt wurden.[2]) Dazu kam noch Kaffee und Baumwolle. Im Jahre 1775 erhielt Frankreich auf 353 Schiffen 1,230.673 Centner Zucker im Werthe von 44,000.000 Livres, 459.339 Centner Kaffee im Werthe von 21,000.000 Livres, 18,086 Centner Indigo im Werthe von 15,000.000 Livres, Baumwolle im Werthe von 6,000.000. 385 Pflanzungen lieferten rohen Zucker, 263 weißen; man zählte 2587 Indigopflanzungen, 93,000.000 Kaffeestauden, 757.000 Kakaobäume. Begreiflich, daß Frankreich viele Capitalien in diese Kolonie steckte, die seit 1786 sich noch höher hob, als das Monopolsystem gebrochen und der unmittelbare Handel der Insel auch mit Fremden gestattet wurde.

Adel der Haut. Die Nachkommen der alten Bukaniere, die nur ein mit Blut beflecktes Hemd und leinene Beinkleider trugen, so ein Gürtel festhielt, in welchem zwei Pistolen stacken, deren Haupt ein roher Schlapphut deckte, die Nachkommen der alten Flibustier, die im offenen Boote allen Stürmen des Meeres sich aussetzten, waren jetzt reiche, vornehme Herren und lebten wie Fürsten, ihre Häuser schmückte aller europäische Luxus, auf ihren Tischen standen die edelsten Weine, die feinsten Leckerbissen. Sie waren der Adel des Landes, es war ein Adel der Haut.[3]) Die Arbeit verrichteten für sie die Neger. Neger — 400.000 zählte man; 1688 hatte man den Engländern drei Schiffe voll weggenommen, 1694 kamen 3000 Schwarze auf französischen Schiffen und von da stieg die Einfuhr mit jedem Jahre, denn der Verbrauch ihrer Lebenskraft war stark: in guten Jahren starb der zwanzigste Neger weg, in schlechten der fünfzehnte. Die Franzosen führten jährlich 12.000 bis 13.000 Neger ein. Dazu wurden 3000 bis 4000 jährlich aus Jamaika eingeschmuggelt. Ein kräftiger Neger wurde mit 600 Livres, für Auslieferung eines Ausreißers wurden 250 Livres an die Spanier bezahlt.

1789 war die Zahl der Neger auf 600.000 gestiegen. Ihr Schicksal war schwer. Auf Anregung Colberts war Manches geschehen, um das Loos dieser Unglücklichen zu mildern [4]) — aber was wird entstehen, wenn man diesen Armen, die sich als die Mehrzahl fühlen, spricht von ihrem unveräußerlichen Rechte an die Freiheit? —

[1]) Raynal, l. c. VII, c. 19.
[2]) Ibid., XII, c. 44.
[3]) Aristocratie de la peau.
[4]) Vgl. die Bestimmungen des Code noir Bd. V, S. 1067 (2. Aufl.) dieses Werkes.

Zwischen den Weißen und Negern waren als Mittelstufe die Mulatten [1]) — die Maulthiere genannt mit abscheulichem Namen, die Kinder eines Weißen und einer Negerin, oder einer Weißen und eines Negers — ein gemischtes Geschlecht, welchem die Zärtlichkeit des Vaters sehr oft die Fesseln zerbrach. Auch Geld verschaffte vielen Farbigen die Freiheit und aus anderen Gründen nahmen die Freilassungen zu. Doch hatten diese Mischlinge nie ganz gleiche Rechte mit ihren Herren — ihre Lage war ein Mittelstand zwischen angeborener Sclaverei und der Freiheit. Dieser Unterschied erfüllte ihr Herz mit Wuth gegen die Weißen. Was werden Diese erst thun, wenn die Worte Freiheit und Gleichheit an ihr Ohr schlagen? Ihre Zahl und die der freien Neger ward auf 30.000 angeschlagen, sie wohnten auf kleinen Gütern zwischen den Plantagen. Mulatten.

Die Bewegung im Mutterlande 1789 wirkte mächtig auf Domingo. Die Wahlherren traten zur Wahl von Abgeordneten in die Nationalversammlung zusammen, die des nördlichen Theiles in Cap, die des Westens in Port-au-Prince, die des Südens in Cayes. Diese drei Wahlversammlungen wählten eine allgemeine Kolonialversammlung,[2]) welche in Saint-Marc ihren Sitz hatte. Diese war von demselben Geist beseelt, wie die Nationalversammlung, nämlich geneigt, alle Gewalt an sich zu reißen, und nahm daher mit großem Beifall den Beschluß der Nationalversammlung vom 8. März 1790 auf:[3]) „daß sie die Kolonieen als einen Theil des französischen Reiches ansehe und wünsche, dieselben die Früchte der in diesem Reiche vorgefallenen glücklichen Umänderung fühlen zu lassen, doch sei es nicht ihre Absicht die Kolonieen derjenigen Verfassung, welche sie dem Königreiche gegeben, zu unterwerfen oder ihnen Gesetze vorzuschreiben, die mit ihrer eigenen localen Verfassung sich nimmer zu vertragen vermöchten. Darum habe sie beschlossen: 1. Jede Kolonie habe das Recht, ihren Wunsch über die Verfassung, die Gesetzgebung und die Verwaltung, welche zu dem Wohlstande und dem Glücke ihrer Einwohner nothwendig ist, zu erkennen zu geben, jedoch unter der Bedingung, daß sie nicht gegen die allgemeinen Grundsätze streiten, welche die Kolonieen mit dem Mutterlande verbinden und auf welchen die Erhaltung ihres Besitzes gegründet ist. 2. In denjenigen Kolonieen, in welchen von dem Volke freiwillig gewählte und anerkannte Kolonialversammlungen vorhanden sind, soll es diesen Versammlungen erlaubt sein, das Verlangen der Kolonie bekannt zu machen, und da, wo noch keine solchen Versammlungen sind, sollen dieselben sogleich zusammentreten. 3. Der König soll in jede Kolonie eine Weisung gelangen lassen, welche die Art bestimmt, wie Kolonialversammlungen eingerichtet werden können,

Wahlversammlungen.

Beschluß vom 8. März 1790.

[1]) Mulato,

[2]) Ihr Name war Assemblée gènérale de la partie française de Saint-Domingue.

[3]) Buchez et Roux, l. c. XI, p. 459 ff.; VII, p. 295.

wo noch keine sind, und die allgemeinen Grundsätze, denen sie in ihrer Regelung folgen müssen. 4. Die in den allgemeinen Kolonialversammlungen festgesetzten Pläne sollen der Nationalversammlung zur Prüfung vorgelegt und wenn sie von ihr angenommen sind, vom König genehmigt werden. 5. Die Beschlüsse über Schwurgerichte und Volksversammlungen sollen den Kolonialversammlungen mit der Vollmacht zugesendet werden, den Theil, der sich mit ihrer Lage verträgt, auszuführen, jedoch unterliege eine Veränderung der Genehmigung des Königs und der Nationalversammlung." — Uebrigens erklärt die Nationalversammlung, daß es nicht ihre Absicht sei, in irgend einem Theile des Handels, welchen die Kolonieen mittelbar oder unmittelbar mit dem Mutterlande führen, Neuerungen zu machen, und daß sie die Kolonisten und das Eigenthum derselben unter den besonderen Schutz der Nation nehme. Sie erklärt Denjenigen für einen Verbrecher gegen die Nation, der da suchen würde, gegen die Kolonisten Aufruhr zu erwecken. Zuversichtlich erwartet sie von dem Patriotismus der Kolonisten Erhaltung der Ruhe und unverbrüchliche Treue gegen die Nation, das Gesetz und gegen den König. —

Gesetz vom 18. März 1790.

Barnave hatte diesen Beschluß beantragt und mit diesen Grundsätzen war die Verbindung der Kolonie mit dem Mutterlande zu erhalten. Das Gesetz war klar. Dazu kam aber am 18. März ein neuer Beschluß: „Alle, die 25 Jahre alt, Gutsbesitzer sind, oder bei Mangel eines Gutes, zwei Jahre in den Kolonieen sich aufhielten und Steuer zahlen, sollen sich zur Wahl einer Kolonialversammlung vereinigen." — Gehörten dazu auch die Mulatten oder die freien Neger? Die Weißen sagten, nach dem bisherigen Gesetze für Domingo könnten nur sie gemeint sein. Die Farbigen waren jedoch anderer Ansicht.

Kolonialversammlung.

Die Kolonialversammlung für Domingo trat mit großer Feierlichkeit in Saint-Marc zusammen. Auf ihrem Hause stand die Inschrift: „Domingo, das Gesetz, der König" — weiter unten: „Unsere Einigkeit macht unsere Stärke." Alsbald erklärte sie ihre Mitglieder für unverletzlich und beschloß, daß ihr Präsident das Recht haben sollte, alle ministeriellen Briefe, die aus Frankreich kommen würden, zu erbrechen; sie setzte einige mißfällige Beamte ab, sie beschied den königlichen Statthalter Peynier vor sich, damit er Rechenschaft über seine Gesinnung ablege, und erklärte ihm, sie würde ihn gerade so behandeln, wie die Nationalversammlung die Minister des Königs. Das war doch dem Statthalter zu viel, namentlich als man ihm Briefe an ihn aus Frankreich schon erbrochen übergab; er verwahrte sich gegen diese Anmassung. Doch die Versammlung ging in ihren Ansprüchen noch weiter: sie erklärte sich für permanent, sie hob den königlichen Rath in der Stadt Cap auf, sie maßte sich die bürgerliche, militärische und kirchliche Macht an, sie bestellte Aufseher über die Einkünfte der Insel; sie erklärte, die Nationalversammlung in Paris habe ihr Nichts zu befehlen, sie hänge nur noch vom

Der Statthalter.

Könige ab, denn sonst vertausche sie nur ein Joch mit dem andern. — Peynier legte Verwahrung ein gegen dieses Gebahren.

Die Wahlversammlungen des Nordens und Südens unterstützten ihn, sie erklärten sich gegen die Anmaßung der Kolonialversammlung in Saint-Marc und daß sie der Nationalversammlung unveränderlich treu bleiben wollten. Darauf erklärten Die in Saint-Marc die Wahlversammlungen für aufgelöst und ihre Beschlüsse für null und nichtig, auch dürfe Niemand Domingo Gesetze vorschreiben, als die Kolonie selbst, denn nur Diejenigen können ein Gesetz machen, die es angeht; das Recht, ihre Beschlüsse zu genehmigen, habe nur der König. — Solche Beschlüsse erfordern, daß man die bewaffnete Macht für sich hat. Die in Saint-Marc suchten auch die Soldaten in Port-au-Prince auf ihre Seite zu ziehen. Oberst Mauduit aber erhielt sie pflichtgetreu — ein tüchtiger Mann, über den Washington im amerikanischen Befreiungskriege sich geäußert hatte: „Was ich an diesem jungen und tapfern französischen Officier am meisten bewundere, ist seine außerordentliche Bescheidenheit." — Besser gelang es Denen in Saint-Marc, die Besatzung des bei Port-au-Prince vor Anker liegenden Kriegsschiffes Leopard auf ihre Seite zu bringen — durch den dortigen Club. Als Peynier befahl, das Schiff solle nach der Capstadt segeln, weigerte sich die Besatzung, denn sie stehe unter dem Befehle des Clubs von Port-au-Prince, und vertrieb alle Officiere.

Die Wahlversammlungen. — Mauduit

Das hieß den Abfall vom Mutterland vorbereiten und viele Pflanzer beschlossen, sich der allgemeinen Versammlung zu widersetzen und derselben die angemaßte Gewalt wieder zu entreißen. So gab es jetzt zwei Parteien, die weißen und die rothen Pompons, und zwei Regierungen, die des Statthalters und die der Versammlung in Saint-Marc. Der Statthalter klagte in einem Aufrufe vom 29. Juli 1790 die letztere des Hochverrathes an.

Die Kolonialversammlung geächtet.

„Sie hat Abgesandte in allen Kirchspielen herumgeschickt, sie hat Staatsbürger aufgewiegelt, sie hat Ränke angesponnen und Aufruhr erregt. — Dreist gemacht durch den Erfolg ihrer Bemühungen hat sie endlich die Maske abgenommen, hat sich der Finanzen bemächtigen wollen, um die Einkünfte unter ihre Mitglieder zu vertheilen und sich derselben zu Bestechungen zu bedienen; sie hat ihre Häfen allen fremden Mächten geöffnet; sie hat versucht die Truppen aufzuwiegeln, sie hat Geld unter die Soldaten austheilen lassen und diesen eine Erhöhung des Soldes versprochen; sie hat die Besatzung des Leopard zum Ungehorsam verleitet, ja in ihrem Wahnsinn sich des Ausdrucks bedient: „der Leopard, vormals ein königliches Schiff". — Strafbar wäre es, dieses Treiben, das Frankreich und die Kolonieen in Gefahr setzt, länger zu dulden. — Darum erkläre ich die Versammlung nebst allen ihren Anhängern für Verräther des Vaterlandes, für Verbrecher gegen die Nation und gegen den König — und werde alle Macht aufwenden, um sie zu zerstreuen und ihre Absichten zu verhindern, und ersuche alle Bürger, welche der Nation und dem König treu geblieben sind, sich mit mir zu vereinigen, um das Vaterland zu retten."

Mauduit bekam den Auftrag, den Club in Port-au-Prince zu sprengen; er rückte in derselben Nacht mit 108 Mann und zwei Kanonen vor das Haus, fand es aber von 400 Bewaffneten besetzt. Er läßt die Soldaten Halt machen, nähert sich allein den Versammelten und befiehlt ihnen im Namen des Königs auseinander zu gehen. „Nein, Nein!" lautet die Antwort, und zugleich

Sprengung des Clubs

fallen Schüsse, die ihn aber nicht treffen. Einige Soldaten rücken vor, er wiederholt seine Aufforderung; wieder fallen Schüsse und zwei Soldaten werden neben ihm zu Boden gestreckt. Jetzt befiehlt er Feuer — einige Aufrührer fallen, die
29. Juli 1790. anderen flehen um Gnade — und suchen zu entkommen. Mit Mühe hält Mauduit die Soldaten von fernerem Blutvergießen ab, macht 35 Mitglieder des Clubs gefangen und bemächtigt sich der Waffen. Die Stadt blieb ruhig. Dafür ward Mauduit mit dem Statthalter und den Soldaten als Verräther, als ehrlos geächtet, und wurde Jedermann von der Versammlung in Saint-Marc erlaubt, sie ohne Ahndung umzubringen. Die Versammlung ernannte einen anderen Statthalter, forderte alle Einwohner auf, sich augenblicklich mit ihr zu vereinigen und den Mord der 30 Patrioten in Port-au-Prince zu rächen. „Liebe Mitbürger — ins Gewehr! Einigkeit, Schnelligkeit, Muth!" — hieß es im Aufruf. Zugleich erlaubte sie den Mulatten und freien Negern, sich zu bewaffnen, unter der Fahne des Vaterlandes zu dienen und mit der patriotischen Armee gegen die königlichen Truppen zu streiten. —

Kolonialversammlung nach Frankreich.

Die Wahlversammlung im Cap dagegen forderte den Statthalter auf, die Kolonialversammlung zu sprengen. Mauduit erhielt den Befehl dazu. Der Leopard stellte sich jedoch vor Port-au-Prince so auf, daß er die abziehenden Truppen beschießen konnte. Auf einem Umweg wurde aber sicher Saint-Marc erreicht und die Versammlung aufgefordert, sich aufzulösen — und sie gehorchte, begab sich aber am 8. August auf den Leopard zur Abreise nach Frankreich. Ihre Aufforderung zum Aufstand hatte in einigen Orten gewirkt, in Cayes wurde ein alter braver Officier, Cauders, ermordet.

Der Club von Cayes mahnte noch: „Wir wünschen, daß einige gutherzige Seelen uns drei bis vier Köpfe wegschaffen möchten, denen wir all unser Unglück zu verdanken haben. Spart keine Kosten, denn wir haben hier 100,000 Livres zu Eurer Verfügung." Das war eine deutliche Sprache.

Meuterei in Brest.

Doch blieb es jetzt auf Domingo einige Zeit ruhig, der Ernst, den die Regierung zeigte, wirkte. Zwar that sich in Leogane ein „Kriegs- und Staatsrath der Insel", eine Fortsetzung der Kolonialversammlung von Saint-Marc, zusammen, beschloß auch, ein Truppencorps auszuheben, aber ohne viele Wirkung.

Indeß trafen die 83 Mitglieder der allgemeinen Kolonialversammlung in Brest ein, gerade zur Zeit, da dort die Matrosen wegen eines neuen Disciplinargesetzes meuterten; sie stellten sich als Märtyrer der Freiheit dar und wurden mit Enthusiasmus aufgenommen: der Statthalter habe gerade glühende Kugeln auf das Schiff schleudern lassen wollen, als sie abreisten. Der Leopard bekam jetzt den Namen Retter der Nation.[1]) Die Nationalversammlung dagegen sandte auf Barnaves Antrag zwei Bevollmächtigte nach Brest, um die Mannschaft des Leopard zu entwaffnen. Auch erklärte die Nationalversammlung 12. October die Beschlüsse der Kolonialversammlung für null und nichtig, löste sie auf und kehrte zu den Beschlüssen vom 8. März zurück.

Aufstand Ogé's.

Indeß landete ein Mulatte, Vincent Ogé, der im Ausland gedient hatte, mit Plänen für die Leute seiner Farbe und mit Versprechungen der Freunde der

[1]) Sauveur de la nation.

Neger in Paris gestachelt, den 26. October heimlich in der Nähe von Cap-français. Er war auch in London im Verkehr mit dem Menschenfreunde Clarkson gestanden, demselben, der meinte, man könne die Hände nicht rein zu Gott erheben, so lange in diesen Händen noch ein Ende von der Kette bleibe, die eine Menschenrace in der Entwürdigung und Sclaverei hält. Aber Lamartine [1]) irrt, wenn er diesem Verkehr eine edle Erweiterung seines Strebens zuschreibt, als sei Ogé nur nach Europa gekommen, um die Sache der Mulatten zu vertheidigen, habe sich aber jetzt der noch edleren und heiligeren Sache aller Schwarzen geweiht, die Freiheit aller Brüder sei fortan sein Ziel gewesen. Dem ist nicht so: Ogé erhob sich nur für die Mulatten; er schrieb an die Behörde, er sei weit davon entfernt gegen die Sclaverei der Neger aufzutreten, er wolle nur Gleichberechtigung der Mulatten mit den Weißen. Er pflanzte mit 200 Mulatten die Fahne der Empörung auf, weil man sie nicht zu freien Bürgern machen wolle, erlag aber nach heldenmüthigem Widerstand den Truppen, welche die Regierung gegen ihn ausschickte, und flüchtete sich mit seinem Freund Chavannes und 13 Mulatten auf spanisches Gebiet. Seine Auslieferung wurde verlangt und gewährt. 13 Mulatten wurden zu den Galeeren auf Lebenszeit verurtheilt, Ogé und Chavannes wurden lebendig gerädert. Mit den Worten „Freiheit und Gleichheit!“ bestieg er das Schaffot und starb mit Heldenmuth. Seine Hoffnung, aus seinem Blute werde ein Rächer hervorgehen, ging nur allzuschnell in Erfüllung. Selbst in der Nationalversammlung wurde er als ein Märtyrer der Freiheit gepriesen. Die Mulatten trauerten um ihn, wie um einen Heiligen, und schworen ihn zu rächen.

für die Mulatten, niedergeschlagen.

Die Nationalversammlung hatte zur Wiederherstellung der Ordnung zwei Regimenter nach Domingo bestimmt, in Brest wurden diese jedoch verführt. Als Blanchelande, Peyniers Nachfolger, bei ihrer Ankunft vor Domingo ihnen den Befehl zusandte, nicht in Port-au-Prince zu landen, weil er fürchtete, sie würden dort meuterisch gemacht, sondern in Saint-Nicolas, nannten die Soldaten diesen Befehl aristokratisch und stiegen 2. März 1791 ans Land. Sogleich wurden sie von Anhängern der Versammlung von Saint-Marc umgeben und gegen Mauduit aufgereizt. Ein gefälschter Beschluß der Nationalversammlung wurde verbreitet, in welchem ihr früheres Lob seines Verhaltens widerrufen war. Darüber großes Frohlocken und erzwungenes Tedeum.

Mauduit ermordet 2. März 1791.

Mauduit ahnte das Loos, welches ihm bevorstand, und es kam nur zu bald! Muthig, mit gekreuzten Armen, empfing er von den verleiteten Soldaten den Streich, der ihn zu Boden warf. Ein Weib hielt ihm die Beine, bis ein Soldat ihm den Kopf abgeschnitten hatte. Mit demselben Weib wurde dann der Jubelball eröffnet, der über den Tod des Obersten stattfand. Dieser Mord war rein Sache der Weißen, kein Farbiger hatte sich an dieser Schmach betheiligt. Im Gegentheile, ein treuer Neger war es, der die Theile der Leiche sammelte, ein Grab grub und sie bestattete — vor Schmerz über den Tod seines Herrn erschoß er sich dann am Grabe.[2]) Nicht zufrieden damit, suchten die Weißen für ihr Thun auch das Lob der Nationalversammlung zu erlangen.

---

[1]) Lamartine, Girondins, vol. X, § 10.

[2]) Ueber ihn schrieb De la Fosse de Ronville eine Biographie: Éloge historique du chevalier Mauduit-du-Plessis. Senlis 1818.

Mulatten. Die Verhandlungen zogen sich lange hin. Schon im Februar 1791 setzte Barnave den Antrag durch, Abgeordnete nach den Kolonieen zu entsenden mit weitgehenden Vollmachten, so daß sie sogar Criminalprozesse einstellen könnten.

Am 4. März erschienen Mulatten vor der Versammlung und verlangten, eine Bittschrift vorlesen zu dürfen. Dillon widersetzte sich: Unruhen seien entstanden aus Besorgniß vor den Schritten der Versammlung, sie habe 20 Millionen bestimmt, um dieselben zu beschwichtigen; sie werde mit 500 Millionen nicht ausreichen, wenn sie die Mulattenfrage berühre; sie werde die Kolonieen wieder erobern müssen. Im Namen der anderen Pflanzer erkläre er, daß sie das Loos der Mulatten verbessern wollten; aber ein Aufstand werde ausbrechen, wenn die Versammlung unrichtige und voreilige Maßregeln wegen der Mulatten beschließe. Die Versammlung beschloß hierauf, die Mulatten nicht vorzulassen. (Schwierigkeit der Frage.)

Die von Saint-Marc. Am 31. März 1791 erschienen die Mitglieder der vormaligen Kolonialversammlung zu Saint-Marc vor den Schranken. Linguet sprach für sie und entschuldigte Alles, was sie in ihrer Eigenschaft gethan, und klagte über die Versammlung der Wahlherren des nördlichen Theiles der Insel, über den Obersten Mauduit, und wie sie in stürmischer Zeit, bloß auf die Großmuth der Nationalversammlung ihre Hoffnung setzend, ihre Weiber und Kinder und Besitzungen verlassen, ihr Leben den Wellen preisgegeben hätten, um in Frankreich weise Gesetze zu holen. Barnave widerlegte jedoch in längerer Rede seine Angaben. (Barnave)

Am 7. Mai 1791 kam die Frage Domingo wieder zur Verhandlung. Delâtre. Delâtre beantragte, die gesetzgebende Versammlung solle über den Stand der Personen in den Kolonieen keinen Beschluß fassen, so lange nicht derselbe feierlich und bestimmt von den Kolonialversammlungen gefordert werde.[1])

Grégoire, jetzt Bischof von Blois und ein Freund der Schwarzen, nannte diesen Antrag abscheulich: statt gerecht zu sein, aber mit Klugheit, wolle man unterdrücken, aber mit Feinheit.[2]) Dagegen erhob sich der Kreole Moreau de Saint-Mery wider die Freunde der Schwarzen, deren Treiben zur Folge haben werde, daß die Kolonieen sich von Frankreich losreißen. Die Bekanntmachung der Menschenrechte auf den Kolonieen bedeute den Verlust derselben. Pétion fand, die Mulatten seien so gut Menschen und Staatsbürger, als die Kreolen.

Grégoire Am 11. Mai verlangte Grégoire, daß die Mulatten gleiche Rechte mit den Weißen oder Kreolen haben sollten: „Diese Farbigen sind Eigenthümer wie die Weißen, zahlen Steuer wie die Weißen, sind denselben Verpflichtungen gegen das Vaterland unterworfen, müssen also auch die gleichen Rechte haben, zumal sie Kinder von Franzosen sind;“ Clermont-Tonnerre, daß man den Kolonieen Malouet. das Recht lasse, die Gesetze, welche sie betreffen, selber vorzuschlagen. Malouet setzte auseinander, in Frankreich habe man nur freie Menschen, in den Kolonieen Freie und Sclaven. Man solle untersuchen, wie man die Lage der Sclaven bessern könne, nicht aber durch Bekanntmachung der Menschenrechte die Sclaven zum Aufstand reizen, und den Verlust der Kolonieen herbeiführen. „Wenn die Versamm-

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. X, p. 90.
[2]) Ibid., X, p. 91—95.

lung durchaus der Philosophie ein Siegesdenkmal errichten will, so muß sie sich darauf gefaßt machen, dies auf den Trümmern der Flotte und auf dem Ruin einer Million von Arbeitern zu errichten."[1]) Lafayette und Robespierre sprachen zu Gunsten der Mulatten. Lanjuinais nannte die Mulatten Vettern und Anverwandte, ein Blick in den Spiegel könne Jeden davon überzeugen. Moreau de Saint-Mery warnte: England habe seine Kolonieen verloren, weil es denselben nicht erlauben wollte, ihre Gesetze selber vorzuschlagen. Nehme man den Kolonieen dieses ihnen versprochene Recht, so zerstöre man die Kolonialversammlung, jetzt die einzige Regierung, und treibe sie der Anarchie zu. Barnave sprach ruhig und überzeugend für den Antrag Delâtres, so daß man ihn einen Aristokraten schalt. Dupont dagegen zog gegen die Eitelkeit der Kreolen los, sie wollten den höchsten Adel bilden — es gebe sieben Stufen des Adels in Domingo: große Adelsstufen. Weiße oder Landbesitzer, kleine Weiße, welche keine Güter haben, Viertelschwarze, Halbschwarze, Mulatten, freie Neger, Negersclaven, welche letztere das eigentliche Volk der Insel seien. Die Mulatten müßten gleiche Rechte mit den Weißen haben, wenn diese auch darüber anfangs ein Geschrei erheben, wie es der Adel in Frankreich gethan und sich doch zuletzt zufrieden gegeben habe. Lieber eine Kolonie opfern als einen Grundsatz aufgeben, die Mulatten müßten gleiche Rechte mit den Weißen haben.[2])

Neben Barnave errang Maury in dieser heiklen Frage die Palme der Maury Beredsamkeit. Es habe die Versammlung lange diese wichtige Frage vermieden und das sei klug, denn sobald Fragen von solcher Schwere vor eine zahlreiche Versammlung kommen, lassen die Zuhörer mehr ihr Herz als ihren Verstand urtheilen, und suchen die Redner nicht mehr die Wahrheit, sondern den Sieg. Die Mulatten seien die Nachkömmlinge von Herren und Sclavinen, welche wegen einer unerlaubten Verbindung diesen Mittelschlag zwischen Weißen und Schwarzen erzeugt haben; sie seien all ihre Freiheit jenen weißen Menschen schuldig, von welchen sie großmüthig freigelassen wurden, und denen man sie jetzt mit rhetorischen warnt vor Schwärmerei. Floskeln gleichstellen wolle in dem Recht der Verwaltung der Kolonie. In dieser Gleichstellung liege aber eine große Gefahr, denn sie haben noch Anverwandte in der Sclaverei, es werde ja niemals eine ganze Familie zu gleicher Zeit freigelassen. Allerdings verlange man vom Staatsbürger keine Ahnenprobe, so lange er die Abgaben bezahlte, aber man müsse sich hüten vor überspannten Theorieen und auf dem Wege erprobter Erfahrungen bleiben. Es sei leicht der Gallerie zu schmeicheln, auf die Kreolen als Tyrannen loszuziehen, denen die Mulatten an Zahl überlegen seien. Gerade deßhalb würden sie, wenn man ihnen in der Verwaltung gleiches Recht gebe, in kurzer Zeit im Besitze der Kolonie sein und den Weißen Gesetze geben und mit den freien Negern im Verein die Könige spielen und alle Franzosen von der Insel verjagen. Ist es weise, Frankreich diesem Verluste auszusetzen? Freilich ist es schön, sich großmüthig zu zeigen, aber wehe dem Volke, welches sich von Schwärmereien hinreißen läßt, wenn es Gesetze gibt! wehe dem Volke, welches in der Versammlung seiner Gesetzgeber die ehrwürdigen Rathschläge der Vernunft gering anschlägt und bloß Theaterstreichen Beifall zuklatscht! Der Verlust der Kolonie sei angedroht und der würde Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herabsetzen: „Wenn Ihr Herren Neuerer jährlich 200 Millionen

[1]) Buchez et Roux, l. c. X, p. 95.

[2]) „Périssent les colonies, s'il doit vous en coûter votre bonheur, votre liberté!" sagte Robespierre. Dupont aber „Il voudrait mieux sacrifier les colonies qu'un principe." Hist. parlem., X, p. 96.

verlöret, welche Ihr aus den Kolonieen zieht, wenn Ihr anderweitig diesen Verlust decken und mehr als 80 Millionen an Leibrenten bezahlen müßtet, welche Ihr den Ausländern schuldig seid; wenn die Kaufleute in Euren großen Handelsstädten durch den Verlust von mehr als 400 Millionen, welche die Kolonisten einbüßten, plötzlich zu Boden geschlagen würden und Bankerott machen müßten, wenn Ihr nicht mehr den ausschließlichen Handel mit Euren Kolonieen besäßet, um Eure Fabriken in Thätigkeit zu erhalten, um Euer Seewesen in Bewegung zu setzen, um Euren Ackerbau nicht in Verfall gerathen zu lassen, um die auf Euch gezogenen Wechselbriefe bezahlen zu können, um Euren Luxus zu befriedigen, um die Bilanz in Eurem Handel mit Europa und Asien zu Eurem Vortheil zu erhalten — dann würde das Königreich ohne Rettung verloren sein, — ja, ohne Rettung verloren, und Ihr selber hättet durch Euer unvorsichtiges Gesetz die Trennung der Kolonie bewirkt. Wenn Ihr plötzlich alle Mulatten zu den Vorrechten activer Bürger berufet, wenn Ihr sie schnell und ohne Mittelzustand in die Ausübung einer für sie so neuen Gewalt hineinwerfet, so werdet Ihr alle Weißen nöthigen, außer Landes zu gehen. Der Aufenthalt in der Kolonie wäre ihnen unerträglich, wenn sie sich unter das Joch ihrer ehemaligen Sclaven bücken müßten. Aus lauter Menschlichkeit will man jetzt die Weißen der Knechtschaft unterwerfen. Diese Weißen sind aber das einzige Band, welches die Kolonieen mit dem Mutterlande verbindet. Frankreich wird keine Kolonie mehr haben, sobald die Insel nicht mehr von Weißen bewohnt und verwaltet ist. Die Kolonie ist dann von Mulatten und Negern bewohnt, welche keine Franzosen sind, welche Frankreich niemals gesehen haben. Diese Insulaner, deren wahre Heimath Afrika ist, werden vielleicht in dem fruchtbarsten Lande des Erdbodens Hungers sterben, weil sie sich der Sorglosigkeit, der Unbekümmerniß, der Unerfahrenheit und der unheilbaren Trägheit ihres Charakters überlassen werden. — Geschehe aber, was da wolle, jedenfalls ist die Erhaltung oder der Verlust der Kolonieen die Folge des Beschlusses, den Ihr heute fassen werdet." Maury sagte mit Seherblick voraus, was nachher eingetreten ist.

Robespierre. Robespierre antwortete, wichtiger als die Erhaltung der Kolonie sei die Erhaltung des Grundsatzes und der Ehre. „Mögen lieber unsere Kolonieen zu Grunde gehen, als daß wir denselben unsere Grundsätze, unsere Freiheit und unseren Ruhm opfern sollten!" [1])

Beschluß für die Mulatten. Maurys Rede war jedoch wirksamer gewesen und die Versammlung beschloß, daß kein Gesetz über den Zustand der nicht freien Personen gegeben werden dürfe, außer in dem Falle, daß die Kolonialversammlungen ausdrücklich und förmlich ein solches Gesetz verlangen sollten.

Das war am 13. Mai 1791. Aber die Freunde der Schwarzen regten sich, Lafayette namentlich Lafayette, der die Rolle eines Weltbefreiers spielen wollte. Am Bittschrift der Mulatten. 14. Mai wollte eine angebliche Gesandtschaft freier Mulatten eine Bittschrift vorlesen. Trotz gegründeten Widerspruches wurden sie vorgelassen, weil die Augen von ganz Europa auf die Versammlung gerichtet seien, und diese sonst den Vorwurf auf sich laden würde, sie habe ein Mittel vernachlässiget, sich über den Gegenstand der Verhandlung hinlänglich zu unterrichten. Die Mulatten lasen die Bitte vor, den weißen Männern vollkommen gleichgestellt zu werden. Und nun Barnave fing der Streit von Neuem an. Barnave wurde niedergeschrieen, als er flehentlich

[1]) „Périssent les colonies, s'il doit vous en coûter votre bonheur, votre gloire, vetre liberté. Je le repète, périssent les colonies!" Moniteur Nr. 135.

bat, die Versammlung möge einen einmal gefaßten Beschluß nicht zurücknehmen. Robespierre wiederholte seine Ungereimtheiten. —

Die Versammlung beschloß, daß die von freien Vätern und Müttern erzeugten Mulatten und Neger alle Rechte der thätigen Bürger in den Kolonieen zu fordern und auszuüben berechtigt sein sollten. Virieu rief: „Dieser Beschluß wird Millionen Franzosen in den Kolonieen das Leben kosten. Ich erkläre feierlich, daß ich an den Folgen desselben ganz unschuldig bin!“ Die Gallerien schrieen. Die Rechte protestirte. Unter Lärm ging die Versammlung auseinander. Die Mitglieder der Versammlung aus den Kolonieen erklärten sofort, an keiner ferneren Verhandlung Antheil zu nehmen, und legten ihre Stellen nieder. Die Städte Nantes und Havre reichten vergebens die Bitte um Zurücknahme des letzten Beschlusses ein.[1]) Beschluß für die Mulatten am 15. Mai 1791.

Die Folgen dieses Beschlusses traten nur zu bald ein. Schon am 25. October trafen aus Domingo in Spithead schlimme Nachrichten ein auf einem Schiffe, welches am 24. September die Insel verlassen hatte: „Die Philosophie, welche den Menschen Trost verschafft, bringt uns die Verzweiflung“, schrieb der Leiter der allgemeinen Versammlung des französischen Theiles von Domingo. „Schon haben die Weißen mit ihrem Blute diejenige Erde gedüngt, welche sie im Schweiße ihres Angesichtes fruchtbar gemacht hatten. Jetzt verzehren die Flammen jene Erzeugnisse, welche zum Glanze des französischen Reiches so viel beitrugen.“ Der Schreiber flehte den Schutz Englands an. Die englische Regierung sandte das Schreiben an das französische Marineministerium und dieses theilte es der Nationalversammlung mit — was Brissot und andere Freunde der Schwarzen nicht abhielt, die Nachrichten als zweifelhaft, widersprechend, unwahrscheinlich darzustellen.[2])

Der Brief sprach leider nur zu wahr. Die Großgrundbesitzer von Domingo versammelten sich augenblicklich in Paris und überreichten dem Könige eine Adresse, worin es hieß: „Unser Eigenthum wird verheert, ein Theil unserer Brüder ist ermordet worden und die übrigen sehen sich genöthigt, ihr Leben gegen Menschen zu vertheidigen, welche man verführt, welchen man Waffen in die Hand gegeben und welche der Durst nach Blut wüthend gemacht hat. In unserer Verzweiflung heften wir unsere Blicke auf das Mutterland. Aus dem Schooße desselben ist der Streich gekommen. Schon seit drei Jahren hat man sich bemüht, die Keime der Unruhen und der Empörung unter uns zu verbreiten. Vergeblich wendeten wir alle Kraft an, um den gelegten Fallstricken zu entgehen. Eine Gesellschaft von verkehrten Menschen, zu unserem Verderben und zur Erniedrigung Frankreichs gestiftet, überschwemmt uns mit aufrührerischen Schriften, schickt Abgesandte in unsere Plantagen und entreißt der Nationalversammlung einen unvorsichtigen Beschluß, welcher unter uns die Bande des Gehorsams und der Unterwürfigkeit vollständig auflöst. — Sire! Unsere Sache ist die aller amerikanischen Kolonieen. Unsere Adresse an den König, 21. Nov. 1791.

[1]) Buchez et Roux, l. c. XI, p. 97, 460—70.
[2]) Ibid., XII, p. 296—301.

Sache ist die des französischen Handels, der seinen Untergang von unserem Untergange nicht trennen kann. Unsere Sache ist die von sechs Millionen durch Schifffahrt, Handel und Unterhalt der Inseln beschäftigter Menschen. Unsere Sache ist die der Monarchie, deren Glanz durch die Beraubung unserer Reichthümer und deren Seemacht zerstört wird, wenn wir untergehen."

Fast kein Tag verging, daß nicht eine schlimme Nachricht oder eine Kränkung das Herz des Königs betrübte. Um Hebung der Seemacht und des Handels hatte Ludwig XVI. sich viel bemüht und unläugbare Verdienste erworben. Wir können uns seinen Schmerz denken, als die Großgrundbesitzer von Domingo, jetzt vom verdienstvollen Cornar geführt, Alle in Trauer gekleidet vor ihn traten und ihm den drohenden Untergang des Handels, der Flotte meldeten, und ihn als Inhaber der vollziehenden Gewalt um Schutz des Lebens und Eigenthums so vieler Franzosen baten und um Bestrafung der Thoren, welche durch ihre Beschlüsse den Pflanzstaat zu Grund gerichtet und 6 Millionen Franzosen um ihr Vermögen gebracht hätten. Er sprach, tief ergriffen, seine Theilnahme aus; er versprach zu thun, was er vermöge — aber was vermochte der König nach dieser Verfassung noch, die ihn aller Macht entkleidet hatte? — Die Deputation ging dann zur Königin: „Madame, in unserem Unglück suchen wir Trost und ein erhabenes Beispiel des Muthes bei Ihnen, die Kolonisten empfehlen sich dem Schutze Ihrer Majestät!" Hochherzige, scharfblickende, arme Königin, wie gerne möchtest Du helfen, und kannst nicht! Tief ergriffen antwortete Marie Antoinette: „Meine Herren, seien Sie versichert, ich nehme den innigsten Antheil an Ihrem Unglück." — Mehr vermochte sie nicht zu sagen, Thränen standen ihr in den Augen, ihre Stimme stockte. Sie rang um Fassung. Dann schloß sie: „Mein Schweigen möge Ihnen mehr sagen, als meine Worte!" Die Abgesandten verstanden sie und rühmten ihre Antwort. „Mutter, bat am anderen Tage der Dauphin, gib mir Deine Rede schriftlich!" [1]) „Was willst Du damit machen?" fragte die Königin. — „Ich will sie in der linken Seitentasche, die dem Herzen am nächsten ist, immer bei mir tragen." Keine Gelegenheit versäumte das reichbegabte Kind, wo es der Mutter in zarter Weise seine Liebe bezeigen, ihrem Herzen wohlthun konnte. Wir begreifen, daß der schon mit Geist und Herz begabte Knabe die einzige Hoffnung der Mutter wurde.

Ludwig XVI.

Marie Antoinette.

Diese Klagen, diese Bitten waren also nur zu sehr begründet. Die ganze Größe des Unglücks trat nach und nach zu Tage. Kaum hatte die Nationalversammlung den freien Mulatten erlaubt, von den Weißen in politischen Rechten Gleichstellung zu fordern,[2]) als heimlich Schiffe abgingen, die den Mulatten Waffen überbrachten, nebst Sendlingen, so die Mulatten und Neger gegen die Weißen aufwiegelten und sie zur Ermordung derselben aufreizten.

Aufstand der Schwarzen.

---

[1]) Mém. de Mad. de Tourzel, II, p. 15—17.

[2]) Girtanner hat hier ämtliche Nachrichten, VII. S. 226—34.

Die Vorzeichen eines Aufstandes zeigten sich schon am 16. August — ein Neger erschien vor seinem Herrn Chabaud mit einem Säbel und gestand, als ihm der Herr denselben entriß und ihn gefangen setzte — daß eine Verabredung unter allen Negern der Plantage bestehe, die Weißen zu ermorden und deren Wohnungen in Brand zu stecken. Es ward dem Aufseher der Plantage, Flaville, angezeigt, der jedoch, ein einfältiger Mann, glaubte, man thue den Sclaven Unrecht und er könne sich auf die Treue derselben verlassen. Er versammelte seine Neger, theilte ihnen die Anzeige mit, und bat sie, falls sie Etwas gegen ihn hätten, ihn lieber gleich zu ermorden. Die Schwarzen schienen durch seine Großmuth gerichtet, läugneten Alles weg und nannten die Anzeige eine ruchlose Verläumdung, und er hielt sich zu seinem Verderben — für sicher. Anzeigen.

In der Nacht vom 23. zum 24. August brach jedoch der Aufstand der Schwarzen aus.[1]) Es war eine Gewitternacht, die Blitze zuckten, die Donner rollten mit der Schrecklichkeit der Wetter in den Tropenländern. Ein Neger Bruckmann, der als Schlangenbändiger bei den Seinen ein hohes Ansehen genoß, sprach nach einigen Zauberformeln zu dem Haufen der Schwarzen: „Der gute Gott, welcher die Sonne schuf, deren Strahlen uns beleuchten, welcher das Meer erregt und den Sturm toben läßt, der gute Gott, hört Ihr, gibt Acht auf uns, verborgen in einer Wolke. Er sieht Alles, was die Weißen thun. Der Gott der Weißen gebietet ihnen das Verbrechen. Unser Gott gebietet uns die Rache, er wird uns seinen Arm leihen, uns Hilfe senden. Stürzet den Gott der Weißen um, der in unsere Augen so viele Thränen sendet, und höret auf die Freiheit, die im Herzen von uns allen spricht" — und diese Losung zur Freiheit erscholl von Pflanzung zu Pflanzung und in Mord und Brand zeigte sich der lange genährte wilde Haß von Race gegen Race, unbarmherzig. Die Reichthümer, welche der Gehorsam des Sclaven geschaffen hatte, zerstört jetzt der Haß des Sclaven. Die Insel scheint ein Lichtmeer zu sein, allenthalben eilen die Schwarzen, mit Fackeln die Zuckerpflanzungen wie die Häuser der Weißen in Brand zu setzen, andere stürzen auf Die los, vor denen sie bisher gezittert, und senken ihnen das Messer in die Brust oder jagen ihnen die Kugel ins Herz oder werfen sie in die Flammen ihrer Häuser. Wer nicht zu fliehen vermochte, erlag der Wuth der Schwarzen, Eltern wie Kinder. Die Frauen wurden zuerst mißhandelt, dann erst getödtet: die Gattin des Statthalters flehte vergebens auf den Knieen um das Leben ihres Mannes, die Neger waren unerbittlich, tödteten ihn, mißhandelten sie und ihre Tochter und ermordeten sie dann. Nur ein edles Herz zeigt sich dankbar. Nur wenige Beispiele werden aufgezählt, daß Sclaven ihre Herren retteten. Gerade Jene, welche am mildesten von ihren Herren behandelt worden waren, zeigten sich als die grimmigsten Mörder. Sie waren nur erfinderisch in den Qualen ihrer Opfer, die einen wurden zersägt, die andern in Abgründe, wieder andere in Zuckeröfen geschleudert. Der Neger, welcher

Allgemeiner Aufstand

Mord der Weißen.

---

[1]) Cragnon-Lacoste, Toussaint Louverture. Paris 1877, p. 18—26.

Erbarmen zeigte, wurde von den andern als Verräther ermordet. Namentlich unerbittlich waren sie gegen die Aerzte, weil diese den verwundeten Weißen helfen könnten. — Die Bewegung ging mit der Schnelle und verheerenden Gewalt eines Prairiebrandes vor sich; sobald eine Flamme auf einer Plantage aufloderte, war dies das Zeichen für die Schwarzen, und mit Blitzesschnelligkeit sah man nach allen Richtungen hin durch die Zuckerfelder die Flammen aufsteigen. Und wo die Flamme aufloderte, da war das Wuthgeschrei der Mörder und das Wehklagen und Wimmern der Opfer zu hören. Das war eine schreckliche Nacht und ihr folgte ein noch schrecklicherer Tag; in wenig Stunden war der Wohlstand der Insel vernichtet, war die paradiesische Landschaft in eine Brandstätte umgewandelt und in Blut getränkt und herrschte überall die grause Stille des Elends. Nur wenigen Weißen gelang es, sich in die Capstadt zu retten. —

Statt eines Banners trugen die Neger ein weißes Kind auf eine Stange gesteckt. „Bösewicht!" rief ein Herr seinem schwarzen Kutscher zu, den er unter seinen Mördern erkannte, „ich habe Dir von jeher nur Gutes gethan, warum willst Du mich denn umbringen?" — „Daß Sie mir Gutes gethan haben", entgegnete der Schwarze, „ist wahr; allein ich habe versprochen, Sie zu ermorden." Es ging also in der Regel eidliche Vereinbarung dem Aufstande voraus; Neger, welche nicht mitziehen wollten, wurden gezwungen und in die erste Reihe gestellt, wenn es zum Kampfe kam. Aus dem Morden auf Domingo kann man schließen, welcher Massenmord entstanden wäre im römischen Reich, wenn das Christenthum die Sclaven zur Freiheit aufgerufen hätte. Es hat die Sclaverei dennoch gebrochen, aber allmählich, indem es die Herren und die Sclaven besser, jene milder, diese treuer und emsiger machte — und endlich brach der Bann der Knechtschaft von selber. Die Revolution aber hat mit ihrem Rufe zur Freiheit den Herren den Tod gegeben und die Sclaven zu Mördern gemacht und nur Blut und Verheerung herbeigeführt.

Die Neger nicht tapfer, Muth in offenem Kampfe gegen die Weißen, wo diese sich zum Widerstand vereinigen konnten, zeigten übrigens die Schwarzen nicht, auch wenn sie an Zahl zehn- und zwanzigfach überlegen waren. Gleich bei den ersten Schüssen geriethen sie in Unordnung und liefen alle durcheinander, einer war dem andern im Weg und sie brachten im Zorn darüber einander um. Ihre Kanonen konnten nicht gehörig gestellt und bedient werden. Mit dem Leben der Ihrigen gingen übrigens ihre Anführer verschwenderisch um: sie behandelten ihre Untergebenen mit un- *aber grausam.* glaublicher Strenge, verhängten Todesstrafe auf die geringsten Vergehen, waren unbarmherzig gegen ihre Verwundeten, welche sie in der Regel nach einem Gefecht selber zusammen in eine Hütte trugen, die sie dann anzündeten. Zwischen den einzelnen Horden brachen Feindseligkeiten aus. Im Ganzen sind mehr Neger durch einander, als in Feindseligkeiten gegen die Weißen umgekommen.

Der Befehlshaber der Capstadt war überrascht, doch ein Mann von Muth. Seine Lage war um so schwieriger, je unerwarteter der Aufstand kam, und er brach aus mit der Macht einer Naturgewalt, er wuchs wie ein anschwellender

Blanchelande. Marronen. Angst in der Capstadt. Die Spanier.

Strom. Bald waren 100.000 Schwarze in Aufruhr, mit Flinten und Kanonen versehen, man wußte nicht, woher. Von den Bergen und aus den Wäldern kamen die wilden Neger herab, die ihren Herren entflohen und grimmiger als reißende Thiere waren, und verstärkten den Haufen. Mit der Zahl wuchs ihr Muth, ihre Kühnheit. Ein Sturm in der ersten Nacht war ohne Zweifel geplant. Auf die jüngst aus Europa gekommenen Regimenter konnte sich der Befehlshaber nicht verlassen, sie waren ohne Ordnung und Mannszucht; Blanchelande schrieb darum an den Kriegsminister: „Ich muß Ihnen ganz offenherzig gestehen, daß es unter der vormaligen Regierung leichter war, 100.000 Mann zu befehligen, als jetzt 2000.“ Die Capstadt war nicht mit Lebensmitteln versehen. Woher Hilfe? Man hoffte auf Spanien. Allein der Gouverneur des spanischen Theiles von Domingo gab zur Antwort: „Ihr verlangt Beistand im Namen Eures Königs? Und dieser König ist ein Gefangener, den Ihr vom Throne gestoßen habt! Ihr verlangt Beistand im Namen der Religion? Und Ihr habt dieselbe vernichtet, ihre Diener verbannt! Im Namen des Familienvertrages? Dieser ist nicht mehr giltig, denn Eure Nation hat die Verträge nicht gehalten. — Ich werde meine Truppen versammeln, um zu verhindern, daß weder Ihr, noch Eure Neger, in die Staaten des Königs, meines Herrn, eindringen können.“ — In der That schlossen die Spanier ihre Grenze für die Weißen wie für die Neger ab.

Hilfe. Mulatten.

Die erste Hilfe kam 1. September aus Nordamerika, 150 Freiwillige mit Waffen und Munition versehen, in der Capstadt an. Dann sandte der englische Befehlshaber der Insel Jamaika mehrere Schiffe und kleine Fahrzeuge mit 6000 Flinten und Kriegsgeräthschaften aller Art. Jetzt war Blanchelande im Stande, eine beträchtliche Abtheilung unter Rouvray abzusenden, welche einzelne Schaaren der Neger überwältigte. Zur Noth durch die Feinde kam der Mangel an Lebensmitteln, denn alle Zufuhr vom Lande her hörte auf und ringsum war Alles verbrannt. Dann boten die freien Mulatten in der Capstadt ihre Hilfe an und ihre Weiber und Kinder als Geißeln gegen Zugeständniß gleicher Rechte, die man ihnen gegen den Willen der Nationalversammlung bisher verweigert habe. Die Noth drängte die Weißen, dies zu bewilligen — die Mulatten erhielten Waffen und halfen die Neger zurückschlagen. Am 11. September 1791 kam nun in der Capstadt ein in der Geschichte einzig dastehender Vertrag zu Stande, worin die Weißen, auf das Vorrecht der Farbe, worauf sie bisher so stolz waren, verzichtend, den Mulatten gleiche Rechte zugestanden:[1])

Vertrag.

1. Beide wollten gemeinschaftliche Sache machen und die vom König genehmigten Beschlüsse der Nationalversammlung rückhaltlos durchführen. 2. Die Weißen machen sich verbindlich, niemals sich der Durchführung des Beschlusses vom 15. Mai zu widersetzen. 3. Die Urversammlungen aller Activbürger sollen in Kurzem einberufen werden. 4. An der allgemeinen Kolonialversammlung werden auch Mulatten mit berathender und beschließender Stimme Antheil haben. 5. Jeder Bürgerrath, jede Kolonial- und Provinzialverfassung muß nach den Bestimmungen der französischen Verfassung eingerichtet sein. 6. Die Weißen anerkennen, daß die

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 301—303. Concordat entre les citoyens blancs et les citoyens de couleur du Port-au-Prince.

Erhebung der Mulatten nur die Sicherheit von Person und Eigenthum, nur die Herstellung verkannter und verletzter Rechte, nur die Durchführung der Beschlüsse der Nationalversammlung zum Zwecke hatte. 7. Jede Aechtung hört fortan auf. 8. Das Briefgeheimniß ist heilig und unverletzlich.

Besserung. So lautete dieser merkwürdige Vertrag. Auch einigen hundert Negern, welche den Weißen im Kampfe beigestanden, wurde zum Danke die Freiheit geschenkt. Lebensmittel kamen aus Amerika nach der Capstadt und Port-au-Prince. Die Weißen fingen wieder an, Muth zu fassen. Der Neger Brukmann fiel in einem Gefechte, sein Haupt wurde mit der Aufschrift „Häuptling der Rebellen" aufgesteckt. Viele Neger fingen an zu verzagen und flohen in die Berge oder auf spanisches Gebiet, andere wollten zur Arbeit und zum Gehorsam zurückkehren. Die Kolonialversammlung zu Cap sandte sechs Mitglieder nach Frankreich, um schleunige Hilfe zu begehren. Neu lebte bei Vielen die Hoffnung auf.

Bruch des Vertrages. Es sprachen aber auch viele Weißen ihren Unmuth über den Vertrag mit den Mulatten aus und traf die Kunde ein, daß man am 24. September den Beschluß vom 15. Mai zu Gunsten der Mulatten wieder aufgehoben habe. Sofort weigerten sich die Weißen, den Vertrag mit den Mulatten einzuhalten, und warteten die letzteren nur auf einen Anlaß, um für das Unrecht, das man ihnen trotz geleisteter Dienste jetzt anthue, Rache zu nehmen.

In Port-au-Prince kam es 21. November wegen eines Negers, den die Weißen zum Strick verurtheilten, weil er einem Bürger den Degen von der Seite gerissen hatte, zum Streit. Die Mulatten behaupteten, er sei frei, und verlangten Aufschub; die Weißen dagegen ließen den Neger hängen. Dafür schossen die Mulatten einen Bürger nieder, worauf die Weißen Auslieferung des Thäters verlangten. *Sieg der Mulatten.* Die Mulatten erklärten, der Mörder wäre ihnen nicht bekannt. Sofort kam es zwischen Weißen und Mulatten in Port-au-Prince zum Kampfe und wurden die Letzteren aus der Stadt geschlagen. In der Verzweiflung steckten die Mulatten diese an und binnen vierundzwanzig Stunden war die schöne und reiche Stadt Port-au-Prince ein Aschenhaufen und ihre Bürger Bettler. Bisher hatten die Neger die Plantagen verheert, jetzt kämpften die Mulatten gegen die Weißen auf dem Lande und in den Städten mit nicht minderer Grausamkeit — trugen sie doch abgeschnittene Ohren der Weißen als Cocarden an ihren Hüten und erklärten sie doch, der Kampf müsse fortdauern, bis eine von beiden Kasten ganz aufgerieben sei.

Elend der Kolonie. In kurzer Zeit standen 180.000 Mann Neger und Mulatten gegen die Weißen in Waffen, die sich nur noch in der Capstadt und im Fort Dauphin behaupteten. Es war ein schrecklicher Schlag für den Handel Frankreichs und eine Zuschrift der Stadt Havre an die Nationalversammlung besagte mit Recht: „Der Untergang Frankreichs ist vollendet. Die vorgeblichen Freunde der Schwarzen, jene unversöhnlichen Feinde der Weißen, mögen sich über den guten Erfolg ihres Treibens freuen. Sie haben den Aufstand in den Kolonieen erregt, denn die Schwarzen haben weiße Anführer."

Der Papst. Avignon und Venaissin.

Die Revolution hatte ihren Grimm gegen die Kirche bisher in Eingriffen in ihre Organisation, in Raub ihres Besitzthums, in Verfolgung ihrer treuen Diener bewährt, jetzt streckte sie die Hand nach päpstlichem Besitzthum aus. Im Süden Frankreichs waren zwei päpstliche Gebiete, Avignon und die Grafschaft Venaissin, rings von französischem Gebiet umschlossen, aber seit 500 Jahren Eigenthum des römischen Stuhles und als solches von Frankreich und dessen Königen anerkannt. Johanna von Neapel hatte als Gräfin von Provence 1348 aus Geldnoth Avignon um 80.000 Goldstücke an den römischen Hof verkauft; seit Clemens V. war es lange Zeit der Aufenthalt der Päpste und durch Prachtbauten von ihnen verschönert und bereichert. Die Grafschaft Venaissin kam in Folge des Albigenserkriegs in den Besitz der Päpste; Philipp der Kühne übergab sie 1274 feierlich an Gregor X. Nicht bloß die Könige und die Gerichtshöfe Frankreichs anerkannten diese Gebiete als kirchliche, sondern alle Völker der Christenheit. Als Ludwig XIV. und XV. in Streit geriethen mit dem Papste, ließen sie ihre Mannschaft in diese Gebiete einrücken, ohne sich aber auf Rechte der Krone zu berufen, oder es zu wagen, diese Staaten Frankreich einzuverleiben; als sie Frieden schlossen, gaben sie diese Gebiete freiwillig zurück, ohne irgend einen Vorbehalt oder eine Verwahrung, welche den Rechten des heiligen Stuhles hätte nachtheilig sein können. Mit anderen Worten: der römische Stuhl besaß die gänzliche und unabhängige Oberherrschaft über diese Gebiete. Die Unterthanen sprachen allerdings die französische Sprache und waren lebhaft wie Südfranzosen, aber sie waren der päpstlichen Regierung nicht abgeneigt, denn diese war mild und sanftmüthig, die Steuern waren gering, kein hartes Joch drückte sie; als päpstliche Unterthanen besaßen sie Vorrechte, woran die Franzosen keinen Antheil hatten. — Die Statthalter des Papstes waren hochgebildete und wohlwollende Männer. Die Regierung war beliebt — und ohne Sorge.

Avignon päpstlich und Venaissin.

Mit dem Jahre 1789 wurde dies anders. Die Bewegung, welche ganz Frankreich erschütterte, ergriff auch die Bewohner von Avignon und Venaissin: sie hatten die gleichen Sitten, sie sprachen die gleiche Sprache, sie horchten auf den gleichen Ruf zur Freiheit. Avignon errichtete im August

Revolution in Avignon.

1789 gleichfalls eine Nationalgarde. Von Paris aus ward zur Unzufriedenheit geschürt: Priesterherrschaft dürfe nicht länger geduldet werden, die Bewohner der Grafschaften sollten eben so frei werden, wie die anderen Franzosen. Die Beschlüsse der Nacht vom 4. auf den 5. August zündeten auch in Avignon. Der Adel wurde verfolgt, die Schlösser wurden verbrannt, die Herrenrechte nicht weiter anerkannt. Viele wanderten aus. Eine neue Verfassung ward entworfen, der Vicelegat genehmigte, der Papst verwarf sie. Von da an Spaltung in Avignon zwischen den Anhängern der Revolution und den treuen Unterthanen der Kirche. Jene senden nach Paris und bitten um Verbrüderung mit allen Franzosen: Avignon möge mit dem Departement der Rhonemündung vereinigt werden. Diese senden an den Papst, er möge die französische Verfassung, die Civilconstitution des Klerus genehmigen, dann wollte ihm die Grafschaft mit unverletzlicher Treue ergeben bleiben und jede Usurpation ihres Gebietes für ein Verbrechen der verletzten Gesellschaftsrechte erklären. Pius VI. verwarf diesen Antrag. Darauf ward in Avignon erklärt, man anerkenne den Vicelegaten nicht mehr, wurde die Verwaltung drei Conservatoren übertragen, welche der Nation, dem Gesetze und dem Papste Treue schworen. Am 7. Februar 1790 feierte auch Avignon sein Föderationsfest. Als der Erzbischof sich weigerte den Bürgereid zu schwören, ward er seiner Würde für verlustig erklärt, und wurden den Dompräbendaren ihre Präbenden entzogen. Im März entsetzten dann die Avignoner den Papst seiner Oberherrschaft und bemächtigten sich seiner Einkünfte. So ging denn Avignon in dem revolutionären Treiben Venaissin voran.

Spaltung. *Abfall vom Papst.*

In Venaissin war gleichfalls viel Gährung, jedoch im Hauptorte Carpentras sah man das Treiben Derer in Avignon mit scheelem Auge an — dieses wolle durch seine Vereinigung mit der Grafschaft nur die erste Rolle spielen, darum habe es zur Absendung von Abgeordneten aus allen Städten und Dörfern aufgefordert. Hatte Avignon eine Wahlversammlung [1]) gehabt, so lud Carpentras zu einer Versammlung von Stellvertretern [2]) ein. Auch in Carpentras wurde eine Nationalgarde errichtet, sie verfolgte aber bald die Patrioten, wie die Anhänger Frankreichs sich nannten, und zwang deren mehr denn 500 nach Avignon zu entfliehen und besetzte Cavaillon, um die Bewohner niederzuhalten. Sofort bildete aber Avignon gleichfalls ein Kriegsheer, das sich Cavaillons bemächtigte und an den Gegnern arge Dinge verübte. Dann belagerten es Carpentras. Da brach aber ein schreckliches Wetter aus, wie man seit lange keines mehr erlebt, und jagte die Avignonesen in Angst, daß sie flohen. —

Carpentras. *Cavaillon.*

Doch trieb sie der Mord eines Bürgers von Avignon bald wieder vor Carpentras. Ein gewisser Levilasse hatte nämlich auf seiner Besitzung zu Vaisson Denen, welche unter Carpentras dienten, das Wasser für die Mühle abgesperrt. Das erweckte solchen Haß, daß er ermordet, und bei seiner Leiche ein Tedeum gesungen wurde. Eine Unthat ruft die andere hervor. Ein Schrei der Wuth ertönt in Avignon — es sendet 8000 Mann unter Patrix gegen Carpentras aus — die sogenannte Armee von Vaucluse; sie bestehen muthig in einem Engpaß ein Gefecht, und rücken dann vor das Dorf Sarrians, wo sie mit Flintenschüssen empfangen und darüber so rasend werden, daß sie schmachvolle Grausamkeiten begehen. Patrix, der sie hindern will, wird von ihnen selber erschossen

Levilasse. *Armee von Vaucluse.*

---

[1]) Assemblée electorale.
[2]) Assemblée répresentative.

und Jourdan zum Anführer gewählt, der zum Zeichen seiner Gesinnung einen Finger dem ermordeten Oberbefehlshaber abschneidet und, denselben wie eine Pfeife im Munde tragend, Heerschau abhält. Ob er jener berüchtigte Jourdan war, den die Pariser den Kopfabschneider [1]) nannten, oder ein Krappverkäufer, darüber ist viel hin- und hergeschrieben worden. Jedenfalls war er ein ruchloser Mordgeselle. — Jourdan

Dann rückt die Mordbande vor Carpentras — das sich aber zu tapferster Vertheidigung gerüstet hat. Was an Kupfer- und Broncegeräthen vorhanden, ward zu Kanonen umgeschölzen, von den Bergen waren die Bauern einberufen worden. Die Stadt wurde mit glühenden Kugeln beschossen, aber ohne Erfolg. Die Vertheidiger verbrannten aber auf ihren Dächern Harzkisten, um die Angreifer glauben zu machen, ihre Kugeln hätten gezündet. Das gelang. Die Avignonesen drangen im Siegesübermuth sorglos vor. Da überschüttete sie eine versteckte Batterie mit einem Hagel von Kugeln und verbreitete Tod und Verderben unter ihnen. Zum zweiten Male zog Avignon vor Carpentras den Kürzern. Carpentras.

So war die Lage im Süden — Mord, Brand und Grausamkeit —, als die Nationalversammlung 6. Mai 1791 sich ernstlich mit der Frage zu beschäftigen begann, das heißt mit der Einverleibung von Avignon und der Grafschaft. Dafür hatte Robespierre schon im November 1790 bei den Jakobinern gesprochen und von da an wurde die Vereinigung Glaubensartikel der Jakobiner, gegen welchen der Abbé Maury heldenmüthig und unermüdlich ankämpfte; in einer und derselben Sitzung betrat er einst zwölfmal, trotz der Wuthausbrüche der Gegner, die Rednerbühne. — Die Nationalversammlung.

Maury erhob sich zur Vertheidigung der päpstlichen Regierung: „Ich bin unter der väterlichen Herrschaft des Papstes geboren und ich fürchte nicht der Lüge geziehen zu werden, wenn ich laut verkündige, daß ich von meiner Kindheit an diese sanfte Souveränität wie die glücklichste Regierung der Welt segnen hörte. Wir bezahlen unserm Fürsten keine Art von Abgaben. Wir leben frei unter seinen Gesetzen und wir kennen ihn nur durch seinen Schutz und seine Wohlthaten. Wir theilten voriges Jahr mit dem ganzen französischen Königreiche zwar nicht die Noth, aber die große Brodtheuerung. Die Alles zum Voraus erwägende Güte Pius VI. sandte aus Italien Getreide in Fülle; wir hatten das Glück, unsern Nachbarn den Ueberfluß von diesem freigebigen Geschenke mitzutheilen, ohne welchen die Grafschaft und die südlichen Provinzen der entsetzlichen Geißel der Hungersnoth preisgegeben gewesen wären, die noch so viele andere Uebel mit sich führt. Gerne spreche ich dem Papste in dieser Versammlung öffentlich den Dank aus, den ihm meine Heimath schuldet. Ach, warum bin ich gezwungen, während ich ihm in diesem Augenblicke alle Segenswünsche darbiete, die er von seinen Unterthanen mit Recht erwarten darf, dem beizufügen, daß diese Verproviantirung mit Getreide ihm noch nicht einmal bezahlt worden ist, daß man mit ruchlosem Undank diese große öffentliche Wohlthat geschändet hat, indem man den Preis des Getreides, mit dem er Stadt und Grafschaft Avignon ernährte, dazu verwendete, die Treue seines Volkes zu trüben und die Meuterer zu besolden, die sich gegen ihn aus den Mitteln seiner Freigebigkeit bewaffneten? O seufzen wir, meine Herren, über die menschliche Natur, seufzen wir über die entmuthigenden Lehren, Maury lobt den Papst.

[1]) Jourdan-Coupe-tête. Weber, Mémoires, II. p. 328.

die bisweilen die Völker den Königen und zudem den guten Königen gaben! Fast niemals erhebt man sich gegen die Tyrannen; ich weiß nicht durch welches leider nur zu sehr bezeugte Verhängniß, ist es die Güte, ist es die oft der Schwäche nahekommende Milde, die stets zu Aufständen und Empörung den kecken Muth gibt. Es scheint, man will von nun an die Könige dazu verdammen, sich gefürchtet zu machen, wenn sie geehrt, ich sage mehr, wenn sie geliebt werden wollen. Wenn die Nachwelt eines Tages über den sittlichen Gehalt der Fürsten, die gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Europa regierten, nach den unaufhörlichen Meutereien richten sollte, die heute den öffentlichen Geist der Nationen zu bilden scheinen, sie müßte glauben, daß alle Throne von Tyrannen besetzt gewesen sind. Wohlan — man muß sie im Voraus enttäuschen. Man muß ihr sagen, daß sogar die Verläumdung genöthigt war, die Mäßigung der Fürsten zu achten, deren Tugenden die Revolution ohne Unterlaß auf harte Proben stellte. Man muß ihr sagen, daß eine kleine Anzahl von Verschworenen die Völker aufwiegelte, indem sie in niedriger Weise allen Leidenschaften der Menge oder vielmehr allen Verbrechen schmeichelte. Man muß ihr sagen, daß die am meisten aufgeregten Nationen ihren Fürsten nichts Anderes vorwerfen konnten, als daß sie eine übermäßige Uneigennützigkeit in der Macht an den Tag legten und vergaßen, daß die Autorität des Thrones ein den Fürsten bloß anvertrautes Gut ist, für ihre Unterthanen den Charakter eines gemeinsamen und nothwendigen Besitzthums hat. Man muß ihr sagen, daß die Aufständischen, weit entfernt, einen Grund zur Klage über Despotismus zu haben, im Gegentheil davon Nutzen zogen, daß es keine Despoten gab, um die legitime Autorität der Könige zu entnerven. Man muß ihr endlich sagen und wiederum sagen, daß dies vom Papste den Avignonesen zur Abwehr ihres Hungertodes zugesandte Getreide zum Vortheil einer Partei verkauft worden ist, die den Erlös zur Begünstigung eines Aufstandes verwandte, und daß das Geld des Papstes den ersten Schatz der Rebellen gebildet hat." —

Die Fürsten und die Meuterer.

Maury. Maury hob noch die Bedeutung Avignons für den römischen Stuhl hervor: diese Stadt ist das zugesicherte und unverletzliche Asyl der Statthalter Christi. „Wie sollten sie je vergessen, daß ihre Vorfahren im 14. Jahrhundert nur diesen ehrenvollen Zufluchtsort gefunden haben und daß ihre Herrschaft über Avignon heute für sie die sicherste Bürgschaft ihrer Herrschaft über Rom ist." [1]) — Mit anderen Worten: Die Päpste dürfen auf Avignon nicht verzichten.

Doch die Frage ward immer und immer wieder aufgeworfen.

Pétion. Am 16. November 1790 berichtete Pétion über die Bitte der Bewohner von Avignon um Vereinigung mit Frankreich: sie wollten nur an dem Ruhme und dem Glücke der Franzosen theilnehmen, sie seien ihren Gefühlen, ihren Sitten, ihren Interessen nach Franzosen und wollten jetzt auch dieselben Gesetze und denselben Oberherrn haben. Nie sei einer Nation eine schönere Huldigung dargebracht worden, nie habe Vernunft und Recht einen glänzenderen Triumph gefeiert. Schöner, als durch Waffen, sei diese Eroberung durch die Freiheit und die Gesetze. — Pétion suchte das historische Anrecht des Papstes wegzudeuteln [2]) und trat dann das Recht der Revolution breit. Das Volk von Avignon will frei

[1]) Poujoulat, Le Cardinal Maury, sa vie et ses oeuvres. Deuxième édition, revue et corrigée. Paris 1859, p. 141.

[2]) Hist. parlem., VIII, p. 78 ff.

und unabhängig sein und hat das Recht dazu. Alle Gewalt liegt im Volk, es bleibt immer Herr seines Willens, überträgt seine Macht, wem es will, und bestimmt sein Schicksal.[1]) Sie wollen sich mit uns vereinen und Frankreich hat allen Grund, diesen Wunsch zu erhören; es liegt in seinem Vortheil. Darum solle man den König bitten, daß er mit dem Papste über eine Entschädigung verhandle und zugleich Truppen absende, um die Ruhe zu erhalten und dem Blutvergießen ein Ende zu machen.[2])

Cazalès trat Pétions „Privatansicht" entgegen, der Ausschuß über die Angelegenheit Avignons stelle einen ganz anderen Antrag. Malouet bekämpfte Pétions Antrag als im Widerspruch mit dem Völkerrecht und unverträglich mit dem seit 1348 bestehenden historischen Rechte des Papstes. Man kam jedoch zu keinem Beschlusse. Cazalès. Malouet.

In der Sitzung vom 18. November kam die Frage wieder. Robespierre trat zwei Sätze breit: 1. Die Bitte des Volkes von Avignon ist gerecht; 2. die Nationalversammlung kann sich nicht erwehren, sie zu erhören. Diese kam aber wieder nicht zu einem Beschlusse. Robespierre.

Am 26. November sprach Clermont-Tonnerre gegen jeden Eingriff in die Rechte des heiligen Stuhles und trug Mirabeau im Namen des diplomatischen Ausschusses auf Vertagung der Frage an, und beschloß die Versammlung, über die Bitte der Avignonesen die Berathung zu vertagen, aber den König zu ersuchen, französische Truppen nach Avignon zu schicken, um unter seinen Befehlen die französischen Anstalten zu schützen und in Uebereinstimmung mit den Stadtbehörden die öffentliche Ruhe aufrecht zu halten.[3]) Mirabeau.

Robespierre that sehr erbittert. Mirabeau scheint diesen Beschluß als einen großen Vortheil betrachtet zu haben. „Ich habe Ihnen gestern die Sache von Avignon gewonnen" — schrieb er an Arenberg,[4]) der ihm jedoch bemerkte, er schicke mit den französischen Truppen die Pest nach Avignon. In der That war es so. Die 6000 Mann, welche einrückten, vereinigten sich sogleich mit den Demokraten und verheerten mordend und brennend das Gebiet der Gegner. — Uebrigens wagten die Gegner des Papstes erst nach Mirabeaus Tod die Vereinigung Avignons mit Frankreich wieder in Anregung zu bringen. Robespierre.

Menou nahm es auf sich, die Frage zu untersuchen, er griff das Recht das Papstes mit historischen Bedenken an:[5]) Johanna habe keine Befugniß gehabt, Avignon zu verkaufen, Philipp der Kühne kein Recht, Venaissin zu verschenken, Avignon und Venaissin gehörten mit vollem Grunde zu Frankreich. Am 30. April 1791 hielt Menou seinen Vortrag. Daß über 500 Jahre der Papst im allgemein anerkannten Besitze gewesen, wurde gar nicht betont. Deßungeachtet nannte Brissot seinen Bericht eine tactlose Verschwendung von Gelehrsamkeit. Der Wille eines Volkes sei entscheidend, mehr bedürfe es nicht, Menou. Brissot.

---

[1]) Hist. parlem., VIII, p. 85.
[2]) Ibid., VIII, p. 89.
[3]) Ibid., VIII, p. 95—98.
[4]) Arenberg-Mirabeau, Briefwechsel 2c., Bd. III, S. 361.
[5]) Buchez et Roux, Hist. parlem., VIII, p. 92—97.

um eine Regierung zu ändern; sonst wären die Völker wie rohes Vieh, das der nächste Beste an die Kette legen und gegen Gewinn an einen Andern verkaufen könnte. Anders dürfe man diese Frage gar nicht behandeln.

„Wenn aber dem so ist, so könnte sich ja auch diese oder jene Provinz freiwillig von Frankreich lossagen" — wurde entgegnet. — „Nein", antwortete Menou, „keine Landschaft Frankreichs enthält gegenwärtig ein unabhängiges Volk. Vor der Revolution hätte jede das Recht gehabt sich loszureißen — jetzt aber nicht mehr, seit 24 Millionen durch einen Gesellschaftsvertrag mit einander vereinigt sind, der Jeden gegen Alle und Alle gegen Jeden verpflichtet. Keiner kann anders als in Uebereinstimmung mit den Vertragsgenossen diesen Vertrag künden, sonst könnte sich jeden Augenblick die Gesellschaft auflösen." [1])

Ueber die Abstimmung

Es war demnach nur die Frage, ob die Mehrheit von Avignon und Venaissin die Vereinigung wolle. Menou behauptete, mit flehenden Händen bitte Avignon um die Vereinigung, in Venaissin hätten sich von 152.000 Stimmberechtigten 104.000 für die Vereinigung ausgesprochen, die übrigen 48.000 nicht dagegen, weil sie die Frage noch nicht gehörig hätten prüfen können. Abstimmungen zu ihrem Vortheile zu veranstalten, verstanden ja die Jakobiner vortrefflich. Die Denkschrift des Papstes an die Monarchen Europas besagt jedoch ganz Anderes:

höre man den Papst.

„Nachdem durch Betrug, durch Gewalt der Waffen, durch Einkerkerung der getreuen Unterthanen, durch die schrecklichste Verfolgung der größte Theil der Einwohner verjagt oder außer Stand gesetzt worden war, seine Stimme zu geben, da eilte man, den Willen der Einwohner von Avignon zu erforschen. Diejenigen, welche glücklich gewesen waren zu entfliehen, wurden durch eine Bande von Räubern, Banditen und Mördern ersetzt, und der übrige Theil der Gemeinde bestand aus dem niedrigsten, von den Sendlingen der Versammlung bezahlten Pöbel, denn diese nahm mit Grund keinen Anstand, sich solcher Mittel zu bedienen, weil sie anderswo den glücklichen Erfolg derselben bereits gesehen hatte. — Auch ist das, was man das freie feierliche Verlangen der übrigen Gemeinden zu nennen wagt,

[1]) Welchen Grund hatte Menou, sich so sehr gegen den Papst zu ereifern? Keinen andern, als sein brennendes Verlangen, in Gunst bei der Partei zu gelangen, welche gerade die Macht in Händen hatte. Jakob von Menou war vom Adel der Tourraine in die Generalstände gewählt, und ging alsbald zu den revolutionären Wildlingen über und ward mit Beifall in ihren Reihen begrüßt, als Adeliger, der an seinem Stand zum Verräther geworden, obschon er keinerlei Talent zur Rede oder als Staatsmann besaß, und immer geschlagen wurde, wo er zu commandiren wagte. Er ließ sich damals ein Siegel mit den Worten stechen: „Feind des Gottesdienstes und der Könige!" (Ennemi des cultes et des rois). Er erwies sich als den grimmigsten Feind des Kirchenvermögens und der Mönche und — der Tanten des Königs. Jourdan in Avignon wies Briefe von ihm vor, und daß er nur auf seine Weissagungen hin gehandelt habe. Es war Maury leicht, sein Treiben als lächerlich und verächtlich hinzustellen; für seinen Eifer gegen den Papst erreichte er auch nur, daß er auf kurze Zeit Befehlshaber von Paris wurde. Vergebens suchte er während der Dauer der Legislative Minister zu werden, und schrieb er an dieselbe: „Ich war lange schon vor 1789 ein Republikaner, und hatte Abscheu vor dem Hof, und glaubte nur an das Dogma vom Rechte des Aufstandes." — Um eine reiche und schöne Aegyptierin zu bekommen, trat er später zum Islam über, betete er in der Moschee und trug er den Fez. Die Soldaten verachteten ihn. Vor Heinrich Larochejaquelin floh er feige im Vendéerkrieg (vgl. Bd. VIII, S. 599), und seine Kopflosigkeit ist Schuld, daß Frankreich das durch Bonapartes Genie eroberte Aegypten wieder verlor. —

die Folge derselben Mittel. Carpentras hat eine Belagerung ausgehalten, Cavaillon ist den Mördern preisgegeben worden, Sarrian hat man verbrannt, die Insel Serignan geplündert und den ganzen unteren Theil der Grafschaft hat die Miliz mit Raub verheert. Dann haben die Besatzungen die ganze Gegend in Schrecken gesetzt. Verführung und Gewaltthat überall — das war die Freiheit der Abstimmung. Die Ausgewanderten, welche nach Geburt, Anzahl, Vermögen den größten Theil des Volkes ausmachen, hielten es für ihre Pflicht, einer nach dem anderen, dem Papste die Huldigung ihrer Treue und ihrer beständigen Unterwürfigkeit zukommen zu lassen; aus ihren Zufluchtsorten sandten sie ihm die feierlichste Versicherung, daß sie als getreue Unterthanen des apostolischen Stuhles leben und sterben wollen —; eben dasselbe thaten die Gemeinden der Grafschaft."

Derart entstand die freiwillige Erklärung, man wolle mit Frankreich vereinigt sein. In der Versammlung gab es auch muthige Männer genug, welche die angebliche Mehrheit der freiwilligen Abstimmung bestritten, während Andere hervorhoben, man habe in der Kirchenfrage schon Wirrwarr genug, und Maury betonte, es zeige weder Edelmuth, noch Gerechtigkeit, den wehrlosen Papst zu berauben. Malouet warnte davor, daß man durch die Wegnahme Avignons nicht ganz Europa gegen französische Eroberungssucht mißtrauisch mache, und Clermont-Tonnere hob hervor, wie Patrix von seinen eigenen Leuten erschossen worden sei, als er Altäre verdient habe. Vergebens! Die Eroberungsgier war stärker als das Rechtsgefühl — ein fruchtbares Land, 45 Quadratmeilen groß, Kirchengut dem Oberhaupte der Kirche wegzunehmen, hatte etwas zu Verlockendes. Die Botschaft der Bewegungspartei aus Avignon: „Wir brennen vor Verlangen, in die große Familie wieder einzutreten, von der wir nur allzulange getrennt blieben. Unser Entschluß ist, als Franzosen zu leben und zu sterben" schmeichelte der Eigenliebe allzusehr.

Vereinigung mit Frankreich.

Man stand 24. Mai 1791 noch von der förmlichen Einverleibung ab, sandte jedoch drei Bevollmächtigte, um Frieden zu stiften, Lescène, Verninac und einen Abbé Mulot. Sie beriefen nach Orange die Vertreter der feindlichen Parteien und erzwangen 9. Juni 1791 einen Friedensschluß. Die Belagerung von Carpentras ward aufgehoben und das Heer, welches vor Monteux stand, mußte nach Avignon zurückkehren. Carpentras dagegen ließ die Kriegsgefangenen frei.

Drei Bevollmächtigte befehlen Frieden,

Doch der Friede war bloß auf dem Papier, nicht in den Herzen. Einer war gegen den Andern in Avignon. Der Gemeinderath wollte die Gewalt in der Hand haben, die zurückgekehrte Armee wollte sich jedoch von ihm Nichts sagen lassen. So gab es eine Municipal- und eine Armeepartei. Der Gemeinderath klagte über Barbareien, welche im letzten Feldzug begangen worden seien, und ließ fünf Officiere als Räuber (brigands) verhaften. Darob erbittert, kehrten die Soldaten von Monteux weg nach Avignon mit geladenen Kanonen und brennenden Lunten stolzen Schrittes zurück, auf ihren

vergebens.

Zwei Parteien.

Partei-kampf. Mützen trugen sie die trotzige Inschrift: „Tapfere Räuber von Vaucluse." [1]) Nun folgte ein langer Parteikampf, in welchem der Gemeinderath entsetzt und Jourdan mehrere Mitglieder desselben ins Gefängniß geworfen wurden. Jourdan führte ein Säbelregiment. Die Einreden der Abgeordneten der Nationalversammlung wurden von ihm nicht beachtet, oder sie hielten es offen mit ihm; sie machten jedenfalls die Unordnung nur noch größer und hielten es, statt unparteiisch zu sein, mit den Schurken und lobten die Schandthaten der Räuber als patriotische. Am 9. September 1791 verlangte ein Adjutant Jourdans in Paris Vereinigung mit Frankreich. Ein Protest von 183 Einwohnern von Avignon wurde nicht angehört, Maurys Beweis, daß die drei Sendboten das Gegentheil von dem gethan, was sie hätten thun sollen, nicht beachtet. Die Nationalversammlung nahm dies zum Vorwand, um Avignon und Venaissin Frankreich einzuverleiben, weil die Bevölkerung es wünsche und Frankreich ein Anrecht habe. Die päpstliche Beschwerdeschrift nennt diesen Beschluß kurzweg einen Diebstahl, zu Stande gebracht durch einen seit langer Zeit unter der Hand begünstigten Aufruhr, durch einen den Verbrechern ertheilten Schutz, durch die Ermordung der Rechtschaffenen, durch Sicherung des Aufstandes vermöge der Ungestraftheit.

Aber dieser Beschluß war doch nicht im Stande, dem Blutvergießen in Avignon vorzubeugen. Die schöne Stadt an der Rhone sollte ihre Septembertage noch vor Paris haben. Der Notar und Secretär des Gemeinderathes hatte den Beschluß durchgesetzt, daß jeder Soldat der Armee von Vaucluse täglich 15 Sous Sold haben sollte und, da die Gemeindekasse leer war, daß die Kirchenschätze verkauft und die Glocken eingeschmolzen werden müßten. Die Gemeinderäthe, die diesem Antrag widerstanden, und 22 Bürger wurden von den Soldaten ins Gefängniß geworfen. Nun herrschte der Säbel. Die leitenden Männer waren Jourdan und Genossen Jourdan,[2]) Lescuyer, Tournal, die beiden Mainvielle und die beiden Duprat, Kaufleute, die durch Verbrechen reich zu werden trachteten. Der Krapphändler Jourdan war vierzig Jahre alt, fleischig, schwerfälligen Ganges, kupferrothen Angesichts, an seiner Seite trug er einen großen Säbel, im Gurt zwei große Pistolen, dann je eine kleine Pistole in jedem Sack; nach Merciers übrigens bestrittener Behauptung war Jourdan in seiner Jugend Sclave in Marokko, rauben. wo er seine Fertigkeit im Kopfabschneiden erworben haben soll. Lescuyer, Secretär des Stadtrathes, war ein Schwärmer für die Revolution, welcher er sein Vermögen opferte. Von Tournal, dem Redacteur des „Courier d'Avignon", sagt Dampmartin, die Hölle, welche sich auf seinem Gesicht abspiegelte, habe in seinem Herzen gehaust.[3])

Zorn darüber. Doch erweckte ihr Treiben Widerstand. Ein Straßenanschlag: „Das Pfandhaus ist überwältigt und wird geplündert!" erregte großes Aufsehen. Das Volk

---

[1]) Brave Brigand de Vaucluse.

[2]) Jourdan ließ eine Proscriptionsliste herumtragen, die also lautete: „Ceux qui voudront que les ci-après nommés soient pendus n'auront qu'à signer."

[3]) Dampmartin, Évènements qui se sont passés sous mes yeux pendant la révolution française. I, p. 295. — Louis Blanc, Révolution française. VI, p. 146—47.

versammelt sich, 16. October 1791, die Sturmglocke ertönt. Vier Männer holen Lescuyer aus seinem Hause ab in die Franciskanerkirche; da solle er angeben, wohin ein Sack mit Silbergeräth gebracht worden sei, das im Versatzamte war. Er steigt auf die Kanzel, gesteht ein, der Sack mit Silber sei weggenommen worden. „Was ist mit den Glocken?" ertönt ein Ruf, „man muß diesen Räuber umbringen!" — Er steigt von der Kanzel, will am Altar vorbei — da fallen Schläge von allen Seiten auf ihn — er stürzt blutend zusammen.[1]) Man brachte dem Gefallenen eine Menge Wunden bei, schnitt ihm die Nase und die Lippen ab, schlug ihm mit Steinen die Zähne ein. Weiber stachen ihn mit Scheeren — unter entsetzlichen Schmerzen lebte er bis zum Abend. So wurde Lescuyer ein Opfer seiner Treulosigkeit, denn er hatte die Absicht, die Schuld des Raubes, an dem er sich selber betheiligt, auf seine politischen Gegner zu wälzen und die Versammlung gegen sie zu deren Mord aufzureizen, um sich so von seinen Anklägern zu befreien. Es kam anders —: er verlor ob der Entrüstung der Versammelten die Besinnung, wollte fliehen, ward festgehalten und ermordet.[2]) Ein eben anwesender Fremder, welcher die Rasenden abhalten wollte, entging nur mit Mühe dem Tode.

Lescuyer ermordet

Seine Verbündeten kamen zu spät, um Lescuyer zu retten. Jourdan durchzog zuerst mit 300 Mann und zwei Kanonen die Stadt, um die Thore zu schließen, dann erst nahte er der Franciscanerkirche. Ein großer Theil des Volkes hatte diese bereits verlassen; die da waren, flohen oder wurden erschossen oder in die Sorgue geworfen. Einige suchten Zuflucht in einem Abzugscanal — Jourdan ließ ihn zumauern. Dann wurden 62 Männer und Frauen, welche im Verdacht standen, in der Kirche am Morde Lescuyers mitschuldig oder Anhänger des Papstes zu sein, ins Gefängniß geworfen. In der Nacht begab sich Jourdan mit Fackeln und 200 Mann in dieses Gefängniß, in dem auch die abgesetzten Gemeinderäthe schmachteten, „um der abgeschiedenen Seele seines Freundes eine Hekatombe zu opfern". Die Mörder fielen über die Gefangenen her und schleppten sie zu einem der nahen Thürme des alten päpstlichen Palastes, welcher die Eisgrube[3]) hieß. Hier wurden sie unbarmherzig niedergemacht und in das Loch der Eisgrube geworfen, Halbtodte und noch Lebende ihnen nachgeschleudert, Männer und Frauen. Jourdan, von vier Schreibern umgeben, machte den Richter.

Avignons Schreckenstage.

La glacière.

Der Erste, der vor ihn gebracht wurde, ein gewisser Delmas, wurde erschossen und in die Grube geworfen. „Alle müssen da hinein!" hieß es. — „Du stirbst eines schönen Todes, Du stirbst durch die Hand des Vaterlandes!" rief Jourdan einem Andern zu. Eine Madame Niel rief: „Man muß mit Muth sterben!" Im Augenblicke, da sie zur Grube geschleppt wurde, stieß sie auf die

---

[1]) Procès verbal de la commune d'Avignon, du dimanche 16 Octobre. — Buchez et Roux, Hist. parlem., XII, p. 420—22.

[2]) Tourzel, Mémoires. II, p. 10.

[3]) La glacière. Der päpstliche Palast lag an einem Hügel und bestand aus sieben mit einander verbundenen Thürmen. In einem war die silberne Glocke, welche nur beim Tode oder der Wahl eines Papstes geläutet wurde. — Vgl. Weber, Mémoires, II, pag. 335—36.

Leiche ihres Sohnes; „Ach, mein schönes Kind!" rief sie, indem sie auf die Leiche sich warf. Der Tod vereinte Beide! Jourdan sprach seine Urtheile angetrunken, Branntwein erhitzte die Mörder, sie waren erbarmungslos — nur ein Mädchen von neun Jahren rettete ihre Mutter durch ihr inniges Flehen, indem sie die Kniee der Mörder umarmte. Mehrere Frauen erlitten vor dem Tode Qualen, entsetzlicher als der Tod. Als die Gräuelthat vollbracht war, wurde Kalk und Wasser in die Grube geschüttet, eine jede Spur der Opfer zu verwischen, und wurde die Oeffnung zugemauert. Am andern Tag wurde in den Häusern noch geplündert und in den Straßen gemordet. Ein Knabe von zwölf Jahren eilte den Soldaten nach, die seinen Vater fortschleppten, und flehte weinend um Gnade. Des Geschreies überflüssig hieben die Mörder zuerst den Knaben nieder und gaben dann seinem Vater den Todesstreich.[1])

Säbel-regiment. Das sind die Schreckenstage von Avignon — sie dauerten länger als in Paris. 21 Tage herrschte Jourdan und seine Bande darin. Die Thore blieben geschlossen, Niemand durfte hinein, Niemand hinaus. Getreide, Kühe, Schaafe, Oel, Gemüse wurden auf das Schloß für ihn und seine Bande geschafft. Ueber das Loos der Gefangenen gingen nur dunkle Gerüchte; die Zeitung der Regierung behauptete, sie lebten alle noch. In einem nachträglich gemachten Protokolle stand, Unruhen wären in den Gefängnissen ausgebrochen, die Behörde habe auf den Stufen leider Blutspuren gesehen, aber 25 Gefangene in bestem Wohlsein gefunden.

Einzug der Gewaltboten. Indeß hatte der König 2. October 1791 auf Andringen seiner Minister die Einverleibung genehmigt und wurden drei Bevollmächtigte abgesendet, die Vereinigung zu vollziehen. In Orange hörten sie von den Gräueln und rückten mit 3000 Mann vor Avignon. Jourdan hatte anfangs im Sinne sich zu wehren, doch verlor er schnell den Muth, als Kanonen gegen das Schloß aufgeführt wurden; er kam dem General Choisy entgegen und wollte ihn in die Stadt geleiten. Im Namen des Königs empfingen die Bevollmächtigten die Schlüssel der Stadt und den Huldigungseid der Einwohner. Aber welch ein Einzug in die jetzt verödete, sonst so schöne, blumen- und orangenreiche Stadt! Väter, Mütter und Kinder stürzten weinend den Bevollmächtigten zu Füßen und baten um die Freilassung ihrer Angehörigen.

Entdeckung. Wo waren sie? Man eilte nach dem Schlosse — eine breite Blutspur, welche die Mörder durch kein Waschen hatten unsichtbar machen können, ein Leichengeruch deutete an, was aus den Unglücklichen geworden. Man öffnete die Eisgrube, 110 Leichen wurden herausgezogen, 70 von Männern, 32 von Frauen, 8 von Kindern. Einige müssen noch lebend hinuntergekommen sein, denn man fand ihre Leichen knieend gegen die Mauer, wahrscheinlich hatte, während sie beteten, der Tod sie erlöst. Ein Vater umarmte seinen Sohn, Lippe hing erkaltet noch an der Lippe, sterbend hatten sie sich den Abschiedskuß gegeben. Welche Scene, als Väter ihre Kinder, Frauen ihre Männer unter den Leichen suchen mußten!

Der Jammer war unbeschreiblich. Sofort wurden die Verfolger verfolgt. Die Bevollmächtigten befahlen, „die tapfern Räuber von Vaucluse" zu verhaften — einige hatten sich versteckt, andere leisteten Widerstand, Jourdan war entkommen.

---

[1]) Weber, l. c. II, p. 336.

Ein junger Mann, Bigonnet, den er geächtet und der versprochen hatte, er werde ihn einfangen, wenn man ihm 20 Hußaren mitgebe, sprengte ihm in den Fluß Sorgue nach. „Du bist des Todes", schrie Jourdan, bis an die Zähne bewaffnet, „wenn Du mir nahe kommst!" und zielte auf ihn. — „Du bist ein Feigling und wirst mich nicht treffen!" entgegnete der Jüngling, faßte ihn, riß ihn vom Pferd und zog ihn ans Land. Unter dem Hohn und Rachegeschrei Derer, die er elend gemacht hatte, wurde Jourdan durch die Straßen Avignons ins Gefängniß geschleppt. Er zeigte sich trotzig, er habe nur auf höheren Befehl gehandelt, und wies Briefe von Mitgliedern der Nationalversammlung vor. Jourdan gefangen.

Diese beschloß, es solle ein Gericht von fünf Richtern bis 10. December zusammentreten, worüber die Jakobiner sehr eiferten, denn die Ermordeten seien doch nur Aristokraten und Abergläubige gewesen, während die Mörder Patrioten und Helden der Freiheit seien, die höchstens zu weit gegangen, indem sie nicht bloß gemordet, sondern auch geraubt und genothzüchtigt hätten. Am 16. März 1792 wurde sogar ein Antrag auf Amnestie eingebracht. Gerichtshof.

Fraissenel entgegnete, es seien Verbrechen so entsetzlicher Art begangen worden, daß das Wort Vergeben und Vergessen auf sie nicht angewendet werden könne. Vassale, ein verkommener katholischer Pfarrer, vertheidigte die Mörder, weil sie den Eingebungen ihres Gewissens gefolgt seien: sie hätten Niemanden anderen verfolgt als die Despoten. Als Dumas darauf hinwies, daß die Legislative nicht Amnestie bewilligen dürfe, denn das sei ein Zeichen der Oberherrschaft, wurde er zur Ordnung gerufen. Deleutre aus Avignon wies darauf hin, wie schrecklich es sich rächen werde, wenn man den Mördern Vergebung und Freiheit bewillige; man habe den Avignonesen Sicherheit versprochen und wolle jetzt die Mörder ihrer Väter, Mütter und Kinder frei unter ihnen umhergehen lassen. Lasource, ein protestantischer Prediger, rieth gar, den Unglücklichen, ob des Verlustes der Angehörigen, Beweise von Theilnahme, Wohlthaten, rührende Aufrufe zukommen zu lassen, ihre Gegner aber unter die Amnestie einzubeziehen, welche nach Annahme der Verfassung erlassen worden sei. Man wolle über Jourdan das Todesurtheil aussprechen, während Bouillé, das Ungeheuer, noch lebe. — Vergniaud setzte sein Genie herab, indem er die Mörder vertheidigte und alle Schuld auf die Aristokraten schob, ein solcher Criminalprozeß wäre ein Verbrechen gegen die Menschheit. „Sollen Scharfrichter und Henker das erste Geschenk sein, das Ihr den Einwohnern von Avignon bringen wollt?" — Vassalle. Deleutre. Vergniaud.

Die Versammlung beschloß, für alle Verbrechen, welche in den Grafschaften Avignon und Venaissin bis zum 8. November 1791 begangen worden seien, vollständiges Vergeben und Vergessen eintreten zu lassen.[1]) Amnestie

Diese Amnestie verbreitete Schrecken in Avignon. Jourdan und seine Spießgesellen wurden 5. April 1792 frei und von ihren Gesinnungsgenossen im Triumphe nach Arles geführt. Die Bevollmächtigten klagten der Versammlung, warum sie blutdürstige Krieger wieder losgelassen, auf die bloße Nachricht davon seien 10.000 Familien aus der Stadt geflohen. Die Richter flohen, die Zeugen versteckten sich, als Jourdan in der Uniform eines Generals, eine Lorbeerkrone Avignon. Jourdan

[1]) Girtanner, Historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution. Berlin 1791. Bd. VII, S. 167—79.

Jourdans Triumph auf dem Kopfe, 29. April 1792 im Triumphe in die Stadt einzog. Hinter ihm kam ein Wagen, auf welchem die lorbeergekrönten Anführer seiner Bande saßen, gezogen von 22 Eseln; neben ihnen ritten ihre Weiber in Amazonenkleidern, ihnen folgte die Armee der **Jakobiner von Marseille**. Schon am nächsten Morgen wurden die Zeugen im Prozesse gegen sie verfolgt, die Häuser geplündert und begann das Morden wieder. — Jourdan ritt jetzt an der Spitze seiner Leibwache durch die Straßen und rief: „Diesmal soll die Eisgrube voll werden!" — „Was habe ich nicht gelitten", mahnte er die Seinen, „was habe ich nicht dulden müssen, um unsere Pläne durchzusetzen!" — Er besetzte jetzt den Bürgerrath und sein Schreiber schlug darin vor, sofort die Eisgrube mit den Verwandten der früheren Opfer und mit den Zeugen zu füllen.[1]

Neue Gräuel.

Bitte an die Legislative. Von Avignon ging flehentliche Bitte an die Legislative, die Einwohner zu retten, die, in ihre Häuser eingeschlossen, jeden Tag den Tod erwarteten, mindestens möge man ihnen die Schrecken eines qualvollen Todes ersparen. Man erwarte jeden Augenblick allgemeine Plünderung. Die Regierung habe Freiheit und Schutz versprochen, man habe auch ihre Truppen kommen gesehen, sie seien aber wieder abgezogen, dagegen seien jetzt die Mörder und Räuber wieder da. Die ganze Nation wünsche, daß die Legislative endlich den Donner des Gesetzes über die Schurken rollen lasse, sonst könne sie eines Tages Männer in ihrer Mitte sehen, die vom Blute ihrer Mitbürger triefen! — Das ist in der That später in Erfüllung gegangen: **Duprat, Mainville, Rovère**, Officiere in der Mörderbande, wurden in den Convent gewählt und stimmten dort für die Hinrichtung des Königs!

Montesquiou. Es war Alles vergebens. Von General **Montesquiou** wurde am 8. Mai in der Versammlung ein Schreiben an den Kriegsminister verlesen, daß die siegende Partei wohl noch einige Gewaltthätigkeiten wagen werde, aber im Ganzen werde man wenig mehr von Avignon hören. Mit Recht fragte **Vaublanc**, ob ein öffentlicher Beamter von künftigen Verbrechen so kaltblütig reden dürfe, die er zu verhindern bestellt sei, und betonte **Francais** aus Nantes, daß er in den Jahrbüchern aller Völker nichts so Entsetzliches finde, wie den Triumphzug Jourdans; man dürfe nicht fragen, welches Verbrechen er und seine Spießgesellen begangen, sondern was es für ein Verbrechen gebe, welches diese Schurken nicht begangen hätten. **Grangeneuve** und der Exkapuziner **Chabot, Merlin, Lasource** und noch einmal **Vergniaud** sprachen für die Verbrecher und es blieb beim letzten Beschlusse.

Vaublanc.

Pius VI. Darf man sich da wundern, daß Pius VI. in der feierlichen Allocution am 26. October 1791 das Mitleid der Christenheit für seine treuen Unterthanen zu erwecken suchte und alle Fürsten mahnte, nicht zu einem Verbrechen zu schweigen, das so abscheulich und ein so gefährliches Beispiel sei; daß er die Nationalversammlung der Zweideutigkeit und des Bruches des Völkerrechtes zieh und stolz ihr Angebot verwarf, „daß der König nicht abgeneigt sein werde, mit dem römischen Hofe zu unterhandeln wegen der Schadloshaltung und des Ersatzes, der demselben gebühren möchte"; wenn er feierlich vor ganz Europa erklärte, daß er keinen Vorschlag zur Entschädigung anhören werde,

---

[1]) Vgl. die Rede Deleutres an die Nationalversammlung bei **Girtanner**, l. c. VII, S. 187—92, und über ihn ebenda S. 299.

nicht allein darum, weil der Papst die Verpflichtung dazu vermöge des bei seiner Erhebung zu der päpstlichen Krone geleisteten Eides übernommen habe, nicht allein darum, weil er den Staaten Avignon und Venaissin mit einer väterlichen Liebe zugethan sei und dieselben als ein kostbares Zugehör des heiligen Stuhles betrachte: sondern darum, weil die Rechte der Oberherrschaft unschätzbar seien und keinen Ersatz zulassen."

Für den Augenblick siegten die Verbrecher. Die Strafe hinkte aber nach. Im Anhang zu Webers Denkwürdigkeiten [1]) ist das Ende der Amnestirten erwähnt: Jourdan wurde 8. Prairial des Jahres II vom Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt, weil er Antheil am Complot der Rhonemündung genommen und sich mit Nationalgütern bereichert habe, er starb auf dem Schaffot. Rovère endete auf der trockenen Guillotine in Sinamary. Mainvielle der jüngere schoß sich eine Kugel durch den Kopf, der ältere endete auf dem Schaffot. Duprat wurde bei Esling erschossen und Blanié endete im Kerker von If. So endeten die Verbrecher der Eisgrube. Die Vergeltung.

Aber wie erging es dem Manne, der für das Recht des Papstes an Avignon in der Nationalversammlung eintrat? — Das glänzendste Loos unter allen Auswanderern hatte der Abbé Maury; er galt als der tadellose Vertheidiger der Rechte des Königthums und der Kirche. Abbé Maury

Ludwig XVI. hatte 3. Februar 1791 ihm seine Anerkennung also ausgesprochen: [2]) „Herr Abbé! Sie haben den Muth des Ambrosius und die Beredsamkeit des Chrysostomus! Der Haß vieler Menschen umgibt Sie. Wie einem andern Bossuet ist es Ihnen unmöglich, mit dem Irrthum zu unterhandeln. Im Kampf gegen die Verläumdung sind Sie der gelehrte Bischof von Meaux. Sie haben den Eifer eines wahren Dieners des Altars und das Herz eines Franzosen aus der guten alten Zeit. Sie erregen meine Bewunderung, aber ich fürchte für Sie den Haß unserer gemeinsamen Feinde; diese greifen zugleich den Thron und den Altar an, Sie jedoch vertheidigen alle beide. Vor einigen Tagen hätte ich ohne Ihre unerschütterliche Kaltblütigkeit und Ihre sinnreiche Antwort einen Franzosen verloren, der sich vollkommen der Sache seines Königs weiht, und hätte die Kirche einen ihrer besten Vertheidiger verloren. Bedenken Sie doch, daß wir Ihrer bedürfen, daß wir Sie nöthig haben und daß es nicht immer nützlich und gut ist, sich gewissen Gefahren auszusetzen. Gebrauchen Sie doch mit Mäßigung jene Begabung, jene Kenntnisse, jenen Muth, die den Stolz Ihrer Freunde und Ihres Königs ausmachen. Seien Sie bedächtiger, Klugheit ist hier nöthig, Ihr König bittet Sie hoch und theuer darum. Ich werde allzu glücklich sein, wenn ich eines Tages meine Schuld gegen Sie werde abtragen und meine Achtung und Freundschaft Ihnen werde beweisen können." Dieses schöne Schreiben macht dem Herzen des Königs, sowie Maury Ehre, welcher für Ludwig XVI. nicht bloß öffentlich die Macht seines Talentes entfaltet, sondern dem König auch insgeheim Gutachten und weise Rathschläge gesendet hatte. anerkannt vom König,

---

[1]) Weber, Mémoires, II, p. 337.

[2]) Poujoulat, Le Cardinal Maury, sa vie et ses oeuvres. Deuxième édition, revue et corrigée. Paris 1859. p. 197.

vom Papst PiusVI., Aber auch der Papst, der edle Pius VI., erkannte dem Abbé ein unbedingtes Recht auf die Achtung von ganz Europa zu und nannte seine Hingebung für die Sache des Thrones und Altars ganz heroisch.

Der Staatssecretär Zelada mußte ihm schreiben: „Seien Sie immer dessen eingedenk, daß der heilige Vater vor Verlangen brennt, Sie zu sehen, daß es ihm ein Bedürfniß ist, Ihnen seinen Dank zu bezeugen, daß Sie seiner Ungeduld sich nicht versagen dürfen, ohne daß Sie auf sich den Schein laden, Sie mißkennen und verachten seine Güte." — Der Papst bot dem Verfolgten eine edle Gastfreundschaft und ein zweites Vaterland an.

Sicher war es für Maury nicht mehr in Frankreich; er beschloß daher das Angebot anzunehmen. Seine Reise über Brüssel und Koblenz nach Rom war vom französischen Adel, ein wahrer Triumphzug. 600 Edelleute stellten sich in Koblenz vor dem Palais der Prinzen in Reihe, um dem Abbé ihren Beifall zu bezeigen. In Rom fand Maury bei den Tanten des Königs, Madame Victoria und Adelheid, den herzlichsten Empfang und wurde mit den ersten Männern und Damen Roms bein Rom. kannt. Die Cardinäle wetteiferten ihm Feste zu geben. Am 17. April 1792 wurde er dem Papste vorgestellt, der ihm seine Erhebung zu hohen Ehren mit den Worten ankündigte: „Wir bitten Sie um Entschuldigung, daß wir Ihnen den Namen nehmen, aber wir werden Ihnen denselben bald wieder zurückgeben." [1]) — Aus dem Nachlaß des eben verstorbenen Cardinals Garampi, des Bischofs von Montefiascone, ließ der Papst einen kostbaren Ring und ein mit Diamanten reich verziertes Kreuz kaufen und steckte den Ring „seinem lieben Maury" mit den Worten an den Finger: [2]) „Hier geben wir Ihnen den Ring, wir bestimmen Ihnen noch die Braut." Am 1. Mai wurde ihm das Bisthum Montefiascone in Gegenwart der Prinzessinen Victoria und Adelheid in Sanct-Peter durch den Cardinal Zelada zugetheilt. Nach Frankfurt zur Kaiserwahl Franz II. sandte Vertreter des Papstes. der hochherzige Papst als seinen Vertreter den neuen Bischof von Montefiascone, welchen dann der junge Kaiser und der König von Preußen mit Zeichen ihrer Anerkennung überhäuften, denn sie sahen diese Sendung als ein Zeichen der Theilnahme an, welche der heilige Vater dem Loose aller Fürsten schenke. Von da wurde Maury mit einer politischen Mission an den Hof von Dresden gesandt, doch hatte der junge Diplomat zu wenig Zurückhaltung und Verschwiegen-Cardinal. heit. Nach Rom zurückgekehrt erhielt Maury die Würde eines Cardinals, am 21. Februar 1794, eine Erhöhung, die das größte Aufsehen erregte. Eine Menge Fürsten beglückwünschten ihn. Der Graf von Provence schrieb ihm aus Turin am 19. Februar 1794, er habe für ihn diese Promotion erbeten, die jedoch Maury nur seiner Unerschrockenheit im Kampf verdanke; er freue sich dessen, denn als Franzose werde er immer auch Frankreich dienen und ihm vielleicht noch mehr Dienste leisten. — Der Graf von Artois schrieb ihm, indem er seinen wahren Muth und sein wahres Talent bewunderte, er zähle auf ihn als einen seiner treuesten Freunde und nannte ihn seinen Vetter. [3]) Der Prinz Condé schrieb an den Papst aus Rottenburg am Neckar: „Der ihn umgebende Adel beauftrage ihn, Seiner Heiligkeit für diese Ernennung zu danken, und schrieb

---

[1]) Vi chiedamo scuse di levarvi il nome; ma velo restituieremo presto Poujoulat, l. c. p. 290.

[2]) Vi diamo l'annello, vi destiniamo la sposa. Poujoulat, l. c. p. 200.

[3]) Cousin.

zugleich an Maury: „für immer sei der gerechte und fromme Fürst gesegnet, der mit dem römischen Purpur den beredten Vertheidiger des Königthums, des Adels und der leidenden Kirche geschmückt hat."

Maury wurde fortan in Montefiascone von ausgezeichneten Personen besucht, zum Beispiel vom König Karl Emanuel IV., vom Herzog von Berry. Bei den Italienern erregte er Staunen durch seine Gewandtheit in Sprachen. Er predigte italienisch, er sprach italienisch so gut wie französisch, und lateinisch so gut wie italienisch. Es war ihm übrigens Bedürfniß, mit Franzosen zu verkehren, und für unglückliche französische Geistliche sorgte er nach Kräften. — Foulon, dem Sohne jenes berühmten Opfers der Volkswuth nach der Einnahme der Bastille, verschaffte er eine Stelle in Montefiascone und dem eigenen Bruder, der früher Prior von Beauvais in der Picardie war, machte er zum Generalvicar seiner Diöcese. Selbst vom Kaiser Paul bekam der neue Cardinal ehrenvolle Anerbietungen. Der Graf von Provence schrieb ihm darüber am 12. August 1798, daß Maury von diesem Anerbieten, obschon es dem Prinzen zu großer Genugthuung gereiche, keinen Gebrauch machen möge, denn das Greisenalter des heiligen Vaters, seine Gebrechlichkeit, die schweren Prüfungen, denen er unterworfen sei, kündigten an, daß er nicht mehr lang leben werde, und Maury müsse dann wachsam sein — mit anderen Worten: Ludwig XVIII. hegte die Hoffnung, den Abbé Maury einst mit der höchsten Würde der Christenheit geschmückt, mit anderen Worten ihn einst als Papst zu sehen. So hoch war der arme Provençale in kurzer Zeit durch seinen Muth, durch sein Talent gestiegen.

Das Verhalten gegen Avignon gereicht der Nationalversammlung nicht zur Ehre, so wenig als ihr Schwanken in der Angelegenheit Domingos, das, wie sich schon gezeigt hat, den Aufruhr in der Kolonie hervorrief. Wenn es in Frankreich immer Geschichtschreiber gab, welche die Nationalversammlung überschätzten, so hat es auch nie an scharfblickenden und wahrhaftigen Männern gefehlt,[1]) welche ihre Sünden aufzählten, wie dies der charakterfeste Mounier that. „Aller Gehorsam hörte auf, sobald sie zur Gewalt kam, alle gesellschaftlichen Bande lösten sich durch den Geist, der von ihr ausging. Sie kannte kein Verdienst als die Unterwerfung unter ihren Willen, kein ärgeres Verbrechen als Ungehorsam gegen ihre Befehle. Sie hatte die Freiheit immer im Mounier

[1]) Mounier, Sur les causes qui ont empêché les Français de devenir libres. II, p. 42. Mounier hielt nach den Octobertagen die Nationalversammlung nicht mehr für frei und begab sich nach Grénoble, um die Stände der Heimath gegen Paris aufzuregen und eine allgemeine Bewegung der Landschaften gegen Paris zu Stande zu bringen. „Die Dauphiné hat die Franzosen zur Freiheit aufgerufen, sie muß sie jetzt zur Vertheidigung des Königthums aufrufen." Ein energisches Auftreten der Landschaften hätte vielleicht manches Uebel abgewendet. Aber die Bewegung scheiterte, die Gegner waren sehr rührig und Mounier bleibt zuletzt Nichts übrig, als nach Genf zu fliehen. Lafayette ließ ihm den Gesandtschaftsposten in Nordamerika anbieten, doch Mounier lehnte ab: „Ich habe das Königthum vertheidigt, vielleicht vermag ich es noch einmal zu vertheidigen, und zwar im Interesse der Freiheit; ich will aber nicht den Verdacht auf mich laden, als hätte ich es gethan, um eine Stelle zu erlangen. Von der neuen Ordnung der Dinge will ich Nichts wissen, sie ist fehlerhaft und ein Verbrechen. Ich will nicht der Vertreter eines gefangenen Königs oder einer tyrannischen Nationalversammlung sein, welche alle Grundsätze der Gerechtigkeit und wahren Freiheit mit Füßen tritt." Revue des questiones historiques. 1867, 1 Janvier.

Munde, ihr Handeln aber war hart und eigensüchtig. Sie sprach von Toleranz, ließ aber Diejenigen verfolgen, welche die Religion ihrer Väter beibehalten wollten, und beraubte das Volk seiner Tempel und Priester. Erklärte Atheisten, die sichs zur Ehre rechneten, an keinen Gott zu glauben, wollten sie das Volk durch Eide binden und, vom Abschaum des Pöbels und durch Gewalt der Waffen unterstützt, einen neuen Gottesdienst einführen" — wirft ihr Mounier mit Grund vor. Ihr Gebahren im Finanzwesen hatte den kläglichsten Erfolg. Sie zog riesige Güter ein, brachte eine ungeheure Menge Papier in den Verkehr und hinterließ ein Deficit, welches achtmal so groß war, als zu der Zeit, da sie ihre Sitzungen begann. Sie vermehrte die Auflagen und vernichtetete die Mittel, dieselben zu heben. Mounier, welcher die Verhältnisse, wie Wenige, kannte, wirft ihr auch vor, nicht bloß daß sie ungeheure Summen durchgebracht habe, sondern daß viele ihrer Mitglieder sich bereicherten und unter sich die Beute vertheilten, welche sie den Geistlichen abgenommen hatten, und daß darum zuletzt Rechnung verweigert wurde. — Sicher ist der Vorwurf begründet, daß sie den Papst ungerecht seines Landes beraubt und durch ihr tactloses Schwanken die Verheerung der französischen Kolonieen veranlaßt hat. —

Die gesetzgebende Versammlung.

Am 1. October 1791 eröffnete die zweite Nationalversammlung, die Legislative genannt, das heißt die gesetzgebende, ihre Sitzungen. Es waren aber nicht mehr 1200 Männer, sondern 745; eigentlich sollten es 747 sein, nämlich neunmal so viel, als Departements im Königreiche waren, deren es 83 gab. Allein das hauptstädtische Departement stellte, weil es so klein war, nur einen Abgeordneten statt drei und durch den Ausfall dieser zwei stieg die Zahl der Abgeordneten nur auf 745. Doch nicht bloß die Anzahl, sondern auch das Aussehen und die Gesinnung der Abgeordneten unterschied die gesetzgebende Versammlung von der constituirenden. Es waren meist junge Männer zwischen 20 und 30 Jahren, man sah wenig weiße Haare, wenig Runzeln auf der Stirne; es waren wenige Träger alter Namen oder Besitzer eines großen Vermögens, sondern meist bisher unbekannte, wenig bemittelte Männer, 300 Advocaten, 70 Schriftsteller, 70 constitutionelle Geistliche. Die Wahlen hatten stattgefunden zur Zeit, da der Kampf gegen die Feuillans sich zu Gunsten der Jakobiner entschied, und unter dem Einflusse der Clubs waren die Meisten gewählt worden, in der Regel, weil ihre Gesinnung der Republik zuneigte. Auf Erfahrung im Staatsleben kam es den jakobinischen Wählern nicht an, sondern nur auf Stärke demokratischer Gesinnung. Der Adel Frankreichs war im Ausland, den Demokraten war also bei den Wahlen das Feld überlassen.

Eröffnung.

Abgeordnete.

In höheren Kreisen hatte man eine geringe Meinung von der neuen Versammlung. Der Graf von der Mark schreibt: [1]) „Drei Viertel der neuen Deputirten sind Nichts bedeutende Männer und die anderen werden sich nur durch brandstifterische Meinungen bemerkbar machen." — „Mehr als neunzehn Zwanzigstel der Glieder dieser Versammlung haben keine andere Equipage als Ueberschuhe und Regenschirme. Man hat berechnet, daß all diese neuen Deputirten zusammen keine 300.000 Livres Einkommen in Grundeigenthum besitzen. Eine solche Versammlung, welche sich nicht durch guten Anstand in Ansehen zu setzen weiß, da die meisten ihrer Glieder keine Erziehung erhalten haben, die nur mittelmäßige Talente ankündigt, die dem Volke Nichts mehr zu opfern hat, wenn nicht

Geringe Meinung

[1]) Arenberg-Mirabeau, Briefwechsel, Bd. III, S. 265.

die Gesellschaft gänzlich aufgelöst werden und zum „Rette sich wer kann" kommen soll; eine solche Versammlung kann sich weder die Achtung, noch das Vertrauen, noch die Gunst des Publicums erwerben — die Pariser nennen sie Bettelbuben." [1])

Von den 24 Abgeordneten, welche die Stadt Paris zu wählen hatte, Brissot. waren die berühmtesten **Condorcet** und **Brissot**. Die Wahl des Letzteren wurde sehr bestritten, er drang erst im eilften Wahlgange durch. Ein Schriftsteller Morande griff sein ganzes Leben an, warf ihm unsittliche Schriftstellerei, Betrügereien, Gelderschwindelung, Charakterlosigkeit vor, und gewisse schwerwiegende Angaben konnten von Brissot nicht widerlegt werden.[2]) Er war der Sohn eines Pastetenbäckers aus Chartres, nannte sich aber vom Gut, auf dem er geboren war, von **Warville**, als wäre er von altem Adel. Er wollte Benedictiner werden, aber Dom Mulet verleidete ihm das Kloster. Nun ging er zur Schule Voltaires über und schriftstellerte, nicht um die Wahrheit zu verbreiten, sondern um Geld zu gewinnen und sich einen Namen zu machen. Er konnte nicht wegläugnen, daß er die ruchlose Brochüre „Der Teufel im Weihkessel" [3]) geschrieben habe. Er gerieth in London in die Bande der literarischen Raubritter,[4]) welche durch Androhung von Enthüllungen und dergleichen von ihrer Regierung oder von reichen Privaten Geld erpreßten. Er verfaßte eine gemeine Parodie zum Stabat mater; er schwindelte unter dem Vorwand, ein französisches Lyceum in London zu gründen, einem Engländer einen Vorschuß dazu im Betrag von 13.335 Livres ab, die er jedoch nur für sich und seine Familie verwendete, ohne je einen Schritt für ein solches Lyceum zu thun. Als die Revolution Sturmvögel seiner Art an- Marat. lockte, kam Brissot nach Frankreich zurück und **Marat** warf ihm vor, daß er den literarischen Stiefelknecht Lafayettes gemacht habe; zugleich stehe er mit den Republikanern gut und habe die Brochüre geschrieben: „Das Eigenthum ist Diebstahl". Marat rief ihm im „Volksfreund" zu: „Was willst Du denn! Dir geht es wie allen unentschiedenen Menschen. Du willst unversöhnliche Gegensätze vereinigen und hast dabei beiden Parteien mißfallen; hellsehende Patrioten haben kein Zutrauen zu Dir und die Feinde der Freiheit verabscheuen Dich, sie werden Dich mit Hohn von allen Aemtern zurückweisen und Du wirst nie in den Senat, noch in die Verwaltung gelangen. Wenn Dir noch ein Gefühl von Würde bleibt, so streiche Deinen Namen aus der Candidatenliste!"

Marats Beleuchtung der Pariser Wahlen gehört überhaupt zum Originellsten, was er schrieb. Die Wahlen der Pariser seien, meint er, wahrscheinlich, weil er selber nicht gewählt wurde, unwürdig, schändlich, Besorgniß erregend, aber dieser Wahlkörper sei so elend zusammengesetzt, daß es Thorheit wäre, ihn an seine Pflicht erinnern zu wollen. „Er wird nur Feinde der Revolution wählen; er will das Vaterland zu Grunde richten, ohne große Schläge zu wagen: Condorcet. er will das Huhn rupfen, ohne daß es schreit." Er nennt den **Condorcet** einen vollendeten Heuchler mit der Maske des Freimuths, einen geschickten Ränkeschmied, der mit zwei Händen zu stehlen verstehe, einen schamlosen Spitzbuben, der die Gegensätze versöhnen will, der die Stirne hat, ohne roth zu werden, im Circus eine Rede für die Republik zu halten, nachdem er lange Zeit das Journal

---

[1]) **Arenberg**, Briefwechsel, Bd. II, S. 280—81.

[2]) Brissoter wurde einige Zeit hindurch üblich für escroquer = ergaunern, prellen.

[3]) Le Diable au bénitier. Das ganze Beweismaterial gegen Brissot bei **Buchez et Roux**, l. c. XII, p. 5—24.

[4]) Sommateurs hießen sie damals.

des ministeriellen Clubs redigirt habe,[1]) und fragt, wie er eine Stelle im Schatzmeisteramte mit 23.000 Francs Gehalt und seinen Republikanismus vereinigen und lehren könne, daß man keine Könige mehr brauche!

Auch Danton muß sich Hoffnung auf eine Deputirtenstelle gemacht haben, denn der „Babillard" erzählt, wie er, empört über die Wahlen in Paris, sich nach Arcis-sur-Aube entfernt habe. „Bevor er die Hauptstadt verließ, stieß er einen Schrei des Schmerzes über ihren Undank aus und beklagte, als beschimpfter großer Mann, die blinde Ungerechtigkeit seiner Mitbürger." Danton.

Die Verschiedenheit der politischen Gesinnung zeigte sich in den Plätzen, welche die Abgeordneten einnahmen. Die Mehrzahl drängte sich auf die linke Seite. Aber die Rechte hatte ganz andere Gesinnungen, als die Rechte in der Nationalversammlung. Parteinamen waren Feuillans und Jakobiner, jene brachten es jedoch, trotz aller Unterstützung von Seite des Hofes nie zu einer wahren Macht diesen gegenüber. In einem Berichte von Pellenc, dem ehemaligen Secretär Mirabeaus, an Arenberg vom 12. November 1791 heißt es:[2]) „Die Tribünen der Jakobiner, welche 1500 Personen fassen, sind von zwei Uhr an besetzt, wie in der Oper bei den neuesten Stücken. Dort werden die Köpfe vorbereitet und ich wäre wahrlich geneigt zu glauben, gewisse Leute arbeiteten darauf hin, die Gemüther bis zu einer Höhe zu verhetzen, auf welcher Achterklärungen oder irgend eine andere Maßregel möglich würden, deren geheimer Zweck in jedem Falle eine Veränderung in der Regierungsform wäre. Die Deputirten dieser Partei versammeln sich bei den Jakobinern und diese Vorbereitung gibt ihnen schon einen großen Vortheil über die andern. Eben dieselben haben unter sich eine geheime Berathung unter dem Vorsitz von Condorcet an jenen Tagen, wo die Sitzungen der Jakobiner nicht öffentlich sind." Feuillans. Jakobiner.

Gleich die erste Begegnung mit dem Hofe zeigte, wohin der Geist der Versammlung ziele, und daß die Leidenschaft darin das Uebergewicht habe über die staatsmännische Besonnenheit.

Am 4. October sollte der Eid auf die Verfassung abgelegt werden. Um den Schwur feierlich zu machen, wurden zwölf Mitglieder entsendet, die Urschrift der Verfassung zu holen.[3]) Die zwölf Aeltesten wurden gewählt, um die Lade des neuen Bundes zu bringen. Indeß schwören Alle stehend den Eid „frei zu leben oder zu sterben!" Nun kehren die Zwölf, von Nationalgarden geleitet, mit dem neuen Evangelium zurück; Camus, der Archivar der Nationalversammlung, trägt in ihrer Mitte die Urkunde, Alle stehen unbedeckten Hauptes. Der Präsident wendet sich an die Gallerieen, als ob diese ein wesentlicher Theil bei den Erste Sitzung.

---

[1]) Damals charakterisirte das Pariser Blatt „Babillard" diesen Philosophen also:

Jadis mathématicien,
Marquis, académicien,
Sous d'Alembert panégyriste,
Sous Pankoucke encyclopédiste,
Puis sous Turgot économiste,
Puis sous Brienne royaliste,
Puis sous Brissot républiciste,
Puis du trésor public gardien,
Puis citoyen — soldat — puis rien.

[2]) Arenberg-Mirabeau, Briefwechsel, Bd. III, S. 300.

[3]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 42.

Gallerie. Berathungen wären, und spricht: „Französisches Volk, Bürger von Paris, edelmüthige Franzosen, und Ihr, tugendhafte und hochgebildete Bürgerinen, die Ihr in das Heiligthum der Gesetze den süßesten Einfluß bringet, hier ist das Pfand des Friedens, den Euch die Gesetzgebung verschafft! Wir werden jetzt auf diesen Inbegriff des Volkswillens den Eid ablegen, frei zu leben und die Verfassung zu vertheidigen." — Also die Gallerie hat einen berechtigten und die Frauen haben einen süßen Einfluß auf die Versammlung, und beim Eid, der theatralisch abgelegt wird, findet eine Art Prahlen statt, mit welcher Tapferkeit diese Männer diese Verfassung, diesen Ausdruck der öffentlichen Vernunft, vertheidigen werden — etwa gegen den blutgierigen König! Nicht ein Jahr lang hat diese Verfassung Bestand gehabt. In all den Eiden, die sie schworen, kam auch nicht ein Wort von Gott oder göttlichen Dingen vor.

Eid auf die Verfassung. Der Präsident — es war Pastoret — bestieg hierauf die Rednerbühne, auf welcher Camus die Verfassungsurkunde hielt, legte die Hand auf die Urkunde und sprach den Eid: „Ich schwöre, aus allen meinen Kräften die von der Nationalversammlung in den Jahren 1789, 1790, 1791 beschlossene Verfassung des Reiches aufrecht zu erhalten, während der Sitzungen der jetzigen Nationalversammlung Nichts vorzuschlagen, noch in irgend Etwas einzuwilligen, was dieser Verfassung im Geringsten entgegen sein könnte, und in Allem der Nation, dem Gesetze und dem Könige treu zu sein." Hierauf wurden nach dem Alphabet die Abgeordneten der einzelnen Departements vorgerufen und sie sprachen den Eid, mit der Hand die Verfassungsurkunde berührend.

Die Versammlung ist also constituirt. Nun soll dies nach der Verfassung dem König mitgetheilt werden. Während 60 Mitglieder zu dieser Deputation gewählt werden, spricht Cerutti der früheren Nationalversammlung den Dank aus „für ihr unsterbliches Werk" und „für die Beispiele von Hochherzigkeit, die sich während ihrer Sitzungen kundgab — und die ewig in der Erinnerung des französischen Volkes haften werden." — „Welcher Senat in Rom, welches Parlament in England, welcher Congreß in Amerika hat so große Dinge in so kurzer Zeit und mit so wenigen Mitteln vollbracht? Drei Jahre haben vierzehn Jahrhunderte der Sclaverei vernichtet und Jahrhunderten des Glückes Bahn gebrochen. Wie wird erst später der Name jener Männer glänzen, welche Hand an dieses stolze Gebäude gelegt haben!" — Ohne Selbstlob kann keine Sitzung vorübergehen! Beifallsrufe bezeugen die Bereitwilligkeit der Nationalversammlung, welche Mirabeau „einen störrigen Esel" nannte, für ihr unsterbliches Werk, das nicht ein Jahr anhielt, den Dank auszudrücken, als Chabot, früher eifriger Kapuziner, der aber, sobald der Umsturz siegte, seine Kutte und christliche Gesinnung ablegte und eifriger Jakobiner wurde, die Frage erhob, ob es nicht würdiger sei, zu erklären, „die Verfassung sei die möglich vollkommenste".[1]) Mit anderen Worten: bei den Jakobinern hat man schon eine noch bessere, die republikanische, in Vorbereitung.

(Margin: Die unsterbliche Verfassung.)

Botschaft an den König. In der Sitzung vom 5. October berichtete Duchâtel über die Gesandtschaft an den König. Sie begaben sich um 4 Uhr in die Tuilerien, der Justizminister sagte ihnen aber, der König könne sie erst am nächsten Tage empfangen. Die Gesandtschaft bestand jedoch darauf, noch am gleichen Tage empfangen zu werden. Darauf wurde sie auf 9 Uhr Abends beschieden. Ihr Führer Duchâtel redete den König mit den trockenen Worten an: „Sire, die gesetzgebende Versammlung hat sich endlich constituirt und sie hat uns abgesandt, um Eure Ma-

[1]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 47.

jestät hievon zu benachrichtigen." — Der König fragte den Sprecher um die Namen der Andern, dieser wußte sie jedoch nicht. Nun sagte der König ganz freundlich: „Ich kann Sie erst am Freitag sehen." Darauf zogen sich die Abgeordneten zurück.[1])

Der Bericht erregte Unwillen. „Die Versammlung hat unmittelbaren Verkehr mit dem König, sie darf nicht erst den Minister um eine Audienz bitten!" rief ein Mitglied. Darauf kam der Antrag, nicht mehr den Namen Majestät zu gebrauchen, Ludwig XVI. sei einfach „König der Franzosen" zu benennen. Die Versammlung habe mehr Rechte als ihr Beamter, der König, deßungeachtet wolle man noch mit der vollziehenden Gewalt auf gleichem Fuß verhandeln — die Versammlung kann jeden Augenblick zum König und der König jeden Augenblick zur Versammlung, und dergleichen. Also der König ist nicht die Majestät, sondern das Spielzeug von einem Haufen Advocaten und bettelhafter Schriftsteller![2]) Majestät abgeschafft.

Da jedoch der König erklärte, er werde am Freitag kommen, so fragte Couthon: „Soll die Versammlung aufstehen, wenn er aufsteht, sich setzen, wenn er sich setzt — wie Automaten, die sich nur nach seinem Willen bewegen? Soll man ihm noch einen goldenen Stuhl hinstellen, als ob ein Stuhl wie der des Präsidenten nicht gut genug für ihn wäre?" Chabot wunderte sich, wie der König sagen könne: „Ich komme um drei Uhr zu Euch" —, als ob die Abgeordneten auf ihn warten müßten und nicht früher ihre Sitzungen schließen könnten.[3]) Nun beschloß die Versammlung in einer stürmischen Verhandlung: 1. Wenn der König in die Versammlung kommt, sollen die Mitglieder mit unbedecktem Haupte aufstehen. 2. Wenn der König bis an den Tisch gekommen ist, so mag jedes Mitglied sich niedersetzen und bedecken. 3. Vor dem Tische sollen zwei gleiche Stühle neben einander stehen und der Stuhl zur linken Seite des Präsidenten soll für den König sein. 4. Im Falle der Präsident von der Versammlung beauftragt wird, den König anzureden, so soll er ihm keinen andern Titel geben, als „König der Franzosen". 5. Eben so sollen auch die Deputationen an den König ihn nennen. 6. Wenn der König die Versammlung verlassen wird, sollen wie bei seinem Eintritt alle Mitglieder aufstehen, unbedeckten Hauptes. 7. Zwölf Mitglieder sollen den König empfangen und wieder zurückgeleiten. Also die Titel Sire und Majestät waren aufgegeben und im Grunde das Beispiel und die Anordnung der constituirenden Versammlung abgelehnt und den Rechten des Königs Eintrag gethan.[4]) Wie der König zu empfangen sei.

Bei den Gallerien fand die neue Versammlung ob dieser Demüthigung der Krone rasenden Beifall, aber die Bürger von Paris äußerten laut ihr Mißfallen — ihnen war mit der Verfassung Freiheit genug gegeben, sie wollten keine Revolution mehr, wohl aber Aufblühen von Industrie und Handel. Einzelne Abgeordnete wurden am Abend mißhandelt, ja mit dem Tode bedroht.[5]) Der König fühlte sich tief verletzt. Voll Sorge waren die Mitglieder der constituirenden Versammlung, die auf Ehrenbänken der Sitzung beigewohnt hatten, und voll Eifer, an demselben Abend noch ihren jungen Nachfolgern das Mißliche ihres Beschlusses auseinander zu setzen, die Folgen eines Zwiespaltes mit dem König, den Bürger- Die Constituirenden.

[1]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 52—55.
[2]) Ibid., XII, p. 53.
[3]) Ibid., XII, p. 54.
[4]) Ibid., XII, p. 57.
[5]) Ibid., XII, p. 58—74.

krieg, das Sinken der Papiere und dergleichen, und sie einzeln für Widerruf des Beschlusses zu gewinnen.

Zurücknahme des Beschlusses.

Am 6. October verlangten denn auch mehrere Redner unter stürmischen Verhandlungen die Zurücknahme des Beschlusses, denn der Vorschlag dazu sei nicht zu drei verschiedenen Malen mit je einem Zwischenraum von acht Tagen verlesen worden. Der Beschluß verletze den König, und die Nation entehre sich selber, indem sie den König entehre. Die Versammlung allein könne diese Frage nicht lösen, denn die gesetzgebende Gewalt beruhe in ihr und dem König. Der Lärm über diese richtigen Bemerkungen war unbeschreiblich.[1]) Doch entschied die Abstimmung für die Zurücknahme des Beschlusses. Die Versammlung hatte sich also eine Blöße gegeben.

Arenberg.

Der Graf von der Mark schreibt an Mercy: „Selbst die Nationalgarde hat wegen dieser Herabsetzung des Königs mehrere Deputirte beschimpft und unter diesen war einer dumm genug, sich hierüber öffentlich in der Versammlung zu beschweren und zu sagen, man nenne sie „Bettelbuben".[2]) — — Gelingt es nun dem Hofe die Volksgunst zu erhalten, weiß das Ministerium durch sehr verfassungsmäßiges und festes Auftreten diese Versammlung zu bekriegen und vor Allem sich mit der Wiederherstellung der Ordnung, deren Nothwendigkeit der gesunde Theil der Nation mehr als je fühlt, zu beschäftigen, so ist es wahrscheinlich, daß ein solcher Krieg zuletzt zum Vortheile des Königthums ausschlagen würde. Denn man muß nicht aus den Augen verlieren, daß die mißgeborene und absurde Verfassung, die jetzt angenommen worden, kein Gegengewicht zwischen den Gewalten geschaffen und eben dadurch einen immerwährenden Krieg zwischen dem König und der gesetzgebenden Gewalt eingeleitet hat, so daß die Regierung Nichts weiter darstellt als eine Schaukel und die königliche Macht das Uebergewicht haben wird, wenn man sie mit Gewandtheit ausübt, während die Versammlung den Sieg davon tragen wird, wenn sie mit mehr Talent und Verwegenheit angreift, als bekämpft wird." [3])

Eifer der Verfassungsmänner.

Bailly.

Anfangs schien die Sache sich in der That zu Gunsten des Königs zu wenden. Am 7. October wurde das Brustbild **Mirabeaus**, des Vorkämpfers des constitutionellen Königthums, im Saale aufgestellt. Dann kam Maire **Bailly** an der Spitze des Bürgerrathes von Paris und sprach die Versicherung aus, daß Paris die Verfassung aufrecht erhalten und mit seinem Blute vertheidigen wolle. „Wer wird sich weigern ihr zu gehorchen, wenn Ihr selber das Beispiel des Gehorsams gebt? Bei den freien Völkern und Denen, die der Freiheit würdig sind, ist das Gesetz eine Gottheit und der Gehorsam eine Gottesverehrung. Die Gewalten sind weise geschieden und das Volk will, daß sie sich gegenseitig achten. — Die Revolution ist vollendet und das Volk seufzt nach Ruhe."[4]) — Das hieß einen deutlichen Wink geben.

LaRochefoucauld.

Im Namen des Departements begrüßte der Herzog von **la Rochefoucauld** die Versammlung mit einer nicht weniger deutlichen Bemerkung: nur die Aufrechterhaltung der Verfassung vereitle die Hoffnung der Feinde der Freiheit;

---

[1]) **Buchez et Roux**, Hist. parlem., XII, p. 58—74 geben die stürmischen Verhandlungen.

[2]) **Arenberg-Mirabeau**, Briefwechsel, Bd. III, S. 280.

[3]) Ibid., III, p. 281.

[4]) **Ferrières**, Mémoires, III, p. 9.

nur ein weises Verhalten der gesetzgebenden Versammlung könne den kühnen Beschluß der constituirenden rechtfertigen, daß keines ihrer Mitglieder in die neue Kammer eintreten und daß diese allein Frankreich ein Gesetzbuch geben solle.[1])

Da kündigte man an, der König komme. Rasch erhob sich die Versammlung. Jubelrufe ertönten. Ein thronartiger, goldgestickter Stuhl war für ihn da. Was er sprach, machte seinem Herzen Ehre wie seinem Verstand, und erwarb ihm stürmischen Beifall. Der König in der Legislativen.

Er hielt den Abgeordneten ihre Pflicht vor, den Gang der Regierung zu erleichtern, den Credit zu befestigen, die Sicherheit der Verpflichtungen der Nation noch zu erhöhen, Freiheit und Ruhe zu gleicher Zeit fest zu gründen, dem Volke seine neuen Gesetze durch das Gefühl seines Wohlstandes schätzbar zu machen, ein Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen, ein gutes Gesetzbuch abzufassen, die Form der Prozesse zu vereinfachen, durch eine weise Nationalerziehung dem Gemeingeist eine feste Grundlage zu geben, die Landwirthschaft zu heben, den Armen Hilfe und Arbeit zu verschaffen.[2]) — Der König versprach, Ordnung und Mannszucht im Landheer wie bei der Flotte wiederherzustellen und Handel und Kolonieen zu beschützen. Weise war die Mahnung, zwischen dem gesetzgebenden Körper und dem König müsse Eintracht herrschen und unerschütterliches Zutrauen; dann werde die öffentliche Gewalt ohne Schwierigkeit sich entwickeln, das Eigenthum und der Glaube eines Jeden beschützt sein und Niemand der Vorwand bleiben, fern vom Vaterlande sich zu verweilen, in welchem die Gesetze in voller Kraft sind und alle Rechte in Ehrfurcht gehalten werden. Darauf müssen sich jetzt alle Gedanken richten. Das sei der Gegenstand, den er ihrem Eifer, ihrer Liebe zum Vaterland empfehle. — Die Wahrheit dieser Mahnungen, die Wärme, mit der er sie vortrug, gewannen die Herzen. Der Saal ertönte von Beifall. Ludwig XVI. hatte rednerisch einen Erfolg errungen. Rede.

Die Antwort des Präsidenten bot wenig Neues: die Verfassung habe dem Volke die Freiheit gegeben, als Staatsbürger müsse der König sie lieben, als König dieselbe aufrecht erhalten. Der König habe gesagt, er habe das Bedürfniß, von den Franzosen geliebt zu sein; sie, die Franzosen, hätten dagegen das Bedürfniß, ihn zu lieben. Stürmischer Beifall. — Der König verließ den Saal mit heiterem Antlitz. Antwort des Präsidenten.

Am Abend empfing die königliche Familie im Theater rührende Zeichen der Anhänglichkeit. Ihre Anwesenheit schien einen Rausch der Freude zu erregen. Der König war ergriffen; die Königin, Madame Elisabeth, die Kinder wurden mit Jubel begrüßt. Das Publicum war namentlich über die Schönheit und Naivität des Kronprinzen entzückt, welcher den Schauspielern, so ihm gefielen, Beifall zuklatschte oder ihre Bewegungen nachmachte. Viele weinten vor Freude über diese Eintracht, auch in den Augen des Königs sah man Thränen. Es war ein Lichtblick der Hoffnungen — er war leider nur kurz. — Die Frage wegen der Emigranten, dann wegen der eidweigernden Priester störte bald diese Eintracht und die Gestaltung des Parteilebens brach die Macht der Anhänger der Verfassung.

[1]) Ferrières, Mémoires, III, p. 11—13.
[2]) Buchez et Roux, Hist. parlementaire, XII, p. 74.

Das Gesetz gegen die Auswanderer.

Mode auszuwandern. Damals hatte die Neigung, im Ausland Hilfe gegen die Neuerungen zu suchen, beim Adel den höchsten Grad erreicht. Der Hofadel war früher ausgewandert, jetzt wanderte der Landadel aus, in der Bretagne, in Poitou, im Limousin, in der Auvergne fast alle Gutsbesitzer. Man konnte diesem Adel, der die besten Officiere lieferte, Nichts vorwerfen und doch hatte man ihm so Vieles genommen! Die Stimmung war hier erbitterter, zumal diese Edelleute keinen Antheil an den Mißbräuchen der früheren Regierungen hatten. Der Glaube ward verbreitet, Alles, was der König sage, unterschreibe, thue, sei nur erzwungen und werde bei günstiger Gelegenheit widerrufen werden; an der Grenze dagegen stehe das wahre Frankreich und Armeen von Oesterreichern, Preußen, Russen und Spaniern zur Hilfe bereit. Die Ehre habe gesprochen, man dürfe nicht länger zögern. Wer träg zurückbleibe, verliere den Adel, während brave, eifrige Bürgerfamilien ihn erhalten würden. Die Zuversicht auf den siegreichen Einmarsch der Fremdmächte und auf ihren Sieg über das meuterische Gesindel war mächtiger als alles nüchterne Bedenken. Mancher brave französische Edelmann verließ in der Eile Haus und Hof, Weib und Kinder, meist nur mit einem Kleid, wenigen Hemden und wenig Geld, weil er in kurzer Zeit unter ganz anderen Verhältnissen auf seinen Herrensitz zurückzukehren hoffte. — Die Armen ahnten nicht, daß sie ins Elend auszogen und ihre Heimath nie mehr sehen sollten.

Der König dagegen. Auf allen Straßen sah man Tag und Nacht Auswanderer, einzeln und in ganzen Familien. In manchen Städten blieben nur die Clubmänner und der Pöbel zurück. Die Sache war zu auffällig, um nicht Gegenstand der Verhandlung zu werden. Der König wollte sich nicht von der Versammlung drängen lassen zur Verfolgung gegen seine Brüder und den treuen Adel und that die ersten Schritte, der Auswanderung zu steuern: er setzte damals noch seine Hoffnung auf die Durchführung der Verfassung. Desgleichen die Königin, sie sagte zu Moleville: „Wohlan, Bertrand, Muth! Ich hoffe, mit Geduld, Festigkeit und Beharrlichkeit, siegen wir und ist noch nicht Alles verloren.“ [1]

Brief an die Officiere der Flotte, Ludwig XVI. schrieb — da namentlich die Officiere auswanderten — am 13. October 1791 an die Befehlshaber der Seehäfen, um die Neigung zu hemmen. „Sagen Sie diesen Officieren, welche ich hochschätze und liebe, und welche sich dieser Liebe so würdig gemacht haben, daß die Ehre und das Vaterland sie rufen. — Worin besteht Euer Aller Pflicht? Getreu an Eurem Posten zu verbleiben, gemeinschaftlich mit mir, offenherzig und redlich, die Vollziehung der Gesetze sicher zu stellen, von denen die Nation glaubt, daß sie ihren Wohlstand befördern werden, ohne Aufhören neue Beweise Eurer Liebe zum Vaterland und Eurer Ergebenheit für den Dienst zu geben. So haben Eure Väter sich berühmt gemacht,

---

[1]) Bertrand de Moleville, Mém., VI, p. 22. Hist. parlem., XII, 357.

so habt Ihr Euch selbst ausgezeichnet, dieses Beispiel müßt Ihr Euren Kindern hinterlassen. Früher hättet Ihr es als ein Verbrechen angesehen, den Befehlen Eures Königs ungehorsam zu sein — solltet Ihr jetzt seinen Bitten nicht nachgeben?" [1])

In ähnlicher Weise schrieb Ludwig XVI. am nächsten Tage an den Befehlshaber der Landtruppen, daß er fest an der einmal angenommenen Verfassung halten wolle. Da nun das Gesetz und der König künftig Eines und Dasselbe seien, so sei der Feind des Gesetzes zugleich auch der Feind des Königs. „Ich kann Die nicht als mir aufrichtig ergeben ansehen, welche ihr Vaterland in dem Augenblicke verlassen, in welchem es ihre Dienste fordert. Diejenigen allein sind mir aufrichtig ergeben, welche mit mir einerlei Bahn wandeln, welche unverrückt auf ihrem Posten bleiben, welche, statt am öffentlichen Wohl zu verzweifeln, sich mit mir vereinigen, um dasselbe zu begründen, welche entschlossen sind, sich an das Schicksal des Reiches unzertrennlich anzuschließen. — — Sagen Sie dies allen Officieren und Soldaten." [2]) des Landheeres,

Am gleichen Tage erließ der König einen Aufruf gegen die Auswanderung, worin es heißt: [3]) „Ich weiß wohl, daß Staatsbürger, vorzüglich Landeigenthümer, ihr Vaterland nur darum verließen, weil ihnen die Gesetze den Schutz nicht gewährten, den sie mit Recht fordern können. Ich habe über diese Unordnungen geseufzt. Muß man aber nicht auch den Zeitumständen Etwas zu gute halten? Habe nicht auch ich Kummer gehabt? — Und wenn ich denselben vergesse, um mich mit dem gemeinen Wohle zu befassen, habe ich nicht das Recht zu erwarten, daß man meinem Beispiele folgt? — Wie soll das Reich der Gesetze sich gründen, wenn nicht alle Staatsbürger sich um das Oberhaupt vereinen? Wie soll Ordnung und Ruhe entstehen, wenn nicht Jeder durch aufrichtige Versöhnung dazu beitragen will, der allgemeinen Besorgniß ein Ende zu machen? wenn Jeder bei seiner Meinung bleibt und, statt der allgemeinen Meinung zu folgen, lieber auswandert? — Franzosen, die Ihr Euer Vaterland verließet, kommt in den Schooß desselben zurück! Hier ist der Ehrenposten, weil es keine andere wahre Ehre gibt, als seinem Vaterlande zu dienen und die Gesetze zu vertheidigen! Kommt und unterstützt dieselben, wie alle guten Bürger des Staates thun müssen!" an die Ausgewanderten.

In der Kammer mußte diese Auswanderung, die immer tiefer die Gesammtheit wie die Einzelnen berührte, zur Verhandlung kommen: sie kam am 16. October in Anregung, mehr denn 60 Redner schrieben sich ein. Die Legislative.

Lequinio sprach zuerst am 20. Oct. und zeigte, daß es weder den Grundsätzen der Versammlung, noch dem Vortheile gemäß wäre, das Auswandern zu hindern, denn man habe kein Recht, die natürliche Freiheit einzuschränken, welche erlaube einen Ort zu verlassen, an dem man sich übel befinde, um sich nach einem andern zu begeben. Außerdem sei es vortheilhaft, sich von einem verdorbenen Blute zu reinigen, die treulosen Menschen loszuwerden, welche im Falle eines Angriffs dem Feinde helfen könnten. — Die Frage, ob man die Ausgewanderten bestrafen dürfe, beantworte er dahin, Diejenigen, welche in keinem Amte stehen und nur der Furcht oder Verführung folgten, bedienen sich nur der allgemeinen Freiheit, Lequinio

[1]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 157—59.
[2]) Ibid., XII, p. 160.
[3]) Ibid., XII, p. 160—62.

welche die Verfassung Allen zusichert, und dürfen darum nicht bestraft werden, wohl aber die Beamten und Officiere, welche ihre Stelle verlassen — sie sind als Meineidige zu behandeln. — Was die Auswanderer anlangt, so es wagen ihr Vaterland anzugreifen, so ist der erste Schuß derselben das Zeichen zur Einziehung ihrer Güter. Die seit der Amnestie ihre Fahnen verließen, müssen der Rechte als Staatsbürger beraubt werden.[1]) — Lemontey[2]) hielt alle Gesetze gegen Auswanderung für ungerecht und führte Mirabeaus Worte in dieser Frage an. Baigneux meinte, die Auswanderung wäre ein Uebel, das mit der Zeit von selber aufhören würde.

Für Strenge gegen die Auswanderer eiferte dagegen Crestin und für Verbot aller Ausfuhr von Kriegsgeräthe. Die Ausgewanderten entzögen sich dem Schutze eines guten Volkes, welches eben so groß im Vergeben,

Brissot. als in seiner Rache schrecklich wäre. — Nun ergoß Brissot seinen Haß gegen den hohen Adel; den Stamm müsse man treffen, nicht die Zweige, die großen Schuldigen schlagen, welche im Ausland einen Heerd der Gegenrevolution gründeten, die Brüder des Königs, die unwürdig seien ihm anzugehören, denn er habe ja die Verfassung angenommen, übrigens sei die Nation seine Familie. Dann müsse man die Officiere und Beamten strafen, welche ihren Platz verließen, dagegen über die wegsehen, die aus Furcht, Schwäche oder Abneigung gegen die Revolution ihre Heimath verließen. Die großen Schuldigen muß man treffen, der Menge verzeihen. So haben es immer die Tyrannen gethan, und unter diesen Tyrannen führte Brissot in erster Linie den Kaiser Joseph II. auf! Dann erging sich der Redner auf dem Gebiete der Geschichte, machte aber solche Schnitzer, daß er schwerlich in einer Maturitätsprüfung an einem österreichischen Gymnasium bestanden wäre. Auch klagte er den Minister an, der nie die Liste der ausgewanderten Officiere vorgelegt hätte. Er verlangte, daß man das Paßwesen gegen die Auswanderer anwende, daß man eine Frist stelle, binnen welcher alle Ausgewanderten zurückgekehrt sein müßten. Es bestehe eine Verkettung des Truges, die fremden Mächte betrügen die Prinzen, diese betrügen die Empörer und diese betrügen wieder die Menge der Auswanderer. Man müsse sich klar werden über die Lage, dann werde man sich groß und frei fühlen als Franzose. Und nun ergoß sich Brissot in Schmähungen über die Regierungen, wie er es in seiner Kriegsrede bei den Jakobinern schon gethan. Man müsse mit den Mächten eine andere Sprache reden, ihnen den Krieg erklären, wenn sie den Emigranten auf ihrem Gebiete nicht die Rüstungen verwehren. Nur den Fürsten die Pistole auf die Brust gesetzt! — Diese Rede wurde mit Beifall überschüttet, ihr Druck angeordnet.[3])

Sofort erging sich die Debatte über einzelne Theile der Rede Brissots, zum Beispiel über seine Klage wider Bern, die nicht begründet sei. Bischof Fauchet klagte dagegen die Berner Regierung an, daß sie Bürger, bloß weil sie der französischen Bewegung günstig seien, im Schloß Chillon ins Gefängniß geworfen habe, wo sie „von den Wellen des Meeres" bedroht seien. Ueber diese Unwissenheit in der Geographie wurde laut gelacht.

Condorcet. Dann erhob sich Condorcet und sprach über Freiheit, Menschenrechte und über Tyrannei. Zwar das Recht, sein Vaterland zu verlassen und ein anderes zu wählen, habe Jedermann, aber man müsse zuerst seine Verbindlichkeiten erfüllen,

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 162 ff.
[2]) Girtanner nennt ihn irrthümlich Demontèze, l. c. Bd. VIII, S. 43.
[3]) Die lange Rede bei Buchez et Roux, l. c. XII, p. 175.

ehe man fortgehe; auch dürfe man nie die Waffen gegen sein altes Vaterland führen. Gegen Auswanderer, die Krieg wollen, seien strenge Maßregeln am Platz, man müsse die Feinde entwaffnen und nicht warten, bis sie einen meuchlerisch anfallen. Man solle den Ausgewanderten den Bürgereid schriftlich abverlangen und die Güter derer, die sich dessen weigern, einziehen.[1])

Nach ihm hielt Vergniaud seine erste größere Rede, die noch vielfach wie Schuldeclamation klingt, aber doch schon das große Talent dieses Mannes kundgibt. Er behandelte zuerst die Frage, ob ein Staat die Befugniß habe, ein unveräußerliches Naturrecht, wie das der Auswanderung, einzuschränken. Ja, wenn das Vaterland für seine Ruhe die Hilfe seiner Kinder anruft, so ist es heilige Pflicht für diese, ihm ihre Habe und ihr Blut zu opfern. Die unumschränkte Freiheit des Wilden darf Der nicht ansprechen, welcher von der Gesellschaft beschützt sein will. Wer feige flieht, wenn das Vaterland seine Hilfe verlangt, bricht die heiligsten Verpflichtungen. In einem solchen Fall kann der Staat die Auswanderung hemmen, ohne das Recht zu verletzen. Die aber auswandern, bloß um den Krieg zu beginnen, sind als Feinde zu behandeln. — Befindet sich Frankreich im Fall, vor solchen Feinden sich fürchten zu müssen? — das war seine zweite Frage. — Nein, diese Auswanderer sind eher lächerlich als furchtbar; dieses Frankreich im Ausland[2]) erschöpft jeden Tag seine Kräfte mehr, um so schneller, je Mehre kommen; die Rubel der Katharina und das holländische Anleihen sind bald verschwendet, dann werden diese hochmüthigen Bettler, die sich an das Land der Gleichheit nicht gewöhnen mochten, in Schand und Elend ihren Dünkel büßen, und wagen sie einen Angriff auf das Vaterland, so parodiren sie das Unterfangen der Titanen gegen den Himmel. Die Monarchen lassen sie ohnehin im Stich. Die Annahme der Verfassung durch den König hat all ihre feindseligen Pläne in Unordnung gebracht. Die Mächte fürchten die Berührung ihrer Soldaten mit den Helden der Freiheit, es könnten eines schönen Morgens beide Heere sich vereinigen. Greifen sie uns aber an, so möchte es ihnen wohl ergehen, wie es den Persern wider die Griechen erging. Feindliche Absichten haben die in Koblenz allerdings gegen uns; sie haben die angebotene Verzeihung zurückgewiesen, gut, so wollen wir ihnen Haß für Haß zurückgeben. Von ihnen gehen die Gehässigkeiten, die Aufstände, die Unruhen in unserem Lande aus. Aber wo sind die gesetzlichen Beweise dafür? Gesetzliche Beweise hätte auch Cicero für die Verschwörung des Catilina nicht geben können — und doch bestand diese. Wir wollen dem Unglücke zuvorkommen und strenge Maßregeln ergreifen, und nicht unsern Edelmuth als Schwäche verspotten lassen. Zeigen wir Europa eine stolze Haltung! — Welche Maßregeln soll aber die Nation ergreifen? Einmal Diejenigen, die ihr höhere Auslagen veranlassen, auch dafür zahlen lassen; dann die Officiere nach dem Strafrecht behandeln und, was die Prinzen anlangt, dem Grafen von Provence, wenn er auf Verlangen des gesetzgebenden Körpers nicht zurückkehrt, gemäß der Verfassung das Recht der Regentschaft entziehen. Diese Prinzen haben mit ihren Klagen und Verläumdungen Europa gegen uns aufgestiftet; diese Undankbaren, die vollgestopft sind mit den Wohlthaten der Nation! ihr müßt ihnen Ernst zeigen, es ist billig, es ist nöthig, sonst geltet Ihr für schwach. Man sagt wohl, dies werde dem König sehr wehe thun — aber Brutus opferte seine verbrecherischen Söhne dem Vaterlande, und es ist des Königs eines großen Volkes würdig,

Vergniaud.

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 175—79.

[2]) France extérieure — so nannte man die Gesammtheit der Emigranten.

daß er hochsinnig genug ist, um den Ruhm des Brutus zu erwerben. Folgen sie seiner Mahnung nicht, so ist es ein Beweis, daß sie eben so schlechte Brüder als schlechte Bürger sind und durch eine Gegenrevolution ihn ebensogut um den Thron als das Land um die Verfassung bringen wollen. — Vergniauds Rede [1]) fand stürmischen Beifall.

Pastoret. Auch Pastoret sprach in längerer Rede in demselben Sinn. Schon Montesquieu habe gesagt: „Es gibt Fälle, wo man einen Schleier über die Freiheit werfen muß, wie man die Bilder der Götter verbirgt." [2]) Man müsse Ernst zeigen gegen die Prinzen, Ernst gegen die Officiere, aber barmherzig sein gegen die große Menge der bloß Verführten. Vergeben ist Zeichen der Stärke; man darf Die nicht bestrafen, die ihr Vergehen nicht vollbracht haben. Gefahr ist bis jetzt nicht vorhanden; Schweden rüstet ab, Preußen verwehret den Krieg, England liebt die Freiheit Frankreichs, Leopold II. denkt an die Pflicht, die er Europa und der Nachwelt gegenüber habe. „Und wenn auch die Horden der Söldner kämen, was vermöchten sie gegen drei Millionen Bürger, die ihren Heerd, ihre Frauen und Kinder und ihren König vertheidigen und die geschworen haben, frei zu leben oder zu sterben?" [3])

Isnard. Scharf wie der Nordwind sauste am 31. October die Rede Isnards durch die Versammlung: [4]) „Wir haben jetzt zu wählen zwischen Pflicht und Verrath, zwischen Muth und Feigheit, zwischen Ruhm und Verachtung. Fühlt nicht Jeder unter uns, daß die Prinzen schuldig sind — aber weil sie Prinzen sind, so schrecken kleinliche Seelen davor zurück, sie zu strafen. Wenn man sie jedoch über das Gesetz stellt, wo ist die Gleichheit, die man den Franzosen rühmt? Wollt ihr kleine Diebe hängen und große laufen lassen? Das Volk hat vor Kurzem den Henker gemacht, weil es so lange die großen Verbrecher straflos sah. Der Zorn des Volkes regt sich wie der der Götter, wenn das Gesetz nicht mehr straft. — Wollen wir frei sein, so muß nur das Gesetz herrschen und seine niederschmetternde Stimme im Palast des Großen wie in der Hütte des Armen ertönen lassen, und nicht Rang, nicht Titel kennen, wenn es unerbittlich wie der Tod sich auf seine Beute stürzt. Nun sagt man Euch allerdings, jetzt ist keine Gefahr. Ich aber sage Euch, die Nation muß immer wachen, denn der Despotismus und die Aristokratie schlafen nicht und sterben nicht; wenn die Völker einen Augenblick einschlummern, so erwachen sie in Ketten. Das strafbarste aller Verbrechen ist, den Menschen zu knechten, und wenn er das Feuer des Himmels zu seiner Verfügung hätte, sollte er die niederschmettern, welche die Freiheit der Völker antasten. Die Meuchelmörder, die Brandstifter schaden nur Einzelnen; die Verschwörer gegen die Freiheit dagegen schaden Millionen, ja Milliarden, weil sie die kommenden Geschlechter vergiften. — — Von unserem Beschluß hängt jetzt Alles ab: zeigen wir uns feig, so erheben sich unsere Feinde wieder und wir verlieren das Vertrauen und wir gehen zu Grund — und vielleicht Frankreich mit uns. Zeigen wir uns dagegen fest, so erwacht das Vertrauen wieder und — unsere Feinde werden muthlos. Entweder bitten sie dann um edelmüthige Verzeihung oder sie greifen tollkühn an und werden vom Volke niedergeschmettert. — Ist in dieser Versammlung Einer, der nicht glaubt, daß die ausgewanderten Prinzen sich gegen das Vaterland ver-

[1]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 179—97.

[2]) Il-y-a des cas où il faut jeter un voile sur la liberté, comme on cache les statues des Dieux.

[3]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 191—97.

[4]) Ibid., XII, p. 200—203.

schworen haben? Ist Einer da, der behauptet, daß nicht jeder Verschwörer angeklagt, gerichtet und gestraft werden darf, so erhebe er sich und widerlege mich! — — Niemand erhebt sich, Alle schweigen; also ist wahr — was ich sage." [1])

Unter dem Eindrucke dieser Worte hatte Niemand den Muth zu einem Vorschlag voll Mäßigung. Man beschloß: bei Strafe des Verlustes der Regentschaft solle der Graf von Provence binnen zwei Monaten nach der Verkündigung der nachfolgenden Aufforderung nach Frankreich zurückkehren. „Ludwig Stanislaus Xaver, französischer Prinz! Die Nationalversammlung verlangt von Euch, vermöge des Abschnittes III, Kapitels II, Abtheilung III, Artikels II der Verfassung, daß Ihr innerhalb zwei Monaten, von dem heutigen Tag an gerechnet, in das Königreich zurückkehrt. Wofern dieses nicht geschieht, und nach Verlauf des genannten Zeitraumes, sollt Ihr angesehen werden, als hättet Ihr Eurem Rechte auf die Regentschaft entsagt." Am 9. November 1791 wurde beschlossen: [2]) 1. Die jenseits der Grenze des Königreichs versammelten Franzosen werden von diesem Augenblicke an einer Verschwörung gegen das Vaterland für verdächtig erklärt. 2. Wenn sie 1. Jänner des künftigen Jahres noch versammelt sind, werden sie der Verschwörung für schuldig erklärt, gerichtlich verfolgt und mit dem Tode bestraft. 3. Was die französischen Prinzen und die öffentlichen Civil- und Militärbeamten anlangt, die bei ihrem Austritt aus dem Königreich noch im Dienste standen, so soll ihre Abwesenheit am 1. Jänner 1792 desselben Verbrechens gegen das Vaterland sie schuldig machen und sie sollen die ebengenannte Strafe erleiden. 4. In den vierzehn ersten Tagen desselben Jahres soll der hohe Gerichtshof, wenn es nöthig ist, zusammenberufen werden. 5. Die Einkünfte der per contumaciam verurtheilten Verschworenen sollen während ihres Lebens zum Vortheil der Nation eingezogen werden, jedoch ohne Nachtheil für die Rechte der Frauen, der Kinder und rechtmäßigen Erben. 6. Von jetzt an sollen alle Einkünfte der aus dem Reiche abwesenden französischen Prinzen eingezogen werden. Kein Gehalt, keine Pension oder irgend ein Einkommen, soll mittelbar oder unmittelbar an die genannten Prinzen geschehen, an ihre Bevollmächtigten oder Wortführer, bis die Nationalversammlung anders beschlossen haben wird, bei Strafe der Verantwortlichkeit und zweijähriger Galeerenstrafe gegen Diejenigen, welche die Bezahlung anordnen. Keine Bezahlung von Gehalten darf — bei Gefahr derselben Strafe — an die öffentlichen Civil- und Militärbeamten und an die Staatspensionäre geschehen. §§ 7—12 verfügen, daß jeder Beamte, der seit der Amnestie vom 15. September abwesend ist, für abgesetzt gilt und für verlustig des Activbürgerrechtes. Kein Beamter darf ohne einen Paß des betreffenden Ministers die Grenzen des Königreiches überschreiten, die Minister müssen der Versammlung jeden Monat ein Verzeichniß solcher

Beschluß gegen den Grafen von Provence.

gegen alle Emigranten.

---

[1]) Hist. parlem,. XII, p. 199—203.
[2]) Ibid., XII, p. 207—8, 218—21.

Beschluß gegen die Officiere. ertheilten Scheine übergeben. Kein Officier der Linie oder Nationalgarde darf auch nur für einen Augenblick, unter welchem Vorwand es immer sei, die Grenze überschreiten, sonst verfällt er derselben Strafe. Jeder Officier, der ohne Abschied oder Urlaub seine Stelle verläßt, gilt für fahnenflüchtig und wird als Ausreißer bestraft. In jeder Militärdivision wird ein Gerichtshof über die Verbrechen seit der Amnestie entscheiden, die Staatsanwälte werden als Raub die Entwendung von Geld oder Geräth verfolgen, welche den Regimentern gehören; der Minister sendet das Verzeichniß solcher fahnenflüchtigen Officiere an das Kriegsgericht. 13. Jeder Franzose, welcher innerhalb oder außerhalb des Königreichs Leute anwirbt und einreiht, die sich an die Artikel 1 und 2 genannten Versammlungsplätze begeben sollen, wird mit dem Tode bestraft werden. 14. Die Nationalversammlung beauftragt ihren diplomatischen Ausschuß, ihr Maßregeln vorzuschlagen, welche der König im Namen der Nation gegen die auswärtigen angrenzenden Mächte zu nehmen ersucht werden soll, welche auf ihrem Gebiete Versammlungen flüchtiger Franzosen gestatten. 15. Die Nationalversammlung hebt ausdrücklich alle Gesetze auf, welche dem gegenwärtigen entgegen sind. 16. Der gegenwärtige Beschluß soll heute noch dem Könige zur Genehmigung vorgelegt werden." — Das ist das folgenschwere Gesetz vom 9. November 1791.[1])

Pellenc nennt in einem Briefe[2]) an den Grafen von der Mark diesen Beschluß „entsetzlich, die schlimmste aller Thorheiten", man sei dem ewigen Gesetze, welches die Auswanderung erlaubt, dadurch ausgewichen, daß man alle gegenwärtig Ausgewanderten zu Verschwörern erklärt habe; er beklage den König, dem man es zur Genehmigung vorlege.

Veto. Dem König erschien das Gesetz zu hart, er konnte seine Brüder, seine Anhänger nicht zum Tode verurtheilen; schon am 12. November überbrachte der Justizminister seine Weigerung, es zu genehmigen.[3]) — Als er erklären wollte, der König hoffe auf andere, mildere Weise dasselbe Ziel zu erreichen, entzog man ihm das Wort. Diese mildere Weise bestand in einem Schreiben an seine Brüder und in einer Aufforderung, die wie ein ernster Befehl lautet, an alle Ausgewanderten,[4]) nach Frankreich zurückzukehren. Der König rechnete dabei sicher auf Gehorsam, fand ihn aber nicht. Seine Güte gereichte Ludwig zum Nachtheil. Die Ausgewanderten erklärten ihn für unfrei und die Revolutionäre beschuldigten ihn, er spiele mit seinen Brüdern unter der Decke.

Der König an den Grafen von Provence. An seinen älteren Bruder schrieb der König 11. November:[5]) „Ihre Abwesenheit ist ein Vorwand für alle Uebelgesinnten, die da glauben, Sie thäten

[1]) Auch abgedruckt im Anhang zu Ferrières, Mémoires, III, p. 405.
[2]) Arenberg, Briefwechsel. Bd. III, S. 295.
[3]) Die Formel: Sa Majesté examinera.
[4]) Proclamation du Roi. Hist. parlem., XII, p. 225—28.
[5]) Buchez et Roux, l. c. XII, pag. 228—29. Das Schreiben an Artois. Ibid., p. 229.

mir einen Dienst, indem Sie ganz Frankreich in Unruhe und Besorgniß erhalten, die mir das Leben zur Qual machen. Die Revolution ist zu Ende, die Verfassung ist vollendet, Frankreich verlangt dieselbe, und ich will sie aufrecht erhalten. Von dieser Befestigung hängt jetzt das Wohl der Monarchie ab. Die Verfassung hat Ihnen Rechte gegeben, aber unter Bedingungen, welche Sie trachten müssen zu erfüllen. Glauben Sie mir, mein Bruder, widersetzen Sie sich den Zweifeln, die man Ihnen über meine Freiheit beibringen will. Ich werde durch eine recht feierliche Handlung und bei einer Gelegenheit, die Sie angeht, beweisen, daß ich frei handeln kann. Beweisen Sie mir, daß Sie mein Bruder und Franzose sind, indem Sie meinen Bitten nachgeben. Ihre eigentliche Stellung ist bei mir. Ich bitte Sie darum und befehle es Ihnen." — Ludwig XVI. war es voller Ernst. Doch sein Bruder antwortete aus Koblenz 3. December 1791: „Ihr Befehl ist nicht der freie Ausdruck Ihres Willens. Meine Ehre, meine Pflicht, ja sogar meine zärtliche Zuneigung für Sie verbieten mir zu gehorchen." [1]) Der Graf von Artois berief sich auf seine frühere Antwort, an welcher er festhalten wolle. Antwort. An Artois.

Den Aufruf des Königs zur Rückkehr beantworteten mehrere tausend unterzeichnete Edelleute in Koblenz, gleichfalls ablehnend: ein Reich von 25 Millionen, von denen nur der zehnte Theil Grundbesitzer ist, könne nicht auf demokratischer Grundlage errichtet werden. Bei allen anderen Völkern hätten die Grundbesitzer und die Reichen eine über die Anderen hervorragende Klasse gebildet, sonst würde die arme Mehrzahl die Besitzer immer in einem ungewissen und schwankenden Zustand erhalten, denn der ruhige Besitz könne den Eigenthümern gegen die Gewalt der Menge auf keine andere Art gesichert werden, als durch die Meinung von ihrem höheren Range. Dagegen ständen in der neuen Verfassung die Grundbesitzer unter der Herrschaft der Handwerker und Künstler; sie seien von der Verwaltung ausgeschlossen, weil sie nicht den zehnten Theil in den Wahlversammlungen ausmachen. Beinahe in allen Kirchspielen hätten einige Einwohner ohne Kenntniß, ohne Vermögen, darum auch ohne Verantwortlichkeit, die Gewalt an sich gerissen als Bürgeräthe und schalteten jetzt mit dem Vermögen der Grundbesitzer nach Belieben. Wer entscheide in der Nationalversammlung? Advocaten, die man bisher für die Plage des flachen Landes hielt, die aber jetzt Herren seien über Jene, welche durch Stand und Vermögen bisher ihren Haß auf sich zogen. Wie sollen Diejenigen Richter wählen, deren Vortheil es ist, Unwesen und Räubereien zu verlängern? Wie sollen Menschen, welche die Volksgunst nach Laune erhebt oder in ihr Nichts zurückschleudert, eine Stärke für das Recht in sich fühlen? In der neuen Verfassung sei für die Besitzer keine Bürgschaft ihres Lebens und Eigenthums gegen den Neid der großen Menge. — Am Schlusse betheuern sie: „Sire, glauben Sie nicht, daß wir unserem Vaterland entsagt haben. Wir werden zurückkehren und Ruhe und Ordnung herstellen, wir werden Sie wieder auf Ihren Thron setzen! dann geben wir gerne zu die Abschaffung der Salzsteuer, der Freilehen, die Zulassung Aller zu allen Aemtern, zu denen sie fähig sind, die gleiche Vertheilung der Grundsteuer auf alle Eigenthümer. Wir wollen dann unsere persönlichen Beleidigungen vergessen und in Ihren ehemals verirrten Unterthanen nur Mitbürger und Freunde sehen." Antwort des Adels. Zugeständnisse.

Also der Riß läßt sich nicht schließen. Die Waffen müssen entscheiden. Darauf trieb übrigens die Nationalversammlung los. Drängen zum Krieg.

[1]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 230—32. — Ferrières, III, p. 381—87.

Pellenc schreibt an den Grafen von der Mark: [1]) „Der Beschluß, der von den Tribünen mit Begeisterung beklatscht wurde, war in den Ausschüssen vorbereitet. Man war auf die Rückkehr der Ausgewanderten gefaßt, fürchtete sie aber; man besorgte, auf dem Lande würden die Adeligen mit den unbeeidigten Priestern im Bunde einem Widerstande, der schon viele Verlegenheiten erzeugte, noch mehr Stärke geben. Das Decret in seiner jetzigen Form ist daher als das beste Mittel angesehen worden, die Auswanderer jenseits der Grenze zu halten. Die Bestätigung werden Sie sehen, wenn die Reihe an die Priester kommt. Jene hat man verhindern wollen zurückzukommen, diese wird man zwingen wollen wegzugehen. Die gemäßigte Partei hat dieser Beschluß niedergeschlagen; niedergeschlagen ist das rechte Wort, denn ihre Mißbilligung hat sich auf keine merkliche Weise geäußert. Jeder hat kalt gesagt, die Versammlung macht ihre Sache schlecht; Keiner hat gesagt, man müsse sie dahin bringen, umzukehren. Das Volk dagegen sieht dieses Decret gern, denn die Rache gefällt der Menge und, ist die Geschichte unserer Bürgerkriege wahr, so dürfen wir nicht vergessen, daß wir eine der am meisten barbarischen Nationen sind, die es gibt."

Höhnische Gegenforderung. Zur Kriegserklärung fügte der Bruder des Königs noch den Hohn. Der Nationalversammlung sandte er, auf ihre Mahnung zur Rückkehr, folgende Mahnung, auseinander zu gehen: [2]) „Ihr Leute von der Versammlung, die sich Nationalversammlung nennt! Der gesunde Menschenverstand verlangt von Euch laut Titel 1, Kapitel 1, Abschnitt 1, Artikel 1 der unveräußerlichen Rechte der Vernunft, daß Ihr vom heutigen Tage an binnen zwei Monaten heimlauft, sonst werdet Ihr nach Verfluß dieser Zeit behandelt, als hättet ihr auf den Anspruch an die Eigenschaft vernünftiger Wesen verzichtet, und werdet nur als rasende Narren behandelt, die in das Irrenhaus gehören."

Die gesetzgebende Versammlung gegen die eidweigernden Priester. Das Veto des Königs.

Mit dem Adel kamen die Priester, welche ihrer Kirche treu waren, im gleichen Monate an die Reihe, durch die Versammlung hart behandelt zu werden. Für die unkirchliche Sinnesart und den Haß der neuen Philosophie gegen den christlichen Glauben war die Anzeige von Unruhen in einigen Departements wegen beeidigter oder nicht beeidigter Priester willkommen; in ihrem jugendlich unbesonnenen Eifer gefielen sich die Abgeordneten streng zu sein; in ihrem Machtdünkel wähnten sie mit diesen Priestern bald fertig zu werden und ahnten nicht, daß sie mit ihrer Verfolgung nur den Geist des Märtyrthums hervorriefen und Jammer und Elend in Frankreich vermehrten, indem sie die Keime zu einem wilden Bürgerkriege legten.

Couthon. Schon am 7. October, kurz, ehe der König im Saale erschien, erhob Couthon sein Wort gegen die eidweigernden Priester, gegen deren Treiben die Versammlung einschreiten müsse. Sie bleiben an vielen Orten, obschon die Behörde

---

[1]) Arenberg, Briefwechsel, Bd. III, S. 299.
[2]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 231—32.

sie abgesetzt hat, lesen die Messe, hören Beichte, haben Zulauf, während die eidleistenden Geistlichen, welche der Staat an ihre Stelle gesetzt habe, ohne Zuhörer sind, verfolgt, bei Tag mit Stöcken, bei der Nacht mit Flintenschüssen angegriffen werden. Die Sache sei um so ernster, als man gegen die Eidweigerer zu gerichtlicher Aburtheilung gar keine Zeugen bekommen könne.[1])

Am 9. November erstatteten die Bevollmächtigten Gallois und Gensonné in der Versammlung ihren Bericht über die Zustände in den Departements der Vendée und Deux-Sèvres.[2])

Die Vendée lag weit ab vom Heerde der Bewegung und schien anfangs gar nicht davon berührt. Hier war ein Rest vom alten Frankreich. Der Edelmann war bei seinen Bauern geblieben und war beliebt; er war nicht durch das Leben am Hofe sittlich gebrochen oder verschuldet und nicht genöthigt, seinen Hörigen größere Steuern aufzulegen. Das Leben war patriarchalisch — am Sonntag Nachmittag war Tanz der Bauern im Schloßhof und die Edelfräulein nahmen daran Theil; bei vielen Kindern im Dorf war der Gutsherr der Taufpathe. Der Beginn der Jagd wurde von der Kanzel herab verkündet und das ganze Dorf nahm Antheil daran. Wie man in Paris den Adel für abgeschafft erklären möge, verstanden diese Bauern nicht — ihr Edelmann hatte sie nie gedrückt. Als sie einen Bürgermeister wählen mußten und einen Officier für die Nationalgarde des Dorfes, wählten sie kurzweg ihren Gutsherrn.[3]) *Die Vendée.* *Der Adel.*

Eben so wenig begriffen sie die Reden gegen den Reichthum und das üppige Leben und die Vorrechte der Geistlichkeit. Ihre Pfarrer hatten keine Reichthümer, bloß was zum Leben nothwendig war, dagegen waren sie eifrig im Dienst und verlangten kein anderes Vorrecht, als sich dem Heile Aller zu widmen. Darum hing die Bevölkerung an den Geistlichen mit treuer Liebe. Der Bauer der Vendée war arbeitsam, geduldig, sparsam, ehrlich, einfach, hielt sein gegebenes Wort. Er hing an seiner Heimath, war treu dem König und hielt fest an seiner Religion. Von einem priesterlichen Joch, von Aberglauben, von Prunk und Druck des Adels, war also hier keine Rede; der Bauer hätte keinen solchen Druck geduldet, er war offen und freimüthig, er kannte seine Pflicht, aber auch sein Recht. Das war altkatholisches Leben. Sein Glaube und seine alte Freiheit blieben unangetastet. So war es seit der Väter Zeiten gewesen und man fand sich glücklich dabei. Aehnlich waren zum Theil auch die Zustände in der Bretagne. *Die Priester.* *Die Bauern.*

---

[1]) Question des prêtres non assermentés bei Buchez et Roux, l. c. XII, pag. 76 ff.

[2]) Rapport de MM. Gallois et Gensonné, commissaires civiles envoyés dans les departements de la Vendée et des Deux-Sèvres, en vertu des décrets de l'assemblée constituante, fait à l'assemblée législative le 9. Oct. 1791 bei Buchez et Roux, Histoire parlementaire, XII, pag. 77—97.

[3]) Les guerres de la Vendée et de la Brétagne (1790—1832) par Eugène Veuillot. II. éd. Paris 1853.

Da griff die Revolution ein, ihre Schritte waren hastig. Zuerst äußerten die Edelleute ihre Unzufriedenheit, dann die Geistlichen und Bauern. Die Stimmung wurde eifriger königlich, als man von Gefangenschaft des Königs hörte. Bald war man überzeugt, daß die Feinde des Thrones auch die der Kirche seien. Bürgerräthe legten ihre Stelle nieder, um Nichts mit einem Geistlichen zu thun haben zu müssen, welcher der Revolution den Eid leiste. Ganze Gemeinden sprachen sich mit Abscheu gegen den Eid aus, zu welchem man die Geistlichen zwingen wolle, er zerstöre die Religion, er sei gegen die Vernunft, gegen den Glauben, gegen den gesunden Sinn; nie würden sie zur Vollziehung dieses Gesetzes beitragen. An vielen Orten wollte man Nichts mehr von der Nationalgarde, überhaupt von Neuerungen wissen und riß jeden Anschlag herunter, der einen neuen Beschluß der Nationalversammlung mittheilte. — In Städte, wo man der Neuerung huldigte, mochten die Bauern ihre Früchte nicht mehr auf den Markt bringen und der revolutionären Regierung noch Steuern zahlen schon gar nicht. Viele Gemeinden verlangten, man solle die Entscheidung Roms abwarten.

Stimmung in der Vendée.

Die übelste Stellung hatten die neuen Priester, die Eindringlinge,[1] die Eidleister: sie standen vereinsamt. Der Pfarrer zu Echaubroignes konnte in seinem ganzen Dorfe kein Feuer bekommen, um die Kerzen anzuzünden. Der Pfarrer von Plougerneau konnte nur unter dem Schutze von 600 Mann und vier Kanonen in seine Pfarrei gelangen. Hin und wieder setzte es Gefechte ab, in welchen diese Bauern einen zähen Widerstand bewährten. „Uebergib Dich!“ riefen die Gendarmen einem Bauern zu, der allein sich gegen Mehrere wehrte. „Lasset mir meinen Gott!“ rief er, indem er von mehreren Kugeln getroffen zusammenstürzte. Ein Anderer ließ sich eher die Hand als den Katechismus verbrennen, den die Gendarmen ins Feuer werfen wollten. „Halt ihn fest“, ermunterte ihn sein Weib, „es ist für den guten Gott, er wird Dich schon dafür belohnen.“

Lage der Priester der Neuzeit.

Wie in der Vendée, so ging es in der Bretagne. Die Männer der Revolution dagegen suchten das Volk durch Flugschriften, durch Reisende zu dekatholisiren. Die Geistlichen waren jedoch sehr auf der Hut. Als dem Bischof von Quimper, Conen de Saint-Luc, am 26. September die Civilconstitution des Klerus amtlich mitgetheilt wurde, legte er, obschon auf dem Todbette, doch ernste Verwahrung dagegen ein, „wider die Aenderungen in der Kirchenordnung, welche eine geistliche Gewalt weder geben noch nehmen kann.“ — Zwar starb er bald darauf, allein die Bischöfe von Treguier, von Rennes, von Vannes folgten seinem Beispiele; der von Leon erklärte der Behörde feierlich, die Kirche sei unfehlbar im Dogma, in dem, was sie zur Disciplin anordne, und die Bischöfe seien die Richter und die Wächter darüber. Der niedere Klerus schloß sich eng an seine Bischöfe an und blieb inmitten seiner Gemeinden. Die Behörden dagegen wollten dem Gesetze Geltung verschaffen und so war die Nationalgarde in steter Wanderung, da mit Gewalt einen Eidweigerer zu verjagen, dort einen Eidleistenden einzuführen, dort in Mitte eines Waldes oder einer Einöde einen katholischen Gottesdienst zu verhindern, eine Versammlung zu stören. In der

Protest der Bischöfe.

[1] Les intrus, les jureurs.

Bretagne dachten übrigens die Bauern eher an bewaffneten Widerstand als in der Vendée. In Vannes forderten am 7. Februar 1791 die Bauern gebieterisch die Freiheit des Cultus und die Freiheit ihres Bischofs — die Nationalgarde trieb zwar den Haufen auseinander, aber die Bauern kehrten mit Waffen zurück und es kam zu einem Gefechte, es gab Verwundete und Todte. In Brest ward nun befohlen, die Eidweigerer einzusperren, ihre Kirchen zu schließen und Jeden, der sein Kind nicht beim Staatsgeistlichen taufen lasse, vor Gericht zu stellen, den Eidweigerer aber, der es taufe, sechs Jahre einzusperren. Bald darauf brachen an anderen Orten Unruhen aus; sie wurden mit Gewalt unterdrückt, fingen aber bald von Neuem an. Die Bewegung wurde immer weiter und tiefer. Unruhen.

Hier stand also ein ernster Widerstand gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung bevor; begreiflich, daß sie Bevollmächtigte absandte, um zu versöhnen, aufzuklären und ihr zu berichten, was Wahres, was Uebertriebenes an den Botschaften sei, welche sie darob bis jetzt erhalten. Gallois und Gensonné waren zwar eifrige Anhänger der Revolution, mußten aber doch eingestehen, die Vendéer seien ein friedliches Volk, welches Ordnung liebe und das Gesetz achte, und erst die neuen Anordnungen in der Kirchenfrage hätten es in Aufregung gebracht, zumal sie sehr fromm seien und an ihren Geistlichen mit ganzer Seele hingen. Das war ein Ehrenzeugniß für die Hirten, wie für die Gläubigen.

Die Standhaftigkeit des Volkes und sein unbedingtes Vertrauen in die Geistlichen — heißt es in ihrem Berichte — sind die einzigen Gründe der Unruhen. Aber die Geistlichen klagt der Bericht an: sie erhitzen den Eifer und beunruhigen die Gewissen; vielen ist es voller Ernst damit. Beim Pfarrer von Reorthe fingen die Bevollmächtigten ein Rundschreiben seines Bischofs ab, welches jede Kirche, in der ein Schismatiker Gottesdienst halte, für entweiht erklärte [1]) und befahl, lieber im Freien, in einer Lichtung des Waldes, in der Einöde, auf einem tragbaren Altar die heilige Messe zu lesen, als in einer Kirche, welche durch den schismatischen Priester entweiht sei, und an die Tugenden, an die Armuth und die Standhaftigkeit der alten Christen und an das Leben in den Katakomben erinnerte. Zugleich ward den Pfarrern geboten, in Verbindung zu bleiben mit ihren Gemeinden, ein doppeltes Verzeichniß der Taufen, der Ehen, der Begräbnisse fortzuführen und das eine den Händen eines zuverlässigen Gemeindemitgliedes zu vertrauen, das andere für sich zu behalten und sich wenigstens in der Nähe ihres Dorfes in der Stille zur Leitung ihrer Gemeinde aufzuhalten, wenn sie durch die Behörde aus ihrer Wohnung und ihrem Sprengel vertrieben würden. Feierlich sollten sie Verwahrung einlegen gegen alle priesterlichen Verrichtungen des Eindringlings. Sei es nicht möglich, getrennte Gottesäcker für die treuen Anhänger zu erhalten, so solle der Todte bis zur Ortskirche von seinen Anhängern das Geleite erhalten, die sich aber zurückziehen müssen, sobald der schismatische Geistliche komme, um die Leiche einzusegnen. — Solchen Anordnungen, welche den Riß erweitern und unbedingt befolgt werden, seien die Unruhen zuzuschreiben. Die Geistlichen seien unermüdlich thätig, aber auch die

Bericht Gensonné's. Hirtenbrief.

[1]) Buchez et Roux, Hist. parlem., XII, p. 81—82.

Macht der Geistlichen. barmherzigen Schwestern,[1]) den Glauben zu verbreiten, alle Sacramente, welche die Schismatiker spenden, seien ungiltig, ihre Getauften genössen nicht die Gnaden des Sacramentes, die Kinder aus den Ehen, welche sie einsegneten, seien Bastarde. Wer dem Gottesdienste eines Schismatikers beiwohne, sei im Kirchenbann. Besser sei es, die Angehörigen bestatten selber einen Todten, als daß sie die Leiche durch einen Eindringling einsegnen lassen. Die Sache werde mit jedem Tage ernster. In den Staatskirchen sehe man an Sonntagen Wenige oder gar Niemand, dagegen gehen die Gläubigen mehrere Stunden weit in

Cult in der Einöde. Schaaren, oder zwei und zwei in Procession, in Wälder und Einöden, um einer heiligen Messe beizuwohnen, die ein Eidweigerer liest, oder eine Predigt von ihm zu hören, und immer entschlossener, entflammter kehren sie von solchen Versammlungen zurück, empört darüber, daß sie den weiten Weg machen müssen, um die Sacramente zu empfangen, um das Wort Gottes zu hören, während sie es vor der Revolution so leicht hatten und sie doch wie früher zu den Lasten des Staates beitragen, ja noch mehr steuern müssen. Wehe Denen, welche den Gottesdienst des Eindringlings besuchen, sie werden gemieden: die Frau trennt sich vom Manne, das Kind vom Vater, man bestellt keine Arbeit bei ihnen, man kauft keine Waare von ihnen. So stark ist die Ueberzeugung, so mächtig sind die alten Priester. Der Widerstand ist allgemein, von unsichtbaren Händen geleitet. Einzelne und ganze Gemeinden baten um die Erlaubniß, große Häuser zu miethen, in welchen sie dem Gottesdienst von ihren alten Geistlichen beiwohnen konnten, sie wollten lieber das Doppelte an Steuern zahlen; sie bäten nur um die eine Gunst, Priester zu haben, denen sie ihr Vertrauen schenken könnten. Die Commissäre wagten nicht darüber zu entscheiden und legten diese Frage neben dem Sachverhalte der Versammlung vor. Sie müßten noch dem General Dumouriez ihren Dank aussprechen für den Schutz, den er ihnen in diesen Gegenden, wo die Gährung bereits so hoch gestiegen sei, gewährt habe.

Fehler der Nationalversammlung. Diese Mittheilungen hatten ihren hohen Ernst und drohten einen Bürgerkrieg religiöser Natur, den allerhartnäckigsten an. Der Fehlgriff, welchen die Nationalversammlung mit ihrem besonderen Eide für die Priester gemacht, lag offenkundig da — man konnte die Hand in die noch blutende Wunde legen. Es war so leicht zu helfen — man durfte nur dem Grundsatz der Verfassung folgen, welcher Freiheit der Culte verhieß. Allein diese Gesetzgeber waren in ihrem Hasse gegen das Christenthum so verrannt, daß sie die Constitution des Staates mit der Civilconstitution des Klerus verwechselten und jetzt auf den Eid für die Verfassung sich steiften, die sie selber bald vollständig über den Haufen warfen.

Debatte. Am 21. October begannen die Verhandlungen über die Eidweigerer. Daß es Leute gab, die alles Unglück Frankreichs den verfolgten Priestern zuschrieben, sie als Betrüger oder Fanatiker, jedenfalls als Unruhestifter bezeichneten, wie dies

Lejosne. Lejosne that, ist begreiflich. Dieser ehrgeizige Demagoge, Verwalter in Douay, suchte seinen Mangel an Talent durch die Heftigkeit seiner Anträge gegen pflichtgetreue Priester zu verdecken. Es ist leicht mit dem Strome zu schwimmen. Muthiger

Davigneau. war es, wenn Alexander Marie-Davigneau, Präsident des Departements

[1]) Soeurs grises. Hist. parlem., XII, p. 77—97.

d'Yonne, fragte, ob man im Zeitalter der Philosophie Verschiedenheit der Ansichten unter die Verbrechen setzen dürfe. Was denn dem Staate daran liege, wenn die Nonconformisten nicht die Ansicht der Staatsgeistlichen hätten. Fressenel, ein Rechtsgelehrter aus Douay, behauptete ganz wahr, daß ein Gesetz gegen die Eidweigerer die Losung zum Bürgerkrieg sei. Lemontey, ein Rechtsgelehrter aus Lyon, schlug vor, jedem Kirchspiel die Freiheit zu lassen, seinen Geistlichen selber zu wählen, ob er unbeeidigt sei oder nicht, aber von Staatswegen nur diejenigen zu besolden, welche den Eid würden geleistet haben, und die Besoldung der übrigen den Kirchspielen selber zu verlassen, wenn sie schlechterdings unbeeidigte Geistliche haben wollten. Lemontey.

Die schwersten Schläge brachte den Strenggläubigen ein ehemaliger Mitbruder bei, Abbé Fauchet, jetzt Bischof von Calvados. Für diese Eidleister war die pflichtgetreue Haltung der Eidleister ein steter Vorwurf und ihr Anblick erregte in ihnen schon bittere Gefühle. Der Eingang zu seiner langen Rede [1]) that sehr freisinnig: „Man muß das Gesetz gegen die eidweigernden Priester mit den Menschen- und Bürgerrechten in Einklang bringen, mit der Freiheit der Meinung, mit der Freiheit der Presse, mit der Freiheit der Culte, mit allen Freiheiten. Nöthig ist eine große Maßregel der Duldung, der Gerechtigkeit, der Weisheit, der Stärke. Nur keine Verfolgung! Der Fanatismus hascht darnach, die Philosophie hat einen Abscheu davor, die wahre Religion verwirft sie und in der Nationalversammlung soll sie nicht zum Gesetze erhoben werden. Hüten wir uns, die Eidweigerer einzusperren, aus dem Land zu jagen, ja sie nur von einem Ort zum andern zu schaffen! — sie mögen denken, reden, schreiben, was sie wollen; wir werden unsere Gedanken ihren Gedanken, unsere Wahrheiten ihren Irrthümern, unsere Liebe ihrem Hasse entgegenstellen. So, und so allein werden wir in der öffentlichen Meinung unseren Triumph und ihre Niederlage begründen!" — Mit diesen Worten erhaschte der Gefallsüchtige rauschenden Beifall — jetzt konnte er schon seinem Haß gegen seine ehemaligen Mitbrüder, die ihm ihre Verachtung bezeigten, den Lauf lassen. Er fuhr fort: „In Erwartung dieses unvermeidlichen Erfolges, der nur ein Werk der Zeit und des Fortschrittes der Einsicht sein kann, muß man ein Mittel suchen, wirksam und bereit, um sie zu hindern, schwache Geister gegen die Gesetze aufzureizen, den Bürgerkrieg zu entzünden, das Verlangen und die Hoffnung einer Gegenrevolution zu unterhalten; es ist nicht ein Glaubenssatz, es ist die größte Ruchlosigkeit, unerträglich, weil sie auf Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung hinarbeitet und aus dem Menschengeschlechte eine Heerde wilder Thiere machen würde. Der Fanatismus ist die größte Geißel der Welt, man muß ihn vernichten; die Freiheit ist unverträglich mit dieser thierischen Verknechtung, welche den Haß heilig spricht und die Tyrannen vergöttert. Seht, bis zu welchen Entsetzlichkeiten im Namen Gottes diese abscheulichen Gewissensrichter sich versteigen, und wie sie ihnen die Wuth gegen ihre Mitbrüder einimpfen können, als wäre sie die heiligste aller Tugenden! Sie möchten im Blute der Patrioten schwimmen — so drücken sie sich unter Vertrauten aus. Im Vergleich zu diesen Priestern sind die Gotteslängner Engel. — Doch dulden wir sie, aber bezahlen wir sie nicht, daß sie das Vaterland zerreißen — nur dieses Gesetz dürfen wir auf sie zurückwirken lassen. Ich stelle den Satz auf, daß die Unterdrückung jedes Gehaltes aus dem Staatsschatze an die eidweigernden Priester gerecht, zuträglich und aus- Fauchet.

[1]) In der Histoire parlementaire von Buchez et Roux füllt sie acht Seiten, vol. XII, p. 97—104.

reichend ist." — Das ist der Plan Fauchets: den Geistlichen den ärmlichen Gnadengehalt entziehen — und sie sind von ihrem Fanatismus geheilt, der Hunger würde diese reißenden Wölfe aus dem Schaafstalle treiben und das Volk würde dann den constitutionellen Geistlichen nachlaufen! So wenig glaubte dieser verbuhlte Pfaffe an die Macht der Ueberzeugung, daß er wähnte, wenn man die armen Geistlichen Hunger leiden lasse, würden sie schon zu mildern Ansichten kommen! Diese armen Pfarrer hatten auf den alten katholischen Glauben den Priestereid abgelegt und sollten nun, nachdem sie so viele Jahre ihre Pflicht gethan, auf einmal ins Elend gestoßen werden, weil der Nationalversammlung gefiel, einen Eid von ihnen zu fordern, den sie nicht leisten konnten, ohne ihrem früheren Eid untreu zu werden. Die Versammlung hatte das riesige Kirchenvermögen eingezogen, und bestimmt, daß unter allen Umständen der Staat den Gehalt den Priestern auszahlen würde,[1]) — und jetzt rieth ein Priester, dieses feierlich gegebene Wort dürfe der Staat brechen! Fauchet schloß mit dem Antrag, allen Priestern, welche den Eid nicht leisten, den Gehalt zu entziehen, und diejenigen, welche Unruhen stiften, für fünf Jahre auf die Galeeren zu schicken!

Gegenrede Torné's. Torné, auch ein constitutioneller Bischof im Departement Cher, trat diesem Antrag hochherzig entgegen.[2]) Er wolle nicht bloß in der Einleitung, sondern in seinem ganzen Vortrag tolerant sein. Zuerst müsse man die Ursachen des Uebels ergründen — dies sei die Schlaffheit der Behörden und ihr Mangel an Gewalt. Dann müsse man die Natur des Uebels untersuchen, welches nicht da sitze, wohin man es in der Regel verlege. Die Ansicht der Eidweigerer trifft allerdings mit anderen Bestrebungen gegen die Revolution zusammen, aber ein Irrthum ist kein Verbrechen. Das Gesetz befiehlt nicht, den Eid zu leisten, es schlägt ihn nur vor. Der Staat hat Jene, welche den Eid verweigern, nicht eingeladen, ihr Amt zu behalten; hätte er das gethan, so hätte er ein Recht ihnen jeden Gehalt zu entziehen. Bloß darum sie des ärmlichen Gnadengehaltes zu berauben, weil sie den Eid mit ihrem Gewissen nicht vereinigen können, wäre eine Barbarei, unwürdig und abscheulich. Solle man sie dafür strafen, daß sie heimlich in den Häusern die Sacramente spenden, daß sie die Gottheit nach Art der Heiden zu einem Hausgötzen machen? Der Gesetzgeber überlasse Gott die Sorge, seine eigene Ehre zu wahren: sie würden jedoch nicht insgeheim den Gottesdienst halten, wenn Freiheit der Culte wäre, wenn man nicht den Pöbel gegen sie aufgehetzt hätte, wenn sie sich nicht vor Mißhandlung, ja vor Ermordung fürchten müßten. — Der Pöbel ist Schuld an der Heimlichkeit ihres Gottesdienstes, wenn diese überhaupt ein Verbrechen ist. Die Spaltungen in den Familien sind die einfache Folge verschiedener religiöser Ansichten. Lassen wir die Zeit wirken — das Bedürfniß nach Ruhe, nach Liebe, nach friedlichem Zusammenleben wird die Familien schon tolerant machen. Wenn ein Priester zur Auflehnung gegen den Staat aufreizt, so mögt ihr ihn alle Strenge des Gesetzes fühlen lassen. Aber bestraft keine Ansichten! Wenn er unsern Gottesdienst flieht, unsere Kirchen für entweiht hält, wenn er jeden Verkehr mit uns meidet — das ist seine Sache, laßt ihn ungereimt in seiner Ansicht sein, unversöhnlich in seiner Abneigung! Die Freiheit der Meinung bringt das mit sich, wenn er nur keinen Angriff auf die Staatsordnung sich zu Schulden kommen läßt. Wegen ihrer Ansicht solche Priester zusammenfangen und sie im Hauptort des Departements zusammensperren, wäre sehr un-

---

[1]) Des contributions publiques, titre V, art. 2.

[2]) Buchez et Roux, Hist. parlem., XII, p. 104—120.

thunlich, das hieße seine Gegner durch Vereinigung stärken. Laßt sie wohnen, wo sie wollen, und steigert den Fanatismus nicht durch die Noth. — Alle, welche den Eid nicht leisten, ohne weitere Förmlichkeit strafen, geht nicht an; bei dem Einen ist es Gewissenhaftigkeit, bei dem Andern ein Fehler. Unter der Freiheit darf es keine Strafe geben, ohne daß ein Urtheil, und kein Urtheil geben, ohne daß eine gerichtliche Verhandlung vorausgeht. Man darf nicht, bloß um das Verfahren abzukürzen, Männer zur Noth, zum Elend der Verbannung verurtheilen, die friedlich, ehrenhaft, tadellos sind, bloß weil sie die gleiche Ansicht haben mit Anderen, die gerne aufwiegeln. Gewährt ihnen im Gegentheil mehr Schutz und größere Freiheit, schützt sie vor der Wuth und Roheit des Pöbels, beschleunigt den Fortschritt der Bildung, fördert den Geist der Duldung in der Masse. Ihr würdet den Priestern der Isis und des Osiris die Feier ihrer Mysterien, den Mohammedanern die Anrufung des Propheten und den Rabbinern ihre Brandopfer gestatten, warum wollt ihr den Eidweigerern nicht ihren Gottesdienst erlauben, dieselben Sacramente, die wir ebenfalls feiern? Wir dürfen die Toleranz nicht verstümmeln — in der Hoffnung, daß eine Spaltung, die mit Schmerz zugestanden, mit Mäßigung ertragen wird, eher zu einer friedlichen Vereinigung zweier Parteien führen wird, welche jetzt unverträglich scheinen. Mit welchem Recht wollt Ihr einen Vater verhindern, sein Kind bei einem Eidweigerer taufen zu lassen, wenn Ihr denselben Vater nicht hindern wollt, es bei einem Rabbiner beschneiden zu lassen? Laßt sie in ihren besonderen Kirchen ihren Gottesdienst halten — Ihr könnt sie ja immer überwachen, wenn Ihr Verschwörungen befürchtet, die Tempel sind ja offen. Seht nicht Alles so schwarz an, gebt Gewissensfreiheit — und der Staat wird ruhig werden. Der Gottesdienst, der vom Staate unterstützt ist, hat ja ohnehin überwiegende Vortheile und ein von den Einzelnen unterhaltener Gottesdienst die Aussicht, bald abzusterben. Mit der Begründung der Verfassung in der öffentlichen Meinung und in den Herzen der Franzosen wird die Spaltung schwinden. — So sage ich als Bischof im Geiste meiner Religion, die mit der Lehre der Philosophie hier Hand in Hand geht.

Der junge Ducos, reicher Kaufmann aus Bordeaux, zugleich gebildet und ein witziger Dichter voll Feuer, rief entzückt: „Diese Rede enthält große Grundsätze der Duldung und Freiheit — deren Genuß wir unsern Mitbürgern gewähren müssen. Ich verlange ihren Druck, zur Sühne für den intoleranten Vortrag (Fauchets), dessen Druck gestern beschlossen wurde.“ [1]) Ducos.

Nun mußte sich Fauchet gegen den Vorwurf der Intoleranz vertheidigen: Fauchet. „Gift zu dulden — heißt sich der größten Unduldsamkeit gegen die Gesellschaft schuldig machen. Wie kann man mich einer Intoleranz beschuldigen, weil ich nicht haben will, daß der Staat die Giftmischer bezahle. Man bringt ja die Menschen nicht um, wenn man ihnen den Gehalt streicht — sie sollen durch Arbeit ihr Brot verdienen, wie Paulus, der Zelte wob, wie Lukas, der ein Arzt war. Man nennt meine Rede grausam gegen die Eidweigerer, aber die Gegner sind grausam gegen die Nation. Man kann in Frieden nicht mit diesen Priestern leben, welche die Fackel des Fanatismus schwingen; sie wollen nicht als Freunde, nicht als ruhige Feinde mit uns leben, sie haben Haß im Herzen und Flüche im Munde. Sie in dieselben Tempel zulassen — hieße den Wölfen die ruhigen Schaafe preisgeben, wenn nicht der Löwe Nationalgarde ohne Unterlaß über dieselben wacht.

Gegen ihn wie gegen Ramond, welcher vom Staate Bezahlung für die Ramond.

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 120.

Priester aller Religionen, demnach auch für die Eidweigerer verlangte, erhob sich Gensonné.[1]) Er verwarf Fauchets Antrag als abscheulich und Ramonds Antrag als unthunlich. Der Staat habe die Verpflichtung, den katholischen Geistlichen einen Gehalt zu bezahlen, förmlich übernommen, als er die Kirchengüter einzog. Der Fehler liege in der Verfassung, das Gesetz gegen die Eidweigerer sei ungerecht und gefährlich; es zwinge einen großen Theil der Nation, die Verfassung zu hassen, welche ihnen die Freiheit des Cultus versprochen habe, aber nicht gewähre; es reize den andern Theil, die Anhänger der alten Form der Kirchenverfassung für Feinde der Freiheit zu halten und zu verfolgen. Die Gläubigen haben von der Verfassung das Recht, ihren Pfarrer zu wählen — statt dessen wolle man einem Theile jetzt Pfarrer aufzwingen, die er verabscheue. Wo sei da noch eine Freiheit des Cultus? „Wenn man die Eidweigerer einkerkert oder verbannt, so bleiben ihre Anhänger doch bei ihren Ansichten und der Haß greift zu immer heftigeren Mitteln und der furchtbarste Bürgerkrieg ist das Ende. Der Bauer ist empört darüber, daß er mit so viel Beschwerde seine Predigt hören, seinem Gottesdienst beiwohnen muß. Uebet Freiheit des Cultus, behandelt nicht jeden gewissenhaften Priester als Aufwiegler, aber strafet streng Jene, welche aufreizen gegen die Verfassung; mit einer guten Gensdarmerie könnt Ihr dann die Ruhe im Lande aufrecht erhalten."

Gensonné

für Freiheit des Cultus.

Aufreizung zur Strenge.

Die Stimmung der Versammlung war schon zur Milde geneigt, da wurden aber, um die Gemüther wieder zu erhitzen, Berichte aus dem Departement Mayenne-et-Loire vorgelesen von Unruhen, nicht bloß mit dem Rosenkranz in der Hand, sondern mit Sensen, Gewehren und Piken, Berichte von Unruhen in Caën, wo der beeidigte Priester aus der Kirche verjagt und der unbeeidigte Priester unter dem Schutze von Aristokraten, die mit Pistolen bewaffnet waren, eingedrungen sei und die Messe gelesen habe — Berichte, welche mehrere Mitglieder für Uebertreibungen erklärten, die aber doch wirkten, da Isnard aus Marseille sie benutzte, um zu Maßregeln der Verfolgung zu verleiten.

Isnard.

Dieser Mann, ein reicher Parfumeriehändler aus Draguignan, Abgeordneter von Var, talentvoll und vielseitig gebildet, ein hitziger Jakobiner, später eben so hitziger Girondist, hatte die schärfste Zunge in der Versammlung.[2]) „Wohin führt die Straflosigkeit? — zu Verbrechen und jetzt zur Zerrüttung der Gesellschaft! Duldung mag gut sein für Zeiten der Ruhe — aber wozu Duldung gegen Die, welche weder die Verfassung, noch die Gesetze dulden wollen! Darf man Nachsicht haben mit Denen, welche mit der Fackel des Fanatismus das ganze Königreich anzünden? Es ist einmal Zeit, daß Alles sich dem Willen der Nation unterwerfe, daß Tiaren, Diademe, Rauchfässer sich beugen vor dem Scepter der Gesetze. Die Religion ist ein sehr gefährliches Ding, man kann mehr Uebel damit anstiften, als mit jedem anderen, und darum muß man Die, welche sich ihrer bedienen, auch strenger niederhalten, wie man den Brandstifter auch schwerer bestraft als

[1]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 123—31.
[2]) Ibid., XII, p. 133—40.

den Mörder. Der Priester nimmt den Menschen schon von der Wiege an in Empfang und begleitet ihn ins Grab, daher ist seine Macht begreiflich. Darum müssen wir ein Gesetz gegen die Priester machen, welche unter dem Vorwand der Religion die Ruhe stören. Das sicherste Mittel ist Verbannung. Man muß diese Pestkranken in die Lazarethe von Rom und Italien schicken. Laßt Ihr den Priester im Königreich, so thut er, wenn bestraft, noch viel mehr Uebles, als wenn er losgelassen ist. Wenn ihr nicht taub seid gegen den Schmerzensschrei des Vaterlandes, so müßt ihr diese Unruhestifter bestrafen. Ein Priester kann Euch mehr Böses anthun, als alle anderen Feinde, denn ein Priester ist niemals halb verdorben: hört er auf tugendhaft zu sein, so wird er der allerschlechteste Mensch. Aber es ist ja so gefährlich, Märtyrer zu machen. Das gilt nur, wenn Ihr wahre Heilige oder aufrichtige Fanatiker zu schlagen habt, die da meinen, daß das Schaffot ihnen den Weg zum Paradies öffnet. Diese stören aber die Ruhe nicht; Diejenigen, welche die Ruhe stören, sind jedoch Leute, die unter dem Vorwand der Religion ihre alten Vorrechte wieder gewinnen wollen — diese muß man erbarmungslos strafen. Fürchtet nicht, daß Ihr das Heer der Emigranten durch ihre Verbannung verstärkt, denn sie sind feig, sie kennen nur die Waffe des Aberglaubens und bedeuten Nichts auf dem Schlachtfeld. Aber Ernst! Ihr müßt siegen oder besiegt werden, in Revolutionen ist keine andere Wahl; je mehr Ihr zaudert, um so schwerer wird Euer Sieg, um so mehr Blut kostet er! Ihr müßt den Sieg erzwingen! In großen Umständen ist jede Rücksicht Schwäche. Die Köpfe, welche den meisten Muth haben, sind die besten; das Uebermaß von Festigkeit ist Bürgschaft des Erfolgs. Man muß gegen Aufständische schneidig sein, sie gleich im Anfang niederschmettern. Mit diesem Mittel hielt der Despotismus immer die Völker in Unterwürfigkeit. Wenn Ludwig XVI. dieses große Mittel angewendet hätte, als die Revolution erst in ihren Anfängen war, so würden wir nicht hier sitzen und die Nation stäcke noch unter dem Joche. Wenn ein Despot dieses Mittel anwendet, um die Tyrannei zu verlängern, so ist es ein großes Verbrechen; aber es ist unschuldig, wenn eine ganze Nation es anwendet: es ist dann ein großer Act der Gerechtigkeit, und die Gesetzgeber laden Schuld auf sich, wenn sie es nicht anwenden, denn in Sachen der politischen Freiheit heißt ein Verbrechen verzeihen so viel, als daran Theil nehmen. Eine solche Strenge gebeut, Blut zu vergießen; es fließt aber noch mehr Blut, wenn man sie nicht anwendet. Man muß ein brandiges Glied abschneiden. Ihr habt den Emigranten ihr Recht widerfahren lassen, thuts jetzt auch den Priestern. Zwingt jeden Franzosen den Bürgereid zu schwören. Wer sich weigert, den könnt Ihr verbannen. Erheben sich Klagen gegen einen Priester, so jagt ihn auf der Stelle aus dem Lande; diejenigen aber, welche zum Aufstand aufreizen, müssen sterben!"

Das waren schreckliche Lehren. Lecoz, constitutioneller Bischof in Rennes, erhob sich dagegen, „als Bürger wie als Priester". „Keine Priester!" wurde entgegengerufen. Er nannte die Rede Isnards eine Predigt der Unsittlichkeit, der Anarchie und Gottlosigkeit. Dafür wurde er niedergeschrieen und mußte die Rednerbühne verlassen, während der Druck von Isnards Rede beschlossen wurde.[1]) Lecoz.

Die vorgelesenen Berichte und Isnards Rede hatten die beabsichtigte Wirkung — sie erweckten Angst und in der Angst versetzen einander die Parteien die schwersten Schläge. Isnards Wort von Verbannung kurzweg, man

[1]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 140—47.

brauche nicht viel nach Beweisen zu fragen;[1]) der Ausruf François von Neufchateau, die Versammlung müsse wie ein Familienvater den Acker vom giftigen Gewürm reinigen, sollte später an der Versammlung bitter gerächt werden. Ein Ueberwachungsausschuß ward ernannt, bestehend aus Isnard, Fauchet, Chabot, Bazire, Merlin, Thuriot und Anderen, lauter erbitterten Feinden der eidgetreuen Priester, und am 29. November beschloß die Versammlung:[2]) in Anbetracht der Berichte aus der Vendée und daß der Gesellschaftsvertrag alle Mitglieder des Staates auf gleiche Weise binden und beschützen soll; daß der Bürgereid allein die Gewähr ist, welche jeder Staatsbürger von sich gibt, dem Gesetze treu und der Gesellschaft zugethan zu sein; daß die Verschiedenheit der Religionsmeinung nicht hindern kann, denselben zu leisten, weil die Verfassung einem Jeden gänzliche Freiheit in Religionssachen zusichert (?), wenn die Verbreitung derselben die öffentliche Ruhe nicht stört; daß der Diener der Religion durch seine Weigerung, die Verfassung anzunehmen, kundgibt, wie entweder seine Ansichten der öffentlichen Ordnung und Ruhe zuwider seien, oder wie er nicht gesonnen sei, auf dieselbe zu achten; in Anbetracht, daß er durch Nichtanerkennung des Gesetzes freiwillig auf die Vortheile verzichtet, welche ihm allein das Gesetz verbürgen kann; in Anbetracht, daß sie, mit großen Fragen beschäftigt, mit Bedauern auf die gehässigen Unruhen ihren Blick richten mußte, und von allen erleuchteten Bürgern hörte, daß die Religion dabei nur Vorwand sei und daß man endlich ernstliche, große Maßregeln treffen müsse, hat die Nationalversammlung beschlossen:

Comité de surveillance.

Beschluß.

1. Binnen acht Tagen von Bekanntmachung dieses Beschlusses an müssen alle Geistlichen vor dem Bürgerrathe ihres Wohnortes erscheinen und den Bürgereid, wie er im 5. Artikel des 2. Abschnittes der Verfassung vorgeschrieben ist, ablegen. 2. Dann sollen die Verzeichnisse Derer, welche den Bürgereid schworen, wie Derer, welche ihn verweigerten, eingesendet werden. 3. Diejenigen, welche den durch das Gesetz vom 27. November 1790 vorgeschriebenen Eid schworen und seitdem nicht widerriefen, sind von dieser Förmlichkeit frei und genießen alle damals zuerkannten Rechte. 4. Von den andern Geistlichen jedoch soll keiner einen Gehalt aus einer öffentlichen Kasse beziehen, wofern er nicht nachweist, daß er den Bürgereid geleistet, bei Strafe der Dienstentlassung und des Ersatzes für die Einnehmer und Zahlmeister. 5. Die dadurch ersparte Summe soll an die 83 Departements vertheilt und für Werke der Wohlthätigkeit oder an kranke Invaliden verwendet werden. 6. Neben dem, daß sie jeden Gehalt verlieren, werden die Geistlichen, welche den Bürgereid verweigern oder widerrufen, nachdem sie ihn früher geleistet haben, als verdächtig der Empörung wider das Gesetz behandelt und als solche

[1]) Il ne faut pas de preuves!

[2]) Décret relatif aux troubles excités sous prétexte de religion. Buchez et Roux, l. c. XII, p. 150—56.

ganz besonders der Ueberwachung aller verfassungsmäßigen Gewalten unterstellt und empfohlen. 7. Befindet sich ein solcher Geistlicher in einem Orte, wo Unruhen ausbrechen, deren Quelle oder Vorwand religiöse Ansichten sind, so kann er vorläufig durch Beschluß der Verwalter des Bezirkes entfernt werden, ohne der Anklage bei den Gerichtshöfen Etwas zu vergeben. 8. Gehorcht er diesem Beschlusse nicht, so wird er vor den Gerichtshof gezogen und im Hauptorte des Departements eingekerkert, doch kann diese Strafe nicht über ein Jahr dauern. 9. Jeder Geistliche, welcher der Aufreizung gegen das Gesetz oder die verfassungsmäßigen Gewalten überwiesen ist, wird auf zwei Jahre gefangen gesetzt. 10. Erfordern die Unruhen religiöser Art in einer Gemeinde Anwendung der bewaffneten Gewalt anders woher, so trägt die Gemeinde die Kosten, kann sich aber von den Anstiftern, Häuptern und Mitschuldigen den Schaden ersetzen lassen. 11. Wenn ganze Körperschaften oder Einzelne, die im öffentlichen Amte stehen, sich weigern die nöthigen Mittel zur Unterdrückung von solchen Unruhen anzuwenden, so werden sie nach dem Gesetze vom 3. August 1791 bestraft. 12. Die Kirchen und Bethäuser, welche zu dem vom Staate bezahlten Gottesdienste dienen, sollen zu keinem andern Gottesdienste gebraucht werden können. 13. Die Kirchen und Bethäuser, welche für den Staatsgottesdienst nicht nöthig sind, können durch Staatsbürger, die einem andern Gottesdienste zugethan sind, angekauft oder gemiethet werden, um daselbst Gottesdienst, aber unter polizeilicher Ueberwachung, zu halten. Doch sind von dieser Erlaubniß die Geistlichen ausgeschlossen, welche den Bürgereid verweigern oder widerrufen oder die der Anstiftung religiöser Unruhen verdächtig sind. 14. Der Verkauf oder die Vermiethung erstreckt sich nicht auf die vom Gesetz zugestandenen Kirchen oder Gebetshäuser des Augsburger oder Helvetischen Bekenntnisses in den Departements des Ober- und Niederrheins, Doubs und Hoch-Saone. 15. Da von Bedeutung ist, das Volk über die Schlingen aufzuklären, welche man ihm unaufhörlich in religiösen Meinungen legt, so ermahnt die Nationalversammlung alle guten Köpfe, ihre Anstrengungen zu erneuern und ihre Aufklärungen gegen den Fanatismus mehr und mehr zu verbreiten; sie erklärt, daß sie gute Volksschriften über diesen Gegenstand als ein öffentliches Verdienst behandeln wird. Solche Schriften sollen auf Kosten des Staates gedruckt, vertheilt und deren Verfasser belohnt werden. —

Das war der verhängnißvolle Beschluß,[1] der so manchen gewissenhaften Priester ins Elend oder in den Tod stieß, der dem Armen, dem Greis auch

---

[1]) Titre V. Des contributions publiques, Art. II heißt es: „Sous aucun prétexte les fonds nécessaires à l'acquittement de la dette nationale et au paiement de la liste civile ne pourront être ni refusés ni suspendus. Le traitement des ministres du culte catholique, pensionnés, conservés, élus ou nommés en vertu des décrets de l'assemblée nationale constituante, fait partie de la dette nationale. —

den kleinen Gnadengehalt entriß, welchen ihm die Verfassung feierlich zugesagt hatte, indem sie betonte, daß diese Pensionen einen Theil der Nationalschuld ausmachten, und daß dieselben zu keiner Zeit abgeschlagen oder zurückbehalten werden könnten; das war der Beschluß, an welchem ein blutiger Bürgerkrieg das Messer schliff. Wird der König ihn bestätigen? Die Minister riethen ihm dazu, Narbonne, Gerville, Tarbé, selbst Bertrand de Moleville. Delessart schwieg. Ludwig fühlte längst Reue, daß er die Civilconstitution des Klerus

Veto. genehmigt hatte, und erklärte kurzweg: „Ich lasse mir lieber das Leben nehmen, als mir die Einwilligung dazu abnöthigen. Ich habe oft genug gethan, was Alle wollten; jetzt will ich auch einmal thun, was ich will!"

Der König war entschlossen zum Veto, zögerte aber noch die Versammlung davon zu benachrichtigen. Da kamen ihm die Mitglieder der Verwaltung

Bitte des Departements des Departements der Hauptstadt mit der Bitte, er möge diesem gewaltsamen, ungerechten Beschluß seine Genehmigung verweigern, zu Hilfe. In dieser Eingabe ist das grobe Unrecht gegen die eidweigernden Priester scharf gezeichnet.

Nachdem die Bittsteller ihre liberale Vergangenheit hervorgehoben und ihre verfassungsfreundliche Gesinnung betont, auch den König vor den Auswanderern und ihren Rathschlägen gewarnt haben, um gegen die Vorwürfe der Jakobiner

um das Veto. ihren Rücken zu decken, kommen sie endlich auf das Veto: „Die große Gewalt, einen Beschluß des gesetzgebenden Körpers zu vertagen.[1]) Wenn das öffentliche Wohl es gebeut, so kann ein so fürchterliches Werkzeug in Ihren Händen nicht unthätig bleiben, die Verfassung befiehlt Ihnen, dann sich desselben zu bedienen. Auch beruft dieselbe Verfassung alle Staatsbürger, Sie über das aufzuklären, was in bedenklichen Zeiten das Vaterland von Ihnen fordert. — Wir verabscheuen den Fanatismus, die Heuchelei, die im Namen des Himmels erregten bürgerlichen Unruhen. Wir sind für ewig durch unsere innigsten Neigungen und, wenn es möglich wäre, noch mehr durch unsere Eide der Sache der Freiheit, Gleichheit, der Vertheidigung der Verfassung zugethan — und gerade in dieser Gesinnung finden wir auch den nöthigen Muth, um diese große That der Vernunft und der Gerechtigkeit von Ihnen zu verlangen."

„Sire! Unstreitig hat die Nationalversammlung das Gute gewollt und will es noch immer. — Doch wir glauben, daß ein gleichfalls löbliches Vorhaben dieselbe zu Maßregeln verleitet hat, welche weder die Verfassung, noch die Gerechtigkeit, noch die Klugheit zulassen können."

„Sie läßt für alle Geistlichen außer Dienst die Auszahlung ihres Gehaltes von der Ablegung des Bürgereides abhängen, während die Verfassung ausdrücklich und buchstäblich diese Pensionen in die Klasse der Nationalschulden gesetzt hat. Kann nun die Weigerung irgend einen Eid zu leisten, selbst den allergesetzlichsten, die Rechtmäßigkeit einer Schuld aufheben, deren Giltigkeit man anerkannt hat? und kann in irgend einem Falle es einem Schuldner zustehen, hinterher eine Bedingung aufzustellen, um sich der Verbindlichkeit zu entziehen, eine früher gemachte Schuld zu bezahlen?" —

„Die constituirende Nationalversammlung hat in Bezug auf die unbeeidigten

---

[1]) Der Text in der Histoire parlementaire, von Buchez et Roux, XII, p. 232—39. Wir heben aus dem langen Schreiben nur die schlagendsten Stellen hervor.

Priester gethan, was sie thun konnte. Diese haben den vorgeschriebenen Eid verweigert, und darauf hat sie dieselben ihres Amtes enthoben und, indem sie dieselben absetzte, sie auf einen Ruhegehalt beschränkt. So war die Strafe, so das Urtheil. Wie kann man nun aber über einen schon abgeurtheilten Gegenstand eine neue Strafe aussprechen, in allen Fällen, in denen kein neues persönliches Verbrechen den Stand der Frage verändert?"

„Nachdem die unbeeidigten Priester ihrer Stelle enthoben sind, fordert die Nationalversammlung noch, daß man sie der Empörung wider das Gesetz für verdächtig erkläre, wenn sie nicht einen Eid leisten, den man sonst von keinem Staatsbürger verlangt, welcher nicht ein Amt bekleidet. Wie kann nun ein Gesetz Menschen der Empörung wider das Gesetz für verdächtig erklären? Hat man das Recht, auf diese Weise ein Verbrechen vorauszusetzen?"

„Der Beschluß der Nationalversammlung verlangt, daß die Geistlichen, welche den Eid noch nicht geleistet oder ihn zurückgenommen haben, bei allen Unruhen um der Religion Willen, vorläufig entfernt werden sollen und eingekerkert, wenn sie dem an sie erlassenen Befehle nicht gehorchen. Heißt das jedoch nicht das System willkürlicher Anordnungen wieder ins Leben rufen, nachdem es gestattet ist, mit Verbannung und darauf mit Gefängniß Denjenigen zu bestrafen, dem man noch kein Vergehen gegen irgend ein Gesetz hat nachweisen können?"

„Der Beschluß verlangt von der Departementsbehörde, daß sie Verzeichnisse der nicht beeidigten Priester anfertige und dieselben an den gesetzgebenden Körper einsende, mit Bemerkungen über das Betragen jedes einzelnen, gleichsam als stände es in der Vollmacht dieser Behörde, Menschen zu classificiren, welche, seit sie keine öffentlichen Beamten mehr sind, sich in die allgemeine Klasse der Bürger wieder verlieren, gleichsam als ob diese Behörden sich dazu hergeben könnten, Verzeichnisse bekannt zu machen, welche in Tagen der Aufregung blutige Aechtungslisten werden könnten, als ob sie überhaupt fähig wären, ein inquisitorisches Verfahren einzuleiten, wie es die buchstäbliche Ausführung dieses Beschlusses verlangen würde."

„Sire! Bei Durchlesung dieser Anordnungen haben all die Männer, welche Ihnen diese Bittschrift überreichen, sich selber gefragt, ob sie sich zu einem solchen Verfahren hergeben könnten. Das tiefste Schweigen war bei Allen die Antwort."

„Wohlan, müßten sie denn nicht zu jedem Mitbürger in dem Tone reden: sage uns, auf welche Weise Du Gott dienst; gib uns Rechenschaft von Deinen Ansichten in Betreff der Religion; thue uns kund, was für ein Gewerbe Du treibst, und wir wollen dann sehen, ob Du einen Anspruch hast auf den Schutz des Gesetzes, und wir werden dann wissen, ob wir Dich im Frieden lassen dürfen. Bist Du ein Geistlicher gewesen, so zittere; wir hängen uns an Deine Fersen, wir wollen Dein geheimstes Thun auskundschaften, wir werden Deine geheimsten Beziehungen ausforschen; so geordnet Dein Benehmen auch sein mag, wir werden dennoch bei dem ersten Rummel, der in dieser ungeheuren Stadt entsteht und bei dem das Wort Religion ausgesprochen wird, Dich aus Deiner Zurückgezogenheit herausholen und können Dich trotz Deiner Unschuld ungestraft von dem Herde wegjagen, den Du Dir gewählt hast."

„Sire! wenn Frankreich, wenn das freie Frankreich einmal dahin gebracht würde, eine solche Sprache zu hören, wo ist der Mann, der sich zu einer solchen Anrede erniedrigen möchte?"

„Die Nationalversammlung verwehrt allen Jenen, die den Eid nicht leisten wollen, die freie Ausübung ihres Gottesdienstes. Diese Freiheit kann jedoch Nie-

manden entzogen werden; keine Macht der Welt hat sie uns geben können, keine kann sie uns nehmen, sie ist das ureigenste, unverletzlichste Eigenthum, für immer geheiligt in der Erklärung der Menschenrechte, in den Grundgesetzen der Verfassung, also erhaben über jede Antastung."

„Vielleicht niemals stand die constituirende Versammlung größer, hehrer vor den Augen der Nation da, als damals, wo sie, umbraust von den Stürmen des Fanatismus, diesem Grundsatze eine so glänzende Huldigung dargebracht hat. Er war verloren gegangen in den Jahrhunderten der Unwissenheit und des Aberglaubens, er sollte sich jedoch wieder finden in den ersten Tagen der Freiheit, aber er darf sich nicht noch einmal verlieren. Frankreich darf weder in dieser Hinsicht, noch in irgend einer anderen zurück gehen."

„Vergebens mag man sagen, der nichtbeeidigte Priester ist verdächtig. — Waren denn unter Ludwig XIV. die Protestanten in den Augen der Regierung nicht auch verdächtig, als sie sich der herrschenden Religion nicht unterwerfen wollten? Waren nicht die ersten Christen den römischen Kaisern gleichfalls verdächtig? Waren die Katholiken nicht lange Zeit in England verdächtig? Mit einem solchen Vorwand kann man jede Religionsverfolgung rechtfertigen. Sollte demnach ein ganzes Jahrhundert der Philosophie nur dazu gedient haben, uns selbst auf den Bahnen der Freiheit zur Unduldsamkeit des sechzehnten Jahrhunderts zurückgeführt zu haben! Man überwache die nicht beeidigten Priester, man strafe sie ohne Mitleid im Namen des Gesetzes, wenn sie dasselbe verletzen, namentlich wenn sie es wagen, das Volk zum Ungehorsam zu verleiten. — Nichts ist gerechter, Nichts nöthiger! Aber bis zu diesem Punkte habe man Ehrfurcht vor ihrem Gottesdienste wie vor jedem andern und man quäle sie nicht wegen ihrer Ansichten! Weil keine Religion Gesetz ist, so sei auch keine Religion Verbrechen!"

„Sire! Wir sahen, wie das Departement von Paris es sich von je zur Ehrensache machte, diese Grundsätze zu bekennen; wir sind überzeugt, daß Paris denselben die Ruhe verdankt, deren es gegenwärtig in religiösen Angelegenheiten sich erfreut. Wir wissen wohl, daß es Menschen gibt, die aus Grundsatz unruhig sind, die noch lange ihr Treiben fortsetzen werden und die man vergeblich zu vaterländischen Gesinnungen zurückzuführen versuchen würde. Aber durch die Vernunft und die Erfahrung der Jahrhunderte ist uns bewiesen, daß das wahre Mittel, sie in Schranken zu halten, darin liegt, sich völlig gerecht gegen sie zu zeigen, und daß Unduldsamkeit und Verfolgung, weit entfernt den Fanatismus zu ersticken, seine Wuth nur noch mehr anfachen."

„Um all dieser Gründe willen und im heiligen Namen der Freiheit, der Verfassung und des öffentlichen Wohles, ersuchen wir Sie, Sire, dem Beschluß über die Religionsunruhen vom 29. November Ihre Genehmigung zu versagen; zu gleicher Zeit jedoch beschwören wir Sie auch, mit all Ihrer Macht den Wunsch zu unterstützen, welchen die Nationalversammlung mit so viel Grund und Stärke gegen die Rebellen ausgedrückt hat, welche an den Grenzen des Königreiches Verschwörungen anzetteln. Wir beschwören Sie, ohne einen Augenblick des Verzuges, feste, wirksame und vollkommen ausreichende Maßregeln zu ergreifen gegen jene Unsinnigen, welche das französische Volk mit so viel Keckheit zu bedrohen wagen. Dann, und nur dann werden Sie, indem Sie die Pläne der Uebelgesinnten vernichten, und zugleich die guten Bürger des Staates beruhigen, ohne Hinderung all das Gute vollbringen, das Ihr Herz wünscht und das Frankreich von Ihnen erwartet. Darum ersuchen wir Sie, diese doppelte Bitte zu gewähren und nicht die eine von der andern zu trennen." —

So dieses bedeutsame Actenstück; unterzeichnet ist es von zehn Mitgliedern der Verwaltung des Departements, darunter von Talleyrand. Den Vorstand oder General-Procureur-Syndic Röderer finden wir jedoch nicht darunter, eben so wenig Siéyès. Das Directorium wurde dafür mit Schmähungen und der gesetzgebende Körper mit Gegenbittschriften überschüttet.

Eine solche verfaßte Camille Desmoulins, Fauchet las sie in der Versammlung vor, sie ist voll Geist und Bosheit und halbversteckten Drohungen.[1] „Daß der König", sagt er, „den Emigranten und Priestern helfen möchte, ist begreiflich; es ist bei ihm eine Neigung für die Souveränität der Nation unannehmbar. Aber daß öffentliche Beamte, deren Pflicht es ist, den Volkswillen zu vollziehen, daß diese wagen, ihn zum Veto aufzufordern, das verdient Bestrafung wegen Herabsetzung des Ansehens der Verfassung und ihrer Organe. Uebrigens sind es dieselben Männer, welche auf die Unterzeichner der Bittschrift auf dem Marsfelde Feuer geben ließen. Väter des Vaterlandes! Hier tritt uns eine solche Fülle von Undank und Mißbrauch des Vertrauens entgegen, von Widersprüchen und Schurkereien, von Verkehrtheit und Schlechtigkeit und von Hochverrath, daß wir, im Innersten empört über so viel Verruchtheit unter dem Deckmantel der Philosophie und Güte, der Mäßigung und eines heuchlerischen Bürgersinnes, uns in Eile um Euch schaaren, nicht bloß um Euren Beschluß gutzuheißen, sondern um einstimmig zu erklären, daß er das Vaterland gerettet hat, und Euch zuzurufen: Fahret nur fort, Ihr Vertrauensmänner, und wenn man Euch beharrlich nicht gestatten will die Nation zu retten — wohlan, so wird die Nation sich selber retten, denn einmal hat das Veto seine Schranke und gegen einen Bastillesturm hilft kein Veto. Das sagen wir Euch im Namen von 24 Millionen und verlangen zugleich ein großes Strafbeispiel — nämlich diese Verwaltung des Pariser Departements muß in Anklagezustand versetzt werden." — „Zweifelt nicht", heißt es am Schlusse, „an der Allmacht des Volkes — erhebt die Keule der Nation nicht, um dieses elende Gewürm zu zertrümmern. Gebt dem Directorium die Ruthe, und schlagt nach oben, den Prinzen auf den Kopf, und verbannt den Fanatismus dadurch, daß Ihr ihn Hunger leiden lasset." Und die Nationalversammlung ordnete an, daß diese Eingabe gedruckt und an alle Gemeinden des Reiches versendet werde. Camille Desmoulins.

Eine nicht minder drohende Anrede hielt der Fleischer Legendre wider das Veto in Sache der Emigranten an die Nationalversammlung: „Alle Bürger wünschen den Senat von Frankreich mit ihrer Verehrung zu umgeben, er wird dereinst der Senat der ganzen Welt sein. Wir kommen, um hier die hehre Freiheit anzubeten. Folget dem Schwung ihrer erhabenen Kühnheit. Herrin über vierzig Millionen, will die Freiheit die Tyrannen in den Staub werfen und mit ihren Füßen auf die Throne treten, welche früher die Welt zermalmten. Das Volkswohl gebietet, Euch anzukündigen, daß die Stunde naht, es zu schützen. Doch die Franzosen haben nur ihren Muth: lasset unerschrocken wie die Römer Millionen Piken schmieden, denen jener Helden ähnlich, und bewaffnet damit alle Arme und kündet den Departements diesen kriegerischen Beschluß an! — Seien wir in Waffen und wir werden diese Flüchtlinge, die wir schon 1789 schlugen, schon treffen!" und dergleichen. Solche Stimmungen waren die Vorboten eines neuen Sturmes. Legendre

[1] Buchez et Roux, Hist. parlem., XII, p. 253—59.

Der Hof und die Parteien. Pétion, Maire von Paris.

Auch ohne diese beiden Beschlüsse, die er keineswegs genehmigen konnte, wurde die Lage des Königs mit jedem Tage schwieriger. Dies lag in dem Mangel an Entschiedenheit auf seiner Seite, in der schwachen Einigkeit der Minister und in dem Mächtigerwerden der Gegner des Thrones.

Montmorin. Schon im September klagte Arenberg über die Schüchternheit und Unschlüssigkeit Montmorins, lobte aber an ihm, daß er ehrlich und sittenrein sei.[1] „In einer Menge Angelegenheiten kann er besser wie jeder Andere den König überwachen, der ohne ihn der Königin entgehen würde, denn ich merke, daß dies öfters der Fall ist, und Nichts erschwert mehr den systematischen Gang, den man Der König. innehalten muß. Es ist natürlich, daß die Königin sich scheue, auf den König unsichere Versuche ihres Einflusses zu machen, und eben so natürlich ist es, daß sie Andere diese Unsicherheit nicht merken lasse. Dieser Stellung der Königin muß man übrigens die Art von Gleichgiltigkeit und von Zaudern zuschreiben, die man an ihr bemerkt. Dem wäre nicht so, wenn sie die Leitung der Geschäfte übernehmen könnte, und dahin müßte man es bringen. Was wäre aber hiezu nöthig? Ein starker Minister im Rath, der sich mit ihr verstünde und für welchen Herr von Montmorin, bei seinem schwachen Charakter bald ein treuer Diener sein würde. Daneben bedürfte es aber noch der Fortdauer des Einflusses, den Herr von Montmorin auf den König ausübt. Unter diesen zwei Bedingungen wäre man Herr der kleinen wie der großen Angelegenheiten. Dieses System gründet sich auf den persönlichen Charakter des Königs und auf die gefahrvolle Erfahrung, die man Die Königin. nur zwei Jahre lang davon gemacht hat. So lange die Königin nicht der Mittelpunkt der Geschäfte sein wird, so lange kein geschickter Minister sie unterstützt und ihr beim König kein treuer Mann, in den sie sich zu finden weiß, beisteht, muß man sich auf große Mißgriffe und auf tausend Gefahren gefaßt machen. Denn, man muß es gerade heraus sagen, der König ist unfähig zu regieren und die Königin allein kann, wenn sie gut unterstützt wird, diese Unfähigkeit aufwiegen. Sogar das wäre nicht genug: die Königin müßte auch die Nothwendigkeit erkennen, die Geschäfte mit Methode und Folge zu betreiben; sie müßte es sich zum Gesetze machen, nicht mehr nach vielen Seiten hin ihr Vertrauen halb zu schenken, sondern es ganz Demjenigen zuzuwenden, den sie sich zum Gehilfen auserseben hätte."

Das sind wichtige Bemerkungen eines scharfblickenden und wohlmeinenden Staatsmannes. So viel Schwanken solchen spähenden, beutegierigen, gewissenlosen Feinden gegenüber! In einem Schreiben vom 10. October[2]) kommt der Graf von der Mark noch einmal auf das zurück, was er in dieser schweren Lage die Unfähigkeit des Königs. Unfähigkeit des Königs nennt, und die er sich als Ermattung erklärt, welche öfters auf das Unglück folgt. — „Die Apathie des Charakters, die seltene Resignation, die er für Muth hält und die ihn für die Gefahr seiner Stellung unempfindlich macht, die Abneigung vor Anstrengung, die ihn veranlaßt, jede Bemerkung über die gefahrvolle Lage, in die seine Güte ihn selbst und das Königreich gestürzt hat, abzulehnen." — „Bringt man dieses Verfahren in Verbindung mit dem dämoni-

---

[1]) Arenberg, Briefwechsel, Bd. III, S. 268—69.
[2]) Ibid., III, p. 283.

schen Treiben von 24 Millionen Narren, wie kann man da etwas Anderes, als die beklagenswertheste Zukunft, voraussehen? [1])

Nach Art schwacher Menschen kam der Minister auf den Gedanken, seine Gegner zu erkaufen. Der Graf von der Mark warnte davor, denn man müsse sich darauf gefaßt machen, daß die Meisten, die man so in Sold nehme, ganz eigens, um sich unentbehrlich zu machen, Gefahren hervorrufen würden. [2]) Feile und gemeine Seelen gab es übrigens genug unter den Freiheitsschreiern des Tages. Erkaufen der Gegner.

Danton bekam vom König mehrere Hunderttausende, um im Jakobinerclub die Interessen der Regierung in Schutz zu nehmen. Mit Fauchet, Isnard, Vergniaud, Guadet, Brissot unterhandelte der Minister Delessart und diese Freiheitshelden waren bereit, ihre Stimme und ihren Einfluß auf die Versammlung für 6000 Francs monatlich zu verkaufen. Aber Delessart fand den Preis zu hoch und da brachen die Verhandlungen ab — und das war unklug vom Minister, nachdem er so weit gegangen, denn fortan waren sie der Regierung nur noch aufsäßiger. Als Pétion Maire wurde, erhielt er 30.000 Livres monatlich zu Polizeizwecken. Auch mit Santerre ward unterhandelt — man wollte ihm seine Brauerei um einen Preis abkaufen, welcher den wahren Werth um 500.000 Livres überstiege, dafür sollte er ein Jahr in England zubringen. Ein eigenes Bureau war für solche Bestechungen im Schlosse — „die Werkstatt des Einflusses". — Die Unterhandlungen mit Brissot, daß er sein Blatt, den „Patriote français", und mit Condorcet, daß er seine „Chronik von Paris" der Regierung zur Verfügung stelle, scheiterten nur an der Ungeschicklichkeit Narbonnes. Deßgleichen war die Schwatzhaftigkeit dieses Ministers Schuld, daß eine andere Unterhandlung scheiterte und der Regierung nur Haß eintrug. Einflußreiche Deputirte der rechten Seite versprachen, eine Menge der Unentschiedenen (Indécis) oder Unabhängigen (Indépendans), die in der Mitte saßen und bald mit der Rechten, bald mit den Wüthenden (Enragés) der Linken stimmten, auf ihre Seite zu ziehen. Geld und Aemter für Freunde und Verwandte wurden versprochen. In einer Zusammenkunft mit sämmtlichen Ministern am 10. Februar wurde mit zehn Abgeordneten ein förmlicher Vertrag [3]) abgeschlossen: sie bedangen sich aus, daß sie nie persönlich, sondern nur durch Vermittlung mit dem Ministerium verkehren sollten, daß man ihnen nie einen Antrag zumuthe, der gegen die Verfassung sei, daß sie immer 24 Stunden vorher von den Absichten des Königs und seiner Minister unterrichtet würden und ihre Einwürfe machen könnten, und daß man ihnen in Betreff ihrer Einwirkung auf Andere freie Hand lasse und ihre Forderungen ohne Zögern genehmige. Diese müssen hoch gewesen sein, denn nicht bloß die anderthalb Millionen geheimer Gelder des auswärtigen Ministeriums, sondern auch die Civilliste des Königs wurden dafür in Anspruch genommen. Narbonne sprach unbesonnen davon mit diesen Abgeordneten vor Freunden und so wurde die Sache ein öffentliches Geheimniß — und die Abgeordneten zogen sich entrüstet zurück. Feile Gesinnung. L'atelier d'influence. Narbonne.

[1]) Arenberg, Briefwechsel, Bd. III, S. 283.
[2]) Ibid., III, p. 267.
[3]) Buchez et Roux, Hist. parlem., XVII, p. 269—94. — Zinkeisen, Der Jakobinerclub. Bd. II, S. 83—90.

Jakobinerclaque.

Die Jakobiner hatten eine ganze Bande von 500 bis 600 Deserteuren aus verschiedenen Regimentern in ihrem Solde: diese hatten den Pöbel in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen zu leiten und auf den Tribünen in der Nationalversammlung auf die Winke eines Führers Beifall auszudrücken oder einen Redner niederzuschreien: sie erhielten, je nach ihrer Leistung, täglich 40 Sous bis 5 Francs. Ein ehemaliger Ritter vom Orden des heiligen Ludwig leitete sie nach den Weisungen, die er täglich vom geheimen Comité der Jakobiner erhielt. Begreiflich, daß auch Montmorin auf den Gedanken kam, dieser Claque eine andere entgegenzustellen, die in den Straßen, auf den Plätzen, in den Kaffeehäusern dem Treiben der Sendlinge der Jakobiner entgegentreten, die in der Nationalversammlung durch Beifall oder Zischen ihnen die Wage halten, die über Alles, was sie in der Stadt Verdächtiges bemerkten, sogleich Bericht erstatten sollten. Ein Unterofficier der Nationalgarde, Giles, stand an ihrer Spitze.[1] Alexander Lameth hatte die Spioniermaschine eingerichtet, als er zu den Jakobinern hielt, und stellte sie nun seit seinem Abfall zu den Feuillans den Ministern zur Verfügung. Der Einzelne bekam täglich 3, 5, auch 10 Livres. Die ganze Bande kam ungefähr auf 10.000 Livres monatlich. Der Tonangeber auf den Tribünen bekam 50 Livres täglich, der nächste Leiter unter ihm 25. Die ganze Claque kam auf 800 Francs täglich. An den zwei ersten Tagen brachten sie in der Versammlung die Gegenclaque zum Schweigen, am dritten wurden sie schon kühner und beklatschten die Redner, welche für die Regierung sprachen, am vierten zischten sie, am fünften und sechsten waren sie so keck, daß von einigen Abgeordneten beantragt wurde, dem Unwesen auf der Tribüne ein Ende zu machen. Da drohten sie den Antragstellern von oben herab mit Stöcken, worauf der Präsident die Sitzung aufhob. Den Gemeinen dieser Claque war aus Arglist gesagt worden, sie seien vom Maire Pétion bezahlt. Dieser aber versicherte hoch und theuer, es sei ihm nie in den Sinn gekommen, Jemand auf die Tribünen zu entsenden. Der König war unzufrieden mit dem ganzen Treiben, und damit mußte dieser kostspielige Versuch sein Ende erreichen. Auch bei dem Versuche, auf die Nationalgarde Einfluß zu gewinnen, hatte Montmorin keine glückliche Hand. Ein Unterhändler sollte Essen geben, Geschenke machen. Große Summen wurden ausgegeben und wenig erreicht, die Unterhändler sorgten am besten für ihre eigene Tasche. Die Civilliste wurde erschöpft und, wie Bertrand de Moleville eingesteht,[2] versagte der König jede weitere Summe mit dem Bedeuten: „Der Gedanke, die Tribünen zu gewinnen, wäre ganz gut, wenn er nur ausführbar wäre; es hat mir beinahe drei Millionen gekostet, die Tribünen während der ersten Versammlung für mich zu haben, und doch sind sie beständig gegen mich gewesen."

Gegenbande.

Jakobiner.

Da verwendeten die Jakobiner ihr Geld viel wirksamer — und waren durch ein eigenthümliches Verfahren schließlich immer bei Mitteln — sie benöthigten nicht mehr die Zuschüsse von Orleans, sie mußten der Aufnahmstaxe wegen nicht mehr Viele auf einmal zu Mitgliedern machen. Falsche Assignaten wurden in den Gefängnissen für sie fabricirt und durch ihre Helfershelfer in Umlauf gebracht. — Dem Minister kam die bestimmte Anzeige zu, daß täglich für 50.000 Franken Papiere gefälscht und in Umlauf gesetzt würden; die Zimmer, die Nummern, waren ihm bezeichnet, die Strohsäcke, die Mauern, die Dielen, unter denen die Werkzeuge versteckt waren — und Montmorin that aus lauter

Falsche Assignaten.

[1] Zinkeisen, l. c. Bd. II, S. 70—81.
[2] Bertrand de Moleville, Mémoires, II, p, 53.

Angst, mit dem Club in üble Berührung zu kommen, Nichts gegen das Unwesen, das die Feinde der Regierung stärkte. Nach den Septembertagen fand man bei genauerer Durchsuchung der Gefängnisse die Werkzeuge.[1])

Die Feuillans — die Verbündeten des Ministeriums — konnten in der Presse nicht gegen die Jakobiner aufkommen, sie erlagen den letzteren auch in den Wahlen. Röderer wurde gegen ihren Candidaten André am 10. November zum Procurator und Syndicus des Departements von Paris gewählt. Manuel wurde 2. December Procurator der Gemeinde von Paris und Danton 8. September sein Substitut. Ihr Candidat Lafayette erlag im November bei der Wahl eines Maires von Paris dem Candidaten der Jakobiner Pétion, welcher dann der Beschützer und das Werkzeug ihrer Complotte gegen den Thron wurde. Von 10.632 Abstimmenden erhielt Lafayette nur 3123 Stimmen — so schnell war der Eifer für den Helden zweier Welttheile erloschen. Die Feuillans.

Pétion, geboren zu Chartres 1753, Sohn eines Sachwalters, war ein Advocat von keinem besonderen Talent, aber großem Eigendünkel und Ehrgeiz, und gewandt im Umgang, suchte übrigens emporzukommen nicht durch Kriecherei, sondern dadurch, daß er sich gefürchtet machte. In einem Pamphlet aus jener Zeit [2]) ist er also gezeichnet: „Er geberdete sich als eifrigen Patrioten und führte starke Schläge auf alle ehemals Mächtigen, welche, um ihren Gegner zum Schweigen zu bringen, kein wirksameres Mitel fanden, als ihn durch den Reiz des Goldes zu verführen. Pétion zeigte sich anfangs schwierig, leistete Widerstand, um sich dann um so theurer zu verkaufen und um so größeren Gewinn aus seinem Verrath zu ziehen. Er ließ sich erstaunliche Summen zahlen, streckte seine Hand nach allen Börsen aus, und das Zeichen seiner Dankbarkeit war, daß er schwieg und sich selten auf der Rednerbühne zeigte, höchstens um seltsame, unbegreifliche Anträge zu stellen, über welche die Parteien nicht ins Klare kommen konnten, weil sie das Ziel derselben nicht kannten oder mit ihrer Meinung von Pétion nicht in Harmonie bringen konnten. Gemäß seinem schlauen Plan trat Pétion eigentlich auf, um Nichts zu sagen, aber er fühlte, daß er Etwas sagen müsse, um die Patrioten nicht merken zu lassen, daß er sie aufgebe, und die Royalisten glauben zu machen, er gehöre zu ihrer Partei. So betrog er alle Welt, um alle Welt zu bestehlen und seinen Namen im Schwung zu erhalten. Fein und schlau wußte er Allen eine geneigte Meinung von sich beizubringen; er besuchte die Großen, die ihn gut aufnahmen und mit Wohlthaten überhäuften; er speiste bei ihnen als ihr Freund; er war zugleich beliebt beim armen Volk, mit welchem er Mitleid zu haben schien. Diese sich entgegengesetzten Klassen waren für ihn. Er war zugleich Mitglied patriotischer Clubs, ihr Beobachter, und sie betrachteten ihn als ihren besten Freund und schenkten ihm volles Zutrauen." Pétion Maire.

So war es möglich, daß Pétion die Mehrzahl der Stimmen erhielt, als Bailly „aus Gesundheitsrücksichten" die Stelle des Maire niederlegte. — Bailly.

[1]) Buchez et Roux, l. c. XX, p. 160. — Zinkeisen, l. c. Bd. II, S. 72—73.
[2]) Vie politique de Jérome Pétion — wieder abgedruckt bei Dauban, Mémoires inédits de Pétion. Paris 1866. p. 178.

Der einst so beliebte Bailly war namentlich wegen des Gemetzels auf dem Marsfeld verhaßt geworden. Unter seinen zahlreichen Feinden heftete sich Marat. insbesondere Marat, der ihm das Vernichtungsurtheil über „seine Entdeckungen" nicht verzeihen konnte, mit dem Ruf „er muß Rechnung ablegen", mit der Zähigkeit eines Narren an seine Fersen — und doch hat Bailly niemals das Vermögen der Stadt Paris verwaltet. — Der große Vorwurf gegen ihn von Seite der Demagogen war das Blutbad auf dem Marsfeld — und doch hat Bailly nur nach seiner Pflicht und nach dem Willen der Nationalversammlung gehandelt. Als er am 12. November 1791 seinen Nachfolger dem Gemeinderath vorstellte, forderte er Jeden auf, der sich über ihn zu beklagen hatte, es ohne Rückhalt zu thun; er entfernte sich erst, als Niemand zu einer Klage sich erhoben. Doch fand auch keine großartige Kundgebung von Anhänglichkeit statt. Der Biograph Baillys [1]) findet den Grund von diesem Mangel an Anerkennung im Schwindel, welcher „die Aristokratie des Erdgeschosses", welche jetzt an die Stelle „der Aristokratie des ersten Stockes" gestiegen war, plötzlich befallen hatte. „Dieser Schwarm von neuen Staatsmännern machte sich hastig ans Werk, jede Aufsicht war diesen Leuten ungelegen, Jeder wollte allein das Vaterland gerettet haben. Diesen Schöffen klang das Wörtchen „ich" gar angenehm im Ohr. Sie beugten sich nicht gern in Anerkennung vor einem Höhern, Mangel an Urtheil und Mangel an Bescheidenheit war bei ihnen üblich." — Arago meint, wenn man Bailly in Gebrechen Baillys. seiner Stellung als Maire von Paris Etwas vorwerfen konnte, so war es „eine etwas kleinliche Empfindlichkeit", jedoch weniger für die Ehre seiner Person, als für die seines Amtes. Dann sei er ein Mann des Gefühls und der Einbildungskraft gewesen und habe seine Gedanken allzu ausschließlich auf die Schwierigkeiten des Augenblickes gerichtet. „In seiner übergroßen Gutmüthigkeit glaubte er niemals, daß ein neuer Sturm einem soeben überstandenen nachfolgen würde; nach jedem Erfolg, er mochte klein oder groß sein, gegen Ränke, gegen Vorurtheile und gegen Anarchie, hielt unser akademischer Amtsgenosse, sowohl als Präsident der Nationalversammlung, wie als Maire von Paris das Vaterland für gerettet. Dann kannte seine Freude keine Grenzen, er mochte die ganze Welt damit überströmen."

Undank. Daß Bailly auf Dank der Stadt Paris nicht rechnen durfte, hatte er leider bald zu erfahren. Als er 1792 sich in Nantes niederließ, hoffte er vergebens hier Schutz und Ruhe für seine Studien zu finden. Der revolutionäre Gemeinderath in Paris aber kam zur Ansicht, daß Bailly für das Gebäude, welches der Maire von Paris und die städtischen Bureaux inne gehabt hatten, eine Abgabe von 6000 Livres hätte zahlen sollen. Dafür sei er verantwortlich und mit Härte wurde die Bezahlung sogleich verlangt, und der berühmte Gelehrte mußte seine kostbare Bibliothek in einer für den Werth der Bücher so nachtheiligen Zeit ver-

[1]) Arago, Sämmtliche Werke. Bd. II, S. 309.

äußern, um nur dieses Geld aufzutreiben. Nicht lange nachher wurde der große Gelehrte unter polizeiliche Ueberwachung gestellt und mußte er sich jede Woche wie ein verächtlicher Uebelthäter vor dem Syndicus des Departements der unteren Loire stellen, und zu bemerken ist, daß damals die Regierung in den Händen der Girondisten war. Nicht lange nachher meldete ihm der Minister Roland kurz und trocken, daß ihm seine Wohnung im Louvre, welche er und seine Familie seit mehr als einem Jahrhundert inne gehabt, entzogen sei. Sein Haus in Chaillot hatte Bailly verkaufen müssen; so hatte denn der einst vergötterte Maire von Paris keine Wohnung mehr, keine Bibliothek mehr, und seine Augen füllten sich mit Thränen, so oft er an den Lohn seiner Bemühungen in Paris dachte; und da zur Ausarbeitung größerer Werke Ruhe des Geistes ebenso wie hohe Geisteskraft nöthig ist, so konnte der berühmte Astronom seine Zeit nur mit Lesen von Romanen verwenden. Ein Marquis von Casteaux bot ihm damals an, ihn auf seinem eigenen Schiff nebst seiner Gattin nach Amerika zu führen und dort frei zu halten, bis Frankreich wieder zur Ruhe gekommen sei. — Allein Bailly blieb entschlossen, in Frankreich zu bleiben. „Von dem Augenblick an, wo ich ein Mann der Oeffentlichkeit geworden bin, ist mein Schicksal unveränderlich mit dem Frankreichs verbunden, nie werde ich mich im Augenblick der Gefahr zurückziehen. — Das Vaterland kann unter allen Umständen auf meine Hingebung rechnen; was auch geschehen möge, ich bleibe."

Roland. Casteaux

Pellenc klagt [1]) über die Säumigkeit der Pariser und die Ungeschicklichkeit der Feuillans in Leitung dieser Wahl: „Die Republikaner verstehen sich auf das Wort: zwinge sie hineinzugehen. 10.000 Abstimmende waren da, 80.000 haben sich nicht darum gekümmert, die Abwesenden waren gewiß nicht für Pétion. Die Wahl ist also fehlgeschlagen, weil man es so gewollt hat, und unsere Führer führen Nichts." — — „Ich verzweifle an der Rettung des Landes. Der Gegensatz zwischen Denen, welche den Frieden wollen, und Denen, welche ihn stören, wird täglich schroffer, und endlich muß dieser Kampf sich doch seinen Ausgang suchen. Die Hälfte der Nation ist gegen Alles, was geschieht, gleichgiltig, mithin ruhig; das beweist aber Nichts, denn bei den heftigsten Stürmen ist das Meer auf zehn Faden Tiefe ruhig. Von den Bürgern, die sich mit den Geschäften abgeben, sind die einen die verderbtesten der Menschen und können nur schaden; die andern Wahnsinnige, die, ich weiß nicht was, wollen; die dritten kennen alle Uebel unserer Lage, sind aber muth- und charakterlos; die vierten möchten endlich gerne die Regierung der Willkür wiederherstellen und ihre Bemühungen rufen nur größere Uebel hervor. Was wird unter all diesem Hin- und Herzerren bei uns werden? Es ist nicht wahr, daß wir jemals in so schlimmer Lage, jemals so nahe am Bankerott und Bürgerkriege, jemals so sehr der Nothwendigkeit eines auswärtigen Krieges ausgesetzt gewesen seien; wollten morgen alle Fürsten Europas schwören, uns in Frieden zu lassen, so würden wir sie durch unsere Thorheiten zwingen, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen."

Pellenc. Trägheit der Conservativen.

Um Lafayette für seine Niederlage bei der Wahl zu entschädigen, ernannte ihn der Kriegsminister neben Luckner und Rochambeau zum General der Armee, welche der Coalition die Spitze bieten sollte. Sein Hauptquartier war Metz. Dort besuchte er begreiflich niemals die Jakobiner, zwischen ihnen und ihm war fortan Feindschaft.

Lafayette General.

[1]) Arenberg-Mirabeau, l. c. Bd. III, S. 305.

Der Triumph der Jakobiner war jetzt vollständig, sie beherrschten Paris und Frankreich und machten kein Hehl aus ihren Zielen.

Fest vom 18. December.

Als 18. December 1791 auf Anregung der Gesellschaft der Freunde der Revolution in London die Nationalfahnen von England, Nordamerika und Frankreich als Symbole der Einigkeit der freien Völker des Universums feierlich im Sitzungssaale aufgehängt wurden, ertönte der Ruf: „Tod allen Tyrannen, Freiheit allen Völkern!“ und ließen die Jakobiner auch die Frauen zum ersten Male Freiheitsreden halten.

Republikanerinen.

Dem Ueberbringer der englischen Fahne sagte die Pariser Sprecherin: „Nehmt, edler Patriot, im Namen der französischen Bürgerinen, welche sich hier befinden, die Bundeslade in Empfang, welche wir für unsere Brüder, die constitutionellen Whigs, übersenden; sie enthält die Karte von Frankreich, in 83 Departements eingetheilt, die Freiheitsmütze, die Verfassungsurkunde der Franzosen, eine Bürgerkrone, drei Fahnen, eine Nationalcocarde und die Worte „Vivre libre ou mourir!“ in zwei Sprachen.“ — Die Büsten von Price, Benjamin Franklin, Rousseau, Algernon Sidney und Mably wurden jetzt neben der Büste Mirabeaus im Sitzungssaal aufgestellt.

Ihrer Uebermacht sicher machten nun die Jakobiner dem Club der Feuillans ein Ende.

Ende der Feuillans.

Zuerst wurde geklagt, daß die Feuillans ihre Sitzungen nicht öffentlich hielten, „wahrscheinlich um ein der Revolution feindliches Treiben zu verdecken.“ Als nun die Feuillans ihre Sitzung eröffneten, drang Pöbel in dieselbe und suchte durch Schreien und Pfeifen die Verhandlungen zu stören. Da sie das Anwenden von Knütteln für „verfassungswidrig“ hielten, so blieb ihnen Nichts übrig, als stillschweigend den Saal zu räumen. So ging es mehrere Abende. Sie baten um

Pétion.

Schutz beim Maire, aber Pétion machte Worte und half nicht. Der Lärm wurde jeden Abend wilder und störte auch die nahe Nationalversammlung, welche beschloß, keine Privatgesellschaft dürfe fürder in ihrer Nähe Sitzungen halten. Auch in den neuen Räumen, welche die Feuillans bezogen, dauerten die Störungen und Verhöhnungen fort. Das entmuthigte die Mehrzahl der Mitglieder. So ging

Robespierre.

der Club zu Grunde. Zum Hohn stellte Robespierre 6. Januar 1792 noch den Antrag, daß in Zukunft Niemand mehr in den Club der Jakobiner aufgenommen werden dürfe, welcher überführt werden könne, daß er der Gesellschaft der Feuillans angehört habe.[1] Zwischen Jakobinern und Feuillans müsse in Zukunft ein ebenso großer Abstand sein, wie zwischen Freiheit und Sclaverei, meinte

Guadet.

Guadet. Robespierres Antrag ward unter Jubel einstimmig zum Beschluß erhoben. So endete der Club der Feuillans, der letzte schwache Damm gegen die republikanische Sturmfluth. Ihre Losung war: „die Verfassung, die ganze Verfassung und Nichts als die Verfassung.“ [2]

André Chénier.

Die Häupter der Feuillans konnten nur in der Presse Rache nehmen. André Chenier veröffentlichte 26. Februar ein feuriges Manifest gegen die Jakobiner, worin er die Enttäuschung Vieler über den Club schildert, die mehr Eifer für die Freiheit als Einsicht hatten und nicht bemerkten, wie viele Heuchler und verschuldete Menschen sich einschlichen. Davon sei jetzt die Folge, daß der Verein bestehe aus einigen gewandten Spielern, aus Intriganten, bei welchen

---

[1] Buchez et Roux, l. c. XII, p. 142. — Zinkeisen, l. c. Bd. II, S. 171.

[2] La Constitution, toute la Constitution, rien que la Constitution.

Habsucht und die Gewohnheit, schlechte Streiche zu machen, die Stelle des Geistes vertrete, und einer großen Anzahl ehrlicher, aber unwissender und beschränkter Müßiggänger, welche zwar unfähig seien, selbst schlechte Absichten zu hegen, aber desto mehr Fähigkeit besitzen, ohne es zu wissen, den Zwecken Anderer zu dienen. Bitter geißelt Chénier den Hauptkunstgriff der Leiter: da die Verfassung auf der Souveränität des Volkes beruht, so reden sie den Tribünen ein, sie seien das Volk. Die Zeitungsschreiber nehmen dann diese Definition an. „Und daher kommt es eben, daß man einige hundert Müssiggänger, welche in einem Garten oder einem Theater zusammengelaufen sind, oder einige Banditenbanden, welche die Kaufläden ausplündern, unverschämter Weise das Volk nennt; denn nie haben die übermüthigsten Despoten von den gierigsten Höflingen gemeineren und ekelhafteren Weihrauch erhalten, als die unreine Schmeichelei ist, womit zwei- oder dreitausend Usurpatoren der Souveränität der Nation Tag für Tag von den Schriftstellern und Rednern jener Gesellschaften betäubt werden, welche Frankreich in Bewegung setzen . . . Hier werden täglich Gesinnungen und Grundsätze ausgesprochen, welche jedes Eigenthum bedrohen. Unter der Benennung von Wucher und Monopol macht man Industrie und Handel zum Verbrechen. Jeder Reiche gilt dort für einen Feind des Gemeinwesens. Ehrgeiz und Habsucht schonen weder guten Ruf noch Ehre; der gehäßigste Verdacht, die frechste Verläumdung heißt Freiheit der Meinungen. Wer eine Anklage durch Beweise erhärtet wissen will, ist ein verdächtiger Mensch, ein Feind des Volkes. Hier findet jede Abgeschmacktheit ihre Bewunderer, vorausgesetzt daß sie auf Mord ausgeht; jede Lüge wird mit Freuden aufgenommen, wenn sie nur empörend ist. Frauen laufen hin, um die Zuckungen einer blutgierigen Tollheit zu beklatschen . . . Hier vertheilt man die Diplome des Patriotismus. Alle Mitglieder, alle Freunde dieser Gesellschaft sind gute Bürger, alle Anderen sind Verräther. Die Aufnahme in den Bund wascht alle Verbrechen ab, löscht Blut und Mord aus. — Diese Gesellschaften bilden, indem sie sich sämmtlich bei den Händen fassen, eine Art elektrischer Kette um Frankreich; in demselben Augenblicke gerathen sie in allen Winkeln des Reiches in Bewegung, folgen demselben Anstoß, erheben dasselbe Geschrei. — Es ist absolut unmöglich, neben ihnen eine Regierung zu begründen; sie sind verhängnißvoll für die Freiheit, sie werden die Verfassung vernichten. Ihre Austilgung ist das einzige Mittel, den Leiden Frankreichs ein Ende zu machen. Stets schreien sie: „Das Vaterland ist in Gefahr!" — allerdings, so lange sie bestehen." — Große Wahrheiten! Mit Strömen von Blut mußte Frankreich dafür büßen, daß es sie verkannte, Chénier aber sterben, weil er sie sagte. —

Volkssouveränität. Gefährliche Lehren.

Die Schweizer von Chateauvieux.

Seinen schärfsten Ausdruck fand der Streit zwischen den Jakobinern und den Resten der Feuillans in den Verhandlungen über das Schicksal jener 41 Schweizer vom Regiment Chateauvieux, welche nach Bewältigung der Meuterei im August 1790 zu Nancy als Aufrührer zu den Galeeren verurtheilt worden waren.

Zuerst wurde im Jakobinerclub 31. October der Minister Montmorin angeschuldigt, seine Verwendung für die Freilassung der 41 Sträflinge bei der Schweizer Regierung, die nach dem Militärvertrage über ihr Schicksal zu ent- Montmorin.

scheiden hatte, zwar versprochen, aber Diejenigen, welche für sie thätig waren, getäuscht zu haben, während doch schon die constituirende Versammlung am 15. September 1791 den König gebeten habe, die nöthigen Schritte zu thun, damit die allgemeine Amnestie auch auf die 41 Unglücklichen ausgedehnt werden könne. Im Club wurde sofort eine Subscription für diese Schweizer eröffnet.[1])

Goupilleau. Der Abgeordnete Goupilleau klagte dann 1. November 1791 in der Nationalversammlung,[2]) daß Montmorin Alle getäuscht habe, die von ihm eine Erfüllung des Wunsches der Versammlung erwarteten. Der frühere Geschäftsträger beim Bund habe seine Stelle niedergelegt, ein Nachfolger sei noch nicht ernannt, Frankreich sei bei der Schweiz gar nicht vertreten. Montmorin vertheidigte sich 5. November; er wies den Bericht des früheren Gesandten vor, daß er sich beim Bunde verwendet habe, daß aber die Regierung eine strenge Mannszucht unter ihren Regimentern für zu nothwendig halte, um meuterischen Soldaten, welche ihre vielbedauerten Officiere ermordet hätten, Verzeihung zu gewähren. Die Schweiz für Strenge. Vom Kanton Zürich wurde in der Versammlung 24. December eine Erklärung verlesen, daß es von den schlimmsten Folgen für die Kriegszucht sein würde, wenn man diese Aufrührer begnadige, nie dürften sie wieder in ein Schweizerregiment aufgenommen werden, sie hätten den Ruf der Schweizertreue geschändet. Die Jakobiner. Die Jakobiner aber hielten ihr Thun für das Beispiel eines heilsamen Ungehorsams, sie wie ihre hingerichteten Kameraden verdienten alles Lob wegen ihrer Bürgertugenden, Bouillé dagegen verdiene alle Schmach und Verachtung. Die Schweiz habe zwar das Recht, über ihre Regimenter zu richten, aber Frankreich habe das Recht, die Amnestie so weit auszudehnen, als es wolle. Lemontey warnte, die Schweiz nicht zu reizen; Spanien gebe sich Mühe genug, diesen ältesten Bundesverwandten Frankreich zu entziehen. Guadet sprach aber gegen jeden Beschluß. Aufschub, und die Versammlung beschloß 31. December, daß die 41 Soldaten des Regimentes Chateauvieux im Gesetze der Amnestie vom 14. September mit einbegriffen wären und demnach sogleich in Freiheit gesetzt werden sollten.

Lange zögerte der König, diesen Beschluß zu genehmigen, erst am 14. Fe- Collot d'Herbois. bruar 1792 verkündete Collot d'Herbois freudestrahlend der Nationalversammlung, die vollziehende Gewalt habe den Beschluß genehmigt, welcher den unglücklichen Opfern von Nancy wieder die Freiheit gebe. Zu seinem Glücke fehle nur noch, daß er sie selber der Versammlung vorstellen könne, doch sei der Augen- Manuel. blick nahe.[3]) — Zwei Tage vorher hatte Manuel im Jakobinerclub gedroht, der Augenblick sei gekommen, wo ein Mensch zum Heile Aller sterben müsse, und dieser eine Mensch sei ein Minister; alle Minister erschienen ihm übrigens so schuldbeladen, daß die Nationalversammlung sie das Loos ziehen lassen dürfte, welcher von ihnen das Schaffot besteigen solle; es hätten alle den Tod verdient — und eine Stimme auf den Tribünen rief „Alle, Alle!" Und die Angst trieb die Minister, die Genehmigung des Beschlusses vom König zu verlangen.

Die Jakobiner wollten den Schweizern ein Fest geben und dieses sollte eine große Parteidemonstration werden. Ein heftiger Streit entspann sich über dieses Fest in der Presse, die Mehrzahl der Pariser war eigentlich dagegen. Roucher. Der Dichter Roucher war von seinem Bezirke aufgefordert worden, dem

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 272—74.
[2]) Ibid., XII, p. 274—76.
[3]) Ibid., XIII, p. 267.

Feste beizuwohnen, und hatte zugesagt, wenn auf dem Triumphwagen auch die Bildsäule Desilles stehe, der Ermordete inmitten der Meuchelmörder. Darüber entspann sich ein Parteikampf, daß man ein ganzes Buch darüber drucken könnte;[1]) die schärfsten Federn beider Parteien waren in Bewegung.

Auch Marat erhob seine Stimme:[2]) er gestand zu, daß diese Schweizer ungehorsam, Schuld am Tode so Vieler waren — „aber sie haben heiligeren Gesetzen der Natur und der Gesellschaft gehorcht, vor denen sich jede Gewalt beugen muß. Für den Menschen ist das erste Gesetz die Selbsterhaltung, für die Gesellschaft ist das erste Gesetz das Gemeinwohl; jedes ihnen entgegenstehende Gebot ist an und für sich närrisch, ungerecht, barbarisch, tyrannisch, und die erste Bürgerpflicht ist, es mit Füßen zu treten. Das haben die Schweizer von Chateauvieux gethan. Statt ihnen aus ihrem muthigen Widerstande gegen die Tyrannen ein Verbrechen, muß man ihnen vielmehr ein Verdienst daraus machen; alle natürlichen und menschlichen Gesetze gaben ihnen ein Recht dazu." Marat.

Pétion mischte sich gleichfalls in den Streit: weil die Geister sich erhitzen und die Leidenschaften gähren und man ein Freudenfest in einen Trauertag verwandeln wolle. „Die Feinde des Gemeinwohls wünschen sich Glück, aber die Freunde des Vaterlandes und des Friedens werden sich vereinigen und die Hoffnung der Intriganten wird getäuscht werden.[3]) Um was handelt es sich denn? Um Begrüßung der Soldaten, die nebst den französischen Garden zuerst unsere Fesseln gebrochen haben. — Das Fest wird schön werden und den Feinden der Freiheit und Ordnung wird Nichts bleiben als die Schmach, ihre finstern Pläne scheitern zu sehen." Pétion.

André Chénier gab saftige Antwort: „Herr Pétion will Alle, die sich gegen die Schmach dieses Festes regen, zu Intriganten stempeln. Herr Pétion! Intriganten sind Die, welche sich den Interessen einer Partei widmen, um Beifall und Würden zu erlangen. Intriganten sind Diejenigen, welche die Gesetze nach dem Willen von Leuten beugen oder beugen lassen, denen sie sich verpflichtet glauben. Intriganten sind Diejenigen, welche als öffentliche Beamte feig den Leidenschaften der Menge schmeicheln, welche herrscht und sie selber zur Herrschaft bringt; und Intriganten sind Die, welche die muthigen Bürger Intriganten nennen, die weder herrschen, noch anderen Gesetzen gehorchen wollen, als den Gesetzen selbst. Das sind Intriganten, Herr Pétion!"[4]) André Chénier.

Am 9. April kamen diese 41 Schweizer nach Paris und zwar geradewegs gegen die Nationalversammlung, von Collot d'Herbois geführt, der sich als ihr Patron geberdete. Jaucourt, ein alter Oberst der Dragoner, früher Graf, dann Mitglied der Feuillans, mahnte die Versammlung,[5]) sie möge ihren Dank für die Befreiung anhören, aber ihnen nicht die Ehre der Sitzung gewähren. Eine Amnestie sei weder ein Triumph noch eine Bürgerkrone. Sie mögen irregeführt gewesen sein, aber die Soldaten und Nationalgarden, welche im Kampfe gegen sie fielen, seien für das Vaterland gestorben; sie wurden von der Nationalversammlung gelobt, durch eine öffentliche Trauer geehrt. Soll man jetzt ihren Die Schweizer in der Nationalversammlung. Jaucourt.

[1]) Buchez et Roux, Hist. parlem., XIV, p. 62—102.
[2]) Ibid., XIV, p. 75.
[3]) Lettre du Maire de Paris à ses concitoyens. — Buchez et Roux, l. c. XIV, p. 78—80.
[4]) Ibid., XIV, p. 81.
[5]) Ibid., XIV, p. 111—12.

Mördern Ehre bezeigen? Das hieße das Andenken des tapferen Desilles beschimpfen, das hieße das tapfere Volk der Schweizer beleidigen, das hieße den Geist der Zuchtlosigkeit in der Armee ermuthigen; es hieße die constituirende Nationalversammlung tadeln und allen Denen das Herz zerreißen, die bei jener unglücklichen Begebenheit gewesen sind. — Trotz des Tobens der Tribünen gegen

Gouvion. diesen muthigen Sprecher erhob sich Gouvion, früher Generalmajor der Pariser Bürgermiliz und Adjutant Lafayettes, mit dem er in Amerika gewesen war, mit Trauer in den Zügen, tief ergriffen: „Ich hatte einen Bruder, einen guten Patrioten, der durch die Achtung seiner Mitbürger der Befehlshaber der Bürgerwehr wurde. Jeden Augenblick war er bereit, für das Gesetz zu sterben, und im Namen des Gesetzes wurde er mit seinen Tapferen zum Marsche gegen Nancy aufgefordert. Dort fiel er von fünf Kugeln durchbohrt. Nun frage ich, ob ich ruhig die Mörder meines Bruders ansehen kann." Ein Mitglied der Versammlung, Choudieu, rief: „So gehen Sie denn hinaus!" — „Der Elende, der da rief", fuhr Gouvion fort, „hat wohl nie einen Bruder gehabt, der werth war, daß man ihn liebte. Ich kann nicht sehen, wie den Mördern Ehren zuerkannt werden, welche ungereizt und unangegriffen Feuer auf die Nationalgarde gaben." Foissy, Vorstand des Gerichts zu Nancy rief: „Nicht Begeisterung für die Freiheit, sondern Habsucht wirkte bei den Schweizern: wir sind keine Franzosen, riefen sie, wir sind Schweizer und müssen Geld haben!"

Couthon. Deßungeachtet verlangt Couthon für sie die Ehre der Sitzung, denn sie seien Opfer des Patriotismus gewesen. Und die Versammlung anerkannte unter dem Lärm der Gallerien diesen Sträflingen die Ehre der Sitzung mit 281 gegen 265 Stimmen. Die namentliche Abstimmung wurde von den Jakobinern verlangt, um ihre Gegner wie ihre Anhänger kennen zu lernen.

Collot d'Herbois führt sodann die Schweizer vor, schildert ihre Unschuld, ihre Dankbarkeit; ihre Ketten seien zwar schwer, aber ihre Seelen immer frei gewesen. Dann legen die Schweizer den Eid ab und die Nationalgarden von Versailles, die sie geleiten, ziehen unter Trommelschlag durch den Saal. Hinter ihnen marschirt Gesindel aller Art, mit Piken und Flinten bewaffnet, an der Versammlung vorüber, unter dem Gesange Ça ira. Gouchon[1]) kündet an, daß die Vorstadt Saint-Antoine 10.000 Piken schmieden lasse, um die Freiheit zu vertheidigen, und eines Tages vor der Versammlung damit zu defiliren wünsche. So wurde den Mördern die Ehre der Sitzung bewilligt — ein bedeutsames Zeichen für den Geist der Versammlung, die sich selber entwürdigte. Gouvion aber legte mit Recht seine Stelle als Mitglied der Nationalversammlung nieder und ging zur Armee, um dort zu sterben; er benahm sich dort in den ersten Gefechten von 1792 mit Geschick Muth und Kaltblütigkeit und wurde 11. Juni bei Glisvel durch eine Kanonenkugel getödtet.

Würdelosigkeit der Nationalversammlung.

Fest vom 15. April. Das eigentliche Fest am 15. April 1792 fand bei den besseren Klassen in Paris keine Theilnahme; die Fenster, an denen der Zug vorbeiging, blieben

[1]) Dieser Mann war ein Werkzeug der Girondisten, welche die Pikenmänner aufbrachten. Vgl. Buchez et Roux, l. c. XIII, p. 219 in der Anmerkung.

geschlossen — es war mehr ein Pöbelfest. Der Zug, an dem Pétion, Robespierre, Danton, Manuel gleichfalls Antheil nahmen, ging von der Vorstadt Saint-Antoine nach der Bastille und von da nach dem Marsfeld. Auf einem von 20 Pferden gezogenen Wagen, der die Form einer Galeere hatte, saßen die 41 Schweizer um ein großes Bild der Freiheit aus Pappendeckel, mit der rothen Mütze des Bagno auf dem Kopfe; sittenlose Mädchen trugen die Ketten dieser Meuterer und küßten sie, andere trugen Bürgerkronen und dergleichen. Auf beiden Seiten des Altars des Vaterlandes auf dem Marsfelde dampfte Weihrauch aus Kohlenpfannen. Ein Gedicht von Marie Chénier, dem verwildeten Bruder Andrée Chéniers, wurde verlesen, dann wurde getrunken, geschrieen und getanzt. Ausreißer und Dirnen bildeten den größten Theil der Versammlung. — Es war die Feier der Zuchtlosigkeit. André Chénier verhöhnte es in einer geistreichen Satire.[1])

Deßungeachtet pries Pétion das Fest nachträglich als eines der schönsten und rührendsten Schauspiele: das Gefühl der Freiheit habe sich dabei in seiner ganzen Kraft gezeigt, eine bewunderungswürdige Ordnung habe dabei geherrscht, Kornähren hätten die Bajonnette ersetzt und weit mehr bewirkt, als sonst die Waffen der Despoten. Fröhlichkeit und Lustigkeit hätten sich allenthalben und das Volk sich groß und stolz gezeigt über das Zutrauen, welches man ihm schenkte; es rechnete sich zur Ehre, dessen würdig zu sein. Der Anblick des mit einer unzählbaren Menge bedeckten Marsfeldes sei prächtig gewesen, allen Vergnügungen der Unschuld hätte sie sich ohne Zwang hingegeben und jenen Ergießungen der Seele und jener reinen Freude, welche durch keine Gewissensbisse getrübt wird. Niemand sei betrunken gewesen, Niemand geschlagen worden. Voll Freude über die Würde des sich selbst überlassenen Volkes habe er gerufen: „das Vaterland ist gerettet!" — Dupont de Nemours warf in einem scharfen Sendschreiben offen Pétion Lügen vor. Pétion.

Die Jakobiner hätschelten Chateauvieux, ganz anders verfuhren sie jedoch mit dem Schweizerregiment Ernst, welches in Marseille lag, einem der schönsten Regimenter in Europa, weil in ihm die alte Mannszucht der Schweizer und der Geist der Ehre walteten. Wilde Zügellosigkeit herrschte in Marseille und gar zu gerne hätten die Jakobiner dieses Regiment auf ihre Seite gebracht; alle Mittel wurden angewendet, Bestechung, Drohungen, Schmeichelei und Beschimpfung — jedoch vergebens: das Regiment blieb unerschütterlich und hielt noch Ruhe und Sicherheit aufrecht; die Soldaten blieben ihren Officieren gehorsam, man sah sie weder in Wirthshäusern noch in Clubs. Da klagten die Jakobiner in Paris über den Aristokratismus dieser Soldaten und verlangten die Abberufung des Regimentes, und die Nationalversammlung beschloß seine Verlegung nach Aix. Nun forderten die Jakobiner, das Regiment solle ganz stille während der Nacht abziehen; die Schweizer aber bestanden auf ihrem Recht, bei hellem Regiment Ernst, Marseille.

[1]) Nicht vollständig in seinen Gedichten abgedruckt, wohl aber bei Buchez et Roux, l. c. XIV, p. 118—19. Sein Bruder Marie war dagegen eifriger Jakobiner und sehr thätig für die Linke; von ihm sind mehrere Stücke, welche während der Revolution aufgeführt wurden, um den politischen Fanatismus zu steigern, wie Karl IX., Heinrich VIII., Calas, Gracchus, Timoleon. Ueber seine Oden vgl. Bd. VIII dieses Werkes, S. 801—802, 1024—25, 1028—29.

Tag, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen abzumarschiren — und so zogen sie in schönster Ordnung und festen Trittes, mit einem gewissen Stolze ab. Das
Aix. sollten sie büßen. Es hieß, in Aix böten sie zu viel Schutz dem Aristokratismus von Avignon, und sie müßten fort; in der Nacht des 24. Februar wurde Generalmarsch geschlagen und 2000 Marseiller brachen auf gen Aix. Unterwegs stieß Verstärkung zu ihnen. In Aix war der Gemeinderath im Einverständniß mit ihnen oder der Schlotter war in ihn gefahren, mit letzterem war jedenfalls der Stadtcommandant Barbantane behaftet, er vermittelte stets, wo er handeln sollte. Die Jakobiner in Aix verhinderten die Schließung des Thores nach dem Süden und die Marseiller zogen unbehelligt ein und pflanzten ihre Kanonen vor der Kaserne des Regimentes Ernst auf. Laut Forderung der Marseiller
Feigheit der Behörden. befahl der Gemeinderath, die Schweizer sollten in ihren Kasernen bleiben. Dann erklärten die Marseiller, sie wären gekommen, um die Schweizer zu verjagen: entweder müßten diese sogleich die Stadt verlassen oder sie würden angegriffen. — Eine andere Behörde, die Aufseher der Rhonemündungen, erbat sich zum Schutz ein Bataillon Schweizer; kaum waren diese jedoch angerückt, als sie vom Gemeinderath den Befehl erhielten, in die Kaserne zurückzukehren. So widersprach eine Behörde der andern, so wenig Einheit war in dem nach der Verfassung geordneten Frankreich. Die Aufseher der Rhonemündungen verbargen sich nun aus lauter Angst vor den Jakobinern. In der Nacht wurde hierauf wieder Generalmarsch geschlagen, die Kaserne der Schweizer umstellt und von den Jakobinern verlangt, sie sollten die Waffen abliefern und dann abziehen. Der Gemeinderath, der sie in die Kaserne verwiesen hatte, überließ sie ihrem Schicksal; der Stadtcommandant rieth ihnen, der Uebermacht nachzugeben. Die Schweizer waren empört über diese Zumuthung, sie wollten sich schlagen. Die Ja-
Unterhandlung. kobiner verlangten darauf zu unterhandeln. 10 Sergeanten, 10 Corporale, 10 Gemeine kamen von Seite der Schweizer, wiesen aber das Angebot, sie sollten die Officiersstellen bekommen und die Regimentskasse unter sich vertheilen können, wenn sie ihre Officiere umbringen und auf die Seite der Jakobiner übertreten wollten, mit dem stolzen Unmuth von Ehrenmännern zurück. Als sie ihren Kameraden meldeten, was sie vernommen, beschlossen diese, um keinen Preis die Waffen zurückzulassen.

Nun sollte es zum Kampfe kommen. Die Jakobiner feuerten auch ihre Kanonen ab und tödteten eine Schildwache; sie hatten von allen Seiten her Verstärkungen erhalten und erhoben ihr Mordgeheul. Die Schweizer rüsteten voll Ingrimm zum Widerstande. Aber was sollte alles Blutvergießen nützen, hatten sie ein Recht dazu? Früher waren sie nur dem König zum Gehorsam verbunden, nachträglich aber hatten sie der Nationalversammlung sich verpflichten und den neuen Eid leisten müssen. Darnach unterstanden sie dem Gemeinderath von Aix, der es mit den Jakobinern hielt. Der Stadtcommandant Barbantane hatte den Kopf verloren und legte seine Stelle nieder, er überließ es dem Befehlshaber
Watteville. des Regimentes, Major von Watteville, auf seine Verantwortlichkeit zu thun, was ihm gut dünke. Dieser redete seine Tapfern also an: „Eure Treue ist mir bekannt, ich erwarte daher Alles von Eurer Folgsamkeit. Thut, was ich Euch sage. Ich stehe Eurem Kanton für Euer Betragen, wie für das meinige. Ihr seid in Frankreich, um gegen die Feinde des Königreiches zu fechten, nicht um Staatsbürger umzubringen. Darum erwarte ich, daß Ihr mir zu Gefallen die
Abzug aus Aix. Waffen niederlegen werdet. Thut das um der Mannszucht willen." — Und die treuen Soldaten legten die Gewehre nieder und zogen unbewaffnet aus der Stadt.

Die Marseiller aber stürzten in die Kaserne, plünderten die Regimentskasse, darnach andere Häuser und begingen Ausschweifungen aller Art.

Das Regiment Ernst begab sich nach Toulon, dort verwehrten ihm jedoch die Jakobiner den Einlaß. In Bern wurde darauf beschlossen, das Regiment heimzuberufen, solches verlange die Ehre des Regimentes und der Schutz, den ihm das Vaterland schuldig sei; es müsse ein Land verlassen, in welchem man die ihm zugestandenen Rechte verletzt habe. Der Kriegsminister Narbonne setzte darauf Barbantane ab, weil er seine Pflicht nicht gethan habe. Dem Regimente wurden jedoch auf Befehl des Königs seine Waffen wieder zurückgestellt. Barbantane wurde abgesetzt; 1793 wurde er wieder verwendet und zwar gegen die Spanier, bewährte aber weder Befähigung, noch Charakter und wurde 13. September wieder abgesetzt. Beschluß der Schweiz.

Deßungeachtet beharrte Bern, und zwar mit Recht, auf der Rückkehr des Regimentes und im Sommer 1792 kamen diese Schweizer heim, auch nicht Einer hatte sich verleiten lassen, in ein französisches Regiment einzutreten. Die Jakobiner haßten in den Schweizern die Treue gegen den König und sein Haus. — Hätte doch die Schweiz Frankreich gegenüber nur immer ihre Würde ebenso zu wahren verstanden! Heimkehr

So sehr war in Frankreich die Zerrüttung allgemein. Das Königthum hing an einem dünnen Faden. Die Emigrantenfrage drohte ihn abzureißen, dann die Priesterfrage, und die noch stärkere und böswillig an den Haaren herbeigezogene

Kriegsfrage.

Montmorin war müde, Minister zu sein und mit den Parteien zu unterhandeln; er traute sich nicht die Kraft zu, den Stürmen Widerstand zu leisten, die er aufsteigen sah. Trotz aller Bitten des Königs kündete er am 31. October 1791 der Versammlung an, daß er seine Stelle niederlege und daß ihm der König Delessart zum Nachfolger bestimmt habe. Dabei zeigte er aber auch der Versammlung an, daß, seit der König die Verfassung angenommen, die Mächte keinen Willen mehr hätten, Frankreich mit Krieg zu überziehen. Der Antheil an der Lage des Königs sei das einzige Band ihrer Vereinigung gewesen. Zugleich schilderte er aber das allgemeine Mißtrauen vor der französischen Propaganda, daß sie ihre Grundsätze ausbreiten und alle Throne stürzen, alle Völker aufzuwiegeln strebe. Wolle ein Volk seine Regierungsform ändern, so müsse es sich auf sein Land beschränken; so haben England und Holland gethan und ihrer Regierungsform Achtung verschafft, weil sie der Regierungsform anderer Länder Achtung bewiesen; leider versuchten in Frankreich Einzelne und ganze Gesellschaften die angrenzenden Länder in Bewegung zu versetzen und verhöhnten alle Fürsten Europas in mordbrennerischen Zeitungen. Hierin liege eine große Gefahr und er warne gar sehr davor. Montmorin dankt ab. Delessart seit 14. November. Warnung.

Montmorin hatte die Wahrheit gesagt. Die Coalition war durch die Annahme der Verfassung von Seite Ludwigs XVI. gesprengt. Der Kaiser wollte Frieden, der König von Frankreich wollte Frieden. Dieses Zeugniß geben letzterem noch Necker, Delessart, Narbonne. Die Nationalversammlung jedoch steuerte auf den Krieg los: alle Parteien hofften dadurch zu gewinnen, nur wollten die Einen einen beschränkten, die Andern einen Weltkrieg. Die Jakobiner hofften, in der Verwirrung den Thron zu zertrümmern. Brissot gesteht:[1]) „Als ich auf die Kriegserklärung drang, da war es meine Absicht, das Königthum abzuschaffen" — und Louvet sagt offen:[2]) „Wir wollten den Krieg, wir reine Jakobiner. Wir wagten es nach dem gründlichen Ruhme zu streben, nach der unsterblichen Ehre, das Königthum selber zu tödten, dasselbe auf immer zu tödten, zuerst in Frankreich, nachher in der ganzen Welt."

Kriegslust der Nationalversammlung.

Der Verlauf aber, den die Kriegsfrage nahm ist folgender.[3]) Am 22. November 1791 hielt Koch, ehemals Professor des Staatsrechtes in Straßburg, im Namen des diplomatischen Ausschusses einen Vortrag über die Zusammenrottungen und Werbungen zu Ettenheim, Worms und Koblenz, als Verletzungen des deutschen Staatsrechtes wie des Völkerrechtes, und forderte, daß der Minister des Aeußern den deutschen Reichsfürsten, auf deren Gebiet diese Werbungen stattfanden, ernstliche Vorstellungen über die Gefahr für den Frieden mit Frankreich mache und den ober- und niederrheinischen und schwäbischen Kreis nachdrücklich aufforderе, diese Werbungen zu hindern. Fruchte dies nicht, so solle ernste Beschwerde beim Reichstag und beim Kaiser eingelegt werden. Im gleichen Sinne verlangte Daverhoult, daß eine Abordnung von 24 Deputirten den König zu ernsten Schritten beim Kaiser antreibe. Als Delessart versicherte, der König habe sich schon beim Kaiser verwendet, man müsse jedoch die Antwort abwarten, beschuldigte Rühl die vollziehende Gewalt der Unthätigkeit und Schläfrigkeit, deßgleichen die französischen Gesandten, daß sie an den auswärtigen Höfen ihre Schuldigkeit nicht thäten.

Koch klagt über Rüstungen.

Da erhob sich Isnard von Marseille und seine Zunge war wieder einmal scharf wie ein zweischneidiges Schwert.[4]) Der Nutzen und die Würde der Nation verlangten ernste Maßregeln. Man müsse der Unentschiedenheit einmal ein Ende machen und den Lasten, die Frankreich erdrücken. Selbst wenn die Ausgewanderten nicht angriffsweise vorgehen — es ist genug, daß sie in feindseligem Sinn sich versammeln und uns zu Auslagen veranlassen. Die Schritte müssen aber sicherstellen für alle Zukunft. „Ist der Kampf einmal nothwendig, so muß man ihn mit stolzer Zuversicht beginnen. Wer Furcht zeigt, erhöht nur den Muth des Gegners und ist schon halb besiegt; dagegen ist der Sieg der Kamerad des Muthes. Man muß einmal mit diesen winzigen Fürsten jenseits des Rheins ein ernstes Wort reden. Das französische Volk ist jetzt daran das erste Volk der Welt zu werden; einst verknechtet, wurde es unerschrocken und frei; soll es jetzt, wo es frei ist, furchtsam und schwach werden? Das ist fortan das Merkzeichen des fran-

Isnard will Krieg.

---

[1]) Brissot à tous les Républicains de France, p. 7.

[2]) Louvet, A. M. Robespierre et à ses Royalistes, p. 18. — Girtanner, Historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution. Bd. VIII, S. 9.

[3]) Hist. parlem., XII., p. 381 ff. Question de la guerre.

[4]) Buchez et Roux, Hist. parlem., XII, p. 387—90.

zösischen Volkes, alle Völker als Brüder zu behandeln und keines zu beschimpfen, aber auch von keinem einen Schimpf zu dulden; das Schwert nur für die Gerechtigkeit zu ziehen, es aber auch nicht mehr in die Scheide zu stecken, als bis man gesiegt hat; endlich immer bereit zu sein, für die Freiheit zu kämpfen, für sie zu sterben und eher ganz vom Erdboden zu verschwinden, als sich wieder in Ketten schlagen zu lassen. — Glaubt ja nicht, daß wir im gegenwärtigen Augenblicke keine großen Schläge wagen dürfen: ein Volk im Zustande der Revolution ist unüberwindlich, die Fahne der Freiheit ist die des Sieges; der Augenblick, in welchem ein Volk für sie erglüht, ist auch jener der Opfer aller Art, des Verzichtes auf allen Eigenvortheil und des furchtbaren Losbruches kriegerischer Begeisterung. Fürchtet also Nichts, als daß das Volk sich darüber beklage, daß Eure Beschlüsse nicht der Höhe seines Muthes entsprechen. — Der Weg der Waffen ist der einzige, der uns bleibt gegen Empörer, die nicht zur Pflicht zurückkehren wollen. Jede Verhandlung ist Hochverrath am Vaterlande. Unsere Feinde wollen durch Noth und Eisen die Parlamente und den Adel und die Vorrechte des Königs zurückbringen, eines einzigen Menschen, welcher den Willen eines ganzen Volkes lähmen darf, eines Menschen, welcher 30 Millionen verschlingt, während Millionen von Bürgern in bitterer Noth sind. Sie wollen die Parlamente zurückbringen, welche das Recht verkauften; sie wollen den Adel zurückbringen, welcher in seinem unverschämten und rohen Hochmuth glaubt, daß Bürgerliche keine Menschen sind. Sie wollen den Adel wieder einführen! Ha! von dieser Rednerbühne herab würden wir alle Franzosen elektrisiren, alle würden, mit der einen Hand ihr Gold wegschüttend und in der andern das Eisen haltend, diese hochmüthige Race bekämpfen und sie zwingen, die Strafe der Gleichheit zu ertragen! — Erheben wir uns also zur Höhe unseres Berufes und sprechen wir zu den Ministern, zum König, zu Europa mit geziemender Festigkeit. Sagen wir den Ministern, daß bis jetzt die Nation mit dem Benehmen eines jeden von ihnen nicht sehr zufrieden ist, daß sie künftig nur zwischen der öffentlichen Dankbarkeit und der Rache des Gesetzes zu wählen haben, und daß wir unter Verantwortlichkeit den Tod verstehen. Sagen wir dem König, sein eigener Vortheil erfordere, daß er die Verfassung vertheidige, daß an diesem Heiligthume seine Krone hänge, daß er nur durch das Volk und für das Volk regiere, daß die Nation sein Oberherr und er nur ein Unterthan des Gesetzes sei. Sagen wir Europa, daß, wenn das französische Volk den Degen zieht, es die Scheide wegwirft und es dieselbe nicht wieder aufhebt, als gekrönt mit den Lorbeern des Sieges, und daß, wenn es trotz seiner Macht und seines Muthes in der Vertheidigung der Freiheit erläge, seine Feinde nur über Leichname herrschen würden. Sagen wir Europa, daß, wofern die Kabinete die Könige zu einem Kriege gegen die Völker verleiten sollten, wir dann die Völker zu einem Kriege gegen die Könige verleiten würden. Sagen wir, daß alle Schlachten, welche sich die Völker auf Befehl der Könige liefern, den Streichen gleichen, welche zwei Freunde, durch einen treulosen Aufwiegler angereizt, im Dunkel sich versetzen; wenn jedoch die Klarheit des Tages kommt, so werfen sie die Waffen weg, umarmen einander und züchtigen Den, welcher sie täuschte. Ebenso werde auch den feindlichen Heeren, sobald sie mit den unsrigen kämpfen wollten, das Licht der Philosophie in die Augen fallen und die Völker werden Angesichts der entthronten Herrscher sich umarmen und Angesichts der versöhnten Erde und des zufriedenen Himmels sich um den Hals fallen. Sagen wir endlich, daß zehn Millionen Franzosen, ergriffen vom Feuer der Freiheit, bewaffnet mit dem Schwerte, mit der Feder, mit der Vernunft, mit der Beredsam-

keit, alleinig, wenn man sie reizt, die Gestalt der Welt verändern und alle Tyrannen auf ihren Thronen von Thon erzittern machen können. Ich verlange die einstimmige Annahme des Antrages, damit die hohe Versammlung zeige, daß nur gute Franzosen, Freunde der Freiheit und Feinde der Despoten in ihr sind."

Mahnung an den König. Unter rauschendem Beifall wurde der Antrag Daverhoults angenommen. Die Abordnung redete an den König fast in befehlendem Tone: „Sire, Sie müssen diesen feindseligen Rüstungen ein Ende machen. Sie müssen mit den auswärtigen Mächten eine Sprache reden, die dem Könige von Frankreich geziemt. — Hätte wohl Ludwig XIV. solche Zusammenrottungen von Hugenotten geduldet? — Ihre Erklärungen müssen in einer Art abgefaßt sein, daß jene Horden von Ausgewanderten sich sogleich zerstreuen. Setzen Sie einen nahen Termin fest, unter welchem keine verzögernde Antwort mehr vorgenommen werden soll. Unterstützen Sie diese Erklärung durch den Marsch Ihres Heeres, damit die Nation endlich wisse, wer ihre Freunde und wer ihre Feinde sind, und so werden Sie die Ruhe sichern und das Glück Frankreichs, mit dem das Ihre verbunden ist, beschleunigen." [1])

Antwort des Königs. Das hieß mit dem König reden, wie ein Lehrer mit einem Schüler spricht. Ludwig XVI. war auch so eingeschüchtert, daß er die größte Berücksichtigung der Botschaft versprach und sich auf seinen Eifer berief, die Ruhe und die Verfassung zu sichern. Der Sprecher erzählte nachher der Versammlung, der König habe sich vor ihnen verbeugt, noch ehe sie ihn begrüßt hätten.[2])

Beschwerde in Wien. Indeß hatte Delessart schon am 14. November in Wien sich beschweren lassen über Angriffe, welche bei Rheinau sich die Emigranten auf Franzosen erlaubt hätten, über Beleidigungen, welche der Stadtrath von Ettenheim französischen Staatsbürgern angethan habe, welche die Ländereien des Cardinals Rohan bereisten; der König könne mit dem Cardinal nicht unmittelbar verkehren, der Kaiser möge also diesem ein ernstes Wort sagen; auch möge der Reichskanzler die Stadt Worms vermahnen. An die Kurfürsten von Mainz und Trier habe Ludwig selber geschrieben.

Beschwerde des Kaisers. Zugleich war in der Sprache des Reiches, in der lateinischen, an den König die Mahnung des Kaisers vom 3. December 1791 wegen der Beraubung einiger Reichsfürsten eingetroffen und daß die Nationalversammlung hierin nicht allein entscheiden könne, und der Kaiser müsse die Rechte des Reiches wie der einzelnen Stände wahren. Die Folgen seien leicht vorauszusehen, wenn Frankreich die Heiligkeit der öffentlichen Verträge nicht mehr achte. Der Kaiser erwarte übrigens Alles von der bekannten Gerechtigkeitsliebe des Königs. Am 12. December 1791 wurde das kaiserliche Commissions-Ratificationsdecret wegen der Angelegenheiten des Elsasses in Regensburg von Kurmainz zur Dictatur gebracht und die Beschlüsse der Nationalversammlung als gewaltsame Verfügung für nichtig und friedensschlußwidrig erklärt.[3])

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 391—93.
[2]) Ibid., XII, p. 393.
[3]) Bei Vivenot, Die Kaiserpolitik Oesterreichs. Wien 1873. Bd. I, S. 278.

Verbot der Rüstung.

Die Kriegsdrohungen in der Nationalversammlung erregten Schrecken am Rhein. Die Stadt Frankfurt verbot alle Lieferungen an Emigranten. Worms machte Vorstellungen beim Kurfürsten von Mainz, erhielt aber die Antwort, daß die Versammlungen der Emigranten auf seinem Gebiet und mit seiner Bewilligung geschehen. Der Kurfürst von Trier antwortete dem König, daß die Vorwürfe in seinem Schreiben ungegründet, daß von einem Einfall der Emigranten in Frankreich keine Rede sei, daß er, der Kurfürst, trotz aller Verletzungen, die er durch Frankreich erlitten, sich doch nicht von den Grundsätzen der Mäßigung habe abbringen lassen; daß man den Ausgewanderten bei ihren großen Leiden einige Klagen wohl verzeihen könne, während man in Frankreich allgemein an öffentlichen Orten beleidigende Reden gegen deutsche Fürsten sich erlaube. Vor angedrohtem Unrecht werde er sein Land zu schützen wissen. Die Prinzen, seine Neffen, ließ er seines Schutzes versichern, die Ausgewanderten seiner Theilnahme, verwarnte sie aber vor allen militärischen Schritten, welche Frankreich Grund zur Beschwerde geben könnten.[1])

Kriegsdrohung

Der König in der Nationalversammlung, 14. Dec.

Im Ganzen drohte also Frankreich von Seite der Emigranten keinerlei Gefahr. Um so mehr war man überrascht, als 14. December 1791 der König in der Kammer erschien, begleitet von seinen Ministern, und erklärte, er habe die Botschaft vom 29. November in ernstliche Erwägung genommen und es bei ihrer Wichtigkeit für die Ehre und Sicherheit des Reiches für nöthig gehalten, selber die Antwort zu überbringen.[2]) Die Nation könne eine solche Verbindung zwischen ihren erwählten und ihrem erblichen Vertreter nur mit Beifall bemerken. Aufgefordert, den Zusammenrottungen an der Grenze ein Ende zu machen, welche Besorgniß und Gährung im Innern verursachen und eine erschöpfende Vermehrung der Ausgaben zur Folge haben, und davon unterrichtet, daß die Nation lieber einen entscheidenden Krieg, als ein verderbliches und schmachvolles Zögern wolle, habe er anfangs geglaubt, nur mit großer Vorsicht vorgehen zu müssen, da man erst aus den Stürmen einer großen Revolution herausgetreten und die neue Verfassung noch zu erproben sei, habe er alle Mittel versucht, um die nicht zu berechnenden Uebel des Krieges fern zu halten. Er habe die Einwanderer zur Rückkehr eingeladen und sich den neuen Gesetzen zu unterwerfen gemahnt; er habe die benachbarten Fürsten aufgefordert, ihnen keine Unterstützung zu gewähren, die sie in ihren Entwürfen bestärken könnten. Der Kaiser habe allerdings Alles gethan, was man von einem treuen Bundesgenossen nur erwarten könne, und in seinen Staaten jede Zusammenrottung verboten, allein die anderen Fürsten hätten keine genügende Antwort gegeben. „Diese ungerechten Weigerungen zwingen mich zu Entschlüssen von anderer Art. Die Nation hat durch Sie ihren Wunsch geäußert; Sie haben seine Folgen abgewogen, Sie haben mir ihn durch eine Gesandtschaft ausgesprochen. Sie sind mir jedoch nicht zuvorgekommen. Als Stellvertreter des Volkes habe ich seine Beleidigung empfunden und ich will Ihnen

[1]) Girtanner, l. c. VIII, S. 18—20, 28—33.
[2]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 394—97.

jetzt meinen Entschluß mittheilen, um Genugthuung zu erhalten. Ich lasse jetzt dem Kurfürsten von Trier erklären, daß, wofern er vor dem 15. Jänner nicht allen Zusammenrottungen und feindseligen Rüstungen auf seinem Gebiete ein Ende macht, ich in ihm Nichts weiter sehen werde als einen Feind Frankreichs. Aehnliche Erklärungen werde ich an Alle erlassen, die auf ähnliche Weise Zusammenrottungen gestatten mögen, welche die Ruhe des Königreiches stören. Indem ich den Ausländern allen Schutz zusichere, den sie von unseren Gesetzen erwarten dürfen, so muß ich wohl das Recht haben zu verlangen, daß wegen aller Beleidigungen, so Franzosen widerfahren können, schnelle und hinreichende Genugthuung geschehe. — Ich schreibe jetzt an den Kaiser um Fortsetzung seiner guten Dienste und daß er als Haupt des Reiches nöthigen Falls von seinem Ansehen Gebrauch mache, um dem Unglück vorzubeugen, welches eine längere Hartnäckigkeit mehrerer Mitglieder des Reiches nach sich ziehen werde. Unstreitig darf man von seiner Vermittlung, die zugleich vom mächtigen Gewicht seines Beispieles unterstützt wird, Vieles erwarten, aber ich treffe zu gleicher Zeit die geeigneten kriegerischen Vorkehrungen, um diesen Erklärungen Achtung zu verschaffen. Hört man nicht darauf, dann, meine Herren, bleibt mir Nichts übrig, als den Krieg zu erklären, den Krieg, welchen ein Volk, das feierlich auf alle Eroberungen verzichtet, nie ohne Noth beginnt, den aber ein edles und freies Volk zu führen versteht, sobald seine eigene Sicherheit und seine Ehre es fordern. Indem wir jedoch voll Muth diesen Entschluß fassen, müssen wir auch ohne Verzug jene Mittel anwenden, die allein uns den Erfolg sichern können."

Mahnungen des Königs.

Und nun mahnte der König sehr richtig, auf den Zustand des Schatzes zu achten, den Credit der Nation zu befestigen, die verfassungsmäßigen Gewalten zu achten und der Welt zu zeigen, daß das französische Volk, seine Stellvertreter und sein König Eins seien; von dieser Eintracht und der Achtung, welche man der Regierung anderer Staaten bezeuge, hänge das Ansehen, die Sicherheit, der Ruhm des Reiches ab. Was ihn, den König, anlange, so erkläre er vor ganz Frankreich, daß Nichts seine Standhaftigkeit ermüde, damit das Gesetz die Stütze der Staatsbürger und der Schrecken der Ruhestörer werde, daß keinerlei Eingriff die Verfassung in ihrem Gange störe, nie werde er sich von dieser entfernen; er fühle tief, wie schön es sei, der König eines freien Volkes zu sein.

Narbonne.

Mit lautlosem Schweigen war der König empfangen worden, unter rauschendem Beifall schloß er seine Rede. Der Druck und die Versendung derselben in alle Departements ward angeordnet. — Der König verließ unter Beifallsrufen den Saal. Sein neuer Kriegsminister, Narbonne, begann jetzt auseinanderzusetzen, welche Anstalten auf Befehl des Königs getroffen seien, der zwar den Frieden liebe, aber auch kein Mittel scheue, um die Verfassung, die er aufrecht zu erhalten geschworen, fester zu begründen.[1])

[1]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 397—99.

„Der König hat mir die nöthigen Befehle aufgetragen, damit 150.000 Mann in weniger als einem Monat an der Grenze beisammen sein können. Ich habe mich dessen versichert, daß eine so mächtige Vereinigung von Kräften in so kurzer Zeit nicht unmöglich ist; ich glaube also auf den glücklichen Ausgang dieses Unternehmens fest vertrauen zu dürfen. Weg also mit diesem Geist der Entmuthigung, der Frankreich als niedergeschlagen betrachten möchte, wenn es seine Freiheit gegen den Bund einiger Despoten zu vertheidigen hat, während es siegreich war, als es gegen eine viel furchtbarere Coalition für einen einzigen Menschen stritt. — Auf Befehl des Königs reise ich in wenig Tagen ab, um die Armee und die Grenzen zu besichtigen, nicht als ob ich jedem Mißtrauen der Soldaten gegen die Officiere Glauben schenke; sondern ich hoffe es zu zerstreuen, indem ich zu Beiden im Namen des Vaterlandes rede und des Königs. Ich werde den Officieren sagen, daß alte Vorurtheile und eine zu wenig einsichtige Liebe zu ihrem König ihr Benehmen einige Zeit haben entschuldigen können, aber daß von Verrath keine Rede sein darf. Ich werde zu den Soldaten sagen, daß die Officiere, welche an der Spitze des Heeres geblieben sind, sich mit ihrem Eid, wie mit ihrer Ehre, an die Revolution gebunden haben, und daß das Heil des Staates von der Zucht des Heeres abhängt. — — Drei Armeen schienen nöthig zu sein, auf Luckner, Rochambeau und Lafayette hat das Vaterland hingedeutet. Der König und das Vaterland sind Eins. Der König hat ihnen den Oberbefehl übertragen. Der König wünscht Rochambeau und Luckner den Marschallsrang zu verleihen, sie sind ja beauftragt die Freiheit zu retten, und vielleicht erklärt die Versammlung dem König, daß sie dies mit Vergnügen sieht. — Eine Vermehrung der Ausgaben ist unvermeidlich, aber Frankreich knausert nicht, wenn es die Freiheit gilt." — Das Heer.

Narbonne, Kriegsminister 7. December 1791 bis 9. März 1792.

So der neue Kriegsminister. Fassen wir den Mann näher ins Auge!

Ludwig von Narbonne,[1]) aus der alten Familie der Lara de Castillo stammend, wurde 1755 in Parma geboren; sein Vater diente nämlich am Hofe der dortigen Herzogin, einer Elisabeth von Bourbon. Noch als zartes Kind 1760 wurde er nach Versailles gebracht — und dort unter der Gunst der Töchter Ludwigs XV. erzogen. Sobald er bei den Oratorianern zu Juilly hinlänglich vorgebildet war, erhielt er noch Unterricht von einem ganz besonders hohen Lehrer, nämlich vom Sohne des Königs, dem großen Dauphin, an den so viele Hoffnungen der durch Ludwigs XV. Mißregierung Gebeugten sich knüpften, den seine Zeitgenossen als eine Art Germanicus betrachteten. Der edle Prinz gab dem schönen und begabten Knaben Unterricht in der griechischen Sprache und las mit ihm sein Lieblingsbuch, die Denkwürdigkeiten des Xenophon über Sokrates. Durch die Gnade so hoher Gönner und vom erwachenden Ehrgeiz gestachelt, trat Narbonne in die Armee ein, zuerst bei der Artillerie, zumal er in der angewandten Mathematik wohl bewandert war; dann wurde er Capitain bei den Dragonern, hierauf Oberst, zugleich war er Ehrencavalier der Madame Adelaide. Während sonst der Kriegsdienst für den jungen Adel nur zu oft Gelegenheit zu

[1]) Eine gute Biographie über ihn veröffentlichte der bekannte Villemain in seinen „Erinnerungen eines Zeitgenossen aus der neuesten Geschichte." Leipzig 1854.

Verschwendung und Zügellosigkeit war, so fand Narbonne das Leben in den Winterquatieren vortheilhaft für das Studium. So besuchte er in Straßburg die Vorlesungen der Geschichte und des öffentlichen Rechtes beim Stadtbibliothekar Studien. Koch; so benützte er die Bekanntschaft mit Dom Calmet zu Studien im Gebiete der Religion; so lernte er damals im Elsaß die deutsche Sprache kennen, was ihn der Freundschaft Turgots empfahl. Der Minister Vergennes führte ihn in Versailles in die Geheimnisse der Diplomatie ein; bei Rhulière ließ er sich in die Verhältnisse Polens und Rußlands einweihen. Napoleon I. sagte später von ihm: „Narbonne weiß die Unterhandlungen des alten Europa auswendig.“ — Derart kam es, daß der junge Narbonne 1784 nahe daran war, den Gesandtschaftsposten in Petersburg zu erhalten; doch der Kriegsminister Ségur wußte seinen eigenen Sohn an diese Stelle zu bringen. So war Narbonne in den Kreisen der Diplomatie und der Kriegsmänner vortheilhaft bekannt. Durch seine Vermählung mit der schönen und reichen Montholon, der Tochter des ersten Parlamentspräsidenten von Rouen, kam Narbonne in freundliche Verbindung mit den Männern der hohen Magistratur, der Finanz und der Philosophie. Mit den tonangebenden Schriftstellern seiner Zeit stand er ohnehin in vertrauten Beziehungen, so mit Barthélemy, dem Verfasser der Reisen des jungen Anacharsis, so mit den Dichtern Délille, Saint-Lambert, Champfort, so mit Beaumarchais, mit dem originellen Rivarol, mit Malesherbes, mit Bailly. Endlich war er gerne gesehen im Hause Neckers, an dessen Reformpläne er glaubte und dessen geistreiche Tochter, die Baronin Staël, er lebhaft bewunderte.

Mit vollem Herzen theilte Narbonne den Enthusiasmus und die Hoffnungen von 1789. Er meinte: „Der natürliche Fortschritt Frankreichs, seine Gesammtaufgabe, das Werk seiner Vorliebe ist die Freiheit, und an dem Tage, wo es auf dieser Bahn innehält, entartet es; der befestigte Despotismus, wenn er jemals stattfinden sollte, wird für Frankreich der Untergang sein.“ — Er schwärmte für Turgot und die Selbstregierung der Provinzen. Er trat in Verkehr mit Barnave, mit Ferrières, mit Cazalès, Lally de Tollendal und Mounier. Sein Biograph beklagt, daß Narbonne nicht selber Mitglied der constituirenden Versammlung geworden sei, denn „durch die Macht seines liebenswürdigen Geistes, durch die Offenheit seines Charakters, wie durch den Reiz seiner Rede wäre er das oft nützliche Band zwischen vielen Männern gewesen, die dazu berufen waren, mit einander dem Staate zu dienen, aber zu dessen großem Schaden sich gegenseitig wehe thaten, statt sich zu verständigen.“ — Die Ausschreitungen der Versammlung entgingen seinem Urtheil nicht. Die Erklärung der Menschenrechte nannte Narbonne den unnützesten aller Gemeinplätze und das unseligste und anarchistischte aller Bekenntnisse. Mirabeaus Verhalten in der religiösen Frage nannte er eine schlechte Taktik: „Dieser Staatsmann bringt zum Vergnügen Tausende von Gewissen in Revolution, um einige Stimmen zu gewinnen.“ Narbonne war gerade damals Oberst in Besançon. Die religiösen Neuerungen regten in der Freigrafschaft das Volk auf, die Bauern erhoben sich mit Sensen und Hacken, um ihre Pfarrer zu vertheidigen; mit Geschick stillte er die Unruhen. Der Geschichtschreiber Droz, welcher in dieser Freigrafschaft zu Hause war, sagte in hohen Jahren: „Um eine Revolution straflos und glücklich auszuführen, muß man auf allen schwierigen Posten solche Männer haben wie Narbonne; wo findet man aber deren zwei oder drei?“ —

Als Ehrencavalier geleitete dann Narbonne die Tanten des Königs nach Rom; seiner Gewandtheit gelang es über die Gegner der frommen Damen zu

siegen und der Nationalversammlung den Befehl zu entlocken, daß diese Reise nicht behindert werden dürfe. Nach seiner Rückkehr traf er den König als Gefangenen, der Nationalversammlung unterworfen, und sein einziger Gedanke war, wie man dem Königthum wieder einige Kraft geben könnte — und darum lehnte er die Stelle eines Generalmajors ab, zu dem ihn die Versammlung ernannte, wünschte aber Minister des Krieges zu werden, um in der Armee einen Stützpunkt und eine Zuflucht für Ludwig XVI. zu schaffen, und rieth jetzt dem König, nur mit Frankreich gemeinschaftliche Sache zu machen, die Majorität der Nationalversammlung zu verstärken, indem man sich vollkommen mit ihr einige, und die Armee zu organisiren.[1])

Am nächsten Tage antwortete die Versammlung durch eine Abordnung: „Sire! An der Sprache Ihrer Majestät erkannte die Versammlung mit Entzücken den König der Franzosen und fühlte mehr denn je den Werth der Eintracht der Gewalten und freimüthiger gegenseitiger Mittheilungen, welche der Wunsch und das Heil des Reiches sind. Die Versammlung widmet Ihnen all ihre Kraft für die angekündeten Maßregeln und, wenn die Dinge den gewiesenen Lauf nehmen, so verheißt sie Ihrer Majestät mehr Ruhm, als einer Ihrer Vorfahren erlangt hat; sie verheißt dem erstaunten Europa das neue Schauspiel, was ein beleidigtes Volk vermag, dessen Arme insgesammt durch die Herzen in Bewegung gesetzt werden, und welches, in tapferem Streben nach Recht und nach Frieden, für sich seine und Ihre Feinde bekämpfen wird. Mächtige Vortheile, süße Genüsse sind Ihnen aufbewahrt — von dem Rhein bis zu den Pyrenäen, von den Alpen bis zum Ocean, ist Alles voll der Verehrung eines guten Königs, der von einem Wall freier und treuer Menschen beschützt wird. Sire! Hier ist Ihre Familie, hier sind Ihre Freunde — die haben Sie noch nie verlassen. — Alle Volksvertreter, alle wahren Franzosen haben ihr Leben dem Zwecke geweiht, die nationale Würde aufrecht zu erhalten, die beschworene Verfassung und den heißgeliebten König zu vertheidigen, dessen Thron sie befestigt hat." Schöne Worte, wenn nur diese Wärme nachher nicht gar so schnell sich verflüchtigt hätte! Dank der Nationalversammlung, 15. Dec. 1791.

„Ich erkenne die Sprache und das Herz der Franzosen; ja, meine Herren, Sie sind meine Familie und diese wird — so hoffe ich — unter dem Schutze und der Macht der Gesetze wieder zusammenkommen." Der König.

Es war eine zärtliche Umarmung, der bald wieder Trennung und Haß folgen sollte!

Hat Narbonne wirklich an den Krieg geglaubt? Nein. So besagt seine spätere Erklärung aus London.[2]) „Ich hielt dafür, daß man den politischen Besorgnissen ein Ende machen müsse, wie den Zusammenrottungen der Auswanderer; daß man beweisen müsse, Frankreich wäre noch immer eine furchtbare Macht, und Narbonnes Geständniß.

---

[1]) Villemain, l. c. S. 24. — Hist. parlem., XII, p. 401—3.

[2]) Déclaration de Louis de Narbonne dans le procès du roy. Londres 1792, pag. 8.

überhaupt daß man, um den Frieden zu erhalten, Zurüstungen zum Krieg treffen solle. Ich hielt dafür, wenn man im Namen einer freien Nation spreche, so wäre es nöthig, eine Sprache zu führen, die das Ministerium Ludwigs XIV. würde gebilligt haben. Dieser Plan war das sicherste Mittel, dem Kriege auszuweichen und den gerechten Stolz eines Volkes in Schranken zu halten, welches unwillig darüber war, daß es in dem Gleichgewicht der politischen Kräfte Europas für Nichts geachtet werde."

Bangemachen. Aber man rasselt nicht mit dem Säbel, ohne daß es ernste Folgen haben kann. Man wollte schrecken und einige Städte und Fürsten erschracken in der That.

Worms ließ dem Prinzen Condé sagen, wie man wünsche, daß er mit seinen Ausgewanderten die Stadt sobald als möglich verlasse, ließ schon die Archive packen und wandte sich an die kurpfälzische Regierung in Mannheim, als Beschützerin des Bisthums Worms, daß sie die Ausgewanderten nöthige, die Stadt zu verlassen. Solche gab aber die weise Antwort: „Hat die Stadt Worms, ohne anzufragen, jene Fremdlinge aufgenommen, so soll sie auch sehen, wie sie derselben wieder los wird." Condé bat die Unglücksgenossen, der Stadt keine Beschwerden zu machen und genossener Gastfreundschaft sich würdig zu bezeigen — und sie zogen insgesammt rasch ab. Ja Worms sandte sogar ein Entschuldigungsschreiben an Ludwig XVI. Aehnliche Angst wehte in Speier, in Trier. Mirabeau führte sein Corps rasch von Ettenheim rheinab nach Koblenz, da man einen Ueberfall durch die Nationalgarden von Rheinau aus befürchtete. Dem französischen Abgesandten Bigot de Saint-Quentin zeigten die Franzosen in Koblenz in jeder erdenklichen Weise ihre Verachtung, gab aber der Kurfürst von Trier die Versicherung, daß er binnen acht Tagen das Land von den militärischen Corps säubern oder diese auseinander treiben werde. Ueberhaupt sollten die Ausgewanderten von der Grenze weg in das Innere des Landes ziehen.

(Margin notes: Condé. — Trier.)

Der Kaiser. In unangenehmer Lage befand sich der Kaiser. Die Prinzen schrieben an ihn, ob er das Leben des Königs und der Königin schützen oder lieber das kostbarste und theuerste Interesse dem Zufall und der Frechheit des Lasters aufopfern wolle; ob er nicht die Prinzen und die Emigranten, welche aus Eifer und Reinheit der Grundsätze das Königreich verließen, in seinen Schutz nehmen wolle. Er antwortete — er habe in Padua und Pillnitz nur Hilfe versprochen unter Bedingungen, welche jetzt nicht mehr statthätten, und könne nur Beistand gewähren, wenn die Lage des Königs von der Art sein würde, daß man ihn nicht für frei halten dürfte, daß aber feindselige Rüstungen ihn jedenfalls in Gefahr bringen würden.

Dem französischen Gesandten Noailles sagte der Kaiser auf sein Drängen, er halte den König für frei und wolle sich nicht in die Angelegenheiten Frankreichs mischen, so lange ihm die Franzosen Alles lassen werden, was sie ihm in der Verfassung freiwillig zugesichert haben, und er freiwillig angenommen habe. — Dem Kurfürsten von Trier erklärte er auf seinen Hilferuf,[1]) daß wenn

[1]) Die Stimmung des Kaisers und der Fürsten lernen wir auch aus Augeards Denkwürdigkeiten kennen. (Mémoires sécrets de J. M. Augeard. Paris 1866.) — Augeard war seit der Flucht des Königs nicht mehr sicher und flüchtete sich auf deutsches

auf sein Land ein Angriff erfolge, ohne daß er durch Duldung oder Begünstigung von Zurüstungen Anlaß dazu gegeben, er ihn kräftig unterstützen würde.

Schneidig erklärte Kaunitz: „Der Kaiser ist ruhig über die Absichten des Königs und der französischen Regierung, aber in Sorge für den Bestand und das Uebergewicht der gemäßigten Grundsätze, und hat deßhalb als Oberhaupt des Reiches und als Mitstand den Marschall Bender in den Niederlanden angewiesen, den Staaten des Kurfürsten die schleunigste und nachdrücklichste Hilfe zu leisten, im Falle sie durch feindliche Angriffe verletzt oder auch nur bedroht werden sollten." Kaunitz.

Noch war diese Erklärung in Paris nicht angekommen, als in Wien eine Beschwerde Delessarts über den Kurfürsten von Trier eintraf — wie Delessart. er die Zusammenrottungen leugne und sich auf den Schutz des Reiches steife und wie die deutsche Reichsverfassung ihm die Pflicht auflegen müsse, den Frieden mit des Reiches Nachbarn zu halten, wenn sie ihm das Recht lasse, Krieg zu führen.

Kaunitz antwortete, es sei kein Grund vorhanden, an der Aufrichtigkeit des Kurfürsten zu zweifeln, feindselige Absichten hätten die deutschen Reichsfürsten keine. Man müsse aber auch ehrlich und offen sein von Seite Frankreichs. Wegen ein paar tausend Ausgewanderten brauche man nicht 150.000 Mann aufzustellen, noch die Grenze zu bereisen. Da seien viel ernstlichere Gründe zur Besorgniß für die Deutschen, zumal die Zeitungen immer von drohenden und beleidigenden

---

Gebiet, und zwar zunächst zum Kurfürsten von Trier. Die Emigranten hatten die Ereignisse in Paris oft in einem falschen Lichte dargestellt; Augeard hielt es daher für seine Pflicht, die Lage des Königs und der Königin nach der vollen Wahrheit zu zeichnen. Der Kurfürst rieth ihm, nach Köln und Bonn zu gehen, um dem Erzherzog Maximilian dasselbe zu sagen. „Obschon er Bruder der Königin ist, so ist er doch kalt für die Sache Frankreichs, nicht als ob er kein gutes Herz hätte, aber er versteht die Revolution gar nicht." Maximilian in Bonn sprach über die Lage der königlichen Familie, „wie ein Onkel zu seinem Neffen reden würde, dem er Vorwürfe über seine Schulden macht": — „Wie soll denn mein Bruder Ihnen helfen können? Glauben Sie denn, die Fürsten haben in ihren Staaten das Recht, 60.000 Mann und 60 Millionen nur für die Streitfrage eines Andern zu opfern?" — Augeard entgegnete, die französische Revolution werde sich weiter verbreiten und die Fürsten würden gut thun, eine so ruchlose Secte und eine so teuflische Lehre zu unterdrücken. — Maximilian fuhr fort: „Es war sehr leichtsinnig von Eurer Regierung, einen Narren, wie Calonne, zum Minister zu machen; dann wählten Sie einen Fremden, einen Protestanten, zum Minister eines katholischen Staates! Hätte mein Bruder, der Kaiser, eine solche Dummheit gemacht, so hätte Ihre Regierung keinen Schritt gethan, um ihm zu Hilfe zu kommen! Habt nicht Ihr Amerika gegen seinen rechtmäßigen Herrscher bewaffnet? Habt nicht Ihr Holland zum Aufstand gereizt und die belgischen Provinzen gegen meinen Bruder bearbeitet? — und jetzt, wo die Steine, die Ihr warfet, Euch selber auf den Kopf fallen, ruft Ihr ganz Europa zu Hilfe! Ich nehme großen Antheil an meiner Schwester, aber — was kann ich jetzt thun? — Augeard entgegnete: „Ich selber habe unter diesen Mißgriffen zu leiden gehabt, aber die Sache des Königs von Frankreich ist jetzt die Sache aller Könige — und wenn Sie zögern ihm zu helfen, so wird bald jede Regierung fallen. Ich weiß, unsere Politik war abscheulich, die Wahl unserer Minister entsetzlich! — aber, sollen deßhalb vierundzwanzig Millionen Menschen, soll der Kern der Nation jetzt darum geopfert werden und mit dem tugendhaftesten König zu Grunde gehen?" — (p. 235—38.)

Auf den Rath des Kurfürsten von Trier, ging dann Augeard zum Kaiser Leopold II. nach Frankfurt, der ihn huldvoll aufnahm und seine Ueberzeugung aussprach, daß die Verläumdungen über die Königin gerade von den Personen in ihrer Umgebung ausgegangen seien, die sie am meisten mit Gnaden überhäuft hatte. Der Kaiser lobte den Fluchtplan Augeards und sagte: „Was die französische Revolution angeht, so ist es für mich sehr schwer, mich hineinzumengen. Es gibt keinen Fürsten in der Welt, der ein Recht hat, von einer

Reden gegen alle Fürsten ertönen, die in der Nationalversammlung mit Beifall überschüttet, sich in Pläne zum Angriff und in den über das ganze Königreich verbreiteten Clubs in Verschwörungen zur Verführung verwandeln. Kaunitz erklärte deßhalb dem französischen Minister offen und fest, daß ein Einfall französischer Truppen in das Reichsgebiet vom Kaiser als Kriegserklärung behandelt und mit allen Kräften werde zurückgewiesen werden.

Die Jakobiner.

Daß der Hof so entschieden in der Kriegsfrage voranging, machte die Jakobiner mißtrauisch. Jetzt, da der König that, was sie längst gewunschen, waren sie sorglich, der Hof lege ihnen eine Falle. Lange beriethen, zuletzt beschlossen sie, den Krieg erklären zu lassen, aber dabei über den König und die Generale sorgfältig Aufsicht zu üben.

Lafayette

Lafayette, ihnen längst Gegenstand des Argwohns, kam am 24. November vor die Schranken, um Abschied zu nehmen von der Versammlung, ehe er sich zum Heer begebe. In den hochfliegenden Worten, sein Name erinnere an Sieg und an Freiheit, und das französische Volk werde seinen Feinden die Verfassung und Lafayette entgegensetzen — ward der eitle Mann begrüßt und genoß, als er Paris verließ, zum letzten Male die Freude großer Huldigung. Alle Fenster waren gefüllt mit Beifall Rufenden, ein Theil der Nationalgarde begleitete ihn bis Gonesse.

Bei den Jakobinern begann schon im November der Streit, ob Krieg sein solle zum Angriff oder bloß zur Vertheidigung.

Nation Rechenschaft zu verlangen über eine Verfassung, die sie sich selber gibt. Ist diese Verfassung gut, um so besser für die Nation selber; ist sie aber schlecht, so ziehen ihre Nachbarn Vortheil daraus." — Auf die Entgegnung Augeards, daß die Bewegung Frankreichs alle Völker aufreize gegen die legitime Regierung, entgegnete der Kaiser: „Das schadet meinem Reich wenig, es ist nicht so einheitlich zusammengedrängt; es ist vielsprachig, und ich werde mich wohl hüten, Fremde und Protestanten zu Ministern zu machen, um meine Völker zu entrüsten — und Republikaner, um meine Staaten zu regieren. Ich begreife nicht, wie Ihr König in seiner Umgebung keinen getreuen Mann fand, der sich ihm zu Füßen warf, und ihm abrieth von der verhängnißvollen Wahl Neckers. Als ich seinen Bericht über die Finanzen (Le compte rendu) las, hielt ich ihn sogleich für einen Charlatan, und als ich sein Buch über religiöse Ansichten las, erachtete ich ihn für einen so gefährlichen Mann, daß ich ihn sogleich hätte einsperren lassen. Die Verschwendung Eurer Geldmittel war entsetzlich; wie hat man eine so wichtige Angelegenheit einem so verschrieenen und so unsittlichen Manne wie Calonne übertragen können? — und jetzt höre ich, daß, nachdem dieser Mensch ein Jahr der geheime Helfershelfer des Grafen Artois war, er jetzt der offene Geschäftsleiter desselben ist! Wie kann Artois an der Spitze seines Rathes einen Mann lassen, den sein Bruder, der auch zugleich sein König ist, aus seinem Rathe gejagt hat! — einen vom Parlamente von Paris schwer angeschuldigten Mann, den mein Schwager, um ihn den Blicken der Gerechtigkeit zu entziehen, verbannen mußte, der dann den Bann gebrochen und sich geflüchtet hat — und wohin? — nach England, zu der Macht, welche die Nebenbuhlerin von Frankreich ist. Wäre er bei seinem König mit Unrecht in Ungnade gefallen, ist es dann die Sache des Grafen Artois, den Augenblick zu wählen, wo sein Bruder im Unglück ist, um eine angebliche Ungerechtigkeit gegen diesen Mann bei allen Höfen kundzumachen! — Wenn es meiner Schwester nicht möglich ist, aus Paris hinauszukommen, so möge der König von Frankreich einen Minister wählen, treu und ehrenhaft genug, um mir durch die Nationalversammlung den Krieg erklären zu lassen, ich hätte dann kein besonderes Manifest nöthig, und eine Erklärung über die Gründe dieses Krieges; da ich aber sehr fürchte, daß mein Schwager keinen solchen Minister findet, so bleibt mir nur ein Grund zum Krieg übrig, daß ich nämlich dazu verurtheilt werde vom Reichsrath in Regensburg, als Oberhaupt des Reiches, für die depossedirten Fürsten. Doch der Krieg ist das letzte Mittel, und ich greife zu diesem Mittel nur dann, wenn meine Schwester nicht aus Paris hinauskommt." — (p. 238—45.)

Brissot war dafür, daß man den Feinden gar nicht die Ehre lassen dürfe, den Krieg zu erklären. Robespierre dagegen, der am 28. November nach seiner Rückkehr aus Arras mit Begeisterung im Jakobinerclub empfangen und als „General" begrüßt worden war, der die Vorposten besuche, war bloß für die Vertheidigung. Allerdings meinte er damals, die Nationalversammlung solle geradezu beim Kaiser darauf dringen, daß er die Emigranten auseinander jage; thue er das nicht, so solle man ihm den Krieg erklären im Namen der französischen Nation, ja aller Nationen, welche Feinde der Tyrannen seien. Oder noch besser — immer bringen diese stümperhaften Staatsmänner ihre Schulübungen vor — müsse man jenen Römer nachahmen, welcher beauftragt, im Namen des Senates die Entscheidung eines Feindes der Republik zu verlangen, ihm gar keine Frist setzte; [1]) wie Popilius um Antiochus, müsse man einen Kreis um Leopold ziehen. Das sei der Beschluß, der sich für das französische Volk und seine Vertreter schicke. Brissot.

Am 12. December sprach Robespierre bei den Jakobinern gegen den Angriffskrieg, sein Grund war das Mißtrauen, das zur Freiheit nöthig sei, wie die Eifersucht zur Liebe. Man glaube die nöthigen Mittel zu haben und reine Hände, die sie anwenden — allerdings müßte man dann den Krieg Denen erklären, welche die Emigranten beschützen. Aber den Gewalthabern sei schwer zu trauen. „Man muß zunächst die Frage stellen — ist hier ein Krieg von Nation zu Nation, oder von König gegen König? Nein — es ist der Krieg aller Feinde der französischen Verfassung gegen die Revolution. — Wer sind die Feinde? Zweierlei, drinnen und draußen. — Hat man Grund, unter den Feinden im Innern den Hof und die Beamten der vollziehenden Gewalten zu suchen? Ich will diese Frage nicht lösen; aber ich will nur die Feinde draußen ins Auge fassen, die französischen Rebellen und die, welche zur Zahl ihrer Beschützer gehören und nur die Vertheidiger des Hofes und des französischen Adels zu sein behaupten. — Schaut nur ein wenig zurück — auf dieses Gewebe von Verkehrtheit, von Arglist und Gewalt und Verführung, von erlogenen Aufrufen und Handlungen offenen Verrathes. Schaut nur auf dieses Benehmen des Hofes und des Ministeriums! Könnt Ihr es auch Dem, welcher den Despotismus kostete, verzeihen, daß er sich nicht an die Gleichheit gewöhnen mag, weil er sich immer über die anderen Menschen erhaben wähnte; könnt Ihr auch glauben an die Bekehrung der Minister — so prüft doch nur das bisher Geschehene und entscheidet dann: kann man fürchten, die Feinde der französischen Revolution im Inneren zu finden und unter ihnen den Hof und die Beamten der vollziehenden Gewalt? Müßt Ihr dies bejahen, so frage ich Euch dann — wem wollt Ihr die Leitung dieses Krieges anvertrauen? Den Trägern der vollziehenden Gewalt! Ihr werdet also die Sicherheit des Reiches Denen überlassen, die uns ins Verderben stürzen wollen? Daraus folgt, daß das, was wir am meisten zu fürchten haben, der Krieg ist; Krieg ist die größte Geißel, welche der Freiheit in unserer Lage droht. Ich weiß, beide Weisen ihn zu führen, ob wir nun angreifen oder uns bloß vertheidigen, sind mit Uebelständen verknüpft. Wenn wir aber die wahren Triebfedern ins Auge fassen, wenn wir auf die wahren Absichten unserer Feinde losgehen, so werden wir sehen, daß die einzige Partei, welche wir zu ergreifen haben, die ist — zu warten. — Die Mächte Europas Robespierre. Gefahr des Krieges.

[1]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 402—403. Es war nicht Mithridates, wie Robespierre meinte, sondern Antiochus Epiphanes.

wollen schwerlich einen blutigen Krieg gegen uns führen. Es ist ein Krieg, der mit den Feinden der Revolution verabredet ist, und von diesem Standpunkt aus muß man ihre Pläne ins Auge fassen. Man will uns zu Unterhandlungen nöthigen, welche dem Hofe eine größere Macht verschaffen — man will den Adel herstellen. Ist dies Ziel erreicht, so wird es mit dem Kriege sein Ende haben. Man will uns einschüchtern und zur Ergebung zwingen. Es gibt Rebellen zu bestrafen, die Volksvertreter haben sie getroffen — aber da trat ihren Beschlüssen das Veto entgegen, und statt der Strafe kommt eine Kriegserklärung, ein Scheinkrieg. Das Volk wird zuletzt müde. Darauf geht auch die ganze Intrigue des Hofes hinaus, die uns um die Freiheit bringen wird, wenn wir uns einschüchtern lassen." [1])

Brissot. Am 16. December sprach Brissot im Club für den Angriffskrieg. Lange habe er über die Frage nachgedacht und sei schließlich zur Ueberzeugung gekommen, daß ein Volk, welches nach zehn Jahrhunderten der Knechtschaft die Freiheit eroberte, einen Krieg nöthig habe, um sie zu befestigen, um sie von den Lastern des Despotismus zu säubern, um Menschen verschwinden zu machen, welche sie verderben könnten. Man sollte dem Himmel für die Gelegenheit zu einem Kriege danken. Ihr habt Rebellen zu besiegen, Ihr habt die Stärke dazu, fasset also auch den Entschluß dazu. Ehre jeder guten Absicht Derer, welche anderer Ansicht sind; aber ich beschwöre sie, meine Gründe zu prüfen und mich zu widerlegen, ich will dann ihre Meinung vertheidigen. — Doch seit zwei Jahren hat Frankreich alle friedlichen Mittel erschöpft, um die Rebellen in seinen Schooß zurückzuführen; alle Versuche, alle Aufforderungen waren fruchtlos, die fremden Fürsten fahren fort sie zu unterstützen; — kann man noch schwanken, ob man sie angreifen soll? Unsere Ehre, unser öffentlicher Credit, die Nothwendigkeit, unserer Revolution einen sittlichen Schwung und Festigkeit zu geben — Alles macht uns dies zum Gesetz. Denn, wäre Frankreich nicht entehrt, wenn es nach Vollendung der Verfassung eine Handvoll Aufwiegler dulden würde, welche seinen Beamten Hohn sprechen? Wäre es nicht entehrt, wenn es Beschimpfungen ruhig lange hinnähme, welche ein Despot nicht vierzehn Tage ungerächt ließe? Ein Ludwig XIV. erklärte Spanien den Krieg, weil sein Gesandter vom spanischen beleidigt worden war, und wir, die wir frei sind, sollten auch nur einen Augenblick schwanken?"

Danton. Danton nannte hierauf Brissot „den großen Athleten der Freiheit", von dem das Vaterland noch viele Dienste zu erwarten habe. Der Krieg sei gewiß, der Engel der Vernichtung werde die Knechte des Despotismus sicher zu Boden schmettern. Er rede kein Wort gegen die Thatkraft, aber zuerst sei allseitige Prüfung der Lage nöthig. Er warne zunächst vor Denen, welche jetzt zum Krieg treiben, vor Denen, die Frankreich die englische Verfassung aufnöthigen wollen, um dann ihm die von Constantinopel zu geben.[2]) —

Robespierre. Am 18. December entwickelte Robespierre, welcher im Jakobinerclub eigentlich seine Rednerbühne aufgeschlagen hatte und hier seine Macht begründete, stets aufmerksame Hörer und Bewunderer seiner „reinen Absichten" fand und nicht gern einen Andern zum Wort kommen ließ, noch einmal seine Gründe für den Vertheidigungskrieg, für das Zuwarten, und erntete stürmischen Beifall mit seiner Warnung, man dürfe dem Ministerium nicht trauen. Billaud-Varen-

[1]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 406—9.
[2]) Ibid., XII, p. 409—11.

nes[1]) unterstützte ihn. Wie möge die Regierung schon auf den 15. Jänner den Krieg in Aussicht stellen, wo die Armee keine Officiere habe, die Regimenter nicht vollzählig, die Nationalgarden nicht gerüstet und die Festungen und Grenzplätze noch nicht mit Geschütz und Besatzungen versehen seien. Ob man je so deutlich einen Plan zur Gegenrevolution enthüllt habe, deren Ausführung so leicht, deren Erfolg so sicher wäre. „Und dennoch gibt es Leute, die uns eine grenzenlose Zuversicht einreden und uns in eine falsche Sicherheit einwiegen wollen. Nein, Frankreich steht an einem Abgrund, in den man es stoßen will." Der Redner warnte vor jedem Vertrauen in die Regierung. Billaud-Varennes.

Die Kriegsfrage beschäftigte den Jakobinerclub den ganzen December und Jänner. Brissot und Robespierre standen sich mit ihrer Mahnung zum Krieg und ihrer Warnung vor demselben immer mehr entgegen. Brissot wollte die Herrschaft der Freiheit ausdehnen, Robespierre kam immer auf seine Warnung vor dem falschen und verrätherischen Spiele des Hofes zurück. Carra schlug 14. Jänner vor, im Falle Ludwig zum zweiten Male fliehe, um sich den Emigranten anzuschließen, solle man einen englischen Prinzen auf den Thron setzen — was unsäglichen Lärm hervorrief. Louvet sprach am 9. Jänner voll Feuer für den Angriff.[2]) Er selber gesteht in seinen Denkwürdigkeiten, daß es ihm dabei nur um die Republik zu thun war, zumal ein längerer Friede nur die Gewalt in der Hand Ludwigs XVI. befestigt hätte. Die Aufregung stieg mit jedem Tag. Am 11. Jänner donnerte Robespierre wieder gegen die falschen Pläne des Hofes. Zuerst müsse man die Feinde im Inneren bezwingen, dann gegen Leopold zu Felde ziehen.[3]) Louvet dagegen beschwor in einem neuen Vortrag am 17. Jänner Robespierre, „dessen Reden der Nachwelt angehören", seinen hartnäckigen Sinn zu beugen und nicht die Thatkraft der Nation zu lähmen. Ebenso sprach Brissot 20. Jänner. Der alte Dussaulx beklagte darauf, daß zwei Männer, welche einander schätzen und lieben sollten, also mit einander haderten. Die Versammlung zwang sie, zum Zeichen der Versöhnung sich zu umarmen. Robespierre erklärte jedoch sogleich nachher, er habe Brissot nur mit dem Gefühl umarmt, daß jede individuelle Neigung dem geheiligten Interesse der Freiheit und Gleichheit nachstehen müsse: „Möge unsere Einigkeit auf der geheiligten Basis des Patriotismus und der Tugend beruhen; als freie Männer wollen wir uns mit Offenheit bekämpfen, selbst mit Energie, wenn es sein muß, aber mit Schonung, mit Freundschaft." — So der Held des Mißtrauens, der Mann des Systems, der seine Grundsätze in keiner öffentlichen Umarmung aufgeben wollte. Carra. Die Gegner umarmen sich.

Der Eifer, mit dem diese Fragen bei den Jakobinern verhandelt wurden, verstärkte ihre Macht. Die Reden in der Nationalversammlung waren nur ein Widerhall dessen, was im Club gesprochen wurde. Die Regierung konnte dem Strom der öffentlichen Meinung, der zum Kriege hintrieb, nicht mehr widerstehen. Am 21. December theilte Delessart die Antwort von Kaunitz der Versammlung mit, zugleich ward ein Schreiben des Königs vorgelesen, worin er seine Verwunderung über die Antwort des Kaisers aussprach, auf dessen Gesinnung, auf dessen Wunsch, in guter Eintracht mit Ludwig XVI. zum Kriege gedrängt.

[1]) Buchez et Roux, Hist. parlem., XII, p. 413.
[2]) Ibid., XIII, p. 145.
[3]) Ibid., XIII, p. 161—69.

Frankreich zu bleiben, er sich verlassen habe. Dem Kaiser müßten die Thatsachen falsch vorgestellt worden sein, sonst hätte er das Benehmen des Kurfürsten von Trier nicht gutgeheißen. Er, Ludwig XVI., werde jetzt dem Kaiser zwar den Wunsch nach Frieden nochmals aussprechen, aber zugleich bedeuten, daß dem Kurfürsten von Trier der Krieg erklärt werde, wenn er bis zum 15. Jänner die Zusammenrottungen der Emigranten nicht zerstreut habe. „Ist es das Schicksal Frankreichs, daß es seine Kinder, seine Bundesverwandten bekriegen soll, so will ich ganz Europa die Gerechtigkeit unserer Sache darlegen und das französische Volk wird mich durch seinen Muth unterstützen."

Neujahr 1792. Unter lauter Kriegsdrohungen ging so die Versammlung in das Jahr 1792 hinüber. Wie wenig nachhaltig der Beifall war, den der König durch sein Eingehen in die Wünsche der Versammlung erreichte, zeigt der Beschluß der Kammer vom 31. December, weder in Wort noch in Schrift dem König zum neuen Jahre die Glückwünsche der Kammer zu überbringen.[1]) Die Rohheit war im Wachsen bei einem Volke, das sonst für das höflichste der Welt gegolten hatte. Ein andermal trat ein Abgeordneter mit dem Hut auf dem Kopfe und in ziemlich unpassendem Anzuge beim König ein. Unart galt für Zeichen freier Gesinnung.

Anklage der Prinzen. Am 1. Jänner klagte Gensonné[2]) im Namen des diplomatischen Ausschusses gegen die Häupter der Emigranten und beschloß die Kammer: in Anbetracht der Pflicht, für die Sicherheit des Vaterlandes zu wachen, und der Gleichheit Aller vor dem Gesetze, ferner in Anbetracht, daß die französischen Prinzen die Nationalversammlung und den König verläumdet, beim Auslande um Hilfe gegen Frankreich gebettelt, die Treue der Grenzbewachung zu verführen und im Innern Unruhen zu erregen versucht und Leute zu einem Angriff auf Frankreich geworben hätten, daß sie die Aufforderung der Nationalversammlung zur Rückkehr mit Unverschämtheiten beantwortet, die gewährte Frist versäumt und ihr Vaterland zu Auslagen für Gegenrüstungen gezwungen hätten — den Grafen von Provence, den Grafen von Artois und Ludwig Joseph Condé, dann Calonne und Mirabeau den jüngeren in Anklagezustand zu versetzen und vom Minister des Aeußeren zu verlangen, daß er in Kurzem über die anderen Mitglieder dieser Verschwörung, wie über die französischen Gesandten, die ihre Pflicht lau gethan, Bericht erstatte.

Narbonnes Reisebericht. Der Kriegsminister Narbonne war indessen sehr rege gewesen. Schon am 11. Jänner erschien er vor der Nationalversammlung und erstattete befriedigenden Bericht über die Art, wie er das Heer und die Grenzfestungen befunden. — In Flandern stand der in früheren Kriegen bewährte Rochambeau an der Spitze der Nordarmee; Lafayette leitete in Metz das mittlere lobt die Führer. Heer; Luckner, ein im Dienst ergrauter Soldat, befehligte das Heer im Elsaß.[3])

[1]) Buchez et Roux, l. c. XIII, p. 10.
[2]) Ibid., XIII, p. 11—13.
[3]) Ibid., XIII, p. 17—38. Rapport du ministre.

Der Minister fand den Geist der Armee vortrefflich, die Beamten voll Eifer für das Vaterland: wirksame Maßregeln waren getroffen worden, um die Grenzfestungen zu verstärken, die er alle schilderte. Unter der Armee des Nordens hob er General Biron hervor als einen der würdigsten der Liebe der Soldaten und der Achtung der Patrioten. In Metz hatte er mit Luckner, Rochambeau und Lafayette den Plan der Vertheidigung wie des Angriffes besprochen: derselbe müsse allerdings ein Geheimniß sein, aber vor aller Welt klar sei die Stärke des Heeres und die gute Versorgung mit allem Nöthigen. Von Dünkirchen bis Besançon seien 240 Bataillone und 160 Schwadronen und das nöthige Geschütz für 200.000 Mann aufgestellt. Straßburg schilderte er als den wichtigsten Platz des Königreiches, auch als den furchtbarsten, die Nationalgarde sei dort so tüchtig wie die Linie. Hüningen und Breisach fand er widerstandsfähig, Belfort, wo er als ehemaliger Nationalgarde wieder die Uebungen mitmachte, voll Begeisterung, die Nationalgarde voll Liebe zur Freiheit, voll Eifer das Vaterland zu vertheidigen, die Freiwilligen in einer Stimmung, welche dem Heere die Kraft und den Ausdruck des Volkswillens verleihe. Die Soldaten wissen sehr gut, daß sie ihre eigene Sache vertheidigen; sie kehren zu Zucht und Ordnung zurück; er habe ihnen den Ungehorsam als Hochverrath an der Nation hingestellt, weil er die Sache der Freiheit in Gefahr bringen könnte. Auch den Geist der Officiere lobte er; der treue Eifer des Königs für die Verfassung war bei ihnen entscheidend, es sei der Abfall keines Officiers mehr zu befürchten. Die Mehrzahl des Heeres hänge treu an der Verfassung und am König. Die Nationalversammlung möge durch ihre Mittel diese gute Stimmung steigern, Verrath könne Nichts mehr durchsetzen. Wenn der Wille einer Nation so entschieden ist, wie in Frankreich, könne kein Einzelner mehr seine Macht hemmen. Also Muth und Zuversicht, weg mit der Angst! Der Krieg könne also mit Ehren geführt werden, wenn er nöthig werde. „Wir vermögen Alles, nur nicht die Schmach einer Verhandlung zu vertragen, welche den Fremden eine Einmischung in unser Staatsleben gestattet!"

lobt die Festungen, die Soldaten.

Narbonnes Bericht ward mit Beifall angehört und seine Versendung in alle Departements beschlossen. Er war selber sehr eifrig und bezeugte später dem König, daß er seine Bemühungen, binnen drei Monaten eine zuchtlos gewordene Armee wieder in Ordnung zu bringen, kräftigst unterstützt habe.

Drängen zum Krieg.

Der Partei der Bewegung ging es schon zu langsam mit dem Krieg, so sehr hatte Narbonne mit seiner schöngefärbten Rede sie zur Zuversicht verlockt.

Gensonné berichtete am 14. Jänner wiederum im Namen des diplomatischen Ausschusses, wie die Fürsten die französische Nation nur durch mächtige Ausrüstungen in Schrecken setzen und dahin bringen wollten, sich einen Congreß gefallen zu lassen, der die Verfassung zu Gunsten des Königs umgestalten sollte; wie Oesterreich aus seinen Verträgen mit Frankreich jederzeit den größten Vortheil gezogen habe; wie der Kaiser falsch sei, wie er trotz aller Gegenversicherungen doch die Auswanderer und die Fürsten, so diese begünstigen, unterstütze; wie seine Freundschaftsversicherungen nur feindseligen Plänen zum Deckmantel dienen; er habe schon durch seinen Vertrag mit Preußen den Vertrag von 1756 gebrochen; überdies sei die Depesche von Kaunitz eine Beleidigung für Frankreich. Darum müsse man dem Kaiser durch eine Kriegserklärung zuvorkommen, Frank-

Gensonné gegen Leopold II.

reich brauche den Krieg nicht zu fürchten, es könne ihn nur wünschen. Deßhalb solle man den König einladen, von Leopold eine offene Erklärung zu fordern, ob er sich verpflichte, Nichts gegen die französische Nation oder ihre Unabhängigkeit zu unternehmen, und wenn dies, daß er sich verbindlich mache, Frankreich, wenn es angegriffen würde, gemäß des Vertrages von 1756 beizustehen. Der Kaiser solle diese Antwort bis zum 11. Februar geben; falle sie verneinend oder ungenügend aus, so solle sie als Kriegserklärung gelten. Der König solle die Vorbereitungen zum Krieg mit allem Eifer betreiben, so daß derselbe in kürzester Zeit begonnen werden könne.

Stürmisch war der Beifall.[1]) Dann beschloß noch die Versammlung auf Guadets Antrag, daß jeder Franzose, der mittelbar oder unmittelbar an einem Congresse theilnehme, welcher die Umänderung der französischen Verfassung bezwecke, oder zwischen Frankreich und den Rebellen vermittle, als Hochverräther am Vaterlande betrachtet werden solle.

Die Presse.

„Man hat versucht die Stumpfheit des Volkes, welches vor Hunger, Kälte und Elend aller Art stirbt, wieder etwas aufzufrischen", schrieb am andern Tage eine Pariser Zeitung. „Guadet schäumte und schrie und heulte. Isnard rief, indem er seine Hand gegen den entrüsteten Himmel erhob, dessen Schöpfer er nicht kennen will: „Schwören wir für die Verfassung zu sterben!" und im Augenblick flogen alle Hände im Saale und die der Sansculotten auf der Tribüne in die Höhe." — Der König, dem 24 Mitglieder diesen Beschluß überbrachten, sagte: „Sie kennen meine Liebe zur Verfassung: Sagen Sie der Versammlung, daß ich Nichts versäumen werde, sie zu befestigen."

Der König.

Delessart will mäßigen.

Das hastige Drängen nach dem Kriege zu mäßigen, erschien Delessart 17. Jänner vor der Versammlung und mahnte an Vorsicht. Völker wie Einzelne hätten eine geheime Eitelkeit, die nicht beleidigt werden dürfe; Schonung würdige nicht herab, wenn sie sich mit der Gerechtigkeit vertrage. Es sei eine Beleidigung für den Kaiser, wenn man ihm einen Termin zum Entschlusse bestimme. Man überlasse die ganze Frage voll Vertrauen dem Könige, der die kräftigsten Maßregeln schon treffen werde. Auch der gerechteste und glücklichste Krieg habe viel Elend in seinem Gefolge.[2]) Dann wies Koch aus eingelaufenen Berichten nach, daß der Kurfürst von Trier ernste Maßregeln gegen die Zusammenrottungen ergriffen, auch daß der Cardinal Rohan auf Befehl des Kaisers die Auswanderer aus seinem Gebiete, aus Ettenheim, entfernt habe.

Koch.

Brissot für Krieg.

Dies hielt jedoch Brissot nicht ab, in langer Rede[3]) nachweisen zu wollen, daß der Kaiser der erklärte Feind Frankreichs sei, daß er den Vertrag von 1756 gebrochen habe, daß man ihm zu Leib gehen müsse, indem man ihm eine kurze Frist ansetze, in welcher er dem französischen Volke Genugthuung zu geben habe. Die Kurfürsten verdienen den Zorn Frankreichs nicht mehr, die Angst habe sie

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. XIII, p. 46—49.
[2]) Ibid., XIII, p. 50.
[3]) Sie füllt im „Moniteur" vom 19. Jänner acht Seiten.

alle auf die Kniee niedergeworfen; ein freies Volk tritt nicht auf einen Feind, der sich gedemüthigt hat. Der Kaiser sei der eigentliche Feind; er habe das Reichsgutachten bestätigt, nach welchem die im Elsaß geschädigten Fürsten gegen eine Entschädigung nicht Verzicht leisten dürfen; er habe die Kreise aufgefordert sich zu bewaffnen; er habe die Mächte zu gemeinsamem Vorgehen gegen Frankreich eingeladen, zur Verschwörung gegen die Freiheit, zum Verbrechen gegen die Unabhängigkeit der französischen Nation. Er müsse dafür Genugthuung geben, feierlich Verzicht auf das Bündniß gegen Frankreich leisten, sonst den Krieg gewärtigen. Der Vertrag von 1756 [1]) sei gebrochen, die Franzosen wollen ihn nicht mehr. Frankreich hat für denselben nur unendliche Summen und das Blut seiner Kinder verschwendet und wurde zum Lohne in das Schlepptau der Wiener Politik genommen und sank zu einer Macht zweiten Ranges herab: es mußte ruhig die Theilung von Polen und die Besetzung von Baiern hinnehmen. Zum Dank dafür habe seit 1789 der Wiener Hof die Zusammenrottungen der Adeligen und den europäischen Bund gegen Frankreich gefördert, also den Vertrag von 1756, wornach er uns im Falle der Noth mit 24.000 Mann oder acht bis neun Millionen beistehen soll, gebrochen. Die Vernichtung dieses Vertrages verschafft uns unsern natürlichen Bundesgenossen, nämlich Preußen, wieder. — Also Krieg gegen den Kaiser, wofern er nicht bis zum Februar Genugthuung geleistet hat." [2])

Der Vertrag von 1756.

Enthusiastischer Beifall ward dem Redner zu Theil. Mit Murren aber ward Damas angehört, der vor übereilten Maßregeln warnte und darauf hinwies, daß es nach der Verfassung dem Könige zukomme, Verträge zu schließen und zu unterzeichnen, und daß dieselben erst nachträglich von der Nationalversammlung genehmiget würden, welche Nichts beschließen könne, so lange der König ihr keine Vorlage mache. Dagegen ward Vergniauds heftige Rede gegen den Kaiser, die übrigens nur in Brissots Anträgen sich bewegte, mit Beifall oft unterbrochen. Sogleich solle man den Krieg gegen den vertragsbrüchigen Kaiser beginnen. Vergniaud schloß mit den Worten: „Ein Gedanken enteilt noch meinem Innern, mit ihm will ich meinen Vortrag schließen. Es scheint mir, daß die Geister der hingegangenen Generationen sich in diesen Tempel drängen, um Euch im Namen der Leiden, welche sie in der Sclaverei erduldeten, zu beschwören, davor die zukünftigen Geschlechter zu bewahren, deren Schicksal in Euren Händen liegt. Erhöret diese Bitte, seid eine Vorsehung für die Nachwelt und verbündet Euch mit der ewigen Gerechtigkeit, welche die Franzosen beschützt; indem Ihr den Namen von Wohlthätern des Vaterlandes Euch verdient, erwerbt Ihr Euch auch den Ehrennamen von Wohlthätern des Menschengeschlechtes."

Damas.

Vergniaud.

So gingen die Verhandlungen unter den beifallslustigen und des Enthusiasmus bedürftigen Abgeordneten fort. Ramond meinte, man müsse den Kaiser sogleich angreifen, ihm ja keine Zeit zu Rüstungen geben, auf England ja sich nicht verlassen, es werde seine stumme Rolle bald aufgeben und gegen Frankreich handeln.[3]) Am 19. Januar sprach Dumas im Namen des Militärausschusses für Verstärkung des Heeres, für Verlängerung der Dienstzeit um zwei bis drei Jahre und begehrte größere Summen angewiesen, welche die Nothlage erfordere. Da tröstete Lacombe: „Schonet gar Nichts, mit Geld erlangt man den Sieg, mit dem Sieg bringt man das Geld wieder herein. Feilschen wir nicht mit der Frei-

Ramond.

Dumas.

Lacombe.

---

[1]) Vgl. Bd. VI dieses Werkes, S. 927, 929, 950—52.
[2]) Buchez et Roux, l. c. XIII, p. 50—52.
[3]) Ibid., XIII, p. 52.

Beugnot. heit.“ — Am 20. bezweifelte Beugnot,[1]) daß man den Vertrag von 1756 als gebrochen ansehen könne, jedenfalls dürfe man ihn nicht einseitig für aufgehoben erklären — was würde sonst aus dem Völkerrechte werden, wenn willkürlich vorgebrachte Beschwerden hinreichen, um Verträge zu vernichten! Ueber diese Bedenken Fauchet. sprang die Rede Fauchets mit seichten Gründen hinweg; der Prediger der Religion der Liebe verlangte alsbaldige Kriegserklärung: alle Verträge mit den anderen Völkern sollen aufgehoben und vernichtet werden, man solle sich in Zukunft nur mit Völkern verbünden, welche die Freiheit schon erworben hätten!

Isnard. Folgenschwerer waren wieder die schneidigen Sätze Isnards:[2]) „Nur drei Dinge können unsern Fortschritt hemmen: einmal, wenn die Mitbürger uneinig wären, dann, wenn unsere Minister uns verriethen, drittens, wenn der König durch treulose Rathschläge sich irreleiten ließe. Was aber die Uneinigkeit anlangt, so glaube ich, daß beim ersten Trompetenstoß alle Franzosen sich vereinigen werden — das weissagt mir der Tag, da plötzlich die ganze Versammlung sich erhob und schwor, eher zu sterben, als ein Wort an der Verfassung auszulöschen, und jeden Franzosen für ehrlos zu erklären, der mit unsern Feinden sich vertragen wollte. — Was die Minister anlangt, so gibt es Mittel, sie zu ihrer Pflicht zu zwingen. Durch eine neue Verordnung über die Verantwortlichkeit muß man das Schwert des Gesetzes für sie schleifen — dann sie alle in diesem Saale versammeln und ihnen feierlich kundgeben im Namen des Volkes, daß wir diejenigen, welche sich gut halten, mit Ruhm überschütten, jenem aber, der Miene macht uns zu verrathen, den Kopf abschlagen werden. Denn Niemand darf mit der Nation spielen! — Was den König anlangt, so ist sein Herz gut und ich bin überzeugt, daß er thun wird, was er soll. Gewiß, es liegt ihm am meisten daran; er muß wohl einsehen, daß die Nation, die schon zwei Fehler vergessen hat, einen dritten nicht vergessen wird. Endlich muß Jeder lernen, daß kein Bürger, Priester, General, Minister, König, oder was er anders sei, uns ungestraft täuschen darf. Sein Loos ist entschieden; wir wollen die Gleichheit, müßten wir sie auch erst im Grab finden; aber ehe wir hinabsteigen, werden wir zuvor alle Verräther hinunterstürzen. Die Freiheit und Gleichheit müssen siegen, trotz der Aristokratie, trotz der Theokratie und trotz des Despotismus, denn so ist der Beschluß des französischen Volkes, und daß es nur den Willen Gottes höher ansieht, als seinen eigenen.“ — Damit erklärte Isnard seine Zustimmung zum Antrage Brissots, und daß der König vom Kaiser verlange, er solle seine Truppen von der Grenze zurückziehen und in Belgien nur die vertragsmäßige Anzahl zurücklassen.

Lamarque. Die Güter der Emigranten. Lamarque beantragte in der Sitzung vom 21. Jänner Beschlagnahme der Güter der Verschwörer gegen die Verfassung und den Staat;[3]) man solle in den Departements bekannt machen, daß Diejenigen, welche den Krieg veranlassen, auch die Kosten desselben tragen müssen, und daß die Bürger, welche sich dem Kriege weihen, dadurch entschädigt werden sollen. Bigot stellte dazu den Antrag, daß das Vermögen der Frauen und Kinder solcher Empörer unter dem Schutze der Nation stände.

---

[1]) Graf Beugnot, den wir nach seinen Memoiren oben (S. 123—29) in Sachen der Lamotte kennen lernten, hat leider in denselben die Zeit der Legislative, in die er gewählt war, ganz übergangen.

[2]) Buchez et Roux, l. c. XIII, p. 53—55.

[3]) Ibid., XIII, p. 55.

Nun folgten Verhandlungen über die Vermehrung des Heeres. Der 10. Februar stehe vor der Thüre, meinte Narbonne, und das Heer sei noch nicht vollzählig. Er wünschte Einreihung der Nationalgarde in die Linie. Er drohte mit dem Rücktritte, wenn man ihn als Minister nur der Schande aussetzen wolle, da würde er lieber als gemeiner Soldat den Tod suchen. — Mit Gründen, hieß es dagegen, und nicht mit Drohungen müsse man auf die Nationalversammlung einwirken. Man kam doch wieder auf das Werbesystem zurück: 80 Livres für die Infanterie, 120 für die Cavallerie, die Dienstzeit der Infanterie ward auf drei, die der Cavallerie und Artillerie auf vier Jahre festgesetzt. Das Heer. Werbesystem.

Am 25. warnte Daverhoult vor dem Vorhaben, die Revolution in alle Länder zu tragen. Am 26. Februar sprach Condorcet für eine Allianz mit Polen, England und Amerika, und beschloß endlich die Versammlung, der Kaiser habe durch sein Verhalten den Vertrag von 1756 gebrochen, und der König solle ihn fragen, ob er als Haupt des Hauses Oesterreich gesonnen sei, in Frieden und guter Eintracht mit der französischen Nation zu leben, und ob er auf alle Verträge und Uebereinkünfte Verzicht leiste, welche der Souveränität, Unabhängigkeit und Sicherheit der französischen Nation zuwider seien; wofern er nicht vor dem 1. März völlige Genugthuung gebe, solle sein Stillschweigen oder jede zögernde Antwort oder Ausflucht als Kriegserklärung angesehen werden. Beschluß gegen den Kaiser. Condorcet.

Also Krieg bis zum 1. März!

Der König sandte 28. der Versammlung die Mahnung, ihm allein komme es nach der Verfassung zu, auswärtige politische Verbindungen zu unterhalten und Unterhandlungen zu führen und nur, wenn er ihn vorschlage, könne der gesetzgebende Körper über den Krieg berathen. Uebrigens habe er seit 14 Tagen eine deutliche Erklärung vom Kaiser verlangt, aber mit der Achtung, welche die Mächte sich gegenseitig schuldig seien. „Sollen wir Krieg haben, so wollen wir uns wenigstens nicht das Unrecht vorzuwerfen haben, Schuld daran zu sein. Dieses Bewußtsein kann allein uns helfen, die unausbleiblichen Uebel zu ertragen, die mit dem Kriege verbunden sind. — Ich bringe der Versammlung in Erinnerung, daß die Menschlichkeit verbietet, den Entschluß des Krieges mit irgend einer Art von Enthusiasmus zu fassen; ein solcher Entschluß muß die überlegteste Handlung sein; denn er heißt so viel, als im Namen des Vaterlandes entscheiden, daß sein Interesse die Aufopferung einer großen Anzahl seiner Kinder von ihm verlangt. Indeß wache ich über die Ehre und Sicherheit der Nation." Der König über den Krieg.

In der That war ein Schreiben von Delessart vom 21. Jänner 1792 in Wien eingetroffen, in welchem er sich ernstlich über den Kurfürsten von Trier beschwerte, und über den Kaiser, weil er auf den Ruf des ersteren dem Marschall Bender den Befehl sandte, dem Kurfürsten von Trier zu Hilfe zu kommen, falls derselbe angegriffen werden sollte; und Aufklärung wurde gefordert über eine Stelle in einer Note aus Wien, worin es heißt, daß die Souveräne zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und für die Sicherung der Rechte der Kronen sich verbunden haben. Dieser Ausdruck habe die Besorgniß erregt vor Note von Delessart

einem Bündniß unter den vornehmsten Mächten Europas, welches die Abänderung der französischen Verfassung bezwecke. Mit Gewalt der Waffen werde man dieses nicht erreichen, denn der größte Theil des Volkes hänge mit einer Art Religion an der Verfassung. Man möge in Wien den Auswanderern mißtrauen, welche Frankreich darstellen als angefüllt mit Unzufriedenen, die Armeen als ohne Mannszucht, die Finanzen als vollkommen zerrüttet. Die Verlegenheit sei im Augenblick allerdings groß, aber dennoch Frankreich noch so kräftig, daß es sich nicht ungestraft drohen zu lassen brauche. Man stoße sich in Wien an der Ausgelassenheit von Reden und Schriften in Paris, die aus noch unfertigen Zuständen leicht zu erklären sei. Uebrigens nehmen diese Schmähschriften täglich mehr ab, Gleichgiltigkeit und Verachtung seien das beste Mittel gegen diese Landplage. Sollte Europa wegen einiger Declamatoren und Brochürenschreiber in Bewegung gerathen und ihnen die Ehre anthun, auf ihre Schriften mit Kanonenschüssen zu antworten? Dies entsetzliche Mittel würde nur ihre Thätigkeit vermehren. Ein solcher Krieg wäre auch gegen das Interesse des Kaisers, denn die einzige Frucht eines Sieges wäre der Vortheil, seinen Bundesgenossen vernichtet und die Macht seiner Feinde und Nebenbuhler vergrößert zu haben. Was übrigens die Sache der geschädigten Fürsten anlange, so biete der König zu jedem billigen Vergleiche die Hand.

an den Kaiser.

Antwort von Kaunitz.

Von Kaunitz kam eine derbe Entgegnung. Die wohlwollende Gesinnung des Kaisers für Frankreich sei weltbekannt. Zu welchem Zwecke nun verlange man Erläuterung über Dinge, die Denjenigen, welche sie fordern, wohl bekannt sind? wozu Vorwürfe, die allen Thatsachen widersprechen? — Die Antwort liege in der Gährung und in den Grundsätzen und Plänen jener Leute, welche diese gewaltsamen Umstände hervorbringen, nämlich der Jakobiner.

„Ganz Europa ist überzeugt, daß die Jakobiner die Nation anfänglich zur Bewaffnung, nachher zu einem Bruch mit dem Kaiser aufreizen wollten, daß ihnen die Zusammenrottungen in den Trierischen Ländern zum Vorwande der ersteren dienten, und daß sie jetzt Vorwände zum Kriege herbeizuführen suchen durch die Erklärungen, welche sie von Seiner kaiserlichen Majestät auf eine Weise und begleitet mit Umständen verlangt haben, die sichtbar darauf berechnet sind, es diesem Fürsten schwer zu machen, in seinen Antworten die friedfertigen und freundschaftlichen Gesinnungen, welche er hegt, mit dem Gefühle seiner beleidigten Würde und seiner durch den Erfolg ihrer Ränke in Gefahr gesetzten Ruhe vereinigen zu können." — Die Jakobiner werden im Verlaufe des Schreibens als „eine schädliche Secte" bezeichnet, „die man entlarven müsse", denn sie seien „die wahren Feinde des Königs und der Verfassung, die Störer der allgemeinen Ruhe und des Friedens." — Als nichtige Verläumdung wird es hingestellt, daß der Kaiser Frankreichs Unabhängigkeit antasten, seine Verfassung umstürzen wolle. Allerdings habe früher ein Bund bestanden, die Sache der Monarchie in Frankreich zu retten, als Gewaltthat gegen den König geübt und er gezwungen wurde zu fliehen, wie dies in der öffentlichen Erklärung aller Welt gesagt war: seit aber der König 13. September 1791 die Verfassung annahm, suchte der Kaiser die Mächte zu beruhigen und war der Bund nur noch bedingungsweise vorhanden, eine aufmerksame Beobachtung in der Besorgniß, die Unruhen möchten wiederkehren und der Geist der Empörung auch die Nachbarvölker anstecken. — Die Emigranten seien für Frankreich keineswegs eine furchtbare Macht, ihre sogenannte Unterstützung bestehe in einer Hilfe, die man ihrem Unglück schuldig war. Nicht in

Gegen die Jakobiner.

einem Bunde der Mächte, nicht in der Sorge vor der Auswanderung, sondern im Treiben der Jakobiner liege das Unglück, das Frankreich nicht zur Ruhe kommen läßt. Ganz Europa würde das Neuaufleben Frankreichs durch Reformen, welche der König selbst verlangt und begünstigt hat, mit Freuden begrüßen, aber die Jakobiner unterwühlen die Verfassung — sie wollen die Republik oder vielmehr die Anarchie und darum suchen sie Unruhen im Innern und einen Krieg von Außen herbeizuführen. Die vorige Kammer hatte sich ihrer erwehrt, in der jetzigen dagegen haben sie das Uebergewicht, und dieses benützen sie, um Unruhen im Innern zu erregen, zum Beispiel durch die Gesetze gegen die Priester, die den Bestimmungen der Verfassung ganz zuwider sind; aber es liegt ihnen Alles daran, die Wiederaussöhnung der verschiedenen Gesellschaftsclassen unmöglich zu machen. Da ihre Macht nur von der Gährung und dem Grade der Aufregung abhängt, den sie in dem Volke unterhalten, so suchen sie einen Streit mit dem Auslande zu entflammen. — Sie verschwenden die letzten Summen, welche für die laufenden Ausgaben unentbehrlich sind, zu unnöthigen Kriegsrüstungen, 150.000 Mann gegen 4000 Auswanderer, welche sich in Deutschland versammelten und nun sich nicht mehr versammeln! Sie erklären einseitig den Vertrag von 1756 verletzt und zwingen den König, vom Kaiser Rechtschaffenheit und einen peremptorischen Termin der Genugthuung zu verlangen, und fügen zum Unrecht noch die Beleidigung, während gerade der Kaiser bemüht war, die anderen Fürsten von feindseligen Schritten gegen Frankreich zurückzuhalten und den Bewaffnungen ein Ende zu machen. Solchen Ausfällen der Bosheit kann der Kaiser nur die Sprache der Wahrheit entgegensetzen; die einfache Darlegung seines bisherigen Verhaltens ist seine beste Vertheidigung gegen alle Lügen.[1]) — *die allein zum Krieg treiben.*

Zu gleicher Zeit traf in Paris die Erklärung Preußens ein, daß ein Einfall französischer Truppen auf das Gebiet des Reiches von dem deutschen Reich nicht anders denn als eine Kriegserklärung betrachtet werden könne.[2]) — *Preußen.*

Am 1. März theilte Delessart diese Depeschen der Versammlung mit, zuerst seine Note, dann die von Kaunitz und Goltz. Die Sprache der Wahrheit machte einen gewaltigen Eindruck, die Jakobiner fühlten sich bitter getroffen; sie lachten und spotteten über den Kaiser, um ihre Wuth zu verbergen. Delessart wollte zum Schlusse noch begütigen, indem er die Aufstellung der kaiserlichen Truppen schilderte und des Königs Rückantwort an den Kaiser verlas.[3]) — *Delessart*

Ende Januar habe der Kaiser 50.000, höchstens 55.000 Mann auf den Beinen gehabt, seitdem ließ er 6000 Mann in das Breisgau einrücken, um Ordnung und Sicherheit daselbst zu erhalten; dann befahl er, daß 30.000 Mann in Böhmen sich marschbereit halten sollten — seitdem ist aber für den Marsch dieser Truppen Nichts angeordnet worden. Kämen sie auch, so stiege die kaiserliche Macht höchstens auf 90.000 Mann, denn überall sind die Mannschaften nicht complet. Der König habe dem Kaiser dagegen zur Antwort gegeben, daß es der

---

[1]) Diese Depeschen sind wieder abgedruckt in der Histoire parlementaire von Buchez et Roux, l. c. XIII, p. 347—55.
[2]) Gleichfalls abgedruckt bei Buchez et Roux, l. c. XIII, p. 355—58.
[3]) Ibid., XIII, p. 366—68.

Würde und Unabhängigkeit Frankreichs widerspreche, wenn eine auswärtige Macht sich in seine inneren Angelegenheiten einmischen wollte; daß der König die versöhnliche Stimmung des Kaisers mit Freuden bemerkte, doch müsse man der Beunruhigung endlich einmal ein Ende machen und, da das Fürstenbündniß der Grund derselben sei, so möge der Kaiser dieses Bündniß auflösen, und offen Frieden und Freundschaft mit Frankreich schließen. Sobald der Kaiser seine Kriegsrüstungen aufgibt und in den Niederlanden wie im Breisgau seine Macht auf den früheren Stand herabsetzt, wird auch der König an der Grenze seine Truppen auf den früheren Friedensstand herabmindern. Das sei die allein würdige Lösung des Zwistes alter Verbündeter.

Muth der Jakobiner. Diese Actenstücke wurden auf Beschluß der Versammlung gedruckt und am 2. März sollte die Berathung darüber beginnen. Rouyer hatte erklärt,[1] daß gegen Delessart schwere Verdachtsgründe vorlägen, und eine Anklage gegen ihn angekündet. Schmähungen wurden über den Kaiser ausgegossen: er habe zwar Erläuterungen gegeben über sein bisheriges Benehmen, aber was sage er über sein zukünftiges? — Nichts, außer daß er die Regierung lästere, ihre Fehler übertreibe und sich das Recht vorbehalte, über Frankreich abzusprechen und zu drohen, wenn die Jakobiner es ferner wagen sollten, über die Verbrechen der Könige zu wachen. Es wäre Feigheit, den Kaiser länger zu schonen.

Also Krieg nach außen und Umsturz des Thrones im Inneren — ist die Losung der Jakobiner. Kaunitz hatte sie treu gezeichnet — neben ihnen konnte keine Regierung bestehen.

Jakobinischer Weltkrieg. Die Jakobiner in Bordeaux schrieben um diese Zeit an die in Paris: „Ihr überlegt noch, ob der Krieg nützlich sei; wir aber halten uns schon bereit dazu. Die Bürger unserer Stadt brennen vor Begierde, das Vaterland zu rächen. Die vollziehende Gewalt mag thun, was sie will, wir werden sie schon zu unserem Zwecke zu nöthigen wissen.“ — Die Jakobiner in Paris erließen darauf ein Rundschreiben an die Tochtergesellschaften: „Greifen wir bald an, so erhalten wir einen großen Vortheil durch den Schrecken, welchen eine bloße Drohung in den Gemüthern der Fürsten erregen wird, dann durch den natürlichen Ungestüm, welcher die Franzosen unter allen kriegerischen Völkern auszeichnet, durch die Stimmung der Nachbarvölker, die von uns erobert und befreit zu werden erwarten. Wir wissen, Brüder und Freunde, daß die französische Nation im Auslande mehr Anhänger hat, als man glaubt. — Lasset uns jenen Schlachtopfern des Despotismus zu Hilfe eilen, in alle an uns grenzenden Länder die Freiheit bringen, zwischen uns und den Tyrannen einen Wall von freien Völkern errichten, jene auf ihren wankenden Thronen zittern machen und dann wieder in unser Vaterland zurückkehren.“ — So der Weltkriegsplan der Jakobiner.

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. XIII, p. 363.

Steigende Aufregung in Paris. Die Pike und die rothe Mütze.

Ein Zeichen weitreichender Umsturzpläne ist das Erstehen der Pikenbataillone. Die Pike tauchte zum ersten Male in den Gräuelscenen von 1789 auf und verschwand dann wieder vor der Flinte der Nationalgarde. In seinen rasendsten, bluttriefenden Brandartikeln sprach Marat damals kein Wort von der Pike. Jetzt stellte aber die Partei, welche die Revolution als ihr eigenes Gebiet ansah und sie allein leiten wollte, die Pike als Nationalwaffe auf. Nicht Danton, nicht Robespierre, sondern die Girondisten begannen für die Bereitung von Piken und Bewaffnung mit Piken zu eifern. Es war ein Mittel, um die größte Menge, die der Passivbürger auf ihre Seite zu ziehen. Jetzt wurde der Name Sansculotten Ehrenname und wenig fehlte, daß sie sich nicht selber damit schmückten.[1]

Pikenbataillone

durch die Girondisten.

Brissot war es, der in seinem Blatte, dem „Patriote français“, einen Aufsatz über die Pike brachte, dabei eine Abbildung und eine Belehrung, wie man sie am wirksamsten handhaben müsse. „Ich glaube, wir sollten das beinahe erloschene Feuer unter der rothen Fahne wieder entflammen“ — sagte damals Manuel im Jakobinerclub.[2] Im Jänner begann man in der Vorstadt Saint-Antoine Piken zu schmieden. Am 31. Jänner wurde im Wahlclub, der sich im bischöflichen Palais versammelte, das Schreiben einer Dame verlesen, welche, „geleitet von Liebe zum Vaterlande und besorgt wegen der drohenden Gefahren“, der Versammlung rieth, Piken schmieden und das Volk damit bewehren zu lassen. In acht Tagen wäre ganz Paris damit bewaffnet, „dieses Volksheer könnte vor der Versammlung vorbeiziehen, sie müßte darin die festeste Stütze ihrer Beschlüsse und den Sturz des Veto erkennen.“ — Zugleich war eine Geldsumme beigelegt und eine Aufforderung zur Beisteuer. Das Schreiben rief einen stürmischen Jubel hervor; die anwesenden Zeitungsschreiber versprachen es zu verbreiten; man beschloß, in allen Vorstädten nach dem Vorbilde von Saint-Antoine und Saint-Marceau Piken schmieden zu lassen: „Was vermögen gegen ein Volksheer die 3500 verfassungsfeindlichen Leibwächter des Königs, was ihre prunkreichen Livreen gegen die Piken, von kräftigen Armen geführt und von edlen Herzen geleitet?“ — „Bürger!“ schrieb ein Schüler Brissots, „schmieden wir Piken von einem Ende des Königreiches bis zum andern.“ — Ein anderer Anhänger Brissots, Gouchon, ein Pariser, erschien im Wahlclub, um dreifarbige Bänder in Form von Flammen zu zeigen, die auf den Piken als Zier flattern sollten. „Die Nationalcocarde machte die Runde um den Erdkreis, sie faßte Wurzel auf der Wollmütze, sie wird Wurzel fassen auf dem Turban. Piken und nationale Flammenbänder, die reichen hin, um die Verräther und Ränkeschmiede in den Staub beißen zu machen und die Throne der Gewaltherrscher umzustoßen.“ [3])

Brissot.

Eine Patriotin.

Gouchon.

Die Feuillans fühlten sogleich, was diese Bewaffnung bedeute: „Seit einigen Tagen trägt man eine Musterpike auf der Terrasse der Feuillans gegen-

[1]) Buchez et Roux, l. c. XIII, p. 214—16.
[2]) Ibid., XIII, p. 217—18.
[3]) Ibid., XIII, p. 218—19.

Die Feuillans gegen die Piken. über den Tuilerien herum, wie um dem Schlosse zu drohen. Wer befehligt diese Pikenträger? wer vertheilt diese Waffen? wem werden sie ertheilt? was ist die Folge dieser neuen Bewaffnung? — Das sind vier wichtige Fragen, die man lösen sollte, ehe man zum Aeußersten schreitet. Bald werden wir in jeder Stadt zwei Klassen verschieden bewaffneter Bürger haben und der Bürgerkrieg mit all seinen Schrecken wird aus Frankreich ein ungeheures Schlachtfeld machen." [1])

Brissot. Brissot gab in seinem Blatte darauf die Antwort: „Während die Feinde des Volkes sich rüsten, trifft auch das Volk seine Vorbereitungen, aber offen und frei. Die Piken haben die Revolution eröffnet, sie werden sie auch schließen. Diese schöne Regung eines Volkes, das bereit ist, in seiner vollen Kraft sich zu erheben, um dem verhängnißvollen inneren Nebenkriege, welcher dem äußeren Kriege voran und zur Seite gehen sollte, ein Ende zu machen, dieses Erwachen des Löwen setzt Die in Schrecken, welche auf seinen Schlummer rechneten. — Gegen wen, fragen sie, werden diese Piken gerichtet sein? — Gegen alle Feinde des Volkes. Man trägt sie auf der Terrasse der Feuillans herum, wie um die Tuilerien zu bedrohen; wird man sie auch gegen das Schloß richten? — Sicher, wenn Feinde des Volkes dort sind. — Aber wer befehligt diese Piken? — Die Nothwendigkeit. — Wer theilt sie aus? — Die Liebe zum Vaterland. — Wem gibt man sie in die Hand? — Dem Muth. — Welche Folge wird diese neue Bewaffnung haben? — Die Vernichtung der Feinde des Volkes. — Ihr Feinde des Volkes, ich weiß, daß Ihr es entzweien wollt, um es zu besiegen; ich weiß, daß Ihr Eure Angst und Eure Wuth dem Theil einflößen wollt, dem seine Mittel es erlauben, in der Uniform und mit der Flinte dem Vaterlande zu dienen; aber dieser Theil weiß sehr wohl, daß seine minder begüterten Brüder dasselbe Interesse haben, wie er: sie wollen streiten für die Freiheit und Gleichheit; er weiß, daß die Feinde die gleichen sind, daß die Bajonnette in derselben Linie gehen müssen, daß die Piken nicht gegen die Bajonnette, sondern gegen die Dolche [2]) bestimmt sind.

Der König und Pétion. In den Tuilerien wurde man sorglich. Der König ließ Pétion und Manuel kommen und sprach sein Erstaunen über diese verfassungswidrigen Neuerungen, seine Besorgniß über die Folgen aus, die sie im Inland und in der Fremde haben könnten, und befahl ihnen, Alles zu thun, um die Gemüther wieder zu beruhigen. — Was that der Gemeinderath hierauf? verbot er die Bereitung dieser gefährlichen Waffe? — Keineswegs! er regelte sie und schuf durch eine Verordnung ein Pikenheer neben der Nationalgarde, natürlich gegen den König. Die Beschränkungen, welche die Verordnung enthielt, waren nur scheinbar, denn die Zubereitung von Piken ließ sich nicht überwachen.

Piken-verordnung. „Diese Waffen", sagt die Verordnung, „sind nützlich in den Händen guter Bürger, könnten aber in den Händen verdächtiger Menschen, die von allen Seiten

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. XIII, p. 219—20.
[2]) Die Adeligen, die Dolchritter. Ibid.. XIII, p. 220—21.

in der Hoffnung auf Raub und auf den Rath von Gegnern der Verfassung nach der Hauptstadt ziehen, Werkzeuge der Unordnung und des Verbrechens werden. Leute solcher Art zeigen sich ohnehin in allen Straßen und auf allen öffentlichen Plätzen und könnten sich unter die Vertheidiger der Freiheit mengen. Darum verordnet die Behörde, welche für die Sicherheit der Hauptstadt zu wachen hat, daß alle Bürger, welche noch nicht in die Liste der Bürgerwehr eingetragen, aber mit Flinten und Piken versehen sind, sich binnen acht Tagen beim Ausschuß ihres Bezirkes zu melden, Namen, Wohnung und Stand anzugeben haben, auch ob mehr Waffen als Männer in der Wohnung sind. Alle, welche sonst mit Waffen betroffen werden, sind als verdächtig vor die Sicherheitsbehörde zu bringen. Alle eingetragenen oder nicht eingetragenen Personen können nur in die Abtheilungen, unter die Fahnen und unter die Leitung der Officiere der Nationalgarde kommen. Es gibt kein anderes Zeichen der Vereinigung als die Nationalcocarde und die Nationalfarben." [1])

So die Verordnung, mit der jedoch wenig gewonnen war, denn die Männer, welche ein neues Heer für die Revolution zu bilden suchten, waren ja die Beamten der Stadt. Auch brachte der Girondist Brissot trotz der Verordnung die rothe Mütze als Zeichen revolutionärer Gesinnung in Mode, zugleich als Muster eleganter Kopftracht. Le bonnet rouge.

In seiner Zeitung [2]) war 6. Februar zu lesen: „Man kann am Gewicht der Gründe für Vertauschung der Hüte mit den Mützen nicht zweifeln. Ein Philosoph in England, Pigott, bemerkte mit Recht: die Priester und Despoten sind es, welche die traurige Uniform der Hüte und die lächerliche und knechtische Art der Begrüßung eingeführt haben, welche den Menschen erniedrigt, indem sie ihn die entblößte und unterwürfige Stirne vor seines Gleichen beugen läßt. Beachtet nur den Unterschied der Mütze und des Hutes in Bezug auf das Ansehen, welches der Kopf dadurch erhält. Der Hut ist traurig, düster, eintönig, ist das Zeichen der Grämlichkeit und mürrischen Beamtenstimmung; die Mütze dagegen macht das Gesicht heiter, frei, offen, zuversichtlich; sie bedeckt das Haupt und verbirgt es nicht, sie steigert mit Anmuth die natürliche Würde und ist für alle Arten von Verschönerungen empfänglich. Die Mütze stammt aus dem Alterthum und ist bei allen großen Nationen und berühmten Männern in Ehren gestanden. Die Griechen, die Römer, die Gallier nahmen sie an, um sich von den barbarischen Völkern zu unterscheiden, und als Zeichen des Triumphes über ihre Tyrannen. Rousseau war ein Anhänger der Mütze als Zeichen der Freiheit; der berühmte Voltaire war nicht minder eifrig dafür. Nur eine lange Gewohnheit kann uns an die Seltsamkeit unserer jetzigen Kopfbedeckung fesseln." [3]) — Einen Monat später trug Alles die Mütze; als Farbe der Heiterkeit galt die rothe. Hatte doch Condillac in seinen Betrachtungen über die Analogie der Farben und Töne bemerkt, das laute Lachen, der Ton der Trompete und die scharlachrothe Farbe entsprechen einander und erregen die gleiche Stimmung. Vom 14. März 1792 an wurde es Mode, daß die Redner, so lange sie sprachen, mit der rothen Mütze bedeckt waren. Grangeneuve, [4]) Rechtsgelehrter aus Bordeaux, welcher den Kopfabschneider Jourdan Hüte und Mützen.

[1]) Buchez et Roux, l. c. XIII, p. 222—23. Arrêté relatif aux piques.

[2]) Le patriote français.

[3]) Buchez et Roux, l. c. XIII, p. 216.

[4]) Die persönliche Würde dieses Gesetzgebers kennzeichnet, daß er in einem Ausschuß den conservativen Abgeordneten der niederen Charente, den Gendarmerie-Lieutenant Jouneau,

in seinen besonderen Schutz genommen hatte, betrat mit ihr an diesem Tage die Bühne.[1]) Die Mahnung Robespierres, nur die Cocarde und die rothe Fahne als Zeichen der Vereinigung beizubehalten, wirkte dieses Mal nur auf kurze Zeit. Das Fest der Schweizer von Chateauvieux steigerte das Ansehen der rothen Mütze; solche trugen die Galeerensclaven und jetzt ward sie das Zeichen, daß die Nacht der Knechtschaft vorüber, daß der Tag der Freiheit angebrochen sei. Bei der Aufführung vom Tode Cäsars im Theatre Français setzte man der Büste Voltaires die rothe Mütze auf. Carra erzählt in den „patriotischen Annalen“: „Gestern, am Sonntag ergingen sich Tausende von Patrioten in den Straßen und in den öffentlichen Gärten, auch in dem der Tuilerien mit der Mütze der Freiheit und Gleichheit auf dem Kopfe. Die Mützen und die Piken, dieser in die Augen fallende Schmuck, werden selbst unseren Feinden nützlich sein, wenn sie gescheidt genug sind, sich endlich dem allgemeinen Willen zu unterwerfen.“ — Am 6. März 1792 ward in der Nationalversammlung eine Bittschrift von
Frauen mit Piken. Frauen verlesen, daß auch sie mit Piken sich bewaffnen und auf dem Marsfelde ihre Uebungen machen könnten.[2]) Die Narrheit war also im Steigen. Gegen wen wollten denn diese Weiber Waffen? Gegen den armen König und seine kleine Bewachung! Seit dem 20. Juni wurde die rothe Mütze Zeichen des Sieges über den König. —

Fest vom 25. März 1792. Am 25. März war ein großes Bankett, an welchem Mitglieder der Nationalversammlung, Einwohner der Vorstadt Saint-Antoine und die Starken der Halle, die jetzt in Starke des Vaterlandes[3]) umgetauft wurden, Lastträger eigentlich, Antheil nahmen. Dem Zuge in die Elyseischen Felder, wo das Festmahl statt hatte, wurde eine Mütze der Freiheit auf einer Pike vorangetragen. Pétion erschien und wurde empfangen „wie ein Vater bei einem Familienfeste.“ „Treue unserem geliebten Bürgermeister!“ — toastirte ein Enthusiast. „Man darf nur der Nation und der Verfassung Treue schwören!“ antwortete Pétion. Nach dem Mahle ging der Zug unter Musik in den Jakobinerclub, wo er mit Jubel empfangen wurde. „Wir bedauern Eure Sitzung zu unterbrechen, aber Ihr fehltet uns, doch jetzt hat unsere Freude den Gipfel erreicht!“ spricht Bierbrauer Santerre. Der Zug marschirt vor dem Präsidenten vorüber, die Musik spielt das Lied: „Wo kann man besser sein, als im Schooße seiner Familie?“[4]) Man bemerkt im Zuge den halbverrückten Marquis Saint-Huruge, „der die Sturm-
Fauchet. glocke in seinem Herzen trägt“, den liederlichen Dirnen wohlbekannt, und Fauchet, den constitutionellen Bischof. Dann geht es zu einer Taufe. Die Frau eines Tambours der Nationalgarde hat ein Töchterlein geboren. Fauchet tauft. Thuriot,

---

mit Schmähungen überschüttete, und als dieser einen Grund wissen wollte, keinen Beweis vorzubringen wußte, aber doch fortfuhr, ihn zu schmähen und ihm zu drohen. Jouneau riß endlich die Geduld und — als Grangeneuve seine Herausforderung ablehnte, behandelte er ihn mit dem Stock und mit Fußtritten, so daß Grangeneuve einige Tage das Bett hüten mußte. Saint-Huruge schwor, er habe gesehen, wie Grangeneuve hundert Tritte und hundert Stockschläge bekam. Jouneau dagegen behauptete, er habe ihm nur einige wohlverdiente Hiebe mit dem Spazierstock aufgemessen. Jouneau wurde zur Strafe dafür in die Abtei gesetzt. Am 3. September 1792 wurde er vor den Mördern durch einige Bürger gerettet, welche ihn in die Legislative zurückführten; seine Feinde darin wollten aber, er müsse zurück in die Abtei, um seiner los zu werden. Die Bürger führten ihn dahin — aber in den Saal des Ausschusses — und so blieb er gerettet. —

[1]) Buchez et Roux, l. c. XIII, p. 216—17.
[2]) Ibid., XIII, p. 407—8, 416.
[3]) Forts des halles, forts de la patrie.
[4]) Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille. Ibid., XIII, p. 450—52.

einer der Sieger der Bastille, ist Pathe. Die neue Weltbürgerin bekommt den Namen Pétion-Nationale-Pique. Wahrscheinlich war der Name für gewöhnlich zu lang und man rief sie nur Pique. Das war ein seltsamer Heiliger. Statt Chrisam und Salz war eine Freiheitsmütze auf dem Tisch und wehte eine Bastillefahne über der Taufhandlung. Pétion-Nationale-Pique.

Man sieht, wie rasch es abwärts ging mit dem Reste religiöser Stimmungen. Als am 26. März 1792 im Jakobinerclub Robespierre eine Adresse verlas, in welcher die Worte vorkamen: „Fürchten wir die Güte des Himmels zu ermüden, welche uns bisher beharrlich gegen unsern Willen gerettet hat“ — so erhob sich Guadet gegen ihre Drucklegung, auch wegen dieser Erwähnung der Vorsehung, er finde keinen Sinn darin; er begreife nicht, wie ein Mann, welcher drei Jahre hindurch so eifrig für die Freiheit war, um das Volk aus der Sclaverei des Despotismus zu ziehen, dazu beitragen wolle, es wieder unter die Sclaverei des Aberglaubens zu bringen. Vergebens berief sich Robespierre auf den Glauben aller Völker an Gott, auf die Reden aller Versammlungen; der Glaube an Gott sei kein Aberglaube; er verabscheue allen Wahn, aber der Glaube an Gott sei seine Stütze in allen Kämpfen gewesen und habe ihn entschädigt für alle Vortheile, so ihm von Denen angeboten wurden, welche das Volk verrathen wollten. Der Glaube an Gott sei eine Stütze der Freiheit — er nenne Vorsehung, was Andere Zufall nennen. — Da rief eine Stimme: „Keine Capucinaden mehr!“ — Eine unsägliche Verwirrung entstand in der Versammlung, der Präsident setzte den Hut auf zum Zeichen, daß die Sitzung zu Ende sei. Präsident des Jakobinerclubs war jedoch damals der constitutionelle Bischof von Paris.[1]) In jener Zeit war es, daß in einem Club in der Provinz die Frage zur Abstimmung kam, ob es einen Gott gebe, und nur eine alte Frau den Muth hatte, die Rechte emporzuheben. Abnahme der Religion. Robespierre und Guadet. Gobel

Die damalige Verkommenheit kennzeichnet die Huldigung, welche die jetzt wieder in Paris auftauchende Théroigne de Méricourt im Jakobinerclub erhielt. Nach den Octobertagen 1789, in welchen sie eine so hervorragende Rolle spielte, ordnete das Gericht im Chatelet ihre Verhaftung an — sie bekam aber rechtzeitigen Wind davon und entfloh nach Belgien. Dort wurde sie wegen Bedrohung des Lebens der Königin verhaftet und nach Kufstein in Tyrol gebracht, später nach Wien; Kaiser Leopold II. befahl jedoch, sie in ihre Heimath zurückzusenden. Am 1. Februar 1792 las sie im Jakobinerclub in Paris einen Bericht über Alles, was sie seit ihrer Flucht erlebt hatte, und stellte die Herausgabe ihrer Denkwürdigkeiten in Aussicht, welche für die Feinde der Aristokratie und des Despotismus anziehend sein würden. Der Vorsitzende Lanthenas ermuthigte sie mit den Worten: „Bürgerin! die Gesellschaft der Freunde der Verfassung hat sich immer durch die lebhafte und innige Theilnahme ausgezeichnet, welche sie an den Leiden der Apostel und Märtyrer guter Grundsätze nimmt.“ — Manuel aber feierte sie mit den Worten: „Es war eine Zeit, wo eine Gesellschaft von Männern die Frage aufwarf, ob die Weiber auch eine Seele haben. Wenn unsere Väter eine so schlechte Meinung von den Weibern hatten, so kam dies daher, daß sie nicht frei waren. Die Freiheit hätte sie sonst, so wie uns, gelehrt, daß es der Natur eben so leicht ist eine Porcia wie einen Scävola zu schaffen. Ihr habt soeben eine der ersten Amazonen der Freiheit vernommen; ich verlange, daß sie, welche an der Spitze ihres Geschlechtes steht, heute an der Seite unseres Präsidenten an der Ehre der Sitzung theilnehme.“ Théroigne de Méricourt. Ob die Weiber eine Seele haben.

[1]) Buchez et Roux, l. c. XIII, p. 442—50. Thér., ibid., XIII, 259.

Mit den Resten des Glaubens schwanden die Reste der guten Sitte und Gewohnheit, und begann die Geltung brutaler Leidenschaft. Leichtsinniger wurden nie Ehen geschlossen und getrennt, frecher nicht im Ehebruch gelebt, als zur Zeit, da eine Théroigne für die erste ihres Geschlechtes erklärt wurde. Rascher Verfall. In Leichtfertigkeit und Roheit wuchs die Jugend auf, alle Bande lockerten sich. Jeder wollte nur rasch genießen. Alles Haben wurde unsicher. Alle öffentlichen Orte wimmelten von Dirnen und Dieben. Die Faulheit und das Gaunerthum nahm mit dem Geschwätz von den unveräußerlichen Volksrechten in erschreckendem Maße zu, die nächtlichen Diebstähle und Straßenmorde wurden gewöhnlich. Alle Gefängnisse waren überfüllt. Das Gesindel in und um Paris schlug man auf 200.000 Köpfe an. Es gab organisirte Banden genug, die um zwei bis drei Livres für den Kopf sich zu jeder Missethat, zu jedem Auflauf dingen ließen. Was soll da aus dem König, was aus den edlen Grundsätzen alles Lebens werden, wenn die allmächtige Nationalversammlung — wie sie es 1792 that — selber in ihrer Verneinung dem Gesindel vorangeht?

Minister Narbonne entlassen. Delessart angeklagt. Das ganze Feuillans-Ministerium fällt.

Narbonne entlassen. Am 10. März zeigte ein Schreiben des Königs der Versammlung an, daß er Narbonne entlassen und Degrave zum Kriegsminister ernannt habe. Eine stürmische Sitzung folgte [1]) auf diese Nachricht. Lesage verlangte die Erklärung, der Minister nehme das Bedauern der Versammlung mit sich; Charlier, er dürfe Paris nicht verlassen, bis er Rechnung abgelegt habe; Ramond, die Kammer müsse erklären, daß das ganze Ministerium das Vertrauen der Nation verloren habe; Cambon, man müsse dem König offen sagen, sein Rath habe ihn getäuscht, als er ihn hinderte, Bertrand de Moleville zu entlassen. Stürmische Sitzung am 10. März 1792. Girardin meinte, die verabredete Unthätigkeit des Ministeriums sei die Ursache der Unruhen in den Departements, er verlange die Anklage wider alle Minister; die Berichte bewiesen, daß einer von ihnen mehr der Minister Leopolds II. als Ludwigs XVI. sei. Gensonné erklärte alle Minister als Verräther an der Nation und dem König. Da erhob sich Brissot zur Anklage gegen den Minister Delessart.

Brissot gegen den Kaiser. Zuerst untersuchte er, welches Benehmen dem Kaiser gegenüber einzuschlagen sei, im zweiten Theile seiner zweistündigen Rede [2]) griff er den Minister an. „Es bestand ein Bund der Fürsten gegen die Sicherheit Frankreichs und seine Verfassung unter dem Vorwand, die Ehre und Würde der Kronen aufrecht zu erhalten. Ihr batet den König, vom Kaiser die Auflösung dieses Bundes und Ge-

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. XIII, p. 369—70.
[2]) Ibid., XIII, p. 371—93. Wir geben hier nur die leitenden Gedanken.

nugthuung bis zum 1. März zu verlangen, jede ausweichende Antwort solle als Kriegserklärung gelten. Ganz Frankreich stimmte zu. Es war der Beschluß freier Männer. Die vollziehende Gewalt hat Euch Uebereilung vorgeworfen, und statt mit Euch übereinstimmend zu handeln, nur ihre Mißstimmung und Hartnäckigkeit kundgegeben. Die Versammlung hat doch das Recht, auf die Benachrichtigung von drohender Gefahr zu berathen, ob Krieg zu beginnen habe oder nicht. Der Minister war selber in unserem diplomatischen Ausschuß, billigte den Antrag, welchen derselbe der Versammlung vorlegte, und ließ dann durch den König den einstimmigen Beschluß tadeln. Der grausamste Feind der Revolution hätte dem König keinen treuloseren, die Unverschämtheit des Auslandes mehr ermuthigenden Brief eingeben können, ihm verdankt Ihr alle Beschimpfungen von Wien her. Der Minister legte in Hinsicht der Depeschen dem Könige eine dreifache Lüge in den Mund. — Ihr ludet den König ein, eine Sprache zu reden, würdig für Männer, die ihre Größe fühlen, und eine bestimmte Erklärung zu verlangen, nicht den Wunsch nach Frieden auszudrücken. Ihr wolltet den Vertrag von 1756 auflösen und Euer Minister schreibt dem Kaiser, daß man ihn in Kraft erhalten solle. Er hat also ganz das Gegentheil von dem gethan, was Ihr wolltet, und ist so kalt, so glatt und feig über den Bund der Mächte hingeglitten, daß er aller nationalen Würde vergaß und Eure Absichten nicht erreichen konnte. gegen Delessart

Bestand ein Bund der Mächte? was war sein Ziel? besteht er noch? kann er üble Folgen für Frankreich haben? Diese Fragen beantwortet das Schreiben von Kaunitz ganz klar und deutlich. Der Bund bestand. Er war gegen die Selbständigkeit Frankreichs und drohte sich in unsere inneren Fragen einzumischen, wie deutlich aus der Erklärung des Kaisers vom Juli 1791 hervorgeht. Alles wollte damals der Kaiser nur von der Zustimmung des unantastbaren Königs abhängig machen, was an unserer Verfassung giltig sei, während doch jede Gewalt vom Volke ausgeht und das Volk das Recht hat, die Verfassung zu geben und Neuerungen zu treffen, wie es ihm gut däucht; es braucht Niemand um Genehmigung zu fragen. Ob der König die Verfassung annehme, war nur wichtig für ihn selber. Das ist Naturrecht, vor welchem sich alles Völkerrecht beugen muß. Den österreichischen Minister geht die Unverletzlichkeit des Königs von Frankreich Nichts an. Der Kaiser hat von Niemand den Beruf, sie zu schützen. Das französische Volk braucht keine fremden Helfer, um seine Verfassung zu halten, seine Arme sind stark genug. Ohne ein Verbrechen zu begehen, hätte auch der König die Hilfe des Kaisers gegen Frankreich nicht anrufen können. Allerdings sagt Leopold, nach der Annahme der Verfassung durch den König sei der Bund nur noch ein bedingungsweiser gewesen, nur für den Fall, daß die Gefahr für den König sich wiederhole. Mit dieser Phrase wahrte er sich die Möglichkeit, auf das Alte zurückzukommen, und den Vorwand zu einem beliebigen Krieg. Der Bund besteht noch, das zeigt im Schreiben von Kaunitz die Schilderung der Anarchie in Frankreich. Der Kaiser fühlt sich also für sein eigenes Interesse und das des Königs verpflichtet, den Bund zu erhalten, der Eure Sicherheit, Würde und Unabhängigkeit bedroht; er verweigert Euch die verlangte Genugthuung. Also entweder verfällt der Kaiser in den Krieg oder Ihr in den Widerspruch mit Euch selbst, denn Ihr habt ja unter Kriegsdrohung entschiedene Antwort verlangt. Am 7. Februar hat er nach sicheren Nachrichten den Vertrag mit Preußen erneuert, um sich vor den Wirkungen Eurer Revolution und einem Angriff von Seite Frankreichs zu schützen, das doch nur das Recht und keine Eroberung will und selber der Ruhe bedarf. Ein Bund zur Vertheidigung gegen Jemand, welcher gar nicht angreifen will, ist absurd oder und die Fürsten.

ein Bund zum Angriff. Ihr dürft also sicher auf die Feindschaft des Kaisers rechnen. —

Brissot vertheidigt die Jakobiner

Von seinem Geschwätz gegen die Jakobiner und Republikaner will ich gar kein Wort sagen, diese Declamationen sind mehr im französischen Parteigeist, als im Geist und Interesse des Reiches; man sieht nur deutlich daraus, daß der Kaiser den Ansichten und dem Hasse gewisser Parteien keineswegs fremd ist; vielleicht täuschen und mißbrauchen ihn auch verächtliche Werkzeuge, welche sich eher rächen, als ihm dienen wollen. — Es wäre Eurer unwürdig, wolltet Ihr Euch zu einer Rechtfertigung herbeilassen. Auf der einen Seite beweist all Euer Thun — die Treue und Gewissenhaftigkeit, mit der Ihr die Verfassung erhalten habt; auf der andern seid Ihr nicht die Rächer an den Volksgesellschaften: sind sie der Freiheit nützlich, so müßt ihr sie beschützen; entfernen sie sich vom Gesetz, so müßt ihr sie zu demselben zurückbringen; will man Euch zwingen, sie zu vernichten, so ist die Falle doch gar zu plump. Ihr kennt die Rechte des Volkes, sie sind über dem Gesetz. Ihr könnt ihren Mißbrauch strafen, aber Ihr könnt ihm den Gebrauch derselben nicht benehmen, sonst wäret Ihr bloße Tyrannen.

gegen Kaunitz.

Der Schrecken, den Kaunitz über die Manöver der Republikaner und Jakobiner an den Tag legt, ist bloß ein Vorwand, um seinen Bund mit den anderen Mächten zu verlängern und seine Rüstungen fortzusetzen. Ihr müßt diesen Vorwand zu Nichte machen. Selbst wenn alle diese Verbrechen in Frankreich stattfänden, hätte Leopold keinen Grund einzuschreiten und sich in innere Streitigkeiten zu mischen. Ihr allein mit den Gerichtshöfen seid die Richter über Verbrechen gegen das Vaterland, Ihr allein habt Verschwörer niederzuschlagen; Ihr allein habt das Recht, den Umsturz oder die Veränderung der Verfassung zu hindern. Jede fremde Macht, welche ein gleiches Recht sich anmaßt, die in Eure inneren Streitigkeiten sich einmischen will, greift damit die Unabhängigkeit und Hoheit der Nation an."

Anklage Delessarts.

„Wie kann man nun die Antwort Delessarts auf das Drohschreiben des Kaisers gutheißen? Er übersieht alle Drohungen und Beleidigungen und hält sich nur bei einer Freundschaftsversicherung auf. Er verlangt Rücktritt vom Bündniß, der ihm schon verweigert ist. Wir stehen also noch immer auf dem Standpunkt vom 21. September, und eine kostbare Zeit ging verloren! Unser Angebot, das Heer von der Grenze zurückzuziehen, sieht aus, als ob wir den Krieg fürchteten. Hätte der König, wie wir ihn baten, früher auf eine entschiedene Antwort gedrungen, so könnten wir jetzt schon mit Ehren die Waffen niederlegen oder sogleich den Krieg beginnen! Die Klugheit und unsere Gefahr mahnen, in kürzester Frist eine entschiedene Antwort vom Kaiser zu fordern, denn es handelt sich um die Rettung oder den Untergang des Vaterlandes."

„Jetzo muß ich Delessart des Verrathes am Vaterlande anklagen, ich würde meinen Eid brechen, wenn ich nicht schilderte, wie er die Sicherheit und Würde der Nation preisgab. Man kann einen Minister des Aeußern nur schwer überwachen, man schenkt ihm deßhalb ein großes Vertrauen; täuscht er es, so muß man um so strenger mit ihm verfahren. Seine Unfähigkeit oder seine böse Absicht kann den Staat in die schwersten Gefahren stürzen, darum heißt es das Loos von 25 Millionen in Gefahr setzen, wenn man nachsichtig gegen ihn ist. Das Steuerruder keck in die Hand nehmen, wenn man weder die nöthige Einsicht und Kraft, noch den nöthigen Muth hat, heißt sich der Gefahr aussetzen, der Mörder seiner Brüder zu werden, die ein geschickterer Mann gerettet hätte. Ein ehrlicher Minister hätte die Versammlung über die Gefahren aufgeklärt. Delessart aber hat

wichtige Vorgänge und Briefschaften verheimlicht, wie die Rundschreiben vom Juli des Kaisers Vertrag mit Preußen, die Uebereinkunft von Pillnitz, die Erklärung vom November. Statt entschieden auf ehrenhaften Frieden oder schnellen Krieg zu dringen, hat der Minister von all dem geschwiegen und dadurch die Sicherheit und die Verfassung Frankreichs gefährdet. Ja er wollte uns noch überreden, der Kaiser wäre friedfertig gegen uns gesinnt! — Er kann sich nicht damit entschuldigen, er habe diese Vorgänge, diese Verträge nicht gekannt; sie standen ja in allen Zeitungen; und wären sie nicht öffentlich geworden, zu was geben wir Millionen aus an politische Agenten, um hinter alle Geheimnisse der Kabinete zu kommen? Der Kaiser war nicht auf den Krieg gerüstet, ein rascher Angriff von unserer Seite hätte ihm unersetzliche Verluste und uns einen ehrenvollen Frieden gebracht — aber Delessart suchte nur die Kriegslust der Nation zu dämpfen; dem Kaiser gegenüber führte er nur eine zaghafte Sprache, die jenen von unserer Schwäche und Angst vor Krieg überzeugen mußte. Also kann er nicht ableugnen, daß er eine strafbare Schwäche, eine strafbare Friedenslust, eine strafbare Verhehlung wichtiger Vorgänge und Schriften sich zu Schulden kommen ließ, daß er die Nation entehrte, indem er immer nur den König ins Auge faßte, indem er auf eine unrichtige und treulose Weise die inneren Zustände Frankreichs schilderte, und die Stellung des Königs zur Verfassung. — Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber ein Gedanke stieg in mir nach Durchlesung seines Schreibens auf. Das Interesse Frankreichs ist in demselben so sichtlich aufgeopfert, Frankreich so sichtbar zu den Füßen des Kaisers erniedrigt, daß ich den Ruf ausstoßen muß: — nein, diesen Brief hat kein französischer Minister geschrieben, der ist vom österreichischen Gesandten verfaßt und der französische Gesandte in Wien hat die Antwort des Kaisers geschrieben."

Der Eindruck war tief, schon wollten Viele zur Abstimmung über die Anklage schreiten, zumal Delessart sich davon machen könnte, als ein Richter bemerkte, das Verfahren sei übereilt. Becquet hob hervor, das Schreiben, auf welches Brissot seine Anklage gründe, sei vom Minister in der Versammlung vorgelesen und mit Beifall aufgenommen worden. Demnach wäre der damalige Beifall übereilt gewesen, eben so könnte es jetzt die Verurtheilung sein. Auch habe Brissot nicht, wie er sollte, seine Rede zuerst dem diplomatischen Ausschuß mitgetheilt. Dort müsse der Bericht zuerst ruhig geprüft werden. Vergniaud betonte,[1]) man brauche keinen Ausschuß und keine Vertagung, wenn die Versammlung selber hinlänglich unterrichtet und überzeugt sei, und dieses sei hier der Fall. Er müsse aber auf eine andere Thatsache noch hinweisen: gleich säumig und verhängnißvoll sei Delessart in Sachen Avignons verfahren. Im September sei die Vereinigung dieser Gebiete mit Frankreich beschlossen worden. Hätte er alsbald gehandelt, so wäre wahrscheinlich alsbald Friede und alle Bewohner wären schnell Franzosen geworden und Brüder und wäre dort der Boden nicht von Neuem mit Blut getränkt worden. Aber Delessart behielt den Beschluß zwei Monate in seiner Tasche und so dauerte die Spaltung fort und das Blutvergießen. Die ver-

Stimmen für Delessart

Vergniaud.

[1]) Buchez et Roux, Histoire parlementaire, XIII, p. 393—95.

stümmelten Leichen der Eisgrube schreien um Rache gegen die Minister. Vergniaud schloß:[1] „Mirabeau sagte einmal: von dieser Rednerbühne erblicke man das Fenster, von wo die Hand eines französischen Königs, gegen seine Unterthanen durch verruchte Ränkeschmiede bewaffnet, die ihre persönlichen Vortheile mit denen der Religion vermengten, die Büchse abschoß, welche die Losung zur Bartholomäusnacht gab. Ich aber sage: von dieser Rednerbühne erblickt man den Palast, wo verkehrte Rathgeber den König täuschen und betrügen, den uns die Verfassung gegeben hat, und die Ketten schmieden, in die sie uns schlagen wollen, und die Schliche berathen, mit denen sie uns an das Haus Oesterreich ausliefern möchten. Ich sehe die Fenster des Palastes, hinter denen man die Gegenrevolution plant, wo man die Mittel berechnet, uns in die Schrecken der Sclaverei wieder hinabzuwerfen, nachdem man uns alle Wirren der Anarchie und alle Wuth des Bürgerkrieges hätte kosten lassen. — Der Tag ist endlich gekommen, an dem Ihr so vieler Keckheit, so vieler Unverschämtheit ein Ende machen und die Verschwörer bestürzt machen könnt. Die Betäubung und der Schrecken sind oft in alten Zeiten und im Namen des Despotismus von jenem berüchtigten Palast ausgegangen. Mögen sie heute im Namen des Volkes dahin zurückkehren, mögen sie alle Herzen dort durchdringen. Mögen all seine Inwohner erfahren, daß nur dem König die Unverletzlichkeit durch die Verfassung zukommt. Sie sollen wissen, daß das Gesetz alle Schuldigen ohne Unterschied erreichen wird, und daß es kein Haupt gibt, das, des Verbrechens überwiesen, dem Schwerte entrinnen wird. Ich stelle den Antrag, daß man über die Anklage des Ministers abstimme.“[2]

Anklage der Königin.

Bedeutung.

Mit diesen Worten hatte Vergniaud der Volkswuth die Königin als ein Opfer bezeichnet. „Welch ein entsetzliches Ereigniß und was für einen Tag habe ich gestern verbracht!“ schreibt Pellenc an den Grafen von der Mark.[3] „In welchem Zustande muß die Königin sein! Die Versammlung hat sich ganz gegen die vollziehende Gewalt gewendet, kein Damm, kein Hinderniß steht ihr mehr entgegen! — Man sagt, der König benehme sich in seinem Innern, wie ein Mann, der sich zum Tode vorbereitet.“

Delessart fällt.

Der Saal erdröhnte vom Beifallstosen, als Vergniaud seine Rede schloß. Delessart hatte auf die Feuillans gerechnet, er sah zu spät, daß er sich im Glauben an ihre Stärke getäuscht habe. Pellenc schreibt: „Die Uebereinstimmung in der Versammlung war merkwürdig. Keiner hat für den Minister gesprochen. Die Köpfe waren auf der einen Seite so überspannt, auf der anderen so schwach, daß man, um nur über ein Amendement gehört zu werden, die Vorsicht gebrauchen mußte, zu sagen: „Ich spreche nicht für den

---

[1] Buchez et Roux, l. c. XIII, p. 396—99.
[2] Ibid., XIII, p. 398.
[3] Arenberg, Briefwechsel, Bd. III, S. 333.

Minister." Der Entschluß ist gefaßt. Die Versammlung glaubt sich selbst nur aus der Verlegenheit ziehen zu können, indem sie alle Schuld auf den Hof wirft — und die Leibwache des Königs ist noch nicht errichtet."

Jeder Unparteiische sieht ein, daß bei dem damaligen Zustande des Heeres und der Finanzen der Minister des Aeußern nicht polternd auftreten konnte, wie Brissot und Genossen vermeinten. Aber der Verstand oder der Charakter der Abgeordneten war so schwach, daß sie im Beschluß all die windigen Gründe Brissots für voll annahmen. Da heißt es, Delessart habe die Sicherheit der Nation in Gefahr gesetzt, er habe Depeschen verheimlicht, er habe verfassungswidrige Ansichten vorgebracht, er habe nach Wien übertriebene Nachrichten gesendet, er habe nicht mit dem gehörigen Nachdruck den Rücktritt vom Fürstenbund verlangt, er habe auf niederträchtige Weise um Frieden gebettelt, er habe Feigherzigkeit und Schwäche gezeigt. Die Verhaftung des Ministers, die Beschlagnahme seiner Papiere ward mit großer Mehrheit beschlossen [1]) und er am 17. nach Orleans abgeführt, um dort vom Nationalgerichtshof seine Strafe zu erhalten. Vergebens schrieb er noch an den Präsidenten der Nationalversammlung, daß diese gegen ihn den schrecklichsten Beschluß gefaßt habe, ohne ihn auch nur anzuhören, ohne irgend eine Erläuterung von ihm erhalten zu haben; daß sie, während es ihr so leicht war, sich von seiner Unschuld zu überzeugen, lieber ihn vor Frankreich und vor ganz Europa als einen des Verbrechens des Hochverraths Ueberwiesenen habe hinstellen wollen. — „Mein Gewissen gibt mir Stärke und darum fürchte ich den Urtheilsspruch nicht, dem ich mich jetzt unterwerfen werde. Ich werde beweisen, daß mein ganzes Betragen sich auf Achtung der Gesetze, Anhänglichkeit an die Verfassung und einen brennenden Eifer für das gemeine Beste gründete; ich will Lügen und Verläumdungen zu Schanden machen." — Eitle Hoffnung! Er sollte nicht mehr nach Paris zurückkehren. Das Verhör ist noch vorhanden, das er am 26. März in Orleans bestand und worin er nachweist, daß das Verfahren gegen ihn ganz wider den Geist und den Wortlaut der Verfassung sei.[2]) Denn außer fünf Fällen, welche nicht auf ihn paßten, habe der König das Recht, alle Unterhandlungen allein zu führen und uneingeschränkt, und brauche Niemanden Rechenschaft zu geben; der König habe in dieser Frage Alles gethan, was die Verfassung von ihm verlange, und daß er, der Minister, auf den Wunsch des Königs der Versammlung über die Verhandlungen mehr mitgetheilt habe, als diese zu fordern berechtigt war, bloß um zwischen ihr und der vollziehenden Gewalt das unentbehrliche Zutrauen zu erhalten. — Seine Vertheidigung ist so schlagend, daß jeder unparteiische Gerichtshof ihn freigesprochen hätte. Delessart aber blieb in Haft, bis in den Septembertagen Danton ihn nebst anderen Angeklagten nach Paris zu bringen befahl. In Versailles wurde der Zug überfallen und der Minister war einer der ersten, die erschlagen wurden.

Unschuld Delessarts.

Sein Verhör.

Delessart erlag dem Haß der Girondisten. Am Tage nach seiner Anklage erschien Maire Pétion an der Spitze der Municipalität vor den Schranken der Versammlung, „um das Opfer des Patriotismus und der Bewunderung darzubringen". — „Wenn die Atmosphäre mit bösartigen Dünsten angefüllt ist, dann reinigt sie sich durch die Gewalt des Blitzes. Was uns umgab, war Alles

Pétion.

---

[1]) Acte d'accusation contre Claude Delessart, ministre des affaires étrangères — in der Hist. parlem., XIII, p. 399—402.

[2]) Auch bei Girtanner, Historische Nachrichten 2c., VIII, S. 230—49 ist das Protocoll dieses Verhöres zu lesen.

verpestet. Nun hat ein wohlthätiger Schlag die Luft gereinigt. — Es ist also wahr, daß die Verantwortlichkeit der Minister kein leerer Schall mehr ist! Es ist also wahr, daß das Schwert der Gerechtigkeit alle Köpfe ohne Unterschied trifft!"

Bedrohung des Königs

Welche Köpfe soll dieses Schwert noch treffen? Im „Orateur du peuple" stand damals: „Was wird das Ende aller Verschwörungen sein? Wird das Volk siegen oder wird es nicht siegen? Wird Ludwig XVI. nebst seinem Weibe, seinen Ministern und allen vornehmen Verschwörern auf dem Grèveplatz hingerichtet werden oder nicht? Mir scheint es die am allgemeinsten angenommene Meinung, selbst in der Nationalversammlung, wo diese Kannibalen des Hochverrathes überwiesen worden sind, daß in vierzehn Tagen spätestens das Volk ihre Köpfe verlangen wird." [1])

Aber nicht bloß Delessart, sondern das ganze Ministerium sollte fallen, um den Girondisten Platz zu machen. Am nächsten Tage griff Guadet den Justizminister Duport-du-Tertre an und mit Mühe erlangte Becquet, daß der rechtschaffene Mann sich vertheidigen durfte. Am 13. März widerlegte dann der Justizminister schlagend alle gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen. Man mußte ihn freisprechen. Statt aber im Ministerium zu bleiben, bat er dann den König, ihn zu entlassen. Auch Cahier de Gerville, Minister des Innern, legte seine Stelle nieder und Tarbé, der Minister der Finanzen. Keiner mochte unter solchen Umständen länger Minister bleiben und jetzt mußte der König nach constitutionellem Brauch aus seinen Gegnern die Minister wählen und so entstand das Ministerium der Girondisten.

Geheime Triebfedern.

Der Sturz Delessarts wurde mit solcher Leidenschaftlichkeit betrieben, daß man sogleich fühlt, es sei zugleich eine Vergeltung dafür, daß Narbonne entlassen wurde, — und Narbonnes Entlassung war so unerwartet, daß noch andere Gründe dabei mitwirken mußten, als diejenigen, welche in der Nationalversammlung oder in den Parteiblättern damals zur Sprache kamen. So war es in der That. Ludwig XVI. war zur Ueberzeugung gekommen, Narbonne sei nicht sein Minister, sondern das Werkzeug einer Partei, im Nothfalle gegen ihn, und er habe wichtige Verhandlungen geführt, ohne ihm davon eine Anzeige zu machen, und Angebote an einen auswärtigen Fürsten gemacht, die wie Hochverrath klangen. Darum ergriff er den ersten Vorwand, der sich ihm bot, diesen Mann aus seinem Rathe zu entfernen.[2])

Narbonne.

Narbonne gefiel den Freunden der Revolution als ein General von altem Adel, der zu den neuen Grundsätzen übergegangen sei. Man glaubte sogar, und er widersprach dem nicht, er sei ein Kind von Ludwig XV. Er war ein Soldat von glänzender Schönheit und feinen Formen und gefiel den Frauen,

[1]) L'orateur du peuple, par Martel, Nr. 11. — Girtanner, l. c. VIII, S. 162.
[2]) Bertrand de Molleville, Mém. part., I, 4, 117. Hist. parl., XIII, 401.

insbesondere der Tochter Neckers, die als Gattin des schwedischen Gesandten, Baron de Staël, damals einen Salon in Paris hielt, und Alles durch ihren Geist bezauberte. Wie nahm sie Antheil an allen großen Fragen jener Zeit, wie gern hätte sie zur Entscheidung derselben beigetragen, aber sie war eine Frau und die Rednerbühne war ihrer von Geist sprühenden Beredsamkeit verschlossen! Sie wollte jetzt durch Andere wirken und Narbonne, in dem sie mit dem von Zuneigung umflorten Blick einen Helden und einen Staatsmann sah, sollte der sein, welcher von ihrem Rathe geleitet, von ihrem Einflusse gehoben, der Anarchie entgegentrete und eine ehrenhafte Freiheit rette, der Europa einschüchtere oder Frankreich mit dem Lorbeer neuer Siege schmücke und den König rette, indem er das Schwert Frankreichs führe; ihr Einfluß entschied, daß Delessart im October ihn dem König zum Kriegsminister vorschlug. „Ich kenne Narbonne besser als Sie“, entgegnete damals Ludwig XVI., „er taugt nicht zum Minister“; dennoch gab er mit seiner gewöhnlichen Schwäche dem Andringen nach und Narbonne bekam die wichtige Stellung. Madame de Staël. Ludwig XVI.

Man sah den Krieg mit dem Reiche kommen und suchte neue Verbindungen anzuknüpfen. Das ganze diplomatische Corps ward verändert, weil man den alten Gesandten mißtraute. Talleyrand wurde nach London geschickt, um dort die Regierung für Frankreich zu gewinnen. Ségur ward nach Berlin entsendet, um einen alten Bundesgenossen gut zu stimmen. Graf von der Mark meldet,[1]) daß man Ségur und Jarry eine ungeheure Freiheit in Beziehung auf Mittel der Bestechung für Berlin gewährt habe. Für den Fall eines großen Krieges suchte man einen kampfbewährten und sieggekrönten Feldherrn im alten Herzog von Braunschweig zu bekommen, dem man einen großen Einfluß auf die preußische Regierung zutraute. Talleyrand nach London. Angebot an Braunschweig.

In diesem Sinne schrieb Narbonne an den Fürsten im Namen der französischen Nation: „Monseigneur! Uebernehmen Sie das Commando der französischen Armee. Ich weiß nicht, was der Herzog von Braunschweig als regierender Fürst und Reichsstand darauf zu antworten haben mag: allein ich wende mich auch an den, der als Erbprinz den Kriegsruhm geliebt und diesen edlen Ehrgeiz schon oft befriedigt hat. Ich kann ihm sagen: Sie werden unter uns einen Ruhm erwerben, der Ihrer würdig ist. Sollte denn Dieses nicht hinreichen, ihn zu überreden? — Man wird Ihnen sagen, daß Sie eine zuchtlose Armee befehligen sollen. Ich antworte, daß politische Zwistigkeiten allerdings dieselbe veruneinigt haben, daß sie sich aber unter der Anführung eines Mannes wieder vereinigen wird, der seinem eigenen Genie Alles verdankt und dessen persönliches Interesse an der Sache der Gleichheit schon zum Voraus durch die Vorzüge, welche die Natur ihm gab, schadlos gehalten wird. — Man wird Ihnen sagen, daß Sie gegen die Sache der Könige kämpfen sollen — allein unseren Grundsätzen ist die monarchische Regierungsform heilig. Der Herzog von Braunschweig hat einige unserer Grundsätze in seinen Staaten schon durchgeführt; der größte General in Europa hat sein Land nicht mehr militärisch zu machen gesucht, als dessen Umfang verstattet; er hat in Allem ins Große gehandelt und selbst der Ruhm, welcher seinem Genie der angemessenste war, hat ihn nicht von dem Wege Schreiben Narbonnes.

---

[1]) Arenberg, Briefwechsel, Bd. III, S. 331.

für das Glück seines Volkes abgelenkt. — Auch hat die Zeit bereits angefangen, das Uebertriebene in unseren Grundsätzen sowohl, als das Gewaltthätige des Umsturzes zu mildern — doch Nichts könnte so wirksam sein, als die Gegenwart des Herzogs von Braunschweig. Indem er den Eid leisten würde, die Freiheit zu vertheidigen, würde er die Franzosen mit schwärmerischem Eifer erfüllen. Das Mißtrauen, welches uns ins Verderben gestürzt hat, würde ihn nicht treffen. Wer könnte an seinen Worten zweifeln? Bürgen Muth und Tapferkeit nicht am meisten für Treue? Vielleicht könnte die Geißel des Krieges von Frankreich abgewendet werden, bloß durch seinen Namen: aber auch selbst im Frieden würde ihm die Ehre zukommen, eine Macht geschaffen zu haben, indem er die Armee wieder herstellte. — Man sieht allerdings jetzt Frankreich wie vernichtet an — aber 24 Millionen Menschen, entfernte Besitzungen, Künste, Reichthum — all das ist noch vorhanden und erwartet nur den Schutz der Ordnung. Die Nation ist der Begeisterung fähig und Sie werden dieselbe entflammen. Ihre Gegenwart wird den Feinden die Hoffnung benehmen. — Man wird Ihnen sagen, daß die Verfassung, die Sie beschwören sollen, sehr fehlerhaft ist, aber sie ist dennoch eine große That des menschlichen Geistes — und man kann unter den Unruhen über ihre Kraft noch nicht urtheilen. Das Volk will sich unter ihren Trümmern begraben lassen."

In diesem Tone geht es fort. Der Herzog wird in seiner Liebe zum Ruhm den alten Römern verglichen, sein Entschluß werde schwer wiegen in der Wage Europas. Große Vortheile waren ihm daneben in Aussicht gestellt, ein Gehalt von drei Millionen, der Titel eines Generalissimus der französischen Heere, eine seinen Besitzungen und seinem Range gleichkommende Stellung in Frankreich. Der junge Custine sollte als Ueberbringer des Schreibens das Nähere besagen.

Ségur in Berlin. Ségur sollte Preußen für den Abfall vom Kaiser und den Bund mit Frankreich Vergrößerung in Aussicht stellen und die einflußreichen Personen am Hofe durch Gold gewinnen, so und so viel tausend Louisdor war für Den und Jenen, für Die und Jene bestimmt. Aber einige Stunden vor Segur traf die Warnung des preußischen Gesandten ein, der hinter das Geheimniß dieser Sendung gekommen war. Der König war entrüstet und theilte den Plan der Verführung Denen mit, welche bestochen werden sollten. Der Empfang Ségurs war demzufolge kalt wie Eis, er begegnete nur Gesichtern voll Mißtrauen und Verachtung. Der König redete ihn lange nicht an und fragte ihn dann, wie zum Hohn, nach dem Befinden des Erzbischofs von Mainz und des Prinzen von Condé. Die Königin sandte ihm keine Einladung und die Leute vom Hofe folgten ihrem Beispiel. Die Minister nahmen seine Erklärungen mit einem empörenden Hohn auf. Ségur fühlte, wie seine Sendung gescheitert sei; die Kränkung zog ihm ein Fieber zu und in Berlin sprach man davon, er habe Hand an sich gelegt, als der Gesandte im Fieber aus dem Bette fiel und sich blutig schlug. — Der König aber war entschlossener als je, gegen die Revolution zu Felde zu ziehen.[1])

Custine in Braunschweig. Ebenso mißlang die Sendung Custines nach Braunschweig. Er mußte vier Tage warten, ehe er Zutritt zum Herzog bekam. Dann erhielt er kalt höflichen und ablehnenden Empfang: der Werth, den ihm Frankreich beilege, mache ihn stolz, aber er sei ein deutscher Fürst und Preußen zur Treue verpflichtet. Da wagte der Unterhändler dem Herzog die Krone in Aussicht zu stellen, wenn sie in Folge von Ereignissen dem jetzigen Träger vom Haupte fallen würde. Es

---

[1]) Mémoires d'un homme d'état, I, p. 184—203.

war schmachvoller Verrath am König! Der Herzog schwieg. Der Unterhändler meinte, er sei geblendet, vielleicht gewonnen. Aber als Fürst sandte der Herzog die Antwort auf Narbonnes Schreiben an Ludwig XVI. selber und dieser erfuhr also, was man hinter seinem Rücken geplant hatte. Er harrte jetzt nur auf eine Gelegenheit, um Narbonne abzuschütteln.

So erzählen den Hergang die „Denkwürdigkeiten aus den Papieren eines hohen Staatsbeamten, über die geheimen Ursachen, welche eigentlich die Politik der Cabinete in den Kriegen der Revolution bestimmten." [1]) Gute französische Quellen erklären jedoch den Hergang viel einfacher.

Nach ihnen wollte Narbonne das Ministerium leiten und hielt sich zu großen Dingen berufen. Die Herzogin von Tourzel, die damals am Hofe als Erzieherin der Kinder des Königs lebte, erzählt in ihren Denkwürdigkeiten: „Berauscht von thörichten Hoffnungen und überzeugt von seiner Begabung, kam Narbonne eines Tages zur Königin und überreichte ihr eine Denkschrift, um ihr die Nothwendigkeit einer kriegerischen Haltung gegenüber den Drohungen des Auslands zu beweisen: Frankreich könne aus einem Kriege nur Nutzen ziehen, welcher die Stärke eines freien Volkes beweise; der König solle einen Vorstand des Ministeriums ernennen, welcher mit Anhänglichkeit an ihn militärische Bildung verbinde und die Gabe der Rede besitze, um die verirrten Geister wieder für die Monarchie zu gewinnen. „Er müßte die Geschicklichkeit besitzen, einen Krieg als zum Vortheil der Nation hinzustellen, welcher dem König wieder sein Ansehen und Frankreich die nöthige Ruhe und das Glück verschaffen sollte." — „Wo findet sich ein solcher Mann in Frankreich?" — entgegnete die Königin. Narbonne antwortete: „Nach der Ansicht meiner Freunde könnte man ihn in meiner Person finden — und an den König diese Bitte stellen." — „Sie treiben Spaß", erwiederte die Königin lachend, „wie mögen Sie nur einen solchen Vorschlag machen?" Dann wies sie ihm mit ernster Miene nach, daß die Verfassung einer solchen Forderung sich förmlich widersetze. „Diesen Vorgang habe ich aus dem Munde der Königin selber vernommen." [2]) —

Daß er sich über sie alle erheben wolle, davon waren die anderen Minister überzeugt. Seine Verbindungen mit Condorcet erschienen ihnen verdächtig; sie warfen ihm Mangel an Verschwiegenheit vor,[3]) und daß Angriffe auf das Ministerium in den Zeitungen und in der Nationalversammlung zu seinem Vortheile, das heißt von ihm eingegeben seien. — Zwist im Ministerium.

Narbonne vertheidigte sich im Ministerrathe unsicher. Der Marineminister Bertrand de Moleville, auf den Narbonne es namentlich abgesehen hatte, griff ihn hier jedoch so entschieden an, daß Narbonne erklärte, er könne neben Bertrand de Moleville nicht länger im Ministerium sein, entweder müsse dieser oder werde er selber austreten. Am anderen Tage erzählten die dem Hof feindseligen Blätter schon von diesem Zwist, worauf die anderen Minister alle dem König erklärten, daß sie nicht neben Narbonne im Ministerium bleiben würden.[4]) Bertrand.

[1]) Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état. Paris 1831. I, p. 184 ff.
[2]) Mém. de Mad. la Duchesse de Tourzel. Paris 1884. II, p. 30.
[3]) Vgl. oben S. 655.
[4]) Alle diese Vorgänge und Artikel sind in den Mémoires de Bertrand de Moleville. Paris 1823. I, p. 213—31 ausführlich mitgetheilt.

Der König, welcher namentlich in Bertrands de Moleville Ehrlichkeit und Verstand Zutrauen hatte, und also diesen zuerst aufgeben sollte, sagte entrüstet über Narbonne: [1]) „Dieser verteufelte Mann hat Alles in solche Verwirrung gebracht, daß ich mich nicht mehr auskenne!" — er betheuerte Bertrand, daß er ihn sonst mit aller Kraft gehalten hätte, daß er ihn aber bald wieder in seinen Ministerrath zu ziehen hoffe. Er war entschlossen Narbonne zu beseitigen. —

Narbonne und die Generale. Den Anlaß bot Narbonne bald selber. Er fühlte, daß der Boden unter ihm schwanke, und ergriff, um seine Stellung zu befestigen, ein Mittel, das ihn stürzte. Er entbot die drei Generale Rochambeau, Luckner und Lafayette nach Paris, unter dem Vorwande, sie sollten über die Stimmung des Heeres berichten, in der That aber sollten sie sein Ministerium retten. Er theilte ihnen seine Gefahr mit und erhielt Schreiben von ihnen, worin sie die Unruhe schilderten, die sein drohender Rücktritt veranlasse; er möge an seinem Posten bleiben aus Liebe zum Vaterlande, denn sonst wären sie selber nicht in der Lage, ihrer Verpflichtung zu entsprechen. Lafayette meinte, sein und der Andern Briefe sollten nur dem Könige vorgelegt werden, aber Narbonne gab sie in seiner Eitelkeit in die Zeitung mit seiner Antwort darauf: er sei stolz auf solche Stimmen; allerdings habe er sich zurückziehen wollen, weil er mit einem Collegen, dessen persönlichen Charakter er zwar hochachte, dessen Betragen als Minister aber nicht billige, nicht einverstanden sei; [2]) aber da sie, die besten Stützen der Freiheit, seine Bemühungen für so nützlich hielten und mit ihm theilen wollten, so gedenke er zu bleiben, wenigstens so lange ein Krieg drohe, auf den man sich kräftig vorbereiten müsse oder dem man nur mit Ehren ausweichen könne; er, Narbonne, werde daher noch einige Zeit fortfahren, dem wahren Interesse des Königs gegen alle Hindernisse muthvoll zu dienen.

Ihr Schreiben.

Seine Antwort.

Ludwig XIV. Wer hatte aber das Recht, über das Bleiben eines Ministers zu entscheiden? — Dieser oder jener General oder endlich der König selber? Letzterer, empört über die Rolle, die ihn seine Generale und sein Minister spielen ließen, berief jene vor sich und machte ihnen Vorwürfe. Rochambeau entschuldigte sich, dieser Minister sei ihm bequem. Lafayettes Eitelkeit war verletzt, man werde bald sehen, ob er oder der König die Majorität im Lande hätten. Also wäre die Stellung des Königs rein von der Zahl der Stimmen abhängig! — so meinte dieser flache Kopf. Am 8. März appellirte Narbonne in der Legislative an die Ansicht „der ausgezeichnetsten Mitglieder dieser Versammlung" und wurde zur Ordnung gerufen, „weil alle Mitglieder gleich ausgezeichnet seien", und mußte zugestehen, „alle seien gleich ausgezeichnet durch ihre Vaterlandsliebe und die Reinheit ihrer Absichten", er habe sich versprochen und nur gemeint „die durch Kenntnisse an Ort und Stelle und durch das Zutrauen, das sie genießen, einflußreichsten Mitglieder". Aber auch an diesem Ausdrucke ward noch herumgezerrt und im Ganzen erlitt er eine Niederlage. Am andern Morgen erhielt Narbonne die trockene Anzeige vom König: „Ich benachrichtige Sie, daß ich soeben Herrn de Grave zum Kriegsminister ernannt habe, dem Sie Ihr Portefeuille zu übergeben haben." Um die öffentliche Meinung zu beruhigen, wurde angezeigt, Bertrand de Moleville ziehe sich zu gleicher Zeit zurück. —

Lafayette

Die Legislative.

Narbonne entlassen.

So fiel Narbonne 10. März, nachdem er drei Monate und drei Tage Minister gewesen, und ging zur Armee im Norden. Seine Freundin, Madame

---

[1]) Ce diable d'homme a tellement tout brouillé qu'on n'y connait plus rien.
[2]) Nämlich Bertrand de Moleville. I, p. 262—81.

de Staël, widmet ihm einen warmen Nachruf: „Er beschäftigte sich in wahrem Eifer mit allen nöthigen Vorbereitungen zur Vertheidigung des Vaterlandes. Er war ein vornehmer Herr, ein Mann von Geist, ein Hofmann und ein Denker, doch leitete nur die Ehre als Soldat und tapferer Mann seine Seele. Sich den Fremden wie immer entgegenzustellen, kam ihm stets als erste Pflicht eines Bürgers und eines Edelmannes vor. Seine Genossen verbanden sich gegen ihn und stürzten ihn — sie ergriffen den Augenblick, wo seine Beliebtheit in der Versammlung sank, um sich eines Mannes zu entledigen, der seine Stellung als Minister so gewissenhaft als je bekleidete. Die Versammlung mochte einen Adel des Talentes eben so wenig als einen Geburtsadel." [1]) — Der Staël war es ernst mit ihrer Neigung. Staël.

Auf den Monat August hat später der König Narbonne berufen und dieser war nicht bloß Zeuge vom Sturze des Königs, sondern er wurde selber in Anklagestand versetzt und wäre sicher ein Opfer der Septembertage geworden, hätte er sich nicht in das Haus des schwedischen Gesandten geflüchtet. Hier suchten ihn auch die Häscher, fanden aber sein Versteck nicht. Die Unerschrockenheit seiner Freundin, die bald scherzte, obschon ihr Herz zitterte, bald drohte wegen Verletzung des Gesandtschaftshôtels, hat Narbonne gerettet. Er floh in der Nacht unter Verkleidung nach der Schweiz und lernte dann in Deutschland seine Literatur kennen. „In der Fremde", meinte der Flüchtling, „ist Viel zu lernen, aber Nichts zu thun, denn man darf nur in seinem Vaterlande Dienste leisten." — Von seiner Haltung als Minister sagte Narbonne selber: „Man kann mit freudigem Herzen für eine Sache sterben, dann muß man aber die Beistimmung Derer haben, welchen man sein Leben weiht; — er hätte den König nicht den 10. August, nicht einmal den 20. Juni abwarten lassen, sondern würde, gerüstet mit einem Titel und Rest von Macht, für Ludwig XVI. einen Zufluchtsort, wenn auch nicht im Auslande, wohl aber an der Grenze gefunden haben." — Narbonne flüchtig.

Dumouriez, Minister des Aeußeren.

Bertrand de Moleville bemerkt: „Der König sah sich in der traurigen Nothwendigkeit, ein neues Ministerium zu bilden in einem Augenblick, wo es ihm unmöglich war, einen einzigen Menschen in dasselbe zu berufen, auf dessen Hingebung er sich vollkommen verlassen konnte, und er schien von den Gefahren seiner Lage mehr ergriffen und unruhiger als je: statt der Verachtung und Gleichgiltigkeit, mit welcher er bisher die Unannehmlichkeiten und Beschimpfungen ertragen, welche er so oft durch die Keckheit der Versammlung und die Beschimpfungen der Jakobiner erlitt, waren jetzt Bestürzung und Entmuthigung in seinem Antlitz ausgeprägt, in dem traurigen Ministerrath am 9. März, dem ich noch beiwohnte und den ich mit zerrissenem Herzen verließ." — De Grave trat an die Stelle Narbonnes, Lacoste, 17. März, an die Stelle Bertrands, Roland de Platière, 24. März, an die Stelle Cahier de Gervilles, Clavière an die Stelle Tarbés am 24. März, Duranton 8. Mai an die Stelle Duport-du-Tertres für Justiz, Servan trat 8. Mai an die Stelle Degraves für den Krieg. — Schmerz des Königs. Neue Minister.

[1]) Staël, Considérations, II, p. 39.

Dumouriez besucht die Jakobiner. Minister, 15. März, an der Stelle Delessarts wurde Dumouriez und das Erste, was der neue Minister that, war, daß er am 18. März in den Jakobinerclub eilte und mit der rothen Mütze auf dem Kopfe die Rednerbühne betrat.[1])

Rede. „Brüder und Freunde!" hob er an, „alle Augenblicke meines Lebens werden jetzt geweiht sein dem Willen der Nation und der Wahl des gesetzmäßigen Königs. Ich werde in die Unterhandlungen mit dem Ausland alle Kraft eines freien Volkes legen und diese Unterhandlungen sollen in kurzer Zeit einen dauernden Frieden oder einen entscheidenden Krieg zur Folge haben. Im zweiten Falle will ich meine Feder wegwerfen und meine Stellung im Heere einnehmen, um zu siegen oder frei zu sterben mit meinen Brüdern! Ich habe eine große und schwere Last zu tragen, Brüder, ich bedarf Eures Rathes, Ihr werdet mir ihn durch Eure Tagblätter zukommen lassen. Ich bitte Euch, mir die Wahrheit zu sagen, die härtesten Wahrheiten, aber weist die Verläumdung von Euch und stoßt nicht einen Mann von Euch, den Ihr immer als einen von Eifer beseelten Bürger gekannt habt."

Antwort. Freudiger Beifall erscholl. „Die Freiheit", antwortete ihm der Vorsitzende, „hat ihre Strahlen jetzt auch in Gebiete geworfen, wo bisher nur unheilvolle Ränke gesponnen wurden. Die Nation schmeichelt sich, daß die Zeiten der Demüthigungen vorüber sind, indem sie an der Spitze des Aeußern einen freien Mann sieht im Augenblick, da Frankreich der getäuschten Welt die Erhabenheit unserer Verfassung zeigen soll. Das Volk rechnet auf einen so begabten Bruder, so voll Bürgersinn wie Sie, und die Gesellschaft fühlt sich glücklich, Sie in ihrer Mitte zu sehen, und wird immer stolz darauf sein, Sie unter Ihre Mitglieder zu zählen."

Dumouriez schien also die Herzen im Sturme zu erobern. Aber so leicht ließen sich die Männer vom Berge den Erfolg eines Girondisten nicht gefallen. Schon Legendre wollte sich gegen den Druck beider Reden verwahren.

Collot d'Herbois. Collot d'Herbois aber meinte, der Vorsitzende hätte nicht Noth gehabt zu einer feierlichen Antwort: entweder sei Dumouriez Mitglied oder Fremder; als Mitglied durfte er nicht anders reden; jedem Fremden, der von Vaterlandsliebe spricht, kann man nicht antworten. „Kam er als Minister, so brauchte man nicht zu sagen, daß die Gesellschaft sich seine Anwesenheit zur Ehre rechnet. Dumouriez hat nur gesagt und gehandelt, wie jedes Mitglied muß, er hat sich nur auf die Höhe Eurer Ansichten erhoben. Darauf war nur Eine Antwort zu geben und die müßte er sich selber sagen: Ich werde handeln so, wie ich gesprochen habe. — Was mich anbelangt, so hoffe ich dies."[2])

Robespierre. Dumouriez erhob seine Hand wie zum Schwur. Auch Robespierre warnte vor allzuschnellem Vertrauen. Er glaube nicht, daß ein Minister unmöglich ein Patriot sein könne, und begrüße das Auftreten Dumouriez' mit Freuden; aber er wolle ihn erst loben, wenn er die erregten Hoffnungen erfüllt und die Feinde und Verschworenen geschlagen haben werde. Die Liebe zur Freiheit, die Achtung vor den Rechten des Volkes sei allein groß, vor ihr verschwinden alle ministeriellen Spielereien. Der öffentliche Geist dürfe nicht wegen dem Kommen eines Ministers verfallen. „Die Minister sollen nur kommen, um ihre Bemühungen mit denen aller guten Bürger zu vereinigen; sie mögen nur hier Rath suchen und

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. XIII, p. 403.
[2]) Ibid., XIII, p. 405—406.

finden und ins Leben umsetzen und die Liebe der Nation verdienen, nur unter diesen Bedingungen kann ihre Gegenwart hier von Nutzen sein; wenn die Minister Rath brauchen, so verspreche ich ihnen schon einen zu ertheilen, welcher ihnen und der Nation von Nutzen ist. So lange Dumouriez dem Vaterlande glänzende Dienste leistet und damit beweist, daß er der Bruder von guten Bürgern und der eifrige Vertheidiger des Volkes ist, so wird er bei uns nur Unterstützung finden. Ich fürchte nicht die Gegenwart eines Ministers für diese Gesellschaft, aber ich erkläre, sobald ein solcher Beamter hier mehr Einfluß erringen sollte, als jeder andere gute Bürger, welcher sich immer durch seine Liebe zum Vaterlande ausgezeichnet hat, so würde er der Gesellschaft schaden, und ich schwöre im Namen der Freiheit, das darf nicht sein! Diese Gesellschaft soll immer der Schrecken der Tyrannen und die Stütze der Freiheit bleiben."

Das war ein Schlag, den Dumouriez schlau damit abwehrte, daß er sich wie von Rührung ergriffen in Robespierres Arme warf, worüber die ganze Gesellschaft in Jubel ausbrach. Real beantragte noch, man solle Dumouriez' Rede drucken und, wenn er seine Pflicht nicht erfülle, ihn durch Zusendung eines Exemplares derselben an sein Versprechen erinnern. Gar oft habe er nämlich gesehen, daß die Minister viel versprechen und wenig halten. Umarmung. Real.

So suchte sich Dumouriez mit den Jakobinern gut zu stellen, die er in seinen Denkwürdigkeiten für eine gefährliche Gesellschaft erklärt, die man ersticken oder einschläfern müsse. In eifriger Weise suchte er sich das Vertrauen des Königs und der Königin zu erwerben. Zum Intendanten der Civilliste hatte er immer gesagt: [1]) „Wenn ich König wäre, würde ich mich zum Jakobiner machen und allen Parteien dadurch das Spiel verderben." Zum König sagte er, als ihm dieser das Ministerium des Aeußern übertrug: „Sire, Sie sind also zurückgekommen von den Befürchtungen, die man gegen mich erregt hat?" — „Ja, vollständig." — „Wohlan, Sire, so weihe ich mich ganz Ihrem Dienste. Aber die Stelle eines Ministers ist nicht mehr dieselbe wie sonst: ohne aufzuhören der eifrige Diener des Königs zu sein, bin ich der Mann der Nation." [2]) Gunst beim König.

„Ich werde immer", fuhr er fort, „in der Sprache der Freiheit und der Verfassung mit Ihnen reden. Umschlossen von meiner Verpflichtung, werde ich Ihnen nicht den Hof machen und, um Ihnen bessere Dienste zu leisten, mich über die bisherigen Hofformen hinaussetzen. Ich werde nur mit Ihnen oder im Ministerrathe arbeiten. Fast Ihr ganzes diplomatisches Corps ist offen gegen die Revolution. Man wird in mich dringen, Ihnen die Aenderung desselben vorzulegen. Ich werde Ihrer Vorneigung bei der Wahl entgegen sein und Ihnen Leute vorschlagen, die Sie gar nicht kennen, und andere, welche Ihnen mißfallen werden. Wenn Ihre Abneigung gegen dieselben zu stark und begründet ist, so werde ich gehorchen, da Sie der Herr sind; aber wenn Ihre Wahl Ihnen von Ihrer Umgebung eingeflüstert ist, so werde ich, im Falle Sie sich dadurch bloßstellen würden, bitten, mich machen zu lassen oder mir einen Nachfolger zu geben. Denken Sie an die entsetzlichen Gefahren, welche Ihren Thron von allen Seiten

[1]) Dumouriez, Mémoires, II, p. 138—41.
[2]) Ibid., II, p. 141—42.

bedrohen. Man muß ihm Halt geben durch das öffentliche Vertrauen; hier ist eine Eroberung zu machen und diese hängt von Ihnen ab. Ich habe diesen Morgen den Plan zu vier wichtigen Depeschen entworfen und werde sie in die erste Sitzung bringen; sie gleichen denen meiner Vorgänger in Nichts, was Grundsätze und was Stil anlangt, weil sie den Umständen entsprechen müssen; wenn meine Arbeit Ihnen genehm ist, so werde ich derart fortfahren; wenn nicht, so sind meine Pferde immer bereit, um dem Vaterlande und Ihnen beim Heere zu dienen, dort ist eigentlich mein Lebenselement und der Gegenstand meiner größten Arbeiten seit sechsunddreißig Jahren." — Erstaunt über diese Redeweise, sagte der König voll Güte zu ihm: „Ich habe Ihren Freimuth gern; ich weiß, Sie sind mir anhänglich; ich will die Verfassung; ich hoffe, ich werde mit Ihrer Arbeit zufrieden sein." Dumouriez arbeitete viel und eifrig mit dem König und gewann in kurzer Zeit sein Zutrauen.

Der König.

Die Königin.

Auch der Königin wußte er eine gewisse Achtung abzudringen. Die erste längere Zusammenkunft mit Marie Antoinette schildert er also: „Er traf die Königin allein, wie sie mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab ging, in einer Aufregung, die auf einen lebhaften inneren Kampf schließen ließ; er hielt sich schweigend in der Ecke des Kamins, schmerzlich ergriffen vom Loos dieser Fürstin und den bitteren Stimmungen, die sie durchmachte.[1]) Endlich trat sie voll Majestät, aber mit Zorn in der Miene, vor ihn: „Mein Herr, Sie sind im Augenblick allmächtig, aber nur durch die Gunst des Volkes, welches seine Götzen schnell zerbricht. Ihre Existenz hängt von Ihrem Benehmen ab. Man sagt, Sie seien sehr begabt. Sie können also selber das Urtheil fällen, daß weder der König noch ich die vielen Neuerungen, noch diese Verfassung aushalten mögen. Ich erkläre Ihnen das frei heraus, fassen Sie demnach Ihren Entschluß" — „Madame", entgegnete Dumouriez, „ich bin trostlos über diese Mittheilung; ich werde Sie nicht verrathen, aber ich stehe zwischen dem König und der Nation und ich gehöre dem Vaterlande an. Lassen Sie mich Ihnen nahelegen, daß das Heil des Königs, Ihr Heil und das Ihrer hohen Kinder und die Wiederherstellung der königlichen Macht von der Verfassung abhängt. Ich würde Ihnen und dem Könige schlecht dienen, wenn ich anders redete. Sie sind beide von Feinden umgeben, welche Sie ihrem eigenen Vortheile opfern. Erstarkt einmal die Verfassung, so wird sie, weit entfernt das Unglück des Königs zu sein, vielmehr sein Glück und seinen Ruhm ausmachen; er muß also dazu helfen, daß sie schnell und fest Bestand gewinne." — „Das wird von keiner Dauer sein, — nehmen Sie sich in Acht!" betheuerte hoch und stolz die Königin. — Mit bescheidener Festigkeit antwortete Dumouriez: „Madame, ich bin über fünfzig Jahre alt, ich habe viele Gefahren bestanden, und als ich das Ministerium übernahm, erwog ich wohl, daß die Verantwortlichkeit keineswegs die größte Gefahr für mich ist." — Da stieß die Königin schmerzbewegt die Worte aus: „Das fehlte noch zu den Verläumdungen und Beschimpfungen! Sie glauben, wie es scheint, ich sei fähig, Sie meuchlings aus dem Wege räumen zu lassen!" Thränen standen in ihren Augen. Ergriffen wie die Königin, entgegnete Dumouriez: „Gott schütze mich davor, Sie so grausam zu beleidigen! Der Charakter Eurer Majestät ist groß und edel. Sie haben Beweise des Heldenmuthes gegeben, die mich für immer an Sie gefesselt haben." — Gleich darauf war sie wieder ruhig, näherte sich ihm und stützte ihre

---

[1]) Dumouriez, Mém., II, p. 163—65. — Aehnlich schildert auch Ferrières, Mémoires, III, p. 57 diese Audienz.

Hand auf seinen Arm. Er fuhr fort: „Glauben Sie mir, ich habe keinen Grund, Sie zu betrügen: ich verabscheue eben so sehr als Sie die Anarchie und die Verbrechen. Glauben Sie mir, ich habe Erfahrung; aber ich bin besser als Sie in der Lage, die Ereignisse zu beurtheilen. Es ist das keine Volksbewegung für einen Augenblick, es ist der einmüthige Aufstand einer großen Nation gegen veraltete Mißbräuche. Große Parteien schüren diesen Brand und bei allen gibt es Verbrecher und Narren. Ich fasse bei der Revolution nur den König und die ganze Nation ins Auge: Alles, was sie zu treffen sucht, zielt nur auf ihren beiderseitigen Untergang ab; ich arbeite, so sehr ich kann, dahin sie wieder zu vereinigen, und Ihre Sache ist es, mich zu unterstützen. Bin ich ein Hinderniß für Ihre Pläne, bestehen Sie darauf, so überreiche ich auf der Stelle dem Könige mein Abschiedsgesuch und ich will dann irgend wo im Dunkel das Loos meines Vaterlandes und Ihr Loos beweinen."

Diese Offenheit gewann dem Soldaten das Herz der Königin. Sie sprachen über die verschiedenen Parteien und er nannte ihr die Fehler und Verbrechen von allen. Er bewies ihr, daß der Verrath in ihrem Palast sie umgebe, er führte Aeußerungen aus ihren vertrautesten Gesprächen an. Zuletzt schien sie von seiner Ansicht überzeugt; erst als er ihr die Uhr zeigte und daß die Stunde zur Sitzung schon geschlagen habe, entließ sie ihn heiter und freundlich.[1])

Eines Tages sagte sie vor dem König zu Dumouriez: „Ich bin ganz trostlos. Ich darf nicht an das Fenster nach der Gartenseite hingehen. Gestern Abends trat ich hinzu, um Luft zu schöpfen. Ein Kanonier von der Garde rief mir die ärgsten Schimpfworte zu und sagte zum Schluß: „Wie gerne sähe ich Deinen Kopf auf der Spitze meines Bajonnettes!" In diesem abscheulichen Garten sieht man da einen Menschen, der auf einen Stuhl steigt und dann laut entsetzliche Dinge gegen uns vorliest, dort einen Officier oder Abbé, den man zu einem Teich schleppt und mit Schlägen und Schimpfworten überhäuft. Indeß spielen Andere Ball oder gehen ganz ruhig spazieren. Was ist das für ein Leben! Welch ein Volk!" — Dumouriez war verblüfft, er stieß einen Seufzer aus, aber er kam deßungeachtet immer auf den Rath zurück, sich möglichst an die Nationalversammlung anzuschließen, weil jedes andere Hilfsmittel erfolglos sei, denn er hielt jede Gegenrevolution für unmöglich.[2]) — Beschimpfung der Königin.

So war die Lage. Fassen wir jetzt den Minister ins Auge, der sie klären sollte.

Dumouriez war der begabteste unter den neuen Ministern, der biegsamste, der stärkste, der gelehrteste und der am meisten Weltblick besaß, Diplomat und Soldat, Mann der Rede und des Schwertes: wenn es irgend Einem gegeben gewesen wäre, den schwankenden Thron zu befestigen, so hätte er die Kraft dazu besessen und den Willen zugleich, denn er achtete und liebte den König. Durch gründliche Studien wie durch ein bewegtes Leben gebildet, trat er plötzlich auf die Bühne der Revolution, um die Welt durch den Glanz seiner Begabung zu blenden und durch das Herbe seines Schicksals an seinen Namen zu fesseln. Charakter

[1]) Dumouriez, l. c. II, p. 163.
[2]) Ibid., II, p. 166—68.

Denkwürdigkeiten.

Dieser Mann hat 1794 sein Leben in einem immerdar merkwürdigen Buche beschrieben.[1]) „Nicht aus Eitelkeit“ — er spricht nach Art der Alten, aus denen er immer Nahrung suchte — „hat General Dumouriez seine Denkwürdigkeiten begonnen; es ist eine Gabe, die er seinen Verwandten, seinen Freunden und Anhängern schuldet; es ist ein Schild, den er seinen Feinden und Verfolgern entgegenhält, vielleicht eine Lehre, welche er seinen Zeitgenossen und den folgenden Jahrhunderten hinterläßt. In dem farbenreichen Bild eines thatenvollen Lebens tilgt er keinen Zug aus, der ihn erröthen machen könnte. Er ist ein Mensch und hat oft gefehlt, er wirft sich selber seine Verirrungen vor, aber er hat sich kein Verbrechen vorzuwerfen; er hat sich niemals einem Laster hingegeben, er hat nie seine Grundsätze gewechselt, und seine Verirrungen hingen mit zu weit gehenden Ansichten zusammen, aus Liebe zum Bessern, welches oft dem Guten schadet. Ohne sich mit einem großen Manne wie Phokion zu vergleichen, verspürt er wie jener, daß das Schicksal, welches gegen Wohlmeinende kämpft, ihnen bisweilen Klagen, Vorwürfe und Verläumdungen zuzieht, statt Ehren und Belohnungen, welche sie für ihre großen Arbeiten verdienen, und das Vertrauen mindert, welches man ihnen für ihre Tüchtigkeit schuldig ist. Wie Jener, ist er wenig empfindlich für das Wohlergehen und kalt geblieben im Unglück; er setzt allen Wechseln des Lebens seinen Charakter und seine Philosophie entgegen. Voll Ekel gegen eine träumerische Freiheit, die nur zu Uebertreibungen und Verbrechen führen kann, glaubt er, daß alle Regierungsformen, mit Ausnahme der übertriebenen Demokratie, das Glück eines Volkes begründen können, daß nur ein rechtschaffener Mann vollkommen frei ist, daß die Schlechten insgesammt nur Sclaven sind. Die Verbrechen und die Anarchie, welche sein unglückliches Vaterland verwüsten, haben ihn schmerzlich von dieser Wahrheit überzeugt; er findet darin den Beweis für eine große Wahrheit in Plutarch, daß die Tugend nur in der rechten Mitte zwischen zwei Extremen besteht. Gerade so verhält es sich mit dem Glück, namentlich mit dem öffentlichen. Ein Volk, welches seine Freiheit mißbraucht, ist ein wildes Ungeheuer, dessen Launen und Wüthen es früh oder spät in schwere Fesseln schlagen; er sieht voraus, daß sein armes Vaterland in noch größeres Unglück sich fügen muß, und der Anblick desselben wird das Unglück des Restes seines Lebens ausmachen.“ [2])

So sagte Dumouriez 1794 richtig die Zukunft Frankreichs voraus. Er hat sein Weltverständniß durch stete Bewegung in der großen Welt gewonnen. Man

Jugend.

muß seine Jugend kennen, um den Mann zu verstehen. Heben wir aus seinen Geständnissen hervor, wie er in der Welt herumgeworfen wurde und welch harte Lehrjahre er durchmachte, ehe er Meister wurde! Karl Franz Dumouriez, ge-

---

[1]) La vie et les mémoires du Général Dumouriez. Avec des notes et des éclaircissements historiques par Berville et Barrière. III voll. Paris 1822.

[2]) Dumouriez, Mémoires, I. p. 3—4.

boren 25. Jänner 1739 in Cambrai, stammt aus einer alten Parlamentsraths-familie der Provence, die eigentlich Duperier hieß, von der aber ein Zweig, seit der Urgroßvater des Generals eine Anna von Mouriès heirathete, sich de Mouriès nannte, aus dem nach und nach Dumouriez wurde.[1]) Das Feuer und die Beweglichkeit des Südens spiegelt sich im Leben unseres Helden. Als der Knabe im neunten Jahre mit der Leiche seiner Mutter ging, stürzte er sich, von Schmerz erschüttert, in ihr Grab, ein Geistlicher zog ihn heraus und widmete ihm dann viele Sorgfalt und Liebe. Der Vater war Kriegscommissär und ein Gelehrter, er brachte ihm Latein, Griechisch, Englisch, Italienisch, Spanisch bei und hielt ihm einen Lehrer für die deutsche Sprache. Eine Frau von Schomberg gab ihm Unterricht in der Musik. Der Vater malte, trieb Musik, übersetzte italienische, spanische, englische Dichtungen in gelungenen Versen, seinem Sohne suchte er eine vielseitige Bildung zu verschaffen und hielt ihn an, über Alles nachzudenken und sich ein richtiges Urtheil zu bilden. Sein Gymnasium machte Dumouriez im College Louis-le-grand in Paris durch, seine Lehrer waren Jesuiten, und die Geschichte der Bekehrung der Indianer wirkte so auf seine Phantasie, daß er eines Tages dem Vater kurzweg seinen Entschluß erklärte, auch Jesuit zu werden. Der Vater mochte nicht widersprechen, spielte ihm aber die Schriften von Bayle und Voltaire in die Hand und der junge Dumouriez, der diese negativen Bücher verschlang, verlor die Lust, Missionär zu werden; aber noch in seinen späten Jahren gesteht er: „Die Jesuiten hatten die große Gabe, die Seelen ihrer Schüler höher zu stimmen und ihnen Muth und Opferwilligkeit einzuflößen.“ [2])

Bildung.

Will Jesuit werden,

Der Vater hätte gern seinen Sohn als Advocaten oder Notar gesehen — in diesem aber regte sich bald die Kriegslust. Er war 18 Jahre alt, als der siebenjährige Krieg ausbrach, und der Vater mußte mit dem Heere des Prinzen Soubise nach Hannover ziehen und nahm den Sohn mit.

wird Soldat,

Ein höherer Officier, Montazet, wurde auf den gebildeten, von Geist und Muth sprühenden Jüngling aufmerksam, zog ihn in seine Nähe, erzählte ihm viel von den Feldzügen des Marschalls von Sachsen und brachte ihm Abneigung bei gegen den Stand eines Federfuchsers,[3]) und bald hatte Dumouriez Gelegenheit, durch Muth und Umsicht sich auszuzeichnen und kennen zu lernen, was zur Verpflegung einer Armee gehöre, wie man sie führe, wie man kämpfen müsse. Schon 1757 finden wir ihn in einem Reiterregiment als Lieutenant, dem Vater verheißt er für die Zustimmung zu seiner Standeswahl: „Sie machen mich glücklich. Da ich aber spät zur Armee komme, so schwöre ich Ihnen: binnen vier Jahren bin ich todt oder Ludwigsritter!“ Und er hielt Wort. 1760, in einem Rückzugsgefecht gegen Ferdinand von Braunschweig entreißt er einem fliehenden Kameraden die Fahne, sammelt 200 Reiter von verschiedenen Regimentern um sich, rettet fünf Kanonen, deckt den Rückzug einer Schweizerbrigade, bekommt aber dabei zwei Wunden und wird durch eine Belohnung ausgezeichnet. Bald darauf, wieder in einem Rückzugsgefecht in der Nähe von Wesel, bewährt er sich muthig, während seine Kameraden fliehen, gegen mehrere feindliche Reiter, macht zwei kampfunfähig, stürzt aber mit seinem verwundeten Pferd, unter welchem er den linken Fuß nicht hervorzuziehen vermag, und leistet auch in dieser Lage

zeichnet sich aus.

[1]) Dumouriez, l. c. I, p. 5.
[2]) Ibid., I, p. 8—9.
[3]) Il l'exhorta à quitter son état plumitif pour servir comme militaire.

noch Widerstand, erhält sechs schwere und dreizehn leichte Wunden und einen Schuß aus der Nähe ins Gesicht, als Behr, der Adjutant des Prinzen von Braunschweig, ihn rettet und zum Verbandplatz tragen läßt. (Braunschweig.) Braunschweig ahnte nicht, daß der junge Officier ihm 32 Jahre später in dem Argonnerwald als siegender General gegenüberstehen würde;[1] er ließ ihm die sorgfältigste Pflege angedeihen und sandte ihn mit einem Schreiben voll hohen Lobes über seinen Heldenmuth an den französischen Feldherrn. „Uebrigens", schreibt Dumouriez, „wenn er es auch geahnt hätte, er hätte doch ebenso gehandelt, denn der Heldenmuth ist eine der wesentlichen Eigenschaften großer Krieger und er glänzte insbesondere bei diesem Fürsten, welcher in der französischen Armee ebenso beliebt war, als in der feindlichen, deren Achilles er war." Ein Buch, das er in der Tasche trug, hatte ihn vor dem Tode gerettet; es war zur Hälfte von der Kugel durchbohrt, die darin stack. Die Bibel, Horaz, Cäsar, Montecuculi hatte der junge Officier immer in seinem Gepäck; er las, wenn er nicht zu Pferde saß, und hielt sich fern vom Spiel und den Ausschweifungen, zu denen der Müßiggang verleitet. Insbesondere steigerte er den Schwung seiner Seele an den Helden Plutarchs. Beide Arme in der Binde trat Dumouriez, der zum Ludwigsritter vorgeschlagen war, vor den Minister. „Zwei Belohnungen", sagte Choiseul, „sind zu viel: wählen Sie eine, (Hauptmann.) den Orden oder eine Compagnie." — „Geben Sie mir die Compagnie, den Orden werden Sie mir gewiß nach dem nächsten Feldzug geben müssen" — antwortete der junge Officier. — Er verdient und erhält in der That diese Auszeichnung und (Fischer.) hat nebenbei von einem höheren Officier, Fischer, einem Mann von außerordentlichem Talent und hohen Ansichten, die Theorie des großen Krieges kennen gelernt. Dumouriez hat diesem Lehrer, der beim damaligen Treiben in der Armee nur Zurücksetzung und vor Kummer einen frühen Tod fand, in seinen Denkwürdigkeiten ein schönes Denkmal gesetzt.

Den Winter brachte Dumouriez in der Garnison Saint-Lo zu. In der Nähe wohnte die Schwester seines Vaters, zu deren jüngerer Tochter der junge Officier (Erste Liebe.) eine glühende Zuneigung faßte, die treu erwiedert wurde. Aber der Vater, der wegen eines Erbschaftsstreites die Schwester unversöhnlich haßte, machte ihr Vorwürfe, daß sie die Neigung begünstige, und erklärte entschieden, daß er nie zu dieser Heirath seine Zustimmung geben werde. Die Liebenden schworen sich ewige Treue, das Mädchen ging einstweilen in ein Kloster. Dumouriez kannte den unbeugsamen Sinn des Vaters, er machte sich Vorwürfe, daß er seiner Geliebten jede Aussicht verschlossen; er mochte nicht mehr in das väterliche Haus zurückkehren. Ein Marsch entlang des Meeres und das Donnern der Wogen an den Strand steigerte seine Schwermuth.[2] In Dieppe schrieb er seinem Vater, wie er das Opfer des Hasses sei und nicht länger leben möge, und verschlang in der Verzweiflung Opium, so viel, als nöthig war, um das Ende seines Lebens her- (Selbstmord.) beizuführen. Aber jetzt kam die Reue, ein Selbstmord sei eine feige That, kam der Gedanke, welchen Schmerz er, undankbar, dem größten Wohlthäter, welchen Jammer er der Geliebten bereite, und, rasch entschlossen, verschlang Dumouriez das Oel in seiner Lampe. Er ward gerettet. Der Vater, welcher seinen Brief erhalten, verzieh ihm zwar, aber das innige Verhältniß zwischen beiden war für immer dahin.

Der Friede wurde geschlossen. Dumouriez hatte sein Ludwigskreuz, sein

---

[1] Dumouriez, Mémoires, I, p. 9—11, 18—29.
[2] Ibid., I, p. 34—40.

Patent als Hauptmann mit einer Pension von 600 Livres, welche aber nie ausbezahlt wurden, und 26 Narben. Er war 24 Jahre alt und suchte eine Stellung, Beschäftigung für seinen Thatendrang und Mittel, um sein Eheversprechen zu erfüllen. Da ward er in Paris mit einem Schriftsteller, Favier, bekannt, der die Geheimnisse aller Cabinete kannte und insgeheim bald für den Minister zu Gutachten verwendet wurde, bald für Ludwig XV., der geheim eine Politik betrieb, die oft mit der seines Ministers im Widerspruch stand, vertraulich den schriftlichen Verkehr mit seinen Agenten vermittelte. Faviers Stellung war glanzlos, aber einflußreich. Der kaustische Mann, der übrigens ein sicheres Urtheil hatte, der die tonangebenden Philosophen seiner Zeit mit bittrem Spott verfolgte, fand Gefallen am gelehrten und feurigen Dumouriez, ermunterte ihn und versprach, ihn zu unterstützen. Der junge Officier ging zum Minister:[1]) da der Friede ihn in Unthätigkeit lasse, so wolle er reisen, um sich weiter auszubilden; er bitte nur um einen Paß und um die Erlaubniß, ihm zu schreiben; wenn seine Berichte Beachtung verdienen, so möge er sie mit einer Antwort beehren und ihn dann in die diplomatische Laufbahn aufnehmen oder in die militärische zurückversetzen. Choiseul lobte den Entschluß und versprach Alles — und Dumouriez macht sich auf den Weg nach Italien, bald zu Fuß, bald zu Wagen, und gewinnt bald wieder seine Heiterkeit, seinen Muth, seine Hoffnungen. Große Entwürfe beschäftigen seine Phantasie; er bringt jeden Tag seine Beobachtungen, seine Pläne zu Papier. „O glückseliges Alter", ruft er aus, „wo Alles uns anlacht, Alles sich ins Schöne ausmalt, wo die Kraft des Leibes, wo die Reinheit der noch jungen Seele, selbst inmitten der Widersprüche und des Unglücks, Nichts erlauben als süße Hoffnungen und große und muthige Gedanken! Ihr seid dahin und Dumouriez ist, nachdem er alle Stufen des Glückes erstiegen, tiefer gefallen, als er je sich erhoben hat. Aber sein Muth ist noch immer der gleiche; große Zwecke halten seine Kraft aufrecht und sein ganzes Gefühl, so rege wie damals, beschäftigt sich mit seinem unglücklichen Vaterlande. Kann er einst zu seiner Rettung aus der barbarischen Anarchie beitragen, so wird er glücklich sein; gewährt ihm die Vorsehung diesen Vortheil nicht, so wird er sich ergeben in Ereignisse, die nicht von ihm abhängen; da er sich keinen Vorwurf zu machen hat über seine Grundsätze, so wird er dem Ende seines Lebens mit Ruhe und Standhaftigkeit entgegensehen."

Favier. Choiseul. Reisen in Italien.

In Genua fand Dumouriez wohlwollende Aufnahme. Gerade damals war die Republik im Kampfe mit Korsika — er bot ihr seine Dienste an; aber es hieß, man brauche keine Reiterei. Da bot er von Livorno aus ihrem Gegner Paoli seine Dienste an, erhielt aber höfliche Ablehnung. Jetzt machten sich flüchtige Korsen an ihn, die gegen Genua waren, aber auch Paoli nicht mochten, deren Herz aber für die Unabhängigkeit der Heimath schlug.

In Genua.

Dumouriez rieth ihnen, auf eigene Faust zu handeln, er hoffe dann zu bewirken, daß Choiseul insgeheim sie unterstütze; offen könne er dies nicht wegen der bisherigen Verträge mit Genua, wegen England und weil er sich jetzt nicht in einen neuen Krieg stürzen wolle. Sein Plan gefällt — in der Republik, welche sie zu gründen beschließen, soll Dumouriez eine hohe Stellung einnehmen und das Heer befehligen. Er segelt mit ihnen nach Korsika, leitet den Kampf ein und be-

In Korsika.

---

[1]) Dumouriez, l. c. I, p. 41—47.

steigt dann eine Feluke, um in Frankreich für die Freiheit der Insel zu wirken. Aber die Fahrt ist höchst stürmisch, das Schiff wird bis an die Küste von Tunis verschlagen, die Mannschaft stirbt fast vor Hunger; endlich langt nach dreißigtägiger Fahrt die Feluke entmastet in der Nähe von Marseille an. Trotz des steten Sturmes hat Dumouriez doch während der Fahrt ein ausführliches Gutachten über Korsika an den Minister verfaßt. In Paris steigt er bei Favier ab, der ihn wie seinen Sohn aufnimmt und ihm vertraulich mittheilt, daß er gerade an einem Gutachten gegen die Korsen und für die Genuesen arbeite und daß die ganze Umgebung Choiseuls, namentlich seine Schwester, durch ihre Kammerfrau und diese durch Bestechung für Genua gewonnen sei. Dumouriez solle hundert Louisdors erhalten, wenn er Stoff zu dem Gutachten aus seinen Beobachtungen mittheile. — Dumouriez sagt seinem Freunde nicht, daß er für das Gegentheil eingenommen sei, und eilt nach Versailles und setzt dem Minister die Vortheile auseinander, welche die Begründung einer Republik in Korsika habe. Choiseul bedauert, daß es zu spät sei, er habe den Vertrag mit Genua schon unterzeichnet. Dumouriez schlug dem Minister vor, die Republikaner unberücksichtigt machen zu lassen, denn sie würden ihm keinerlei Verlegenheit bereiten, und sie erst anzuerkennen, wenn sie gesiegt hätten, dabei die eigene Ausrüstung unter allerhand Vorwänden zu verzögern. Hätten die Republikaner indeß den Sieg errungen, so könne man sagen, jetzt sei die Lage eine ganz andere und der bisherige Vertrag nicht mehr ausführbar. Choiseul zeigte sich geneigt, auf den Plan einzugehen, nur verlangte er zwei Tage Bedenkzeit. Als ihm Dumouriez die Ränke der Gegner, und wie man ihn selber umgarne, auseinandersetzte, meinte der Herzog: „Gestehe nur, mein Sohn, daß die Minister sehr zu beklagen sind. Komm jedoch morgen um 11 Uhr und ich werde Dir die gewünschte Weisung für Korsika mitgeben.“ — Indeß hatten aber die Genuesen Alles in Bewegung gesetzt und war der Minister nicht verschwiegen und von seiner Schwester gegen Dumouriez aufgereizt.[1]) Als Dieser am nächsten Tage in den Empfangsaal trat, stürzte Choiseul auf ihn los und fuhr ihn zornig an: „Also Sie unterhandeln auf eigene Faust mit den Korsen, ohne Erlaubniß und ohne Befehl, und kehren als Kapuziner verkleidet zurück?“ — „Seit drei Tagen bin ich von Marseille gekommen, meine Haare hätten während dieser Zeit nicht so lang wachsen können.“ — „Fort von hier!“ schrie ihn der Minister an, „Sie sind ein Abenteurer!“ — „Die sind Abenteurer, die Sie täuschen; ich bin keiner, ich bin ein Officier voll Ehre und werde mit meinem Kopfe und mit meinem Degen überall mein Brot finden!“ — rief Dumouriez und verließ festen Trittes den Saal. Die stolze Antwort machte Aufsehen. Dumouriez fürchtete in die Bastille zu kommen und eilte fort von Paris, in die Nähe von Rheims, zu einem Freunde. Favier, gegen den er im Grund gearbeitet hatte, sandte ihm Reisegeld und suchte den Minister wieder günstig für ihn zu stimmen. Der Flüchtling entschuldigte brieflich bei Choiseul seine Heftigkeit, sagte ihm aber den Gang der Ereignisse richtig voraus (— Frankreich kam wirklich in kurzer Zeit in Krieg mit Paoli —) und bat um seine Verwendung in Spanien. Und Choiseul war hochherzig genug, ihm Reisegeld und Empfehlungen für Spanien zu senden und seinem Vater offen zu erklären: „Ihr Sohn ist wild wie ein Teufel, aber ich habe zuerst gefehlt und er hat im Ganzen Recht und sieht die Dinge im Großen an und wird sich Verdienste erwerben. Mag er jetzt sein Feuer gegen das spanische Phlegma verwenden, das wird ihm gut thun!“

Gutachten. Favier. Bei Choiseul.

[1]) Dumouriez, l. c. I, p. 46—58.

So kam Dumouriez nach Spanien, wo er besonders beim Marquis von Ossuna eine warme Aufnahme fand und sich in den besten Kreisen bewegte. Er fand Gelegenheit, Spanien nach allen Richtungen zu bereisen und ein treues Bild dieses Landes zusammenzustellen.[1] In Spanien.

Die Nachricht, daß seine Geliebte Nonne werden wolle, ließ ihn den Entschluß fassen, nicht mehr in seine Heimath zurückzukehren. Darum wollte er sich ein besonderes Verdienst erwerben, um in diesem Lande eine Anstellung zu erhalten. Den Spaniern war noch immer unbegreiflich, wie sie 1762 im Feldzug gegen die Portugiesen den Kürzeren ziehen konnten, mit 50.000 gegen 17.000 Mann. Dumouriez kam durch Fragen bei solchen, die den Feldzug mitgemacht hatten, bald zur Ueberzeugung, daß Spanien durch Ränke in Madrid geschlagen worden sei, und entwarf eine kurze Geschichte dieses kurzen und schmachvollen Feldzuges, die er gerne durch Studien in Portugal selber ergänzt hätte. Mit Ossunnas und Choiseuls Einwilligung that er, als suche er Dienste in Portugal selber, das er nach allen Richtungen bereiste. Die Frucht seines einjährigen Aufenthaltes in diesem Lande ist das 1775 in Lausanne erschienene Buch „Ueber den gegenwärtigen Zustand von Portugal",[2] das, außer einer lebhaft geschriebenen Geschichte, einen gehaltvollen Bericht über die Kräfte des Landes und seiner Kolonieen, über seine Stärke und Schwäche, über den Charakter des Volkes und seiner Regierung gibt; es fehlt bei allem Reichthum weder an Klarheit, noch an strenger Ordnung. Pombal wird als der Richelieu des Südens, als grausamer und argwöhnischer Tyrann geschildert. Nach seiner Rückkehr überreichte er Ossunna einen Aufsatz über die beste Art, wie man Portugal angreifen und vertheidigen solle. Ossunna war immer seiner Anstellung in Spanien entgegen getreten, weil er ihn für Frankreich erhalten wollte, und sagte ihm immer voraus, daß er dort noch eine höhere, ihm geziemende Stellung finden werde. Nun überreichte er ihm 1767 ein Schreiben Choiseuls, welches ihn schleunigst nach Paris berief. In Portugal. Urtheil über Pombal.

Alles, was Dumouriez vorausgesagt hatte, war in Erfüllung gegangen. Frankreich war in Krieg mit Paoli gerathen, hatte Genua die Insel abgekauft und 1768 nahm Ludwig XV. den Titel eines Königs von Korsika an. Jetzt war für den Minister ein Mann, der mit solcher Findigkeit eine solche Kenntniß des Landes besaß, unschätzbar. Korsika.

Choiseul empfing Dumouriez voll Huld mit der Ernennung zum Generalquartiermeister der Armee in Korsika, und der Sohn hatte das Wort, das er seinem Vater gab, eingelöst, er werde nur noch als gemachter Mann vor ihn treten. Mit 18.000 Livres, welche ihm der Minister für seine Reiseauslagen ersetzte, konnte Dumouriez dem Vater Alles zurückstellen, was er für ihn ausgegeben hatte; zugleich bat er den Vater um Verzeihung für den Kummer, den er ihm gemacht. Der Minister aber stellte Dumouriez den Officieren der Armee mit den Worten vor, er habe ihm vor vier Jahren in der Hitze Unrecht gethan, der König habe ihn aber jetzt zum Generalquartiermeister gemacht, weil er das Land am besten kenne und beim Zuge viel nützen werde. Der Marschall Brissac beglück- Generalquartiermeister. Choiseul.

---

[1] Dumouriez, Mém., I, p. 62—84. Sein Essai sur l'Espagne wurde jedoch nie gedruckt, er kam später unter die Hände der Jakobiner und ging verloren.

[2] Etat présent du Royaume de Portugal. 1 vol. in 12°.

wünschte ihn mit den Worten: „Ich finde, Du entwickelst am meisten Geist, wenn man Dich beleidigt."

Der Uebermacht Frankreichs konnte Korsika nicht widerstehen. Der Zug fand 1768 statt. Dumouriez lernte in Marseille viel bei der Ausrüstung der Flotte unter Truguet. Die Jesuiten, welche in Korsika waren, sollten in elenden Schiffen, nur mit Matrosenkost, nach Civitavecchia gebracht werden. Es macht dem Herzen Dumouriez' Ehre, daß er dies als eine Barbarei bezeichnete: Mitglieder hoher Familien, ehrwürdige Greise seien unter diesen Unglücklichen, und seine Einsprache hatte zur Folge, daß mit mehr Menschlichkeit verfahren wurde. General Chauvelin verstand wenig mehr vom Krieg, der flinke Dumouriez war also ein Glück für die Armee, seine Rathschläge erwiesen sich stets als die vortheilhaftesten, seine Art rasch zu handeln als die glücklichste. Chauvelin hatte oft Anlaß, ihm zu danken und ihn vor der Armee zu umarmen. Aber welches Bild entwirft uns Dumouriez von der Unordnung in der Armee, vom Uebermuth gewisser Emporkömmlinge, und wie tüchtige Männer ihretwegen zurückgesetzt wurden! Chauvelin wurde ein Opfer dieser Mißstände und Paoli vermochte sich noch 1768 zu halten. „Der Feldzug von 1768, meint Dumouriez,[1]) war leichtfertig unternommen, unklug geleitet und mit Schande beendet. Das Heer war ohne Zucht und diente schlecht." Der neue Befehlshaber war strenger und hielt sich öfter an guten Rath. So mußten die Korsen erliegen. Dumouriez schloß die Capitulation von Corte ab und erhielt zum Dank hundert Bände aus der Bibliothek Paolis. „Sie war sehr gewählt und kein Buch darin, welches nicht bewies, daß es einem Mann von Genie und Staatskunst angehörte. Paoli hat seinen Namen durch die Kraft verherrlicht, mit der er die Freiheit Korsikas behauptete; in Wahrheit geschah dies ein wenig auf Kosten der Freiheit der Einzelnen. Die Franzosen bewiesen Gerechtigkeit gegen ihn am Anfang der Revolution. Ihre Uebertreibungen haben ihn abgeschreckt, er ist jetzt geächtet. Das ward ihm zu Theil, weil er sich empörte gegen die Anarchie, und das ist der Fall auch mit vielen Anderen. Uebrigens hat er in diesem Krieg viel Genie und einen großen Charakter bewährt. Hätte er die Korsen in der Kampfweise zu verwenden gewußt, die für sie paßt, so hätte er 1768 unser kleines Heer aufgerieben und 1769 uns sehr viel geschadet. Die Korsen haben einen sehr achtungswerthen Muth bewiesen. Es ist zum Erstaunen, wie diese Handvoll Bewohner, ohne Geschütz, ohne Festungen, ohne Magazine, ohne Geld, zwei Feldzüge hindurch die Franzosen zu einer Zeit, da diese keinen anderen Feind hatten, im Schach hielten. Die Freiheit verdoppelt eben die Stärke und die Kräfte der Menschen.[2]) — Wären sie nicht uneinig gewesen, hätte ihr Führer all das Zutrauen genossen, das er verdiente, hätte er zwei oder drei kriegsgeübte Gehilfen anstellen können, welche ein System der Vertheidigung angeordnet hätten, so steht sehr in Frage, ob sie besiegt worden wären — man hätte ihnen allerdings ihre Festungen am Meere weggenommen und ihnen den Verkehr mit der übrigen Welt abgeschnitten — aber in ihren unzugänglichen Bergen hätten sie dem Gold und den Waffen Frankreichs trotzen und sich halten können, bis eine der Großmächte ihnen zu Hilfe gekommen wäre. — Sie sind voll Muth, voll Geist, voll der Ergebung, die den Menschen erhebt. Aber sie haben ein Laster, welches immer gegen ihr Glück sein wird, Haß und Rachsucht." — So spricht der eigentliche Besieger über das Volk der Korsen.[3])

Jesuiten. Die Armee. Paoli. Die Korsen.

[1]) Dumouriez, Mémoires, I, p. 91—130.
[2]) Ibid., I, p. 125.
[3]) Ibid., I, p. 132—33.

Dumouriez traf in seiner Heimath den Vater nicht mehr, er war todt. Seine Cousine hatte die ersten Gelübde abgelegt und lehnte, „vom Fuße ihres Crucifixes aus", das Angebot seiner Hand ab. In Compiègne sah er mit Schmerz den alten König von Frankreich sich selber entwürdigen, wie er, angesichts seines Heeres, den Hut in der Hand, vor dem prachtvollen Phaeton der Dubarry stand. „Er wurde schamroth für seinen König und seufzte für sein Vaterland" und sprach voll Schmerz darüber mit Choiseul, der ihm jedoch lachend antwortete: „Mache Dir Nichts daraus, der König hat sein Vergnügen. Aber mir macht diese fade Person viel zu schaffen, denn Aiguillon und Maupeou stehen hinter ihr." — Dumouriez verkehrte mit Diplomaten, mit Schriftstellern, mit hochbegabten Männern, wie dem Herzog Broglie, von dem er bemerkt, daß Ludwig XV. eine hohe Meinung von ihm hatte und ihn stets über alle wichtigen Fragen des Tages zu Rathe zog, aber nicht um seine Rathschläge zu befolgen, sondern nur um Gründe zu bekommen, seine Minister zu tadeln, wenn die Sachen schlimm gingen: „Ludwig XV., der verstellteste und schwächste aller Könige, hatte während seiner langen Regierung Nichts gelernt, als daß er seiner Umgebung mißtrauen und sie verachten solle." — Der König war so ängstlich vor seinen Ministern, daß er von Broglie immer wieder seine Briefe zurückforderte. Der Herzog hatte ein richtiges Urtheil, aber wenig positive Kenntnisse, und brauchte zur Beantwortung der Fragen des Königs immer Favier und dieser empfahl ihm Dumouriez und so kam unser Ulysses eigentlich in einen folgenschweren Verkehr mit dem Könige.

Ludwig XV.

Broglie.

Die Brauchbarkeit des Mannes bewies sich immer nachhaltiger. Choiseul ließ ihn nach Neujahr 1770 kommen und beauftragte ihn, als Staatsmann und Soldat sich nach Polen zu begeben, um über Land und Leute zu berichten, was Dumouriez gern annahm, jedoch unter der Bedingung, der Minister möge ihm auf drei Monate Zeit lassen, um alle Schriften über Polen zu studiren und sich über sein Ziel genau unterrichten zu können. Gern wurden ihm alle Berichte der Diplomaten, alle Bücher der königlichen Bibliothek zur Verfügung gestellt und nicht bloß dies, sondern reiche Mittel, um seine Ehre wahren zu können. Der junge Diplomat suchte seine Kenntnisse über Polen beim Geschichtschreiber Mably zu ergänzen.

Nach Polen.

Studien.

Damals beurtheilte Dumouriez Polen und Frankreichs Politik gegenüber demselben ganz richtig dahin, daß es am besten sei, alle Conföderationen in eine zu verschmelzen und durch Zusendung von Geld, Geschützmeistern, Ingenieuren, Waffen, die kriegerische Kraft der Nation zu stärken und durch Angewöhnung an eine regelmäßige Kriegführung die Polen zum Sieg über ihre Feinde zu führen. Der Minister billigte seinen Plan und wies ihm die nöthigen Geldmittel an.

Plan.

Dumouriez begab sich nach Eperiès, wo damals die große Conföderation tagte. Er wollte dort einen Brand im Norden anstiften, um Rußland in Angst zu versetzen und das von jenem angestrebte Uebergewicht über die Türkei zu verhindern. Er wollte Berlin, er wollte Wien für die Polen gewinnen und Sachsen den polnischen Thron in Aussicht stellen. Choiseul meinte, ein Krieg sei nothwendig, damit der König nicht ganz in seinem Lotterleben aufgehe, und damit Aiguillon und Maupeou nicht das Uebergewicht erlangten. — „Ihr Plan ist großartig", sagte Dumouriez zum Minister, „und ich will ihn nach Kräften unter-

In Eperiès.

stützen. Gelingt es mir, so bleibe ich in Eperiès; schicken Sie mir aber dann auch die Summen, die ich nöthig habe. Kann ich Nichts machen, so bin ich in einem Monat wieder hier." — Der Minister gab ihm unbedingte Vollmacht: „Sie wissen Choiseul. besser, was Sie zu thun haben, als ich es Ihnen sagen kann"; und Dumouriez kann bei diesem Anlasse nicht umhin, diesem Manne, den er zum letzten Male sah, das Lob zu ertheilen, daß er einen wunderbaren Scharfblick und eine seltene Arbeitskraft besaß, daß er die Wahrheit vertragen konnte, und meint, seine Tugenden, sein Geist, selbst seine Fehler seien liebenswürdig gewesen, und er hätte etwas ganz Gewaltiges leisten können, wenn er als Minister einen gut geordneten Staat vor sich gehabt oder selbst den Thron bestiegen hätte. „Dann", meint er, „wären die Franzosen nicht so schwarzgallige Narren und die Kannibalen Europas geworden, wie sie es jetzt sind." [1])

Die polnische Bewegung von 1770 wurde früher schon geschildert. Dumouriez spricht in seinen Denkwürdigkeiten sehr belehrend darüber, kann aber nicht umhin, über den fast asiatischen Luxus, über die tolle Verschwendung, über die langdauernden Gelage, über das Spiel und das ganze leichtsinnige Treiben dieser Edelleute zu klagen, während das Vaterland, das sie retten sollten, am Rande des Mniefzek. Abgrundes stand. Da besaß eine schöne Frau, die Gräfin Mniefzek, eine Stahlkraft der Seele, die den Männern fehlte, einen umfassenden Geist, einen hohen Seelenschwung; sie kannte die Verhältnisse des Reiches und die Charaktere seiner Staatsmänner am gründlichsten, genoß die Verehrung aller Parteien und hat mit ihrem findigen Geist und ihrer Macht der Ueberredung mehr als einmal Schwierigkeiten behoben, die unüberwindlich schienen, und sie, die Frau, ist vor Gram über das Unglück des Vaterlandes gestorben, während die Männer dasselbe geduldig mit ansahen.

Dumouriez beugte sich schwer vor Hindernissen, war aber ein Meister darin, Hoffnungen, die schon sinken wollten, neu zu beleben, vereinzelte Bemühungen ordnend zu einem Ganzen zu vereinigen. Auf seine Anregung blieb Die Conföderation. die gesetzgebende Gewalt in der Conföderation, aber jetzt entstand auch eine vollziehende Gewalt, ein Justiz-, ein Finanz-, ein Kriegsrath, ein Rath der äußeren Angelegenheiten; jeder Rath bestehend aus sechs Mitgliedern und einem Secretär. Der Großmarschall mußte alle vierzehn Tage der Conföderation über die Entscheidungen der Räthe berichten. Ihre Mitglieder wurden alle sechs Monate neugewählt, je zwei von den drei Parteien der Republik. Das Liberum Veto, das Unglück Polens, wurde aufgehoben. Eine Infanterie wurde gebildet, eine Artillerie geschaffen, zwei Festungen wurden genommen und gaben allen kriegerischen Bewegungen einen sichern Rückhalt; kleine russische Abtheilungen, die über die weite Ebene Polens zerstreut waren, wurden aufgerieben. Dumouriez kaufte Flinten, Kanonen; Ingenieure, Artilleristen kamen aus Frankreich, allerdings viele darunter Abenteurer, aber sie leisteten doch gute Dienste. Auch willigten die Edelleute, wenn schon ungern, zuletzt in die Bewaffnung der Bauern.[2]) Alles bekam eine andere

[1]) Dumouriez, Mémoires, I, p. 140—84.
[2]) Ibid., I, p. 185—93.

Gestalt und Suwarow wurde mit Erfolg bekämpft. Da wollte der König durch seinen eigenen Beitritt zur Conföderation den Aufschwung lähmen, aber Bohucz, der genialste Redner, riß durch die Schilderung, wie seine Wahl ungesetzlich, wie er ein Knecht Rußlands und die Ursache aller Leiden des Vaterlandes sei, die Versammlung zum Beschlusse hin, den König für abgesetzt und den Thron für erledigt zu erklären. „Kein Mitglied wagte sich der allgemeinen Begeisterung zu widersetzen — eine solche Macht hat ein beredter Mann über die Versammlungen! Nur von Mirabeau und Fox hat man seitdem eine ähnliche Wirksamkeit erlebt." Bohucz.

Da kam wie ein Reif auf alle Blüthen der Hoffnung die Entlassung Choiseuls 24. December 1770. Jetzt gelangte die Theilung Polens zur Verhandlung bei den Mächten. Dumouriez ließ unter dem Namen eines polnischen Patrioten der Kaiserin eine Denkschrift zukommen, welche nachwies, daß es nicht zum Vortheil Oesterreichs sei, wenn es sein Gebiet über seine natürlichen Grenzen, die Karpathen, ausdehne, daß eine Schwächung Polens ihm ewige Streitigkeiten mit Rußland und Preußen auf den Hals lade, daß es nützlicher, ruhmvoller und gerechter wäre, wenn sie dem Zugreifen der beiden anderen Mächte Widerstand und den Polen Hilfe leiste und noch die Zeit benütze, da Rußland in den Krieg mit der Türkei verwickelt sei. Maria Theresia verstand diese Gründe nur zu wohl, aber auch sie mußte zuletzt der Macht der Umstände Rechnung tragen — sie hätte nicht allein den Krieg für die Erhaltung Polens führen können.[1] Choiseuls Fall. Maria Theresia

So viel bedeutete die Wendung in der französischen Politik und diese kam daher, daß die Partei der Dubarry dem Könige einzureden wußte, nachdem er hinlänglichen Ruhm als Eroberer habe, daß er jetzt als friedliebender König sich zeigen müsse, und daß dann das Zutrauen aller Mächte ihn zum Schiedsrichter Europas mache. Ludwig XV. hielt sich für einen Staatsmann ersten Ranges und gab nach. Choiseul ward in Ungnade entlassen und der Zorn des neuen Ministers Aiguillon fiel auf Alle, die zum Gelingen der Pläne seines Vorgängers beigetragen hatten, also auch auf Dumouriez, den jedoch Favier warnte. Ludwig XV.

Zwar schrieb Aiguillon freundschaftlich an Dumouriez, er solle in seiner Wirksamkeit nur fortfahren, das System sei dasselbe geblieben, aber dieser ersah aus sicheren Anzeichen, wie aus dem Aufhören aller weiteren Zahlungen, und aus ganz anders lautenden Weisungen für andere Agenten, die mit ihm befreundet waren, daß der Minister ihn in Fehlgriffe verwickeln und stürzen wolle. Seine Pläne, die ins Große gingen, wurden als Wahnbilder behandelt. Darum bat er den Minister, ihn seiner Stelle zu entheben. Er mochte die armen Polen nicht täuschen und das, was er geschaffen, nicht selber zerstören. — Er schilderte noch einmal seiner Regierung die Bedeutung des Wechsels, gab den Conföderirten noch Aiguillon.

[1]) Dumouriez, Mémoires, I, p. 195—96.

einmal den heilsamsten Rath und verließ Eperies im April 1771 und flog rathend, mahnend, befehlend von einem polnischen Lager zum andern. Hätte er sie einigen können, er wäre ganz zu den Polen übergetreten — es war ihm aber nicht möglich. Jeder wollte für sich das Vaterland retten, aber keinem Anderen gönnen, daß er es rette, eher sollten sie alle zu Grunde gehen. Die Sache Polens war verloren. „Die Polen", meint Dumouriez,[1] „sind tapfer, edelmüthig, höflich, gesellig. — In dieser Zeit waren aber Geist, Talente, Thätigkeit auf die Kunkelseite gefallen. Die Frauen leiteten die Geschäfte und bewährten Thatkraft, während die Männer ein galantes, wollüstiges Leben führten. Sie sind die Asiaten Europas. Sie hatten die größte Sehnsucht nach Freiheit und opferten, ohne zu erwägen, ihr Vermögen und ihr Leben. Aber ihr Gebahren und ihre Verfassung lähmten ihre Anstrengungen und hetzten sie gegeneinander. Ihre Aufregung war ein Orkan, welcher das Feuer in den benachbarten Werkstätten anblies, wo man ihre Ketten schmiedete. Ihre Sclaverei begann mit der Zeit, da Peter der Große das russische Reich schuf. Von da an hätten sie Verbindungen bilden und mit Hilfe der gleichbedrohten Nachbarvölker das Wachsen dieser neuen Großmacht hindern sollen. Sie kämpften für ihre Verfassung, sie hätten sie aber zerstören sollen, um ihre Freiheit zu erhalten. Die polnische Verfassung ist eine reine Aristokratie, in welcher aber die Adeligen kein Volk zu regieren hatten, denn man kann diesen Namen acht bis zehn Millionen Hörigen nicht geben, die, an die Scholle gebunden, kein politisches Dasein haben und deren Sclaverei gekauft und verkauft, verschachert und vermacht wird wie Hausthiere, bei allen Wechseln des Besitzes. Der polnische Staatskörper ist ein Ungeheuer, zusammengesetzt aus Köpfen und Mägen ohne Arme und Beine. Ihre Regierung und Gesetze gleichen denen der Zuckerplantagen und können darum auch die Freiheit nicht ertragen. Vor der Theilung besaßen 8000 bis 9000 Edelleute ein weites Gebiet, das 30 Millionen freier Menschen hätte ernähren können. Die Spartiaten hatten auch ihre Heloten, wie die Polen ihre Hörigen, aber sie bewohnten ein kleines Gebiet, hatten strenge Sitten, harte Gesetze und eine sehr geordnete Regierung. Die Spartiaten bewaffneten ihre Heloten, bedienten sich ihrer im Krieg, ergänzten aus ihnen die Bürger, wenn dieser die Reihen allzusehr lichtete, indem sie eine gewisse Anzahl Heloten zu Bürgern erhoben. Die polnischen Edelleute wagten es jedoch nicht, ihren Hörigen Waffen in die Hand zu geben, und ertheilten ihnen nie den Adelstand.

Charakter der Polen · *Verfassung.* · *Polen und Spartiaten.*

Langsam kehrte Dumouriez nach Paris zurück, er durfte ja ohnehin beim neuen Minister auf keinen wohlwollenden Empfang rechnen: er bereiste Ungarn, besah in Böhmen und Sachsen die Schlachtfelder des siebenjährigen Krieges; endlich, im Jänner 1772, stand er in Versailles vor Aiguillon, der — wie Favier mittheilte — überall gegen ihn loszog. — „Sie werden doch keine Belohnung von mir erwarten?" hob der Minister an.[2] — „Ich halte Sie für zu gerecht, als daß ich erst darum bitten muß" — entgegnete Dumouriez. — „Sie bekommen keine, der König ist sehr unzufrieden mit Ihnen. — Ich habe drei Beschwerden gegen Sie." — „Wie heißt die erste?" — Zornig über den stolzen Ton dieser Frage rief der Minister: „Sie wagen mich zu unterbrechen? wissen Sie, daß ich Sie bestrafen kann?" — „Ich bin nicht thöricht genug", entgegnete Dumouriez, „um Ihre Macht zu verkennen, aber sagen Sie, welches ist Ihre

Wieder in Paris. · *Bruch mit Aiguillon.*

[1]) Dumouriez, Mémoires, I, p. 233.
[2]) Ibid., I, p. 238–39.

erste Beschwerde?" — „Sie haben riesige und närrische Pläne entworfen." — „Der König und die Minister und Sie selber haben dieselben gutgeheißen, ich habe ja Ihre Briefe noch. — Wie lautet die zweite Beschwerde?" — „Sie haben grob und ungeziemend eine Versammlung, welche die Nation darstellte, und vornehme Polen behandelt." — „Das ist falsch, man hat Sie getäuscht. Ich habe mit der Conföderation brieflich und mündlich nie anders denn mit Hochachtung verkehrt, um sie auf die Höhe ihrer Würde zu erheben; aber auf dem Schlachtfelde habe ich Flüchtlinge mit der Klinge zurückgetrieben ohne Rücksicht, ob es Vornehme waren oder nicht. Mein Nachfolger wird dasselbe thun müssen. Wie heißt nun die dritte Klage?" — „Sie sind unverschämt und trotzen mir. Sie sind ein Geschöpf Choiseuls." — „Ich bin ein Geschöpf Gottes und meines Degens. Sie mögen mit Ihren Bedienten in diesem Tone reden, ich gehe." — „Ich werde Sie in die Bastille schicken." — „Das können Sie, aber Sie werden es nicht sein, der mich herausläßt." — „Sie haben einen harten Kopf!" — „Ich weiß, daß die Kugeln noch härter sind, als mein Kopf." —

Durch Favier erfuhr Ludwig XV. von dieser Unterredung und freute sich darüber, denn er haßte Aiguillon und hielt wenig auf ihn, Choiseul hatte ihn nur mit seinem hofmeisterlichen Wesen verletzt. Dumouriez wurde indeß vom Kriegsminister Monteynard beschäftigt, einem Ehrenmanne, für den er Gutachten über militärische Angelegenheiten ausarbeitete. Sonst verkehrte er in Paris mit Gelehrten. „Ach", ruft er aus, „die geistreichen Männer, mit denen ich damals verkehrte, sind dahin! Glücklich Jene, welche nicht, wie Bailly, die Revolution erlebten! All seine Freunde, seine Verwandten, seine Waffengenossen sind vernichtet oder irren auf der Flucht umher. Dieses Paris, wo einst der Geist und die Philosophie herrschte, ist jetzt die Cloake aller Verbrechen. Alle Straßen, wo er damals wandelte, sind mit Blut überschwemmt; alle Häuser, in denen er damals ein- und ausging, wurden ausgeplündert. Er würde dort kein bekanntes Gesicht wieder finden. Wilde Frechheit fesselt dort alle Bewohner mit Schrecken. Außer den Sansculotten schreit dort alle Welt: „Es lebe die Freiheit" — und zittert dabei vor der Guillotine. Er sucht sein Vaterland und findet dort nur Trümmer; er sucht Franzosen und findet nur blutgierige Wilde. Ihr unglückselige Ausgewanderte, hört doch auf, einander Eure schweren Leiden vorzuwerfen! Alle Franzosen und alle Parteien haben Unrecht gethan und Fehler begangen. Möge ein allgemeines Vergeben und Vergessen eintreten, wenn diese Sündfluth von Blut und Verbrechen verlaufen ist!" [1])

Ludwig XV.

Damalige Bildung.

Ossunna und Crillon machten die Fürsprecher bei Aiguillon und dieser, welcher mehreren Officieren, die aus Polen zurückkehrten, höhere Grade oder andere Auszeichnungen ertheilt hatte, sandte Dumouriez mit einem huldvollen Schreiben eine Anweisung von 3000 Livres. Unser Hitzkopf ging aber zum Minister und gab ihm das Decret mit den Worten zurück: „Ich danke Ihnen für Ihre gute Absicht, ich habe jedoch Nichts verlangt, und das da ist zu viel oder zu wenig"; und reizte dadurch den Herzog, der bald einen Anlaß fand, ihn seine Macht fühlen zu lassen. Damals war Gustav III. daran, die Verfassung in Schweden zu stürzen. Ludwig XV. hatte diesen König sehr gern und soll ihm sogar den Plan dazu angegeben haben. Nun fürchtete man, daß die Gegenpartei unter Axel Fersen sich an Rußland wende, und sollte versprochenermaßen 6000 bis 7000 Mann oder 6 bis 7 Millionen dem Könige schicken. Geld hatte man

Selbstgefühl.

Schweden.

[1]) Dumouriez, Mémoires, I, p. 245.

nicht, die Truppen hätte England nur auf englischen Schiffen über den Sund gelangen lassen — und das hielt man für schimpflich. Die Verlegenheit war groß. Dumouriez rieth dem Kriegsminister, einen geschickten Soldaten mit Geld nach Hamburg zu senden, dort könnte er unter der Hand leicht 6000 bis 7000 Mann anwerben. Dieser Gedanke gefiel Ludwig XV., er bestimmte, Dumouriez solle sogleich nach Hamburg abreisen und die nöthigen Vorbereitungen insgeheim treffen, aber Aiguillon dürfe Nichts davon erfahren.[1] Dumouriez hielt entgegen, der Minister des Aeußeren werde ihn verfolgen und der König ihn im Stiche lassen. Aber Ludwig ließ Dumouriez kommen, befahl ihm, nach Hamburg abzureisen und die Weisungen des Kriegsministers zu vollziehen, und wollte keinerlei Einwand anhören. Dumouriez mußte noch dieselbe Nacht abreisen — und vollzog alle Befehle aufs Beste. Indeß glichen sich „Hüte" und „Mützen" in Schweden friedlich aus und wollte Dumouriez wieder abreisen, wurde aber October 1773 auf Befehl Aiguillons von französischen Polizeibeamten verhaftet und nach Paris in die Bastille gebracht. Er war hier nur der Prügelknabe. Aiguillon, der einige seiner Schreiben abgefangen hatte, wollte den König und den Kriegsminister treffen, indem er auf Dumouriez losschlug. Auch Favier kam in die Bastille.

Dumouriez in Hamburg, verhaftet. In der Bastille.

Der Abschnitt über seinen Aufenthalt in dem berüchtigten Zwing-Paris gehört zu den köstlichsten des Werkes.[2] Er war sicher, daß ihn der König schützen wolle, daß er aber auch den Minister fürchte. Diese Haft und die Verhöre darin charakterisiren die Regierung Ludwigs XV., „dieses schwachen, versteckten, im Grunde aber doch gutmüthigen und gerechten Königs" — meint Dumouriez, der jetzt bloß im Gefängnisse saß, weil er dem ausdrücklichen Befehle seines Königs gehorcht hatte. Die Behandlung, die der Gefangene fand, war unter rauhen Formen die wohlwollendste. Gefangene waren damals 15. „Die erste That der Revolution", schreibt Dumouriez, „war damals die Bastille zu zerstören, als ein unerträgliches Denkmal der Willkürherrschaft, weil der erste Schrei der Freiheit gegen die Lettres-de-cachet gerichtet war; jetzt, unter der Herrschaft der Jakobiner, ist ganz Paris eine viel ärgere Bastille: trotzdem die Guillotine so entsetzlich aufräumt, schmachten doch immer 4000 bis 5000 Unglückliche in den Gefängnissen, deren Leben nur an einem Faden hängt." [3])

Dumouriez besaß in hohem Grade die Gabe, aus jeder Lage seines Lebens Vortheil zu ziehen. So lernte er auch jetzt die Kunst, allein zu leben. Die viele freie Zeit ward zu Studien, zu Arbeiten in Mathematik, Geschichte, Politik verwendet. Seine Erholung war, Reisen zu lesen, und er entwarf den schönen Plan einer Geschichte der Reisen. Er lernte, wie er sagt, die Kunst, rückhaltslos sich nur Wenigen mitzutheilen und vor Anderen zu schweigen und vorsichtig und gefaßt zu antworten; er lernte die Menschen entbehren zu können, ohne der Schwermuth anheimzufallen. Alle Verhöre, durch die man aus ihm eine Verschwörung mit Favier und Choiseul herauszubringen suchte, schlugen fehl. Man konnte ihnen nicht nachweisen, daß sie einen Krieg hätten entzünden wollen. Den König selber, auf den zuletzt alle Fäden hinführten, konnte der Minister doch nicht anklagen.

Freiheit.

[1]) Dumouriez, Mémoires, I, p. 245—55.
[2]) Ibid., I, p. 256—92.
[3]) Ibid., I, p. 262—63.

Nach Caën. — Die Könige.

Indeß sprachen Männer wie der Prinz Soubise kräftig für ihn. „Ich weiß, er ist ein guter Officier“, sagte der König, „und soll seinen Rang und sein Auskommen behalten.“ Doch mochte man ihn nicht in Paris lassen, er könnte dort aufregen. „Man versetze ihn auf das Schloß Caën, es ist ein guter Ort, er mag dort die Normandie zum Gefängniß haben“ — hieß es. Ludwig XV. hatte also den Muth nicht, Dumouriez vollständig zu decken; „so geht es an den Höfen her“, meint dieser; „so wirken Klatschereien von Weibern.[1]) Die Könige haben ein sicheres Mittel, sich von ihrer Umgebung nicht täuschen zu lassen, sie dürfen nur den persönlichen Vortheil des Anklägers und die Talente des Angeklagten ins Auge fassen. Hat der Letztere Verdienste, so dürfen sie sicher darauf rechnen, daß der Ankläger eine Mauer von Verläumdungen zwischen diesem und dem Herrn aufrichten will, aus Furcht, daß ihn dieses Verdienst nicht zermalme. Doch erfassen wenige Könige dieses Mittel, um auf die Wahrheit zu kommen. Ein kluger Mann vertheidigt sich, wenn er angeklagt wird, aber er flieht die Brutstätte der Lüge, und die Monarchen bleiben von dieser umgeben. Man murrt gegen sie, aber mit Unrecht. Sie haben die Schwächen der Menschheit, und das Prisma, durch welches man ihnen die Menschen und Dinge zeigt, läßt sie dieselben nur in falscher Färbung erblicken.“

Ehe. — Ludwig XVI. — Commandant in Cherbourg. — Der Hafen.

Also kam Dumouriez unter einem Scheine von Haft — in Wahrheit konnte er sich ganz frei bewegen — nach Caën. Dort war aber seine Verwandte, die wegen Krankheit nicht alle Gelübbde abgelegt hatte, jedoch wie eine Klosterfrau lebte. Er besuchte sie und die alte Neigung erwachte wieder, und sie wurde seine Gattin. Doch war er schließlich in dieser Verbindung ob der grämlichen Launen seiner Gattin, die er mit heldenmüthiger Geduld 15 Jahre ertrug, wenig glücklich: sie kehrte 1789 zum Kloster zurück. Der Tod Ludwigs XV. gab ihm die Freiheit wieder, aber, damit nicht zufrieden, verlangte er, daß man ihn in die Bastille zurückbringe und die Anklage gegen ihn noch einmal prüfe. In die Bastille that man ihn jedoch nicht mehr. Ludwig XVI. war empört über die lange Quälerei, Dumouriez wurde für unschuldig erklärt und zum Commandanten in Cherbourg ernannt.[2]) So kam der Freigelassene an den Ort, der für ihn wie geschaffen war, und 15 Jahre ungestörter glücklicher Thätigkeit folgten. Dumouriez that und schrieb Vieles für bessere Ordnung des Kriegswesens, für Vertheidigung der Küsten und entwarf den Plan zur Vergrößerung und Befestigung des Hafens von Cherbourg, der jetzt einer Flotte Schutz gegen Stürme und Feinde zu bieten vermag. Sein Thun gefiel dem König, der die Marine heben wollte. Ludwig XVI. kam 1786 selber, um den Grundstein zu einem der großen Bauten des Hafens zu legen, und ernannte den Commandanten zum Maréchal de Camp. Die Revolution unterbrach den Ausbau, mit hohem Selbstgefühl bemerkt aber Dumouriez: „Der Plan des Hafens zu Cherbourg ist eine der kühnsten und ruhmvollsten Unternehmungen des Jahrhunderts und macht dem König, welcher ihn guthieß und den Ausbau anzuordnen den Muth hatte, und dem Manne, der ihn entwarf, und der Nation, die ihn begriff, alle Ehre.“ [3]) — „Ludwig XVI.“, erzählt er, „besah mit Sorgfalt in Cherbourg Alles, er war wirklich wie ein Mann von Fach, er wohnte einem Seegefechte bei und fuhr drei Meilen weit auf dem „Patrioten“ ins Meer. Welcher Vergleich zwischen dem Namen dieses Schiffes und

[1]) Dumouriez, l. c. I, p. 296—97.
[2]) Ibid., I, p. 305—12.
[3]) Ibid., I, p. 355—84.

den Ungeheuern, welche dieses unschuldige Opfer gemordet haben! Alles, was er aus eigenem Antrieb auf dieser Reise that, gab die Güte seines Herzens kund; Alles, wobei die Rathgeber den jungen König leiteten, war ungeschickt." — Dumouriez hatte es vorausgesagt, daß Frankreich mit England wegen Nordamerika in Krieg komme. Als er ausbrach, gab man ihm Recht. Er bemerkte die Wirkung der nordamerikanischen Freiheitsideen auf die heimkehrenden Franzosen. „Wenn diese nur das Phlegma und die ruhige Ueberlegung der Nordamerikaner besäßen!"

Schule des Lebens. So war Dumouriez vorbereitet auf die Revolution — ein bewegtes Leben hatte seine seltenen Fähigkeiten entwickelt, die Revolution sollte ihnen erst eine große Bühne geben. Er war in der Vollkraft seines Daseins, sein Auge voll Feuer, seine Rede überzeugend, seine Miene gebieterisch und doch gewinnend, sein Körper beweglich und durch keine Anstrengung leicht zu ermüden. Sein Geist war vielseitig ausgebildet und immer regsam, immer auf das Wesentliche gerichtet, er hing nie an den Formen. Dumouriez war von der Nothwendigkeit einer Reform überzeugt, das erste Wehen der Revolution begrüßte er wie das Erwachen eines Völkerfrühlings; eine innere Stimme sagte ihm, daß er zu einer welthistorischen Wirksamkeit berufen sei; Frankreich habe seit lange keine Verfassung mehr gehabt, der Schrecken und die Würde hätten es geleitet, jener unter Richelieu, diese unter Ludwig XIV.; unter Ludwig XV. habe es an beiden gefehlt. Der beste König sei Ludwig XVI., aber das Uebel schon zu mächtig gewesen; nie habe ein Fürst mit reineren Absichten die Regierung angetreten, nie sei einer weniger unterstützt, mehr verrathen und mehr in seinem edlen Streben durchkreuzt worden. Trotz einer vernachlässigten Erziehung und einer rauhen Rinde hätten bei ihm alle sittlichen hohen Eigenschaften geglänzt: Güte, Gerechtigkeit, Sparsamkeit, Mäßigung, und die kostbarste an einem König, Mißtrauen in seine Erfahrung und in seine Befähigung.[1]

Ludwig XVI.

Ludwigs XVI. Minister. Unter den 38 Ministern, welche in 14 Jahren durch das schwankende Gebäude des Staates wandelten, tadelt Dumouriez insbesondere den Maurepas, der die verhängnißvolle Schachtel geöffnet habe, aus welcher alle Unglücksfälle und alle Verbrechen auf Frankreich herabstürzten. Er sei ein leichtfertiger Mann gewesen, der den guten Willen des Königs nicht auf das rechte Ziel leitete. Ueberhaupt sei der König während seiner ganzen Regierung meist das Spielzeug von Leuten gewesen, auf die er vertraute, und da man ihm kein Laster zuschreiben konnte, habe man sie ihm angedichtet, Trunksucht und Zorn, und man habe gegen ihn die bei den Franzosen furchtbarste Waffe angewendet: man habe ihn lächerlich gemacht; „und als der Sturm des Volkszorns losbrach, ist am ganzen Hof kein Mann gewesen, der diesen guten Fürsten zu retten trachtete. Alle flohen sie und ließen ihn im Stich und trugen in die Fremde ihre Klagen, ihren Zorn und ihre Wuth und verstärkten den Sturm, dem sie ihn allein ausgesetzt ließen. Ludwig gab, was er nur geben konnte; er berief die Vertreter der Nation, nicht um, wie seine Vorgänger, sie zu betrügen oder Geld zu erpressen, sondern um

[1]) Dumouriez, Mémoires, II, p. 1—5.

wie ein Vater mit seiner Familie zu berathen.“ Dumouriez fürchtete, als die Berufung der Stände in Frage kam, für ihre Unabhängigkeit von der Bevölkerung in Paris, wie von der in Versailles, und rieth, sie in Bourges oder in Tours tagen zu lassen, die so ziemlich in der Mitte Frankreichs lägen. Der Hof könne vier oder fünf Meilen davon entfernt sich aufhalten. Aber die Minister wollten Nichts davon wissen. Sie waren überzeugt, daß der Glanz des Hofes die Abgeordneten blenden und ihre Politik leiten werde. Dumouriez seufzte laut auf und ging nicht mehr nach Versailles, indem er sie wie Kinder ansah, die mit glühenden Kohlen spielen und selber Feuer ans Haus legen. Niemand war um den jungen König, der ihn auf die Gefahr aufmerksam machte. Dumouriez jammert über die Taktlosigkeit der Abgeordneten, über ihren Mangel an Staatsklugheit, über ihr Hängen an unpraktischen Systemen, über die Menschenrechte, welche die Versammlung ja ausübte, die sie aber nicht an die Spitze der Verfassung stellen durfte, ohne diese vulkanische Nation aufzuregen, die alsbald ihre Stärke mit ihren Rechten verwechselte und Nichts mehr von ihren Pflichten wissen wollte; desgleichen warnte er vergebens, wie die Stimme des Rufenden in der Wüste, vor den Verhandlungen über das Veto, denn entweder habe der König nur die vollziehende Macht, dann dürfe er keine Einsprache erheben gegen die Abfassung eines Gesetzes; oder er habe Antheil, dann müsse er mitberathen; eine reine Einsprache sei eine stete Quelle der Zwietracht zwischen ihm und den Gesetzgebern, eines Streites, in welchem er immer den Kürzern ziehen müsse. Das Veto sei nur eine Schlinge, die man dem König lege. Da muß man denn nur bedauern, daß Dumouriez einen angebotenen Sitz in der Versammlung nicht annahm, daß er nur daran dachte, seinen Plan wegen des Hafens von Cherbourg auszuführen, und daß er fürchtete, man möchte einen Andern zum Commandanten ernennen, wenn er einmal einen Sitz im Parlament angenommen hätte.

Die Stände. *Menschenrechte.* *Veto.*

Frankreich hatte bald gar keine Regierung mehr. Wie aber ein Mann von Scharfblick und Thatkraft noch immer Ordnung und das Volk im Zaum erhalten konnte, zeigt, was Dumouriez über den Aufstand in Cherbourg erzählt.[1]) Die Nachricht kam, Broglie belagere Paris, mit den Abgeordneten werde man wenig Federlesens machen. Dumouriez sagte, als man ihm die Aufstellung der Truppen des Herzogs vor Paris zeigte, voraus, daß er erliegen müsse; er sollte vor Allem vier Bataillone in die Bastille werfen und die Verzettelung seiner Truppen aufgeben. Allein man unterschätzte die Gefahr und die Bastille ging verloren, die Empörung errang ihren ersten Sieg und das Volk lechzte zum ersten Male nach Blut. Jetzt folgten die Städte allenthalben dem Beispiel von Paris: jede wollte ihre Nationalgarde haben, überall ertönte der Ruf: „Frei leben oder sterben!“ In die Vornehmen fuhr der Schlotter. Dumouriez ließ das Gesindel in Cherbourg nicht gewähren, die Bürger baten ihn, sich an die Spitze der Nationalgarde zu stellen; er nahm an, ließ sie aber schwören, daß sie alle für die Ordnung einstehen wollten, schritt ein, als der Pöbel, durch Sendlinge von Paris aufgehetzt, zu plündern und zu morden begann, ließ Zwei aufhängen, Viele auspeitschen, Andere zur Galeerenarbeit verurtheilen — und fortan blieb es ruhig und die Bürgerschaft dankte ihm für die Rettung der Stadt. Hätte man auch sonst thatkräftig zu sein verstanden, so wären die Bürger Meister geblieben über den Pöbel und statt der blutigen Revolution wäre nur eine Verjüngung Frankreichs eingetreten. — 1790 schrieb Dumouriez in Sachen der

Staatsstreich. *Cherbourg.*

[1]) Dumouriez, Mémoires, II, p. 31—59.

Domingo Kolonieen, da er mit Recht fürchtete, daß die Art der Verhandlungen über dieselben Frankreich um diese werthvolle und einträgliche Besitzung bringen würde. Sein Rath war: [1]) „Mildert das Loos der Schwarzen, gebt ihnen Grundbesitz, und wenn Ihr nach fünfzig Jahren genug eingeborene Schwarze habt, so könnt Ihr die Einfuhr der Afrikaner verbieten als zuwider den Menschenrechten; wollt Ihr aber auch dann noch den Sclavenhandel gestatten, so müssen sie Eigenthum bekommen, sobald sie den Fuß auf Euren Boden setzen, und die Kolonisten, welche sie kaufen, müssen angehalten werden, ihnen nach drei oder sechs Jahren die Freiheit zu geben. Ihr müßt unter der Klasse der alten Sclaven von Zeit zu Zeit Freilassungen anordnen und die Mischung des Blutes wird dann das Uebrige thun. Was die Mulatten anlangt, so ist es gegen das Recht und die Klugheit, ihnen die Menschenrechte zu verweigern.“ Dumouriez mußte mit dieser Frage sich gründlich befassen, da man ihn mit 6000 Mann nach Domingo senden wollte, um dort die Ruhe wiederherzustellen. Er verlangte eine Instruction gemäß seinen Grundsätzen, namentlich daß man die Mulatten in Domingo und Martinique gleichmäßig behandle, und lehnte ab, als man ihm dies nicht zugestehen wollte; Weiße und Mulatten vereint würden leicht die Neger im Zaume halten.

In Belgien. Auch nach Belgien ward Dumouriez entsendet, um über die dortige Bewegung zu berichten — ob sie eine Bürgschaft der Kraft und der Dauer in sich trage. Aber er fand schnell heraus, daß der Congreß kein Vertrauen genieße beim Volk, daß der General, der das Heer befehlige, es mit beiden nicht ehrlich meine, und daß es der Armee an Waffen, an Kleidern, an Lebensmitteln, an Geld, an Geschütz, an Officieren und vor Allem an Zucht fehle. Frankreich könne also keinen Vortheil aus dieser Bewegung ziehen.[2])

Laporte. Durch Laporte — den Intendanten der Civilliste, einen Jugendfreund — ließ Dumouriez oft Ludwig XVI. gute Rathschläge oder Warnungen vor Gefahren zukommen. Delessart lud ihn ein, nach Paris zu kommen, weil er hörte, daß er bei Gensonné, dem Berichterstatter des diplomatischen Ausschusses, viel gelte und auf ihn einwirken könne. Dumouriez kam, hörte, was der Minister wünsche, und nicht lange währte es, so gestand Gensonné dem Minister, daß er ihn verkannt habe und daß er fortan gerechter gegen ihn sein wolle.[3]) Hocherfreut über diese Wendung, zahlte Delessart aus den geheimen Fonds die Schulden des Dumouriez, der schnell Ansehen bei den tonangebenden Männern gewann. Als Delessart der Anklage Brissots erlag, kam Dumouriez als Staatsminister an seine Stelle in Vorschlag. An Weltkenntniß, Willensstärke, an Muth, an Redegabe und als tüchtiger Soldat, war er seinem Vorgänger weit überlegen; gewandt wie Ulysses, wußte er sich in jede Lage zu schicken, wenn er nur seinen Thatendrang darin befriedigen konnte: die That war ihm das Erste, nicht das Wort, nicht das System; schwankend in seinen Grundsätzen, konnte er allen Parteien schmeicheln in der Hoffnung, sie einst zu beherrschen. Er war als Minister unschätzbar, wenn der König ihn mit fester Hand zu halten und zu leiten verstand. —

---

[1]) Dumouriez, Mémoires, II, p. 62.
[2]) Ibid.. II, p. 89—90.
[3]) Mémoires de Bertrand de Moleville, I, p. 292—94.

Der Tod König Gustavs III. und Kaiser Leopolds II.

Im gleichen Monat, da Dumouriez Minister des Aeußeren wurde, traten zwei Todesfälle ein, welche für den König und die Königin viele Hoffnungen knickten. Die Königin namentlich schmetterte die Nachricht nieder, daß am 1. März ihr Bruder, der Kaiser, einer räthselhaften Krankheit erlegen sei.

Nicht minder schmerzlich war für die Tuilerien eine andere Nachricht. Der Held, welcher von Haß gegen die Revolution und von Eifer für die Rettung der königlichen Familie glühte, König Gustav III. von Schweden, fiel in der Nacht vom 16. auf den 17. März unter den Streichen seines Adels. Eben rüstete er sich zum Feldzug gegen Frankreich. Die Stände hatte er im Jänner 1792 in Gefle versammelt, um die Finanzen zu ordnen, welche durch den letzten russischen Krieg sehr in Unordnung waren, und die Ruhe während seiner Abwesenheit zu sichern. Der Reichstag war nicht lang, nicht stürmisch. Den unzufriedenen Adel hielten die drei anderen Stände in Schranken, welche ihm sogar für die Aufhebung des Senates im Jahre 1789 dankten und ihm damit gern das Recht über Frieden und Krieg zuerkannten. Alle vier Stände sprachen ihm ihren Dank aus für seine Sorgfalt um die Erziehung des Kronprinzen, der in Gegenwart der Stände geprüft wurde — gleichsam als Kind der Nation, welche über seine Entwicklung wachte — und gut bestand und vor Freude über das Lob Thränen vergoß. Nach dem Schluß des Reichstags, 23. Februar 1792, eilte der König nach Stockholm, um die letzten Vorbereitungen zum Feldzug zu treffen, der ihm Macht und Ruhm verschaffen und den französischen Thron retten sollte.

Gustav III.

Die Stände.

Aber der grollende Adel war entschlossen, den Abenteuern Gustavs III., wie er sein Walten nannte, ein Ende zu machen und da ein Aufstand wenig Aussicht bot, beschloß er durch Meuchelmord des Königs sich zu entledigen.[1]) Ueberdies gährten schon längere Zeit revolutionäre Anschauungen in Schweden, die zum Theil einen mystischen Anstrich hatten, und war dort der Boden von geheimen Gesellschaften unterwühlt. —

Der Adel.

Je mehr der Unglaube überhandnahm, um so stärker wuchs der Aberglaube und die Neigung, durch Gesichte, durch Beschwörungen mit der Geisterwelt in Verbindung zu treten und die räthselhafte Zukunft zu erforschen. Neben den Voltairianern gab es Anhänger Swedenborgs, Mesmers, Puysegurs; neben Schülern Nikolai's und Weishaupt's, gab es Eiferer für das neue Jerusalem und die Kirche der Zukunft. Gustav III. spielte auf der einen Seite den Freigeist, auf der anderen Seite war er abergläubisch, besuchte oft eine berühmte Wahrsagerin, Fräulein Arfwedsson, und las die Zukunft im Satze des Kaffees; er bewarb sich eifrig um Aufnahme in die höheren Grade der Freimaurerei — und trug dennoch stets am Hals ein Säckchen mit Pulver, das ihn vor der Einwir-

[1]) Bouillé, für welchen der Tod des heldenmüthigen Königs der schwerste Schlag war, gibt im Kapitel 14 seiner Memoiren, p. 320—44 genaue Nachrichten.

kung der bösen Geister schützen sollte. Mit seinen beiden Brüdern, den Herzogen Karl und Friedrich, suchte er in einer Nacht beim Seher Plommenfelt die Geister um Enthüllung der Zukunft zu beschwören; doch Kerzen, Weihrauch, Waschungen, Beschwörungsformeln wirkten nicht, man hörte nur einen Lärm im Kamin, die citirten Geister erschienen nicht. Die Brüder wurden aber durch das Rasseln im Kamin so erschreckt, daß sie einander umarmten und Hilfe schworen.

Diese Neigung der Brüder wurde bekannt. Gauner suchten sie auszubeuten, Feinde durch Visionen auf eine Thronveränderung, auf den Mord des Königs die Gemüther vorzubereiten.[1]) Cagliostro sagte in Paris zu Toll, dem Vertrauten Gustavs III.: „Schreibe Deinem König, daß ich ihm geben will, wornach er Durst hat, und noch mehr. Sage aber nur ihm von diesem Wort. — Ich heiße nicht Cagliostro, ich bin nicht Graf; wer ich bin, das wird eines Tages offenbar werden." — Insbesondere suchte man den Herzog Karl gegen Gustav III. zu gewinnen. Bei einer Geisterbefragung mit einem Sieb kam 1783 die Antwort: „Der Herzog Karl wird eines Tages über Schweden regieren. Er wird Norwegen erobern. Der König wird kein hohes Alter erreichen, sondern früh eines unerwarteten Todes sterben." — Karl wurde bei einem Seher Ulfvenklou zuerst mit einem „heiligen Oele" gesalbt und hörte dann die Offenbarung: „Ich habe Dich gewählt zum Fürsten meines Volkes. — Deine Seufzer sind zum Himmel gestiegen. Du hast Dich nie vom Herrn entfernt und er wird Dirs lohnen! Kümmere Dich nicht mehr um Gustav, welcher jetzt König ist, denn ich habe ihn verworfen, weil er sich an die Welt gehalten und mich selbst verworfen hat. Auch werde ich mich rächen. Ich bin ein strenger Gott, welcher die Fehler der Eltern an den Kindern im dritten und vierten Gliede straft, doch mit Jenen, so mich fürchten, habe ich lange Erbarmen. Dreimal wurde Gustav Verzeihung angeboten, dreimal wies er sie zurück, jetzt ist die Ahndung unwiderruflich: er hat sich auf fremde Götter, auf List und Lüge verlassen" u. s. w. — Und Karl hörte diese Vision mit Befriedigung an, zumal am Schlusse gesagt wurde: „Du wirst ein großer König sein über Schweden, Norwegen wird zu Deinen Füßen liegen, bis zum weißen Stein von Rußland wirst Du Deine Macht ausdehnen!" Aehnliche Prophezeihungen vernahm damals der schwedische Gesandte in Paris. — Die vielverbreitete „Vision Karls XI."[2]) ist Nichts als Dichtung und soll dem Haß gegen den König dienen. — Thorild predigte damals in seinem Wochenblatt die Weltrepublik, die nur von Männern von Talent und Tugend geleitet werden dürfe, in der die Toleranz allgemein sein und das goldene Zeitalter kommen werde. Die französische Revolution komme von Gott, sei das größte Ereigniß zwischen der Sündfluth und dem jüngsten Gerichte. Wenn jetzt Einer, der im Besitze der Macht ist, Gott nicht gehorche und ihn betrügt, so gelte ihm der Spruch Feriendus. — Gustav III. war damit gemeint, ihm brannte der Boden unter den Füßen. Der Krieg gegen die Revolution sollte Schweden Ruhe und ihm Ruhm verschaffen. Doch Gustav sollte nicht mehr in Waffen ausziehen, denn seine Feinde beschlossen, er müsse sterben — noch vor dem Frühjahre 1792.

Verschwörung. Dieser Plan, den der zweiundsiebzigjährige General Pechlin ausgeheckt haben soll, bestand schon länger. Das Beispiel der Franzosen ermunterte zur That. Schon während des Reichstags zu Gefle lauerten die Verschworenen dem Könige

[1]) Vgl. die merkwürdigen Berichte, welche Geffroy aus schwedischen und französischen Archiven hierüber veröffentlichte. Gustave III. et la cour de France, vol. II, pag. 247—78.

[2]) Clarus hält sie in seinem Buche über Schweden für ächt.

auf — beim Jagdschloß Haga, nach der Rückkehr von der Jagd, hielten sie sich bereit, ihn zu tödten. Drei von ihnen sahen den König vom Gebüsch aus, wie er in seinem hellerleuchteten Bibliothekzimmer sich auf den Lehnstuhl niedersetzte und einschlief. Ihre Kugeln konnten ihn leicht erreichen; sie waren sicher, im Dunkel zu entkommen, denn nur einige Diener waren im Schlosse. Dennoch wagten sie nicht, einen Schlafenden zu tödten. Sie schlichen davon und gaben ihren Plan auf.[1]) Mehrmals hatten sie sich schon zum Mord entschlossen und immer entsank ihnen im entscheidenden Augenblicke der Muth und schon waren sie daran die That nicht auszuführen, als ein Zufall ihren Entschluß noch einmal befeuerte. Auf den Abend des 16. März wurde ein Maskenball angesagt, den der König auch besuchen würde. Diesmal beschlossen die Verschworenen, die Gelegenheit der Verkleidung und des Gedränges zu benutzen. Hauptmann Ankarström zog das Loos, den König zu erschießen. Gustav wurde gewarnt, den Ball nicht zu besuchen, und wenn er dies doch thue, ja das Gedränge zu vermeiden, denn das sei das Zeichen zur That. Lilienhorn, ein Mitverschworener, schrieb diesen Brief, den der König verächtlich wegwarf; entweder wollte er den König, dem er Alles verdankte, retten, ohne sich bei den Verschworenen bloßzustellen, oder er wollte ihn, da er seine Verwegenheit kannte, gerade durch die Warnung reizen, auf den Ball zu gehen. Trotzdem ihn seine Umgebung beschwor, wegzubleiben, ging Gustav III. doch voll Zuversicht auf den Ball.[2]) Bald ward er von einer Menge Masken umdrängt, die ihn von seinen Officieren abschnitten. In diesem Augenblick bekam Gustav einen Schuß von hinten in die linke Seite unter den Nieren. Schnell entfernten sich die Masken und im Saal ertönte der Ruf: „Feuer!“ Der König, der auf eine Bank niederfiel, hatte Geistesgegenwart genug, zu befehlen, sogleich die Thüren zu schließen und Jedermann zu zwingen, die Maske abzunehmen; dann wurde er in ein anstoßendes Gemach zu ärztlicher Behandlung gebracht. Neun Verschworene waren noch um ihn, die aber den Muth nicht besaßen, den Mord zu vollenden. Mit Heiterkeit redete der Verwundete zu den fremden Gesandten. Als man ihm meldete, der Mörder sei noch nicht gefunden, rief er, der kein Rachegefühl kannte: „Gott gebe, daß man ihn nicht entdecke!“

Der Maskenball. Ankarström. Warnung. Der König verwundet.

Indeß mußten alle Anwesenden die Masken abnehmen und wurden durchsucht. Nichts Verdächtiges fand sich. Der Letzte, welcher den Saal verließ, war der Mörder; ruhig nahm er die Maske ab und sagte voll Zuversicht zum Polizeibeamten: „Gegen mich, hoffe ich, können Sie keinen Verdacht haben.“ — Im Gedränge hatte Ankarström die Pistole weggeworfen, diese ward jedoch an ihm zur Verrätherin. Ein Waffenschmied erkannte sie und erklärte, er habe sie vor Kurzem an den Hauptmann Ankarström verkauft. Ruhig ließ Dieser sich verhaften und gestand sein Verbrechen, Rache wegen eines gegen ihn gefällten Urtheils und Lebensüberdruß hätten ihn zur That getrieben, die er lange in sich erwogen und für welche er von der Nation eine große Belohnung erwartet hätte; sicher habe er seinem Vaterlande einen großen Dienst erwiesen. Anfangs nahm er die That auf sich allein, erst nach einigen Tagen wurde er reuig und nannte alle Mitglieder und den Zweck: wäre der König getödtet, so wollte man sich auch der ersten Würdenträger entledigen, ihre Köpfe auf Piken, nach Art der Franzosen, durch die Stadt tragen und mit Hilfe der Artillerie, der blauen Garde und der Garde der

Ankarström verhaftet. Geständniß.

[1]) Bouillé, Mémoires, p. 331 legt ihr Zaudern in Haga der Ueberzeugung bei: croyant qu'il venait de mourir d'apoplexie. Vgl. Geffroy, l. c. II, chap. 10.

[2]) „Voyons, s'ils oseront bien me tuer“, sagte der König voll Zuversicht zum Grafen Essen.

Königin das Volk im Zaum halten oder fortreißen, des Königs Bruder, den Herzog von Südermanland, einsperren oder umbringen, sich des jungen Königs bemächtigen und ihn zur Unterzeichnung einer Verfassung zwingen, in welcher der Adel wieder seine früheren Rechte hätte. Jetzt nannte er auch den Blutpreis, der ihm für das Verbrechen ausbezahlt werden sollte, und Mitverschworene, zum Beispiel Horn. Lilienhorn gestand, daß ihn die Aussicht verführt habe, der Lafayette Schwedens zu werden und die Nationalgarde zu befehligen. Graf Ribbing hatte den Unterarm hingehalten, damit Ankarström das Pistol darauf legen und sicher treffen könne.

Plan.

Die Aerzte verstanden ihre Sache schlecht und bald zeigte sich, daß der König nicht zu retten sei; er litt große Schmerzen, doch hörte man ihn nie darüber klagen; derselbe Edelsinn, die gleiche Geistesruhe bis zur letzten Stunde! Er sprach mit seinen Freunden, mit edlen Feinden, die, empört über den Mord, sich dem König näherten, wie Fersen und Brahe, und sagte, er tröste sich über seinen Unfall, denn er habe ihn verlorene Freunde wieder finden lassen. Er vereitelte den Plan der Verschworenen, indem er noch für die Ordnung nach seinem Tode sorgte: mit 18 Jahren solle sein Sohn majorenn sein, mit 16, hoffe er, werde er sich zum König machen. Baron Armfeldt ernannte er zum Befehlshaber von Stockholm: „geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie meinem Sohne ebenso treu dienen werden wie mir." Wie ein Christ bereitete sich Gustav III. auf den Tod vor — er entschlief 29. März 1792, im 46. Jahre seines Alters. Sein Sohn, 13 Jahre alt, wurde alsbald unter dem Namen Gustav Adolf IV. zum König ausgerufen und empfing den Eid der Treue seines Oheims, des Herzogs von Südermanland, der zum Regenten und Vormund eingesetzt ward, und fast des ganzen Adels auf Grundlage der Verfassung von 1772, welche das Werk Gustavs III. war, und der Sicherheitsacte von 1789, welche den Senat abgeschafft und die Verschwörung hervorgerufen hatte. Das Volk hatte schon während der Krankheit des Königs diesen Eid in vielen Gegenden freiwillig geleistet und die Dalekarlier sich angeschickt nach Stockholm zu ziehen, um diese Verfassung aufrecht zu halten. Der junge König erweckte große Hoffnungen durch seine Festigkeit und Sparsamkeit.

Tod des Königs. Gustav Adolf IV.

So endete Gustav III. sein vielbewegtes Dasein. Er besaß einen hellen Verstand, eine reiche Einbildungskraft, ein wunderbares Gedächtniß, einen eisernen Willen, eine glühende Liebe zum Ruhm,[1] einen kühnen ritterlichen Sinn, eine hinreißende Beredsamkeit. Im Umgang war er liebenswürdig, für Freundschaft empfänglich. Sein Körper entsprach nicht der Stärke seines Geistes: er war klein, die Hüften schlecht geformt, aber das Auge war groß, schön, voll Feuer und Beweglichkeit, er glich hierin seinem Oheim Friedrich II. Schweden war zu klein für seinen Ehrgeiz; mit anderen Mitteln, an der Spitze eines mächtigeren Staates hätte er vielleicht eine welthistorische Rolle gespielt und als großer Eroberer geglänzt. Voll Sehnsucht sah er dem Frühling von 1792 entgegen, große Siege

Gustavs III. Charakter.

[1] Bouillé, Mémoires, chap. 14.

hoffte er zu erstreiten und Ludwig XVI. aus seiner bedrängten Lage zu erlösen. Wie ganz anders hätte Gustav III. in Frankreich Reformen durchgeführt und den Glanz des Thrones bewahrt, wie viel glücklicher wäre dagegen Ludwig XVI. auf dem Throne des kleinen und nach Ruhe lechzenden Schweden gewesen! — er hätte sein Volk glücklich gemacht, Gustav III. hätte die Franzosen auf ihren König stolz gemacht. Beide waren nicht am rechten Platze. Gustav besaß viele gute Eigenschaften eines wahren Königs, auch schlimme, wie die Prachtliebe eines Ludwigs XIV. Aus der Freude, mit der die Franzosen die Nachricht von seinem Tode vernahmen, ersieht man, wie wenig ungeheuchelt ihre früher zur Schau getragene Geringschätzung des Schwedenkönigs war. Sie priesen Ankarström als einen Brutus, als einen Märtyrer der Freiheit. Dieser wurde 29. April 1792 enthauptet, nachdem er vorher drei Tage mit Ruthen gepeitscht und ihm die rechte Hand abgehauen worden war. Horn und Ribbing wurden bloß zur Verbannung verurtheilt. Milde gegen die Anstifter des Königsmordes lag im Geiste der Zeit. Ankarströms Ende.

Noch schwerer wog die Nachricht vom Tode Leopolds II. Der wohlwollende, friedfertige Kaiser war jetzt entschlossen zum Krieg. „Die Nationalversammlung ist es, die uns droht, die da rüstet, die uns zum Kampfe herausfordert" — schrieb er an Friedrich Wilhelm II., mit welchem er am 7. Februar 1792 einen Vertrag abschloß, worin sich beide Theile ihre Besitzungen verbürgten und zu gegenseitiger Hilfeleistung verpflichteten.[1] Rußland, die Seemächte und Sachsen sollten zum Beitritt eingeladen werden.[2] Am 16. Februar war ein Kriegsrath in Potsdam, dem der König und der Herzog von Braunschweig beiwohnten. Man erwartete zu näheren Abmachungen Bischoffswerder in Wien: er kam am 28. Februar. Der langjährige Lenker der Schicksale Europas, der Fürst Kaunitz, empfing ihn mit dem Ausdrucke der Bestürzung und des Schmerzes in den Zügen: der Kaiser könne ihn heute nicht empfangen, er sei seit gestern unerwartet und schwer erkrankt. So war es. Die Aerzte wurden sich nicht klar über die Natur des Leidens — sie sprachen von Pleuresie und wandten Aderlässe an und täuschten sich über die Gefahr. Am 1. März um 2 Uhr verließen sie den Kranken, um 3 Uhr kam ein neuer Anfall der Krämpfe und hauchte er in den Armen der Kaiserin das Leben aus. Der Schmerzensruf: „Der Kaiser ist todt!" hallte durch die Räume der Burg, durch die Straßen der Stadt; die Bestürzung war unbeschreiblich. Die Kaiserin, umgeben von ihren Kindern, deren jüngstes erst vier Jahre alt war, stürzte dem Thronfolger, dem späteren Kaiser Franz II., zu Füßen und flehte um Schutz für die Waisen. Franz umarmte in Thränen die Mutter und versprach, allen ein Vater zu sein.[3] Leopold II. Tod Leopolds II. Franz II.

So starb Kaiser Leopold, ein friedliebender, feingebildeter Herrscher, ein Staatsmann, der die Kräfte im Leben der Staaten wohl zu ermessen verstand.

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. XII, p. 330—34.
[2]) Martens, Supplement au Recueil. II, p. 172.
[3]) So die Histoire parlem., XIII, p. 561 auf Grundlage der Berichte des Gesandten.

Charakter. Seine Glanzzeit war sein Walten im Lande der Medicer: er gab weise Gesetze, er hob Ackerbau und Handel, er baute Straßen und machte Livorno zu einem Seehafen von Rang, er begünstigte Kunst und Wissenschaft — er wurde als das Ideal eines Fürsten gepriesen. Sein Wahlspruch war: „Der Reichthum der Könige sind die Herzen der Völker!" [1]) — In der reizenden Hauptstadt am Arno, die so viel Schönes in ihren Mauern entstehen, so viel Großes geschehen sah, deren Bewohner so scharfe Augen und so scharfe Zungen haben, lebt das Andenken des guten und weisen Großherzogs Leopold noch immer in Ehren. In die schwere Aufgabe, Oesterreich zu regieren und das Reich zu leiten, hatte er sich eben hineingelebt, sich aber stets als wohlwollenden und feinen Politiker bewährt. Jetzt war er plötzlich hinweggenommen, eine Grundsäule der europäischen Gesellschaft schien gebrochen. Der melancholische Ernst, mit dem der junge Nachfolger an der Leiche des Vaters stand, hatte seinen guten Grund. Ein Weltsturm, wie ihn keiner seiner Vorfahren bestand, brauste gegen Oesterreich heran. Wird Oesterreich die Sturmfluth tapfer bestehen und, wenn sie vorüber ist, wieder reich da stehen an Siegen und Ehren und eine würdige Stellung einnehmen im Rathe der Völker? —

[1]) Opes regum corda subditorum.